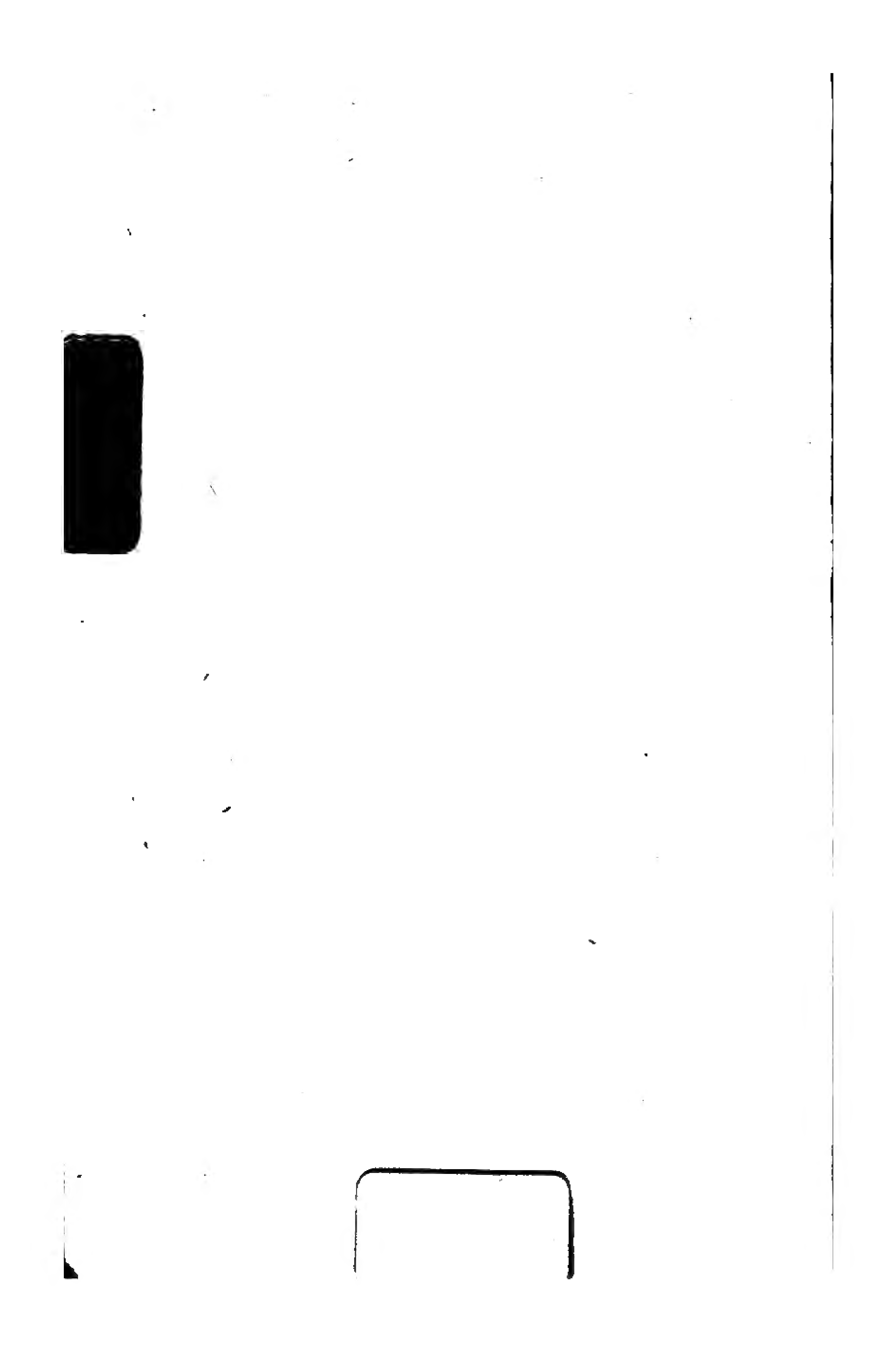


Der Alte Orient

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft

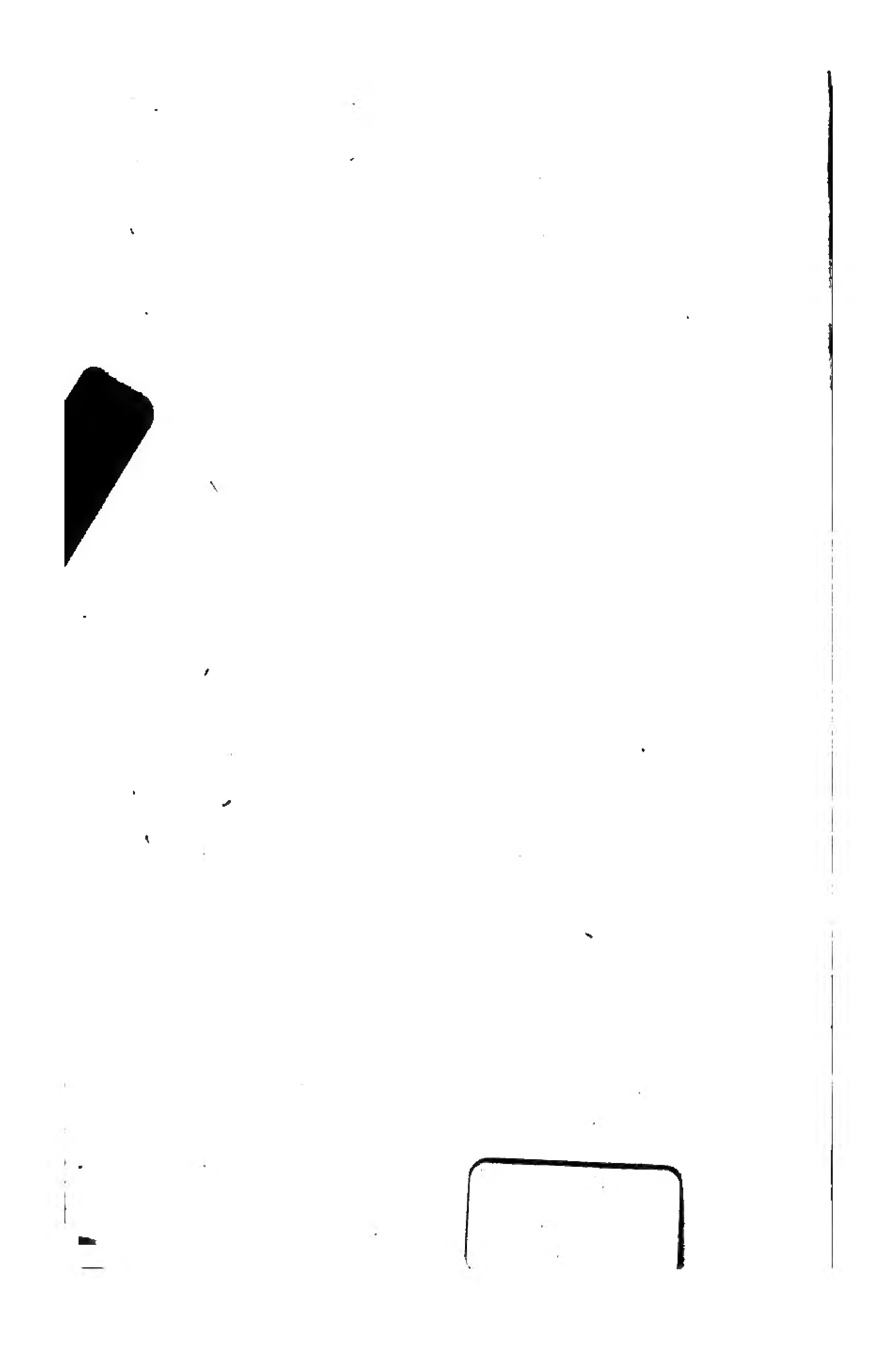
Neunter Jahrgang

1. Ulmer, Dr. Friedrich: Hammurabi, sein Land und seine Zeit. Mit 3 Abbildungen.
2. Brandenburg, Dr. Erich: Phrygien und seine Stellung im kleinasiatischen Kulturkreis. Mit 15 Abbildungen.

3/4. Hüsing, Dr. Georg: Der Zagros und seine Völker. Eine archäologisch-ethnographische Skizze. Mit 3 Kartenskizzen und 35 Abbildungen.



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1908



Der Alte Orient

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft

Neunter Jahrgang



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1908

Harr.
12-28-1922

9. Jahrgang

Preis des Jahrganges (4 Hefte) 2 M., geb. 3 M.

Der Alte Orient
Gemeinverständliche Darstellungen
herausgegeben von der
Vorderasiatischen Gesellschaft (E. V.)

Heft 1

Einzelpreis jedes Heftes 60 Pfennig

Hammurabi
sein Land und seine Zeit

Von

Dr. Friedrich Ulmer

Mit 3 Abbildungen



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1907

Die Vorderasiatische Gesellschaft (E. V.)

mit dem Sitz in Berlin

bezweckt die Förderung der vorderasiatischen Studien auf Grund der Denkmäler. Sie gibt wissenschaftliche Arbeiten ihrer Mitglieder in zwanglosen Heften als „Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft“ und gemeinverständliche Darstellungen vierteljährlich unter dem Titel „Der Alte Orient“ heraus. Ferner will die Gesellschaft die Beschaffung neuen Materials anregen und unterstützen. Die Gesellschaft zählt gegenwärtig 445 Mitglieder.

Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt 10 Mark, wofür die „Mitteilungen“ (sonst 15 M.) und „Der Alte Orient“ (sonst 2 M.) geliefert werden. — Aufnahme als Mitglied erfolgt auf einfache Anmeldung beim Schriftführer durch den Vorstand; — Zahlung der Beiträge hat im Januar an Wolf Peiser Verlag, Berlin S. 42, Brandenburgstrasse 11, zu erfolgen.

Der Vorstand besteht z. Zt. aus: Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. R. v. Kaufmann, 1. Vorsitzender, Berlin W. 62, Maassenstr. 5, Prof. Dr. M. Hartmann, 2. Vorsitzender, Hermsdorf (Mark), Dr. L. Messerschmidt, Schriftführer, Berlin N. 58, Schönhauser Allee 158c, Prof. Dr. H. Winckler, Wilmersdorf, Prof. Dr. Br. Meissner, Breslau, Lic. Dr. Alfr. Jeremias, Leipzig, Dr. F. E. Peiser, Königsberg, Dr. Freih. von Bissing, München. — Herausgeber der „Mitteilungen“: Prof. Dr. H. Winckler, Wilmersdorf b. Berlin, Bingerstr. 80, des „Alten Orient“: Derselbe und Lic. Dr. Alfr. Jeremias, Leipzig, Hauptmannstrasse 3.

Inhalt der bisher erschienenen Hefte des „Alten Orient“ (Preis 60 Pf.):

Ägypter als Krieger und Eroberer in Asien. 1903. Von W. M. Müller. (5, 1)
Altbabylonisches Recht. Mit 1 Abbildung. 1905. Von B. Meissner. (7, 1)
Amarna-Zeit. 2. Aufl. 1903. Von C. Niebuhr. (1, 2)
Arabien vor dem Islam. 2. Aufl. 1904. Von O. Weber. (3, 1)
Aramäer. 1902. Von A. Sanda. (4, 3)
Äthiopien. 1904. Von W. M. Müller. (6, 2)
Babylonische Hymnen und Gebete. 1905. Von H. Zimmern. (7, 3)
Dämonenbeschwörung bei d. Babyloniern u. Assyrern. 1906. Von O. Weber. (7, 4)
Entzifferung der Keilschrift. 1903. Von L. Messerschmidt. (5, 2)
Euphratländer und das Mittelmeer. 1905. Von H. Winckler. (7, 2)
Festungsbau im Alten Orient. Mit 15 Abb. 2. Aufl. 1903. Von A. Billerbeck. (1, 4)
Forschungsreisen i. Süd-Arabien. Mit Kartensk. u. Abb. 1907. Von O. Weber. (8, 4)
Geschichte der Stadt Babylon. 1904. Von H. Winckler. (6, 1)
Hammurabi. Sein Land und seine Zeit. Mit 3 Abb. 1907. Von F. Ulmer. (9, 1)
Hammurabis Gesetze. Mit 1 Abb. 4. erweit. Aufl. 1906. Von H. Winckler. (4, 4)
Hettiter. Mit 9 Abb. 2. erweit. Aufl. 1903. Von L. Messerschmidt. (4, 1)
Himmels- u. Weltenbild d. Babylonier. 2. erweit. Aufl. 1903. Von H. Winckler. (3, 2/3)
Hölle u. Paradies bei d. Babyloniern. 2. erweit. Aufl. 1903. Von A. Jeremias. (1, 3)
Keilschriftmedizin in Parallelen. 2. Aufl. 1904. Von Freiherr v. Oefele. (4, 2)
Magie und Zauberei im alten Ägypten. 1905. Von A. Wiedemann. (6, 4)
Ninives Wiederentdeckung. 1903. Von R. Zehnpfund. (5, 3)
Phönizier. 2. Aufl. 1903. Von W. v. Landau. (2, 4)
Phönizische Inschriften. 1907. Von W. v. Landau. (8, 3)
Phrygien. Mit 15 Abb. 1907. Von E. Brandenburg. (9, 2)
Polit. Entwicklung Babylon. u. Assyriens. 2. erw. Aufl. 1903. Von H. Winckler. (2, 1)
Sanherib, König von Assyrien. 1905. Von O. Weber. (6, 3)
Schrift u. Sprache d. alten Ägypter. Mit 3 Abb. 1907. Von W. Spiegelberg. (8, 2)
Stadtbild von Babylon. Mit 1 Abb. u. 2 Plänen. 1904. Von F. H. Weissbach. (5, 4)
Tote u. Toten-Reiche i. Glaub. d. a. Ägypter. 2. Aufl. 1902. Von A. Wiedemann. (2, 2)
Unterhaltungsliteratur d. alten Ägypter. 2. Aufl. 1903. Von A. Wiedemann. (3, 4)
Urgeschichte, Biblische u. babylon. 3. veränd. Aufl. 1903. Von H. Zimmern. (2, 3)
Völker Vorderasiens. 2. Aufl. 1903. Von H. Winckler. (1, 1)
Weltschöpfung, Babylonische. 1906. Von H. Winckler. (8, 1)

Unter den Schätzen, die seit Beginn des vorigen Jahrhunderts den Trümmerhaufen Westasiens abgerungen worden sind, findet sich eine ganze Reihe von Inschriften aus der Zeit Hammurabis, des Gründers des babylonischen Weltreiches, sowie seiner Vorgänger und Nachfolger. Seit der Wende des vierten und dritten Jahrtausends vor Christus reden Urkunden Babyloniens zu uns. Gerade in die Hammurabizeit aber eröffnen uns Kaufkontrakte, juristische Texte, dann diplomatische und verwaltungsrechtliche Korrespondenz, insbesondere des Königs großes bürgerliches Gesetzbuch, Einblick in getreuester Weise. Es ist amtlich schon damals recht viel geschrieben worden, nicht nur heute! Wenn uns die Originalschriftstücke aus damaliger Zeit erhalten blieben, so danken wir es dem Umstand, daß das Papier dieser Zeit Stein oder Ton, ihre Feder aber der Meißel war, mit dem die von den Priestern auf Stein vorgemalten Figuren und Schriftzüge ausgehauen wurden oder, wie bei dem für gewöhnlich angewandten Ton, die Schrift gleich unmittelbar aufgetragen wurde. War also schon die Herstellung eine ungleich massivere als zu unserer Zeit, so hat sie die Erde jahrtausende lang in ihrem Boden sorgsam aufbewahrt, während sich oft direkt über den Denkmälern ältester Vergangenheit neues Leben aufbaute, den altgeheiligten Boden nicht ahnend, der unter ihm lag.

Altgeheiligt ist die flache Alluvialebene, die Euphrat und Tigris in ihrem Unterlauf umschließen, und an die schon im vierten und dritten Jahrtausend vor Christus des öfteren mächtige Wellen einer gewaltigen semitischen Völkerwanderung anliefen. Dort hat sich seit eben jenen Tagen eine uns immer klarer erkennbare bedeutende Geschichte abgespielt, hat damals und früher schon der Priester von seinem Tempel aus den Gang der Sonne oder des Mondes und den Lauf der Sterne, die dort so hell und scharf leuchten, ins einzelnste verfolgt und als Träger einer hocherhabenen Religion seinem Gott, den er zu diesen Himmelskörpern in engster Beziehung wußte, Hymnen gesungen.

An der Schwelle von der vorgeschichtlichen zu der geschichtlichen Zeit steht für uns der inschriftliche Nachweis, daß auf dem Boden Babyloniens zunächst eine nichtsemitische, also auch — nach unserem Sprachgebrauch — nichtbabylonische Bevölkerung heimisch war. Von dieser ersten, uns nur dem Namen nach als Sumerer bekannten — was wir sonst noch wissen, ist vorläufig noch recht problematischer Natur — Bevölkerungsschicht überkamen die erobernd in die zwischen Euphrat und Tigris liegende Tiefebene eindringenden Semiten eine staunenswerte Erbschaft an Kunst und Kultur, in die sie aber bald hineinwuchsen, eine Erscheinung, die sich bei Völkern, die, der Kultur selbst noch relativ oder auch ganz fernstehend, plötzlich ein solches Kulturerbe antraten, fast regelmäßig wiederholte.

An einzelnen, zweifellos von der Vorschicht übernommenen Heiligtümern wickelte sich um 3000 v. Chr. ein richtiges Kleinstaatsleben ab. Jeder „Staat“ Babyloniens umfaßte nicht viel mehr als die Tempel- und Residenzstadt mit dem Königspalast und eventuell dem kronprinzlichen Palast und das nötige umliegende Feld. Die Verwaltung lag in den Händen von Priesterkönigen, Patesis. Ur mit seinem damals schon alten Mondheiligtum, Erech mit seinem Anu- und Ischtartempel, Larsa mit dem Sonnenheiligtum, Eridu mit dem Ea- und Nippur mit dem En-liltempel waren solche Städte und Staaten. Der Patesi von Lagasch, der Stadt der Göttin Mal-tum-dug, Gudea (ca. 2600 v. Chr.) ist infolge seines weitreichenden Einflusses und seiner ausgedehnten Handelsbeziehungen, von denen uns seine Inschriften berichten, zu einer markanten Erscheinung jener Zeit geworden. Das kulturelle und politische Übergewicht lag in der allerersten Zeit und dann wieder zu Gudeas Zeit im Süden Babyloniens. Dieses Übergewicht wurde auf einige Zeit völlig ausgeschaltet durch einen König der nördlich gelegenen Ischtarstadt Agade oder Akkad. Das war Schargani-schar-ali, der „mächtige König“, uns als Sargon bekannt (um 2800 v. Chr.). Seine zweifellos geschichtliche Gestalt begegnet uns in der Ausschmückung der Legende. So wurde er, wie er selbst erzählt, von einer Gott geweihten jungfräulichen Mutter — es ist dies das in Legende und Geschichte sich öfters wiederholende sogenannte Erlösermotiv, das hier in Erscheinung tritt — geboren und in einem mit Erdpech verschlossenen Schilfrohrkästchen im Flusse ausgesetzt. Von einem Wasserschöpfer gefunden und als Gärtner von diesem groß gezogen, gewann ihn Ischtar, die Göttin

von Agade, lieb und machte ihn zum Herrn über die Schwarzköpfigen, das heißt über die Menschen. (Vgl. die Mosesgeschichte.)

Geschichtlich zweifellos aber ist es ihm zum erstenmal, wenn auch nicht für lange Dauer, gelungen, Babylonien unter seiner Herrschaft politisch zu einigen. Bis ans Mittelmeer hat er Land und Leute seinem politischen und damit auch kulturellen Einfluß unterworfen. Dieser wurde sogar von seinem Sohne Naramsin, dem ersten und auch schon dem letzten Erben dieser Vormacht, auf Arabien und nördlich über den unteren Tigris hinaus ausgedehnt. Was für Ausblicke gewährt uns die festgestellte Tatsache, daß wir in den Tagen eines Sargon von Akkad (ca. 2800 v. Chr.) oder eines Gudea von Lagasch (ca. 2600 v. Chr.) in Babylonien einen Höhepunkt in politischer und kultureller Beziehung finden, wie er später auch zu den glücklichsten Zeiten nicht mehr erreicht worden ist.

Babylon, die Euphratstadt im Norden der babylonischen Ebene, volksetymologisch als „Bab-ilu = Tor, Pforte Gottes" erklärt, die später als vielgoldene, hunderttorige, ob ihrer Schönheit, ihrer Größe, ihres Reichtums hochberühmte Stadt, verdankt Sargon ihre Erneuerung und Vergrößerung. Sie ist in dieser Zeit, wie es scheint, nicht sehr hervorgetreten. Nach Naram-Sin, dessen Originalbild uns erhalten ist, ist ja auch das politische Schwergewicht wieder nach dem Süden verlegt worden. Stets neue, offenbar z. T. starke Wellen semitischer Einwanderung scheinen mit schuld daran gewesen zu sein, daß die Verhältnisse keinen allzulangen sicheren Bestand hatten. Diejenigen Könige, die gerade oben waren, legten ziemliches Gewicht darauf, daß diese ihre Stellung in ihren Titeln entsprechend zum Ausdruck gebracht werde.

Zu Bedeutung kam Babylon und mit ihm dann auch wieder der Norden Babyloniens unter den Königen, die man als erste Dynastie von Babylon bezeichnet. Sie waren nicht einheimischen Ursprungs, sondern, wie ihre Namen zu erkennen geben, aus der Heimat der semitischen Völker, Arabien, eingewandert. In dieser Dynastie hat sich das eingewanderte Element seiner Stärke und Bedeutung nach als thronfähig erwiesen. Daß sie aber nicht ganz ohne Widerspruch den Thron bestieg, beweist die Aufstellung eines Gegenkönigs, der sowohl Sumu-abi, dem ersten, wie auch Sumu-la-ilu, dem zweiten König und wohl eigentlichen genealogischen Eröffner der aus insgesamt 11 Herrschern bestehenden Dynastie[1] —

1) Die Hammurabidynastie bestand aus folgenden 11 Herrschern: Sumu-

letzterem sechs Jahre lang — zu schaffen machte. Die Zeit dieser bedeutenden Herrscherdynastie, für die eine Regierungszeit von ungefähr 300 Jahren um 2000 v. Chr. anzusetzen ist und die sich offenbar bald völlig babylonisierte, bedeutet ein goldenes Mittelalter babylonischen Altertums. Hammurabi, „Sinmuballits Sohn, Sumu-la-ilus Nachfolger", kam als 6. und als der weitaus bedeutendste König seiner Dynastie auf den Thron um 1945 und regierte 55 Jahre, nach der Jahresliste B nur 43 Jahre. Wenn wir auch den Zusammenhängen nicht näher nachgehen können, so wollen wir uns doch daran erinnern, daß wir uns jetzt in der Zeit Abrahams befinden und in Hammurabi jenen Amraphel in 1. Mos. 14 wiederfinden[1].

Von allen Königen Babyloniens genießt Hammurabi gegenwärtig den größten Ruhm, zu dem ihm namentlich sein erst vor 5 Jahren wieder aufgefundener Gesetzeskodex verholfen hat. Von seiner Jugend und seinem Privatleben wissen wir nichts, nicht einmal die Legende weiß besonderes, auch nicht über seine Jugendgeschichte, zu berichten. Dafür haben wir aber von seinem ausgedehnten öffentlichen Wirken die verlässigsten Zeugnisse. Hammurabis Zeitalter galt der Zeit eines Nebukadnezar II. (604—562), des Zerstörers der Selbständigkeit Judas, der nach wechselvollen Schicksalen und Jahrhunderte langer Schwäche Babylon nochmals an die Spitze Vorderasiens brachte, als Inbegriff alles Glanzes, aller Herrschaft, alles Glücks. So wollte man es denn auch, mit Archaisierungen z. B. der Schrift bis ins einzelnste gehend, damals eine späte Renaissance erleben lassen.

Die Verhältnisse, die jene erste Dynastie von Babylon, kurzweg Hammurabidynastie genannt, antraf, waren nicht ungünstige. Ägypten, jener große Kulturkonkurrent Babyloniens, war teils durch Kriege mit anderen Völkerschaften, teils durch tiefgreifende Reformen im Innern des Landes offenbar so beschäftigt, daß eine Hemmung von dieser Seite nicht zu erwarten war. Mit Assyrien, resp. den mesopotamischen Staaten, dem späteren, gefährlichsten Feind, war damals im Ernste noch nicht zu rechnen, übrigens wird die Stadt Assur[2] im Hammurabikodex als im

abi, Sumu-la-ilu, Zabium, Abi-Sin, Sin-muballit, Hammurabi, Samsu-iluna, Abi-eschua, Ammi-ditana, Ammi-zaduga, Samsu-ditana.

1) Näheres bei A. Jeremias, Das Alte Testament im Lichte des Alten Orients. 2. Aufl. 1906. S. 345 ff.

2) Zu Ninive siehe a. a. O. S. 271 f.

Machtbereich Hammurabis gelegen erwähnt. Anders stand es mit dem mächtigen und stetigen Gegner Babylons, mit dem nordöstlich von ihm gelegenen Elam. Elamitische Macht hat sich schon in allerfrühester Zeit in den Euphratländern recht unliebsam bemerkbar gemacht. Von elamitischem Einfluß weiß auch die Hammurabizeit recht genau zu erzählen. Nicht nur, daß der Süden Babyloniens, der zu Anfang derselben unter der Dynastie von Larsa das politische Übergewicht hatte, in Abhängigkeit von Elam stand, auch Nordbabylonien mußte zweifellos sein Joch tragen. War doch Rim-Sin, der Herrscher von Larsa, selbst Elamit und Hammurabi sein Vasall. Das Kleinstaatswesen mit all seiner Eifersüchtelei war immer noch in Blüte, bei dem sich eben in oft rasch wechselndem Geschick die Schwächeren stets eine Art Oberhoheit der jeweils Stärkeren gefallen lassen mußten. Diese nahm freilich nicht selten, namentlich in Fällen, wo es gefährlich war, den Untergebenen zu reizen, die denkbar mildeste Form an. Eine solche Form wird das Hoheitsverhältnis des Rim-Sin über Hammurabi gehabt haben. Denn aus dem Umstand, daß Babylons dynastische Chronologie mit den Königen der Hammurabidynastie überhaupt beginnt, dürfte wohl darauf geschlossen werden können, daß die Stadt schon unter den Anfängern der Dynastie zu einer gewissen Bedeutung und Selbständigkeit gekommen ist.

Rim-Sin, der König von Larsa, trug den Titel eines Herrschers im Reiche von Sumer und Akkad. Dieser, die Namen der beiden ältesten süd- und nordbabylonischen Staatsgebilde enthaltende Titel, war von jeher der Inbegriff hoher Macht. Als Hammurabi um 1945 als König „von Gottes Gnaden" auf den Thron Babylons kam, durfte er es wagen, das Joch dieser letzten südbabylonischen Dynastie abzuschütteln. Er eroberte Larsa, setzte Rim-Sin, den Elamiten, ab und Babylon, die Siegerin, längst vor Sargon gegründet, von Sumu-abi zum Sitze seines Stadtkönigtums gemacht, war unbestrittene Hauptstadt nicht nur Nordbabyloniens, in dessen Kreis sie lag, sondern Gesamtbabyloniens. Sie blieb von nun an jahrhundertelang der Mittelpunkt der Geschichte des von Hammurabi unter seinem Szepter geeinten Reiches. Ohne weiteres trat er in die Rechte und Titel des Besiegten ein — König von Babylon aber galt fortan als der stolzeste Titel. „Hammurabi, der mächtige König, der König von Babylon, der König der vier Weltgegenden, der Begründer des Landes bin ich". Der „König des Landes Sumer und Akkad",

ja „die Sonne von Babylon" nannte er sich. Er hatte aber auch ein stolzes Recht zu stolzen Titeln.

Als ein stark nationaler Zug erscheint in unserem Urteil seine Behandlung der Sprachenfrage. Bisher war nur im Norden Babyloniens, der eigentlichen Domäne Hammurabis, das Semitisch-Babylonische die offizielle Schriftsprache, im Süden war man über das Sumerische in der Schriftsprache noch nicht hinausgekommen. Das Sumerische war die Sprache der vorsemitischen Bevölkerungsschicht, war aber schon in für uns vorhistorischer Zeit zur aussterbenden, ja sogar wohl schon ausgestorbenen Sprache geworden. Sie wurde aber umsomehr als Denkmals- und insbesondere heilige Kultsprache — dem Lateinischen unseres Mittelalters gleich — jahrtausendelang gewissenhaft gepflegt, als die semitischen Babylonier in der schriftlichen Wiedergabe ihrer Sprache ganz und gar von den Sumerern abhängig waren. Sie hatten den ganzen komplizierten Schriftapparat, wie er sich aus einer ursprünglichen Bilderschrift, die sich im Laufe der Zeit zu einer ideographischen und Silbenschrift entwickelt hatte, ergab, herübergenommen, so wenig er sich auch dazu eignen mochte. Der Babylonier schrieb nie anders als sumerische Schrift, ja die Geschichte wollte es, daß diese Schrift in der Tell-el-Amarnazeit (1400 v. Chr.) den ganzen vorderen Orient, Kleinasien und Ägypten für den diplomatischen Verkehr beherrschte. Um diese Schrift schreiben zu können, mußte einem die Kenntnis von ungefähr 400 Zeichen zugemutet werden, die nun ihrerseits wieder recht vieldeutig sein konnten. Je länger nun die tote sumerische Sprache im Gebrauch blieb neben der semitisch-babylonischen Umgangssprache, desto starrer und verknöcherter wurde sie. Hammurabi verdrängte zwar das Sumerische als offizielle Schriftsprache nicht vollständig aus dem Süden, aber er verschaffte dem Babylonischen als offizieller Sprache auch dort Eingang dadurch, daß er als der erste zweisprachige Inschriften — also in sumerischer und babylonischer Sprache zugleich — für dort abfaßte.

Der babylonischen Tradition, die sich hier im Einklange mit der ägyptischen, aber im starken Gegensatz zu der späteren assyrischen befand, folgend, zeigte er wenig Neigung, sich etwa vor allem Kriegsruhm zu erwerben. Kriege scheint er mit Ausnahme etwa der Anfangszeit seiner Regierung nur da geführt zu haben, wo sie nötig waren. Dann konnte Hammurabi auch der „gewaltige Krieger", „welcher bekämpfte die vier Weltgegenden", wie er selbst sagte, sein, er ließ aber gleich durchblicken, daß es des Krieges

Zweck war, die Ruhe wieder herzustellen, damit die Untertanen in seinem Schutz in Frieden ausruhen konnten.

Während das kleine stehende Heer für die Friedenszeit nur aus Berufssoldaten, die sich in der Umgebung des Königs befanden, bestand, erfolgte für Kriege ein Volksaufgebot, dem der wehrhafte Kriegerstand sofort zu folgen hatte. Diese aufgebotene, auf den Wink des Königs sofort zu den Waffen eilende Mannschaft bildete dann mit dem stehenden Heer zusammen die Streitmacht. Wer sich im Falle des Krieges der Heerespflicht entzog, sei es auch durch Stellung eines Ersatzmannes, hatte Todesstrafe zu gewärtigen, ebenso wie der Beamte oder Vorgesetzte, der dazu behilflich war. Vielleicht bestand der eigene Kriegerstand aus Leuten aus der Heimat der Dynastie, die daher auch jedenfalls verlässig waren und sich der besonderen Fürsorge des Hofes erfreuten. Der Krieger war nämlich nicht als Besitzer des von ihm bewirtschafteten Grundes und Bodens gedacht, sondern als erblicher Inhaber eines königlichen Lehens mit besonders ausgedehntem Nießungsrecht. Der Hof gab dem Krieger nicht nur das lebende Inventar für den Stall und unter Umständen wohl auch ein kleines Betriebskapital, er ließ sich auch seine wirtschaftliche Unabhängigkeit angelegen sein. So durften Beamte oder Vorgesetzte den Krieger nicht zur Lohnarbeit vermieten oder schädigen. Ja, er wurde sogar, falls eigene Mittel und ferner Gemeindemittel nicht vorhanden waren, aus der Staats- oder Hofkasse aus der Kriegsgefangenschaft losgekauft. War ihm die Veräußerung seines Lehensbesitzes selbstverständlich strengstens untersagt, so war ihm andererseits das Recht des Erwerbs von Privatbesitz ausdrücklich eingeräumt. An massiven Waffen führte das Heer Waffen aus Holz und Bronze, Keule, Axt, Dolch und Schwert als Nahwaffen und Wurfholz, Wurflanze und Pfeile, vom Bogen geschossen, als Fernwaffen, neben welchen Steine und Feuerbrände[1] als Wurfgegenstände in Gebrauch waren. Die leichtere Bewaffnung war die Schleuder. Es ist übrigens nicht unbedeutsam, daß sogar die den Kriegerstand betreffenden Gesetze sich mehr auf dessen Rechte in der Heimat als auf die Kriegspflichten bezogen.

Hammurabi war ein Kulturkönig. Dabei ist es selbstverständlich, daß er, so sehr er sich als den Eröffner einer neuen Zeit hinstellte, nicht allenthalben Neues geschaffen, das wesentlichste

---

1) Vgl. AO. I, 4[1] S. 4.

wird er vielmehr fertig oder in Ansätzen vorgefunden, dann aber allerdings genial ausgebaut haben. In vielen Dingen, so vor allem auf dem Gebiete der Kunst und Literatur, läßt sich von einer Festlegung auf irgend eine Zeit nicht sprechen. Sie waren eben da, so lange man wußte, und erbten sich meist gleich, hier und dort ein wenig verändert, fort. Man ist daran, sich nicht darüber zu verwundern, was im Laufe der Jahrtausende geworden ist, sondern vielmehr darüber, was am Anfang unseres historischen Wissens alles schon war. Es läßt sich also in wesentlichen Punkten die Zeit Hammurabis nicht in ein, auch nicht in zwei Jahrhunderte pressen. Das gilt auch von der Religion im allgemeinen, obwohl gerade auf dem Gebiete der Theologie mit der Hammurabizeit eine neue Ära beginnt.

Soweit wir auf das Kulturleben Babyloniens zurückblicken können, ist es zur Religion in enge Beziehung gesetzt vom Leben des kleinen Mannes an bis zum ganzen Volksleben. Das ist in einem Lande, in dem die Religion ausgesprochen astralen Charakter trägt, gar nicht anders zu erwarten.

Schon die Namen, die bei den Babyloniern den Kindern bei der Geburt beigelegt wurden, tragen ausgeprägt religiösen Charakter. Sie stellen sich in der Regel als ein kurzer Satz dar, in dem meist in zwei, manchmal auch in drei Worten ein Lobpreis, eine Bitte oder eine Frage an einen Gott oder eine kurze Aussage über ihn enthalten ist, z. B. Sin-bani = Sin erschafft, oder Ischmi-Dagan = es erhörte Dagan. Das Kind war damit offenbar unter den besonderen Schutz eines bestimmten Gottes, nicht selten des Gottes, der schon dem Vater und dem Großvater Beschützer war, gestellt. Weitaus am öftesten kommt in altbabylonischen Namen der Mondgott Sin und der Sonnengott Samasch vor. Merkwürdig ist, daß wir auch dem Namen Hammurabis im zusammengesetzten Personennamen, wie Hammurabi-bani öfters begegnen. Wahrscheinlich liegt hier eine direkte Deifizierung vor, welche Annahme auch aus anderen Gründen nicht von der Hand zu weisen ist.

Ein Name wie Samasch-nasir-apli = „Samasch ist der Beschützer des Sohnes“ läßt einen Blick tun in die hohe Bedeutung, die den Namen ursprünglich beigemessen worden ist. Der Babylonier schätzte eben als Semite Kinder und insbesondere Söhne. Das Vorhandensein von Söhnen und die Würde eines pater amilias machte erst den Semiten zum geachteten Mann. Die

Familienverhältnisse waren deshalb schon in altbabylonischer Zeit ein wichtiges Gebiet gesetzgeberischer Tätigkeit gewesen.

Der Eheschluß war an eine Reihe von Bedingungen geknüpft. Ordnung war, daß der Brautsuchende nicht etwa der Heiratskandidat, sondern der Vater desselben war. Die Bezahlung des Kaufpreises, „des Mahlschatzes" an die Brauteltern bedeutete die Schließung des Verlöbnisses, zu dessen Zustandekommen die Mitgift der Braut bereits festgesetzt sein mußte, die aber der Braut resp. Frau offenbar für alle Fälle ausgemacht blieb. Durch das Verlöbnis wurde die Frau Eigentum des Mannes, blieb aber noch im Elternhause. Nach einigen gesetzlichen Bestimmungen scheint es schon zwischen Kindern zu Verlobungen gekommen zu sein, Regel war es indes nicht. Ein Zurücktreten vom Verlöbnis war unter entsprechender Entschädigung jederzeit möglich. Die Eheschließung, bei der die Braut vom Manne ein Geschenk als Morgengabe erhielt, geschah durch einen förmlichen, genauen Ehevertrag. Ohne solchen gab es, das ist im Hammurabikodex ausdrücklich ausgesprochen, keine Ehe. Mit der Eheschließung zog die Frau gewöhnlich in das Haus des Mannes. Es ist vorausgesetzt, daß eine Familie ein eigenes Haus bewohnte, dessen unbenutzte Nebenräume sie vermieten konnte. Die Ehe ist monogamisch. Es gab nur eine Frau. Die besonders hohe Wertung des Kindersegens war aber für besondere Modifikationen maßgebend. Abgesehen von dem auch im Hammurabikodex rechtlich vorgesehenem Fall von 1. Mos. 16 1 ff., wonach bei Kinderlosigkeit der Ehefrau diese ihrer Magd ein gewisses Eherecht einräumte, konnte auch im gleichen Falle, jedoch nur, wenn letzteres nicht geschah, dem Ehemann eine Nebenfrau gestattet werden, die aber ausdrücklich der Ehefrau nicht gleichstand. Auch bei Schließung einer Nebenehe war Vertrag nötig. Die Hammurabizeit räumte der Frau gegen frühere Zeit immerhin einige Rechte ein. Sie konnte eine selbständige oder mit dem Manne gemeinsame Schuldverpflichtung haben oder konnte vertragsmäßig von der Schuldverpflichtung des Ehemannes ausgenommen werden. Bei Mischehen zwischen verschiedenen Ständen blieb der Frau die Zugehörigkeit zu ihrem eventuell höheren Stande vorbehalten und genossen die Kinder die Rechte desselben. Auch das Recht der Ehescheidung stand dem Manne nicht einseitig zu, sondern auch der Frau. Die Formalität bei der Ehescheidung war im allgemeinen recht einfach, wenn auch namentlich die von der Frau vorgebrachten Gründe vor Gericht genau zu prüfen waren.

Ausdrücklich festgelegt wurde im Hammurabikodex, daß Krankheit der Frau sowenig wie Kriegsgefangenschaft des Mannes einen Grund zur Ehescheidung bilde; im letzteren Falle sah das Gesetz bei Nahrungssorgen für die Frau das Recht des Eingehens einer Zwischenehe vor, die mit dem Tag der Rückkehr des Gatten zugunsten der ersten Ehe der Frau endete. Wenn die Ehe nicht gerade wegen liederlichen Lebenswandels der Frau geschieden worden war, standen der geschiedenen Frau und insbesondere ihren Kindern, deren Erziehung ihr zufiel[1] und deren Rechte das Gericht als Vormundschaftsbehörde genauestens wahrzunehmen hatte, nicht unbedeutende vermögensrechtliche Forderungen zu, auch dann, wenn sie durch Wiederverheiratung in einen anderen Familienverband trat. Die Erwägung solcher pekuniärer Verpflichtungen wird dem Überhandnehmen von Ehescheidungen, die sonst für den Mann keine besonderen Schwierigkeiten bedeuteten, wirksam vorgebeugt haben. Der leitende Gedanke für die die Rechte der Frau wahrenden Paragraphen war der, daß sie die Mutter der Kinder, insbesondere der Söhne ist.

Ehebruch und sonstige die Ehe gefährdende Vergehen wurden vom Gesetz mit den schwersten Strafen geahndet, in der Regel mit Todesstrafe. Kinder spielten im Ehe- und Familienrecht eine ganz hervorragende Rolle. Bevorzugung eines Sohnes bezüglich des Immobiliarvermögens durch den Vater[2] im Testament war vorgesehen; das sonstige väterliche Vermögen erbten die Söhne zu gleichen Teilen. Unmündige Söhne erhielten ihr Kindesteil samt dem Mahlschatz sichergestellt. Kinder verschiedener Mütter erbten nur das väterliche Erbteil gemeinsam, Kinder einer Frau aus verschiedenen Ehen erbten die mütterliche Mitgift zu gleichen Teilen, im übrigen hatten sie ihre Erbrechtsansprüche an die leibliche Mutter resp. den leiblichen Vater. Das Erbrecht der Töchter war beschränkt. Sie erhielten Mitgift oder im Falle des Todes des Vaters in der Regel ein Kindesteil zur Nutznießung. War die Tochter eine Geweihte oder Buhldirne, welche nicht heiratsfähig waren, so erhielt sie in der Regel nur die Nutznießung ihres Mitgiftvermögens. Die Söhne einer Magd traten dem Vater gegenüber im Falle der Adoption in volle Kindesrechtsansprüche, wurden

1) Übrigens werden kleine Kinder häufig durch fremde Ammen aufgezogen. — Im Falle einer Wiederverheiratung einer Witwe teilt diese die Erziehungspflicht mit dem zweiten Manne.

2) Auch die Mutter konnte im Testament einen Lieblingssohn bevorzugen.

sie nicht adoptiert, so gingen sie beim Erbe leer aus, werden aber in der Regel ihre Freiheit bekommen haben. Töchter wurden, wie es scheint, nicht adoptiert. Das ärgste, was einem ungeratenen Sohne widerfahren konnte, war die Verstoßung aus dem Elternhaus. Die Gründe zum Vollzuge dieser Verstoßung bedurften genauester richterlicher Prüfung. Die Aufnahme von Zieh- oder Kostkindern in das Haus hat unter Umständen vermögensrechtliche Verpflichtung gegen dieselben zur Folge.

Wenn auch die Rechtsbestimmung über Mischehen das Vorkommen von Verbindungen zwischen Angehörigen zweier verschiedener Stände erkennen läßt, so wurde an den Unterschieden zwischen den Ständen doch genau festgehalten.

Als reine Sache, als Stück wurde der Sklave des Bürgerlichen angesehen. Nicht der Sklave war, falls er verletzt wurde, Empfänger einer Vergütung, sondern selbstverständlich der Herr. Der Sklave war gemarkt, doch scheint diese Markung nicht am Körper selbst vorgenommen worden zu sein, sondern etwa durch Umhängung eines Tonsiegels oder dergleichen stattgefunden zu haben. Eine gewisse Sonderstellung und Bevorzugung scheint der Staats- oder Hofsklave eingenommen zu haben, die sich auch auf die Sklaven der Freigelassenen, wohl wegen der Beziehungen dieser zum Hofe, übertragen hatte.

Nach den Bestimmungen des Strafrechts kamen nach den Sklaven die Freigelassenen an Wertschätzung. Soweit sie aus Freigelassenen des Hofes bestanden — und um solche wird es sich in der Mehrzahl gehandelt haben — scheinen sie auch sich weiterhin dem Hofe als Beamte und Hofstaat zur Verfügung gestellt zuhaben. Daraus ergab sich dann, daß der Freigelassene gesellschaftlich und bei Hofe tatsächlich ein höheres Ansehen hatte, als der Freigeborene, der dem Gesetze nach eine höhere Rangklasse bedeutete. Das war der selbständige Mann des soliden bürgerlichen Mittelstandes. Es wird vorzüglich der Stand des zünftigen Handwerks und der Landwirtschaft gewesen sein. Eine besonders hohe soziale Stellung hatten die Priester, die eine Kaste für sich bildeten, und natürlich der Hof inne. Sie waren auch mit reichlichen Privilegien ausgestattet. An der Spitze des gesamten Gemeinwesens stand der absolutistisch regierende König, jedenfalls der größte Grundbesitzer des ganzen Landes. Er hatte, wie auch die Tempel, besondere Besitztitel; Verletzung ihres Besitzes wurde in besonderer Weise geahndet. Er war König von der Götter oder auch von

Gottesgnaden. Nach der jeweils wichtigsten Tat innerhalb eines Jahres seiner Regierung wurden die einzelnen Jahre genannt. Wie der König die oberste Instanz bei allen Rechtsangelegenheiten war, so war der Krone auch das Begnadigungsrecht eingeräumt. Über alle ernsteren Begebenheiten mußten ihm die Beamten schriftlich oder mündlich, in dringenden Fällen durch Eilboten Vortrag erstatten.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes, für deren Hebung namentlich Hammurabi unermüdlich arbeitete, waren abhängig von einer möglichst starken Ausnutzung des Bodens und, nachdem diese durch fortwährende Verbesserung und Erweiterung der zu durchgreifender Bewässerung unbedingt nötigen Kanalisieruug des Landes gut ermöglicht war, günstige. Grund und Kapital war im allgemeinen in den Händen der Großgrundbesitzer und Großhändler. Der Kleinbesitzer spielte eine bescheidene Rolle. Der Großgrundbesitzer überließ seine Besitzungen — Güter, Vieh, Gärten, zu verschiedenen Teilen Pächtern, die wahrscheinlich ihrerseits wieder weiter verpachten konnten, der Großkaufmann vertraute sein Geschäft und Kapital einer Reihe von Kaufleuten an. Mit solchen Unternehmern, denen eine ziemlich große Bewegungsfreiheit eingeräumt war, kam dann erst der kleine Mann zum Handeln. Zur Ausführung der Arbeit bediente sich der pachtende Bauer — die völlig selbständigen waren wohl in der Minderheit — des Feldarbeiters, Schweitzers und Gärtners, der Herdenunternehmer des Hirtenknechts. An Vieh kam in Betracht Rind, Esel und Schaf, das Pferd war noch unbekannt. Gebaut wurde hauptsächlich Getreide, dessen Ausdreschen die Hufe des Rindes oder Esels besorgen mußten, oder Öl liefernder Sesam. Hierfür wie für die heimischen Datteln aus den Gärten war Schranne und Markt zu Babylon, für welche im allgemeinen königliche Tarife die Grundlage bildeten. Ausbreitung des Ackerbaues, Erbauung von Kornhäusern, Verbesserung der Weideverhältnisse behielt Hammurabi stets im Auge. Die Produkte heimischen Fleißes, Wolle und Teppiche, aber auch in ziemlichem Umfange die Arabiens, Elams, Syriens oder Palästinas, waren infolge des stark ausgebildeten Händlertums, das offenbar nicht allzulange nach Hammurabi Kaufhäuser allergrößten Stils schuf, zu Babylon marktfähig, die Schiffahrt stand im Dienste des Handels. Der Händler bedurfte in gewissen Fällen eines königlichen Passes als Legitimation.

Für ein Handelswesen von so großem Umfange war das

Vorhandensein einfacher Tauschmittel eine Notwendigkeit. So haben wir neben Zahlungen an Produkten, insbesondere an Getreide auch solche an Geld. Dabei ist allerdings noch nicht an eigentliches geprägtes Geld zu denken, sondern an Stücke von Edelmetall, die zum Teil einen Wertstempel trugen und aufgewogen wurden. Das Geldmetall schlechthin war das Silber. Daß man mit Geld recht wohl umzugehen wußte, ersehen wir daraus, daß Zinsberechnungen eine große Rolle bei den Kapitalsentleihern spielten. Das Geldwesen beruhte wie das Maß- und Gewichtswesen auf dem Sexagesimalsystem. Zur Regelung des Brief- und Postverkehrs, dessen ein Geschäfts- und Beamtenstaat auch zu Hammurabis Zeit nicht entraten konnte, diente ein ausgebildetes Postbotenwesen für den Fern- und Nahverkehr, für besonders wichtige Besorgungen gab es Eilboten. In späterer Zeit benutzte man sogar zu Mitteilungen rein privater, ganz alltäglicher Natur die Post. In nicht seltenen Fällen bekam der tönerne Brief auch sein tönernes Kuvert, das mit der Anschrift des Empfängers versehen war und von diesem zerbrochen werden mußte.

Alle Verhältnisse weisen darauf hin, daß sich das Hauptleben in der Stadt abspielte, woselbst alle Fäden zusammen liefen. Hier war auch der Nährboden des zünftigen Handwerks. An solchen selbständigen zünftigen Handwerkern sind u. a. genannt Töpfer, Schneider, Zimmermann, Seiler, Maurer. Die Spinnerei war von Frauen betrieben worden. Die verschiedenen Zünfte oder Innungen hatten sich besondere Götter als Schutzpatrone gewählt, ein Brauch, den wir heute noch in katholischen Gegenden in der Wahl von besonderen Schutzheiligen wiederfinden. Neben den Töpfereien, Ziegeleien und Webereien finden wir als mehr kunstgewerbsartige Betriebe Metall- und Edelsteinarbeitereien, da für die Weihinschriften nicht nur Kalkstein, sondern auch Türkis, Achat, Lapislazuli zur Verwendung kam, ferner Siegelstechereien — hatte doch schon Sargon sein allerhöchstes Insiegel, das er seinen Erlassen aufdrückte. Bronzehandwerkszeuge und Feuerstein spielten in den handwerklichen Betrieben ihre große Rolle.

Als Gewerbetreibender kam der Arzt in Betracht, dessen Kunst als eine recht handwerksmäßige eingeschätzt wurde. Operationen nahm er mit dem Operationsmesser aus Bronze vor. Für das Mißlingen einer Operation wurde er in sehr weitgehender Weise haftbar gemacht: es wurden ihm unter Umständen die Hände abgehauen. Neben dem Arzt waren Gewerbetreibende der Tierarzt,

der sich schon damals an operative Eingriffe heranwagte, der Scherer oder Barbier und die in einem wesentlich höheren Ansehen stehenden Baumeister und Schiffsbaumeister. Letztere erhalten für ihre geleistete Arbeit nicht eigentlich einen Lohn, sondern Honorar. Dazu gab es allenthalben Tagelöhner. Diese werden wohl zum Teil nicht in eigenen Häusern gewohnt haben, sondern bei anderen in Miete. Von seiten des Vermieters konnte ein Mietsvertrag jederzeit ohne weiteres gegen Rückersatz des nicht abgewohnten Mietzinses gelöst werden, die Mieter werden also in keinem besonderen Ansehen gestanden haben. Hammurabi hat übrigens für den Tagelöhner wie für den Handwerker gesetzliche Lohntarife aufgestellt.

Die Frau war die naturgemäße Bewirtschafterin des Hauses, die Gattin und Mutter. Soweit sie nicht Sklavin oder Magd war, genoß sie eine nicht eben ungeachtete Stellung im Familienverbande sowohl wie vor Gericht. Jede Frau, die nicht zum Heiraten kam, scheint einen Beruf ergriffen zu haben, sei es im Dienste des Tempels, sei es als öffentliche Buhldirne, die — sehr im Gegensatz zu unserer Anschauung — damals durchaus nicht allgemeiner Verachtung preisgegeben war. Vielleicht hat sich dies öffentliche Buhldirnengewerbe, das im Gesetz ganz ruhig neben den anderen genannt wird, von dem Tempeldirnenwesen differenziert, sodaß daraus die immerhin achtbare Stellung desselben erklärlich würde. Ein Beruf zweifelhafter Güte, der damals den Frauen eingeräumt war, war die Bewirtschaftung der Schankwirtschaften. Diese scheinen eine Art Bordelle gewesen zu sein, in denen sich allerlei Gesindel, auch politische Verbrecher, herumtrieb, sodaß die Polizei ein scharfes Auge auf diese Schankwirtschaften haben mußte. Der König säuberte denn auch das Land, so gut als möglich, von Banditen und Wegelagerern. Zudem trieb er staatliche Armenpflege und hielt es für wichtig genug, gesetzmäßig zu bestimmen, daß Gefangene menschlich zu behandeln seien, wenn auch die Motive hierzu wahrscheinlich nicht allzu hoch zu werten sind.

Eigentliche bewußte Kunst gab es in Babylonien nicht. Es gab wohl, wie wir etwa beim Baumeister oder Schiffsbaumeister gesehen haben, eine Höherschätzung gewisser Berufe, aber so wenig es eine Grenze gab zwischen Gewerbe und Kunstgewerbe, so wenig gab es eine zwischen Handwerk und Kunst in unserem Sinne. Auch die praktisch angewandte Wissenschaft in Bau und Konstruktion wurde nicht als solche in besonderer Weise gewürdigt.

Bauten großen Stils, etwa Paläste oder Tempel, wurden stets

ornamental ausgeschmückt. Ihre Vorbilder waren in der Regel ein himmlischer Bau, der im Traum oder in der Vision geschaut und dann nachgebildet wurde. „Grundrißzeichnungen“ zu solchen Bauten haben wir aus der ältesten Zeit. Wasserleitungen, zu deren Bau Röhren, Knie- und „T“stücke aus Terrakotta verwendet wurden, wurden längs eines unterirdischen eigens dazu gegrabenen Ganges gelegt, sodaß namentlich Reparaturen sich einfacher gestalteten als dies bei mancher Wasserleitungsanlage heutzutage der Fall ist. Dem Kanalbau war unausgesetzt, wie wir schon bemerkt haben, das Augenmerk der Herrscher zugewendet, da ja ausgiebige Bewässerung für die Landwirtschaft eine Lebensfrage war. Hammurabi registriert denn auch unter seinen Taten den Bau eines Kanals, des „Hammurabikanals“[1]. Die Baumeister jener Zeit mußten tüchtige Architekten, Konstrukteure und Ingenieure gewesen sein. Übrigens geht aus allem hervor, daß zu jenen Zeiten, gerade auch zur Zeit Hammurabis, eine so rege Bautätigkeit geherrscht hat, daß es an entsprechenden Aufträgen nicht gefehlt hat. Er renovierte, vergrößerte, verschönerte Tempel und Städte seines Gebietes, baute zum Teil oder ganz vom Feinde verwüstete, darunter Assur, wieder auf, ihnen mit der Kopie ihres geraubten Stadtgottbildes ihr Stadtrecht wiedergebend, er befestigte Städte.

Auch an solchen Aufträgen, deren Ausführung wir heute unter dem Gesichtspunkt der Kunst würdigen, fehlte es in Altbabylonien nicht. Gerade auf diesem Gebiete ist ein goldenes Zeitalter längst vor Hammurabi zu Ende gegangen, eine Höhe, die in späteren Jahrhunderten niemals mehr, auch zur Hammurabizeit nicht, erreicht worden ist. Es ist das Zeitalter etwa eines Gudea (ca. 2600 v. Chr.), von dem auch Hammurabi zehrt. Aber Kunst haben wir längst schon zuvor. Aus dem vierten Jahrtausend oder noch früher, also aus sumerischer Zeit, ist uns ein Marmorkopf eines Sumerers erhalten, der bei den Ausgrabungen in Nippur gefunden wurde und der uns in seiner Ausführung ein beredtes Zeugnis ältester hoher Kunst ablegt. Haar und Bart ist, nach der Sitte dieses Volkes, rasiert, Augenhaare und Augenlider sind durch eingelegtes Silber, die Pupille durch braunen Stein, das Weiße des Auges durch Muschel wiedergegeben[2]. Ein weiterer hervorragender Kunstzeuge jener alten Tage ist ein Bronzekopf einer Ziege mit gewun-

1) So in der sog. Louvre-Inschrift I, vgl. ferner die Datenliste.

2) Siehe: H. V. Hilprecht, die Ausgrabungen im Beltempel zu Nippur. 1903. S. 66 f.

Besonders bei zwei Fassaden, dem sogenannten Gordiosgrabe und bei der Fassade Arezastis, ist die Giebelkonstruktion vollkommen naturalistisch dargestellt, mit Luken, an denen noch die Riegel deutlich erkennbar sind. Vorn in der Fassade befindet sich meistens eine Scheintür, hinter ihr ist aber keine Grabkammer sichtbar; dieser Umstand hat Zweifel erregt, ob wir es hier auch tatsächlich mit Gräbern zu tun haben und nicht nur mit Kennotaphien oder mit Kultstätten. Nach der Beschreibung der einzelnen Fassaden werden wir auf diese Frage etwas näher eingehen und dann finden, daß es sich hier tatsächlich um Gräber handelt, vor denen allerdings auch Kulthandlungen vorgenommen worden sind. Doch war dies nur eine sekundäre Erscheinung.

Um das Auftauchen dieser neuen Form zu verstehen, müssen wir einen kleinen Abstecher nach Paphlagonien machen und die dortigen Fassaden in Erwägung ziehen, die einen großen Einfluß auf die phrygischen ausgeübt haben, was auch mit der rein historischen Tradition, die wir von diesen Völkern haben, nicht im Widerspruch steht.

In Paphlagonien finden sich nämlich Gräber, die aus einer oder mehreren Kammern bestehen, welche in den Felsen gemeißelt sind. An diesen sind ebenfalls noch in den lebenden Fels eingemeißelt, Vorhallen angebracht, die nach außen hin durch Säulen gestützt werden. Über diesen Säulen ist dann meistens an der äußeren Felsoberfläche als architektonischer Schmuck ein Giebel angebracht[1]. In diesen Giebel sind dann zur Verzierung noch Tierfiguren eingemeißelt. Diese Grabfassaden mit dahinter liegender Grabkammer sind natürlich auch Imitationen der Wohnungen des Lebenden und haben, wie der Giebel beweist, Beziehungen zur Holzarchitektur. Ähnliches findet sich auch auf einem assyrischen Relief aus Armenien, das die Erstürmung eines Tempels darstellt. Denn diese Gräber, die sich über diese ganze Gegend zerstreut vorfinden, wie auch in den Nachbargebieten und deren westlichstes im Pursaktale, nur wenige Meter von der östlichsten phrygischen Fassade, die mit Quadratmustern verziert ist, liegt, sind, da die ehemaligen Bewohner ja Hettiter waren, ohne Frage unter deren kulturellem Einflusse entstanden.

---

1) R. Leonhard, paphlagonische Denkmäler, Schles. Ges. f. vaterl. Kultur 80. Jahresbericht 1903.

Wir wissen nun nicht, welche Völkerströmungen oder welche politischen Einflüsse, welche Moden, kann man vielleicht sagen, diese Art der Fassaden in das phrygische Zentrum gebracht haben. Da, wie eben erwähnt, zwei dieser verschiedenen Fassaden direkt nebeneinander liegen, so ist eine genaue Grenze weder zeitlich noch örtlich zu ziehen. Es ist vielleicht nicht unmöglich, daß die Vorherrschaft von Chatti über die hettitischen Staaten zeitweilig auf die Völkerschaften übergegangen ist, deren politisches Zentrum zugleich das der bildlichen Fassaden war und daß man infolgedessen dann die politischen Vorgänger imitierte. Sei dem wie es sei, wir finden plötzlich in Phrygien Imitationen von großen Holzbauten als Grabfassaden verwendet. Es sind dies fünf Fassaden, die gleich der Reihe nach besprochen werden sollen.

Dem Alter nach ist wahrscheinlich Arslankaja die älteste, dann Maltasch, ferner das Midasgrab, die Fassade Arezastis und endlich, dicht beim Midasgrab am Nordabhange der Midasstadt das sogenannte Gordiosgrab, das unvollendet geblieben ist. Die Benennungen kommen her: Arslankaja, auf deutsch Löwenfels, ist wegen der Löwendarstellungen von den Türken so genannt worden; Maltasch, wörtlich übersetzt der Schatzstein, weil der dahinterliegende Schacht wohl zu Schatzgräbereien Veranlassung gegeben hat. Das Midasgrab und Arezastis hat man in der Kunstgeschichte so genannt, weil beide Namen in den an diesen Fassaden angebrachten Inschriften vorkommen. Die Bezeichnung Gordiosgrab ist eigentlich eine ganz willkürliche, gewissermaßen als Pendant zum Midasgrab, weil der Sage nach die phrygischen Könige abwechselnd Midas und Gordios hießen. Irgendeine faktische Begründung dafür liegt nicht vor.

Beginnen wir jetzt mit der Detailbeschreibung der einzelnen Fassaden: Arslankaja ist ein frei stehender Fels, der sich schroff aus der Ebene erhebt und schon von weitem her sichtbar ist (Abb. 7). Die Vorderfront ist mit einem Mäandermuster verziert, dessen System wegen der großen Verwitterung leider nicht mehr genau feststellbar ist. Seitlich ist dieses Mäandermuster von 2 Bändern hochkant gestellter Quadrate eingefaßt, die die Giebelpfosten darstellen sollen. Darüber befindet sich ein Giebel mit weit ausladendem hornförmig gebogenem Akroter, naturalistisch dargestellter Giebelstütze und zu beiden Seiten derselben 2 Sphingen, genau in derselben Art, wie sie in Paphlagonien an einem Giebel vorkommen. Die Tür ist der des Holzhauses nachgebildet, hinter dem Türrahmen sehen wir

des Königs der Gerechtigkeit aufgestellt." Und wieder „der Bedrückte soll vor mein Bildnis ... kommen, meine kostbaren Worte vernehmen, ... sein Recht soll er finden, sein Herz froh machen (so daß er sagt): Hammurabi ist ein Herr, der wie ein Vater für die Untertanen ist ... und Wohlbefinden den Untertanen für immerdar geschaffen und das Land hat er in Ordnung versetzt." In der Tat edle Regierungsgrundsätze eines Herrschers vor 4000 Jahren.

Mit seinen kostbaren Worten meinte der König aber sein Gesetzbuch, das uns unter dem schnell geläufig gewordenen Namen Hammurabikodex bekannt geworden ist[1]. Man hat sich unter dieser Gesetzessammlung nicht etwa ein vollständiges Originalwerk vorzustellen, sie hat vielmehr den Abschluß einer längeren Rechtsentwicklung bedeutet, aus der wir in den aus der Zeit vor Hammurabi stammenden, drakonischeren sogenannten sumerischen Familiengesetzen ein Glied besitzen. Andererseits ist aber auch nicht anzunehmen, daß ein Hammurabi vorgefundene Gesetze einfach reproduziert hätte. Er wird zweifellos dem Werke den Stempel seines Geistes, entsprechend seinem persönlichen Rechtsgefühl, aufgedrückt haben. Schon mit der bloßen Kodifizierung hätte er sich aber den Dank der Nachwelt verdient. Denn nichts gewährt uns einen tieferen und unmittelbareren Einblick in die bedeutende Kultur und in die Gesamtverhältnisse Babyloniens vor beinahe 4000 Jahren als einmal die Tatsache einer derartig genauen Rechtskodifizierung selbst und dann die Kenntnis der in den einzelnen Gesetzesparagraphen sich widerspiegelnden Zustände. So ist der Hammurabikodex eine der bedeutendsten Urkunden Altbabyloniens, damit aber, als ältestes Gesetzbuch, der ganzen Menschheit geworden.

Die Säule, die denselben enthält, wurde bei den französischen Ausgrabungen in drei Stücken 1901 und 1902 in Susa gefunden, wohin sie durch den König von Elam, Schutruk-Nahunte (um 1100 v. Chr.) nach einem Eroberungszug nach Babylonien gebracht worden war. Ihr ursprünglicher Standort war der uralte Sonnentempel Ebabbara zu Sippar, in welcher Stadt nach Mitteilung des babylonischen Priesters und Geschichtsschreibers Berosus (300 v. Chr.), dem wir eine Menge zuverlässiger Nachrichten aus der Geschichte Babyloniens verdanken, die göttlichen Offenbarungen

1) Dieses Gesetzbuch ist u. a. in ausgezeichneter Übersetzung zugänglich gemacht in: Die Gesetze Hammurabis in Umschrift und Übersetzung, herausgegeben von Hugo Winckler, 1904, siehe auch von demselben: Die Gesetze Hammurabis, Königs von Babylon. 4. Aufl. 1906.

über Anfang, Mitte und Ende der Dinge vor der Sintflut begraben und darnach wiedergefunden wurden. Sie mißt 2,25 m in der Höhe, von denen 65 cm auf die Darstellung kommen, wie Hammurabi vom Sonnengott die Gesetze erhält, 60 cm in der Breite, 1,65 m oben, 1,50 m unten im Umfang. Die Schrift läuft, auch bezüglich der Richtung der Schriftzeichen, von oben nach unten, wie auch bei den in Telloh gefundenen Statuen. Während auf Tontafeln gewöhnlich und in späterer Zeit auch auf

Bildnis Hammurabis.

Stein allgemein von links nach rechts geschrieben wurde, ist auf altbabylonischen Siegelzylindern und Statuen die Schrift von oben nach unten neben der anderen angewendet worden. Es ist anzunehmen, daß der Kodex — und zwar höchstwahrscheinlich in duplo — im Tempel als offizielles Dokument der Gesetzgebung Aufstellung gefunden hatte, während die Publikation des Reichsgesetzes auf Tontafeln an die Beamten- resp. Priesterschaft geschah. Für die Zeit der Geltung des Kodex sind derartige Vervielfältigungen noch nicht gefunden worden. Wenn sich aber aus späterer Zeit,

in der der Kodex schon außer Geltung war[1], solche Abschriften, so in der Bibliothek Assurbanipals[2], vorgefunden haben, so ergibt sich daraus, welch hohe rechtsgeschichtliche Bedeutung ihm zuerkannt wurde. Sogar eine assyrische Ausgabe des altbabylonischen Reichsgesetzbuches ist uns aus späterer Zeit durch die genannte Bibliothek bekannt geworden.. Trotz all der reichlichen Flüche, die Hammurabi nach allgemeiner Gepflogenheit in ausnehmender Breite am Schlusse seines Gesetzes dem zuwendete, der sich an dem Stein und an den Gesetzen irgendwie verginge, etwa das Denkmal änderte oder des Königs Namen ausmeißelte und dafür seinen Namen eintrüge, ist der Stein dem Schicksale so vieler nicht entgangen, daß nämlich der Eroberer, hier der obengenannte Schutruk-Nahunte, einige Zeilen ausmeißeln ließ, um an dieser Stelle einen Eroberungsvermerk oder ähnliches anzubringen. Solche palimpsestartige Behandlung erschwert in vielen Fällen das Verständnis einer Inschrift. Auf dem Hammurabikodex ist die ausgemeißelte Stelle — wohl zufällig — ganz frei geblieben.

Wenn man für diese Lücke 34 Paragraphen rechnet, so ergibt eine Einteilung des Gesetzes im ganzen 282 Paragraphen, denen eine ausführliche Einleitung und ein ebensolcher Schluß beigefügt ist. Einer straffen Zusammenfassung und Ordnung nach bestimmten Gesichtspunkten entbehrt es, ja, in der Anführung einzelner Strafbestimmungen weist es sogar eine gewisse Unbeholfenheit oder Umständlichkeit auf, die man bei Hammurabi nicht vermutet, und die den von J. Jeremias[3] ausgesprochenen Gedanken, daß es sich bei dieser Gesetzessammlung weniger um abstrakte Gesetze, als um wirkliche, typische Fälle aus der Rechtspraxis handle, nahe legt.

Für jede Handlung, die auch nur den kleinsten Rechtsanspruch begründet, für Kauf und Verkauf gilt Vertragsschluß und Gegenwart von Zeugen als unerläßlich. Kaufverträge und juristische Erkenntnisse, wie solche aus der Hammurabizeit in großen Mengen gefunden worden sind, wurden stets in duplo ausgefertigt. Die vom Schreiber geschriebene Urkunde wurde vom Notar beglaubigt.

Auch Bezahlungen hatten gegen Quittungsausfertigung vor Zeugen zu geschehen. Selbstverständlich war bei Aufnahme einer

1) Das läßt sich gegenwärtig allerdings erst für eine späte Zeit — etwa nach 1000 v. Chr. — nachweisen.

2) Siehe S. 35.

3) Moses und Hammurabi von Dr. Johannes Jeremias, Leipzig 1903, S. 12 Anm. 1.

Schuld die Ausstellung eines Schuldscheines unerläßlich. Ohne die angegebenen Ausweise wurden vor Gericht anhängig gemachte Klagen von vornherein abgewiesen. Kam der Schuldner seinen Verpflichtungen nicht nach, so drohte ihm Schuldhaft oder Schuldsklaverei, die auf die ganze Familie ausgedehnt werden konnte, aber im vierten Jahre erlosch. Auch Pfändung war gestattet, doch war sie namentlich hinsichtlich unentbehrlicher landwirtschaftlicher Gegenstände beschränkt. Für den Fall einer Mißernte war übrigens dem Schuldner die Zinszahlung für das laufende Jahr erlassen.

Dem unveräußerlichen Lehensgut[1], dessen Nutznießung auf einen Sohn vererbt werden konnte, stand der Eigenbesitz gegenüber, den sich der Freie, aber auch der Staatssklave erwerben konnte. Dem Lehensmann war es möglich, sich zu seinem Lehen privates Vermögen zu erwerben, über das er frei verfügen konnte. Bei Abwesenheit im Kriege oder sonst war Deponierung des Vermögens bei einem anderen unter Vertragsschluß vorgesehen. Mietvertragsverhältnisse konnten eingegangen werden in der Form einer Sach- oder Dienstmiete, daneben gab es ein Pachtverhältnis, dem das Gesetz besondere Aufmerksamkeit widmete. Feld konnte gegen festen Pachtschilling oder gegen Ertragsanteil verpachtet werden. Für Schaden, der dem Besitzer durch Faulheit oder Nachlässigkeit des Pächters erwuchs, war der Pächter haftbar, als Maßstab der Schadenberechnung wurde der Ertrag des regulär angebauten Nachbargrundstückes angenommen. Aus der Urbarmachung eines Grundes erwuchs dem Pächter Vorteil.

Für den Fall, daß sich einer benachteiligt glaubte, stand ihm der Prozeßweg offen, er konnte seinen Schaden vor Gott verfolgen. Das Gerichtsverfahren geschah wohl im Namen des Königs. Der Gerichtsplatz, auf dem die Beteiligten zu erscheinen hatten, war stets in der Nähe des Tempels, meist am Tor desselben, manchmal im Tempel selbst. Richter waren Priester, ihnen standen Gerichtsbeamte, Beisitzer als Zeugen zur Seite. Auf Unbestechlichkeit und Unparteilichkeit der Richter und strenge Durchführung der Prozeßordnung seitens derselben wurde ausdrücklichst unter Ansetzung hoher Strafen gesehen. Es wurden sowohl Belastungs- als Entlastungszeugen, zu deren Beibringung ein Termin bis zu sechs Monaten

1) Wurde ein solches Lehensgut dennoch widerrechtlich durch einen Kontrakt veräußert, so wurde die Urkunde „zerbrochen", also vernichtet und damit für ungiltig erklärt.

gewährt werden konnte, gehört und zum Schwur gebracht. Kläger wie Beklagter konnten zum Eide, der in einer kurzen Formel bestand und von unbedingter Beweiskraft war, zugelassen werden. Mit der Fällung der Entscheidung und der schriftlichen Ausfertigung des Urteils war der Prozeß zu Ende, es war jedoch den Parteien die Anfechtung des Urteils vorbehalten. Geschah die Anfechtungsklage grundlos, so verfiel der das Urteil Anfechtende einer Anfechtungsstrafe. In besonderen Fällen hatte man zum Ordale gegriffen. Letzte Instanz in Rechtssachen war der König. Seine unmittelbare Anrufung oder auch die Einreichung eines Begnadigungsgesuches an ihn war möglich.

Von besonderem Interesse ist das Strafrecht bei Hammurabi, da wir ihm eine Reihe wichtiger ethischer Grundsätze der damaligen Zeit am besten entnehmen können. Da tritt uns denn zunächst entgegen, daß die Strafe rein menschlich durch das Vergehen am Nebenmenschen begründet und in allen Fällen als eine mit der ausgesprochenen Rechtsstrafe sich erschöpfende gedacht ist. Es kommt also weder der Gedanke, daß eine Missetat auch ein Unrecht gegen die Götter involviere, noch der, daß auch deren Strafen zu den gerichtlichen kämen, zum Ausdruck. Das Gesetz Hammurabis ist im Gegensatz zur Thora[1] auf rein menschliche Grundsätze aufgebaut. Eine religiöse Grundlage fehlt; denn sein Kampf gegen die im Volke heimische Zauberei ist sicher nicht aus religiösen Motiven, sondern aus Aufklärungstendenzen[2] herzuleiten. Bestimmend war für die Gesetzgebung der angerichtete Schade. So wenig nach dem Vorhandensein eines subjektiven Schuldgefühls gefragt wurde, so wenig wurde der bösen Lust oder Absicht (vgl. 9. u. 10. Gebot) irgend Rechnung getragen. Besitz war eine rein rechtliche Größe; so hatte man dem Besitz des Nächsten wie ihm selbst gegenüber nur rechtlich feststellbare, nicht aber moralische Pflichten; Nächstenliebe ist dem Gesetze fremd, selbst die aus demselben sprechende Humanität, die sich etwa in der Fürsorge für Gefangene offenbart, geht auf den Gesichtspunkt des Besitzes hinaus.

Eigentumsvergehen — wozu auch die Hehlerei gerechnet wurde — wurden denn auch verhältnismäßig am schwersten, nämlich in der Regel mit dem Tode des Diebes bestraft. Übrigens ist bei

1) Ein genauerer Vergleich zwischen beiden bei Joh. Jeremias, a. a. O. S. 30 ff.

2) Joh. Jeremias, a. a. O. S. 40.

allen Strafen die Annahme nicht von der Hand zu weisen, daß nicht in allen Fällen mit der ganzen Strenge des Gesetzes vorgegangen wurde, so haben wir ein Beispiel, daß gegen einen Dieb nicht auf Todesstrafe erkannt wurde, obwohl das Gesetz dieselbe vorschrieb.

Im allgemeinen ist beim Strafrecht als wesentlicher Vorzug anzuerkennen, daß die Rache aus demselben so gut wie verbannt wurde. Das ist allerdings in einem Rechtsstaat gar nicht anders zu erwarten. Der Strafvollzug war an das Vorhergehen eines ordentlichen Gerichtsverfahrens unbedingt gebunden. Nur in zwei Fällen, wenn nämlich jemand bei einem Raub oder beim Diebstahl während eines Brandes auf frischer Tat ertappt wurde, durfte Lynchjustiz geübt werden.

Grundsatz im Strafrecht war die Talion, die Wiedervergeltung und zwar in der nach dem Vergehen genauest bemessenen Form. Das biblische Schade um Schade, Auge um Auge, Zahn um Zahn (3. Mos. 24. 20.) finden wir ins einzelnste spezialisiert. In einzelnen Fällen konnte jedoch der Grundsatz unbedingter Talion eine Milderung in Form der Bezahlung eines Bußgeldes erfahren.

Als strafbare Handlungen wurden neben dem Vergehen an fremdem Eigentum angesehen Religionsvergehen (Zauberei und Tempeldiebstahl), Pietätsverletzung gegen die Eltern, Blutschande, Verbrechen gegen das Leben, die Gesundheit und die Ehre (Verleumdung und Beleidigung wurde ganz besonders hart bestraft) des Nächsten, außerdem die schon genannten Prozeßvergehen (Bestechlichkeit oder Rechtsbeugung). Todesstrafe wurde sehr häufig — 34 mal — vorgesehen. Sie wurde gewöhnlich wohl durch Köpfung, in besonderen Fällen aber dadurch vollzogen, daß der Delinquent ins Feuer oder ins Wasser geworfen wurde. Besonders entehrend war die Pfählung, wohl auch die Verscharrung eines hingerichteten Missetäters am Tatorte. Bei Körperstrafen galt als Grundsatz die Vernichtung des verbrecherischen Gliedes. So wurden die Zunge oder das Auge ausgerissen, das Ohr abgeschnitten, die Hände abgehauen, einer verbrecherischen Amme die Brüste abgeschnitten. Stirnmarkung (durch Einschnitte) und öffentliche Prügelstrafe galten als entehrend, in den älteren sumerischen Familiengesetzen ist das öffentliche Herumführen eines wegen Pietätlosigkeit gegen die Mutter Gemarkten als Ehrenstrafe angeführt. Die Mutter stand übrigens in der Wertschätzung dem Vater nicht gleich, obwohl das Gesetz Hammurabis einen Fortschritt bedeutete.

Vergehen gegen die Familie oder gegen die Familiensitte hatten unter Umständen Verstoßung aus der Familie, und in schwereren Fällen aus dem Burgfrieden der Stadt zur Folge. Auch die Verstoßung aus der Gemeinde konnte erfolgen. Während derjenige, der auf öffentlichen Aufruf hin einen entlaufenen Sklaven, den er in sein Haus aufgenommen hat, nicht heraus gab, bei Entdeckung sein Leben verwirkte, bekam der, welcher einen entronnenen Sklaven aufgriff, eine Prämie von 2 Sekel Silber.

Einem sehr modernen feinen Rechtsempfinden entsprechen die Bestimmungen über Haftpflicht. Für den durch direkte Verschuldung oder durch Fahrlässigkeit hervorgerufenen Schaden wurde der Ursächer zum Schadenersatz herangezogen. So erwuchsen begründete Haftpflichtansprüche bei verschuldeten Damm- und Wasserschäden, bei sich aus Nachlässigkeit des Pächters ergebenden sonstigen Schäden im landwirtschaftlichen Betrieb, bei Schwindelbauten und Untergang eines Schiffes durch Verschulden des Schiffsführers, bei Vernachlässigung und fahrlässiger oder verschuldeter Tötung eines gemieteten Tieres, endlich bei dem Schaden, der aus dem Außerachtlassen der nötigen Vorsichtsmaßregeln bei stößigen Ochsen erwuchs. Verletzungen am deponierten oder kreditierten Kapital fielen unter sehr ausgedehnte Haftpflichtbestimmungen. Ausgenommen von der Haftpflicht war der Hirte, resp. Herdenunternehmer, falls ein Herdentier von einem wilden Tier — man mußte mit dem Einbruch etwa von Löwen rechnen — zerrissen wurde oder auf natürliche Weise zu Grunde ging, der Handlungsreisende im Falle einer Beraubung, wie ja auch der Pächter nach ähnlichem Grundsatz im Falle einer Mißernte für das betreffende Jahr zinsfrei war.

Hammurabi war sich wohl bewußt, mit der Edierung dieses Gesetzes eine bedeutende Tat getan zu haben. Er hatte seine Worte „wohl überlegt". „Hammurabi, der König der Gerechtigkeit, dem Schamasch das Recht geschenkt hat, bin ich." „Meine Worte sind wohl überlegt, meine Weisheit hat nicht ihresgleichen." „Den Hohen zu erniedrigen, den Stolzen zu demütigen, den Hochmut auszutreiben, . . . das Recht des Landes zu sprechen, die Streitfragen zu entscheiden, die Schäden zu heilen" ist das Gesetz erlassen. So galt es wie alle seine Taten der Wohlfahrt seines Landes, und weil er in seinem Innersten davon überzeugt war, so sollte es denn auch für alle Zeiten gelten. Wenn er sich das Gesetz ausdrücklich von Schamasch, dem Sonnengott, dem großen

Richter von Himmel und Erde, geben ließ, so folgte er damit offenbar einem orientalischen Gebrauch, vielleicht um dem Gesetze leichter Eingang zu verschaffen. Denn der Zusammenhang zwischen dem Gotte und dem Gesetze selbst war ein recht äußerlicher, der König ließ sich von rein juristischen Gesichtspunkten leiten und betrachtete das Gesetz als sein eigenstes Werk.

Die Geltung dieses Gesetzes erstreckte sich auf das ganze Land. Das konnte er durchsetzen, da er eine musterhafte Landesverwaltung eingeführt hatte. Mit seiner ganzen Beamtenschaft im Lande hin und her verband ihn eine eifrige Korrespondenz, auch mit seinen Vasallen, sodaß er allezeit von den Vorkommnissen im Lande genauestens unterrichtet war. Zur Überwachung der Einhaltung der Rechte und Pflichten der Einzelnen an die Gesamtheit, wobei neben dem Familienverband der Stadt- und Gemeinde- oder Bezirksverband in Betracht kam, war ein Bezirksamtmann bestellt. Die Gemeinde hatte die Pflicht, ihre Angehörigen zu erhalten und eventuell für sie einzutreten. Neben diesem Bezirksamtmann gab es den vom König ernannten Bezirksbeamten oder Präfekten, dessen Tätigkeit auf dem politischen Gebiete lag. Allgemeine Bekanntmachungen scheinen durch öffentliches Ausrufen erfolgt zu sein.

Es ist nicht uninteressant, daß uns die sog. sumerischen Familiengesetze nicht in der Form einer Gesetzesurkunde, sondern auf einer Übungstafel für den Schulunterricht zur Erlernung der sumerischen Sprache, und zwar speziell der sum. Formeln und Zitate in den Kontrakttafeln[1], erhalten sind. Dieser Umstand beweist uns neben anderen Zeugnissen, zum Teil aus der Zeit längst vor Hammurabi, daß man in Babylonien seit den Anfängen einen ganz vorzüglich entwickelten Schulbetrieb hatte und daß man in dieser Schule auf das Studium des Rechtes großes Gewicht legte.

Die alte Schule stand in enger Beziehung zum Tempel. Waren ja doch die Träger und Überlieferer all dessen, was Wissenschaft hieß, allein die Priester, außerdem waren die Schulen als Priesterschulen dazu bestimmt, für den Dienst im Tempel und an der Wissenschaft neue Kräfte heranzubilden. Die Schreibkunst lag ganz in den Händen der Priester, das Richteramt war dem Priester übertragen, über den Schatz mathematischer, astronomischer und astrologischer Kenntnisse verfügte er allein. Und die Priester hatten

1) Siehe Hommel, Geschichte Babyloniens und Assyriens S. 386 f.

es namentlich auf dem Gebiete der Astronomie zu bewunderswerten Kenntnissen schon in ältester Zeit gebracht. Eine ganze Reihe von Übungstafeln, auf denen besser und schwächer begabte Schüler sich im Schreiben, Zeichnen und Rechnen in den verschiedenen Spezies versuchten, gewährt uns einen oft ergötzlichen Einblick in den Elementarunterricht der alten Priesterschule. Die höheren Wissenschaften waren neben der Rechtskunde Mathematik, Geometrie, Kosmologie, Astronomie und Astrologie, endlich die für den eigentlichen Priesterberuf unerläßlichen, vielseitigen Kenntnisse in der Wissenschaft der Religion, der höheren Religion sowohl wie der Volksreligion. Religion resp. Theologie war ja doch schließlich die elementarste Wissenschaft. In allen anderen Wissenschaftsgebieten, insbesondere in Astronomie und Astrologie, fanden sich lebhafte Beziehungen zur Religion. Babyloniens Religion, die in ihrer höheren, reinen Schicht höchst wahrscheinlich semitisch-chaldäischen Ursprungs ist, trug durchaus astralen Charakter. Nicht als ob Sonne oder Mond oder die Gestirne selbst die Götter gewesen wären, der alte Babylonier sah in ihnen nur die äußere Erscheinungsform des persönlich gedachten Gottes. Dabei ist der überall durchscheinende Grundgedanke bei allen Vorgängen am Himmel und im Weltenraume der der Entsprechung aller Erscheinungen. So entspricht sich der Kreislauf der Gestirne, der Kreislauf der Sonne dem des Mondes, die Erde und ihr Geschehen der himmlischen Welt und ihrem Geschehen. Das himmlische All ist nach Winckler eingeteilt in den Himmelsozean, das himmlische Erdreich (Tierkreis) und den Nordhimmel, das irdische All in den Ozean, die Erde und den Lufthimmel. Bei dem irdischen All handelt es sich um eine Weltemanation aus der Urflut, der schon in früherer Zeit Weltemanationen vorhergegangen sind. Der wesentlichste Teil des himmlischen Alls ist der Tierkreis, der den großen Gestirnen, den Dolmetschern der Götter, als Weg dient. Ihre göttliche Bedeutung kommt den Sternen nicht an sich, sondern in ihrer jeweiligen Stellung im Tierkreise zu[1]. Nur so erklärt sich z. B. die besondere Wirksamkeit der Sonne bezüglich der Jahres- und Tageszeiten. Nachdem die wesentlichsten Veränderungserscheinungen als mit Sonne und Mond in Zusammenhang stehend beobachtet wurden, ging die Gestirnbeobachtung von diesen beiden aus und brachte es bezüglich aller einschlägigen Berechnungen zu höchst bemerkens-

---

1) Siehe AO. VIII, 1 S. 5 ff.

werten Erkenntnissen. So blieb begreiflicherweise der Umstand, daß die Frühlingssonne nach 3000 v. Chr. aus dem Zeichen der Zwillinge in das des Stieres trat, den Astronomen Altbabyloniens nicht verborgen. Das Stierzeitalter war das Zeitalter, in das Babyloniens Blüte unter der Hammurabidynastie fiel.

Dieser Umstand war, nachdem die Mythologie im engsten Zusammenhange mit den Vorgängen am Himmel stand, von weittragendster Bedeutung für die Mythologie. Da diese aber naturgemäß langsamer den Veränderungen am Himmel folgte, läßt sich die Umbildung der theologischen Anschauung nicht für die Zeit des Eintritts des Stierzeitalters, sondern erst für die Zeit der Hammurabidynastie feststellen.

Dieser Übergang bedeutete auch, um darauf zuvor hinzuweisen, der Präzession entsprechend, gegen das frühere Zeitalter die Verlegung des Jahresanfangs um einen Monat nach rückwärts und überhaupt eine Kalenderreform. Die Feststellung des Kalenders war eine wichtige staatliche Angelegenheit. Zur Zählung der Zeitabschnitte wurden Tonkegel in der Form eines Nagels in die Tempelwand gesteckt. Der Babylonier rechnete nach Mondjahren mit 6 Doppelmonaten resp. 12 Monaten zu 30 Tagen. Zum Ausgleich mit dem zweifellos bekannten Sonnenjahr wurden von Zeit zu Zeit Schaltmonate eingefügt. Jahresbeginn war das Frühjahrsfest. Der Tag wurde in 12 Doppelstunden[1] eingeteilt mit je 60 Doppelminuten. 5 Tage gaben eine Woche, 72 Fünferwochen also ein Mondjahr. Neben der durchrollenden Fünferwoche war auch die Siebenerwoche nicht unbekannt. Die Berechnung des Kalenders lag natürlich den Priestern ob. In den Kaufkontrakten aus der Hammurabizeit finden wir, daß die Rechnung nach dem Kalender zu den Selbstverständlichkeiten gehörte. Gleichzeitig mit den Monatsnamen wurden die Jahre nach einem besonderen Jahresereignis in der Regierung des Königs angegeben. (s. S. 14.)

Die mit dem veränderten Himmelsbild in Zusammenhang stehende Umgestaltung der altbabylonischen Theologie gab sich kund in dem starken Hervortreten Marduks zur Zeit Hammurabis. Ursprünglich gab es Stadtkulte, deren älteste nachweisbare in den einzelnen Städten den Regenten des Tierkreises: Sin (Mondgott), Scha-

---

1) Winckler weist AO. III, 2/3 S. 16 darauf hin, daß sich die Doppelstunde in der Einteilung der Zifferblätter unserer Uhren erhalten hat.

masch (Sonnengott) und Ischtar (Göttin des Venussterns, die Himmelskönigin, die göttliche Jungfrau, die Muttergöttin) galten. Ihnen traten nach dem eben erwähnten Gesetz der Entsprechung als oberste Göttertrias, der allerdings schon eine ältere Trias voraufgegangen war, Anu, der Gott des Himmelsozeans, der Vater der Götter, Bel, der Herr des Luftreiches und der alte Nationalgott Babyloniens, Ea, der Herr der Erde und der aus der Wassertiefe kommenden Quellen wie auch des Ozeans an die Seite. Neben den drei schon genannten Planeten kamen die Planeten Jupiter, Merkur, Mars, Saturn als Dolmetscher und Erscheinungen der Gottheiten Marduk, Nebo, Ninib und Nergal in Betracht. Reichliche Differenzierungen der Gottheiten, so etwa des Sonnengottes in einen Gott der Frühlings- und Morgensonne, der Herbstsonne, der Sommer- und der Wintersonne, ließen sich die Theologen, vielleicht nicht ganz ohne Einfluß der unter der Hammurabidynastie neu einströmenden Völkerwelle, angelegen sein. Dadurch wurde das altbabylonische Pantheon in einer so reichlichen Weise bevölkert, daß es ohne Kenntnis des astralen Schlüssels einer Erklärung spottete. Für die Systematisierung der Götterwelt kam als förderlich in Betracht das Überwiegen eines Stadtkönigtums über die anderen und damit auch das Überwiegen des betreffenden Stadtgottes. Diesem Umstand auch in der Göttergenealogie Rechnung zu tragen, beeilte sich die offizielle Hoftheologie natürlich stets. So kann es nicht wunder nehmen, wenn wir einerseits verschiedenen Göttergenealogien begegnen, andererseits auch wieder Identifizierungen des Stadtgottes mit dem jeweils dominierenden Gott, oder doch Übertragungen wesentlicher Eigenschaften von dem einen auf den anderen. So ist Marduk zur Hammurabizeit zum prävalierenden Gott geworden. Gerade bei ihm, der ursprünglich der einfache Lokalgott von Babylon war, sehen wir deutlich, wie er, der wachsenden Bedeutung der Residenz entsprechend, mehr und mehr die glänzenden Eigenschaften der anderen Götter von der Priesterschaft Babels übertragen bekam. In der Göttergenealogie durch Übertragung vom Marduk Eridus als Sohn des Ea angeführt, mit dem ihn die Theologie in engem idealem Sohnesverhältnis verbunden sein ließ, überkam er die Stellung des Königs der Götter von Anu, die des Herrn der Länder von Bel, die des Weisen unter den Göttern von Ea, er wird zum Schöpfer der Welt und der Menschen. Schließlich eignen Marduk, dem König Himmels und der Erde, wesentliche Erlösereigenschaften, er liebt es,

der Barmherzige, von den Toten zu erwecken und Gebete zu erhören. Ihm gilt ein Hymnus, dem folgende Sätze entnommen seien[1]:

Dein Name ist überall im Munde der Menschen glückbringend.
Marduk, großer Herr, auf dein erhabenes Gebot
Möge ich gesund und heil sein und so deine Gottheit verehren;
Wie ich es wünsche, möge ich es erlangen.
Lege Wahrheit in meinen Mund,
Laß gute Gedanken in meinem Herzen sein .....
Gewähre doch Anrufen, Anhören und Erhören;
Das Wort, womit ich anrufe, werde, sowie ich anrufe, erhört!
Marduk, großer Herr, schenke mir Leben;
Leben meiner Seele befiehl!
Vor dir fröhlich zu wandeln, daran möge ich mich sättigen! ...

An solchen Götterhymnen und Gebeten, in denen uns diese erhabene Priesterreligion als von den Priestern praktisch gepflegt entgegentritt, haben wir eine reichhaltige Literatur. Sie sind zum Teile uralt und haben sich in den meisten Fällen zum mindesten ihrem Gerippe nach während der ganzen Zeit babylonischer Religion unverändert in Gebrauch erhalten, bei den Gottesdiensten resp. Götterfesten wurden sie vom Priester rezitiert. Am bekanntesten ist der getragene, schöne Hymnus an den Mondgott Sin im Ur (AO. VII, 3 S. 11 f.) geworden. In manchen dieser Hymnen tritt eine stark henotheistische Anschauung zu Tage, von direktem Monotheismus zu reden gibt uns jedoch keine Phase babylonischer Religion das Recht.

Tieferes Verständnis scheint das Volk dieser Religion der Gelehrten nur da entgegengebracht zu haben, wo es sich um den Kultus der Götter der beiden Hauptgestirne handelte. Von der Sonne hing der ackerbautreibende Babylonier ab, der Mond war der Hort des nomadisierenden und viehzüchtenden Teils der Bevölkerung. Dabei trug erstere mit ihrem Auslöschen des Lichtes der anderen Gestirne Unterwelts-, der Mond Oberweltscharakter. Das wesentliche aller übrigen theologischen Erkenntnisse ist dem Volk in Mysterien und an Sinnenfälliges anknüpfenden Festen dargeboten worden. Im Opfer, das in der Religion eine große Rolle spielte, zahlte das Volk dieser Theologenreligion gerne Tribut. Auch in den Klage- und Bußpsalmen, deren etliche lebhaft an die

1) Siehe AO. VII, 3. 16, und Weber, Die Literatur der Babylonier und Assyrer, Leipzig 1907, S. 182.

alttestamentlichen Psalmen erinnern, keiner aber ihnen an religiöser Tiefe gleichkommt, haben wir noch Zeugnisse von der Auswirkung dieser Religion im Volk. Bußpsalmen sind uns in Monolog- und Dialogform (Dialog zwischen Priester und Büßenden) erhalten. Während in der Gesetzgebung des Hammurabi ein subjektives Schuldgefühl und der Gedanke einer Verletzung Gottes ganz fehlt, sehen wir aus diesen Bußspalmen, daß dem Babylonier beides nicht fremd war.

Doch beweist der Bußspiegel, den wir in Beschwörungstexten haben, die z. T. aus ältester Zeit stammen, daß die sittliche Erkenntnis mehr in die Breite als in die Tiefe gegangen war. Ein zu sühnendes Unrecht, Sünde waren ein rituelles Vergehen, wie mit ungewaschenen Händen bei Gott schwören oder die Benutzung von Gebrauchsgegenständen eines Gebannten, ein sittliches Vergehen, eine Pietätsverletzung gegen Eltern und ältere Geschwister, Säen von Zwietracht zwischen Verwandten und Freunden, widerrechtliches Festhalten von Gefangenen, Lüge, Betrug, Heuchelei, Schädigung von Leib, Ehre, Gut des Nächsten, Schädigung Unschuldiger, Verbreitung von Unlauterem, Schädigung des Rufes der Heimatstadt, Zurückbehalten eines gelobten Weihegeschenkes.

Opfergaben wurden in ihrer Höhe vom König, so auch von Hammurabi, für die einzelnen Götter festgesetzt. Daß Hammurabi selbst die Religion nicht als etwas Innerliches, sondern — wenigstens offiziell — als eine zu erfüllende Pflicht recht äußerlich aufgefaßt hat, davon gibt uns sein Gesetzeskodex Aufschluß. Er hatte in demselben für jeden etwas übrig; Marduk, sein Herr, gab ihm die Regierung, Bel die Menschen, Schamasch das Recht, Beltis verschaffte seinen Wünschen gütiges Gehör, Zarpanit war seine Herrin, Dagon sein Erzeuger, aber auch zu Adad betete er mit Erfolg, ja er ehrte schlechthin alle Götter. Religiös zu werten ist seine Fürsorge für den Tempel, er weihte neue und wiederhergestellte ein, schützte und mehrte die Tempelschätze. Innerhalb seiner Gesetzesparagraphen ist nur eine einzige religiöse Angelegenheit, aber, wie schon erwähnt, nicht um der Religion willen, behandelt. Das ist die von ihm durchs Gesetz bekämpfte Zauberei.

Das konnte aber nichts anderes bedeuten, als „Kulturkampf", der zwar schon von einem Gudea offenbar ohne nennenswerten Erfolg geführt worden ist. Denn so erhaben und trotz der scheinbar verwirrenden Menge der Pantheonsbewohner sinnreich die Religion Altbabyloniens war, so bedenklich sah es um die Volksreligion

— ein von den Babyloniern angetretenes sumerisches Erbe — aus. Das Volk lebte unter dem Banne der Dämonen. Da war der böse Alu und der böse Gallu oder gar der Inbegriff alles Bösen, „die bösen Sieben". Ihre Schrecken bringt folgende Schilderung zum Bewußtsein (AO. VII, 4 S. 15):

„Sieben sind sie, sieben sind sie! In der Tiefe des Ozeans, sieben sind sie! Lagernd im Himmel, sieben sind sie! In der Tiefe des Ozeans, in einer Behausung wuchsen sie heran. Nicht männlich sind sie, nicht weiblich sind sie. Sie, vernichtende Wirbelwinde sind sie. Ein Weib haben sie nicht genommen, Kinder haben sie nicht gezeugt. Schonung und Mitleid kennen sie nicht, Gebet und Flehen hören sie nicht, Rosse, die im Gebirge aufgewachsen sind, sind sie. Sie sind die feindlichen Gewalten des Ea, die Thronträger der Götter sind sie. Den Steig zu zerstören, treten sie auf die Straße. Böse sind sie, böse sind sie! Sieben sind sie, sieben sind sie, zweimal sieben sind sie!"

Bedenken wir, daß auch Krankheiten, so die Kopfkrankheit, Fieber und Pest durch Dämonen erregt werden, und daß der böse Blick der Hexe oder Zauberin tiefes Unheil hervorbringen kann, so werden wir die Furcht des Volkes, die ein nicht zu unterschätzender Teil seiner Religion war, recht wohl verstehen. Diese zu beruhigen und den Zauber oder die Wirkung des Dämons unschädlich zu machen, dazu war der Beschwörungspriester da, der nach langem, ausführlichen Beschwörungsritual, in dem auch die oben angeführte Aufzählung der Sündenmöglichkeiten jedesmal ihre Rolle hatte, die Entzauberung vorzunehmen hatte. Neben dem Beschwörer war der Wahrsagepriester von großer Bedeutung. Die Priesterschaft war ja überhaupt in eine nicht ganz kleine Anzahl von Klassen eingeteilt, deren Glieder alle miteinander zweifellos die gleiche Qualifikation zum Priesterstand nachweisen mußten. Diese erstreckte sich auf Herkunft aus priesterlicher Familie und Fehlen eines körperlichen Gebrechens. Ihre Kleidung war allgemein geregelt. Die Wahrsagung durch den Wahrsagepriester geschah aus dem Lauf der Gestirne, aus den Eingeweiden der Opfertiere, insbesondere den Lebern der Opferschafe, aus Vogelflug und Träumen, aus Öl, das in eine mit Wasser gefüllte Schale gegossen wurde. Die Ominaliteratur, welche von solchen Beobachtungen und Deutungen handelt, ist überaus zahlreich. Unter Umständen konnte sogar der Geist eines Toten befragt werden; ein eigener Totenbeschwörungspriester war dazu bestellt.

Der Tod selbst spielte in dem religiösen Leben keine wesentliche Rolle. Während die Sumerer ihre Toten verbrannten, wurden sie bei den Babyloniern in Tonsärgen in Reihengräbern beerdigt. Entbehrte ein Verstorbener der Beerdigung, so war seinem Totengeist die Ruhe im Totenreich versagt, er mußte unstät umherirren. Waren die Hinterbliebenen nicht eifrig in der Versorgung des Toten mit Speise und Trank, so mußte der Totengeist in der Unterwelt darben. Dieses Reich der Toten war in der Erde mit dem Eingang im Westen derselben gedacht. Es war ein finsterer Ort voll Erdstaub, der die Nahrung der Toten war. Ein Vorzug der in der Schlacht Gefallenen war der Genuß klaren Wassers im Totenreich. Herrscherin in demselben war Erischkigal, ihr Gemahl Nergal. Auch die Götter mußten zeitweise sterben und ins Totenreich steigen. Hammurabi ließ das Grab der Sonnengöttin Ai zu Sippar mit Grün, der Farbe der Auferstehung, anstreichen. Auferstehung gab es in Babylonien nur für Götter, für die Menschen läßt sich ein Auferstehungsglaube nicht feststellen. Bemerkenswert ist, daß in altbabylonischer Zeit — für später läßt sich das nicht mehr nachweisen — die Könige bereits bei ihren Lebzeiten, besonders aber nach ihrem Tode, als Götter betrachtet, das heißt in der Weise der Götter verehrt wurden, ihren Statuen wurde geopfert (s. S. 10).

So wenig wie die Kunst und Religion ist in Babylonien die Literatur[1] in ihren einzelnen Erzeugnissen zeitlich festzulegen. Dazu fehlt ihr eine Grundbedingung, der persönliche Charakter. Der Autor eines Werkes tritt vollständig zurück, von dem Augenblick seines Daseins an ist es Gemeingut. Im wesentlichen darf bei der Frage nach den literarischen Erzeugnissen auf die vorstehenden Ausführungen zurückgewiesen werden, sie sind nichts anderem als der gleichzeitigen oder früheren und späteren Literatur entnommen. Als gleichzeitige Literaturerzeugnisse eines Regenten haben in der Hauptsache dessen historische und verwaltungsrechtliche Inschriften, Kaufkontrakte, Briefe, Weihinschriften zu gelten. Die lyrische, epische und sonstige religiöse Literatur ist im wesentlichen in einer Zeit vor Hammurabi geschaffen worden und zu dessen Zeit schon traditionelles Gut geworden. Hat sich ein Nabonassar von Babylonien (747—734 v. Chr.), zu dessen Zeit un-

1) Über die Literatur Babyloniens orientiert vorzüglich die kürzlich erschienene Schrift Otto Webers, „Die Literatur der Babylonier und Assyrer" (Leipzig 1907, VIII u. 312 S.).

gefähr ein neues astronomisches Zeitalter (das des Widders) begann und der als bewußter Anfänger einer neuen Zeit eine abermalige Kalenderreform durchführte, geringen Dank der Nachwelt dadurch verdient, daß er, um den Beginn der neuen Ära nachdrücklichst zu dokumentieren, die historischen Urkunden, die seine Vorgänger betrafen, zerbrechen lassen wollte und z. T. zerbrach, so wissen wir einem Assurbanipal, einem der letzten assyrischen Herrscher (668—626 v. Chr.), desto größeren Dank (s. betr. Berosus S. 21). Das wichtigste aus dem Schatze babylonischer Literatur — auch literarisches Material aus der Hammurabizeit — hat er in königlichem edlem Sammeleifer im Original oder in Abschrift in einer Bibliothek in seinem Palaste zu Ninive, unweit des heutigen Kujundschik, der Nachwelt aufbewahrt. Ihr Bestand, der anfangs der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts aufgefunden wurde, erzählt uns mit dem Hammurabikodex und den Funden in den Tempelbibliotheken von Babyloniens altem Glanze, altem Glauben, alter Weisheit.

Literatur.

King, L. W., The letters and inscriptions of Hammurabi King of Babylon, 3 vols. London 1900. (Vol. III: English Translations etc.)

Morgan, J. de, Délégation en Perse, Mémoires, tome IV: Textes Élamites-Sémitiques, 2. série par V. Scheil, Paris 1902, darin p. 11—162 (und pl. 4—15), die heute noch grundlegende Editio princeps des „Code des lois (droit privé) de Hammurabi."

Johns, C. H. W., A marriage contract from the Chabour: Proc. Bibl. Arch. Soc. XXIX (1907), p. 177—184. Dort Rev. 30 die älteste Form des Namens des Hammurabi, nämlich Ḫa-am-mû-ra-bi-iḫ d. i. ʻAmmurabiḫ „der Oheim (— abnehmende Mond) ist weit" (vgl. arabisch rabigh, râfiḫ, râfigh).

King, L. W., Studies in Eastern history II. III = Chronicles concerning early Babylonian Kings I. II. London (Luzac) 1907 (ausgegeben Ende Juli 1907), darin der definitive Nachweis, daß auf die Dyn. A von Babel unmittelbar die Kassitendyn. (Dyn. C) folgte (bereits von Fr. Hommel in verschiedenen Werken postuliert), also Hammurabich c. 1945—1900!

(Die übrige Literatur wurde schon in den Anmerkungen notiert.)

Inhalt.

9. Jahrgang

Preis des Jahrganges (4 Hefte) 2 M., geb. 3 M.

Der Alte Orient
Gemeinverständliche Darstellungen
herausgegeben von der
Vorderasiatischen Gesellschaft (E. V.)

Heft 2

Einzelpreis jedes Heftes 60 Pfennig

Phrygien

und seine Stellung im kleinasiatischen Kulturkreis

Von

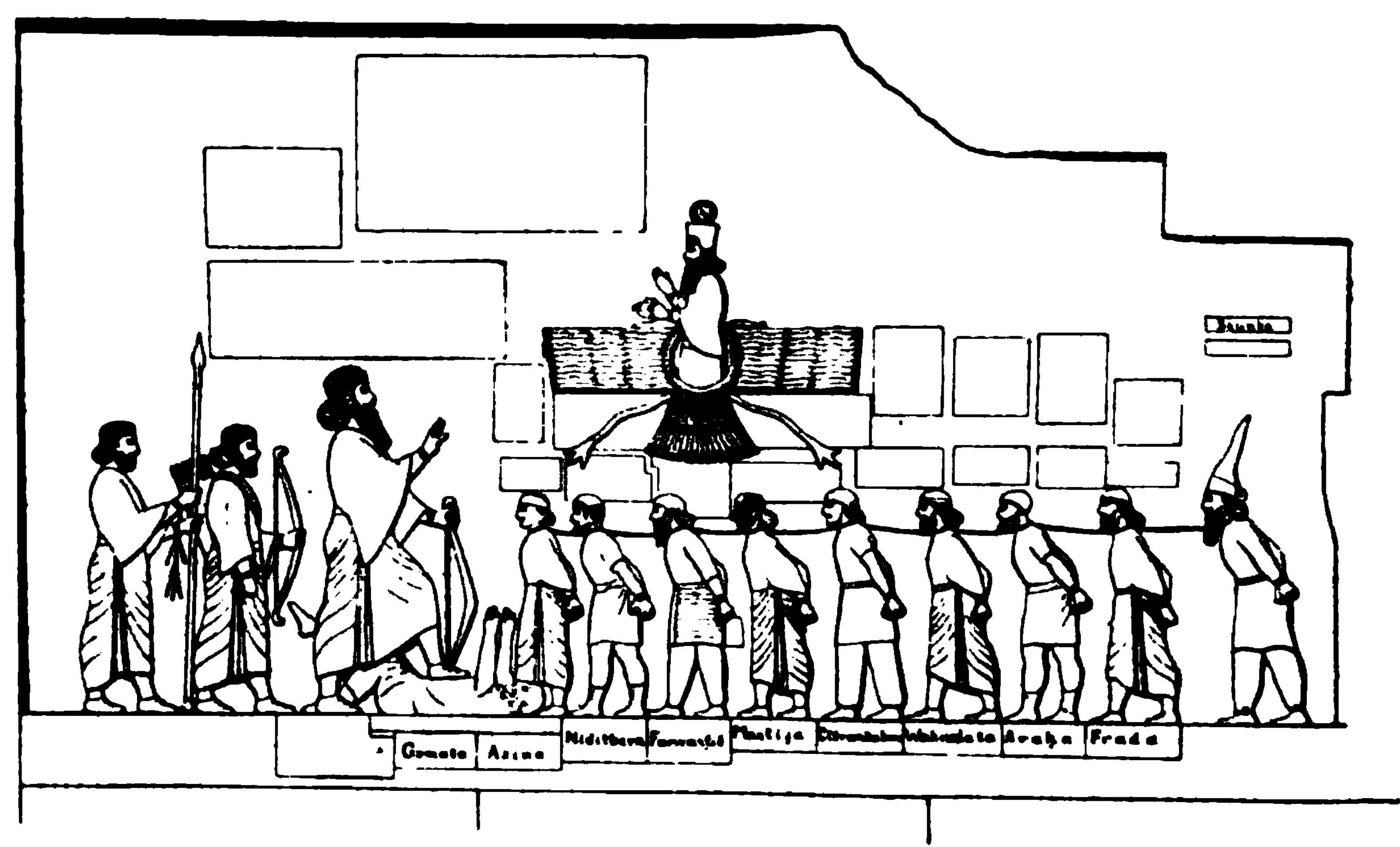
Dr. Erich Brandenburg

Mit 15 Abbildungen



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1907

Grundlage für die Keilschriftforschung überhaupt geworden ist. Das Relief zeigt links vom Könige zwei hohe Staatsbeamte, Gobarwa mit der Lanze, Aspatschinâ mit Bogen und Köcher. Dareios tritt auf den Leib des toten Gomata, des falschen Bardija, dessen Haupt zu den Füßen des ersten stehenden Empörers, des Asina, liegt. Dieser, sowie unter den Stehenden der Vierte (Martija) und der Sechste (Wahisdata) tragen persische Tracht, sie empörten sich in Persien. Der Achte (Frada in Margiana und Bachtrisch) scheint ähnlich gekleidet zu sein, doch sieht man, daß die persische Tracht nicht aus Medien stammt, vielmehr vermutlich aus Elam, der Susiana. Der Meder Farwartisch ist der Dritte, und auch der



2: Das große Relief von Bistun.

Fünfte (Tschitrantachma) gab sich für einen Nachkommen der Mederkönige aus. Der Zweite (Niditbera) und Siebente (Aracha) empörten sich in Babel. Der Neunte endlich ist ein Sake, Skunka mit Namen, von dem wir aus den Texten nichts weiter erfahren; sein Aufstand erfolgte später, und er machte auf dem Relief die „alle Neune" voll. Der König steht da mit abwehrender Handhaltung: für die „Lügner" gibt es keine Gnade. Über dem Ganzen schwebt Ahura-Mazda, mit noch stark assyrischen Anklängen. — Wir müssen offenbar annehmen, daß das Bildwerk ehedem in leuchtenden Farben erstrahlte, die der Regen im Laufe von 2½ Jahrtausenden beseitigt hat. Leider ist es bisher noch nicht gelungen, eine brauchbare photographische Aufnahme zu gewinnen. Unser Bild ist nach

zwei älteren Abzeichnungen unter Berichtigung durch photographische Aufnahmen von Prof. Dr. Sarre und später von King und Thompson gezeichnet und darf wohl als ziemlich zutreffende Wiedergabe gelten. — Unterhalb dieses großen Reliefs ist noch ein kleineres in denselben Felsen gemeißelt. Es zeigt zwei Reiter mit einer griechischen Nike über dem einen, der nach der Inschrift (in griechischer Sprache) der Partherkönig Gotarzes I ist; er besiegte in dieser Gegend (49 n. Chr.) seinen Bruder Mihrdat, der ihm mit römischer Hülse als

3: Relief des Gotarzes.

Gegenkönig gegenüber trat. Von einem dritten Reiter, Mihrdat, sind nur noch Spuren erkennbar. Das Relief war bisher das einzige, das sicher der hellenisierenden Partherkunst zugeschrieben werden kann [1], und ist bemerkenswert durch seine Reiterfiguren und die Gestalt der Siegesgöttin, denen beiden wir bald wieder (in Taq-i-Bostan) begegnen werden als von den Sassaniden übernommen. — Vor etwa 100 Jahren erbaute Scheich Ali-Chan zu Bistun ein Karawan-Serai, bestimmte zu dessen Aufrechterhaltung die Einkünfte zweier Dörfer, meißelte den mittleren Teil unseres Reliefs ab in Gestalt einer Art Eselsrücken-Nische und verewigte in dieser seine friedliche Kulturtat, indem er aus dem Buche der Kriegsgeschichte Irans ein Blatt heraus

1) Ein angeblich parthisches Relief bei Sär-i-pul deckt sich wahrscheinlich mit dem Kel-i-Daûd; neuerdings hat man in den Ruinen von Assur parthische Stelen gefunden.

riß. — Etwa 100 Meter westlich des großen Reliefs, dessen Fläche sich nach Osten wendet, ist in der gleichen Weise der Felsen für eine

4: Monolith von Bistun.

Rieseninschrift oder eine bildliche Darstellung abgeplattet worden, so daß eine Fläche von etwa 2500 Quadratmetern entstand, eine Geschichtsquelle von ungeheurer Bedeutung, die leider ungeschrieben geblieben ist. — In der entgegengesetzten Richtung, nach rechts um einen Felsenvorsprung herum, entdeckte neuerdings W. Jackson auf einem etwa $2^1/_2$ m hohen Steinblocke 3 lebensgroße Figuren in Flachrelief, auf drei Seiten des Felsens verteilt. Der erste Entdecker war Jackson aber doch nicht, denn er gelangte am 13. April 1903 nach Bagistan, am 4. Juni desselben Jahres erschien aber bereits ein Aufsatz von Oskar Mann im „Globus“ mit einem Bilde des Monolith. Seine Entdeckung fiel

5: Säulenkapitell von Bistun.

in den Sommer 1902. Wir fügen nach Jackson zu, daß die Figur auf der linken Seite (die auf dem Bilde nicht sichtbar ist) ebenso einen Bart zu haben scheint wie die auf der Vorderseite; die Gestalt auf der rechten Seite ist unbärtig und nach Mann wohl ein schwebender Genius.

Von diesem Bildwerke aus zeigte man dem amerikanischen Reisenden — in der Richtung auf das Dorf Bistun zu — eine Trümmerstätte, die unter dem Namen Gâh-i-Kai-Chosru (Haus des Kei Chosraw) bekannt ist.

„Bistun" ist die heutige Form des alten Namens Bagistan, der den „Wohnsitz der Götter" bezeichnet. Hätten wir das erste a des Namens als lang anzunehmen, dann würde der Name das „Gartenland" bedeuten. Die größere Wahrscheinlichkeit spricht wohl für die Bedeutung „Götterort". Daß das Gebirge das „Bagistanische" genannt worden sei, berichten die Griechen, wie auch, daß der Berg dem „Zeus" heilig gewesen, was hier wohl nur den höchsten Gott, d. h. in der Perserzeit den Ahura bedeutet. Zugleich aber sprechen sie von einem Parke (von 12 Stadien Umfang) in der gut bewässerten Ebene. Weiter aber spricht derselbe Schriftsteller (Diodoros) an anderer Stelle von der „einer Götterwohnung gleichen Landschaft Bagistana". Das läßt also schließen, daß seine letzte Quelle diese Bedeutung des Namens gekannt hat. Erstreckte dieser sich über eine ganze Landschaft, dann kann dieselbe nur westlich der Felsen von Bagistan gesucht werden. Das ist dann die noch heute fruchtbare und (aus dem „schwarzen Flusse", dem Kara-Ssu) reich bewässerte Ebene von Kirmanschahan, deren herrliches Klima (über 1400 Meter Höhe) noch heute gepriesen wird.

Ziehen wir von Bistun westwärts weiter, dann erreichen wir nach einer Stunde Ruinen, vermutlich die der Stadt Bagistun, und nach etwa 20 km Weges den südwärts strömenden Kara-Ssu, und etwa 10 km an diesem aufwärts liegt, auf seinem linken Ufer, an steilem Felsenabhange wieder eine Stätte mit Reliefbildern, diesmal aus der Sassanidenzeit. Sie führt den Namen Taq-i-Bostan, der heute als „Bogen des Gartens" gedeutet wird, vermutlich aber in anderer, vielleicht absichtlich veränderter, Gestalt nur den Namen des Gaues spiegelt, nach dem auch Bistun seinen Namen hat. Die Hauptsehenswürdigkeit ist ein großes rundbogiges Felsengewölbe mit Skulpturen, und ostwärts liegt unmittelbar neben dem großen „Taq" noch ein kleinerer, wenige Schritte weiter ein dreifiguriges Relief, frei auf einem geglätteten Teile des hier endigenden Felsens.

Auf die Reliefdarstellungen gehen wir nicht näher ein, da sie nicht mehr in unser eigentliches Altertum gehören. Der große Taq ist aber oben mit Zinnen abgeschlossen nach alter Weise, wie sie die Assyrer schon kannten, und wie sie in Susa und Persepolis üblich waren. Der eigentliche Bogenteil der Hinterwand zeigt 3 Figuren, einen Sassaniden — man meint Chusraw II — der unter dem Beistande einer (weiblichen?) Gottheit durch eine andere mit dem Ringe der Herrschaft belehnt wird. Im unteren Felde der König hoch zu Rosse als schwer gepanzerter Ritter, eine überaus imponierende Ge-

6: Taq-i-Bostan. Gesamtansicht.

stalt. Der kleine Bogen zeigt im Bogenfelde zwei stehende männliche Figuren der gleichen Zeit[1], und dieser gehört auch das freistehende Relief an, das eine ähnliche Szene wiedergibt, wie das im großen Bogen. Einen jüngeren Stil scheinen die Jagdszenen zu verraten, die rechts und links von der Ritterfigur die Seitenwände des unteren Teiles verzieren. Die beiden Bogen haben ehemals Bestandteile an die Felswand angelehnter Gebäude gebildet, wie aus Spuren noch erkennbar ist. Säulenkapitelle ganz ähnlicher Art wie das S. 8 wiedergegebene, das Oskar Mann bei Bistun fand,

1) Schahpuhr II u. III, beide durch eine Pahlawi-Inschrift im Bogen genannt.

liegen heute auf einer Mauer, die den Teich umsäumt. Zwischen ihnen steht eine verstümmelte weibliche Statue. Im Anfange des 19. Jahrhunderts waren am Ufer des Teiches noch eine Reihe über dem Knöchel abgebrochener Füße zu sehen; es ist also kein Zweifel, daß wenigstens die Sassanidenzeit frei stehende Statuen[1] kannte. Die Reste dieser dann so hoch wichtigen Figuren werden ziemlich sicher noch heute im Boden des Teiches ausgegraben werden können. — Auch dieser Ort dürfte schon in früherer Zeit seine Rolle gespielt haben: er wird gelegentlich auch Qaßr-i-Schirin genannt, „Schloß der Schirin", der Gattin Chusraws II, doch erwähnen

7: Taq-i-Bostan. Das frei liegende Relief.

wir das hier nur, um Verwechselungen zu vermeiden: wir werden bald an den Ort kommen, dem dieser Name mit mehr Recht zukommt. Etwa 10 km südlich und etwas westlicher liegt die spätere Hauptstadt des Gaues, Kirmanschâhân. Die Stadt, heute

1) In einer Grotte bei Schapur (nordwestlich von Kazrun), nicht weit von den bekannten Reliefs, die den Sieg über Valerianus verherrlichen, fand Morier eine Statue des Schahpuhr am Boden liegend, die nach seiner Angabe etwa 6 Meter hoch wäre. Eine zweite soll zu Nischapur gestanden haben, doch sind keine Spuren davon bekannt.

gewöhnlich Kirmanschah, von den Arabern früher auch Qarmisin genannt, hat etwa die Einwohnerzahl von Salzburg, ist aber die bevölkertste der gleichnamigen persischen Provinz[1]. Kirmanschah ist von Gärten umgeben, hat große Viehzucht und eine durch den Karawanenweg besonders günstige Lage. Die Stadt soll von dem Sassanidenkönige Qawad (um 500 nach Chr.) gegründet sein, demselben, der die großen Befestigungswerke im Kaukasos (bei Därbänd) begann, im Zeitalter der religiösen Bewegung des Mazdak. Es liegt aber kein Grund vor, die Stadt nicht für uralt zu halten, denn derartige „Gründungen" bedeuten für gewöhnlich, daß man aus den Ziegeln einer verfallenden Stadt daneben eine neue aufbaut und neue Bevölkerung zu der alten ansetzt. Die Plünderung des noch verwendbaren Baumateriales der Trümmerstätte vertilgt dann die Spuren der alten Stadt schneller und gründlicher als eine Zerstörung durch Feinde es leisten kann. Jedenfalls hat das Zeitalter des Dareios an dem Orte von Kirmanschahan eine Stadt gesehen, die wohl auch eine Neugründung gewesen sein wird, eine iranische Stadt, wenn solche nicht bereits unter den Mederkönigen entstand[2].

Wir erwähnten oben bereits Zarna. Bei dieser Stadt liegen die Ruinen[3] von Ariwdschan, einer noch im Mittelalter blühenden Stadt. Es ist nun merkwürdig, daß Tiglatpilesar III in einer Aufzählung, die beweist, daß er bis durch die „medischen Tore" hindurch in die Landschaft Nisa gekommen ist, eine Stadt aufführt, die man gar wohl als „Uriwdschan" wird lesen dürfen in Anbetracht der Schwierigkeit, solchem Namen mit assyrischen Zeichen halbwegs gerecht zu werden. Zugleich aber wird eine Stadt Zagruti erwähnt, die wohl auch nicht weit von den „Toren des Zagros" gelegen hat. Leider ist das Prinzip, nach dem die Namen geordnet sind, nicht durchsichtig genug, um sichere Schlüsse zu gestatten.

1) 40000. Der Name rührt her von Bahram IV, der den Titel Schah von Kerman führte.

2) Sarrukin spricht davon, daß er im Jahre 713 die Stadt Eristana samt den Ortschaften in ihrer Umgegend belagerte und eroberte, und die Landschaft nennt er Bait-Ili. Die letztere Namensform klingt aramäisch und soll wohl bedeuten „Wohnsitz Gottes". Die Landschaft ist aber medisch und wird daher, wie ihre Hauptstadt, auch einen iranischen Namen gehabt haben. Es liegt nahe anzunehmen, daß die Meder aus „Ili" ein „Eri" machten, da sie l durch r ersetzten, und so ein Eri-stana als Übersetzung von Bait-Ili schufen. Die Landschaft aber lag im Gebiete von Ellip, was zu unserer Vermutung durchaus stimmt. Diese bereits mit Bagistan verglichene Landschaft könnte auch für Kirmanschahan in Betracht kommen.

3) Sie sind teils sassanidisch, teils stammen sie aus ältester Zeit.

Wir erwähnten (S. 4) den Karawanenweg in seinem Abschnitte von Kirmanschah über Kerind und den Taq-i-Gerra nach Westen. Nun wird im Râm-Jascht (19) des Awesta das „unzugängliche" Kurinta genannt als ein Sitz des mit Astyigas zusammengeflossenen Aisch-Dahaka. Es mag also wohl eine Heldensage gegeben haben, die das von Iran wie von der westlichen Tiefebene in der Tat schwer erreichbare Kerind als eine Königsburg der Mederkönige erwähnte. Ein neuelamischer Backstein des Schutruk-Nahhunte, Sohnes des Hubanimena,, erwähnt eine Stadt Karintasch, von wo er ein Götterbild des Insuschnak nach Susa gebracht zu haben scheint.

8: Taq-i-Gerra.

Die Stadt, die nach dem gleichnamigen Kassi-Könige benannt ist, bleibt ihrer Lage nach durchaus unbestimmt, und zum mindesten dürfte ihr Name auch die Urform von „Kerind" sein. Zur Griechenzeit sucht man den Ort in der Karawanenstation Karina, was wohl stimmen mag, da dieser Name sehr gut aus Karind verschrieben oder verlesen sein kann, denn griechisches a und d werden sehr oft verwechselt. Das heutige Dorf Kerind „liegt von hohen Felsen eingeschlossen sehr romantisch an einem Felsen terrassenförmig angebaut", und zwar auf der Höhe des Passes, zu der ein sehr beschwerlicher Weg hinauf führt.

Trotz der hervorragenden Bedeutung dieser Karawanen-„Straße", die wir nunmehr abwärts verfolgen wollen, darf man sich keine übertriebene Vorstellung von ihrer Sicherheit und Gemächlichkeit auch auf anderen Strecken machen, und die Bedeutung der großen Kunststraßen mit ihren riesigen Brückenbauten erscheint in anderem Lichte, wenn man die oft ungeheuren Schwierigkeiten in Betracht zieht, welche die schroffen, unverwitterten Gebirgsmassen Irans in den Weg legen.

– 10 M

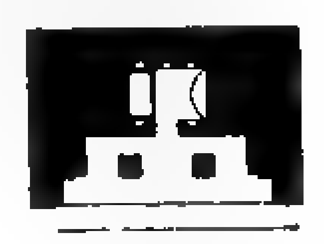
9: Dukkan-i-Daud.

Im Winter machen Schneemassen die Pfade ungangbar, und das gilt besonders auch vom „Taq-i-Gerra"[1], was eigentlich den Rest eines Gebäudes mit einem großen Gewölbebogen meint; sein Stil deutet auf die Sassanidenzeit[2], und es wird für ein Zollgebäude gehalten. Von hier aus kommen wir in altbabylonisches Kulturland, dem der Ab-i-Älwänd zueilt. Auch hier haftet der iranische Name Älwänd, Alwand, älter Arwand, der auch bei Hamadan wiederkehrt als Berg-

1) Daneben tritt der Name Tang-i-Gerra auf; Tang wäre = Engpaß, Taq = „Bogen"; Taq-i-Gerra scheint der ältere Name zu sein.

2) Nach E. Herzfeld stammt es sogar aus der Partherzeit.

name. Der nächste Ort heißt Särpul oder Sär-i-Pul-i-Zohab, d. h. „Kopf der Brücke von Zohab". Und hier liegen die Trümmer der uralten Stadt **Holwan**, in assyrischen Inschriften als Chalmanu wohlbekannt; das ist aber zugleich der Name des Landes und damit des Gebirges, vermutlich auch des Flusses, der erst später iranisch umgedeutet ward. Die Assyrer haben mit ihren Lauten und Zeichen offenbar dem Namen nicht recht beigekonnt. Sie schreiben den Namen teils mit dem ach-Laut, teils mit j, teils mit vokalischem Anlaute ohne Bezeichnung des schwierigen Konsonanten, der unserem ich-Laute entsprochen zu haben scheint.



10: Dukkan-i-Daud. Grundriß.

Drei bis vier Kilometer südwestlich des Karawan-Serais Sär-i-pul führt die Straße an einer steilen, zum Teile geglätteten Felswand vorbei, an der die „Kammer Dawids" (Dukkân-i-Daûd) zu sehen ist. In Höhe von 6 m läuft ein Absatz von über 1 m Breite die Wand entlang, und 4 m höher ein zweiter von gleicher Breite. $2^{1}/_{2}$ m darüber ist ein Viereck von etwa 2 m Breite, $1^{1}/_{2}$ m Höhe, dessen beide Hälften nach hinten in sehr stumpfem Winkel an einander stoßen. Auf dem linken Rechteck ist eine Figur eingemeißelt, deren Tracht man in die Zeit der Fratadaras von Fars (Anfang der Seleukidenzeit) setzt, die aber vermutlich spätelamisch ist. Die Figur wird heute Kel-i-Daud[1] genannt. 12 m höher ist die Felskammer, deren Vorderteil eine von zwei Säulen getragene Vorhalle darstellte: die Säulen selbst sind verschwunden, nur die Sockel und die Kapitellplatten deuten ihren Standort an. Dem Stile nach könnte die Kammer der Zeit der Achamanidenkönige von Antschan angehören,

11: Kel-i-Daud.

1) „Reliefbild des Dawid".

da sie nach Grundriß und Aufriß wie ein Vorläufer der späteren Grabkammern von Naqsch-i-Rustam erscheint. Dazu würde dann auch das über die Tracht der Figur Bemerkte stimmen, denn diese erinnert stark an die später zu erwähnenden Reliefs von Mal-Amir

12: Relief des Annubanini.

aus spätelamischer Zeit. Von Inschriften ist bisher nichts bekannt geworden.

In der Gegend von Holwan fand Henry Rawlinson an einer Felswand ein Flachrelief, von dem leider bisher keine Abzeichnung bekannt ist, das aber nach der Beschreibung sehr an die gleich zu erwähnenden Reliefs von Sär-i-pul erinnert. Wie auf diesen trägt

der siegreiche König ein kurzes Gewand und eine runde Mütze, setzt den linken Fuß auf einen am Boden liegenden Feind, soll aber in der Linken einen Schild tragen und mit der Rechten sich auf einen bis zur Erde reichenden Gegenstand stützen. Vor ihm steht mit auf den Rücken gebundenen Händen sein Gegner in gleicher Größe, im Hintergrunde vier nackte Gestalten, kniend und kleiner dargestellt, die um Gnade bitten. Die Stufe, auf der diese Szene sich erhebt, wird von einer Reihe viel kleinerer Figuren getragen, die mit erhobenen Händen und den Köpfen sie stützen. Es dürfte die Siegesstele eines Königs von Elam sein. Auch hier ist bisher von einer Inschrift nichts erwähnt, sie wird aber schwerlich fehlen.

Etwa 25 km westlich liegt ein weiterer Trümmerhaufe, heute als Qaßr-i-Schirin (Schloß der Schirin, der Gattin Chusraws II) bezeichnet, zugleich die letzte persische Station des Karawanenweges. Der Beiname von Sär-i-pul bezieht sich auf die 13 km nördlich gelegene Stadt Zohab in ungesunder Gegend. Bei dieser Stadt (zwischen Hasanabad und Sär-i-pul in den Felsen) sind 4 Stelen gefunden worden, deren 3 sehr stark verwittert sind. Die 4. aber, in Höhe von 30 m an einem senkrechten Felsen, zeigt ein Flachrelief mit einer Inschrift des Lullu-Fürsten Annubánini. Wir sind also in Lullu-Land, und der scheinbar babylonisch klingende Name des Fürsten gehört sicher der Sprache seines Volkes an; er ist eine Kurzform eines mit dem Namen des Gottes Hanubani (Hanban, Humban) beginnenden Vollnamens. Der Text ist babylonisch, der Name babylonisch umgedeutet. Eine zweite kleinere Stele, wie die erste aus Kalkstein, mit Flachrelief und Text, fand sich 108 km von der ersten entfernt bei dem Dorfe Scheichan, nördlich von Zohab. Der Name des Fürsten begann mit „Schil“, ist aber zum Teil zerstört.

18: Relief des Schil-x-dun(?)-ni.

Der Zufall scheint uns gerade die wichtigste dieser Stelen am besten erhalten zu haben. Ihr Bild stellt dar, wie die Göttin Ninni dem Annubanini einen Zug Gefangener vorführt. Der Sieger nennt sich den „mächtigen König, den König von Lullu-Land“, das Gelände, auf dem er die Stele errichtete, das Batirgebirge. Über seine Kriegstaten erfahren wir nichts, möglicherweise sind

andere Stelen, die mehr verraten, nach Susa verschleppt worden und kommen noch zum Vorscheine. Die Schriftform ist sehr altertümlich und zeigt wenigstens so viel mit Sicherheit, daß der König erheblich vor Hammurabi fällt. Da Annubanini sich König von Lullu-Land nennt, so werden wir seine Eroberungen in der fruchtbaren Ebene, um Baghdad herum, zu vermuten haben. Wirklich scheint der König Beziehungen zur Stadt Kuti zu haben, wo das berühmte E-Schidlam des Gottes Nerigal stand. Eine babylonische Legende erwähnt nämlich in Verbindung mit Kuti einen „König" Anbanini, in dem wir offenbar den Gott Hanban (Humban, Umman) wiederfinden. Hier scheint also, wie so oft, der Mythos vom Gotte auf den König übertragen zu sein. Wichtig ist aber, daß man den Namen des Königs (Annubanini) mit dem des Gottes (etwa „Anbani") zusammen brachte. Denn nun erklärt sich der Name einer Stadt (und Landschaft, wohl auch der Dynastie) Bît-Hanban. Die späteren Fürsten dieser Dynastie führten den Titel „Janzu", der auch weiter nördlich in Chubuskia wiederkehrt. Im Jahre 844 trat Sulmanasar II dem damaligen Janzu von Hanban das Königtum von Namar ab, vermutlich halb gezwungen, denn 8 Jahre später greift er Namar an, und der Janzu flieht, wird aber gefangen und nach Assyrien gebracht, samt seinen Göttern und seiner Habe. Von diesen Göttern, die ehedem im Zagros oder zunächst in Lullu-Land geboten, kennen wir bereits den Hamban (den Mondgott), die Ninni, und weiter als Götter von E-Hamban einen Sir, einen Subu (oder Schubu, den „Sohn des Tempels von Der") wohl auch Sumu und vermutlich verwandt mit Schumalia, der Herrin der glänzenden Berge.

So sind wir auf unserem Zuge nach Westen unvermerkt ins Altertum hinein gekommen, in Gedanken über den sichtbar gebliebenen großen Zeugen einer weit über 4000 Jahre entlegenen Zeit, über die Siegessäule Annubaninis. Nicht aber von dem heutigen Zagros und seinen Bewohnern wollten wir eigentlich reden, sondern gerade von jenem alten. Und jetzt sind wir nicht nur auf leeren Schall von geographischen Namen gestoßen, sondern auf einen Volksstamm, die Lullu und ihren großen Fürsten, den Gründer von E-Hamban, und deren Nachfolger, den Janzu und seine Götter.

Wir wollen nun dieses Volk und die Überbleibsel seiner Sprache, die uns in den Namen erhalten geblieben sind, dazu benutzen, einen festen Stützpunkt zu gewinnen, von dem aus wir in die Unverständlichkeit der fremd klingenden Namen im Zagros überhaupt

Bresche legen können, sodaß die toten Namen zum Reden gezwungen werden wie anderwärts in bekannteren Ländern. Zunächst müssen wir also wissen, zu welcher Völkerfamilie unsere Lullu gehören, welche Sprache sie sprechen. Und da sei voraus bemerkt, es ist die Sprache, die wir auch in Elam, im südlichen Teile des Zagros wiederfinden, und zwar natürlich in einer mundartlich verschiedenen Form, ja offenbar in einem mundartlichen Durcheinander, oder vielmehr Nebeneinander, wie die Natur des Landes es bedingt.

Wie wir nun mit einem Schlage ein anderes Verständnis der geographischen Benennungen z. B. Italiens uns erschließen, wenn wir wissen, was *lago*, *monte*, *campo*, *isola*, *città* und ähnliche bedeuten, und wie wir an ihnen ein Wahrzeichen italienisch-romanischer Bevölkerung haben, so müssen wir uns auch für jene alte Zeit und den entlegenen Zagros eine ungefähre Bekanntschaft mit den Elementen zu verschaffen suchen, die den obigen in Italien etwa entsprechen. Sie sind anderer Art, es sind Suffixe, die dem Namen angehängt werden, und ähnliches.

Bisher haben wir von „Lullu-Land" und den „Lullu" gesprochen; letzteres wäre etwa das Gleiche, wie wenn wir sagten „die Deutsch" statt „die Deutschen". Die Mehrzahl lautet Lullu-bi, bei den Assyrern auch Lullu-mi, worin man das *m* hat als w auffassen wollen. Der Endvokal wird in unseren (semitischen) Quellen sehr verschieden angegeben, als *i*, *e*, *u* und auch *a*, ohne daß wir bisher diese Verschiedenheiten erklären könnten. Das „Land der Lullu-bi" heißt Lullu-ba-ti, könnte aber auch als Lullu-bi-ta oder ähnlich vorkommen. „Lullu-Land" würde Lullu-ti heißen, d. h. wenn der Ausdruck nicht von der Form des Völkernamens gebildet wird. Auch „Lulu" wird geschrieben, und es ist wohl beachtenswert, daß ein Land Luluta sehr viel weiter nach Nordwesten vorkommt, offenbar noch westlicher als Chubuskia, wo wir den Janzu-Titel wiederfinden. Denn auch assyrische Angaben legen es nahe, daß noch ein Jahrtausend nach Annubanini Lullubi weiter nordwestlich[1] gesessen haben, und daß das Volk von da aus, immer am Zagros entlang, erst bis in das Land sich vorschob, das bei den Semiten immer nur als „Land der Lullubi" bezeichnet wird, das aber als „Land" vielmehr Zamua[2] geheißen hat (vgl. „Eng[el]-land" und

1) Noch den Griechen war eine Landschaft Lolomene bekannt, bei Strabon verschrieben in Dolomene und bereits zum eigentlichen Assyrien gerechnet.

2) Dieser ist nur Name des Landes, bezeichnet kein Volk! Übrigens kann auch Tschamua gelesen werden.

„Britannien"). Ein Fluß in Zamua wird Lallu genannt, und da, wie wir noch sehen werden, gewisse Mundarten gerade um unsere Landschaft herum, ein *u* der Stammsilbe durch *a* ersetzen[1], so erkennen wir in diesem Namen leicht unser Lullu wieder.

Aber auch das auslautende lange u scheint nur die assyrische Endung zu sein, die unserem „isch" entspricht, so daß der Name den Fluß als den „lallischen" bezeichnet; er würde in zagrischer Sprachform also Lalla-r[2] heißen müssen, mit einem r-Suffixe, dessen wir noch weiter gedenken wollen. Die am Lallar Wohnenden würden dann wieder Lalla-ri-bi heißen müssen und wirklich berichtet König Tepti-Humban-Inschuschnak[3] von Elam, daß er die „Lallarippe" (in elamischer Schreibung bezw. Lesung) nieder geworfen habe. Es ist aber ungewiß, ob diese nach dem Flusse und nicht vielmehr nach einem gleichnamigen Gebirge ihren Namen haben. Wir erkennen nämlich jetzt auch, daß ein Gebirge dieses Namens, das ein Assyrerkönig erwähnt, und das an sich auch im Westen von Assyrien hätte liegen können, in Wahrheit im Osten lag. König Sulmanasar II berichtet nämlich, daß er (Ende des Jahres 859) auf das Lallargebirge hinauf zog und dort ein Denkmal seiner Herrschaft errichtete.

Da nach der Angabe Billerbecks (Das Sandschak Suleimania, Leipzig 1898, eine Arbeit, die vom militärischen Standpunkte aus einen wesentlichen Teil des Zagros zu erforschen sucht) der bedeutendste Nebenfluß der Diala, der Zimkan-Rud, noch heute Lüla oder Lala heißt, desgleichen aber auch der Tscham-i-Lehele, so mag der Name wohl bis heute erhalten sein. Vielleicht hieß der letztere auch der „blaue Lallu", sodaß die für 717 (von Sarrukin) erwähnte Stadt Lallu-Ugnu vom Flüßchen den Namen hätte, denn *ugnu* bedeutet „blau" und begegnet noch öfter[4]. Auch das führt aber darauf, daß wir die weitere Ausdehnung der Lullubi in nördlicher Richtung (von Zohab aus) zu suchen haben. Wenn die von den Assyrern

1) Vgl. auch Humban und Hamban.

2) Wir begreifen also auch, daß das Kullar-Gebirge, das der gleiche König zwei Jahre später auf einer Unternehmung gegen Nord-Zamua durchzieht, auf einen Wortstamm Kulla schließen läßt, wie es in der gleichen Gegend auch ein Tsila-r-Gebirge gab. Ein Bati-r-Gebirge haben wir bereits erwähnt, einen Berg Nißi-r werden wir noch kennen lernen. Man vergleiche weiter das Gebirge Nibu-r, den Fluß Edi-r und das schon berührte Sungur-Gebirge, dessen Name vermutlich aus alter Zeit stammt.

3) Te-Umman der Assyrer.

4) Ebenso gibt es ein Halpi und ein Halpugnu.

ganz speziell als „Dur-Lullumai“ (d. h. „Lullubi-Burg“) bezeichnete Stadt der Hauptort des Volkes war, dann mag er etwa in die Gegend des heutigen Suleimania selbst fallen; und von hier aus nördlich ist der Berg Nißir zu suchen, an dem die Arche des babylonischen Flutberichtes nieder kam. Dieser Berg hieß in in der Sprache der Lullubi Kini-ba; also zwei Namen aus verschiedenen Sprachen sind im Gebrauche, von denen „Nißir“ aus später anzuführenden Gründen der ältere zu sein scheint. So hieß er bereits, als — vielleicht um 2600 — die Lullubi von Nordwesten her in das fruchtbare Schährizor[1] eindrangen. Diese Doppelbenennung ist nicht die einzige, denn Assurnaßirpal, der sie erwähnt, berichtet auch den Namen, den die Stadt „Tukulti-Assur-aßbat“ in der Lullu-Sprache führte; dieser Name lautet Arrakdi, wobei das *di* eine Variante des bald noch weiter zu erwähnenden Ländernamen-Suffixes *ti* zu sein scheint.

Die elamische Sprache ist überreich an derartigen Elementen, und eine ähnliche Bedeutung hat auch das zusammengesetzte Suffix *me-na*, scheint aber mehr die Herkunft zu betonen; es findet sich in Sipirmena, dem Namen einer Landschaft, von der Assurnaßirpal Tribut nach Tschamri empfängt, von wo aus er nach Arrakdi gelangte. Der Verfasser des Berichtes, der etwas von der Lullu-Sprache versteht, beklagt sich über die schlechte Aussprache der Sipirmener: der Targuman — vielleicht er selber — scheint glänzend Fiasko gemacht zu haben gegenüber dem Gezischel der Schoßgesandten. Der Hofhistoriograph macht einen Wortwitz, indem er das Wort *Sipir* etymologisch in Verbindung bringt mit einem assyrischen Ausdrucke, der etwa ein geziertes Lispeln auszudrücken scheint „wie's die Weiber machen“. Wir haben bereits bei dem Namen Chalman-Jalman angedeutet, wie der „Sprachfehler“ seine Erklärung finden dürfte: die Semiten wie auch die Berg-Lullubi sprachen den *ach*-Laut, die Sipirmener den *ich*-Laut, der zunächst für jeden unnachahmlich ist, der an seiner Stelle den *ach*-Laut bildet. Unsere Westfalen, zumal aber die Alamannen geraten in ähnliche Verlegenheit, wenn sie den *ich*-Laut leisten sollen. Die Sache wird nie wieder erwähnt, die Assyrer-Ohren stumpften sich ab dagegen, und ein besonderer Anlaß, wie hier der Wortwitz, lag nicht mehr vor. Die Stelle ist also nicht dahin zu deuten, als ob man nur gerade in Sipirmena so ausgesprochen hätte: hier fiel es den Assyrern nur zum ersten Male besonders auf.

1) Siehe unten.

Noch eines bereits erwähnten Suffixes aber haben wir hier zu gedenken, das etwa die Bedeutung unserer Endung isch (z. B. in „deutsch") hat. Sein charakteristischer Konsonant, und nur Konsonanten pflegen die Semiten in der Wiedergabe fremder Namen zu betonen, ist das *r*, das bei den Assyrern ein *ri*, *ra*, *ru*, ein *ar*, *ir*, *ur* ergeben kann. Es dürfte bereits in dem schon erwähnten Namen Nama-r (bei den Assyrern später Nam-ri) vorliegen, ebenso in Tschamri, mit dem der Name der heutigen Chamrin-Kette zusammen hangen könnte, und wohl auch in Sipi-r-me-na.

Stoßen wir nun auf einen Stadtnamen Larbusa, so liegt die Vermutung nahe, daß er in Lar-bu-sa zu zerlegen sein werde, so daß sa gleichfalls ein Suffix sein würde. Nicht weit davon liegt eine Stadt Buna-si (oder Buni-si), wie auch eine Stadt Buri-sa vorzukommen scheint. Vergleichen wir weiter die Landschaftsnamen Harma-sa, Sime-si, (verschieden davon ein Sime-ra), Kap-si, Gizinki-si, Uai-si (Stadt), so wird obige Vermutung wohl wahrscheinlich. Für unsere Kenntnis der verwandtschaftlichen Beziehungen der Zagrosvölker unter einander wäre es von großem Werte, zu wissen, ob dieses *si* eine mundartliche Nebenform des *ri* wäre. In der Kassi-Sprache scheint der Endung *ir* ein *jasch* zu entsprechen, wie in den Namen Karduniasch, Tupaliasch, Araziasch, und auch die Sprache der Chalder bildet die Formen Parsua-sch und Manna-sch.

Häufig genug ist das Ländernamen bildende Suffix ti, das wir schon in Lullu-ba-ti kennen lernten. In gleicher Weise an eine Pluralform angehängt tritt es auf in Kilam-ba-ti, Kar-si-bu-ti, Sangi-bu-ti (Sungi-bu-ti); sonst in Su-ti, Gu-ti, und ähnlichen; dieses Suffix läßt sich am Kaukasos entlang bis nach Kleinasien verfolgen. (Vgl. Imere-ti, Swane-ti usw.)

Damit wollen wir unseren sprachlichen Exkurs vorerst abschließen, er wird wohl im Allgemeinen den Eindruck erweckt haben, daß eine einheitliche Namenbildung vorliegt, die weiter auf eine sprachlich einheitliche Bevölkerung schließen läßt.

Nur in einer Richtung wollen wir an das eben Behandelte anknüpfen: die besprochenen sprachlichen Erscheinungen weisen darauf hin, daß die unbekannte Zagrossprache in engsten Beziehungen zu der der Königsinschriften von Elam steht; ja überhaupt höchstens als mundartlich von dieser verschieden aufgefaßt werden kann.

Elam ist in den heißen Küstenstrichen, also im Süden und in der Ebene, noch heute von einer dunkelhäutigen Bevölkerung be-

wohnt und war es ebenso im Altertum, zur Zeit der „Aithiopen" des Königs Memnon von Susa wie zur Perserzeit, der die schwarze Palastgarde (neben der weißen) auf dem bunten Friese von Susa entstammt. Die Einwohner des eigentlichen Elam heißen ohne Rücksicht auf den Rassenunterschied Hallapirtippe, d. h. Bewohner des Landes Halla-pi-r-ti, auch Hal-pirti, Ha-pirti geschrieben und schon früh „Apirti" gesprochen. (Vgl. OLZ 1904 Sp. 87 ff.) Dieses Land wird also als das „halla-p-ische" bezeichnet und hat seinen Namen von den Halla-pi oder Halla-bi. In einer Gegend (in der Nähe der zagrischen Tore), in der ein Name Aranziasch in Erinziesch verändert wurde, machte man aus Halla-bi ein Helli-bi, denn so haben wir nun den Namen aufzufassen, den die Assyrer — in Ermangelung eines Zeichens für H — „Ellibi" schreiben. Etwa in dieser Gegend ist auch der im Ausgange des 8. Jahrhunderts auftauchende Staat Kar-Halla zu suchen, den Sarrukin neben „Ellip" und „Allapri" als „Kar-Alla" erwähnt, wir fügen den vorigen Belegen den Namen Halla-p-ri an und nähern uns damit schon dem Urmiasee. Wir finden also so ziemlich durch den Zagros hindurch diesen Namen Halla wieder, der im Süden offenbar der charakterisierende Ausdruck für die Nordbevölkerung ist. In Ermangelung einer treffenderen Bezeichnung brauchen wir also den Namen „hallabisch", wofür wir dann aber in Anlehnung an bekannter klingende Formen „elamisch" sagen wollen, für die eng verwandten Sprachen des Zagros und Elams, indem wir die Bezeichnung „zagrisch" (entsprechend „altaisch", „kaukasisch") als Gesamtbenennung aller Sprachen dieses Stammes, d. h. auch etwaiger entfernter verwandter, in Reserve stellen. Daß auch die assyrische Bezeichnung Elamtu (vgl. die Elymaioi der Griechen) von unserem Namen Halla hergenommen ist, bleibt noch immer das Wahrscheinlichste. Natürlich hätte man dann den Namen auf assyrisch sich verständlich zu machen gesucht.

Einen elamischen Stamm mit besonderem Namen, die Lullubi, haben wir bereits besprochen. Ein anderer aber, den wir wenigstens mit dem meisten Rechte als solchen ansprechen, hat eine weltgeschichtliche Rolle gespielt derart, daß uns seine Klänge an den verschiedensten Orten entgegen zu hallen scheinen. Es ist das Volk, dessen Namen den Stamm „Kassi" aufweist. Wir wissen, daß diese „Kassi-pi" die „dritte" Dynastie von Babel gestellt haben, die großen Könige von „Kardunjasch", die zur Amarnazeit mit den Herrschern Ägyptens in diplomatischem Verkehre standen. Wir wissen aber

auch, daß die „Kassi" der Assyrer die „Kossaier" der Griechen [1] sind, und wenn sie von diesen gelegentlich noch in Verbindung mit den Kaspeiren und Kaspiern gebracht werden, so zeigt uns jetzt die Erschließung der Sprachformen, daß ja Kassi-pi nur die Pluralform des Namens ist.

Auch das r-Suffix haben wir bereits nach dem des Plurals gefunden und können uns daher die griechische Namenform „Kas-p-eir" erklären. So läßt denn auch der Geograph Strabon die Kossaier bis zu den „kaspischen Toren" wohnen, in deren Gegend die heutige Stadt Kasvin (Kasbin) noch den Namen erhalten hat, und wie hier Strabon die Kossaier mit den Kaspiern zusammenbringt, so verbindet sie der Dichter Dionysios mit den Kaspeiren. Der Name reicht noch weiter nach Norden, wo ihn der Kaspi-See heute noch wiederspiegelt, und zieht sich hinüber nach Osten durch Hyrkanien bis zu den Indern, denen die Kasjapa wohl bekannt sind. Und in der Perseussage, deren Schauplatz das Nordufer des persischen Golfes ist, heißt Kassiope die Mutter der Andromeda, und ihr Name kennzeichnet sie als die Vertreterin des Volkes der „Kassiopen", wie ihr Gemahl Kapheus der Vertreter der Kaphenen ist, und ein Phoinix, Arabos und Aigyptos in der Verwandtschaft auftreten, ja sogar Perseus als Stammvater der Perser bezeichnet wird. Der Orakelgott in dieser Sage ist Ammon (gelegentlich in „Apollon" verlesen), und dieser ist nicht der ägyptische Gott, sondern der einheimische Amman Kasipar [2], dessen Statue der Assyrerkönig Assurbanipal zu Susa vorfand. Es spricht vieles dafür, daß dieser Kasipar, den die Babylonier „Kassu" (d. h. gleichfalls, in babylonischer Form, den Kossaier) nennen, auf Umwegen das Urbild unseres „Kasperle" ist.

Wir sehen den Namen des Volkes also durch das nördliche und westliche Iran hindurch verbreitet, und auch der alte Name des Zinnes, das die Inder *kastira*, die Griechen *kassiteros* nennen, gestattet keine einleuchtendere Erklärung als die aus einem elamischen Worte *kassi-ti-ra*, das zwar nicht belegbar ist, aber wörtlich bedeuten würde „das kassi-länd-ische". Und so liegt wohl der Gedanke nahe, daß auch der babylonische Ausdruck *kaspu* für Silber mit dem Namen

1) Auch die Kissier führen den gleichen Namen: aus der südelamischen Form „Kussi" (vgl. das u in Humban und Lullu) wurde lautgesetzlich „Kissi".

2) Er kommt auch in der Schreibung Qa-ši-par vor, wie statt Ši-ši-par zu lesen ist.

der Kassi oder vielleicht mit dem ihres Gottes zusammen hänge, denn ihm als dem Mondgotte ist offenbar das Silber heilig gewesen.

Aber auch im eigentlichen Zagros-Gebiete, südlich von Hamadan, haftet der Name Käsp an den Trümmern einer im Anfange des 19. Jahrhunderts erst zerstörten Bezirkshauptstadt, deren Moschee im Todesjahre Wallensteins erbaut ward.

Nach diesem vorläufigen Überblicke über die alte Bevölkerung der Zagros fahren wir nun fort in der Orientierung über das Bild der Landschaft.

Als neuen Ausgangspunkt nehmen wir den Endort des vorher skizzierten Karawanenweges, Hamadan, die heutige Nachfolgerin der alten Hauptstadt des Mederreiches, ursprünglich wohl auf kaspischem Boden gelegen. Die Stadt soll ursprünglich „Akessaia"[1] geheißen haben, worin höchst wahrscheinlich der Name der Kossaier steckt, wenn auch in verderbter, gräzisierter Gestalt. Es scheint derselbe Ort zu sein, der seit Sarrukin eine Rolle für die Assyrer spielte unter dem Namen Kar-Kassi oder Kar-Kasia, und der „Dahjuka", d. h. etwa Gaugraf dieser Stadt würde dann zu Sarrukins Zeit, also um 710, hier eine Burg und einen Mittelpunkt für das Heeres aufgebot der Landschaft geschaffen haben. Der iranische Name der Stadt war ja Hagmatâna, und das bedeutet den Zusammenkunftsort, es war der Sitz des Dahjuka und wird daher folgerichtig von den Assyrern als „Bit-Dajukki" bezeichnet. Der wirkliche Name dieses Gaufürsten scheint „Hwachschatar" gewesen zu sein, wie noch ein späterer Mederkönig hieß, den die Griechen „Kyaxares" nennen. So ungefähr sieht heute nach den Keilschriftquellen die Grundlage dessen aus, was Herodotos von seinem Deiokes und der Gründung seiner Hauptstadt Hagbatana erzählt — „Ekbatana", das dann womöglich noch mit kurzem a in vorletzter Silbe gesprochen wird, ist spätere griechische Verhunzung, und noch heute lautet der Name Hamadan.

Und das Bild von heute? 2 km südöstlich von Hamadan liegen ein paar gewaltige Steintrommeln, die der Architektur der Säulenhalle um das berühmte Kyrosgrab entsprechen. Eine andere Trümmerstätte zeigt Säulenreste aus der Zeit des zweiten Artaxesses mit einer Keilinschrift auf einer Vase. Das Prunkstück der Altertümer von Hamadan aber ist ein arg verstümmelter gewaltiger steinerner Löwe. Wo stand der Königspalast, der Tempel der

---

1) Oder „Harkessaia". Karhar wechselt mit Harhar, Kamban mit Hamban; gerade im Kassi-Gebiete scheint k für h zu gelten.

Anahita, das Schatzhaus, das Reichsarchiv? Wo liegen die Reste der 7 Mauern in 7 verschiedenen Farben? Wo liegen die Keilschrifttexte der Mederkönige, die Siegesstelen der Assyrerkönige aus dem Zagros, die nordelamischen Keilinschriften der Kassifürsten? Noch niemals haben an dieser so hochwichtigen Stelle wirkliche Ausgrabungen stattgefunden! Siegelzylinder, geschnittene Steine und Münzen besonders aus Parther- und Sassanidenzeit, werden gelegentlich gefunden und von Reisenden überall hin verstreut. Nach Osten wird die Stadt von dem Musallah-Hügel begrenzt, der offenbar die Burg getragen hat. — Das heutige Städtchen Hamadan ist nur halb so groß wie Kirmanschahan und eigentlich nur bekannt

14: Funde von Hamadan.

durch Teppichweberei und das Grab des berühmten Arztes, Mathematikers, Astronomen und Philosophen Ibn-Sina (Avicenna) der hier 1037 seinen Tod fand.

Im Süden sehen wir eine kahle Gebirgsmasse, auf deren Ausläufer die Stadt sich hinan zieht. Es ist der Stock des Ālwänd, der über erhebliche Wassermengen verfügt und seine Nachbarschaft fruchtbar macht und Hamadan mit gutem Trinkwasser versorgt, zugleich auch mit Eis, und freilich auch mit lange dauerndem Winter; man glaubte früher, daß der steinerne Löwe dafür sorge, daß der Winter nicht zu arg werde. — Bei einer Gandsch-Namah (Schatzhaus) genannten Stelle finden sich zwei flache Nischen mit den bekannten Ālwänd-Keilschrifttexten des großen Dareios und des Xerxes. Es ist fraglich, woher der

heutige Name Gandsch stammt, und wir werden bald Gelegenheit haben, darauf zurückzukommen. Zunächst noch einiges über den Älwänd, der wohl früher nicht so baumlos gewesen sein mag, vielmehr das Bauholz für die Deckbalken der Paläste und Häuser der Mederhauptstadt hergab. Seine Höhe wird neuerdings auf 3400 m über Hamadan angegeben, wobei aber zu berücksichtigen ist, daß er bereits einem ziemlich hohen Hochplateau aufsitzt. Obgleich er also mit annähernd 5270 m über dem Meeresspiegel noch immer hinter dem auf fast 45 Meilen sichtbaren Demawänd mit seinen 6080 m zurück bleibt, beherrscht er doch seine östliche Nachbarschaft zur Genüge,

15: Hamadan und der Älwänd.

um den Ruf eines „Götterberges" zu rechtfertigen. Sein Name ist wohl ursprünglich auch nur der Beiname einer Gottheit, und zwar einer Flußgottheit, wie wir ihn ja bereits als Flußnamen kennen gelernt haben. Nach Westen (zur Dijala), nach Süden (zum Gamas-ab) und nach Osten in die ohne ihn trostlose Wüste, der er einen zweiten Kara-Ssu[1] zusendet, gibt er seine Wasservorräte ab. Die Gottheit des Älwänd ist Apam-Napat, ursprünglich eine Mythengestalt als „Enkel der Gewässer", später unter Umdeutung des Namens ein Kultgott als „Nabel der Gewässer". Wir müssen wohl annehmen, daß eine ent-

1) So der türkische Name, iranisch hieß er Arwant, heute Narwänd.

sprechende Gottheit schon von den Vorgängern der Meder, also zunächst den Kaspiern, hier verehrt worden ist[1]. Der Name Älwänd, in älterer Gestalt Arwant, ist iranisch und von den Griechen als „Orontes“ überliefert. Auf dem Älwänd wächst aber auch jene aus 1001 Nacht bekannte Wunderpflanze, die man zur Herstellung des „Steines der Weisen“ benötigt, mit dessen Hülfe man bekanntlich Gold machen kann. Es ist kaum zweifelhaft, daß damit die heilige Homa-Pflanze gemeint ist, und der Gott Homa ist im Grunde genommen die gleiche Gestalt wie Apam Napat. Beide sind Reichtum und Fruchtbarkeit spendende Mondgottheiten und hatten ihren lokalen Vorgänger wohl in dem zagrischen Hanubani. Die westlich anstoßende Landschaft heißt heute Tschamabadan, zur Achamanidenzeit in der dortigen Mundart Kampantas oder iranisiert Kambadan, und in assyrisch-babylonischer Form Hambandi, d. h. Hanuban-Land.

In engen Beziehungen zu Apam Napat stand natürlich die Göttin der Wasser, Ardwi Sura Anâhitâ, noch in später Zeit eine Hauptgöttin des persisch gewordenen Elams, der Provinz Susiana, zugleich aber der höher gelegenen Zagros-Gebiete, aus denen die Ströme der Susiana her flossen; auch bei ihr, oder vielmehr gerade bei Anahita, können wir ziemlich bestimmt annehmen, daß sie das Land bereits beherrschte, ehe die Stämme der Iranier einwanderten.

Ob wir von Hamadan aus den Älwänd östlich oder westlich umkreisen, beide Wege münden vor Kengâwär[2] in einander, um von hier westwärts unsere schon bekannte Karawanenstraße zu bilden. Hier stand ein Tempel der Anahita zur Partherzeit, von dem noch die Trümmer zu sehen sind, eine Rampe mit 8 Säulen in wesentlich griechischem Stile, wie er zur Partherzeit üblich war. Die Sassanidenzeit sah hier einen berühmten Palast des Chusraw II. Die Griechen nennen den Ort „Konkobar“, und die Iranier hatten offenbar ihre eigene Erklärung des Namens, indem sie sich den zweiten Bestandteil als ihr „Wara“ (= Garten, Gehege) zurecht legten. Für den ersten Teil hat man an eine im Rgweda genannte Göttin

1) Man erzählte von „Semiramis“, sie habe, um die Stadt mit Wasser zu versorgen, einen Kanal von 15 Fuß Breite und 40 Fuß Höhe durch den Älwänd gebrochen, um das Wasser von dessen anderer Seite her nach Hamadan zu leiten. — Die Assyrer erwähnen mehrfach einen oberen und einen unteren Kanal in der Landschaft Araziasch, die in die Nachbarschaft von Hamadan fallen muß.

2) Auch Kinkiwar genannt; ein anderer Ort dieses Namens lag in Bochtân.

Gungu gedacht, vielleicht dürfte sogar auch an die heilige Ganga erinnern. Noch näher liegt es, das im Awesta erwähnte Kangha-deza heranzuziehen, da *deza* (wie im Worte Para-dis) etwa die gleiche Bedeutung hat wie Wara, und die Paradies-Landschaft Kang-diz in das Gebiet von Kirmanschahan versetzt wird. Aber in keinem Falle ergäbe sich eine iranische Etymologie des ersten Bestandteiles, und so kommt sehr in Betracht, daß wir in altein-heimischen, elamischen Namen von Städten und Landschaften im Zagros ein allerdings auch noch unerklärtes Wort „Kangi" (Kingi, Gingi) finden, und unter anderen einen Gau-Namen „Gingibir",

16: Ruinen von Dilawär.

dessen Fürst Tätäi um 820 dem Assyrerkönig Samsi-Adad Tribut sendet, nachdem die Meder und die Landschaft Araziasch unterworfen waren. Mit dem erwähnten „Kangi" könnte auch die ursprüngliche Form von Gandsch-Namah zusammenhangen, dem Orte der Älwänd-Keilinschriften. Jedenfalls haben wir in Kengawär einen alten Kultur- und Kultsitz zu sehen, und vermutlich handelt es sich um die Verehrung einer nordelamisch-kaspischen Wassergöttin.

Drei Parasangen östlich von Kengawär stand in der Partherzeit ein Zollhaus (Badschigrabana); der Ort ist unbekannt und Trümmer sind bisher nicht gefunden. Der Amerikaner Jackson sucht die Stätte im heutigen Aßadâbâd, einem ständigen Karawanenhaltorte

auf dem Wege westlich um den Älwänd; er könnte ebenso gut auf dem Ostwege gelegen haben, etwa beim heutigen Örtchen Bordsch. Beide Orte liegen in Tälern, die von Ruinen wimmeln. Bei Bordsch liegen die Reste einer alten Stadt und Burg, die nach dem Dörfchen Dilâwär benannt werden. Vom Zollhause kam man auf dem Wege nach Hamadan über das Schloß Adrapana; auch von diesem sind keine Trümmer bisher bekannt. Vielleicht haben wir sie in Dilawär zu vermuten. Etwa in der Mitte zwischen Dilawär und Kengawär liegt die parthische Trümmerstatt von Wälâzgerd, und in dessen südlicher Nachbarschaft wäre, nach De Morgans Karte zu schließen, eigentlich die wahrscheinlichste Lage für das Zollhaus, das dann die Wege über Aßadabâd und Bordsch zugleich beherrscht hätte.

Westlich von Kengawär, bei Sahna, bereits im Tale des Gamas-Ab und etwa auf halbem Wege nach Bistun, hat man ein Felsengrab gefunden. Es liegt ungefähr 30 m über dem heutigen Erdboden in einer Felswand und war nur von oben her an einem Seile zu erreichen. Ähnlich den Königsgräbern der Achamaniden, noch ähnlicher aber der schon erwähnten Felskammer von Sär-i-pul-i-Zohab, bildet es eine kleine Vorhalle, die von zwei Säulen getragen war. Die Säulen sind auch hier verschwunden, und nur zwei rechteckige Basen bezeichnen ihre Stelle; in der Rückwand sind über einander zwei Grüfte. Es ist zweifelhaft, aus welcher Zeit das Grabmal stammt; vielleicht darf man an die Mederzeit denken, da der Stil vorachamanidisch scheint.

Von Sahna aus führt die Straße am rechten Ufer des Gamas-Ab weiter, bis sie kurz vor Bistun den Ab-i-Dinawär überschreitet. Das Tal, das der Unterlauf dieses Flusses und der Gamas-Ab bilden, ist von Ruinen übersät. Eine besonders große Gruppe bildet aber die Trümmerstätte der von der Partherzeit bis in die arabische blühenden Stadt Dinâwär am Oberlaufe des nach ihr benannten Flusses; auch hier findet man in großer Menge kleinere Altertümer, ähnlich den von Hamadan. Wie alt die Stadt war, können nur Ausgrabungen ergeben; sie liegt in einem fruchtbaren Tale, das offenbar in der Vorzeit einen See bildete, bis das Steigen des Schwemmlandes dem Wasser einen Durchbruch nach Süden ermöglichte. Eine zweite größere Gruppe ist die schon erwähnte von Tacht-i-Schirin am linken Ufer des Gamas-Ab. Auch hier kann nur der Spaten lehren, aus welcher Zeit die älteste Stadtanlage stammt. Die kleineren Trümmerhaufen liegen am dich-

testen um den Einfluß des Ab-i-Dinawär in den Gamas-Ab, in nächster Nähe von Bistun.

Von Tacht-i-Schirin nach Süden kommen wir zum Dorfe Särmâdsch, das ganz auf den Trümmern einer sassanidisch scheinenden Bauanlage errichtet ist. Auf dem Ruinenhügel liegen ornamentierte Steine, die einen seltsamen, an amerikanische Ornamente erinnernden Stil aufweisen. Die behauenen Steine der alten Paläste dienen hier wie mancher Orten den Lehmhütten der Kurden als Schwellen und Fundamente. Nach OSO. sind die Reste der alten

17: Ornament von Särmâdsch.

Stadtmauer noch heute etwa 6 m hoch; sie bestand aus unbehauenen großen Steinen, die mit Gips verbunden sind.

Südlich von Särmâdsch, bei Surchâdâ, am linken Ufer des Gamas-Ab, hat Oskar Mann ein Felsgrab entdeckt, das im Ganzen den gleichen Stil aufweist wie das Dukkan-i-Daûd und das bei Sahna, aber kleiner und ohne Säulen.

Südöstlich davon liegt das Dorf Härsin, in üppiger Gartenkultur, mit Säulen, Kapitellen, den Resten eines Aquäduktes aus großen behauenen Quadern. An der Quelle, die die Wasserleitung speiste, befindet sich wieder eine geglättete Felswand[1], ähnlich der

1) Eine dritte dieser Art fand O. Mann in der Nachbarschaft von Gärrâbân.

18: Felsgräber bei Tschämän-i-Ismail.

von Bistun. Die Ruinen ähneln denen von Särmâdsch, weichen aber beide von den bekannten sassanidischen stark ab. Sind sie in die spätere Sassanidenzeit zu versetzen oder gehören sie etwa den Parthern an? Wir buchen alle diese Trümmerstätten, weil ohne gründliche Spatenarbeit niemand bestimmen kann, seit wie alter Zeit hier Kultursitze bestanden, die ja an die Existenz von Quellen in erster Reihe gebunden sind.

Von Härsin über eine Zagroskette nach Westen gelangen wir in ein Tal, dessen Wasser dem Gamas-Ab zufließen. Hier entdeckte

19: Relief über dem kleinen Felsgrabe von Tschämän-i-Ismail.

de Morgan drei Felsengräber bei Tschämän-i-Ismail von gleicher Art wie das bei Surchâdâ. Auch Oskar Mann hat sie photographiert und vermutet, daß in dieser Gegend noch weitere zu entdecken sein werden. Inschriften sind an keinem der Gräber gefunden; um so interessanter ist das Relief über dem kleineren der 3 Gräber.

So haben wir denn jetzt die Karawanenstraße von der persisch-türkischen Grenze bis zur alten Meder-Hauptstadt behandelt.

Machen wir noch einen Abstecher in die Nachbarschaft. Südlich vom Alwänd, in einem nach der Zagros-Regel von Nordwest nach Südost gefalteten Tale liegt die Stadt Nehawänd, drei Tagereisen von Hamadan. Hier fiel, es soll 642 gewesen sein — die

Überlieferung schwankt in der Zahlangabe — die letzte Entscheidung zwischen dem Islam und den Sassaniden, und seitdem zehrt der „Orient" von den Überbleibseln der Kultur der Neuperser, unfähig Neues zu schaffen; obgleich die Perser das einzige Kulturvolk des Islams in Asien geblieben sind, die Träger der Blütezeit des Chalifats wie der Mongolen, die einzige überhaupt kulturfähige Nation des heutigen Vorderasiens, haben auch ihre eigenen nationalen Anläufe nie wieder erreicht, was die Sassaniden errungen hatten, und was die spätere Zeit noch schuf, das waren Nachahmungen einer besseren. Von den „Arabesken" an bis zur Moschee von Cordova, von der „arabischen" Geographie an bis zu den verschiedenen Formen der Dichtung, alles, was der islamische Orient in Kunst und Wissenschaft, in Technik und Organisation besessen hat und besitzt, ist persisches Kulturgut, zum letzten Male von Persern geprägt, auch wenn es aus altersgrauer Zeit herüber genommen war. So bedeutet der Name Nehawänd für die Geschichte des Orients den Beginn des absteigenden Astes. — Die vielbesprochene Karawanenstraße hatte die Araber nach Iran geführt, und das letzte namhaftere persische Heer unter Firuzan unterlag dem unaufhaltsamen Ansturme des islamischen Fanatismus, ja, Nooman, der Feldherr Omars, soll sogar die Minderzahl gehabt haben; er fiel selbst in der Schlacht, die zwei bis drei Tage gedauert haben soll. Zwei Jahre später fielen auch Hamadan, Isphahan, Kaschan und Kum in die Gewalt des Islams, und 651 fand der flüchtige letzte Sassanide Jezdegerd III, den Tod.

Nehawänd ist nicht ohne „Ausgrabungen" geblieben. Schah Naßr-ed-din hat sie veranstaltet. Er suchte Gold. Man fand ein Grabmal mit einem Sarkophage und alte Waffen, die nicht mehr brauchbar schienen, und warf sie weg. Nach arabischer Überlieferung sollen in Nehawänd Statuen eines Stieres und eines Fisches vorhanden gewesen sein; vielleicht stimmt dazu die von Ibn Haugal erwähnte Sage, daß die Stadt von Noah gegründet worden sei; auch berichtet derselbe von einer Wunderquelle in dieser Stadt, die täglich einmal Wasser sprudelte und es dann wieder verschluckte. — Mehrere Häuser der Stadt sollen auf sehr alten Trümmern erbaut sein; schon zu Ptolemaios' Zeiten führte sie den Namen Nisawanda.

Unsere Karawanenstraße durch die zagrischen Tore scheidet die Gesamtmasse der Randgebirgsketten in einen nördlichen und einen südlichen Teil. Von ihrer Mitte aus strömt der Kärcha nach Süden

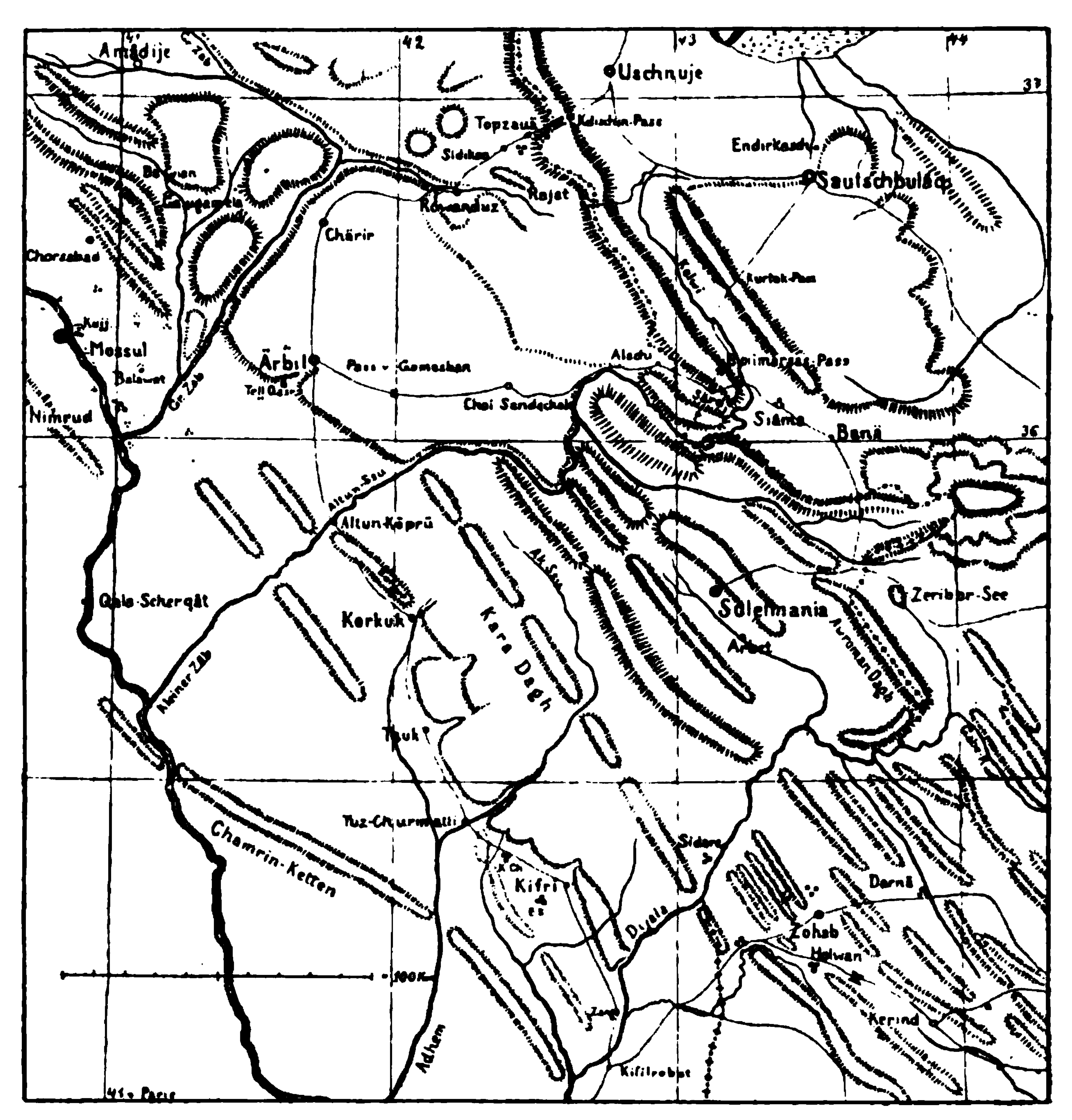
ab, und im Westen begleitet sie den Holwan-Fluß zur Diala, deren Oberlauf als Gabe-Rud aus der Richtung von Hamadan kommt und das Sungurgebirge im Norden umfließt. Überschreiten wir von Zohab aus nach Norden diesen Fluß und zugleich die persische Grenze, so kommen wir in eine gesegnete Landschaft, das Schähr-i-zor, in dessen Norden oder richtiger Nordwesten, denn die Gebirge haben wieder ihre bekannte Richtung, die Stadt Suleimania liegt, die Hauptstadt eines ganzen, nach ihr benannten türkischen Sandschak, das zum Vilajet Moßul gehört. Die alte Hauptstadt[1] soll Mim, Dizdan oder Nimra geheißen haben; der letztere Name erinnert unwillkürlich an die Landschaft „Namri" der Assyrer. Die geschützte Lage, der fruchtbare Boden und das klare Wasser begründen zur Genüge die Anwartschaft des Schährizors, in früheren Zeiten höherer Kultur einmal eine sehr wesentliche Rolle gespielt zu haben. Wie die vorher besprochene Landschaft von Kirmanschahan physikalisch-historisch einen iranischen Ausläufer in den Zagros hinein darstellt, so bildet das Schährizor mit den im Norden sich anschließenden Gauen politisch eine türkische Halbinsel im Iranischen, dessen nordöstliche Spitze den Kuh-i-tschihil-tschäschmäh („Berg der 40 Quellen") erreicht. Diesem entspringt auch der Schirwan-Rud und ein zweiter, südlicherer Fluß, die bald gemeinsam dem Tscham-i-Kisildschik zueilen. Der letztere ist ein linker Nebenfluß des unteren (oder „kleinen") Zab, dessen die Zagrosketten durchsägenden Lauf wir später verfolgen werden. Gerade das Schährizor ist gegen Persien ausnahmsweise durch einen Gebirgs-Querriegel abgeschlossen, an den sich dann in wieder regelrechter Richtung der Awroman-Dagh anschließt, dessen Kämme hier zugleich eine natürliche wie auch die heutige politische Grenze bilden.

Verfolgen wir den Lauf der Diala aufwärts, also östlich des Awroman-Dagh, im persischen Gebiete, nach Norden, so verschwindet zunächst der Name des Flusses, wie in diesen Gegenden überhaupt ungemein häufig der Oberlauf einen anderen Namen führt als der Mittellauf und oft auch der Unterlauf[2]. Der Fluß entspringt wohl aus einem See, der früher einmal erheblich wasserreicher gewesen zu

1) Sie wird beim heutigen Arbet, südlich von Suleimania gesucht, wo ein großer Schutthügel und reichlich gefundene Altertümer die Lage einer ehemals blühenden Stadt anzeigen.

2) Die Diala selbst soll im Mittellaufe heute eigentlich Ab-i-Schirwan genannt werden und ihren bekannteren Hauptnamen nur von Kisil-Robat an abwärts führen, das heißt 2—3 Meilen lang, denn nachdem sie bei Manßurieh die Chamrin-Kette durchbrochen hat, löst sie sich in verschiedene Läufe auf.

sein scheint, dem Zäribâr-See, und dieser Oberlauf nimmt dann nach einem Städtchen den Namen, „Fluß von Derud“ an und wird als solcher von links (Osten) her durch den Gabe-Rud verstärkt. Auch dieses Flußtal, vom Zäribâr-See bis zum Gabe-Rud hat den



20: Der nördliche Zagros.

Anspruch, auf Grund seiner natürlichen Vorzüge, die denen des Schährizor ähneln, im Altertume schon eine Rolle gespielt zu haben.

Den nun weiter folgenden nördlichen Teil des Zagros können wir am ehesten uns dadurch etwas einzuprägen suchen, daß wir den einzelnen Stromläufen folgen, deren Wassermassen sämtlich dem Tigris zueilen und die von Nordost nach Südwest eine Reihe von Zagrosketten durchbrechen.

Das Stück zwischen der Diala und dem kleinen, oder wie die Assyrer sagten, unteren Zab läßt sich ziemlich schematisch und doch leidlich zutreffend, durch eine Kartenskizze veranschaulichen.

Von der Tigris-Ebene an folgen einander immer Bergwall und Tal, alle von NW. nach SO. verlaufend und im allgemeinen immer höher ansteigend, und etwa senkrecht zu dieser Richtung brechen nach SW. hin die Flüsse durch, die der Tigris aufnimmt. Verfolgen wir von der Diala an die Richtung der zweiten Bergreihe zwischen der Chamrin-Kette und dem Kara-Dagh, so führt der

21: Tal des kleinen Zab.

Weg von Kisil-Robat über Zangâbâd, dann den Tschämän-Ssu nach Kifri, wo ein zweiter Fluß durchbricht. Südwestlich bei Eski-Kifri, liegen Ruinen. Weitere finden sich bei Kisil-Charâbâh. Es folgt der Tscham-i-sefid (Ak-Ssu) mit der Stadt Tuz-Churmatli, bei der sich Naphthaquellen finden. Von hier soll ein Backstein stammen mit der Aufschrift: „Palast des Puchia, Sohnes des Asiru, Königs des Landes Churschiti". Fast könnte man sich versucht fühlen, für das Zeichen *schi* dieses Namens einen anderen Lautwert, etwa ein *mach* zu vermuten, so daß der alte Name noch heute erhalten wäre; man schreibt den heutigen Namen auch „Tuz Churmati", und das tl scheint ein modifiziertes t zu sein.

Von Taûk an mehren sich die Durchbrüche der Gewässer bis nach **Kerkuk**[1] hin, wo der Chassa-Tschai durchbricht, der sie aufnimmt. Dieser dürfte der Radanu der Assyrer sein, der Tscham-i-sefid entspräche dem Turnad. Ungezählte Male müssen assyrische Heere diese Straße gezogen sein. Sie führt weiter nach **Altun-Köprü**[2], wo der untere Zâb durchbricht und die Wege nach Arbela und — über den großen Zâb — nach Ninua sich scheiden.

Hier lassen wir ein historisch höchst bedeutsames Stück Land wörtlich genommen „links liegen". Die Namen Qala-Scherqât, Nimrûd, Môßul, Chorsâbâd, Bawiân und Gaugamela auf dem Kärtchen mögen daran erinnern, wie nahe der Zagros an den Toren der assyrischen Hauptstädte vorbei streicht. Auch die Perserzeit begann hier mit dem Baue eines Königsschlosses **Sadraka** (bei Ptolemaios verschrieben in „Sakada"), der zweite Artaxesses fügte seinen Tempel der Anahita zu, und wo der erste Dareios seinem treuen Kamele als getreuer Mazdajasna sein „Haus" gebaut haben soll, dort verlor der dritte Dareios Vorderasien. Wo die assyrische Perserresidenz gelegen habe, ist noch unbekannt; von Dörfern der Königin Parysâtis am kleinen Zab berichtet Xenophon.

Erst den großen Zab verfolgen wir nun aufwärts. Von Kerkuk führt die Straße nach **Ärbil**, dem alten Arba-ili, der „Viergötterstadt", wenn dieser Name nicht etwa eine assyrische Volksetymologie war. Von hier führt ein Weg nach Osten, auf dem man über den Zagros gelangen kann, und zwar geht er über den Paß von Gomesban nach Choi-Sandschak und weiter über den Kurtak-Paß nach Sautsch-Bulaq. Der letzte türkische Ort ist Alschi. Der Weg führt weiter über Särdäscht und an den Ruinen von Siâma vorbei nach Bane, oder nördlich über den Bolimarsas-Paß und den Kelwi, der als Oberlauf des kleinen Zab gilt, und weiter über den Kurtak-Paß nach Sautschbulak. Auch dieser Weg mag oft genug assyrische Heere gesehen haben, wird sogar neuerdings als der einzige bezeichnet, der für Heere überhaupt gangbar gewesen sei. Die heutige Hauptstadt des Gebietes südlich vom Urmiasee ist **Sautschbulaq**. Das Altertum scheint den Hauptort der fruchtbaren Landschaft etwa eine Meile weiter nördlich gesehen zu haben, wo jetzt die Ruinen

1) Die ältere Namenform ist Karchâ, bezw. Slôch, der Gau hieß Bêth-Garmê nach den Garamäern oder Gurumäern.

2) Der heutige Name „Goldene Brücke" stammt von den Trümmern einer Sassanidenbrücke; sie soll ehemals 29 Bogen gehabt haben. Der Fluß heißt auch Altun-Ssu; die griechischen Geographen nennen ihn Kapros.

von Schahr-i-Wirân liegen. In den Felsen östlich dieser Stätte, bei Endir-Kasch entdeckte Rawlinson ein Felsgrab, vorn wieder mit zwei Säulen, aber noch mit zwei weiteren im Innern. Wieder fehlen Relief und Inschriften, aber spätere Besucher haben in aramäischen und Pahlawizeichen sich hier verewigt.

Der bekanntere Weg aber führt nördlich über Chârir im Zab-Gebiete, biegt dann bald ostwärts ab und erreicht einen der beiden Quellflüsse des Zab, der gleichfalls im Oberlaufe seinen Namen

22: Felsgrab von Endirkasch.

einbüßt. Der Fluß, in dessen Richtung der Weg nun aufwärts geht, heißt der Rowanduz-Fluß, nach einem weiter aufwärts gelegenen Städtchen (auch Rowandiz genannt). Dieser Weg wird besonders zwischen der Stelle, an der er den Fluß erreicht, und Rowanduz als überaus beschwerlich geschildert. Von einem engen Kañon aus hat man zunächst 700 m hohe, fast senkrechte Felswände zu erklimmen, dann geht es etwa 400 m abwärts, zwar nicht besonders steil, aber dauernd über glatte Felsen, dann wieder aufwärts, und endlich wieder 200 m hinab nach der Stadt, die wieder am Flusse liegt.

Ein Quellfluß kommt von NO. her, und an ihm entlang geht es weiter über Sidikan und Topzauä nach der türkisch-persischen Grenze und weiter nach der persischen Stadt Uschnuje.

Sidikan hat noch den alten Namen der von Plinius erwähnten Sidicae bewahrt. Südöstlich der Ortschaft liegen Ruinen, in denen man die von Sarrukin genannte Stadt Mußaßir vermutet.

28: Die Stele vom Kel-i-schin-Passe.

Der Paß an der Grenze heißt der Kel-i-schin-Paß nach einer Stele, die als Kel-i-schin, d. h. als blaugrüne Stele, bezeichnet wird. Der Stein ist nur etwa mannshoch, einen Fuß dick und zwei Fuß breit, und steht einsam und allen Unbilden der Witterung ausgesetzt auf einem mit Steinen bedeckten Felde. Er trägt eine urarthische (chaldische, biainische) Inschrift des Ispuinis, Königs von Biaina (Wan), und eine assyrische Übersetzung derselben. Es ist vermutlich eine Siegesstele, die die Beute aufführt, die der König gemacht hat. Der Paß selbst scheint als die „Tore der (Gottes) Chaldis“ bezeichnet zu werden. Auch bei Topzauä ist eine doppel-

sprachige Steleninschrift entdeckt worden, sie rührt von Rusas I her und belegt noch weiter, daß wir hier im Machtgebiete von Urarthu-Biaina sind. Noch von weiteren Stelen dieser Art wird gesprochen, doch wird man Genaueres abzuwarten haben. Jedenfalls hat der Kel-i-schin-Paß eine erhebliche Rolle gespielt, sowohl bei den Feldzügen der Chalder-Könige wie der Einwanderung iranischer Stämme nach Südosten.

Es ist schwer zu sagen, wie weit der Begriff des Zagros nach Nordwesten auszudehnen sei, denn auch über den Oberlauf des großen Zab hinaus folgen noch ähnliche Ketten, und dieses Gelände ist überhaupt noch wenig bekannt. Von den Assyrern ist es oft durchzogen worden, und Layard glaubt den an vielen Stellen in den Felsen gehauenen Weg nach Dschulâmerik (nordnordöstlich von Amadije) noch den Assyrern zuschreiben zu sollen.

Die westlich anschließende Landschaft Bohtân ist von Martin Hartmann in einer „topographisch-historischen Studie" (Mitteilgn. d. Vorderas. Gesellschaft 1896/7) behandelt worden.

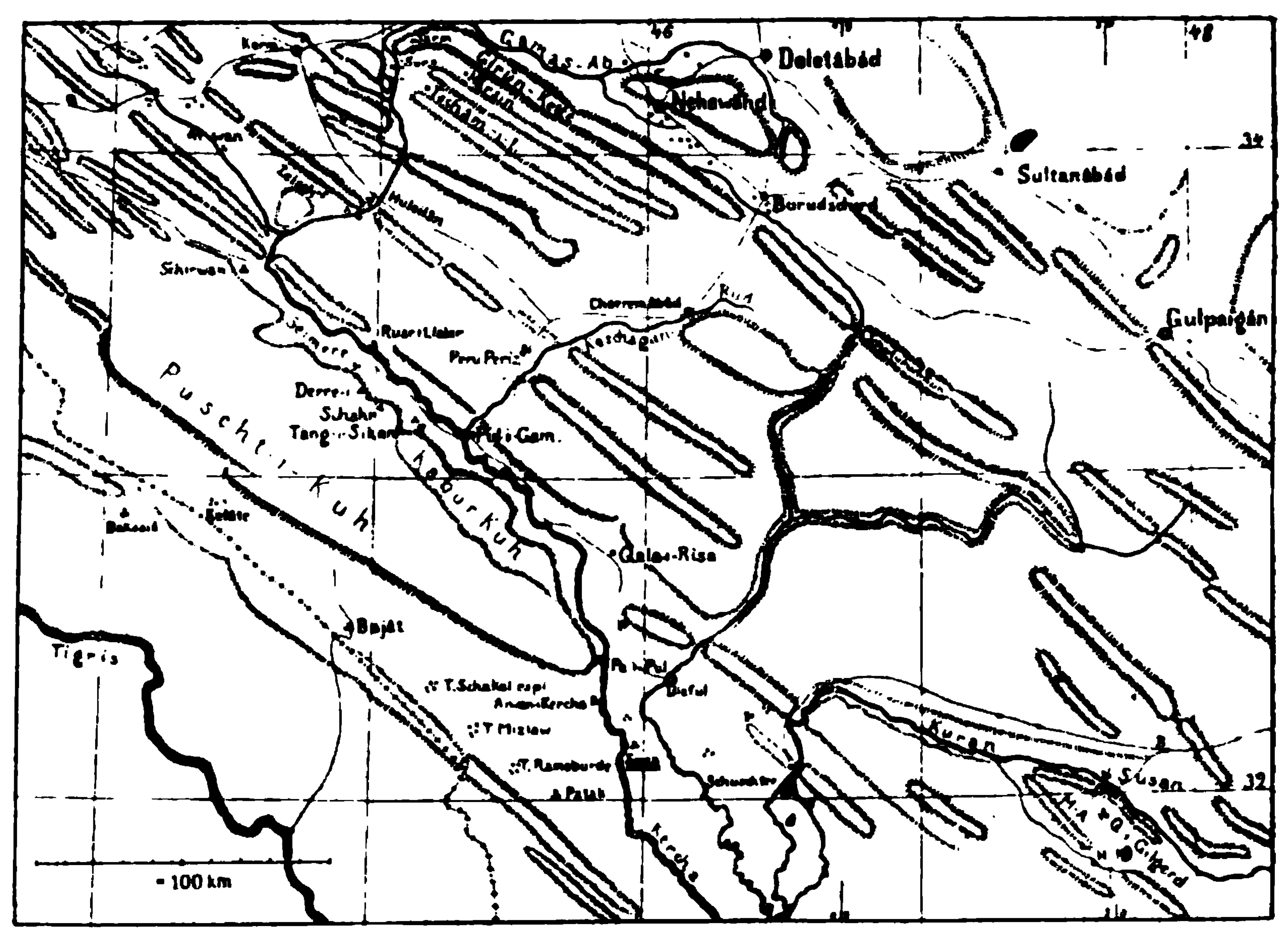
Wir hatten zuerst das Gebiet der Karawanenstraße behandelt, dann uns nach Norden gewandt, und haben nunmehr den südlichen Teil des Zagros nachzuholen.

Der aus dem Gamas-Ab und Kara-Ssu entstehende Strom führt erst im Mittel- und Unterlaufe den Namen Kärcha[1]. Sein Stromsystem verbindet den Älwänd (bei Hamadan) sowie Nehawänd, Bagistan, Kirmanschahan mit Susa, an dessen Burghügel er im Westen vorüber strömt. Bei Gärräbân tritt der Fluß in ein imposantes Kañon-Gebiet, fließt bald westwärts, Kette auf Kette durchschneidend, bis sich auf dem rechten Ufer bei Huleilan ein mit Ruinen besätes Tal auftut, durch das eine Straße nach Kirmanschahan führt. Auch auf dem linken Ufer und hinter der nächsten Kette setzen sich die Trümmerstätten fort, und bei Zeïsch scheint eine größere Stadt gelegen zu haben. Aber auch die im Tale des Ab-i-Kerind aufwärts führende Straße kommt bald an den Ruinen einer alten Stadt vorüber, und nach Norden folgen weitere bis zur Karawanenstraße, besonders umfangreich wieder bei Harunabad.

Der Kärcha oder Seimere biegt bald nach Aufnahme des Ab-i-Kerind nach Süden ab und erreicht nach kurzem Laufe ein

1) Nach neueren Forschern vielmehr Seïmere, und erst von Pul-i-Täng an Kärcha.

neues Tal. Hier tritt der Strom in die in der Zagros-Richtung sich entlang erstreckende Landschaft Masabadan ein. Die Landschaft hieß im Altertume Masabatika, was auf einen elamischen Namen Masa-ba-ti schließen läßt (vgl. S. 22), und wird von einer Straße durchzogen, die von den Ruinen von Ariwdschan (bei Zarna, vgl. S. 4) her dem Tale des Seimere zustrebt, das sie bei den Ruinen von Schirwan erreicht[1]. Diese gehören hauptsächlich der Sassanidenzeit an und sind für dieselbe baugeschichtlich von großer Bedeutung, ja man sieht in ihnen die Vorbilder jener Art des Häuser-



24: Der südliche Zagros.

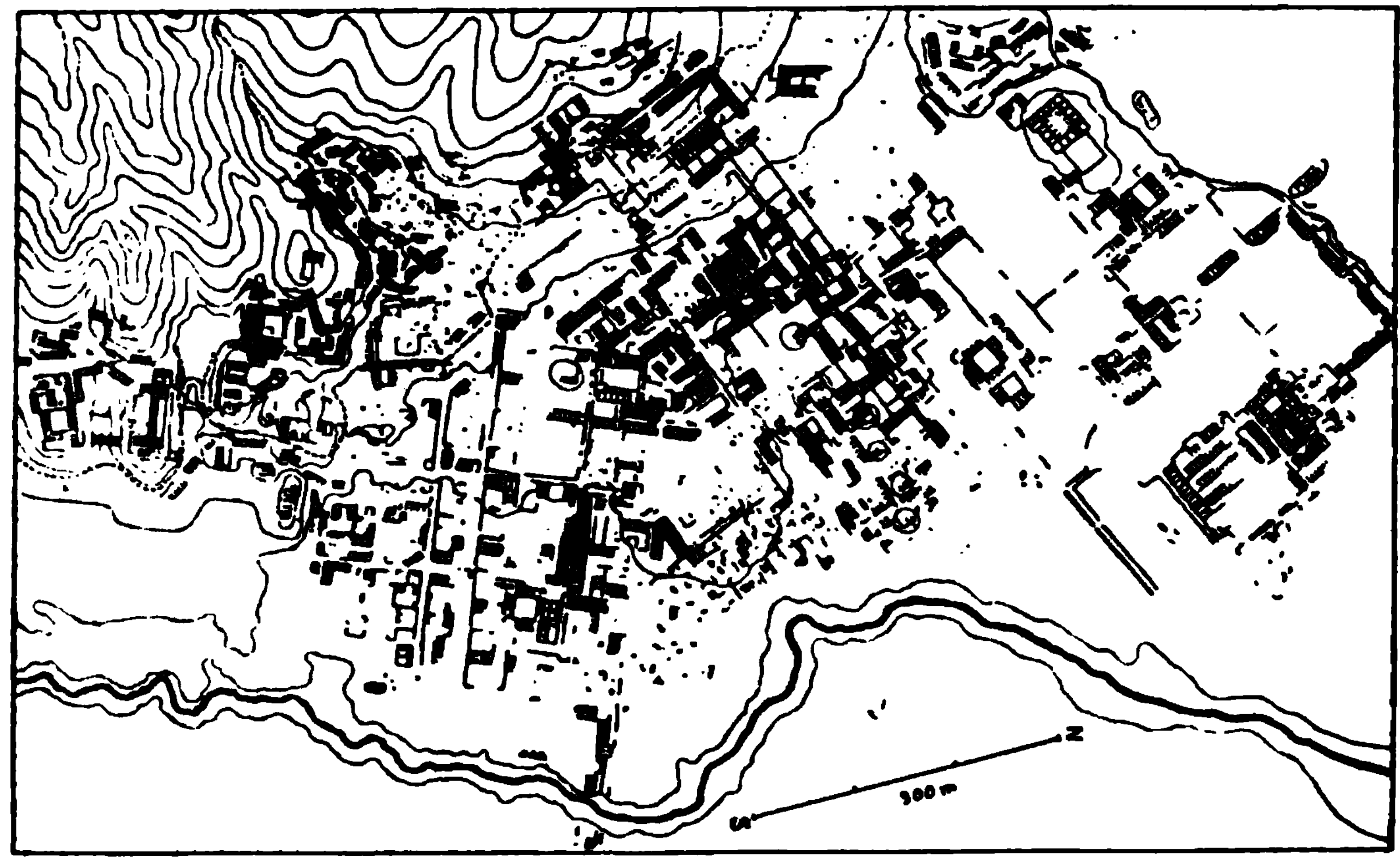
baues, der durch die Araber überall hin verschleppt worden ist. Die Häuser sind aus Steinmauern errichtet mit reichlichen Rundbogengewölben und reich ornamentierten Wänden. Eine größere Ruine wird als Palast des Chusraw Anoschirwan bezeichnet. Unter der Erde werden Backsteine mit elamischen Inschriften liegen.

Unerforscht sind noch die Ruinen von Ruar-i-Lialar, wo auf dem von den Flüssen umströmten Südabhange des Gebirges

1) Auch der von Schirwan aus nach dem Tigris zu durch das Aftab-Tal führende Weg ist mit sehr alten Trümmerstätten bezeichnet, wie Gulaman-Tepe, Zizzir-Tepe, und andere. Weiter nach NW., schon südlich von Holwan, liegen die großen Ruinen von Gilan.

25: Kañon des Seimere.

eine alte Festung gelegen hat. Sie muß ihre Bedeutung gehabt haben, nur haben hier noch keinerlei Ausgrabungen stattgefunden, die uns vermutlich gar bald den alten Namen der Stadt und die der Könige von Elam verraten würden, die hier gebaut haben. Der heutige Name der Trümmerstadt klingt persisch[1] und hat vielleicht schon der späteren Stadt angehört, die in der Perserzeit hier gestanden haben wird. In dem Tale und in den Bergen auf dem rechten Ufer des Seimere folgen nun Ruinenstätten in großer Zahl, meist Städte, die in der Sassanidenzeit in hoher Blüte standen, aber zum großen Teile wohl in altelamischer Zeit schon vorhanden



26: Plan der Ruinen von Därrä-i-Schähr.

waren. Am engsten liegen sie zusammen bei Täng-i-Sikan und weiter bergauf bei Därrä-i-Schähr[2]. An dieser Stelle ziehen sich auch auf dem linken Ufer die Ruinen bis in die Berge hinein, ja über die erste Kette bis in das dahinter liegende Tal. Die Straße übersetzt dann weiter südlich bei Pul-i-Gamaschân den Seimere; hier nimmt er den Kaschagân-Rud als linken Nebenfluß auf.

Der Kaschagân-Rud entspringt in der südöstlichen Fortsetzung der Girün-Kette, dem Sefid-Kuh. Wandern wir von Nehawänd in der

1) Sie wird auch, wie der Gau, in dem sie liegt, als Rud-bar (Flußtal) bezeichnet; die Angaben über ihre Lage schwanken leider, und es scheinen Verwechselungen (in Folge Wiederkehrens des Namens Rudbar) im Spiele. Südlich von Schirwan kennt De Morgan ein „Täng-i-Lalar".

2) Auch Schähr-i-Chusraw oder Seimere genannt.

durch das Gebirge gegebenen südöstlichen Richtung aufwärts, so kommen wir nach Burudschird, einer ziemlich bedeutenden Stadt; von dieser aus führt über den Sefid-Kuh ein Weg nach Chorräm-äbäd im Stromgebiete des oberen Kaschagan-Rud. Hier lag eine alte Stadt auf dem linken Flußufer; ein 18 m hoher Turm und verschiedene andere Ruinen sind noch erhalten; von einer Brücke über den Fluß standen vor 30 Jahren noch 10 Bögen. — Auf dem benachbarten Kuh-i-Jäftäh soll ein „versteinerter Reiter“ sein. Zwischen Chorrämabad und Pul-i-Gamaschan liegt auf dem rechten Ufer des

27: Ansicht von Kabur-Kuh.

Kaschagan-Rud die Trümmerstätte Pärû-Pärîz. Von hier geht die Straße über den Kaschagan-Rud auf einer von Schahpuhr I gebauten Brücke von Dschaidär, die in einem einzigen Bogen den Fluß überspannt, und dann südwärts zum Seimere.

Die hohe Gebirgkette, die bisher den Seimere im Süden begleitet, ist der Kabur-Kuh, die Fortsetzung jener Kette, an deren Südabhange entlang wir vorher die Straße von Kisil-Robat bis Altun Köprü verfolgt haben. Südlich der großen Ruinen von Därrä-i-Schähr treten die Berge so eng zusammen, daß wieder eine lange Kañon-Strecke[1] entsteht, durch die sich der Fluß in vielen Win-

1) Täng-i-Säzebänd.

dungen durcharbeitet, so daß auch der Unterlauf vom Mittellaufe geschieden wird. Man begreift daher leicht die drei Namen Gamas-Ab, Seimere und Kärcha. Der Kabur-Kuh wird endlich niedriger, und der Kärcha kann sich nach Süden wenden.

An der Biegung liegt auf seinem linken Ufer die Burg Qala-i-Riza. Weiter südlich folgen die Ruinen von Qala-i-Kasim, dann die von Pâ-i-pul und die von Aiwan-i-Kärcha, endlich der Burghügel von Susa, alle in etwa gleichem Abstande von einander. Etwa 20 Meilen südwestlich folgt dann noch die Ruinenstätte von Patak.

28: Brücke von Dizful.

Zwischen Puscht-i-Kuh[1] und der noch südlicheren Chamrin-Kette breitet sich eine nach NW. sich verengende Ebene aus mit den Trümmerhügeln von Baksâjäh und Kelâtäh, beide im Nordwesten, weiter von Bajât (am Tib-Flusse), Tepe Schakal-espi, Tepe Miziâw und Tepe Ramäh-bordäh. Die bedeutendsten sind Bajât und Miziaw. Letztere Stätte zeigt einen kleineren südlichen und einen größeren nördlichen, von einer rechteckigen Stadtmauer umschlossenen Trümmerhaufen. Die Ebene heißt Däscht-i-Achbar

1) Puscht-i-Kuh heißt die äußere Randkette des Gebirges, dessen innere (nordöstliche) der Kabur-Kuh (auch Kour-Kuh gesprochen) ist; zugleich wird das Gesamtgebirge Puscht-i-Kuh genannt.

und ist heute nur von Nomaden (Beni-Lâm und Sägwänds) bewohnt. Vor ihr in der Ebene von Dizful liegt Patak mit altelamischen Trümmern, und vermutlich sind auch die vier vorgenannten Ruinen der gleichen Zeit zuzuweisen, während die im Bereiche des Kârcha liegenden zumeist sassanidisch sind, wenngleich auch sie die Lage altelamischer Städte bezeichnen mögen. Aiwan ist durch die Trümmer eines großen Bogens (Taq-i-Aiwan) bekannt, den Rest eines Sassanidenpalastes.

29: Ruinen von Taq-Aiwan-i-Kârcha.

Dizful, die heutige Hauptstadt des alten Elam, liegt am Ab-i-Diz, der aus dem Tale von Burudschird herab kommt. Die Straße geht südöstlich weiter nach Schuschter am Kuran, und dessen Laufe wollen wir noch ein Stück aufwärts folgen auf einer von vielen Kastellen geschützten Straße, die nach Isfahan führt und den Fluß auf seinem rechten Ufer in der Höhe begleitet. Vom Kastell von Bâzuft führt ein Weg hinunter an den Kuran, und hier liegt auf seinem rechten Ufer die Ruinenstätte Susan und auf dem linken hinter einem Bergabhange, die durch ihre Reliefs berühmte Ebene von Mal-Amir mit den Ruinen von Qala-i-Gilgird[1].

---

1) Im Altertume Giligerda, das „Schloß der Vergessenheit" der Sassaniden, später Idedsch.

Die Ebene von Mal-Amir enthält in der Mitte zwei Ruinenstätten und an diesen in den einschließenden Felsabhängen zwei enge Schluchten, genannt Kul-i-Färâ und Schikaftäh-i-Salmân. In den Ruinen hat man juristische Urkunden in babylonischer Sprache gefunden, in beiden Schluchten Felsreliefs und neuelamische Keilinschriften des Hanne, Sohnes des Tahhihi. Der Fürst nennt sich „ajapirischen Kutir", und der Text erinnert in manchem an die Achamanidentexte. Wir müssen darauf verzichten, die Bildwerke hier vollständig wiederzugeben, und was wir davon heraus greifen, soll nur dem Vergleiche mit dem Kel-i-Dâûd dienen und den Eindruck verstärken, wie die Achamanidenkönige in ihren Reliefdarstellungen altem elamischem Vorbilde gefolgt sind.

Kul-i-Färâ enthält nicht nur die größere Zahl der Bildwerke, sondern auch den besterhaltenen Text des Hanne. Er beginnt mit einer Anrufung des Gottes *Ti-ru-tir*, der sonst nirgends erwähnt wird, hier aber an hervorragender Stelle steht und unter anderem als der Stammvater der Könige bezeichnet wird. Die Versuchung liegt also nahe, den Namen anders zu lesen; die Möglichkeit „Tischuptir" zu lesen tritt heute zurück gegenüber der naheliegenden Gleichsetzung des Gottes mit Insuschnak, der sonst als Stammvater der Könige bezeichnet wird, und von dem „Ruhurater" nur eine besondere Form oder ein Beiname ist. Das Zeichen *ti* könnte gar wohl einen Wert gehabt haben, der uns gestattete, ungefähr *Ruh-ru-tir* zu lesen. Außerdem wird eine Gottheit *Napir sipak-irra* genannt, eine Bezeichnung nach einer bestimmten Tätigkeit (Schmelzen?), die aus der Sprache noch nicht feststellbar ist. Mit ihm zusammen werden *Schimut* (oder *Man*), der göttliche *„perir"* und *Huban-Rischar* aufgeführt, und zwar findet sich diese Zusammenstellung, die also typisch zu sein scheint, dreimal in diesem Texte. Der wesentliche Inhalt ist die Anbringung des Reliefs und der Bericht, daß Hanne in Ajapir (d. h. in Mal-Amir) einen Tempel der *Nar-sina*, der Herrin von Lipin, gebaut habe. Interessant ist, daß der Kutir (Statthalter) von Ajapir gewisse Gegenstände des Königs Schutur-Nahhunte, des Sohnes des Indada, erwähnt, der sonst nicht bekannt ist. Es hat sich aber in Susa eine Stele gefunden, die nach Sprache und Schrift der gleichen Zeit angehört und vielleicht von eben diesem Könige herrührt; in dieser Inschrift wird öfter eines Hohenpriesters Schutruru gedacht und auf dem Relief von Kul-i-Färâ ist ein Schutruru (links unten hinter dem Statthalter) der Einzige, der in der gleichen Haltung wie Hanne selbst

dargestellt ist. Es wäre leicht möglich, daß dieser Mann nachmals durch seine Verdienste eine höhere Stellung erlangt hätte.

Rechts oben finden wir drei Musiker dargestellt; die Köpfe sind verstümmelt, aber man kann noch erkennen, daß sie bartlos waren. Der am weitesten rechts — sein Name begann mit „Sunki-" — hat eine dreieckige (14saitige Harfe), wie sie für Elam typisch zu sein scheint. Der mittlere, Schumumu, spielt eine Art Lyra, und der dritte scheint ein Blaseinstrument zu haben. Darunter ist offenbar ein Opfer dargestellt; drei Tiere liegen geschlachtet da,

30: Großes Stelenrelief von Kul-i-Färä.

rechts davon die Köpfe, und über diesen ist Tepti-Huban mit einem Rosse dargestellt. Die Gestalt darunter scheint einen Feueraltar zu bedienen[1]; der Name ist halb verstümmelt, aber der Titel *schaten* (= Priester) ist noch deutlich zu lesen. Auch die beiden letzten Gestalten sind wohl mit einem Opfertiere beschäftigt. — Im Texte sind alle diese Leute nicht genannt, tragen aber dafür selbst Aufschriften, und mit dem Fortschreiten der Entzifferung wird offenbar die Bedeutung des Reliefs noch wachsen. Die Darstellung ist eine

1) Es wäre aber ebenso gut möglich, daß der scheinbare Altar vielmehr die Figur eines Kindes darstellte!

sehr plumpe; wir haben es zwar mit offizieller Kunst zu tun, aber mit provinzieller, handwerksmäßiger; beachtenswert ist, daß die ornamentalen Motive der Rosette zwischen je zwei Stäbchen und der eigentümlichen Fransenbildung auf dem berühmten Relief der Spinnerin aus Susa wiederkehren, also als typisch elamisch gelten dürfen.

Eine Gruppe weiterer Bildwerke findet sich an dem gegenüber liegenden Bergabhange des gleichen Engtales vor; das ist die Wetterseite, und die Bilder sind daher stärker zermürbt, Inschriften, wenn

31: Relief auf dem östlichen Felsblocke von Kul-i-Färû.

welche vorhanden waren, verschwunden. Gegenüber dem vorbesprochenen Relief liegt jenseits eines Baches ein großer Felsen frei im Tale. Er enthält ein Bildwerk, das wir ohne weitere Besprechung hier (Abb. 31) wiedergeben[1].

Nur wenige Schritte entfernt liegt ein zweiter Block, der auf vier Seiten mit bildlichen Darstellungen versehen ist. Der Stein ist im Ganzen stark verwittert; seine Nordwestseite enthält ein Relief,

1) Es ist an der Felswand noch einmal wiederholt worden.

auf dem ein nach rechts gekehrter Mann durch seine Größe als der Fürst gekennzeichnet ist. Wen dieses und das vorerwähnte Bild darstellen, verrät keine Inschrift. Die Gewandung ist bei beiden erheblich anders als bei Hanne, und obgleich wir diesen bald noch in anderer Darstellung werden kennen lernen, die von der vorgenannten z. T. noch weiter abweicht, verbürgt uns doch niemand, ob alle Skulpturen von Mal-Amir in die Zeit Hannes fallen. Dazu kommt, daß wir uns mit Ausnahme des erstgenannten Reliefs nur an Abzeichnungen de Morgans halten können. Es bleibt also immer möglich, daß die Bildwerke auf den freistehenden Steinblöcken

32: Relief auf dem zweiten Felsblocke von Kul-i-Färä.

aus anderer Zeit stammten, und dann rät man wohl für den zuerst genannten (östlicheren) auf eine frühere Zeit: war es Tahhihi, der Vater Hannes, der die erste Skulptur hier anbringen ließ? Die Bilder des zweiten Blocks scheinen eher einer jüngeren Zeit anzugehören. Der Aufbau erscheint fast achamanidisch, so z. B. die vier Reihen von Männern über einander hinter dem Fürsten. Die vier knieenden Gestalten könnten vielleicht Frauen sein.

Die rechts anstoßende Seite gibt eine Fortsetzung der vier Reihen Männer mit 49 Figuren. Die folgende enthält noch eine Reihe von sechs und darunter eine von drei Figuren; dann kommt eine unbearbeitete Stelle und weiter rechts ein Mann in natürlicher Größe, nach links gewandt, die Hände wieder vorn über einander

33: Relief am Pfeiler in Kul-i-Farū.

gelegt. Ihm folgen wieder in drei Reihen 43 kleine Figuren. Die vierte Seite ist viel schmaler, enthält unten drei nach links gewendete Männer, darüber drei große Büffel, nach rechts gewandt und darüber wieder zwölf Reihen von je drei Bergziegen in der gleichen Richtung.

Weiter westlich, an der Felswand, folgen wieder Skulpturen, zunächst eine Gruppe von vier kleineren, die nur die schon erwähnten Motive wiederholen, dann weitere an drei Wänden eines aus einer Aushöhlung pfeilerartig vorspringenden Felsens, von denen wir auf einem Bilde zwei Seiten wiedergeben; die dritte zeigt noch 9 kleine Figuren der typischen Art. Wir fügen hier die Bemerkung ein, daß in Kul-i-Färâ etwa 340 Figuren eingemeißelt sind. Die erste (östliche) Seite des Pfeilers interessiert vor allem durch seine oberste Reihe. Hier finden wir das Vorbild des sitzenden Perserkönigs von Persepolis, hinter ihm drei schlanke Vasen, wie wir sie aus Ägypten[1] kennen und fast an eine Hieroglyphe erinnernd; vor dem Fürsten steht wohl eine Art Tisch. Jedenfalls halten die zwei Männer auf der anderen Seite gerade Vortrag über irgend einen Plan und eine knieende Gestalt hält Belege in Bereitschaft. Diese Darstellung ist vielleicht die interessanteste von allen in Mal-Amir, und es ist um so bedauerlicher, daß sie durch keinen Text erklärt wird.

Unmittelbar den Pfeilerreliefs folgend ist jene schon erwähnte Wiederholung, und etwa 300 Meter entfernt befindet sich an einem dritten frei stehenden Felsblocke eine weitere Darstellung, die aber auch nur bereits bekannte Motive (z. B. die vier knieenden Gestalten) wiederholt.

Während die Schlucht von Kul-i-Färâ in dem Kuh-Geschmet genannten Bergzuge liegt, der Mal-Amir vom Kuran trennt, liegt Schikastäh-i-Salmân (die „Bildergrotte") gegenüber in der westlichen Bergwand; der Weg führt links von den erwähnten Ruinengruppen vorbei. Wir verzichten auf eine nähere Beschreibung der Örtlichkeiten und gehen gleich zu den Bildwerken über. Es sind im ganzen nur vier, zwei in einer Grotte, zwei daneben an der Felswand. Das erste der letzteren ist in der Höhe von 10 Meter angebracht und schwer zugänglich. Es zeigt zwei Männer, eine Frau, einen Knaben und ein Mädchen.

Die Figuren der Erwachsenen sind etwas über lebensgroß; wen sie darstellen, das würde die über die Fläche und z. T. auch

1) Man hat in Susa Gefäße dieser Art in Höhe bis zu $2^1/_2$ Meter gefunden.

über die Figuren laufende Inschrift besagen, die aber schlecht erhalten und noch nicht in genügender Weise veröffentlicht ist. Nur so viel ergibt das Stück Text auf dem Rocke des Mannes links, daß er ein Sohn des Tahhihi ist, ob aber Hanne selbst, oder ob dieser vielmehr in der zweiten Figur dargestellt ist, scheint noch unsicher.

In engem Zusammenhange mit diesem fünffigurigen Bildwerke steht ein dreifiguriges, zwischen dem ersteren und der Grotte. Dieses Relief wird als das besterhaltene von Mal-Amir geschildert, ist

34: Relief von Schikaftäh-i-Salman.

aber leider nicht photographisch aufgenommen worden, sodaß wir uns wieder mit der Zeichnung de Morgans behelfen müssen (vgl. die Schlußbemerkungen). Über die Figuren laufen kurze Inschriften, aus denen sich ergibt, daß die weibliche Gestalt — offenbar die gleiche wie die des vorigen Bildwerkes — Ammatena heißt, vermutlich die Schwester Hannes, da seine Gattin in einem gleich zu erwähnenden Texte „Huhin" genannt scheint. Der Sohn der Schwester ist in Elam der Thronfolger, und dieser ist wohl der zwischen Hanne und Ammatena dargestellte Knabe, dessen Name nicht mit Sicherheit zu lesen ist.

In der Grotte selbst, nach der die Örtlichkeit den Namen trägt, sind noch zwei Reliefs. Vor einer Inschrift von 36 Zeilen, die bis auf Anfang, Schluß und Zeilenenden recht gut erhalten ist, ist Hanne dargestellt entsprechend der Figur mit erhobenen Händen auf dem fünffigurigen Relief. Der Stein ist aber schlecht und die Figur etwas roh gemeißelt. — Die Inschrift, die u. a. Huhin als Gattin Hannes nennt, ist wichtig durch Erwähnung des alten Namens der Örtlichkeit; wenn wir ihn richtig erklären, so bedeutet er „die große Straße" oder den „großen Marktplatz", doch bleibt die Aussprache des ersten Zeichens ungewiß; möglicherweise ist das heutige „Mâl" in „Mâl-Amir" ein Abkömmling des alten Wortes. Die Göttin, die hier wohnt, ist die auch in anderen Texten genannte Parti, die „göttliche Stammmutter", deren Name noch in dem einer Stadt Portippa nordöstlich von Persepolis, und vielleicht sogar in dem dieser späteren Perserstadt selbst nachklingt. Auch in Susa war sie verehrt, und Assurbanipal entführte von dort unter anderen auch ihr Standbild. In unserem Texte wird auch Schutruru wieder erwähnt als „Rakepal" Hannes, was vielleicht nicht einen Titel, sondern einen Verwandtschaftsgrad ausdrückt. Der Text macht noch große Schwierigkeit, zumal wegen der Unsicherheit am Ende der ziemlich kurzen Zeilen. — Auch das zweite Relief in der Grotte ist in schlechtem Zustande, und vielleicht hat man eben wegen der ungeeigneten Struktur der Steine unterlassen, auf der schon fast geebneten Fläche hinter der Figur des Hanne einen Text oder kleinere Figuren anzubringen.

Auf einem Felsenwege, der das Tal von Mal-Amir nach Süden durchsetzt, ist ein kleines rohes Relief eingemeißelt, das links eine sitzende, nach rechts blickende Gestalt zeigt, vor der eine andere mit erhobenen Händen steht; hinter dieser noch vier andere, die Arme vorn gekreuzt. Darunter ist wieder eine Fläche geebnet, vermutlich für eine Inschrift. Der Ort führt den Namen Schah-Sawar.

Im NO. des Tales ist eine Schlucht, die Hong genannt wird. Hier trägt ein großer Felsen auf der der Bergwand zugekehrten Seite ein Relief, das wohl in den Anfang der Sassanidenzeit fällt.

Nicht weit davon sind die Ruinen einer Burg, die heute Qala-Gäschdum[1] heißen, und ebenso finden sich am anderen Ende des Tales die Ruinen einer Burg, heute Kuh-Wâ genannt.

1) Das heißt „Skorpionenburg" — es wimmelt dort von Skorpionen.

Überblicken wir die Denkmäler der Bildhauerkunst im Zagrosgebiete, so tritt uns ein enger Zusammenhang, ein einheitlicher Stil entgegen, der sich weiter entwickelt von den ältesten Anfängen bis zu der Achamanidenzeit und über diese hinaus bis in die Zeit der Sassaniden. Es sind dieselben Motive, der Sieger in großer Figur, der dem Besiegten den Fuß auf den Leib setzt, die Reihen von Figuren Unterworfener oder von Gefolgen der Fürsten, der wieder auch in anbetender Stellung auftritt; die Anordnung der Figurenreihen unter einander, die verschiedenen Größenmaßstäbe je nach der sozialen Stellung usw. Die Entwickelung schreitet schneller fort mit den Auftreten der Iranier, aber bis zu dieser Zeit des weiten

35: Relief von Hong (in Mal-Amir).

Überblickes über die Nachbarkulturen kann man von einem einheitlichen Zagrosstile sprechen, zu dem auch die Stele Naram-Sins gehört, und der aus der sumerischen Zeit noch so manches beibehalten hat. Er ist weder babylonisch noch assyrisch und von Westen her nicht weiter mehr beeinflußt worden.

Große Gebiete des Zagros sind noch völlig undurchforscht, und wir können wohl im nordwestlichen wie im südöstlichen Teile noch auf manche Überraschungen rechnen.

Auch Felsengräber dürften noch in größerer Zahl bekannt werden. Sie weisen hinüber nach Kleinasien, und man würde die Übertragung ihrer Form schwer verstehen, wenn nicht die Völker gewandert wären, die sie anzulegen pflegten. Anders steht es wohl mit dem letzten Ableger dieses Stiles in Indien; hier hat das Reich der Achamaniden den Vermittler gemacht, und wir finden nach

dessen Untergange eine Nachblüte der iranischen Kunst auf indischem Boden, die wohl durch engere Beziehungen des noch ganz undurchforschten Ostirans mit den Ländern am Indus verpflanzt worden ist. Auf die Fragen der ethnischen Zusammenhänge kommen wir noch zurück.

Daß die Ebene von Mal-Amir auch in der Sassanidenzeit ihre Rolle gespielt hat, verraten außer dem oben wiedergegebenen Relief von Hong Siegel und Münzen, die zahlreich gefunden worden sind. Noch in arabischer Zeit erlebte Idedsch eine Nachblüte unter Muzaffer-ed-din Afrasiab (1339—1392); schon dessen Großvater soll in Idedsch 44 Moscheen erbaut haben. Aber bereits die Mutter des ersten Sassaniden Ardaschir soll dort einen gepflasterten Weg, eine Art Brücke von einem Berge zum andern angelegt haben, worin sich doch vielleicht eine Erinnerung an einen berühmten Straßenbau verbergen könnte.

Nach Süden gelangt man durch einen engen Paß in eine benachbarte Ebene, in der heute das Dörfchen Häläigân an die Blüte der früheren Stadt Halâfichân kaum mehr erinnert. Wir erwähnen den Namen, weil sich in ihm der alte Volsname *Hallapi* verbergen könnte, wie ein Tal bei Persepolis noch *Hafrek* heißt und der Flußname *Band-Amir* sich vorfindet, und ein Felsen an einer Quelle östlich von Schuschter den Namen *Bard-i-Amir* führt.

Etwa 35 km südöstlich von Hälaigan stoßen wir auf die undurchforschten Ruinen von Argawân und Mandschanik, dann folgen auf dem Höhenzuge, der den Weg links begleitet, die Ruinen von Qala-i-Mangascht und Täzäng und später an der Straße selbst die von Qala-i-Nauzär — anderer weiter ab im Gebirge gelegener zu geschweigen.

Bei Qala-i-Nauzär aber müssen wir Halt machen für einen Abstecher ins Gebirge nach NO. Hier liegt das Tal von Täng-i-Saulâk[1], mit Eichen und Cypressen bestanden. Wir finden einen mächtigen frei liegenden Steinblock von etwa 10 m Höhe, der auf zwei Seiten mit Reliefs und Pahlawi-Texten versehen ist. Der Stein wird von Baron de Bode, der 1840 dieses Stück von Luristan bereiste, als schwarz mit gelben Streifen geschildert und trägt auf einer Breitseite das hier nach seiner Zeichnung wiedergegebene Relief. Dargestellt ist ein Priester neben einem Altare, unter dessen Sockel sich 5 Zeilen Inschrift hinziehen; weitere 5 Zeilen sind am rechten

1) Das heißt „Zypressenschlucht".

Rande sichtbar, hinter einer Reihe von 9 Figuren, deren erste sitzend dargestellt ist. In der Mitte darunter sind noch 4 Gestalten erkennbar und vielleicht 2 Kinderfiguren. Rechts in der Ecke eine Jagdszene, ein Reiter, der einen Eber tötet.

Eine schmalere Seite des Blockes zeigt eine eigentümliche Darstellung. Eine Gestalt auf einem Ruhebette, von zwei sitzenden Figuren mit Spießen bewacht, deren eine um das Haupt einen Strahlenkranz zeigt, ähnlich jener Gestalt von Taq-i-Bostan. Am

36: Monolith von Täng-i-Saulák, Breitseite.

Kopfende steht noch eine Gestalt, und unter der Szene sind zwei weitere erkennbar; links am Rande stehen wieder 5 Zeilen Text.

Diesem ersten Monolithen benachbart ist ein zweiter mit einem Relief, das einen Reiter mit der Lanze darstellt, und über ihm zwei kleinere, wohl schwebende Gestalten. Das Ganze erinnert an das Gotarzes-Relief von Bistun.

Von Qala-i-Nauzär führt die Straße an den Ruinen von Täschân (links) und Kaï-Kaûs (rechts) vorüber nach der Stadt Bähbehân, in deren Nachbarschaft sich die Ruinen wieder häufen.

Wir verzichten darauf, weitere Namen anzuführen, da alle diese Trümmerstätten unerforscht sind. Sie beweisen aber durch ihre Existenz das Eine, daß es im Altertume im Zagros von

Städten und Burgen gewimmelt hat. Wie begreifen, wie die Assyrer viele Hunderte von Städten in Elam in den Königsinschriften als erobert aufführen konnten, obgleich sie doch niemals in die östlichen Gebiete gedrungen sind. Sicher sind es nicht immer größere Städte gewesen, aber doch wohl durchgängig wirkliche Städte, mit mindestens einem Tempel und mindestens einer Stadtmauer. Heute liegen sie unter Erdhügeln begraben, und wandernde Hirtenstämme schlagen gelegentlich dort ihre Zelte auf und entdecken dabei Münzen, Schmucksachen und Zauberdinge, den Geistern gehörig, die Salomons Siegelring unter die Erde gebannt hält. Daher ist es Sünde in der Erde zu graben, und ist gefährlich, wie die Geschichte vom Fischer und dem Geiste und viele andere in 1001 Nacht zeigen. Die Inschriften aber verraten, wo die Schätze liegen, und darum darf man die Europäer sie nicht abschreiben lassen, denn sonst fangen sie an zu graben und stehlen die Schätze, die Allah dem Moslem bestimmt hat, der sie gerade findet.

Jahrhunderte würden wir zu graben haben, um all die Schätze zu heben, die wirklich dort liegen, und Jahrtausende der Geschichte dieser Länder würden die Funde erschließen. Bis jetzt ist auf diesem Boden noch nicht eine Stadt wirklich ausgegraben worden, und viele Jahrzehnte würden noch vergehen, bis man wenigstens in Susa fertig wäre, wo jetzt die Arbeiten noch am weitesten gefördert sind.

Versuchen wir nun, uns Rechenschaft abzulegen über die Völker die wir in alter und heutiger Zeit im Zagros-Gebiete antreffen.

Aus vereinzelten Andeutungen griechischer Schriftsteller, kombiniert mit Berichten der Reisenden des vorigen Jahrhunderts, kann man zu dem Schlusse kommen, daß ursprünglich vom Schwarzen und Kaspischen Meere an bis zum Persergolfe eine dunkelhäutige Bevölkerung gesessen haben werde, die dann wohl auch ihren Anteil an dem Zustandekommen eines „sumerischen" Volkes gehabt haben dürfte. Unter den „Kurden" sind noch heute eine dunkle Hautfarbe und charakteristische Raubvogelgesichter verbreitet und diese letzteren finden wir auf sumerischen Reliefdarstellungen so hartnäckig wiederkehrend, daß es sich doch um etwas mehr handeln muß, als um eine zufällige Gepflogenheit der Steinmetzen. Dazu kommt, daß die assyrischen Darstellungen von Typen der elamischen Bevölkerung Gesichter wiedergeben, die man sich beim Vergleiche mit heute lebenden Völkern schwer anders als mit dunkelster Hautfarbe vorstellen kann; eine solche Bevölkerung bewohnt denn auch noch heute

das südliche Elam, das für hellfarbige Rassen überhaupt unbewohnbar ist. Man hat diese Schwarzen als „Negritos“ bezeichnet und wird sie schwerlich als die Nachkommen importierter Neger ansehen dürfen, wenn man erwägt, daß in diesen Gegenden schon die Griechen ihre „Aithiopen“ kannten. Wir werden uns zwar vor der Annahme hüten müssen, daß diese dunkelhäutigen Bevölkerungen eine geschlossene Rasse gebildet hätten, aber daß sie unter einander, bis nach Indien hin, in abgestuften Beziehungen standen und für die hellfarbigen späteren Einwanderer einfach als „Schwarze“ galten, ist mindestens naheliegend.

Wie die schwarzen Stämme Indiens durch die Drawida verdrängt wurden, so ergoß sich über den Zagros eine hellfarbige Völkerwelle von NW. her in jenen Stämmen, die wir oben als Halla bezeichnet haben. Sie stellen in geschichtlich beglaubigter Zeit die Herrenbevölkerung im Zagros wie im eigentlichen Elam dar; sie geben Name und Sprache, Mythen und Kulte und pfropfen ihre Eigenart in paralleler Weise auf die sumerisch kultivierte Vorbevölkerung, wie ihre semitischen Nachbarn im Westen. Die Sprachforschung hat erwiesen, daß diese Völker der großen Gruppe der Kaukasosvölker, der kaukasischen Rasse im heutigen Sinne, zuzuzählen sind. Ihre Einwanderung mag um die Mitte des dritten Jahrtausends erfolgt sein, doch so, daß von NW. her ein ständiger Nachschub erfolgte, der auch die Aufrichtung des neuelamischen Reiches (etwa 900 v. Chr.) ermöglichte. Als zwei Hauptgruppen der Einwanderer haben wir die Lullubi im Westen und Kassapa im Osten kennen gelernt.

Der Weg der Lullubi scheint am Diglat abwärts über das spätere Assyrien geführt zu haben, von da aus nach Osten und weiter nach Süden, am Zagros entlang und zugleich in dessen Tälern nach Südosten. Jedenfalls zieht sich der Name des Volkes im Westen von der Höhe des Urmiasees bis an das eigentliche Elam heran. Vielleicht ist für diese Gruppe der Fürstentitel „Janzu“ charakteristisch.

Das Gebiet der Kassapa scheint etwa das spätere Azärbeidschan gewesen zu sein; die Einwanderung wäre also nördlich um den Urmiasee herum erfolgt. Von hier aus blieben dann zwei Wege frei: nach Osten und nach Süden, dazwischen lag die Wüste. Beide Wege scheinen die Wanderung weiter geleitet zu haben, und von der Nachbarschaft des späteren Hamadan führte die „Karawanenstraße“ wieder nach Westen, nach Babylonien hin, und zugleich

standen damit Wege nach Elam offen. Die Amarnazeit bezeichnet wohl ungefähr den Höhepunkt des Übergewichtes der „Kassi" in diesem Gebiete. Damals herrschte wohl Gott Hanubani vom kaspischen Meere bis zum persischen Golfe, und die Götter am Nile nahmen Kenntnis von dem Vorhandensein eines Volkes, das uns erst seit dem vorigen Jahrhundert als solches wieder bekannt wurde[1].

Vielleicht haben wir den Lullubi und Kassapa noch die Hallapi im engeren Sinne hinzuzufügen, als Inbegriff jener Stämme, die das eigentliche Elam besiedelten und mit ihm dann auch die spätere Persis und den westlichen Südrand Irans ihrer Herrschaft und Kultur unterwarfen.

Daß diese „Bergvölker" nicht derartig kulturlos gewesen sind, wie man es sich unwillkürlich gern vorgestellt hat, ist schon von Billerbeck gezeigt worden; in Kleidung und Bewaffnung scheinen sie sogar für die Assyrer z. T. vorbildlich gewesen zu sein. Wir dürfen aber vielleicht hinzufügen, daß sie ihren erheblichen Anteil an dem Entstehen eines assyrischen Volkes und dessen Eigenart gehabt haben werden. Desgleichen scheinen sie in der Bearbeitung der Metalle auf hoher Stufe gestanden zu haben. Schwer zu sagen ist, ob wir berechtigt sein werden, ihnen das „Mutterrecht" mit seinen Folgeerscheinungen zuzuweisen und so eine Brücke von den kleinasiatischen Lykiern bis nach Elam zu schlagen; Einrichtungen dieser Art können auch die Ureinwohner Elams besessen haben. Ähnlich verhält es sich mit einer eigentümlichen sprachlichen Erscheinung, der scharfen Scheidung zwischen persönlichen Wesen und unpersönlichen Dingen. Obgleich die Kaukasussprachen eine ausgesprochene Neigung zu derartigen Unterscheidungen bekunden, steht das Elamische darin gerade den drawidischen Sprachen sehr nahe, deren Einfluß sich wohl unzweifelhaft auch bis Elam hin erstreckt hat. Doch sei betont, daß sonst von Verwandtschaft zwischen dem Elamischen und Drawidischen keine Rede sein kann. Diese Scheidung zwischen Personen und

1) Schwer zu entscheiden ist es, ob der öfter genannte Stamm der Jasubi den Lullubi oder den Kassapa zuzuwählen sei. Gerade in der Gegend um Holwan in weiterem Kreise haben wir ein Gebiet zu sehen, dessen Besitz durch seine natürliche Lage, an der Einmündung der Karawanenstraße in die Ebene, allen Stämmen und Staaten begehrenswert erschien, die ein Interesse an der Straße hatten. Wie in alter Zeit Annubanini das Gebiet für die Lullubi besetzte, so wird es seit dem Beginne des 2. Jahrtausends ein Hauptstützpunkt der „Kassi" geworden sein. Interessant ist, daß dem Namen der Jasubi auch ein gaddu oder galla angehängt wird, da dieses gar wohl das Urbild der heutigen Pluralendung gal oder gäl sein könnte.

Sachen hat sich übrigens auch im Neupersischen in der Pluralbildung durchgesetzt.

Schwer ist es, aus den bisher zugänglichen Darstellungen einen klaren Einblick in die Tracht, bezw. in die verschiedenen alten Trachten der Zagrosvölker zu erlangen. Wir geben einige Typen von Kriegern aus dem Heere Tepti-Humbans wieder, die bereits von Billerbeck behandelt worden sind. Unsere Zeichnung ist mit Absicht neu angefertigt worden, nicht weil Billerbecks Bild schlecht wäre, sondern nur um durch den Vergleich das in jeder Zeichnung enthaltene Subjektive möglichst heraus zu stellen. Billerbeck hält die drei Figuren links für Iranier, die vierte wäre ein „Hallak", die fünfte

37: Völkertypen.

ein Negrito. An der Richtigkeit der Bestimmung, zumal des dritten, wird man zweifeln dürfen: er gehört wohl eher mit dem vierten zusammen.

In seinem Hefte über den Festungsbau hat Billerbeck gezeigt, auf welchen unveränderlichen physikalischen Grundsätzen sich das System aufbaute. Auf Seite 28 (der 2. Aufl.) gab er eine Zeichnung der Zagrosfestung Charchâr unter Weglassung der den Eindruck störenden riesigen Assyrergestalten des Originales. Mit Recht betont Billerbeck dabei, daß in allen assyrischen Zeichnungen „die Höhenabmessungen in naiver Weise gewaltig übertrieben" sind. Wir haben versucht, aus Bottas Zeichnung (Dieulafoy, L'acropole de Suse S. 160) das ungefähre Aussehen dieser Festung uns zu vergegenwärtigen. Der Fürst des Gebietes zur Zeit Sarrukins führte den elamischen Namen Kibaba; nach der Eroberung der Stadt, die

nun den Namen Kar-Sarrukin erhielt, siedelte der Assyrer Kriegsgefangene an, führte den Dienst Assurs ein und schuf eine neue Provinzialhauptstadt, indem er weitere Gebiete diesem Verwaltungsbezirke zuschlug. Die Lage der Stadt ist leider noch nicht mit Sicherheit annähernd bestimmbar und wir verzichten hier auf weitere Vermutungen.

Die Zeit Sarrukins bedeutet aber auch einen Umschwung der Bevölkerungsverhältnisse für den Zagros. Seit etwa zwei Jahrhunderten haben in dessen nördlichen Teilen die iranischen Völker der Parsua und Mada Fuß gefaßt. Sarrukins Vorstoß gegen

38: Rekonstruktion der Festung Charchar.

Osten bewirkt den Zusammenschluß der Mada zu Königtümern, deren es hauptsächlich zwei gegeben zu haben scheint, die „Arbakian" und die „Dahjukian", letztere um Hagmatâna. Die zwischen den Mada und den Assyrern sitzenden Parsua wurden unter dem Drucke der assyrischen Herrschaft teils nach Norden, teils nach Südwesten abgedrängt und gaben nun auch dem südlichen Zagros, der Persis und den Grenzen des eigentlichen Elams eine iranische Bevölkerungsschicht, die durch die Entwickelung eines Großkönigtumes der Mada und den Untergang des Reiches von Anschan-Schuschun die überwiegende Bedeutung erlangte. Tschischpisch, der Herzog der südlichen Parsua, eroberte um 630 die Persis und das der Lage nach noch unbestimmbare Antschan und begründete ein nach dem letzteren

benanntes Königreich, den alten Achamanidenstaat der Perser, der nach dem Siege der zweiten Kurusch über die Mada auch die Persis mit umfaßte.

Natürlich blieb die einheimische Bevölkerung immer noch im Besitze einer gewissen Macht und Bedeutung, und die im Süden entwickelte Schriftsprache erscheint als die zweite offizielle Sprache des Perserreiches, neben ihr später als dritte die babylonische. Daß der Zagros von nun an immer weiter iranisiert wurde, ist bekannt; umgekehrt aber sind sicher auch die Iranier samt ihrer Sprache stark unter den Einfluß des Elamischen gekommen. Ihre flektierende Sprache verfällt im Süden mit erstaunlicher Schnelligkeit und verliert ihr arisches Gepräge. Desgleichen zersetzt sich das Elamische, das offenbar schon seit Jahrhunderten nur notdürftig mit seiner Schreibung in Einklang zu bringen war. Das achamanidische Elamisch verrät den Verfall noch deutlicher, und das noch um 1000 n. Chr. bestehende „Chuzi" wird dem Arabischen und Neupersischen keinen starken Widerstand mehr geleistet haben.

Heute gilt im nördlichen Zagros das Kurdische, im Süden das Luri, ohne daß feste Grenzen bestimmbar wären, da die Nomadenstämme ihre Winter- und Sommerwohnsitze haben. Es darf als zweifellos gelten, daß alle heutigen Sprachen im Zagros einen starken elamischen Einschlag aufweisen und von der körperlichen und geistigen Beschaffenheit wie von volkstümlichen Überlieferungen dürfte das eher noch in höherem Grade gelten. Der „Melek Taûs" der Kurden z. B. wird kaum etwas anderes sein, als der Nachklang des alten Zagrosgottes, des Hanubani.

Oskar Mann hat neuerdings festgestellt, daß die Stämme der Klein-Luren (im Gebiete des Puschti-Kuh) keine alte Mundart besitzen. Sie sprechen ein verderbtes Neupersisch. „Sollte man vermuten oder aus den sprachlichen Gründen schließen dürfen, daß die Bewohner des alten Elam, dessen Gebiet ja so ziemlich mit dem von Luristan sich deckt, ihre Sprache gänzlich zu gunsten des Neupersischen aufgegeben hätten? Daß zwar das Volk sich erhalten hätte, aber die Sprache ausgestorben sei? — Möglich, daß die noch vorzunehmende Untersuchung des Wortschatzes der Feili (Kleinluren) manches Unerwartete an den Tag bringt."

Ein großes ausgebreitetes Volk geht nicht so leicht vollständig unter. Es klingt nach im Charakter der Nachfolger nach Jahrtausenden, ist vielleicht überhaupt unzerstörbar. Wie wir die heutigen Verhältnisse im Zagros nicht wirklich verstehen können ohne Kennt-

nis der Vorzeit, so wird auch in diese stets neues Licht fallen, wenn der Zagros von heute einmal in Europa bekannt werden wird. In dieser Richtung sind wir in den letzten Jahren manchen Schritt vorwärts gekommen und neue Aufklärungen kann jedes Jahr bringen. So viel aber sehen wir schon heute, daß der Zagros nicht minder als der Kaukasos seine Geheimnisse birgt, darunter manchen Schlüssel zum Verständnisse der Geschichte der Menschheit.

Ich benütze das letzte Eckchen Raum, den Herren Regierungsrat a. D. Preuße, Oberst a. D. Billerbeck, Prof. Dr. O. Mann, Dr. E. Herzfeld, Bildhauer Br. Tschötschel und Photographen J. Horeschy für ihre freundliche Beihülfe meinen besten Dank auszusprechen.

Übersicht über die literarischen Quellen.

Dapper, Beschreibung von Asia (Mesopotamien usw.) Nürnberg 1681.
Fraser, Darstellung von Persien, Leipzig 1836.
Ritter, Erdkunde, IX. Teil, 3. Buch, Berlin 1840.
Dubeux, La Perse, Paris 1841.
de Bode, (Luristan) in JRGS Vol. XIII, London 1843.
de Bode, Travels in Luristan and Arabistan, London 1845, 2 Bde.
Layard (Chuzistan) in JRGS Vol. XVI, London 1846.
Justi, Geschichte des alten Persiens, Berlin 1879.
Houtum-Schindler, Reisen im südwestlichen, südlichen und nordwestlichen Persien, Ztschr. für Erdkunde 1879, 81, 83.
Dieulafoy, L'Art antique de la Perse, Paris 1884 ff.
Perrot et Chipiez, Histoire de l'Art, Livre Xe.
Dieulafoy, L'Acropole de Suse, Paris 1893.
Billerbeck, Susa, Leipzig 1893.
de Morgan, Etudes Géographiques.
de Morgan, Recherches Archéologiques, Paris 1899/97.
Billerbeck, Das Sandschak Suleimania, Leipzig 1898.
de Morgan, Compte rendu sommaire des Travaux Archéologiques, Paris 1898.
Jéquier, Description du Site de Mal-Amir in Scheil, Textes Elamites-Anzanites, Tome III, Paris 1901.
Marquart, Eranschahr, Berlin 1901.
Mann, Archäologisches aus Persien, Globus 1903 Nr. 21.
Belck, die Kelischin-Stele, Anatole Heft 1, 1904.
Mann, Kurze Skizze der Lurdialekte in Sitzungsberichten der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften, Berlin 1904.

Sawyer, The Bakhtiari Mountains and Upper Elam in the Geograpical Journal, December 1904.
Feuvrier, Trois Ans à la Cour de Perse, Paris 1906.
Jackson, Persia Past and Present, New-York 1906.
King and Thompson, The Sculptures and Inscription of Darius the Great, London 1907.

Bilderverzeichnis mit Quellenangaben.

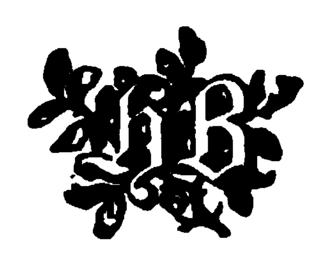
Der Alte Orient

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft

Zehnter Jahrgang



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1909

10. Jahrgang
Preis des Jahrganges (4 Hefte) 2 M., geb. 3 M.

Der Alte Orient
Gemeinverständliche Darstellungen
herausgegeben von der
Vorderasiatischen Gesellschaft (E. V.)

Heft 1
Einzelpreis jedes Heftes 60 Pfennig

Der Tell Halaf

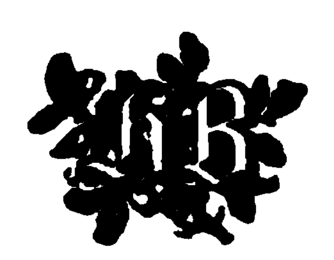
und

die verschleierte Göttin

Von

Dr. Max Freiherrn von Oppenheim
Kaiserlichem Legationsrat

Mit einer Kartenskizze und 15 Abbildungen



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1908

Die Vorderasiatische Gesellschaft (E. V.)

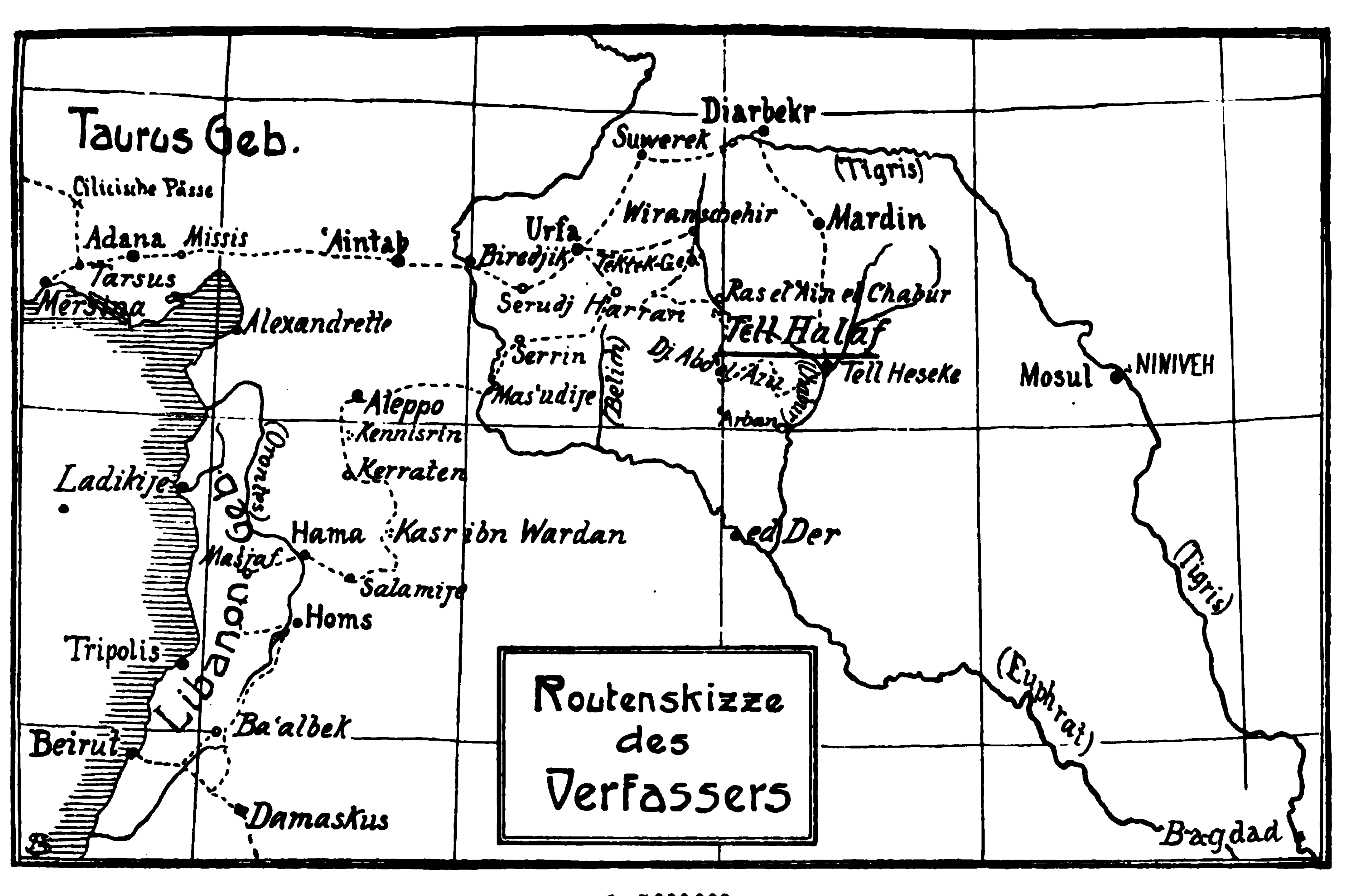
mit dem Sitz in Berlin

bezweckt die Förderung der vorderasiatischen Studien auf Grund der Denkmäler. Sie gibt wissenschaftliche Arbeiten ihrer Mitglieder in zwanglosen Heften als „Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft" und gemeinverständliche Darstellungen vierteljährlich unter dem Titel „Der Alte Orient" heraus. Ferner will die Gesellschaft die Beschaffung neuen Materials anregen und unterstützen. Die Gesellschaft zählt gegenwärtig 480 Mitglieder.

Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt 10 Mark, wofür die „Mitteilungen" (sonst 15 M.) und „Der Alte Orient" (sonst 2 M.) geliefert werden. — Aufnahme als Mitglied erfolgt auf einfache Anmeldung beim Schriftführer durch den Vorstand; — Zahlung der Beiträge hat im Januar an Wolf Peiser Verlag Berlin S. 42, Brandenburgstrasse 11, zu erfolgen.

Der Vorstand besteht z. Zt. aus: Prof. Dr. F. von Luschan, 1. Vorsitzender. Friedenau b. Berlin, Begasstr. 9, Prof. Dr. M. Hartmann, 2. Vorsitzender, Hermsdorf (Mark), Dr. L. Messerschmidt, Schriftführer, Berlin N. 58, Schönhauser Allee 158c, Prof. Dr. H. Winckler, Wilmersdorf, Prof. Dr. Br. Meissner, Breslau, Lic. Dr. Alfr. Jeremias, Leipzig, Dr. E. F. Peiser, Königsberg, Dr. Freih. von Bissing, München. — Herausgeber der „Mitteilungen": Prof. Dr. H. Winckler, Wilmersdorf b. Berlin, Bingerstr. 80, des „Alten Orient": Derselbe und Lic. Dr. Alfr. Jeremias, Leipzig, Hauptmannstrasse 3.

Inhalt der bisher erschienenen Hefte des „Alten Orient" (Preis 60 Pf.):		Nr.
Ägypter als Krieger und Eroberer in Asien. (7 Abb.) 1903.	Von W. M. Müller.	5,1
Altbabylonisches Recht. Mit 1 Abbildung. 1905.	Von B. Meissner.	7,1
Amarna-Zeit. 2. Aufl. 1903.	Von C. Niebuhr.	1,2
Arabien vor dem Islam. 2. Aufl. 1904.	Von O. Weber.	3,1
Aramäer. 1902.	Von A. Sanda.	4,3
Äthiopien. Mit 1 Abb. 1904.	Von W. M. Müller.	6,2
Babylonische Hymnen und Gebete. 1905.	Von H. Zimmern.	7,3
Dämonenbeschwörung bei d. Babyloniern u. Assyrern. 1906.	Von O. Weber.	7,4
Entzifferung der Keilschrift. Mit 3 Abb. 1903.	Von L. Messerschmidt.	5,2
Euphratländer und das Mittelmeer. Mit 3 Abb. 1905.	Von H. Winckler.	7,2
Festungsbau im Alten Orient. Mit 15 Abb. 2. Aufl. 1903.	Von A. Billerbeck.	1,4
Forschungsreisen i. Süd-Arabien. Mit 3 Kartensk. u. 4 Abb. 1907.	Von O. Weber.	8,4
Geschichte der Stadt Babylon. 1904.	Von H. Winckler.	6,1
Hammurabi. Sein Land und seine Zeit. Mit 3 Abb. 1907.	Von F. Ulmer.	9,1
Hammurabis Gesetze. Mit 1 Abb. 4. erweit. Aufl. 1906.	Von H. Winckler.	4,4
Hettiter. Mit 9 Abb. 2. erweit. Aufl. 1903.	Von L. Messerschmidt.	4,1
Himmels- u. Weltenbild d. Babyl. 2. erweit. Aufl. (2 Abb.) 1903.	Von H. Winckler.	3,2/3
Hölle u. Paradies bei d. Babyloniern. 2. erweit. Aufl. 1903.	Von A. Jeremias.	1,3
Keilschriftmedizin in Parallelen. 2. Aufl. (1 Schriftt.) 1904.	Von Freih. v. Oefele.	4,2
Magie und Zauberei im alten Ägypten. 1905.	Von A. Wiedemann.	6,4
Ninives Wiederentdeckung. 1903.	Von R. Zehnpfund.	5,3
Phönizier. 2. Aufl. 1903.	Von W. v. Landau.	2,4
Phönizische Inschriften. 1907.	Von W. v. Landau.	8,3
Phrygien. Mit 15 Abb. 1907.	Von E. Brandenburg.	9,2
Polit. Entwicklung Babylon. u. Assyriens. 2. erw. Aufl. 1903.	Von H. Winckler.	2,1
Sanherib, König von Assyrien. 1905.	Von O. Weber.	6,3
Schrift u. Sprache d. alten Ägypter. Mit 3 Abb. 1907.	Von W. Spiegelberg.	8,2
Stadtbild von Babylon. Mit 1 Abb. u. 2 Plänen. 1904.	Von F. H. Weissbach.	5,4
Tell Halaf. Mit 1 Kartensk. u. 15 Abb. 1908.	Von M. v. Oppenheim.	10,1
Tote u. Toten-Reiche i. Glaub. d. a. Ägypter. 2. Aufl. 1902.	Von A. Wiedemann.	2,2
Unterhaltungsliteratur d. alten Ägypter. 2. Aufl. 1903.	Von A. Wiedemann.	3,4
Urgeschichte, Biblische u. babylon. 3. veränd. Aufl. 1903.	Von H. Zimmern.	2,3
Völker Vorderasiens. 2. Aufl. 1903.	Von H. Winckler.	1,1
Weltschöpfung, Babylonische. Mit 1 Abb. 1906.	Von H. Winckler.	8,1
Der Zagros u. seine Völker. Mit 3 Kartensk. u. 35 Abb. 1908.	Von G. Hüsing.	9,3/4


Routenskizze des Verfassers
Taurus Geb.
Cilicische Pässe
Adana
Missis
Tarsus
Mersina
'Aintab
Alexandrette
Biredjik
Urfa
Suwerek
Diarbekr
(Tigris)
Wiranschehir
Mardin
Serudj
Harran
Ras el Ain el Chabur
Tell Halaf
Tell Heseke
Serrin
Mas'udije
(Belih)
Dj. Abd el 'Aziz
Arban
(Chabur)
Mosul
NINIVEH
Aleppo
Kennisrin
Kerraten
Kasr ibn Wardan
ed Der
Ladikije
(Orontes)
Hama
Masjaf
Salamije
Homs
Tripolis
Libanon Geb.
Ba'albek
Beirut
Damaskus
(Euphrat)
(Tigris)
Bagdad

1 : 5000000.

Vorbericht.

Meine Forschungsreise in der asiatischen Türkei vom Jahre 1899 sollte eine Ergänzung meiner früheren Reisen bilden, deren Resultate ich in meinem Werke „Vom Mittelmeer zum persischen Golf" zusammengefaßt habe. Vor allem wollte ich gewisse noch unbekannte Gebiete des nördlichen Syriens und westlichen Mesopotamiens erforschen. Dabei hatte ich das Glück, eine Reihe bemerkenswerter Funde zu machen. Kaleidoskopartig wechselte das Bild, das die verschiedenartigen alten Kulturstätten, durch die ich ritt, mir boten. Der arabischen Sprache mächtig, mit der Religion, den Sitten und Gebräuchen der Eingeborenen genau vertraut, vor allem gewohnt, mit den Beduinen gut auszukommen, empfand ich die Reise trotz aller nicht unbedeutender Anstrengungen vom ersten bis zum letzten Tage als einen Genuß. Während die Kamelkarawane im Schritt marschierte, mußten wir, auf Pferden beritten, jeden Augenblick Abstecher im Galopp zur Rechten und zur Linken der Route machen, teils zur Erkundung der Gegend, zur Rekognoszierung alter Ruinenorte usw., teils wegen der Feindesgefahr. Die Abende wurden meist in dem Lager der Beduinen verbracht, bei denen ich gern meine eigenen Zelte aufschlug. Oft ließ ich mir zunächst stundenlang die Heldentaten des Stammes, Raub- und Jagdgeschichten erzählen, ehe ich die Wegroute nach anderweitig mir signalisierten Ruinenorten erfragen und neue Fingerzeige mir geben lassen konnte.

So bin ich denn im Zickzack durch Gebiete gezogen — namentlich in Westmesopotamien — die bisher als sterile, unbewohnbare Wüste betrachtet worden sind, in denen ich aber zahlreiche alte Lokalitäten feststellen konnte, die auf eine ehemalige dichte Bevölkerung schließen ließen.

Meine Berufsgeschäfte bei der Kaiserlichen diplomatischen Agentur in Cairo haben es mir leider bisher unmöglich gemacht, die wissenschaftlichen Ergebnisse dieser Reise in einem umfassenden Werke niederzulegen. Ich habe darüber nur einen vorläufigen Bericht in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, Band XXXVI, 1901, S. 69—99, erstattet. Die von mir mitgebrachten Inschriften sind, soweit sie der griechischen, lateinischen und altfranzösischen Sprache angehören, von Dr. Lucas bearbeitet, in der Byzantinischen Zeitschrift, Jahrgang 1905, S. 1—72, publiziert worden. Ein Sonderheft der Beiträge zur Assyriologie und semitischen Sprachwissenschaft wird demnächst die von mir gefundenen arabischen, syrischen, hebräischen, armenischen und keilschriftlichen Inschriften bringen, deren Bearbeitung sich die Herren M. van Berchem, B. Moritz, J. Euting, F. N. Finck und F. Delitzsch unterzogen haben. In demselben Hefte werden außerdem die Steinbilder vom Tell Halaf, auf denen die Keilinschriften gefunden wurden, von A. Jeremias und L. Messerschmidt behandelt werden. Gleichzeitig werden die geographischen Ergebnisse meiner Reise nebst einer detaillierten Routenkarte in Petermanns Mitteilungen erscheinen.

Auf den folgenden Seiten möchte ich schon jetzt meine hettitischen Funde vom Tell Halaf näher beschreiben und mich darüber vorläufig äußern, zu dieser Arbeit von berufener Seite gedrängt, im Hinblick auf die so erfolgreichen Ausgrabungen, welche Professor Hugo Winckler soeben in Boghazköi, dem hettitischen nördlichen Zentrum, in dem kappadozischen Kleinasien, ausgeführt hat.

Von Beirut zum Tell Halaf.

Im Juni 1899 war ich in Beirut gelandet. Zunächst machte ich Ausflüge in das reizvolle Libanon-Gebirge, über welches an zerklüfteten, kahlen, mit zahllosen Dörfchen bedeckten Abhängen vorbei eine der malerischsten Eisenbahnen führt, die ich kenne. Von Damaskus aus zog ich zu längerem Aufenthalte bei einem der größten Beduinenstämme, der Ruala ('Aneze), in die Wüste. Dann ging es nach Ba'albek zurück, wo im Jupiter-Tempel die Tafel zum Gedächtnis des Besuches des deutschen Kaiserpaares unlängst eingemauert worden war. Die Erinnerung an den Aufenthalt des Kaisers war in Syrien sehr lebendig und trug sicherlich zu dem besonders freundlichen Empfang bei, den ich überall in der asiatischen Türkei gefunden habe.

Von Ba'albek führte mein Weg nordwärts durch die Talsenke der Beka' über uralte Kulturstätten, Grabtürme noch nicht aufgeklärter Zeitperioden (Kamu'at el Hermel), an Riesenresten alter Städte (Tell Nebi Mindu) vorbei nach Homs. — Die Eisenbahn verband noch nicht wie heute Beirut und Ba'albek mit Homs, Hama und Aleppo.

Von Homs wandte ich mich westwärts wieder in das Gebirge, den nördlichen Libanon. Dieser Teil des Libanon führt gegenwärtig den Namen Nosairier-Gebirge nach einem kleinen Völkchen mit einer der merkwürdigsten Religionen: altheidnischen Reminiszenzen des angestammten Landes, christlichen Ideen u. a. vermengt mit den Lehren des Islam. Hier waren es Kreuzfahrerburgen, die uns entgegentraten. Der herrliche Krak des Chevaliers, Kal'at el Hosn oder Husn el Akrad genannt, ragt heute noch fast unversehrt, wie ihn die Hospitalritter im Jahre 1271 verließen, mit seinen Mauern und Türmen empor. Der alte gothische Convents-Remter erinnerte unwillkürlich an die Marienburg, mit der das Schloß auch sonst manche Analogien besitzt. Neben gewaltigen Resten heidnischer Tempel (Husn Suleiman) besuchte ich ferner

zwei Burgen der Assassinen, der Gefolgsleute des „Alten vom Berge", welche in der Kreuzfahrerzeit so viel Schrecken über die Christenheit in Syrien gebracht hatten, daß der Name ihrer Sekte, „Haschaschin", als „assassin" in den französischen Sprachschatz überging. Die Abkömmlinge der alten Assassinen nennen sich Ismailier und sind jetzt friedliche Bauern. Sie erkennen auch heute noch den Nachkommen des „Alten vom Berge", der gegenwärtig unter dem Namen Agha Khan in Bombay residiert, als ihr geistiges Oberhaupt an, denselben Religionsvorsteher, dessen indische Anhänger, die Chodja, als Kaufleute in Zanzibar und Deutsch-Ostafrika eine große Rolle spielen.

Das schönste Assassinen-Schloß, fast noch in dem Zustande erhalten wie zur Zeit des Mittelalters, ist Masjaf, am Ostabhange des Nosairier-Gebirges. Von hier aus wandte ich mich wieder östlich nach der aufblühenden Stadt Hama und nach Salamija. Dann zog ich nordwärts nach Aleppo durch ein Gebiet, weit im Osten der gewöhnlichen von Hama ausgehenden Karawanenstraße, das in überreicher Weise mit hunderten von Ruinen alter Städte und Dörfer, christlicher Kirchen, Burgen und Türme bedeckt war. Der Boden ist vulkanisch. Es muß hier früher eine außerordentliche Fruchtbarkeit geherrscht und die Gegend eine zahlreiche Bevölkerung getragen haben. Jetzt ist das Land fast menschenleer und unbebaut, eine Städtewüste in des Wortes wahrster Bedeutung. Einzelne Ruinenorte sind so groß, daß die Durchquerung des Trümmerfeldes fast eine halbe Stunde erforderte. Ich fand noch vollständig erhaltene Häuser: alles war aus Stein gebaut, die Plafonds, Altane, Bänke und Treppen. Es war, als wären die Gehöfte erst vor Monaten verlassen worden. An anderer Stelle lagen unentwirrbare Gemengsel von Steinsäulen und Quadern zusammen, deutliche Beweise, daß die Erdbeben, welche Syrien so oft heimgesucht haben, die alten Bauten zusammengeschüttelt hatten. Außerdem haben hier wie in vielen anderen Gegenden der asiatischen Türkei die Kriegszüge der Sassaniden, der mittelpersischen Dynastie, die Verwüstung des Landes hervorgerufen. Es ist falsch, diese Schuld dem Einbruch des Islam beizumessen.

Die ganze Städtewüste gehört dem christlichen Altertum an. Ich brachte von hier eine große Anzahl griechischer Inschriften mit. Die jüngste datierte vom Jahre 602 n. Chr. Besonders schön erhalten fand ich mitten in der Wüste das Buen Retiro eines byzantinischen Fürsten oder Gouverneurs: Kasr ibn Wardan. Es be-

steht nur aus einem Schloß, einer Basilika und einer Art von Kastell für Soldaten und Höflinge. Die einzelnen Bauteile sprechen für die einstige Pracht. Die Mauern waren aus abwechselnden Lagern von Quadersteinen und Ziegeln geschichtet.

Von Aleppo, der größten Stadt des nördlichen Syriens, ging ich nordostwärts auf gänzlich unbegangenen Pfaden über den Euphrat nach Mesopotamien hinein. Unweit der Stelle, wo ich den Fluß überschritt, fand ich einen Hügel am Ufer: den Tell Mas'udije. Die vom Wasser abgerissenen unteren Teile ließen auf Mauerstrukturen schließen, die ohne Frage der vorgriechischen Periode angehörten. Oben auf dem Hügel lagen, durch Erdschichten getrennt, zwei Mosaikböden übereinander, deren oberster in einem schönen Rahmen aus Guirlanden und Netzwerk einen mehr als mannsgroßen liegenden Flußgott, umgeben von zwei weiblichen, mit Mauerkronen geschmückten Gestalten, zeigte. Innerhalb des Tableaus standen in griechischer Schrift und darunter auf syrisch die Worte: Basileus, Potamos, Euphrates.

Unweit davon (bei Serrin) fanden sich zwei Grabtürme aus zwei Stockwerken errichtet, deren oberster mit Seitenpilastern und Löwenköpfen geschmückt war und in früherer Zeit zweifellos einen pyramidalen Aufsatz getragen hat. Der nördlichere dieser Türme barg in seinem zweiten Stockwerk einen porphyrnen Sarkophag. An der Außenseite war eine große syrische Inschrift, 74 n. Chr. datiert, eingemeißelt, nach welcher sich hier das Grab eines 85 jährigen Mann befand, wahrscheinlich wohl eines Verwandten jenes Fürsten von Edessa-Urfa, welcher der Sage nach mit Jesus Christus in Briefwechsel gestanden haben soll. Es ist dies das älteste bisher entdeckte Denkmal syrischer Schrift und Sprache.

Weiter ging es dann an zahlreichen alten Kulturstätten vorbei durch das westliche Mesopotamien nach Ras el 'Ain, „Quellhaupt", einem der Quellpunkte des Belich-Flusses. Hier werden die Fische heilig gehalten und dürfen nicht gefangen werden, als Erinnerung an die Stelle, wo der Sage nach Rebekka Wasser geschöpft haben soll. Noch heute gibt es in dem Dörfchen eine übrigens muhammedanische Familie, deren Mitglieder Nachkommen des Erzvaters Abraham zu sein behaupten. Der Ort ist voll alter Reminiszenzen. Es ragen besonders große und ausgedehnte Schutthügelkomplexe aus der ältesten Periode empor. In einem Gehöft fand ich den Torso einer männlichen Gewandstatue auf einem Stuhl aus rosafarbenem Marmor, mit Pumphosen und Schwertgurt angetan, wohl

aus parthischer Zeit. Ein gut erhaltenes, heute noch eine warme Quelle umschließendes Bad erinnert an die römische Herrschaft im Lande. Hübsche Grabmausoleen sprechen für einen gewissen Wohlstand in muhammedanischer Zeit.

Von Ras el 'Ain am Belich aus wollte ich direkt ostwärts nach dem von keinem Europäer betretenen Tektek-Gebirge und nach Ras el 'Ain am Chabur wandern. Von den dortigen Ruinen hatten meine beduinischen Freunde mir schon seit langem erzählt. Den Besuch von Harran und Urfa wollte ich mir für den Rückweg aufbewahren. Es sollte jedoch anders kommen.

Die Leute des Belich-Tales standen in Blutfehde mit den wilden Horden Ibrahim Paschas, des Hamidije-Chefs der Millikurden, die im Osten, jenseits des Tektek, hausten und streiften. Aus Furcht vor der Blutrache wollte daher kein Ortseingesessener als Führer dienen. Aber der Mudir des Dorfes preßte ohne mein Vorwissen drei Leute, die mich begleiten sollten, und ließ sie über Nacht festhalten. Am folgenden Morgen waren zwei entwichen. Mit dem dritten brachen wir auf. Nach wenigen Stunden jedoch fiel ein Packtier nach dem andern, und bald lagen von siebzehn vierzehn tot am Boden, zweifellos von den Verwandten des Führers vergiftet, die ihm die Gefahr ersparen wollten, zu Ibrahim Pascha zu reiten. Nur mit Mühe konnte ich mein Gepäck beisammen halten. Ich hatte in der Nachbarschaft Beduinenzelte erspäht, und dank meiner Kenntnis des Gastrechts der Wüste gelang es mir, die Bewohner zur Hilfeleistung zu zwingen, anstatt daß sie meine Habe als willkommene Beute betrachten konnten. Ich beschloß dann mit dem Umweg nach Norden über Harran und Urfa nach Weranscheher, dem eigentlichen Sitze Ibrahim Paschas, zu marschieren, um von diesem eskortiert den Tektek und den Chabur zu besuchen.

In Harran, dem alten Kultsitze der Mondgottheit, fand ich einen Löwen aus Stein, der an die hettitische Kunst von Sendschirli erinnerte. Aus dem Mittelalter sind noch hochaufragende Reste einer schönen Moschee mit Giebeldächern und einem Minaret sowie Befestigungswerke aus der Zeit Saladins erhalten. In Urfa besuchte ich eine blühende deutsche Missions-Schule, die unter den armenischen Christen segensreich wirkt.

Meine Funde im Tektek-Gebirge bereiteten mir eine Überraschung nach der andern: Kastelle, Wasser-Reservoirs, Götzenbilder, eine wunderschöne christliche Rundkirche, ganze Städte mit künstlich ausgehauenen Troglodyten-Wohnungen, zu welchen

abschüssige Wege im Felsen hinabführten und bei denen auf ebener Erde andere, aus schweren Quadern gefügte Häuser über der unterirdischen Wohnung aufragten, Zitadellen-Hügel, runde Grabtürme, schließlich alte muhammedanische Friedhöfe mit kufischen Inschriftensteinen wechselten in buntem Bilde miteinander ab. Auch diese innermesopotamische Gegend hat seit mehreren Jahrhunderten keine seßhaften Bewohner mehr gehabt. Bis zum Einfall der Mongolen unter Timurlenk im Jahre 1400, welche die Gegend ausgemordet haben, war sie sicherlich bewohnt und bebaut. Seitdem ist sie nur mehr der Tummelplatz von halb- und ganz nomadisierenden Völkerschaften, die sich gegenseitig befehden und eine feste Niederlassung fast unmöglich gemacht haben. Erst mit dem Ausbau der Bagdadbahn wird auch diesen Gebieten Ruhe und neue Blüte beschieden sein.

Der Besuch des Tektek-Gebirges sollte mir nicht leicht werden. Es war dieses der schwierigste Teil meiner Reise. Ununterbrochen begegneten wir Raubzügen. In wenigen Tagen wurde ich achtmal angegriffen. Auch wurde ich, wie ich überzeugt bin, absichtlich von den Führern, die mir schließlich Ibrahim Pascha gestellt hatte, falsch geleitet und von meiner Karawane getrennt, so daß wir Reiter fast drei Tage ganz ohne Lebensmittel bleiben mußten.

Die Ausgrabung auf dem Tell Halaf.

So kam ich am 13. November nach Ras el 'Ain, einem Quellkopfe des Chabur-Flusses, dem alten Ressaina der Römer. Hier befinden sich mehrere Niederlassungen von tscherkessischen Flüchtlingen (Muhadjir) aus dem Kaukasus. Seit Wochen war ich auf den Besuch des Ortes gespannt. Immer wieder war mir erzählt worden, daß die Tscherkessen, die in der Nähe, auf einem Hügel am Chabur, einen Toten begraben wollten, auf Steine mit Tierkörpern und menschlichen Köpfen und dergleichen gestoßen seien. Voll abergläubischer Scheu hätte der Sohn seinem Vater ein anderes Grab schaffen wollen, aber erst, nachdem abermals solche Steine mit fremdartigen Darstellungen zutage gekommen seien, habe der Tote schließlich an einer entfernteren Stelle des Hügels seine Ruhestätte gefunden.

Die Kenntnis dieser Geschichte ermöglichte mir meine Grabung. Die Tscherkessen, deren Gastfreundschaft ich angerufen hatte, wollten von dem Funde nichts wissen, bis ich schließlich den Geist des verstorbenen Schechs über die Stammesglieder herabrief, welche einem Gaste derartig die Unwahrheit sagten und ihm eine Bitte abschlügen. Darauf versprach man, mir die geheimnisvolle Stätte zu zeigen.

Zufällig waren wegen der Erntezeit eine größere Anzahl halb seßhafter Beduinen der Nachbarschaft anwesend, welche für die Tscherkessen die Felder bestellten. Diese machten sich am nächsten Tage frühmorgens unter der Aufsicht meiner Gastfreunde an die Arbeit. In wenigen Stunden förderten sie die Grundzüge einer Torfassade zutage, und nach zweitägiger Arbeit war so viel aufgedeckt, daß ein einigermaßen klares Bild über das Wesen der Funde und der alten Lokalität gewonnen werden konnte.

Die Fundstelle lag auf einem ohne Frage künstlichen Ruinenhügel auf der rechten Seite des Djurdjub, der von Norden kommend hier einen Knick nach Osten macht und nach Aufnahme der Wässer von Ras el ʿAin den Namen Chabur führt. Der Hügel wird Tell Halaf genannt. Ihm gegenüber, auf der andern Seite des Flusses liegt in einigen Minuten Entfernung die älteste Niederlassung der Tscherkessen in dieser Gegend, mit einer Moschee, festungsartig im Viereck mit Mauern und einer Torburg angelegt. Hier wurden vor mehreren Jahrzehnten die flüchtigen Kaukasier von der türkischen Regierung angesiedelt. Sie hatten im Kampfe mit dem starken Beduinenstamme der Schammar und mit Ibrahim Pascha viel zu leiden; aber die Tscherkessen waren scharfe Schützen und gute Reiter, und es wurde schließlich ein modus vivendi auf Grund gegenseitigen Respektes gefunden. Heute ist diese erste Niederlassung fast ganz aufgegeben; die Tscherkessen haben sich an einem etwa eine Stunde entfernten, mehr nordwestlich höher und gesunder gelegenen Platze, Ras el Ma (Kopf des Wassers), neue Häuser gebaut. Zwischen den beiden Tscherkessen-Orten liegt das alte Ressaina, heute noch Ras el ʿAin genannt. In der Nähe ist eine schwefelhaltige Quelle.

Von den Festungswerken der alten Römerstadt sind noch Mauerreste erhalten. Eine Anzahl von Säulenteilen, behauenen Quadern und dergleichen liegt herum. Im Norden der Ruine fand ich einen alten muhammedanischen Friedhof, und auf diesem einen Inschriftenstein aus dem Jahre 717 d. H. = 1317 n. Chr., ein Beweis,

daß hier damals noch eine große muhammedanische Niederlassung bestanden hat.

Eine Reihe alter Kanalisationswerke auf beiden Seiten des Chabur, die zum großen Teile noch gut erhalten sind, legt Zeugnis von der früheren intensiven Bewirtschaftung des Bezirkes ab. In der Umgegend sind zahlreiche kleine konische Erdhügel, sogenannte Tells, sichtbar.

Die Entstehung dieser Tells ist derart zu denken, daß auf einer vielleicht im Anfange schon künstlich angelegten Erhöhung, die man vielfach an den Seiten mit Steinplatten bedeckte, ein Tempel oder eine Zitadelle erbaut wurde als Mittelpunkt einer Niederlassung oder Stadt. Im Laufe der Zeiten verfielen dann die Bauten. Ihr unterer Teil hatte wohl aus starken Steinquadern bestanden, der obere jedoch sicher meist aus Lehm oder Luftziegeln. Nach dem Zusammenbruch des Gebäudes lösten letztere sich dann infolge der Zeit und des Regens auf und bedeckten die Steine, wodurch das Ganze mehr und mehr das Aussehen einer natürlichen Erhebung annahm. Dann wurde vielleicht eine zweite Burg auf dem so entstandenen Hügel errichtet und so fort. Wir kennen Tells, z. B. in Palästina, welche die Ruinen von sieben verschiedenen Zeitperioden in sich bergen. Die Häuser der gewöhnlichen Sterblichen dürften damals wie heute in der Ebene meist aus Lehm hergestellt worden sein und dem umliegenden Terrain in der Folge das gegenwärtige wellige Aussehen gegeben haben. So sieht auch die Umgegend des Tell Halaf aus. Kleinere Tells in seiner Nachbarschaft dürften die Reste anderer großer Gebäude der Antike bedecken.

Unser Hügel zeigte verschiedene gesonderte Erhebungen. Langgezogen erstreckt er sich von Westen nach Osten, im Westen und Süden sanft ansteigend. Seine relative Höhe über der Talebene des Chabur ist nicht bedeutend. Auf dem nordöstlichen Teile des Hügels stehen einige Tscherkessenhäuser. Mehr nach Westen hin, durch eine Einsenkung getrennt, befinden sich die höchsten Stellen des Hügels. Hier am südwestlichen Teil wurde von uns die Grabung vorgenommen, da, wo einige Jahre früher der Tscherkessen-Schech beigesetzt werden sollte.

Im Ganzen haben wir, abgesehen von einigen vergeblichen Versuchen, vier erfolgreiche Schürfungen (A, B, C, D) angesetzt, den Angaben der Tscherkessen folgend, die s. Zt. bei dem Begräbnis zugegen waren und wohl auch später nach Schätzen gesucht

haben mögen. Sämtliche Funde lagen höchstens zwei Meter unter der Erddecke. — Nach mir sind noch mehrere Europäer in Ras el Ain gewesen. Keinem von diesen wurden die denkwürdigen Steinbilder des Tell Halaf gezeigt.

Abb. 1: Ansicht des Tell Halaf.

Die ergiebigste Fundstelle war das westlichste Schürfloch A Hier wurden sechs Steinplatten blosgelegt, die senkrecht aufragten. (Orthostaten) und aller Wahrscheinlichkeit nach den Untergrund des westlichen Teiles einer Torburg bildeten. Fünf von ihnen waren mit bildlichen Darstellungen in Relief auf einer Seite versehen. Sie waren treppen- oder zinnenförmig gruppiert; rechts — östlich — davon lag sicher die Eingangsstraße und jenseits derselben eine analoge Baulichkeit: der östliche Teil der Torburg.

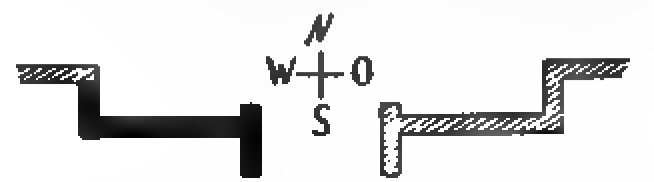


Abb. 2: Schürfloch A. Rekonstruktion der Torfassade

Die Straße muß von Norden aus in das Gebäude geführt haben. Längs dieser Eingangsstraße stand ein besonders großer Stein (1) mit einem Tierbilde auf seiner Ostseite. Er schob sich ein wenig vor die rechtwinklig zu ihm stehende, mit ihrem behauenen Teile

nach Norden blickende Hauptfront der Toranlage vor. Der erste, östlichste Orthostat der Hauptfassade war ein Stein (2) mit einem Löwen. Es folgte ein Stein (3), die Darstellung eines Gottes tragend, ein Stein (4), eine Jagdszene (Hirsch und Jäger) enthaltend, sowie ein kleinerer, leerer Eckstein (5). Wieder rechtwinklig

Stein 1: Greifentorso

dazu war ein Stein (6), dessen Reliefbild ein geflügeltes Tier mit Menschenkopf enthielt; dieses war auf der östlichen Seite der Platte angebracht. Die sämtlichen Orthostaten wie auch die übrigen behauenen Steine des Tell Halaf waren aus schwarzem Basalt.

Im einzelnen seien die Steine wie folgt beschrieben [1]:

Stein 1. Es ist dieses die Abschlußplatte der aufgedeckten westlichen Hälfte der Toranlage im Osten. Von Süd nach Nord gerichtet, zeigte der Orthostat auf der östlichen Seite der Platte in Hautrelief ein nach Norden schreitendes großes vierfüßiges Tier auf einem Sockel. Ein Teil des Rückens sowie Hals und Kopf fehlten. Bei der Grabung im Süden des Steines wurde noch ein Teil eines Hinterbeines blosgelegt. Bis dahin maß der Stein 2 m. Die Höhe des Torsos betrug 1 m.

Der nördliche, im Verhältnis zum übrigen Stein etwa 10 bis 12 cm breitere Teil des Orthostaten ragte 45 cm über die Hauptwand nach Norden hinaus. Hier zeigten sich die Vorderbeine des Tieres nach beiden Seiten hin ausgearbeitet, mit roher Darstellung der Muskulatur; die Beine waren nach Norden viereckig

[1]) Die Gesamtansicht der westlichen Torfassade (Abb. 4) ist von Nordosten, die Orthostaten 1—4 (Abb. 6 und 7) sind von Norden, der Orthostat 6 (Abb. 9) ist von Osten aus photographiert.

und kantig, glatt abgeschnitten (vergl. Abb. 6.). Die Füße hatten vier Zehen mit vogelartigen Krallen. Das linke Vorderbein wies vorn Verstümmelungen auf, denen vielleicht Inschriften zum Opfer

Abb. 4: Schürfloch A. Die westliche Torfassade.

gefallen sind. An der Längsseite befanden sich unter dem Bauche der Tiergestalt zwei weitere kleinere Tierbilder, nämlich rechts ein nach Süden schreitender Hirsch, gegen den links ein geflügelter vierbeiniger Greif ansprang. Der Hirsch hatte eine Höhe von 0,47 m und eine Länge von 0,45 m, der Greif eine Höhe von 0,45 und eine Länge von 0,40 m.

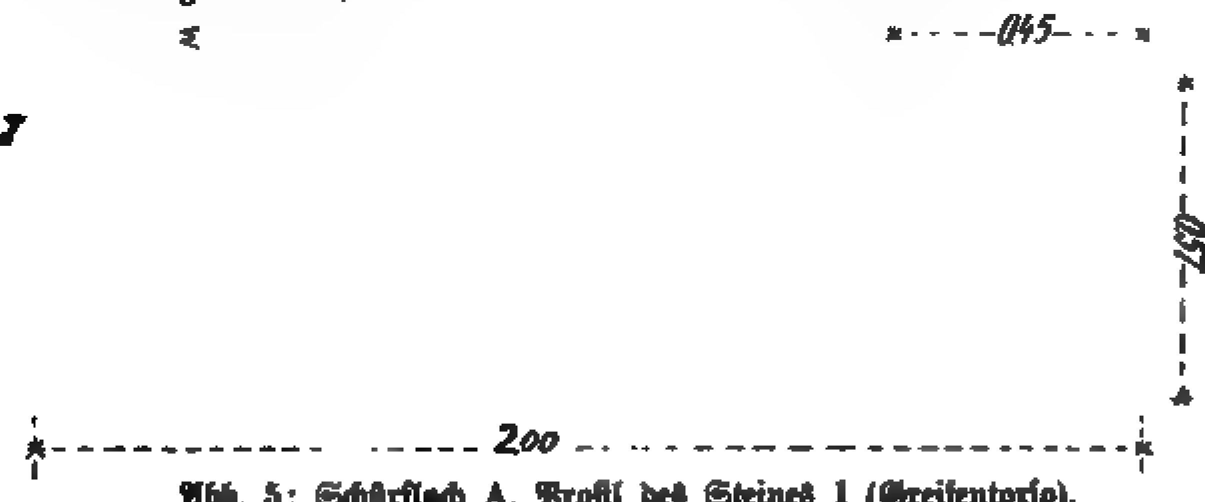


Abb. 5: Schürfloch A. Profil des Steines 1 (Greifentorso).

Auf den ersten Blick zeigte es sich, daß der Stein 1 ganz anders geartet war als die übrigen Orthostaten des Schürfloches A. Die Maße des auf ihm dargestellten Tieres waren ungleich größer als auf den anderen Steinen. Es hatte eben einen besonderen Platz an der Laibung der Toranlage; jeder auf der Straße Eintretende mußte an ihm vorbeischreiten. Augenscheinlich hatte es einen sphinxartigen Charakter, wenngleich der Kopf des Gebildes, wie ich aus später zu entwickelnden Gründen annehme, wohl kein menschlicher, sondern ein greifenartiger gewesen sein mag. Kopf und Hals waren sicher nicht mehr lediglich im Hochrelief auf der Platte, sondern, ebenso wie die Brust und Vorderbeine, nach allen Seiten hin ausgearbeitet behandelt, über die Platten der Hauptfassade vorspringend und nicht zum Tragen weiterer Bauteile bestimmt. Der übrige Teil des Laibungs-Orthostaten hat wahrscheinlich mit den Steinplatten 2—6 die Grundquadern der Torseite gebildet, auf welche die obere Wand, aus leichterem Material (Luftziegeln) hergestellt, aufgesetzt war.

Stein 2 ist der erste, östlichste Stein der Hauptfassade der Toranlage, die, wie erwähnt, rechtwinklig zu dem Stein 1 verlief.

Abb. 6: Schürfloch A. Stein 1 und 2 (Greifentorso und Löwe).

Die behauenen Steine der Fassade tragen in Hochrelief Bilder, die auf einem niedrigen, in der Gesamtheit eine gerade Linie bildenden Sockel stehen, als Verlängerung des Sockels des Orthostaten 1. Auf dem Stein 2 ist ein nach Osten schauender und schreitender auffallend langgestreckter Löwe dargestellt. In dem freien Raume über dem Tier, etwa in der Mitte des Rückens, ist auf einer geglätteten Stelle in einer Kartusche die Keilinschrift I angebracht[1]. Die Höhe des Löwen beträgt vom Sockel bis zum Rücken 0,82 m, bis zum Kopfe 1,15 m, die Länge vom Kopf bis zum Schweif 1,73 m. Die Augenlöcher sind wie bei den übrigen menschlichen und Tierbildern des Tell Halaf verhältnismäßig groß und leer.

Stein 3. Der zweite Stein der Fassade zeigt eine aufrecht stehende männliche Figur. Der Stein geht nach unten etwas spitz, keilförmig zu, und die Anpassung der beiden Nebenplatten an diese Form scheint mir ein Beweis dafür, daß die Steine heute noch genau in der Weise dastehen, wie sie von dem Baumeister angeordnet worden sind. Somit wäre der hier abgebildete Mann oder Gott die Hauptfigur der Fassade. Dieses Bild wirkt sehr eigenartig. Der Gott steht en face. Die unbeschuhten Füße sind beide ganz auswärts gekehrt. Die Zehenbildung ist recht roh und unperspektivisch. Die Arme sind leicht gebogen, gleichfalls voneinander gestreckt. In der rechten Faust trägt der Gott eine aufrecht gerichtete, nur wenig nach dem Kopf zu geneigte Keule. Über die Kugel ragt noch ein kleiner Teil der Keulenstange hinaus. In der linken Hand trägt die Gestalt einen bumerangartigen, einem menschlichen Beine gleichenden, ebenfalls aufrecht gerichteten Gegenstand. Im Verhältnis zu dem kleinen gedrungenen Körper erscheint der Kopf besonders kräftig. Es ist ein wildes, rohes Gesicht, mit stark ausgeprägten Backenknochen und großen Ohren. Die anscheinend früher sehr vorspringende Nase ist zum Teil abgebrochen. Der Bart ist halblang und gut gepflegt; direkt unter den Lippen erscheint er in zwei Reihen besonders geordnet. Sehr merkwürdig ist die Lockenbildung. Das Haar fällt rechts und links von den Ohren zur Schulter herab, um dann nach oben etwas sich aufwärts zu ringeln. Oberhalb der Stirn liegen zwei vorn mit den Spitzen sich vereinigende Hörner. Die Kopfbedeckung ist ein federartiger zylindrischer Aufsatz, um den ein zweifaches Band in der Höhe der Hörnerspitzen läuft. Unter den Hörnern ist eine Ornamentierung auf der Stirn vorhanden, die entweder den Beginn der Federkrone oder

1) Vergl. unten S. 32.

kleine Stirnlöckchen darstellen soll. Die Gestalt ist mit einem bis zu den Knöcheln reichenden Gewande bekleidet, dessen unterster Teil unterhalb eines Bändchens fransenartig gearbeitet ist. Über der Hüfte wird der Rock durch einen breiten Gürtel zusammengehalten, an den Oberarmen findet er durch schmale bandartige Streifen dicht unter den Achselhöhlen seinen Abschluß. In der Gegend des Bauches ist in einer Kartusche die Keilinschrift II, mit der Inschrift auf Stein 2 gleichlautend, eingemeißelt. Die gesamte Höhe der männlichen Figur beträgt 1,27 m, die Länge des Gewandes

Abb. 7: Schürfloch A. Stein 3 (Gott).

0,82 m, die Breite der Fransen 0,10 m, diejenige des Gürtels 0,075 m. Die Keule ist 0,50 m lang, wovon 0,10 m auf die Keulenkugel entfallen. Der über die Kugel hinausragende Teil ist 0,05 m lang. Der Gegenstand in der linken Hand hat eine Länge von 0,46 m.

Stein 4. Auf dem dritten Steine der Fassade ist eine Jagdszene dargestellt. Ein nach Osten schreitender Hirsch von zehn Enden, der sich nach dem Jäger umsieht, wird von einem hinter ihm gehenden Bogenschützen anvisiert. Der Kopf des Jägers ist en profil, nach Osten schauend, gezeichnet, der linke Arm und das rechte

Bein dem Hirsche zugekehrt, derart, daß der Körper unterhalb des Gürtels in Vorderansicht und zwischen Gürtel und Hals in Rückenansicht dargestellt ist. Haar- und Barttracht scheint dieselbe zu sein wie bei der Mittelfigur, nur fehlen der Kopfputz und die Hörner, an deren Stelle ein einfaches Band um das Haupthaar geschlungen ist. Auch hier ist der Kopf und vor allem wieder die Nase von hervorragender Größe. Die Lage des rechten Armes ist wenig künstlerisch, da die Hand solcherart unmöglich an den Pfeil gelangen kann. Die Gewandung reicht beim rechten Beine

Abb. 8: Schürfloch A. Stein 4 (Hirsch und Jäger).

nur bis oberhalb des Knies, bei dem linken dagegen bis zum Knöchel herab. Auch hier bildet eine Ausfransung den unteren Abschluß des Rockes, der an den Oberarmen mit einem Bande endigt. Die Füße sind unbeschuht. Die gesamte Höhe der Figur beträgt 1,38 m. Der Gürtel ist 0,07 m breit, der Hirsch 1,02 m lang.

Der letzte Stein 5 der Hauptfassade ist kleiner und niedriger als die übrigen und trägt keine Darstellung.

Der Stein 6 steht im Norden rechtwinklig zu der vorbeschriebenen Wand. Das auf der Ostseite angebrachte Bild stellt ein nach Süden gerichtetes, mit einem menschlichen Kopfe versehenes ge-

flügeltes Tier dar. Der bärtige Kopf ist en face. Er trägt kurze, kräftige, auseinanderstehende Stierhörner. Durch breite Bänder über der Stirn scheint ein mit dünnen, parallelen Bändchen umwickelter konischer Kopfputz befestigt, auf dessen Spitze ein etwas breiterer Aufsatz sich befindet. (Oder sollte es sich hier um einen aufwärts gerichteten Haarbüschel handeln?) Bei diesem Bilde ist die Nase sowie ein Teil der rechten Seite des Gesichtes abgeschlagen. Die Haarlocken zeigen eine andere Ornamentik als auf Stein 3. Der Bart trägt ähnliche Form wie bei den bereits beschriebenen mensch-

Abb. 9: Schürfloch A. Stein 6 (Geflügeltes Tier mit Menschenkopf).

lichen Gestalten. Die Zeichnung der Brusthaare des Tieres besteht aus großen Schuppen. Die Bauch- und Rückenhaare sind netzartig dargestellt, die Rippen stark akzentuiert. Die Füße gleichen eher Löwentatzen. Die Muskulatur der Beine ist stark entwickelt. Sie wird hier wie bei den übrigen Tieren durch rohe Linien versinnbildlicht, während sie bei den menschlichen Figuren gänzlich fehlt. Die Länge des Tieres betrug, soweit wir es abmessen konnten, etwa 1,55 m. Doch ist zu bemerken, daß der Stein 6 von einem anderen nicht zu dieser Wand gehörigen Steine im Norden abgeschlossen wurde, der zufällig an diesen Ort gefallen war, sodaß das Hinterteil

des Tieres auf unserem Orthostaten verdeckt wurde. Die Flügelhöhe betrug 1,35 m. Der Abschluß des Kopfes ist in gleicher Höhe, der Kopfputz 0,16 m höher. Die Hörner stehen 0,46 m auseinander.

Die Schürfung B wurde in einiger Entfernung südöstlich der ersten Fundstelle angesetzt. Wir fanden eine ganze Anzahl behauener Steine, die fraglos infolge eines großen zerstörenden Ereignisses, eines Brandes oder eines Erdbebens, übereinander gegefallen sind. Einzelne Steine zeigten abermals Darstellungen größerer Tiergestalten; es ist mir wahrscheinlich, daß drei dieser Steinplatten noch an ihrer alten früheren Stelle waren. Die zwei größeren davon standen aufrecht, parallel zueinander, von Süd nach Nord, mit einem Zwischenraum von einigen Schritten. Die Skulpturen waren an den einander zugekehrten Seiten. Vielleicht flankierten sie das Innere, den Durchgang eines weiteren Tores. Von dem westlichen Orthostaten Stein 7 war nur noch der untere Teil erhalten. Die in Relief gearbeitete Seite war im Osten. Sie stellte einen nach Norden schreitenden Vierfüßler dar, unter dessen Bauche sich zwei weitere kleine Tiergestalten gegenüber standen; die eine schien ein kleiner Löwe zu sein, die andere ein Greif. Es waren nur noch Teile der hinteren Partien des größeren Tierbildes und die unteren Teile der kleineren Tiere intakt.

Die östliche Steinplatte 8 trug ihr Bild auf der Westseite Der vordere Teil hatte sehr große Ähnlichkeit mit dem Stein 1 im Schürfloch A. Das Tiergebilde war gleichfalls nach Norden gerichtet. Die Füße waren greifen- bezw. vogelartig. Unter dem Bauche sah ich wiederum Ansätze von kleinen Tiergestalten, von denen die eine, soweit es sich erkennen ließ, als ein Löwe zu bezeichnen war. Die Länge des großen Tieres einschließlich des ersten Hinterbeines betrug 1,60 m. Weiter konnte die Steinplatte wegen anderer daran liegender schwerer Steine nicht freigelegt werden.

Rechtwinklig zu diesem Orthostaten im Osten befand sich der gleichfalls aufrecht stehende Stein 9 mit skulptureller Behandlung auf seiner Nordseite. Diese zeigte einen Teil eines nach Westen gerichteten und, wie es schien, geflügelten Tieres. Nur die unteren Teile nebst Flügelansätzen waren erhalten. Es ist nicht unmöglich, daß sich im Osten an den Stein 9 weitere Platten mit bildlichen Darstellungen angeschlossen haben, analog der Anlage im Schürfloch A, und daß eine gleiche Querwand auch jenseits (im Westen) des gegenüber liegenden Steines 7 im Schutte begraben liegt.

Im Schürfloch C, nordöstlich von der letztbeschriebenen Fundstelle, zeigten sich wiederum verschiedene, buntdurcheinander ge-

Abb. 10: Schürfloch B. Stein 8 und 9 (Tiertorsen).

worfene Steine. In erster Linie sei Stein 10 genannt, der größte Orthostat, den wir überhaupt im Tell Halaf bloslegen konnten.

Es war dies der Torso eines riesigen Tierbildes, das ebenfalls mit Stein 1 in Schürfloch A gewisse Ähnlichkeit zeigte. Die Steinplatte war nach Norden gerichtet, die Skulptur auf der westlichen Seite. Wir konnten das Tiergebilde nur bis zum Beginne des hinteren Beines freilegen. Bis dahin maß es 1,80 m in der Länge. Vom Sockel bis zum Hinterteil des Rückens betrug die Höhe 1,50 m. Damit war die Höhe des Tieres jedoch keineswegs erreicht. Insbesondere schien der Rücken nach vorn ansteigend gewesen zu sein. Bei diesem Tierbilde war die Behandlung eine besonders auffallende. Stark modellierte Haarsträhnen ließen an der Brust und den vorderen Seitenteilen eine Mähne vermuten, die sich hinten nach oben hin verjüngte und dort wohl in einen Flügel auslief. Die Haare auf dem Bauche und Rücken waren netzartig ornamentiert, diejenigen des Hinterbeines büschelförmig. Parallel dem Steinsockel war durch zwei Bändchen ein breiter Streifen auf dem Tierleibe abgesondert, dessen Behandlung den Anschein erregte, als habe der Bildhauer hier die einzelnen Rippen erkennbar machen wollen, ähnlich wie bei dem Orthostaten 6 im Schürfloch A. Die Beine zeigten eine kräftige Muskulatur, durch grobe Linien versinnbildlicht. Unter dem Leibe befanden sich wieder zwei kleinere Tiergestalten, ein an den Füßen aufgehängter Hirsch und ein mit einem langen Halse versehenes Tier, dessen Gattung (vielleicht war es ein Greif), nicht genau zu erkennen war. Die Höhe des Hirsches betrug 0,32 m.

In demselben Schürfloche fanden wir einen gewaltigen Vogelkopf, Stein 11, der augenscheinlich zu dem Torso des Tierkolosses gehörte. Der Schnabel war raubvogelartig gekrümmt. Die Augen waren röhrenförmig, nach vorne stark vorspringend, dargestellt. Oben auf dem Kopfe war ein von einem erhabenen Rande umgebenes Loch angebracht, das zur Aufnahme irgend eines vielleicht einhorn- oder mähnenartigen Gegenstandes gedient haben mag. Auf dem Rücken des Kopfes waren die Haare wie nach rechts und links auseinandergekämmt geordnet. Die Gesamtlänge des Kopfes betrug 0,78 m, die des Schnabels 0,44 m.

Allem Anschein nach handelt es sich hier um einen riesigen geflügelten vierfüßigen Greifen, wie wir ihn in kleinerem Maaßstabe wiederholt unter den Tierleibern auf den Orthostaten dargestellt gefunden hatten.

Ferner fand sich in dem Schürfloche noch der Rest eines weiteren Tierbildes, Stein 12, von dem jedoch nur ein Teil des

Vorderbeins sowie zwei weitere kleinere Darstellungen unter dem Bauche des Kolosses erhalten waren. Unter diesen war ein mit

Abb. 11: Schürfloch C. Stein 10—18 (Greif und Kapitell).

starkem, rückwärts gebogenen Gehörn versehener Steinbock deutlich zu erkennen, dessen Höhe bis zum Gehörn etwa 0,40 m betrug.

Schließlich enthielt dasselbe Schürfloch C noch ein Säulenkapitell (oder Säulenbasis?), Stein 13. Dieses zeigte acht herunterhängende, gebogene, stumpfwinklige Blätter, ringförmig gruppiert, über welche oben ein gefranstes Band gelegt war. Das Kapitell hatte einen Durchmesser von 0,68 m. Darunter war noch ein Teil der runden Säule erkennbar.

Die verschleierte Göttin.

Das letzte Schürfloch D lage einige Schritte nordwestlich von dem vorhergehenden. Hier machten wir den merkwürdigsten unserer

Abb. 12: Schürfloch D. Stein 14 (Die verschleierte Göttin).

Funde, Stein 14. Es war der Torso einer menschlichen Gestalt, von der ich auf den ersten Blick den Eindruck gewann, daß der Künstler damit ein verschleiertes Frauenbild, eine Göttin, darstellen wollte. Der Kopf wuchs unmittelbar aus einem viereckigen Steinstück hervor, das nur wenig breiter war als der Hals. Schultern und Arme fehlten. Von der Brustgegend an abwärts war der Stein nach innen zu abgeflacht, derart, daß nur an den Rändern zwei breite, erhabene, eckige Streifen senkrecht verliefen. Auf dem linken Streifen waren zwei Zeilen Keilschrift eingemeißelt, über denen oben

eine kleine Querschrift angebracht war. Unten war die Steinsäule schräg abgebrochen, was leider auch eine Verstümmelung der Inschrift zur Folge hatte[1]. An der Seite des Steines waren schuppenartige Motive vorhanden, die vielleicht Ansätze von Flügeln sein sollten.

Die Behandluug des Gesichtes hatte im Gegensatz zu den groben männlichen Zügen auf den anderen Orthostaten etwas durchaus weichliches und verschwommenes. Das Antlitz war ganz flach dargestellt, die Backenknochen und das Oval der Wangen nur angedeutet. Die Lippen waren sehr fein behandelt, eine Eigentümlichkeit, welche übrigens dieses Bild mit den anderen des Tell Halaf teilte. Nur die Nase, von der nur ein Teil erhalten war, ragte kräftig hervor. Das Kinn war bartlos und glatt, die Konturen kaum erkennbar. Das Gesicht trat nur in sehr geringem Maße aus dem Hals hervor, der eine kaum merkliche Verengung darstellte. Die Augenhöhlen waren sehr groß. Der obere Teil des Kopfes war geborsten, und beim Graben fielen die beiden Teile auseinander. Der Riß ging gerade über die Augen. Das eine Auge war unversehrt vorhanden: ein schwarzer blank polierter eiförmiger Kern aus Basalt, 5 cm lang, 3 cm breit und 3 cm hoch, umgeben von einer weißen gipsartigen Masse. Dies steinerne Auge fiel zu Boden und wurde von mir nach Hause gebracht. Die andere Augenhöhle war leer.

Abb. 13: Schürfloch D. Das Auge der verschleierten Göttin.

Auf dem Haupte befand sich eine käppchenartige, der Kopfform sich anschmiegende Bedeckung, welche über der Stirn in einem breiten Bande abschloß. Das Käppchen hatte flache ringelartige Verzierungen. (Vielleicht wollte der Künstler auch nur ein Stirnband auf dem Kopfe und die Haare in ringelartiger flach aufliegender Form darstellen.) Von dem Stirnbande fielen vor den Ohren bis zu den Schultern zwei kräftige Bänder herab, deren Enden nach außen und aufwärts schneckenförmig geringelt waren. Zwischen diesen, unterhalb des Kinnes, fand der eigenartige Kopf-

1) Vgl. unten S. 82.

putz in einer wagerechten Linie seinen Abschluß, von der wiederum kleinere Bändchen bis zur Brustgegend herabfielen. Auch diese endigten meist (von dreien immer je zwei) in nach außen aufgedrehten Kringeln. Abwechselnd war immer ein längeres und ein kürzeres geringeltes und dann ein noch kürzeres ungeringeltes Bändchen gruppiert. Hinter den Ohren konnte ich vier größere und ebensoviele zwischen ihnen liegende kleinere Bänder, die von dem Käppchen oder dem Stirnbande herabhingen, zählen; doch dieses Muster schien, nach der Analogie mit einem weiteren Funde (Stein 15) zu schließen, um den ganzen Kopf gelaufen zu sein. Diese Bändchen für Haare oder Locken zu halten, erachte ich als ausgeschlossen, weil die Haare auf den übrigen Steinbildern des Tell Halaf ganz anders dargestellt sind, und weil unmöglich vorn am Halse Locken gezeichnet werden konnten. Von Haaren war auf dem Bilde nichts zu sehen — wenn man die Darstellung eines Käppchens annimmt — es sei denn, daß die kleinen, unmittelbar unter dem Käppchen oder dem Stirnbande liegenden Ornamentierungen, vorn auf der Stirn, als Locken aufzufassen sind.

Die ganze Art dieses Kopfputzes sowie das Mystische in dem Gesichtsausdruck läßt den Gedanken unabweisbar erscheinen, daß wir es mit einem Frauenkopf zu tun haben, und daß der Bildhauer das Gesicht zwischen den beiden von den Schläfen herabhängenden großen Bändern mit einem Schleier bedeckt darstellen wollte, von dessen unterem Teile die kleinen Bändchen am Halse herabfielen. Ganz ähnliche Schleier werden heute noch von den arabischen Frauen des persischen Golfes und von den Frauen egyptischer Beduinen in der Nähe des Suezkanales getragen. Der gewöhnliche von den Arabern übernommene egyptische Frauenschleier wird genau wie bei dem Frauenbildnis des Tell Halaf an einem breiten, flachen, um die Stirn gewundenen Bande getragen und durch zwei seitliche, an den Schläfen herabhängende Bändchen gehalten. Bei den Egypterinnen hält den Schleier zudem ein in der Nasenverlängerung zwischen den freiliegenden Augen verlaufendes drittes, vom Stirnbande herabfallendes Bändchen.

Haben wir es bei der verschleierten Göttin des Tell Halaf mit einer hermenartigen Büste zu tun, oder ist das von mir freigelegte säulenartige Steinstück nur der Teil einer gewaltigen Steinplatte gewesen, eines Orthostaten mit dem Leibe einer Sphinx? Für die erstere Auffassung spricht namentlich die gerade Haltung des Kopfes und die Behandlung der Brustgegend. Dagegen legt

der Verlauf der Linien des Hinterhauptes und des Nackenansatzes auf dem Steinfragment 15 die Vermutung näher, daß der Kopf auch unserer Göttin unmittelbar in den Rücken einer vierfüßigen Tiergestalt überging. Auch die Steinstreifen vorne könnten zu einer Figur ähnlich wie auf Stein 1 gehören. Spätere Ausgrabungen werden dieses Problem lösen.

Der Schleier maß vom Stirnband oder Käppchen bis zum Beginn der unteren herabfallenden Bändchen etwa 45 cm, in der Breite beim Beginn der herabfallenden Bändchen etwa 35 cm; die Länge des Gesichts vom Stirnband bis zum Kinn betrug ungefähr 35 cm, die Inschrift auf dem linken Steinstreifen war 32 cm lang.

Abb. 14: Stein 15, Aus dem Wasser gezogener Kopf.

Der mehrfach erwähnte Stein 15, anscheinend ein Analogon zu der verschleierten Göttin, und zwar ein Teil der linken Seite des Kopfes, der genau dieselbe Ornamentik und Behandlung wie die große Statue zeigte, war im Fluß gefunden worden, aus dem ich ihn herausziehen ließ. Meine tscherkessischen Gastfreunde behaupteten, daß dieses Kopfstück zu einer Frauenstatue gehört habe, auf deren Bauchgegend nach ihrer Beschreibung Keilschriftzeichen gestanden hätten. Leider war es mir unmöglich, weitere Teile der Statue aufzufinden.

An Inschriften konnte ich nur noch zwei kleine verstümmelte Keilschrifttexte auf abgebrochenen Steinstreifen feststellen.

Außerdem wurden zahlreiche größere und kleinere Stücke aus weißem Alabaster sowie von gebrannten Ziegeln und Tonscherben zutage gebracht, doch war es schwer, die Periode ihres Ursprungs nachzuweisen. Bemerkenswert schien mir die große Zahl verkohlter Gegenstände in einzelnen Schürflöchern. Herr Direktor Conventz vom Westpreußischen Provinzial-Museum in Danzig hatte die Güte, eine übersandte Probe als verkohlte Holzreste festzustellen, deren Struktur unter dem Mikroskop nicht mehr zu erkennen war. An Ort und Stelle schon hatte sich mir die Überzeugung aufgedrängt, daß die Gebäude des Tell Halaf durch Brand zerstört worden seien.

Ferner fand ich einen merkwürdigen hellgelben, aus gebranntem Ton hergestellten Zylinder von etwa 7 cm Länge und 1 cm Durchmesser, der an dem einen Ende eine Öse zum Aufhängen hatte, sowie eine alte Tonspindel, wie man sie in großer Anzahl in Sendschirli gesehen hat. Aus einer späteren Aera ist eine sehr schöne bronzene Pfeilspitze zu erwähnen, ähnlich denen, die auf dem Schlachtfelde von Marathon gefunden worden sind. Auch einige Kameen aus seleucidischer Zeit wurden mir übergeben. Schließlich fanden sich eine Reihe von Münzen aus der oströmischen Kaiserzeit, sowie eine Anzahl muhammedanischer Münzen. Keine war jünger als das XIV. Jahrhundert n. Chr.

Archaeologisches.

Ich darf die Ergebnisse meiner Grabungen am Tell Halaf folgendermaßen zusammenfassen, wobei ich von den kleineren zuletzt erwähnten Funden absehe. Es wurden bloßgelegt:

1) Kleinere Steinplatten, auf welchen, ohne sie ganz auszufüllen, in Hochrelief Menschen- und Tiergestalten eingemeißelt waren: Stein Nr. 2, 3, 4, 6 und 9. Diese Platten waren etwa 1,30 m hoch.

2) Größere Tierbilder: Stein Nr. 1, 7, 8, 10 und 12. Bei keinem war die Höhe bis zum Rücken erhalten. Es ist daher nicht festzustellen, ob der Rücken durchgebildet war, derart, daß diese Orthostaten als selbständiges architektonisches Beiwerk an die Mauer angelehnt erschienen; vielmehr ist es wahrscheinlicher, daß auch diese Platten weitere Bauteile zu tragen bestimmt gewesen waren.

Nur ihr vorderer, Beine, Brust und Kopf darstellender Teil ragte, nach beiden Seiten hin bearbeitet, zweifellos aus dem Bau frei hervor.

Ich habe keines dieser größeren Steinbilder mit Kopf vorgefunden, jedoch möchte ich annehmen, daß alle Greifenköpfe wie Stein 11 getragen haben. Die Vorderfüße dieser Tiere zeigten sämtlich ausgeprägt vogelkrallenartige Behandlung. Unter ihren Leibern waren regelmäßig zwei kleinere Tiergestalten abgebildet.

3) Die verschleierte Frau: Stein 14 (und 15).

4) Das Kapitell (Säulenbasis?) mit herabhängenden Blatt-Motiven: Stein 13.

Der gesamte Habitus meiner Funde weist sie dem Bereich der Hettiter zu, deren Geschichte noch sehr im Dunkeln liegt, deren Schrift und Sprache wir noch kaum kennen, und von denen nur sehr wenige bauliche Überreste bisher aufgedeckt worden sind. Die rohe Behandlung der Skulpturen von Tell Halaf läßt es als ausgeschlossen erscheinen, daß sie einer jüngeren, der assyrischen Kunstepoche angehören. Einzelne der Steinbilder weisen eine weitgehende Ähnlichkeit mit den hettitischen Funden von Sendschirli auf[1]. Dort sind dieselben beiden Arten von behauenen Platten vorgekommen, und die Behandlung der Orthostaten ist, was Größenverhältnisse und Darstellung angeht, nahezu übereinstimmend.

Die großen Orthostaten (Stein 1, 7, 8, 10 und 12) können ferner mit den großen menschenkopf-geschmückten assyrischen Stieren z. B. des Sargon-Palastes von Chorsabad verglichen werden, wo sie an der Laibung der Torburgen zur rechten und linken des Zuganges im Eingangstore innerhalb der eigentlichen Tür stehen, derartig, daß die über die Außenmauern der Torburg herausragenden Köpfe dem Eintretenden entgegensehen. In derselben Weise waren die großen Orthostaten in Sendschirli und auch in Boghazköi aufgestellt, das gleiche gilt wohl für den Tell Halaf.

Daß es sich am Tell Halaf bei diesen Eck-Orthostaten mit großer Wahrscheinlichkeit um Greifen handelte, wurde bereits hervorgehoben. Wie Sendschirli im Zeichen des Löwen, scheint mir der Tell Halaf im Zeichen des Greifen gestanden zu haben. Ganz neu und ohne Analogie sind hier die beiden kleineren Tiergestalten unter den größeren Tierleibern. Von ersteren schien regelmäßig ein Tier ein vierfüßiger, geflügelter Greif zu sein, der

1) Die Orthostaten der Torburg von Sendschirli sind hettitisch, große andere Bauteile des Ruinenortes aramäisch.

meist ein jagdbares anderes Tier, einen Hirsch oder einen Steinbock, angriff. Jedenfalls fehlte, wenn zwei kleine Tiergestalten zusammen dargestellt waren, der Greif niemals. Bei einem der großen Orthostaten (Stein 10), zu dem ohne Frage der Greifenkopf (Stein 11) gehörte, fand ich unzweideutige Ansätze eines Flügels.

Raubvogelköpfe auf nicht vogelartigen Gestalten, auf einem Vierfüßler (Greif), oder auf einem menschlichen Körper, sind in Vorderasien wiederholt vorgekommen. Aus hettitischem Gebiet, aus Boghazköi, kennen wir einen im Berliner Museum aufbewahrten vollständig ausgehauenen kleinen Vogelkopf. Im III. Heft der Ausgrabungen in Sendschirli, „Tor-Skulpturen" von Prof. von Luschan, ist auf Tafel 43 ein vierfüßiges, geflügeltes, greifenartiges Wesen und auf Tafel 42 ein menschlicher Körper mit einem Vogelkopf abgebildet. Lehmann-Haupt, Materialien zur älteren Geschichte Armeniens und Mesopotamiens, Berlin 1907, stellt in Fig. 66 einen geflügelten Greifen dar, dessen Kopf und schuppenförmige Haarbildung mit meinen Funden vom Tell Halaf Ähnlichkeit besitzt. Der Kopf hat einen rohrartigen oben offenen Aufsatz. Hier handelt es sich um einen bronzenen Kleinkunstgegenstand von nur 28 cm Länge und 21,7 cm Höhe. Ein weiterer der Kleinkunst angehöriger Vogelkopf aus Elfenbein ist in Niniveh gefunden worden[1]. Bei diesem treten die Augenhöhlen in ähnlicher Weise hervor wie bei dem Greifen anf meinem Stein 11. — Die gedachten vorderasiatischen Darstellungen mit einem Vogelkopfe sind vielleicht eine Folge egyptischen Einflusses.

Der langgestreckte schreitende Löwe auf Stein 2 hat sehr große Ähnlichkeit mit den Löwen von Sendschirli, er erinnerte mich an den von mir gefundenen Löwen von Harran[2], der aber gedrungener war, sowie an ein kleineres Tierbild, auf das ich im Tektek-Gebirge, in Sugh Matar, gestoßen bin.

Der Gott auf Stein 3 hat manche Analogien mit der hettitischen Darstellung des Wettergottes Teschup[3], wie er uns in Sendschirli usw. entgegentritt. Aus dem Hammer oder der Axt, den der Teschup, wie der altdeutsche Donnergott Tor, geschwungen hat, ist im Tell Halaf die runde Erdpech-Keule geworden. Solche Keulen werden auch heute noch in Syrien und Mesopotamien ge-

1) Vgl. Layard, Niniveh and Babylon, S. 362.

2) Vgl. oben S. 8.

3) Vgl. z. B. L. Messerschmidt, Die Hettiter, AO. IV,1 S. 25.

tragen: eine Asphaltkugel auf eine Holzstange aufgesetzt, die freilich nicht, wie bei dem Gott, über die Kugel hinausragt. Nach den historischen Zeugnissen benutzten schon zur Zeit der Kämpfe Roms mit Palmyra die Syrier Keulen mit Kugeln aus Erdpech. Die bumerangartige Waffe des linken Armes findet sich wiederholt in Sendschirli (z. B. Ausgrabungen Heft III S. 224/5) usw. Auch die Kleidung ist echt hettitisch. Die vorn auf der Stirn zusammengehenden Hörner und die Federkrone als Kopfputz haben vielfach Analogien in der antiken Welt Vorderasiens, insbesondere mit der bekannten assyrischen Hörnermütze. Sehr merkwürdig ist jedoch die absolute en face-Stellung des Gottes einschließlich der Füße.

Der Hirsch mit dem Jäger auf Stein 4 ähnelt den Darstellungen in Sendschirli, wo allerdings Hirsch und Jäger auf besonderen Steinen aufgemeißelt sind.

Ganz eigenartig wirkt der Stein 6. Auch hier steht der Kopf wieder en face. Der aufragende Kopfputz des hörnergeschmückten bärtigen Hauptes ist hettitisch. Die Haartracht erinnert an die künstlichen Locken bei den Frauen im mittleren egyptischen Reich; sie ist übrigens auch noch anderweitig in hettischem Gebiet gefunden worden. Die Stilisierung der Rippen und der Körperhaare auf Stein 6 und ferner auf Stein 10 ist in mancher Hinsicht ein Novum.

Die Anordnung der größeren und kleineren Orthostaten in zinnen- oder treppenförmiger Art findet sich in derselben Weise bei den Torburgen von Sendschirli und ähnlich bei den späteren assyrischen Bauten.

Das im Schürfloch C gefundene Säulenfragment (Stein 13), ist ganz ähnlich solchen aus Sendschirli, mit dem Unterschied freilich, daß letztere meist eine doppelte Reihe von Blätter-Dekorationen besitzen, deren Spitzen einander gegenüberstehen und zwischen sich einen Steinwulst haben.

In der nächsten Nähe des Tell Halaf soll nach den Mitteilungen, die ich an Ort und Stelle erhielt, auf einem Hügel ein steinernes Tierbild stehen, das mir als das eines Ebers bezeichnet wurde. Danach trage der Hügel selbst den Namen Tell Chanzir (Schweinehügel). Allerdings hieß es, daß der Kopf fehle. Vielleicht handelt es sich hier um den Torso eines geflügelten Stieres, dessen Klauen ja denen eines Ebers ähnlich sind.

Einige Tagereisen südöstlich vom Tell Halaf am unteren Chabur sind in 'Arban u. a. vier geflügelte Stiere mit Menschenköpfen, ein Löwenorthostat, sowie zahlreiche egyptische Kleingegen-

stände aus der 18. Dynastie (15. Jahrhundert v. Chr.) gefunden worden. Die Steinbilder scheinen mir nach ihrer künstlerischen Behandlung eine Mittelstellung zwischen den Orthostaten von Tell Halaf und von Sendschirli einerseits und den assyrischen andererseits einzunehmen[1]. Wir wissen weiter von zwei großen Löwen mehr im Westen, aus Arslan Tasch bei Hadjib im Serudj, die nach der Abbildung bei Chesney[2] im Gegensatz zu den assyrischen noch ganz archäischen Charakter zeigen. Sie sind in Basalt, 12 Fuß lang, über 7 Fuß hoch und gleichen dem Löwen von 'Arban. Auch sind neuerdings im Serudj Steinplatten gefunden worden, in ähnlicher Größe wie die kleineren Orthostaten vom Tell Halaf, auf denen in Relief ein stehender Mann eine Platte mit Schalen, vielleicht Opfergaben, mit erhobenen Armen über dem Kopfe trägt[3]. Sie entstammen ohne Frage demselben Ruinenfeld bei Hadjib.

Historisches.

Ich habe auf den Steinen des Tell Halaf an drei Stellen Inschriften sowie zwei weitere Inschriften-Fragmente, die von anderen Steinbildern herrührten, gefunden. Alle diese waren mit Keilschriftzeichen geschrieben. Zwei der Inschriften, beide gleichlautend, fanden sich in Kartuschen, über dem Löwen (Stein 2) und auf dem Gott (Stein 3). Nach Professor Delitzsch, welcher die Inschriften gelesen hat, und, wie bereits erwähnt, demnächst eingehender behandeln wird, lauten sie: „Palast des Kapar, des Sohnes des Hanpan".

Das verschleierte Frauenbild trug die dritte Inschrift auf dem linken herabfallenden Streifen. Von ihr war nur ein Rest erhalten. Darüber, direkt unter dem Schleier, waren in Spiegelschrift weitere Keilschriftzeichen angebracht — wohl als Fortsetzung oder Schluß der größeren Inschrift — die den Götternamen Aschur enthielten.

---

1) Vgl. Layard a. a. O. S. 275—283. Eines dieser Tierbilder fand ich in 'Arban noch an Ort und Stelle. Vgl. mein „Vom Mittelmeer zum persischen Golf" Bd. II S. 19.

2) Vgl. Chesney, Expedition to the Euphrates and Tigris Bd. I S. 114.

3) Als ich mich 1899 in Aleppo befand, wurde ein solcher Stein gerade auf einem Ochsenkarren angefahren, um nach dem kaiserlich ottomanischen Museum in Konstantinopel gebracht zu werden. Dieses unter der vortrefflichen Leitung O. Hamdy Beys und seines Bruders Halil Beys stehende Institut birgt eine Reihe weiterer hettitischer Funde.

Auf zwei Steinfragmenten fanden sich die Inschriften Nr. 4: „Kapar, Sohn des Hanpan", und Nr. 5: „Palast".

Mit absoluter Bestimmtheit können wir hieraus schließen, daß auf dem Tell Halaf ein Palast gestanden hat. Ob das Bild der verschleierten Göttin innerhalb des Palastes oder in einem besonderen Tempel sich befunden hat, ob nur das eine von mir ausgegrabene Bild oder mehrere Statuen von ihr hier aufgestellt waren, wird sich erst später feststellen lassen. Der Umstand, daß das Bild in einem Schürfloch gefunden wurde, nördlich der nach Norden schauenden großen Orthostaten, welche augenscheinlich die Laibung von mehreren unweit von einander gelegenen Toranlagen ausmachten, läßt allerdings darauf schließen, daß es in einem eigenen, außerhalb des Palastes gelegenen Heiligtum stand.

Sämtliche Keilinschriften zeigen denselben Duktus. Wir wissen daß die Hettiter neben der auf zahlreichen Inschriftensteinen uns erhaltenen hieroglyphenartigen Schrift[1] — die wegen Mangels einer ausführlichen Bilinguis noch nicht entziffert ist — die Keilschrift benutzt haben, und zwar in einer Form, die von der altbabylonischen abweicht und der heute allgemein als assyrisch bezeichneten näher steht, derart, daß man anzunehmen pflegt, der sogenannte assyrische Duktus sei gerade während der hettitischen Herrschaft in Mesopotamien entstanden[2]. Nach dem Charakter der Schrift könnte man zu der Vermutung kommen, daß die Keilinschriften des Tell Halaf etwa um das Jahr 900 v. Chr. anzusetzen wären. Indes war, wie die Alabasterplatten des Assurnazirpal in Nimrud beweisen, die mesopotamische Kultur um diese Zeit schon zu solcher Höhe entwickelt, daß es schwer denkbar ist, ein mesopotamischer Künstler hätte damals noch so rohe Schriftzeichen geliefert. Ferner aber war damals und später die Macht Assyriens eine so starke, daß die Gegend vom Tell Halaf den assyrischen Königen zweifellos untertan oder mindestens tributpflichtig war. Nun hat aber Kapar sich als Erbauer des Palastes genannt, ohne seinem Namen einen Hinweis auf den assyrischen Oberherrn hinzuzufügen. Diese Unterlassung haben nicht einmal die Herren von dem viel entfernteren Sendschirli gewagt. Schon hieraus möchte ich ableiten, daß die Inschriften vom Tell Halaf zu einer Zeit entstanden sind,

1) Die bisher aufgefundenen hettitischen Inschriften hat L. Messerschmidt in dem Corpus inscriptionum hettiticarum in den Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft zusammengestellt.

2) Vgl. Niebuhr, Die Amarna-Zeit, AO. I, 2[2] S. 5.

als jene Gegenden von Ninive noch unabhängig waren, also vor 900, und zwar in der bisher noch so wenig bekannten Zwischenzeit, in welcher die babylonische Weltherrschaft gebrochen, aber von der assyrischen noch nicht definitiv abgelöst war.

In dieser Zwischenzeit, im zweiten Jahrtausend vor Chr., war, trotz der Vernichtung der politischen Macht Babylons, babylonische Kultur in Mesopotamien vorherrschend. Damals war ein vom Norden — woher, weiß man nicht genau — eingewandertes Volk, die Hettiter, in West-Mesopotamien zur Macht gelangt. Die Tontafeln von Tell Amarna berichten uns, daß um die Zeit der egyptischen Konige Amenophis III und IV der 18. Dynastie, um das Jahr 1450 oder 1400 vor Chr., der mächtigste südlichste Teil der Hettiter das Volk der Mitani war, das eine Zeit lang für Vorderasien eine Großmacht gewesen sein muß. In den Tell Amarna-Tafeln befinden sich mehrere Schreiben des Mitani-Königs Tuschratta. Eine Tochter Tuschrattas war eine der Frauen des Amenophis III (Nimmuria). Augenscheinlich hatten schon seit längerer Zeit Beziehungen zwischen den beiden Reichen bestanden, nachdem Egypten in Syrien festen Fuß fassen konnte.

Nach der geographischen Lage ließe sich sehr wohl annehmen, daß der Palast vom Tell Halaf zur Zeit der Tell-Amarna-Briefe und schon vorher ein Zentralsitz des Mitani-Königreiches in Westmesopotamien gewesen ist, zu dem Serudj, Harran, das Tektek-Gebirge und ‘Arban gehört hätten; von Ninive wissen wir aus den Tell-Amarna-Briefen, daß es Tuschratta untertan war. Auch jenseits Westmesopotamiens erstreckte sich das Mitanireich, wie es scheint, über Nordsyrien, vielleicht bis Damaskus und Ba‘albek hinunter, und nordwärts nach dem Antitaurus und dem Taurus hin. Wie dem sei, jedenfalls waren die Bewohner des mesopotamischen Mitani-Reiches und die Leute von Sendschirli beides Zweige der Hettiter-Rasse, welche von einem anderen Zweige, den Cheta oder Chatti, aus einem noch unbekannten Grunde ihren Gesamtnamen erhalten haben. Die Fürsten dieser Hettiter residierten zur Mitani-Zeit mehr nördlich in einer Stadt namens Cheta, unweit des heutigen Dorfes Boghazköi[1].

---

1) Hier hat H. Winckler unlängst sehr bedeutsame Funde gemacht, über die er „Vorläufige Nachrichten" in den Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft zu Berlin (Dezemberheft 1907, No. 35) veröffentlicht hat.

Die Macht der Mitani ging sehr bald nach dem Tode Tuschrattas unter. Sie erlag dem Ansturm des genannten Bruderstammes, der Cheta.

Nachdem darauf die Assyrer eine Zeit lang ihre Macht weit nach Westen hin vorschieben konnten, erfolgte etwa um 1200 durch das Eindringen der Aramäer von Süden aus ein Rückgang der assyrischen Herrschaft, und es bildeten sich in Westmesopotamien eine Reihe von kleinen Staaten. Unter Tiglat Pilesar I, gegen 1100 v. Chr., bemächtigten sich die Assyrer wieder für eine kurze Zeit des westlichen Mesopotamiens. Aber erst unter Assurnazirpal verfiel dieses definitiv der aufkommenden Militärmacht des assyrischen Reiches; im Jahre 884 v. Chr. wurde Bet Hadipu (Halupi?) am Chabur unterworfen[1]. Ist das unser Tell Halaf?

Die Ergebnisse der bisherigen historischen Forschung bekräftigen die schon aus kunstgeschichtlichen Erwägungen nahe gelegte Vermutung, daß meine Funde am Tell Halaf hettitisch sind, und es erscheint die Annahme zulässig, daß Kapar entweder einer der Herren der Mitani oder ein Fürst aus der folgenden noch hettitischen Zeit gewesen ist, die nach dem Sturze des Mitanireiches, eintrat. Es ist aber auch die Annahme zulässig, daß der Palast in der übrigen, für Westmosepotamien noch gänzlich unbekannten vorassyrischen Periode erbaut worden ist. Vielleicht auch hat Kapar dieser letzteren, aramäischen Zeit angehört und nur seinen Namen auf die aus einer älteren Periode stammenden Steinbilder aufmeißeln lassen.

Die Beziehungen zwischen Egypten und dem Mitani-Reiche machen auch die egyptisierenden Anklänge auf Stein 6 des Tell Halaf erklärlich. Aus den Tell-Amarna-Briefen geht hervor, daß dem Könige Amenophis III. vor seinem Tode auf seine Bitte von Tuschratta das Götterbild der Ischtar von Ninive zugeschickt worden ist, das schon einmal vorher nach Theben gebracht worden war[2]. Auch sei daran erinnert, daß in den Tell-Amarna-Briefen wiederholt Teschup von Tuschratta als Beschützer seines Reiches genannt wird, derselbe Wettergott, welchen die Mittelfigur der Hauptfassade der von mir aufgedeckten Torburgfeite darstellt (Stein 3).

1) Vergl. Winckler, Auszug aus der vorderasiatischen Geschichte S. 35, sowie Keilinschriftliche Bibliothek, Bd. I, S. 65 u. 97.

2) Vgl. Winckler, Die Thontafeln von Tell-Amarna, Brief 20 (KB. Bd. V S. 49) und Niebuhr a. a. O. S. 10.

Mythologisches.

Wie die bildliche Darstellung des Wettergottes Teschup, so scheinen mir auch die andern Gestalten der Orthostaten vom Tell Halaf mit dem Natur- und Astral-Kult, der zur Hettiterzeit in Mesopotamien herrschte, in Beziehung gestanden zu haben. In den Tell-Amarna-Briefen werden Teschup, Schamasch und Ischtar

Abb. 15: Schürfloch D, Stein 14 (Die verschleierte Göttin).

von Tuschratta als seine besonderen Gottheiten genannt. Es war das wohl die Hauptgöttertrias der Mitani[1]. Teschup (Ramman-Adad) wird von Tuschratta mehrfach als „der Herr" bezeichnet. Er ist der Wetter- und Regengott: in Westmesopotamien hängt das Leben und der Wohlstand des Landes in erster Linie von der

1) Schamasch und Ischtar gemeinsam bei Winckler, Brief 19 (KB. V. S. 47).

natürlichen Bewässerung, dem Regen, ab. Aus diesem Grunde ist auch wohl Teschup die Mittelfigur in der Hauptfassade der von uns aufgedeckten Torseite. Die beiden ihn umgebenden Darstellungen, der Löwe und der pfeilsendende Jäger, sind vielleicht, wie auch anderwärts in Vorderasien, Sinnbilder für verschiedene Phasen der Sonne. Der geflügelte Löwe mit Menschenkopf, auf Stein 6, gleicht der Beschreibung, die uns von Nergal, dem Gott der Wintersonne, überkommen ist[1].

Vor allem aber weist das Bild der verschleierten Frau auf den dem vorderasiatischen Völkerkreise im Altertum eigenen mystischen Kult der Gestirne hin. Dieses Bild ist ohne jede Analogie. Ein über das Gesicht gezogener Schleier ist bisher in der vorgriechischen Antike noch nirgendwo dargestellt gefunden worden. Allerdings scheint eine Reihe gerade hettitischer Frauenbildnisse einen großen Tuchstreifen nach hinten geworfen zu tragen, der vielleicht als Schleier gedacht werden könnte. Aber im Tell Halaf haben wir es mit dem ältesten verschleierten Bilde zu tun, auf welchem meiner Ansicht nach das Gesicht tatsächlich durch ein Gewebe verdeckt erscheint.

Aus alter Zeit war bisher von einem verschleierten Bildwerke nur von Plutarch[2] berichtet worden, der in seinem Buche über Isis und Osiris schreibt, in Sais habe das Standbild der Athene, die man auch für die Isis halte, folgende Inschrift gehabt: „Ich bin das All, das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige. Meinen Schleier hat noch kein Sterblicher gelüftet". Aber bis jetzt ist in Egypten weder in Texten noch in künstlerischen Darstellungen irgend etwas gefunden worden, was man als reale Unterlage für die Aussagen Plutarchs ansehen könnte. Von einem Schleier ist auf den altegyptischen Denkmälern nirgends eine Spur zu sehen. Infolgedessen hat man den Bericht Plutarchs in den Bereich der Fabel verwiesen, als eine Erfindung des weitgereisten Griechen. (Schiller benutzte bekanntlich die Legende für sein Gedicht „Das verschleierte Bild von Sais".)

---

1) „Horn eines Stieres, ein Haarbüschel fällt auf seinen Rücken (?) herab; Menschenantlitz und letu eines . . . . . Flügel . . . . . seine Vorderfüße und einen Löwenleib, der auf 4 Füßen (ruht)." C. T. IX, 121. Vgl. Jeremias a. a. O. S. 127. — Nergal wird in den Tell-Amarna-Briefen als hettitische Gottheit genannt und zwar als gefürchteter Pestgott: der Winter bringt böse Krankheiten.

2) Vgl. die Ausführungen bei Parthey, Plutarch über Isis und Osiris, S. 14 ff.

Wir begegnen jedoch der Verschleierung wiederholt in der vorderasiatischen Mythologie, und der Schleier spielt auch in anderen Sagenkreisen eine Rolle. Auf der verschleierten Göttin des Tell Halaf ist der Name Aschur eingemeißelt. Damit ist der Hinweis auf die Darstellung der Gesamtgottheit gegeben, deren Name in der männlichen Form Aschur, in der weiblichen Aschera lautet — sei es, daß die kleine Spiegelschrift oben am Schleier der Statue mit dem Worte Aschur die Fortsetzung des übrigen verstümmelten Textes bildet, in welchem dann der Name der Göttin selber gestanden haben mag, sei es, daß wir es hier mit einem Wechsel der Geschlechter zu tun haben, wie er der asiatischen Mythologie manchmal eigentümlich ist. Aschera — und diese wird ohne Zweifel durch unser Bild dargestellt — ist dieselbe Gottheit, welche in anderer Form an anderen Orten als Aschtoret, Ischtar und Astarte-Venus in die Erscheinung tritt, und gerade auf diese Gottheit weisen eine Reihe von Schleiermythen hin.

Die Aschera-Ischtar ist die Göttin κατ' ἐξοχήν. Sie ist die Königin des Himmels und im guten Sinne die Göttin der Liebe und Fruchtbarkeit, die Helferin in aller Not. Als lebenspendende Göttin wird sie verschleiert dargestellt[1]. Daher sollte Tuschratta dem totkranken Amenophis III die Ischtar von Ninive senden[2]. Wer die Göttin ohne Schleier sieht, muß sterben: die Entschleierung bringt den Tod, bedeutet den Tod.

In unverkennbarer Analogie hiermit steht die zehnte Tafel des Gilgamesch-Epos, in welcher als verschleierte und daher auch „jungfräuliche" Göttin auf dem Trone des Meeres Siduri-Sabitu sitzt und Gilgamesch auf seinen Irrfahrten die Wege weist[3]. Die Verhüllung bezw. Verschleierung ist auch im babylonischen das Zeichen der Braut. Im Zusammenhange damit steht der besonders schöne Brautschleier in den Ländern des Islam. Mit der Lüftung stirbt

---

1) Vgl. A. Jeremias, Das Alte Testament im Lichte des Alten Orients, 2. Aufl. S. 107 ff. Zum Schleier und seiner mythologischen Bedeutung S. 381, 342 Anm. 5, 370, 440.

2) Der griechische Heilgott Telesphoros wird verhüllt dargestellt. Vergl. Gruppe, Griech. Mythologie II, 1455₁. Auch gibt es verhüllte Hygieia-Bilder. Die verschleierte Athena der Villa Albani (Reinach, Repert. de la Statuaire I, 226₁) ist wohl eine Athena Hygieia.

3) Vgl. Zimmern bei Schrader, Die Keilinschriften und das Alte Testament, S. 432; Jensen, das Gilgamesch-Epos in d. Weltliteratur, Bd. I S. 28.

die Mädchenschaft: „Mit dem Gürtel, mit dem Schleier, reißt der schöne Wahn entzwei".

Von besonderem Interesse für das Verständnis des Schleiers der Göttin des Tell Halaf ist auch das herrliche Gedicht von Ischtars Höllenfahrt[1]. Auf den bisher gefundenen Tontafeln ist es uns noch nicht vollständig überkommen. In seiner bis jetzt vorliegenden Gestalt ist es ohne Zweifel ein Fragment. In engen Beziehungen zu ihm steht die Persephone-Sage. Sein Sinn ist der folgende:

Tammuz, der Gott des Frühlings und der Sonne, der Liebhaber der Ischtar, stirbt und muß daher in die Unterwelt, das Land, aus dem es keine Rückkehr gibt. Die Göttin folgt ihm in ihrer Liebesnot, und nach ewigen Gesetzen werden ihr dort ihre Kleidungsstücke abgenommen: an dem ersten Tore die Kopf-Tiara, an dem zweiten die Ohrgehänge, dann die Halsketten, der Brustschmuck, der Hüftengürtel, Arm- und Fußspangen und schließlich am siebenten Tore ihr Sabatu, das „Schamtuch": der Schleier. Vollständig entkleidet wird Ischtar sodann durch den Pförtner der Herrin der Unterwelt, Erisch-Kigal, übergeben. Zwischen den beiden Göttinnen entbrennt sofort der Kampf. Ischtar wird gefesselt, mit 60 Krankheiten belegt usw. Darauf aber erstirbt das Liebesleben in der Oberwelt, und die Götter beschließen, Ischtar aus der Unterwelt zu befreien. Es wird Asuschunamir erschaffen, der ihre Rückkehr zu Wege bringt. Mit ihr kehrt natürlich Tammuz, der Frühling, zurück, der auf der Flöte fröhliche Weisen anstimmt. Der Reihe nach, so sagt das Epos, werden der Göttin bei den sieben Toren ihre Gewandstücke zurückgegeben, beim ersten ihr Schamtuch, der Schleier, beim siebenten die Kopf-Tiara. Die Heranziehung des Gedankens eines Flötenspielers ist einstweilen noch nicht klar. Nach anderer Erklärung wird der Spielmann (Orpheus) in die Unterwelt geschickt, um die Ischtar (Euridice) zum Leben zurückzuführen. Auch wird ein Klagelied auf Tammuz am Schlusse unseres Epos gelesen. Wie so vielfach im antiken Legendenkreise finden sich auch hier also Umkehrungen der Geschlechter: Ischtar befreit den toten Tammuz, bezw. Orpheus die Euridice[2].

Auf der einen Seite haben wir es nun bei der Höllenfahrt der Ischtar mit einem Mythus zu tun, der das Leben der irdischen

1) Vgl. Übersetzung in Keilinschriftliche Bibliothek, VI, 1, S. 81 ff.

2) Vgl. Weber, Die Literatur der Babylonier und Assyrer, S. 101; A. Jeremias AO. I, 3².

Geschöpfe und der Natur auf der Erde betrifft: den Kreislauf von Tod und Leben, die Folge der Jahreszeiten, das Ersterben der Natur im Winter, wenn Ischtar sich entschleiern muß, und das Wiedererwachen der Natur und des Liebeslebens im Frühling — im „Wonnemonat Mai" für die kältere nordische Welt — wenn Tammuz und Ischtar aus der Unterwelt zurückkehren.

Nahe verwandt damit ist die Adonis-Sage. Heute noch soll sich ein Bach im Libanon alljährlich im Frühling rot färben zur Erinnerung an den schönen Adonis, den Buhlen der Aphrodite, den die Götter aus Eifersucht durch einen Eber haben töten lassen, dann aber mit seiner Geliebten in den Himmel erheben mußten. Adonis ist Tammuz[1]. Wir wissen von der Statue einer den Adonis betrauernden Aphrodite in Libanon, die verschleiert war.[2]

Mit der Wiederkehr der Frühlingssonne hängen auch die Freudenfeste mit ihren erotischen Mysterien im Orient usw. zusammen, bis zu unserem aus dem Morgenlande stammenden Karneval.

Aber auch der altdeutsche Sagenkreis hat ganz verwandte Anklänge: Baldr ist Tammuz; Siegfried (Tammuz) holt die Tarnkappe, den Schleier, von Alberich aus der Unterwelt. In Wagners Rheingold wird die holde Freya von den Riesen, dem Winter, entführt. Die Götter werden grau und mürrisch, und für ihre Rückkehr muß das Rheingold geopfert werden, bis die Göttin gänzlich von ihm verhüllt, verschleiert ist.

Auf der andern Seite ist in Ischtars Höllenfahrt aber auch ein täglich sich wiederholender astraler Vorgang zu ersehen. Die alten Mesopotamier hatten wie die heutigen Beduinen ungemein scharfe Augen. Der dortige Himmel ist hell. Die Sternkunde war für sie Lebensfrage, schon zur Weisung des Weges in der Wüste. Mit dem Leben der Sterne wurde das irdische Leben in Zusammenhang gebracht. So wurden der Lauf und die Eigentümlichkeiten der Sterne beobachtet. Man sah im Abend- und Morgenstern ein und dasselbe Gestirn, in dem dieselbe Gottheit gedacht wurde: die Aschera-Ischtar. Als Abendstern stürzt sie vom Himmel herab in die Unterwelt, wie die Sonne (Tammuz) im Winter.[3]

---

1) Vgl. Jeremias, das Alte Testament usw. S. 115.

2) Vergl. die Beschreibung der Venus Architis bei Macrob. Sat. I, 21, 5. Bei Kultstatuen der der Ischtar nahe stehenden Kybele (Mutter des Attis-Adonis) und Demeter kommen Verhüllungen vor, allerdings beschränkt auf Hinterkopf und Wangen.

3) Vgl. Jeremias a. a. O. S. 110.

Aus dieser Doppelstellung erklärt sich auch die zweifache Erscheinung der Göttin, als liebe- und lebenspendende und als männermordende. Damit wird auch der einmal weibliche und dann auch männliche Charakter der Gottheit in Verbindung zu bringen sein. Als männermordende ist sie Persephone.

Auf der sechsten Tafel des Gilgamesch-Epos verliebt sich Ischtar in Gilgamesch, wird von diesem aber aus Angst und unter Hinweis auf die schlechte Behandlung ihrer früheren Liebhaber verschmäht: allen, denen sie ihre Liebe geschenkt, ward sie zum Verderben. Darauf klagte Ischtar ihrem Vater Anu ihr Leid; dieser schuf den Himmelsstier, der jedoch von Gilgamesch und seinem Freunde Eabani (den Dioskuren) nach furchtbarem Kampfe getötet wird. Gilgamesch zieht als Sieger in die Stadt Erech, den Sitz der Göttin, ein.

Diese unfreundliche Göttin ist unverschleiert.

Die hauptsächlichsten Zentralsitze für den Kult der Ischtar. waren Uruk-Erech und Akkad, Ninive und Arbela. Als eine weitere Kultstätte glaube ich den Tell Halaf festgestellt zu haben.

Es ist hier nicht der Ort, auf andere Schleier-Mythen einzugehen. Es sei nur noch auf die indische Himmelskönigin hingewiesen, welche Jeremias a. a. O. S. 108 abgebildet hat[1]. Sie ist, wie es scheint, wie eine Madonna mit dem Kinde dargestellt und zwar verschleiert, modernisiert, aber wohl nach alten Vorbildern. Moses (Marduk-Tammuz) ist verschleiert, als er nach vierzigtägiger Abwesenheit vom Sinai herabsteigt[2] (Exod. 34, 33 und 35), und Josef-Attar (die männliche Gestalt der Ischtar) — Tammuz wird durch die Frau Potiphars (die Herrin der Unterwelt) seiner Gewandung beraubt, entkleidet[3].

In der vorislamischen und späteren arabischen Sagenwelt spielt der Schleier eine besondere Rolle. Der letzte Imam, der Mahdi, verbirgt sich vor der Welt, bis er kommen wird, eine neue Ära einzuleiten. Der „Alte vom Berge“ lebt unsichtbar auf seinem sagenumwobenen Schlosse Alamut. Mukanna, der verschleierte Prophet von Chorassan, und manche andere mehr oder weniger sagen-

---

1) Nach Niklas Müller, Glauben, Wissen und Kunst der Hindus, Tab. I,6.

2) Vgl. Winckler, Arabisch, Semitisch, Orientalisch. Mitt. d. Vorderasiat. Gesellsch. 1901, VI, 2 S. 155 und in Oriental. Lit.-Zeitung 1901 S. 290, bezw. Kritische Schriften II S. 70.

3) Vgl. Winckler, Arabisch, Semitisch, Orientalisch S. 154.

hafte Gestalten der islamischen Welt treten verhüllt in die Erscheinung. Wenn sie den Schleier lüften, bringen sie den Tod.

Ein weiterer Doppelsinn in der vorderasiatischen Götterlegende findet sich in dem Worte Aschera als „heiliger Pfahl" und als Name der Göttin Aschtoret-Ischtar[1]. Dieser würde, wie Winckler annimmt[2], durch das verschleierte Bild vom Tell Halaf seine Bestätigung finden — wenn wirklich der Kopf der Göttin auf eine Steinsäule, einen Pfahl, aufgesetzt gewesen ist. Dann hätten wir in der Göttin vom Tell Halaf die Zusammenfassung und Verkörperung der antiken Pfahl- und Schleier-Mythen. Das Sinnbild der Ischtar-Tammuz ist der Baum. Der Baum mit seinen Blättern ist verschleiert und stellt die Gottheit in der Oberwelt dar. Der entblätterte Baum, der Pfahl, ist der Tod, die Unterwelt.

Aus Babylonien kennen wir eine Reihe von Darstellungen der Pfahlgöttin, allerdings nur in ganz kleinem Maßstabe und regelmäßig mit Kopf und einem Teile des Oberkörpers, einschließlich der Arme, welche auf einen nach unten spitz zulaufenden Kegel, der die Gestalt eines Pfahles hat, aufgesetzt erscheinen[3]. Ein großes Bild, die Aschera-Ischtar als Herme darstellend, ist noch nicht aufgedeckt worden.

Zu meinem großen Bedauern konnte ich an eine systematische Ausgrabung bei meinem Besuche des Tell Halaf nicht denken. Dazu fehlte mir die Erlaubnis der türkischen Regierung, abgesehen davon, daß ich keine Werkzeuge usw. zur Verfügung hatte. Außerdem war ich gezwungen, weiter zu ziehen, um zur Jahreswende von 1900 zunächst wieder nach Deutschland und dann in meinen Dienst zurückzukehren. So ließ ich denn die bloßgelegten Steinbilder wieder mit Erde bedecken, um sie vor Zerstörung zu bewahren. Das Herannahen der Bagdadbahn wird die definitive Hebung dieser Schätze erleichtern. Ich bin überzeugt, daß der Tell Halaf für unsere Kenntnis der mesopotamischen Geschichte und insbesondere der Hettiter von größter Bedeutung werden wird.

---

1) Vgl. Winckler bei Schrader, Die Keilinschriften und das Alte Testament, 3. Aufl. S. 276 und Winckler, Arabisch, Semitisch, Orientalisch S. 157. Jeremias a. a. O. S. 321.

2) Vgl. Winckler, Arabisch, Semitisch, Orientalisch S. 157.

3) Vgl. die Abbildungen in Sarzec, Découvertes en Chaldée, Tafel I bis Nr. 3—7, V bis Nr. 1 b, c, XXVIII Nr. 1, XXIV bis Nr. 1 a, b. Ferner Perrot und Chipiez II S. 604, 530.

Vom Tell Halaf besuchte ich zunächst das noch nie von einem Europäer betretene ʿAbd ul ʿAziz-Gebirge im Süden des oberen Chabur, in welchem ich eine Reihe von Ruinen-Orten feststellen konnte. Dann erreichte ich am Zusammenfluß des Chabur und Djaghdjagh beim Tell Heseke meine alte Reiseroute vom Jahre 1893. Darauf zog ich nach Mardin, Diarbekr und über Suwerek zurück nach Urfa. Westwärts, südlich der gewöhnlichen Karawanenroute marschierend, kam ich nach Biredjik und über Nizib, ʿAintab und den Anti-Taurus nach Adana, Tarsus und Mersina. Dann ging es über den Taurus, durch die cilicischen Pässe, nach Konia, von wo aus mich die anatolische Bahn nach Haidar Pascha-Konstantinopel brachte.

Inhalt:

Abbildungen:

10. Jahrgang

Preis des Jahrganges (4 Hefte) 2 M., geb. 3 M.

Der Alte Orient
Gemeinverständliche Darstellungen
herausgegeben von der
Vorderasiatischen Gesellschaft (E. V.)

Heft 2

Einzelpreis jedes Heftes 60 Pfennig

Eduard Glasers Forschungsreisen in Südarabien

Von

Dr. Otto Weber

Mit einem Bild Glasers



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1909

Die Vorderasiatische Gesellschaft (E. V.)

mit dem Sitz in Berlin

bezweckt die Förderung der vorderasiatischen Studien auf Grund der Denkmäler. Sie gibt wissenschaftliche Arbeiten ihrer Mitglieder in zwanglosen Heften als „Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft“ und gemeinverständliche Darstellungen vierteljährlich unter dem Titel „Der Alte Orient“ heraus. Ferner will die Gesellschaft die Beschaffung neuen Materials anregen und unterstützen. Die Gesellschaft zählt gegenwärtig 486 Mitglieder.

Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt 10 Mark, wofür die „Mitteilungen“ (sonst 15 M.) und „Der Alte Orient“ (sonst 2 M.) geliefert werden. — Aufnahme als Mitglied erfolgt durch den Vorstand auf einfache Anmeldung beim Schriftführer. — Zahlung der Beiträge hat im Januar an Wolf Peiser Verlag Berlin S. 42, Brandenburgstraße 11, zu erfolgen.

Der Vorstand besteht z. Zt. aus: Prof. Dr. F. von Luschan, 1. Vorsitzender, Friedenau b. Berlin, Begasstr. 9; Prof. Dr. M. Hartmann, 2. Vorsitzender, Hermsdorf (Mark); Dr. L. Messerschmidt, Schriftführer, Berlin N. 58, Schönhauser Allee 158c; Prof. Dr. H. Winckler, Wilmersdorf; Prof. Dr. Br. Meißner, Breslau; Lic. Dr. Alfr. Jeremias, Leipzig; Prof. Dr. F. E. Peiser, Königsberg; Dr. Freih. von Bissing, München. — Herausgeber der „Mitteilungen“: Prof. Dr. H. Winckler, Wilmersdorf b. Berlin, Bingerstr. 80, des „Alten Orient“: Derselbe und Lic. Dr. Alfr. Jeremias, Leipzig, Hauptmannstraße 3.

Inhalt der bisher erschienenen Hefte des „Alten Orient“ (Preis 60 Pf.):

Ägypter als Krieger und Eroberer in Asien. Mit 7 Abb. Von W. M. Müller. 51
Altbabylonisches Recht. Mit 1 Abb. Von B. Meißner. 71
Amarna-Zeit. Von C. Niebuhr. 12
Arabien vor d. Islam. O. Weber. 31
Aramäer. Von A. Sanda. 43
Äthiopien. 1 Abb. W. M. Müller. 62
Babylonische Hymnen und Gebete. Von H. Zimmern. 73
Dämonenbeschwörung bei d. Babyloniern u. Assyrern. O. Weber. 74
Entzifferung der Keilschrift. 3 Abb. Von L. Messerschmidt. 52
Euphratländer und das Mittelmeer. Mit 3 Abb. Von H. Winckler. 72
Festungsbau im Alten Orient. Mit 15 Abb. Von A. Billerbeck. 14
Forschungsreisen in Süd-Arabien. 3 Kartensk. u. 4 Abb. O. Weber. 84
Geschichte der Stadt Babylon. Von H. Winckler. 61
Glasers Forschungsreisen in Südarabien. Mit 1 Bild Glasers. Von Dr. Otto Weber. 102
Hammurabi. Sein Land und seine Zeit. Mit 3 Abb. Von F. Ulmer. 91
Hammurabis Gesetze. Mit 1 Abb. Von H. Winckler. 44
Hettiter. 9 Abb. L. Messerschmidt. 41
Himmels- u. Weltenbild der Babylonier. 2 Abb. H. Winckler. 32|3
Hölle und Paradies bei den Babyloniern. Von A. Jeremias. 13
Keilschriftmedizin in Parallelen. 1 Schriftt. Freih. v. Oefele. 42
Magie und Zauberei im alten Ägypten. Von A. Wiedemann. 64
Ninives Wiederentdeckung. Von R. Zehnpfund. 53
Phönizier. Von W. v. Landau. 24
Phöniz. Inschrift. W. v. Landau. 83
Phrygien. Mit 15 Abbildungen. Von E. Brandenburg. 92
Politische Entwicklung Babyloniens u. Assyriens. Von H. Winckler. 21
Sanherib. König von Assyrien. Von O. Weber. 63
Schrift u. Sprache d. alten Ägypter. Mit 3 Abb. W. Spiegelberg. 82
Stadtbild von Babylon. Mit 1 Abb. u. 2 Plänen. F. H. Weißbach. 54
Tell Halaf. Mit 1 Kartensk. u. 15 Abb. Von M. v. Oppenheim. 101
Tote u. Toten-Reiche im Glauben d. alten Ägypter. A. Wiedemann. 22
Unterhaltungsliteratur der alten Ägypter. Von A. Wiedemann. 34
Urgeschichte, Biblische u. babylon. Von H. Zimmern. 23
Völker Vorderasiens. H. Winckler. 11
Weltschöpfung, Babylonische. 1 Abb. Von H. Winckler. 81
Der Zagros u. seine Völker. Mit 3 Kartensk. u. 35 Abb. G. Hüsing. 93|4

Dr Eduard Glaser
Berlin 1891

Als ich bei meiner Darstellung der Forschungsreisen in Südarabien (AO. VIII, 4) da abbrach, wo mit dem Auftreten Eduard Glasers die erfolgreichste Epoche dieser kühnen Unternehmungen einsetzt, war ich von der Hoffnung bestimmt, es werde sich doch noch einmal Glaser selbst für die Schilderung seiner Reisen im Rahmen der „gelben Hefte" gewinnen lassen. Inzwischen ist Glaser gestorben und ich folge der Aufforderung, nun auch die an Glaser's Namen geknüpfte Epoche in der Erforschung Südarabiens zu skizzieren. Nach der Lage der Dinge kann diese Skizze nur ein vorläufiges Bild zeichnen und muß lückenhaft bleiben, da das verfügbare Material nicht allzu ergiebig und Glasers Nachlaß der Wissenschaft noch nicht zugänglich ist.

Was Glaser an Tagebüchern und verstreuten Notizen über seine Reisen hinterlassen hat, ist so viel, daß lange Zeit vergehen wird, bis es gesichtet und durch entsprechende Veröffentlichung allgemein zugänglich geworden sein wird. Es wäre daher auch dann, wenn mir genaue Einsicht hätte gewährt werden können, unmöglich gewesen, den Nachlaß in größerem Umfang heranzuziehen. Nur über eine Reise, die denkwürdige Tour nach Marib, liegt ein vollständig ausgeführtes und druckfertiges Manuskript vor. Aber auch dies kann hier aus dem Spiele bleiben, da wir über dieselbe Reise einen ziemlich ausführlichen Originalbericht aus Glasers Feder haben.

So beschränkt sich die folgende Skizze auf das bisher schon gedruckte Material und hat in ihm auch völlig ausreichende Unterlagen, um ihren Zweck zu erfüllen, dem Leser in großen Zügen die von so großen Erfolgen gekrönte Forschertätigkeit Eduard Glasers vor Augen zu stellen. Möchte sie auch dazu beitragen, das in vielen Kreisen recht zwiespältige Urteil über den Verstorbenen zu klären und das Verständnis seines Werkes und seines Wesens zu fördern.

Eduard Glaser[1] wurde am 15. März 1855 in dem Dorfe Deutsch-Rust im böhmischen Bezirk Podersam geboren. Im Alter von sechs Jahren siedelte er mit seinen Eltern nach Dorf Tronitz über, besuchte die Schulen von Liebeschitz, Lubenz und Litschkau, während welcher Zeit er auch in der Landwirtschaft seines Vaters mitarbeiten mußte. Im 13. Lebensjahre wurde er in die Unterrealschule nach Komotau gebracht. Da es damals in Komotau keine Oberrealschule gab und da auch Glasers Eltern verarmt waren, so sollte E. Glaser in dem Kontor eines Geschäftshauses in Saaz Stellung nehmen. Dies schlug der im 16. Lebensjahre stehende Jüngling rundweg ab, da er mittlerweile den Beruf zum Studieren in sich entdeckt zu haben glaubte, und ging auf eigene Faust nach Prag, um an der Oberrealschule seine Studien fortzusetzen.

Damit begann für Glaser eine schwere Leidenszeit. Aber gerade diese Zeit, die körperlich sehr nachteilig wirkte, war für seine Entwicklung von großer Bedeutung; denn außer seinen Schulstudien betrieb er emsig bis zur schweren Schädigung seiner Gesundheit das Studium der italienischen, spanischen und englischen Sprache. Seine Hausfrau aber machte in der Sorge um ihren Pflegebefohlenen dem Klassenlehrer Mitteilung. Durch das Eingreifen dieses verständnisvollen Mannes verlor freilich die gute Frau ihren Mieter, der aber gewann in einer Hauslehrerstelle bei dem Feldmarschalleutnant Freiherrn von Docteur günstigere Lebensbedingungen. Auch von anderen vornehmen Familien wurde jetzt Glasers Unterricht gesucht, und er erfreute sich bald verhältnismäßig großer Einkünfte. In einem Kaffeehause fand er die Zeitschrift „Das Ausland" und in ihr Berichte über Livingstones Reisen. Fortan stand bei ihm der Entschluß fest, ebenfalls Forschungsreisender zu werden, und seine Einkünfte, seine Studien waren ihm von diesem Augenblicke an Mittel zu diesem Zweck. Mit besonderem Eifer studierte Glaser damals die arabische Sprache und quälte sich, freilich ohne Erfolg, mit astronomischen Studien ab. Die Schule verlor nach und nach für ihn jeden Reiz; ja nach unliebsamen Zwischenfällen verließ er sie eigenmächtig ohne Zeugnis und — unternahm seine erste Reise, indem er, im Sommer 1873, fast durchwegs zu Fuß nach Paris wanderte. Im Oktober kehrte er nach Prag zurück, machte den Rest seiner Prüfungen an der Oberrealschule und trat an das Polytechnikum über.

Dort betrieb er hauptsächlich mathematische, physikalische und geodätische Studien, trieb daneben aber auch fleißig für sich und an der Universität Arabisch weiter. 1875 ging er, abermals ganz zu Fuß, wieder nach Paris, um dem internationalen Geographenkongreß beizuwohnen.

Nach Beendigung seines Trienniums an der polytechnischen Hochschule absolvierte er 1876 sein Einjährigen-Jahr und bezog darnach Oktober 1877 die Universität Wien. Wahrmund ist hier sein Lehrer im Arabischen gewesen, und ihm hat er stets dankbare Anhänglichkeit bewahrt. Ein Jahr später wurde er durch Edmund Weiß als Eleve an die Sternwarte gezogen und nicht viel später zum Assistenten befördert.

---

1) Die folgenden Ausführungen geben hinsichtlich der biographischen Daten mit geringfügigen Änderungen den Artikel Adolf Mieslers in der „Geographischen Rundschau" Wien 1889 S. 136—140 wieder, der, von Glaser selbst durchgesehen, als authentisch angesehen werden darf.

Mancherlei Anerbietungen, sich an wissenschaftlichen Expeditionen zu beteiligen, lehnte Glaser ab, da sie seinen Plänen und Neigungen nicht entsprachen, so die Aufforderung des österreichischen Zweigkomitees der damaligen Association internationale zur Teilnahme an einer internationalen Expedition nach dem Congo, und den Antrag, mit Dr. Holub nach Südafrika zu gehen. Seine Vorstudien und Neigungen drängten ihn zur Betätigung im arabischen Sprachgebiet.

Da fügte es sich, daß Glaser im Jahre 1880 mit dem damaligen Privatdozenten an der Wiener Universität D. H. Müller bekannt wurde, von diesem die Anregung zur Erforschung Südarabiens erhielt und auch in das Studium der südarabischen Inschriften eingeführt wurde. Müller bemühte sich, in Wien die für die Expedition notwendigen Summen zu beschaffen. Glaser aber, der die Notwendigkeit erkannt hatte, sich zunächst im zivilisierten Orient mit den Sitten und der Sprache der Araber völlig vertraut zu machen, nahm eine Hauslehrerstelle an bei dem österreichischen Generalkonsul in Tunis, Dr. Theodorovich, und blieb dort bis Anfang 1882, wo er nach Alexandrien ging. Ende September trat er von dort über Djedda die Reise nach Hodeida an, wo er am 11. Oktober 1882 landete.

Die erste Reise.

Oktober 1882 bis März 1884.

In Wien war es trotz der Bemühungen D. H. Müllers nicht gelungen, eine ausreichende Geldsumme für Glaser zusammenzubringen. Nur 1250 fl. konnten flüssig gemacht werden. Dagegen hatte D. H. Müller den Erfolg, die Pariser Inschriftenakademie, die Herausgeberin des Corpus inscriptionum semiticarum, für das schon J. Halevy seine gefahrvolle und erfolgreiche Reise unternommen hatte, für Glasers Reisepläne zu interessieren. Von dieser Akademie wurden Glaser 6000 Frcs. zur Verfügung gestellt unter der Bedingung, daß die wissenschaftlichen Ergebnisse der Reise Eigentum der Akademie werden sollten.

Alsbald nach seiner Ankunft in Hodeida erkrankte Glaser nicht unbedenklich am Fieber. Die Behörden wollten seinen Aufenthalt in der Stadt nicht dulden, da er keinen Erlaubnisschein (Ferman) des türkischen Großherrn aufweisen konnte. Doch gestattete der in San'a residierende Wali (Gouverneur) Izzet Pascha, daß Glaser als Privatmann, d. h. unter Zurücklassung seines ganzen wissenschaftlichen Rüstzeuges in Hodeida, nach San'a, dem Mittelpunkt des türkischen Yemen (s. AO. VIII, 4 Abb. 2), komme. In Izzet Pascha fand Glaser überhaupt einen warmherzigen und verständnisvollen Freund und Gönner; freilich, von seinen eigentlichen Aufgaben hielt auch der ihn lange Zeit gewaltsam zurück; solange der großherrliche Ferman nicht

eingetroffen war, gestattete er Glaser nicht, die Stadt zu verlassen, wohl aber ließ er wenigstens seine wissenschaftlichen Apparate aus Hodeida herbeischaffen, mit deren Hilfe auch die lange Wartezeit von Glaser zu ergebnisreichen Beobachtungen ausgenutzt werden konnte. Diesen erzwungenen, fast ein ganzes Jahr, bis zum September 1883, währenden Aufenthalt in San'a benutzte Glaser[1] „zur Anstellung von regelrechten Beobachtungen sämtlicher meteorologischen Elemente, darunter jeden fünften Tag 24stündige Observationen, ferner zur Beobachtung des in jenen Gegenden deutlich sichtbaren Zodiakallichtes und zur genauen Ermittlung der geographischen Lage San'a's, die ihm als Ausgangspunkt für weitere astronomische Ortsbestimmungen im Innern des Landes dienen sollte. Über die mittels einer genau beobachteten Mondokkultation (β Cephei) ausgeführte Längenbestimmung hat er an die k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien einen detaillierten Bericht erstattet (abgedr. Sitzungsberichte 1884). Außerdem zog er bei Kabilen und Beduinen der verschiedensten Gegenden, die er unbemerkt in sein Haus kommen ließ, alle nur erdenklichen Nachrichten ein, darunter ganz besonders wertvolle über die verschiedenen Mundarten der Stämme."

Endlich, im Oktober 1883, traf die Erlaubnis für Glaser, ins Innere zu gehen, aus Konstantinopel in San'a ein und er schloß sich zunächst einer türkischen Expedition gegen die feste Stadt Suda (NW von San'a) an.

Auf dieser ersten Tour, die vom 16. Oktober bis 15. November dauerte, durchforschte er den Djebel Dhin, Amran, den ganzen Bergzug der Ajal Jezid mit den Ruinen Da'an, Beit Schahir, Schahran usw., streifte das Gebiet von Khabur und nahm diese ganze Gegend kartographisch und archäologisch auf.

Die zweite Tour führte Glaser in der Zeit vom 25. Nov. 1883 bis zum Januar 1884 in die Gegenden westlich und nordwestlich von San'a, die Hamdanitis mit den Hauptplätzen Schibam, Kaukaban, Tila, el Masana'a, Miswer, Hadje, Dhofir, A'ffar, Kohlan, Amran, den gesamten Baun und das Gebiet der Ayal Sorech umfaßte. Neben kartographischen und ethnologischen Aufnahmen waren die meisten der ersten 276 Inschriftennummern das Ergebnis dieser Tour.

Nach vielen Schwierigkeiten sollte es Glaser endlich auch gelingen, die Reise durch Archab und Haschid durchzuführen. Von dieser, der dritten Tour der ersten Reise, besitzen wir einen reich-

1) Vgl. Mitteil. d. Geogr. Ges. Wien, XXX (1887) S. 21.

haltigen, überaus anschaulichen Bericht von Glaser selbst, abgedruckt in Petermanns Mitteilungen 1884 (Bd. 30). Am 31. Januar 1884 brach er von San'a aus auf, zog über Raudha nach el Makarib (Beit Su'), dem ersten Dorf des Archab-Gebietes, und von da zu den himjarischen Ruinen der Khubba, nach Djir'an (Beit Sinan), und von da nach Sirwach, (nicht zu verwechseln mit der ältesten Hauptstadt des Sabäerreiches). Nur 3 km östlich davon liegen die alten Ruinenstätten von Etwa und Rijam. Ein Besuch dieser Stätte war aber infolge der Schwierigkeit der Bevölkerung ganz unmöglich und Glaser wandte sich nach Tafar auf dem Umweg über Scheffarim und Djirbet Beni Ali durchs Wadi Halhal über das große Wadi Schwaba, auf dessen nördlichem Ufer auf einem Berge Tafar gelegen ist. Den Rückweg nahm er durchs Gebiet des Beni Djubar südlich nach Na'at. Von Na'at aus erfolgte die Rückkehr über Daifan und Dharwan nach San'a, wo die Ankunft am 13. Februar erfolgte.

Der überaus anschauliche und interessante Bericht Glasers bringt neben dem eigentlichen Reisebericht, dessen Einzelheiten sich zuweilen wie eine spannende Abenteuergeschichte lesen, wertvolle Mitteilungen der verschiedensten Art, so über die Stämme von Haschid und Bakil, seit alters unabhängig und auf ihre Unabhängigkeit stolze Völkerschaften, die wohl nach der Tradition Bruderstämme sind, in der Tat aber zu Glasers Zeit sich in wütender Blutfehde gegenseitig zerfleischten. Eine unmittelbare Folge dieser Fehde waren die großen Gefahren, die dem kühnen Reisenden im ganzen Lande seine Aufgabe so sehr erschwert haben. Weiter erhalten wir ausführliche Nachricht über das Archab-Gebiet, seine Bevölkerung, Gebirge, Flüsse und Produkte, über Gesetze und Gebräuche der Kabilen, über das Privatleben, die Einrichtung der Häuser, Eß- und Trinksitten und mancherlei anderes, was uns tiefe Einblicke in das Leben der Eingeborenen und in die Verhältnisse des Landes gewährt.

Schon damals, im Februar 1884, hatte Glaser die Absicht, nach Marib, der späteren Hauptstadt des Sabäerreiches zu gehen, aber er mußte diesen Plan fallen lassen wegen des völligen Mangels an Unterstützung. Ja so sehr war er von allen Mitteln entblößt, daß er gezwungen war, durch Handel sich den Unterhalt zu verdienen, und daß er es nur der großherzigen Hilfe des türkischen Generalgouverneurs, des schon öfters genannten Izzet Pascha zu danken hatte, wenn er überhaupt in die Lage kam, wieder nach Europa zurückzukehren.

Das Ergebnis dieser Reise war neben kartographischen, ethno-

logischen und linguistischen Aufnahmen eine Sammlung von 276 Nummern sabäischer Inschriften in Abschrift und etwa 20 arabische Manuskripte. Die Inschriften sind samt den aufklärenden Notizen in den Besitz der französischen Inschriftenakademie übergegangen und von dieser zum größeren Teil im 1. bis 3. Heft des Corpus inscriptionum semiticarum Teil IV veröffentlicht. Sie sind wie gesagt sämtlich von Glaser an Ort und Stelle vom Original abgeschrieben worden, irgendwelche mechanische Reproduktionen der Originale, Papierabklatsche oder Photographien sind von ihm mit ganz wenigen Ausnahmen nicht beigebracht worden. Das Corpus konnte also seiner Ausgabe lediglich die handschriftlichen Kopien Glasers zugrunde legen und hat diese zur Kontrolle der Fachgenossen zumeist in mechanischer Reproduktion beigegeben. Heute, wo wir, in allererster Linie durch Glaser selbst, gelernt haben, die Bedeutung mechanischer Reproduktionen als Grundlagen jeder Inschriftenausgabe zu würdigen, können wir nur auf das lebhafteste bedauern, daß Glaser nicht schon auf seiner ersten Reise in der Lage war, wenigstens in allen wichtigen Fällen Abklatsche zu nehmen. Aus den veröffentlichten Urschriften Glasers geht überdies hervor, was ja freilich nur natürlich ist, daß es Glaser in der ersten Zeit doch zu sehr noch an der nötigen epigraphischen Übung gefehlt hat, um nicht die Möglichkeit einer Kontrolle am Abklatsch schwer vermissen zu lassen.

Die zweite Reise.

21. April 1885 bis 9. Februar 1886.

Auch für die zweite Reise war E. Glaser mit nur ganz unzulänglichen Mitteln ausgerüstet. An öffentlichen Geldern erhielt er nur 800 fl vom österreichischen Unterrichtsministerium. Die Hauptkosten der Reise mußte er bestreiten aus dem Erlös für seine Sammlungen von Handschriften, Antiquitäten, ethnographischen Gegenständen und aus den Unterstützungen, die ihm Gönner und Verwandte gewährten.

War auf der ersten Reise die Gegend nördlich und nordwestlich von San'a von Glaser durchforscht worden, so war diesmal der Südosten und Osten von San'a bis nach Aden hin das wichtigste Ziel des Reisenden. Wieder betrat er in Hodeida den Boden Südarabiens, um sich von da nach San'a zu begeben. Diese Tour (vom 24. April bis 1. Mai 1885) hat er uns in Petermanns Mitteilungen Bd. 32 eingehend unter Beifügung einer Kartenskizze be-

schrieben. Er nahm den Weg über die Stationen Badjil, Hodjeila, über den Gebirgsstock von Haraz in der Mitte zwischen den beiden Wadi Surdud und Saham nach Menakha (s. AO. VIII, 4 Abb. 6), Ydjz, Meshaq, Suq el Khamis über den Qarn el Wa'l nach Bau'an, über den südlichen Teil eines hohen Auslaufes des Djebel Hadhur nach Metne und von hier aus in der Ebene Qa'a Sahman nach Mind in die Bergketten von Rei'an, bis ein steil abfallender Weg den Reisenden nach San'a führte.

In dem erwähnten Berichte finden ausführliche Darstellung besonders die Städte Badjil, der Mittelpunkt des Qohrastammes, Hodjeila, dann die Tihama überhaupt, ihre geologische Vergangenheit, ihre Topographie und, unter Mitteilung von Sprachproben, ihre Sprache; ferner die auf dem Wege liegenden Gebirgszüge und die dazu gehörigen Flußläufe an der Hand und unter Identifizierung der Angaben Hamdanis, die Kaffeepflanzungen im Haraz, das Wadi Saham und dessen Geschichte nach den Angaben der Überlieferung, über die Landesprodukte, die Religionen, die Bewaffnung der Eingeborenen und vieles andere.

Nach mehreren Streifzügen in das Gebiet nordöstlich und östlich von San'a wandte sich Glaser nach Südosten und Süden, durchforschte einen Teil von Khaulan, einen großen Teil des Madhadj-Gebietes und untersuchte eingehend sämtliche Ruinen von Zafar südlich von Jerim (s. AO. VIII, 4 Abb. 3) und die Gegend bis Aden. Vor allem wichtig geworden ist die Erforschung der Ruinen von Zafar, der alten Hauptstadt des Himjaren-Reiches. Sie hat zugleich ergeben, daß es nicht wie früher immer angenommen, identisch mit Raidan, dem Mittelpunkt des spätern Königreichs von Saba und Dhu-Raidan ist, daß dieser vielmehr in nächster Nähe von San'a zu suchen ist.

Leider besitzen wir über diese zweite Reise an ausführlicheren Mitteilungen Glasers lediglich die Darstellung der Route Hodeida-San'a. Über den weiteren Verlauf dieser Reise haben wir nur ganz allgemein gehaltene Nachrichten. Nach diesen war Glaser auch über ihr Ergebnis vollauf befriedigt, und mit vollem Recht. Sie ergab etwa 125 neue Inschriftennummern, darunter viele Originalsteine von allergrößter Wichtigkeit, so die jetzt in London befindliche Kollektion meist minäischer Originalsteine mit Texten religiösen Inhalts, die nur leider dem Verständnis bis heute große Schwierigkeiten bereiten, und einige sabäische Originale, wie die berühmte Hadaqan-Inschrift, die jetzt im Berliner Museum verwahrt werden. Die meisten

Texte dieser Reise sind bereits veröffentlicht. An arabischen Handschriften brachte Glaser diesmal 250 mit, die sich jetzt im Besitze der Kgl. Bibliothek zu Berlin befinden. Daneben waren ihm wiederum reiche Ergänzungen seines Kartenmaterials, meteorologische, klimatologische, kommerzielle und linguistische Aufzeichnungen von bedeutendem Wert und Interesse gelungen. Für Glaser hatte diese Reise insofern einen bedeutenden materiellen Erfolg, als ihm der Verkauf der mitgebrachten Altertümer und Handschriften ansehnliche Summen zubrachte, so daß er schon aus dieser Quelle einen bedeutenden Fond für seine dritte Reise besaß.

Die dritte Reise.

Oktober 1887 bis September 1888.

Die Kosten dieser Reise, die sich auf insgesamt 25 000 Mark beliefen, bestritt Glaser zum allergrößten Teil aus eigener Tasche, und zwar aus dem Erlös seiner Sammlungen; nur 1800 Mark, ein Beitrag der Preußischen Akademie der Wissenschaften, waren ihm aus öffentlichen Geldern bewilligt worden.

Diesmal ging Glaser nicht wie die beiden erstenmale von Hodeida, sondern von Aden aus ins Innere. Auf einer 44 tägigen Landreise durchforschte er die Gegend von Aden bis San'a und zwar diesmal vorwiegend die westlichen Partien bis ans Meer hinab nämlich die Gegend von Ta'izz (s. AO. VIII, 4 Abb. 4), die Wars- und Kaffeelandschaft von Ibb und Udein, sowie die ganze Tihama von Zebid über Beit el Fakih bis Hodjeilah, von wo aus er nach San'a zog. Als Hauptaufgabe aber schwebte ihm diesmal die endliche Ausführung seines so lange gehegten Planes, der Besuch der alten Sabäermetropole Marib, 5 Tagereisen östlich von San'a gelegen, vor. Vor ihm waren Arnaud und Halevy dort gewesen, aber ihre Ausbeute an Inschriften war nur gering und stand jedenfalls in keinem Verhältnis zu dem was von dort zu holen war. In der Tat ist es Glaser geglückt, in Marib allein fast 400 Inschriften zu kopieren, während seine Vorgänger nur 44 und zumeist kleine Bruchstücke mitgebracht hatten. Über diese denkwürdige Tour, die nur vom 17. März bis zum 24. April 1888 währte, hat Glaser ein druckfertiges, umfangreiches Werk hinterlassen, das hoffentlich bald der Öffentlichkeit übergeben wird. Vorläufig sind wir auf einen kurzen Originalbericht angewiesen, den Glaser von San'a aus, unmittelbar nach Abfassung des großen Reisewerkes am 27. Juni 1888 nach Deutschland gesandt

hat. Aus diesem Originalbericht sei folgendes im Wortlaut mitgeteilt:

„Während meiner Abwesenheit vom Jemen (Südarabien) hatte ein anderer, französischer Reisender nach der Methode des unglücklichen Siegfr. Langer (ermordet Juni 1882) Südarabien bereisen wollen und hatte es glücklich zuwege gebracht, sich derart mit allen Beamten und türkischen Behörden zu zerwerfen, daß das Terrain abermals, wie nach Langer, gründlich verdorben war. Indeß gelang es mir rasch, die in Folge solcher Vorfälle leider gerechtfertigte Voreingenommenheit des sonst edlen und hochsinnigen Generalgouverneurs Aziz Pascha zu beseitigen und mich seiner Unterstützung zu versichern.

„Sofort schlug ich Sr. Exzellenz vor, behufs Hebung des Ansehens der türkischen Regierung den in der ganzen islamischen Welt berühmten Damm von Marib wieder herzustellen und mich behufs der nötigen Vorarbeiten und Aufnahmen nach Marib zu entsenden. Der Wali (Gouverneur), ein im Dienste ergrauter Staatsmann, durchblickte sofort meine wahre Absicht und meinte in dankenswertem Wohlwollen, die schöne Idee sei zwar unausführbar, aber geeignet, meine Reise nach dem unabhängigen Marib zu ermöglichen, da ein solcher Zweck den Einwohnern nur willkommen sein könnte. Der Emîr oder Fürst jenes Gebietes, Scherîf Hussein ben'Abderraḥmân, den ich schon zurzeit meines ersten Aufenthalts im Jemen, allerdings in etwas gewaltsamer Weise, mit der türkischen Regierung in Berührung brachte, war bald zur Hand, und nach vielen Konferenzen, bei denen ich die ganze Gegend des Maschriḳ (d. i. Ostens, östlichen Jemens, eben der Gegend von Marib) nach topographischen und archäologischen Gesichtspunkten, alles im Hinblick auf die Wiederherstellung des Dammes, erkundete, wurde der Reiseplan vereinbart.

„Im günstigsten Augenblick fand nun leider ein Gouverneurswechsel statt, der vierte während meiner sechsjährigen Bekanntschaft mit dem Jemen. Dem neuen Wali, Marschall Osman Pascha, der in den Jahren 1884 und 1885 im Hidschâz mit zwei Europäern, einem Reisenden und einem Arabisten (Charles Huber und Dr. Snouck Hurgronje), in sehr unliebsame Berührung kam, da er beide auswies, ging der Ruf eines frommen Muselmans und Gegners alles Fremden voraus. Ich konnte jedoch im Laufe meines Verkehrs mit ihm nur konstatieren, daß ihn sein in der Tat Gott ergebenes Gemüt nicht im geringsten gehindert hat, gleich seinem Amtsvorgänger Straßen zu bauen — in der Türkei keine allzu häufige Erscheinung — das

Wilâjet nach Kräften zu heben und meine wissenschaftlichen Pläne in tatkräftiger, wohlwollender und intelligenter Weise zu fördern. Ja, er hat dies letztere mit so viel gutem Willen und so herzlicher Bereitwilligkeit getan, daß es ihm und seinem Lande alle Ehre macht. Kein europäischer hoher Beamter oder Minister hat mir oder einem andern Reisenden jemals mit so viel Wohlwollen unter die Arme gegriffen. Se. Exzellenz zögerte nicht einen Augenblick, meine Abmachungen mit dem Scherîf von Marib anzuerkennen, und gab gern seine Einwilligung, als ich ihn mit Rücksicht auf meine arabische Verkleidung bat, das Bâb el-Jemen (d. i. das Jemen-Tor in San'a) in der Mitternachtsstunde des 17. März für den 'Scherif und dessen Begleitung' öffnen zu lassen.

„So zog ich denn als Fekih, d. i. Geistlicher, Gelehrter oder Kâdhi Husein ben Abdallah el-Birâki (d. i. der Prager) mit dem kaum dreißigjährigen Emîr Husein, dem Sejjid Muhammad ben Abdallah el-Merwâ'i, dem Scheikh (hier Abkömmling eines Weli oder Heiligen) Sâlim Bâ 'Abbâd aus Hadhramaut und unsern Dienern in dunkler Nacht zur Stadt hinaus, der Gefahren uns wohl bewußt, aber im Vertrauen auf Gott und die gute Sache, für die ich schon oft mein Leben eingesetzt hatte. In San'a wußte niemand etwas von meinem Vorhaben, man munkelte nur, daß es sich um den gefürchteten Maschrik handle. Selbst meinen Dienern teilte ich erst drei oder vier Meilen hinter San'a mit, wohin die Reise geht. Gleichwohl hatten Leute, die ich in die Sache einweihen mußte, tags zuvor nach Khaulan die Nachricht gelangen lassen, daß ein Kâfir (Ungläubiger) mit dem Scherif von Marib reise, und hatten selbst dem Scherif Brandbriefe ins Haus geworfen, in denen sie mich als Kâfir verrieten und dem frommen Sproß des Prophetenhauses die Hölle heiß machten, falls er seinen Plan, mich nach Marib zu bringen, ausführe. Der Scherif blieb indessen fest bei der Überzeugung, daß ich ein Muselman und daß alles andere Verleumdung sei. Später erkannte er freilich seinen Irrtum. Da hatte er sich aber schon zu sehr kompromittiert, als daß er mich hätte fallen lassen können.

„Wir ritten die ganze Nacht und den nächsten Tag, bis wir um 4 Uhr nachmittags ganz erschöpft in dem schon an der Grenze des gefährlichen Khaulan gelegenen Dorf el-Hindija ankamen, nicht ohne unterwegs Auftritte gehabt zu haben, in denen die Araber den Fekih Husein als 'Türken' agnoszierten. Immer traten der Emir und der gelehrte Sejjid Mohammad dazwischen und beteuerten

ebenso wie ich unter Eidesschwüren, daß ich kein 'Türke' sei, sondern ein harmloser Gelehrter, der zu diesem oder jenem berühmten Scheikh oder 'Alim (Professor, Gelehrter) nach Hadhramaut wandere, um dort seinen Wissensdrang zu befriedigen. Unter unsäglichen Strapazen und aufregenden Zwischenfällen durchzogen wir die nächsten zwei Tage das Gebiet der verrufenen Tzabjan-Beduinen und mußten, da wir das Wadi Denne wegen eingetretenen mächtigen Seils (Gebirgsstromes) unpassierbar fanden, bei Nacht und Nebel mit Vermeidung aller Wege durch das dem Emir feindliche Land der Al Djahm reiten, die uns erbarmungslos niedergemetzelt hätten, wenn sie uns ertappt haben würden. Es war ein denkwürdiger Nachtritt, der selbst den Djahm-Beduinen, als sie einige Tage später von dem verwegenen Stück Kenntnis erlangten, imponierte. Mittwoch den 21. März morgens erreichten wir die Ruinen des berühmten Dammes, bei deren Anblick ich von unbeschreiblicher Genugtuung erfüllt wurde. Sofort kopierte ich einige Stunden hindurch Inschriften, darunter eine, welche uns in etwa 35 großen Zeilen eine ganze Geschichte der Dammbauten lieferte. Knapp nach Mittag ritten wir in Marib ein, von der Bevölkerung, die im ersten Augenblick einen räuberbandenartigen Eindruck machte, auf das ehrerbietigste begrüßt.

„Welche Seelenpein und welche aufregenden Szenen ich durchzumachen hatte, um nicht aus meiner Rolle zu fallen, das habe ich detailliert in meinem Buche „Saba" geschildert.[1]

„Schon am nächsten Tage begann ich meine Arbeiten. Jeder Ausflug war mit Lebensgefahr verbunden, und nur mit großer bewaffneter Eskorte konnte ich es wagen, die oft mehrere Kilometer entfernten Ruinen zu besuchen. Es hatte sich nämlich wie auf Windesflügeln unter den umwohnenden Stämmen der Djahm, Abîda, Duwajj, Murâd, Krâb, Sai'ar, dem Djauf (die Talsenkung von Marib), Harib und Baihân die unerhörte Nachricht verbreitet, der Emir von Marib habe einen fremden Fekih mitgebracht, der im Lande Inschriften kopiere, Schätze suche und noch anderen Spuk treibe. Jeden Tag wurde ich, oft von weither, durch Besuche behelligt, welche gekommen waren, um sich von der Wundermär mit eigenen Augen zu überzeugen, und nicht wenig gaben mir die zwei Fukahâ (Plural von Fekih) der Gegend zu schaffen, fast noch mehr als meine Widersacher unter den europäischen Gelehrten. Bald

1) d. i. das noch ungedruckte Reisewerk.

denunzierten sie mich als Türken, bald als Christen oder Juden, und ich hatte immer die widerlichsten Szenen, um der Bevölkerung zu beweisen, daß ich ein gottesfürchtiger Mann sei. Dazu kamen fortwährend neue Denunziationen aus San'a. Eine so gewagte Rolle, die ich übrigens trotz aller Schwierigkeiten mit Erfolg spielte, ist nur tief im Innern des Landes mit Leichtigkeit durchzuführen, wo man Denunziationen seitens Bekannter nicht ausgesetzt ist.

„Unter diesen Umständen nahm ich die Topographie des Landes auf, mit einer Genauigkeit und einem Détail, welche mir gestatteten, meinem Buche 'Saba' eine Karte im Maßstab von 1 : 250,000 beizugeben für die Gegend von Nedjran bis Baihân, und von dieser Ostgrenze an allen Stellen bis zum Kamm des Gebirges, ein Ergebnis, auf das ich mit einem gewissen Stolz blicke, ergänzte des ferneren diese Karte selbst bis in die entlegensten Gegenden wie Mahra und Jemâma durch zahllose Erkundigungen bei Beduinen, machte meteorologische und linguistische Beobachtungen, des weiteren solche über die noch so wenig gekannten und doch äußerst wichtigen Stammesgebräuche und Gesetze, und durchforschte die Gegend vom archäologischen Gesichtspunkte, wie nie ein Reisender in Arabien vor mir es getan. Dieses letztere rechne ich mir zu größerem Verdienste an als meine sonstigen Arbeiten, da gerade die alten Denkmäler mehr als alles andere der Zerstörung durch Menschenhand unterliegen und daher so rasch als möglich studiert werden müssen, wenn wir nicht auf die Kenntnis der Geschichte vergangener Jahrtausende verzichten wollen.

„Meine Forschungen in der Gegend von Marib waren also topographische, linguistische, ethnographische und ganz besonders archäologische.

„Von besonderer Wichtigkeit ist die Ausbeute an Inschriften am Damm, am sogenannten Haram Bilkis, auf den Ruinen von Marib, Mirwath, Sawwana und Tzalma, die einzeln zu besprechen hier nicht geboten scheint. Ich habe detaillierte Mitteilungen darüber in meinem Buche gemacht .....

„Nachdem meine Mittel mir nicht mehr gestatteten, auch noch den unvergleichlich inschriftenreichen Djauf — Halevy hat auch dort nur einen Griff ins Volle getan — dessen Häuptlinge mich abzuholen bereits nach Marib gekommen waren, zu besuchen, entschloß ich mich zur Rückreise nach San'a, die, wie ich übrigens vorausgesehen hatte, einer der gefahrvollsten Märsche werden sollte, die je gemacht wurden. Der Rückweg über Hadhramaut hätte weit weniger Gefahren geboten;

allein dazu fehlten mir die Mittel. Ebenso wie bei unserer Abreise von San'a ritten wir auch von Marib im Dunkel der Nacht ab in der Nacht vom Freitag 20. April, nachdem wir der Bevölkerung den Glauben beigebracht hatten, es handle sich um einen dreitägigen Ausflug nach der in ganz anderer Richtung gelegenen Ruine el-Mesâdjid. Da wir die Nachricht hatten, daß sämtliche Stämme im Halbkreis um Marib von Rihm an bis über Redâ' hinaus und besonders die Al Djahm die Absicht hegten, den „Türken" (ich war der erste Nichtaraber, der seit dem Bestehen der Türkenherrschaft in San'a nach dem Maschrik ging) nicht nach San'a zurückzulassen, und daß die Djahm auf allen Wegen Beduinentrupps postiert hatten, uns aufzulauern, so umgingen wir auf unsäglichen Wegen gegen Raghwân das zunächst gefährliche Gebiet und glaubten uns im öden und fast nie von Menschen durchzogenen Wadi Dheika oder Khuschma sicher. Da plötzlich knallte ca. 1 Stunde vor Sonnenuntergang Schuß auf Schuß aus dem nahen Tamariskengebüsch. Meine Begleiter, fast alle zu Pferd oder Hedschîn (Rennkamel), konzentrierten sich eiligst nach rückwärts. Ich wollte dasselbe tun, allein mein Maultier, müde und erschöpft, blieb wie festgebannt und war kaum zum Umkehren zu bewegen. Rasch sprang ich aus dem Sattel, warf mich zu Boden und verhinderte durch Revolverfeuer (aus einem großen sogen. Montenegriner-Revolver) das Hervorbrechen der Banditen aus dem Busche, die mich ohne Zweifel arg zugerichtet hätten. In dieser verzweifelten Lage erweckten Schüsse von rückwärts wieder Hoffnung. Das waren meine Freunde, die also nicht geflohen waren. Auf den Zuruf der Meinen: Fekîh, uhrub! Fekih, flüchte! sprang ich auf und rannte im rasendsten Tempo, mitten in beiderseitigem Feuer, zur Position meiner Genossen, wo wir das Gefecht noch eine Weile fortsetzten. Unsere Angreifer waren etwa 30 Mann stark, fühlten aber bald heraus, daß sie uns nicht gewachsen seien. Uns war kein Haar gekrümmt, während die Beduinen, soviel ich konstatieren konnte, wenigstens 2 Verwundete hatten. Es wurde Friede gemacht und wir setzten unsern Weg fort. Die ganze Nacht hindurch wurde geritten, und am Morgen des Samstag gelangten wir in den oberen Teil des sehr ortschaftenreichen Wadi Harib, das von den Al Karâmîsch, einer Unterabteilung der benî Djebr und einem Bruderstamm der Al Djahm, bewohnt wird. In diesem reizenden Tale gedachten wir auszuruhen. Aber welche Täuschung!

„Kaum hatten wir die erste Häusergruppe passiert, als auch

schon die Einwohner, und darunter selbst die Weiber, auf uns zueilten, mir das Tuch vom Kopfe rissen, um sich zu überzeugen, ob ich der „Türke“ sei. Nun gab es ein Zurufen der Araber von Haus zu Haus, von Weiler zu Weiler; Trommelwirbel ertönte von allen Seiten, und als hätten unsichtbare Geister Legionen aus der Erde gestampft, eilten von beiden Ufern Hunderte von Arabern, alle mit Flinten bewaffnet, herbei, und nach wenigen Augenblicken war unsre kleine Schar mitten in einem Menschenknäuel, dessen Wut keine Grenzen kannte. Wir wurden alle von den Sätteln heruntergezerrt, unsere Reittiere waren flugs in den Händen der Banditen, und mit uns selbst verfuhr man in einer Weise, die jeder Beschreibung spottet. Doch wo die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten. Da wir gegen teures Geld einen Djahm-Beduinen (Mubârak ibn Musfir hieß der Wackere) als Sejjir (Begleiter, der den Schutz seines Stammes auf den Schützling überträgt) engagiert hatten, erklärten sich alle anwesenden Djahm-Beduinen auch trotz ihrer sonstigen Todfeindschaft, die sie gegen den Emîr hatten, für ihren Stammesgenossen Mubârak, der in ritterlicher Weise den Tod keinen Augenblick scheute, um der Schande zu entgehen, ein Verräter seiner Sairat (Schutzbefohlenen) genannt zu werden. Wer aber für Mubârak war, war für uns. Nun entstand ein unbeschreibliches Chaos. So oft ein Karmuschî auf mich oder auf den Scherif schießen oder mit dem Gürtelmesser eindringen wollte, bildeten Djahm-Beduinen eine feste Phalanx um uns und entrissen unsern Gegnern die Waffen oder balgten sich mit ihnen herum. Sogar die Weiber, wahre Furien, mischten sich in die Rauferei und riefen den Männern: „schlachtet doch den Türken ab!“ Endlich kam ein Scheikh, namens ʻOmar ibn ʻAmir. Aber auch dieser brachte uns keine Rettung; denn er verlangte im Namen seiner Genossen meine Auslieferung, gegen welche Bedingung die anderen freigelassen würden. Allein da legten die vier Scherîfe von Marib, die mit mir waren, einen Mut und eine Männlichkeit an den Tag, die mir unvergeßlich bleiben werden. Ohne einen Augenblick zu zögern, erklärten sie es wie Mubârak für eine eines Kabilen (Beduinen) unwürdige und schmachvolle Infamie, zu verlangen, daß man seinen Freund im Stiche lasse, und riefen der tobenden Menge zu: „Ihr werdet diesen Mann nur mit uns töten oder niemand töten!“ Da kam ein anderer Scheikh (von den bani Sakrân) herbeigeeilt, ein würdiger Greis, ohne Kopfbedeckung, ohne Waffe. Wie ein Patriarch sprach er zu seinen Stammesgenossen:

„Es sei ferne von mir, es sei ferne von euch, daß wir diesen Leuten etwas zu Leide tun. Ich erkläre sie insgesamt in meinem und in dem Schutze sämtlicher beni Ahmed stehend.“ Nach diesen edlen Worten zog sich der Alte zurück und einen Augenblick herrschte Bestürzung unter der Menge. Diesen Augenblick benützten wir, um uns rasch, aber nicht fluchtartig zurückzuziehen; denn eine Minute später wäre auch der Eindruck der patriarchalischen Worte verschwunden gewesen und kein Retter mehr wäre erschienen. Wir aber mitsamt den Djahmiten waren gegen die Hunderte von Karâmîsch viel zu schwach, und in jedem Falle wäre ich und der Emîr ermordet worden.

„Da wir durch Nihm nicht ziehen konnten — man verweigerte uns die Schutzgeleitschaft, welche wir sofort verlangt hatten — so blieb nichts anderes übrig, als in das feindliche Gebiet der Djahm zu gehen, in welchem noch immer die Beduinenpatrouillen nach uns spähten. Allein die mit uns befindlichen Djahmiten erklärten es einstimmig für einen point d'honneur, nach der Verletzung ihrer Stammesehre, welche sich die Karâmîsch zu schulden kommen ließen, die Feindseligkeiten gegen den Scherîf zu vergessen und ihn und seine Gesellschaft als Gäste im Djahm-Lande zu betrachten. So zogen wir denn unangefochten bis in die Nähe von Sirwâch zurück und schlugen ein Nachtlager auf. Während der Nacht entsandten wir einen Boten nach Hazm Al Dammâdj, um bei dem Scheikh Ali ibn Râschid (Häuptling der Al-Sa'id-Beduinen) sicheres Geleite durch sein Gebiet zu erbitten. Dieser sagte es zu und nahm uns am Sonntag in der freundlichsten Weise auf. Montag, am 23. April stiegen wir im Wadi Habâb hinauf, um durch das Gebiet von Arûsch, Sahmân, Schaddâd gegen San'a zu marschieren. Da alle diese Gebiete — und diese Nachricht haben wir sogar schon in Mârib erhalten — von denselben Absichten beseelt waren wie die 'Al Karâmîsch, und uns schon gar kein anderer Weg mehr geblieben wäre als Hadhramaut, so beschlossen wir, List anzuwenden und die gefährlichen Gebiete im Eilmarsch bei Nacht zu durchziehen. Ich bat den Nakib 'Alî ibn Râschid, den ja niemand in irgend einem Verdacht haben konnte, im eigenen Namen den hervorragendsten Nakib von 'Arûsch um Geleite in der Nacht zu bitten und ihm für den Abend ein Rendezvous an der Grenze zu geben. Es war dies gerade jener Nakib, der am meisten bemüht war, meiner habhaft zu werden. Der Plan gelang. Nachdem es bereits dunkel geworden war, kam der Geleitsmann (Sohn des Nakib). Ich hielt mich ver-

steckt. Als er des Scherifs von Marib ansichtig wurde, stieg im Sejjir sofort der Verdacht auf, es könnte der heißersehnte „Türke“ in seiner Gesellschaft sein. Allein es wurde ihm bemerkt, dieser sei schon vorgestern durch das Gebiet der Karâmîsch gezogen und entweder schon in San'a angelangt oder am Wege erschlagen worden. Während nun der Emir und der Sejjid Mohammad den Sejjir (Geleitsmann) im Gespräche hielten, mischte ich mich schweigend in die Karawane, und erst um Mitternacht fiel dem Sejjir der geheimnisvolle, schweigsame und tiefvermummte Reiter auf. Aber auch jetzt wurde ihm bedeutet, das sei ein Gelehrter aus Hadhramaut, den der Sejjid Mohammad nach der Tihâma (dem Küstenlande) mitnehme, wo er Traditionswissenschaft studieren und dann nach Mekka gehen werde.

„Selbst wenn der gute Sejjir genau gewußt hätte, wer ich bin, so hätte ihm das mitten im Lande nichts mehr genützt. Verraten durfte er mich nicht mehr, da man ihn selbst für einen Landesverräter gehalten hätte, und niemand hätte ihm geglaubt, daß er selbst hintergangen worden sei. An der Grenze war das freilich anders gewesen; dort aber hatte er nichts bemerkt. In der Tat war diese Nachtreise eine der aufregendsten; denn bei jedem Dorfe wurden wir von den Wachen angerufen, allein sie begnügten sich stets, als ihnen die wohlbekannte Stimme des Sejjirs zurief, es seien bloß Kameltreiber der Al Sa'id. Bei Tage wäre das unausführbar gewesen. So gelangten wir nach unsäglich strapaziösem Ritte Dienstag um 3 Uhr 15 Minuten morgens im Wadi Maswar (Khaulân) an und ritten nach kaum zweistündiger Rast gegen San'a, in das wir um 4 Uhr nachmittags wohlbehalten und im förmlichen Triumphzuge einmarschierten.“

Zur Ergänzung dieses Berichtes mögen noch einige Stellen aus Briefen Glasers, von Arabien aus an Professor Hommel in München gerichtet, folgen.

Von Marib aus schreibt Glaser am 26. März: Seit 21. d. M. glücklich in Marib und bis heute schon über hundert völlig neue Inschriften, die weder Arnaud noch Halevy gesehen haben! Ich spiele hier die etwas gefährliche und bedenkliche Rolle eines mohammedanischen Rechtsgelehrten, allein bisher mit bestem Erfolge. Ich wurde sogar schon am ersten Freitag zur Abhaltung der Predigt in der Moschee Sulaimân eingeladen: . . . . Von hier aus gedenke ich eine ganze Reihe von Reisen zu machen, wenn — ich unterstützt werde. Leider habe ich keine Hoffnung diesbezüglich. Tut die

europäische Gelehrtenwelt das ihrige, so wie ich, dann erobere ich ganz Hadhramaut und Máharâ im Fluge für die Wissenschaft. Ich kenne Land und Leute so genau, daß ich die Überzeugung haben kann, an jedem Orte Südarabiens vom Jemen (dem westlichen Teil) bis 'Omân und (nördlich von da) bis Baßra mit vollster Freiheit und mit nach menschlichem Ermessen gesichertem Erfolge arbeiten zu können. Was das in dem fanatischen Arabien bedeutet, wissen Sie."

Eine Nachschrift vom 30. März konnte statt der zuerst genannten 100 Inschriften bereits 240 konstatieren.

In einem Briefe aus Aden, datiert 3. September 1888, schreibt er: „Als ein sehr wesentliches Ergebnis betrachte ich auch meine Studien über die Weihrauch-, Myrrhen- und Gummi-Frage. Um die Frage einer gedeihlichen Lösung zuzuführen, hatte ich Kosten und Mühen nicht gescheut, eine ganze Sammlung lebender Pflanzen (durchweg Gummibäume, Weihrauch- und Myrrhenbäume und die Kâtpflanze) an die Küste zu schaffen. Etwa 4 oder 5 Arten, darunter besonders der Wars-Strauch, haben bereits in erfreulicher Weise Wurzel geschlagen. Da ich noch etwa 14 Tage in Aden bleibe, wo die Pflanzen absolute Ruhe und aufmerksame Pflege finden, so habe ich begründete Hoffnung, daß alle Exemplare sich erholen und gedeihen werden. Daß ich auch alle vorhandenen Harz- und Gummisorten mitbringe, versteht sich von selbst.

„Von besonderer Wichtigkeit dürften meine kartographischen Arbeiten sein. Sie werden zum erstenmale eine verläßliche Karte von ganz Südarabien, die Wüstendistrikte mit eingerechnet, liefern. Daß ich dabei auch der Djezîrat al'Arab des Hamdânî (der berühmten von David H. Müller herausgegebenen Geographie Arabiens inklusive Südarabiens, der Heimat des Verfassers) und dem Iklil desselben Autors gebührende Aufmerksamkeit schenkte, bedarf keiner speziellen Erwähnung.

„Ebenso wertvoll dürften meine sprachlichen Aufzeichnungen sein, die eine komplette Darstellung des südarabischen Dialektes, oder richtiger der südarabischen Dialekte gestatten und zum Verständnis der alten Inschriften brauchbare Beiträge liefern. Unter ihnen findet auch die Sprache des ozeanischen Tzafâr, allerdings nur nach einem Gewährsmann aus jener Gegend, Berücksichtigung.

„Meine astronomischen und meteorologischen, sowie kulturellen und ethnographischen Beobachtungen gehören zum großen Teil schon der ersten Reise an und sind nicht unerheblich erweitert worden."

Am Ende seiner dritten Reise hatte Glaser 632 neue sabäische und minäische Texte gewonnen, seine Sammlung belief sich nun auf 1032 Nummern; 346 arabische Handschriften, jetzt im Britischen Museum, hatte er erworben. Eine wundervolle Sammlung südarabischer Originalsteindenkmäler gelangte in die Berliner Museen. Von den Inschriften verdienen besondere Hervorhebung die gewaltige Sirwach-Inschrift, mehr als 1000 Worte enthaltend, auf 28 je 6 Meter langen Zeilen eingemeißelt. Sie ist das wichtigste geschichtliche Denkmal, das Glaser aus Arabien mitgebracht hat und befindet sich in fast völlig tadellosem Zustand[1]. Nur weniges fehlt. Die Veröffentlichung ist von Glaser selbst außerordentlich weit gefördert worden, leider war es ihm nicht beschieden, sie zu Ende zu führen. Ferner seien noch genannt die riesigen Inschriften, die von dem Bruch des berühmten Dammes von Marib Kunde geben, 2 vollkommen erhaltene Texte von 100 und 136 kleineren Zeilen.

Wie bei allen seinen Reisen mußte Glaser auch diesmal in dem Augenblick abbrechen, wo er mit der sichersten Aussicht auf den größten Erfolg hätte weiterarbeiten können, wenn ihn nicht die völlige Entblößung von Geldmitteln zur Heimkehr gezwungen hätte. Wie günstig war die Gelegenheit, von Marib aus bis ins Herz des alten Minäerreichs vorzudringen. Die Häupter der dortigen Stämme waren in Marib erschienen, ihn in ihre Gegenden zu geleiten, niemals vorher und niemals nachher bot sich eine ähnliche Gelegenheit. Und wenn einmal in ferner Zukunft der Franke dem Forscher sicheres Geleit auch in dem heute völlig unzugänglichen minäischen Djof erzwungen haben wird, wie viel wird da wohl noch übrig sein von den Denkmälern der Vergangenheit, wie viel wird bis dahin unwiederbringlich verloren sein, was Glaser damals noch fast mühe- und gefahrlos der Wissenschaft hätte retten können, wenn er energischer und ausgiebiger unterstützt worden wäre. Wohl sollte seine vierte Reise einigen Ersatz für die damals versäumte Gelegenheit bringen, aber doch nur hinsichtlich der Inschriften. Er selbst ist nicht ins Land gekommen, er hat keines der alten Heiligtümer gesehen, von denen uns Halevy Kunde gebracht hat, er hat keinerlei Aufnahmen an Ort und Stelle machen können.

1) Auf der vierten Reise hat er auch einen vollständigen Abklatsch dieses Riesentextes erhalten.

Vierte Reise.

Anfang 1892 bis Frühjahr 1894.

Erst nach vier Jahren hat Glaser eine neue Reise nach Arabien unternommen. Unterstützt war er diesmal von der Prager Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen mit einer Subvention von 8000 fl. Die große Unsicherheit, die im ganzen Lande noch infolge eines allgemeinen Aufstandes gegen die türkische Oberherrschaft (1891) bestand, machte es Glaser diesmal ganz unmöglich, größere Reisen ins Innere zu unternehmen. So mußte er sich darauf beschränken, von Aden aus nach Ta'izz, von da ins Gebaniterland und endlich nach San'a zu reisen und dann in San'a zu bleiben.

Gleichwohl hat der Erfolg dieser Reise den aller früheren weit übertroffen, vor allem hinsichtlich der Gewinnung neuer Inschriften. Glaser selber schrieb darüber von San'a aus an Professor Hommel am 25. Februar 1893:

„Die Reise nach Ma'in (dem Djauf) habe ich mir seit meiner Ankunft hier vorgenommen. Leider ist der Djauf augenblicklich der Zentralherd aller aufständigen Elemente. Eine Reise dorthin in der jetzigen Zeit würde jeden sowohl den türkischen Behörden als auch den Djauf-Arabern als Spion erscheinen lassen und sein Schicksal wäre besiegelt, noch bevor er in die Lage käme, auch nur eine Inschrift zu kopieren. Aber man muß sich zu helfen wissen. Ich habe mir einfach einige Beduinen abgerichtet, Inschriften abzuklatschen und zu kopieren. Dies hätte ich in früheren Jahren nicht zustande gebracht. Jetzt habe ich ein ganzes Korps von solchen Generalstäblern, die mit einer Blechbüchse, Papier, Bleistift und Bürste versehen, hinausziehen nach allen Richtungen der Windrose und in den entlegensten Winkeln den Inschriften nachspüren, in Gegenden, die nie eines Europäers Fuß betreten wird. Sie werden staunen, sobald Sie die herrlichen Abklatsche sehen werden, welche diese beduinischen Fanghunde schon bisher gebracht haben, darunter auch schon einige der Halévy'schen Djaufinschriften (im weiteren Verlauf hat er von fast allen diesen Texten zuverlässige Abklatsche erhalten). So umgehe ich alle Gefahr und kann in Gegenden recherchieren, die selber zu besuchen mir absolut unmöglich wäre, selbst in friedlichen Zeiten. Obendrein wird die Erforschung der Ruinen und der verschleppten Denkmäler eine nach Möglichkeit vollständige, zumal ich alle Hauptpunkte, die noch fehlen, selber besuchen werde (wie Harib Baihân,

wo Raidân liegt, Marh'a, Hadhramaut, Tzafâr usw.). Der Besuch des Djauf wird hoffentlich überflüssig werden. Augenblicklich verhandle ich wegen einer anderen Gegend, die ich zu besuchen gedenke. Den Djauf, Nedjrân, die Zwischengegend zwischen beiden, ferner Nihm, Murâd, Tzabjân habe ich einstweilen meinen Generalstäblern überwiesen. Sollte es trotzdem notwendig werden, so werde ich auch selber noch dahin oder dorthin reisen. Hauptsache ist, die Inschriften zu sammeln, und zwar in brauchbaren Abklatschen. Dieses große Ziel halte ich mir stets vor Augen, nicht persönliche Bravourstückchen, deren ich ohnedies genug auszuführen hatte und noch auszuführen habe. Wüßte ich gewiß, daß ich Methusalems Alter erreichte, dann würde ich jeden verschleppten Inschriftenstein persönlich aufsuchen, auch trotz der unendlichen Zeitverluste, die mit den Verhandlungen mit den maßgebenden Eingeborenen verknüpft sind."

.... Sie glauben gar nicht, wieviel ich diesmal schon bisher verausgabt habe. Die ganze Subvention von 8000 Gulden und ein gut Teil meines übrigen Geldes sind dahin und wenn es noch einige Monate so fortgeht, dann besitze ich nicht einmal die Reisespesen zur Rückkehr. Und es muß so fortgearbeitet werden! Denn die Umstände sind jetzt, wie es scheint, definitiv günstig für mich, und jeder Tag diesmal für die Wissenschaft wertvoller als 3 oder 4 Tage meiner früheren Reisen, da ich jetzt ganz vorzüglich orientiert bin und nach keiner Richtung blind herumtappe. Mit sicherem Griff hole ich jetzt alles wissenschaftlich Wertvolle ein, und ich kann getrost sagen, daß schon jetzt meine Resultate mindestens denen jeder meiner früheren drei Reisen gleichkommen ....."

Als ein besonderer Erfolg dieser Reise ist es zu betrachten, daß es Glaser gelang, gegen 100 katabanische Inschriften in Abklatschen zu gewinnen. Bis dahin war überhaupt noch keine einzige katabanische Inschrift bekannt gewesen, ja niemand wußte, wo das von den klassischen Autoren neben Ma'in, Saba und Hadhramaut als eines der großen südarabischen Reiche genannte Kataban zu suchen sei. Aus den Texten Glasers lernen wir ein gut Teil der Geschichte dieses Landes kennen und viele seiner Königsnamen. Wir gewinnen einen Einblick in die ganz eigenartigen religiösen Verhältnisse des Volkes, und jetzt schon, wo nur wenige von den Texten veröffentlicht sind, hat sich gezeigt, wieviel Licht aus ihnen auf die ganze semitische Religionsgeschichte fällt.

Während die früheren Inschriftenfunde sich auf ein verhältnismäßig wenig umfangreiches Gebiet beschränken, entstammen die In-

schriften dieser vierten Reise einem weit größerem geographischen Gebiet, das mit Ausschluß der in Bezug auf das Altertum belanglosen Tihamagegenden fast ganz Südwestarabien umfaßt.

Den erzwungenen Aufenthalt in San'a hat Glaser aber auch diesmal fruchtbringend genützt durch umfassende Erkundungen und Aufzeichnungen geographischer und linguistischer Art. Über die ersteren sagt er[1]:

„Ich bin in der Lage, eine ziemlich detaillierte, für manche Gebiete sogar erschöpfend detaillierte Karte zu entwerfen für das gesamte Land von Hadhramaut bis in die Nähe von Mekka. Ganz besonderes Augenmerk richtete ich selbstverständlich auf die bisher so gut wie ganz unbekannten Gebiete am Ostabhang des Serât (so heißt der gewaltige Gebirgszug, der die Küste des Roten Meeres von der Südwestspitze der Halbinsel bis nach Mekka begleitet) und am Rande der Wüste, weil die wichtigsten Zentren der alten Reiche, auch des katabanischen, dort lagen."

Eine weitere, nicht hoch genug zu wertende Frucht dieser Reise sind die geographischen Erkundigungen zu Hamdani, dem berühmten in Südarabien heimischen Geographen, der etwa um 900 n. Chr. eine sehr genaue, aber schwer verständliche, weil fast nur Namen ohne genügende Ortsangaben bietende Geographie Arabiens und speziell Südarabiens geschrieben hat. Darüber schrieb Glaser im gleichen Brief an Hommel: „Hamdanis Djezîrat habe ich bereits, was den Jemen betrifft, vollständig revidiert, alle Ortsnamen lokalisiert; das ist eine Arbeit, auf die ich stolz bin, und die so schnell kein anderer ausgeführt hätte. Dies hat aber Geld gekostet; denn jeden Tag hatte ich aus den verschiedensten Gegenden Eingeborene bei mir. Informanten und Zuträger aber wollen bezahlt sein, sonst ist an die Durchführung einer derartigen politisch gefährlichen Arbeit gar nicht zu denken, gefährlich für mich und für die sonst Beteiligten. El-Kibsi's Geschichte Jemen's übersetze ich ins Deutsche, ein gut Teil schon fertig, kurz, die Ergebnisse sind ganz außerordentliche — Handschriften, wie sie kein Sterblicher jemals aus dem Orient mitbrachte usw. Alles kommt darauf an, daß jetzt meine Freunde eingreifen! Es ist die letzte arabische Reise die ich mache....."

Auch diese vierte Reise war eingehenden linguistischen Studien gewidmet. Auf ihr hat Glaser besonders die Dialekte des südlichen Küstengebietes vom Ras Nus bis nach Se Hud, das sogenannte Mehri im Westen und das von ihm Schehrat genannte Schhauri im Osten aufgenommen, Schwesterdialekte der auf der Insel Soqotra

gesprochenen Sprache. Die Wichtigkeit dieser eigenartigen Sprachengebilde für die Linguistik überhaupt, wie besonders für die Erkenntnis der südarabischen Inschriftensprache hat schon Fresnel i. J. 1840 betont. v. Maltzahn hat ihnen seine Aufmerksamkeit gewidmet, und ihr Studium war eine der Hauptaufgaben der Wiener südarabischen Expedition v. J. 1898. Heute besitzen wir dank der unermüdlichen Tätigkeit D. H. Müller's eine Fülle von Material dieser mehr und mehr dem unaufhaltsam vordringenden Arabischen weichenden Dialekte. In Glasers Nachlaß fand sich ein Heft von 186 Blättern mit Proben der Mehri-, Soqotri- und Schhauri-Sprache, aus den zerstreuten Notizen seiner Tagebücher nach Glasers Diktat von Prof. Hommel umgeschrieben und geordnet.

Endlich ist noch der Handschriften und Originaldenkmäler, die Glaser von dieser vierten Reise heimgebracht hat, zu gedenken.

Diesmal waren es 251 arabische Manuskripte,[1] die jetzt zu den Perlen der Wiener Hofbibliothek gehören. Glaser hat es besonders diesmal verstanden, die besten und ältesten Exemplare wichtiger Werke zu erwerben. Nicht weniger als 20 davon sind aus der Zeit vom 4.—6. Jahrh. d. Flucht (= 10.—12. Jahrh. n. Chr.) zuverlässig datiert.

Die prachtvolle Sammlung von Original-Inschriftensteinen und Altertümern befindet sich jetzt gleichfalls in Wien.[2] Sie umfaßt 39 Inschriftensteine, zahlreiche Skulpturen, kleine Altertümer und Münzen.

Die dringende Bitte um weitere ausgiebige Unterstützung fand keine Erhörung. Glaser war im Frühjahr 1894 durch seine Mittellosigkeit zur Heimkehr gezwungen und sollte niemehr den Boden Arabiens betreten dürfen. Er blieb in Deutschland, meist in München, das ihm zur zweiten Heimat geworden war, sich aufhaltend, mit der Sichtung und teilweisen Bearbeitung seines Materials beschäftigt, immer in der Hoffnung, durch einen günstigen Verkauf seiner ihm noch verbliebenen Sammlungen sich einen sorgenfreien Lebensabend zu sichern. Diese Hoffnung ist ihm nicht in Erfüllung gegangen. Noch etwa 1 Jahr vor seinem Tode gewann ein Plan festere Form, nach dem er seinen Aufenthalt wieder in San'a nehmen und dort ähnlich wie auf seiner 4. Reise durch Erkundigungen und Sammlung von Inschriftenabklatschen der Wissenschaft neues Material beschaffen sollte, aber nicht wie früher auf eigene Rechnung und Gefahr, sondern in einem festen Vertragsverhältnis. Welcher Gewinn

1) Vgl. die Beschreibung Max Grünerts in den Genfer Congreßakten 1894.

2) Vgl. die Publikation von D. H. Müller „Die südarabischen Altertümer des K. K. Hofmuseums Wien".

hätte der Wissenschaft aus der Verwirklichung dieses Planes erwachsen müssen! Aber es sollte dazu nicht kommen. Seit September 1907 litt Glaser schwer an den Folgen einer Arterienverkalkung, die rapide Fortschritte machte, und am 7. Mai ist er einem asthmatischen Anfall erlegen.

Die Bedeutung von Glasers Forschungsreisen liegt eigentlich nicht in der persönlichen Bereisung neuer bisher von keinem Europäer betretenen Gebiete. In diesem Stück hat er manchen seiner Vorgänger, wie Arnaud und Halévy, nicht erreicht. Auf völlig neue Wege führte ihn eigentlich nur seine Reise durch Archab und Haschid. Das Gebiet, das er mit eigenen Augen gesehen hat, ist verhältnismäßig eng begrenzt. Was seine Reisen gegenüber allen früheren ähnlichen Unternehmungen so überaus erfolgreich werden ließ, war der Umstand, daß er mehr als alle seine Vorgänger im Lande wirklich heimisch geworden ist, daß er sich im höchsten Maße das Vertrauen der maßgebenden Kreise und Persönlichkeiten, der Türken nicht weniger wie der einheimischen Häuptlinge, zu erwerben verstanden hat. Eine zweite Voraussetzung seines Erfolges war seine Vorbildung, und auch nach dieser Seite hin hatte er viel voraus vor allen seinen Vorgängern. Er war ein durchaus geschulter Geograph und Astronom, innig vertraut mit Geschichte, Sitten und Gebräuchen des Landes, in dem er reiste, und vor allem hat er die Sprache der Eingeborenen vollkommen beherrscht und besaß zudem linguistische Fähigkeiten genug, fremde Idiome abzuhören und zu fixieren. Nur einem derartig ausgerüsteten Forscher war es möglich, das von Glaser befolgte System so durchzuführen, daß es wirklich zuverlässige Ergebnisse gewährleisten konnte. Was er nicht mit eigenen Augen sehen konnte, hat er von Eingeborenen erfragt und diese Erkundigungen aufs gewissenhafteste an immer neuen Informanten geprüft. Die Ruinen, die er nicht selbst besuchen konnte, hat er durch seine Leute nach Inschriften durchforschen lassen, und durch diese trefflich geschulten Hilfskräfte eine unvergängliche Fülle authentischen Inschriftenmaterials beschafft. So hat er auch der künftigen Erforschung Südarabiens den Weg gewiesen und geebnet. Seine Unterweisung der Eingeborenen ist auch anderen schon zugute gekommen. Was in den letzten Jahren an Abklatschen nach Europa kam, stammt wohl alles von den durch Glaser geschulten Leuten. Es wäre nur zu wünschen, daß es gelänge, diese

Leute unter der Führung eines landes- und sachkundigen Forschers noch viel ausgiebiger der Wissenschaft dienstbar zu machen, bis einmal glücklichere Verhältnisse wieder eine gefahrlose Bereisung und Erforschung des Landes ermöglichen.

Selten wohl hat ein Forscher der Wissenschaft ein reicheres Erbe hinterlassen als Eduard Glaser. Der Gedanke läßt sich gar nicht ausdenken, daß mit ihm auch sein Lebenswerk in Nichts zerfallen, unwiderbringlich verloren sein könnte. Die Wissenschaft hat das größte Interesse daran, sich seines Nachlasses zu versichern, ihn dauernd zu erhalten und zu erschließen. Aus der oben gegebenen Schilderung seiner Reisen und ihrer Ergebnisse läßt sich schon ein allgemeines Bild gewinnen von den Schätzen, die jetzt noch der Hebung harren.

Professor Hommel hat eine Inventarisation des Nachlasses vorgenommen und im Anhang zu Glasers Altjemenischen Nachrichten veröffentlicht, dabei besonders sämtliche Inschriften von der 2. Reise an, die Nummern 277—1811, kurz beschrieben. Hier sei folgendes daraus hervorgehoben:

Die Kopien der Inschriften füllen im bunten Wechsel mit sprachlichen, ethnologischen und geographischen Notizen 15 Tagebücher, 8 Kisten Abklatsche geben für die wichtigeren Texte der 3. Reise (406—1032) und für fast alle der 4. Reise (1033 bis 1003) die den Originalen für die Wissenschaft gleichwertigen autentischen Unterlagen. Die Texte 1664—1780 sind gleichfalls in Abklatschen vorhanden, sie wurden Glaser nach seiner Rückkehr nach München aus Arabien zugesandt. Die Nummern 1781—1811 enthalten mit wenig Ausnahmen (1787: 5 Zeilen, 1788: 3 Zeilen) nur einzelne Worte (Namen), meist von Schmuckgegenständen in Privatbesitz oder im Handel abgeschrieben.

Es leuchtet ein, daß die Erschließung dieses gewaltigen Materials, das die Zahl aller Texte die wir bis jetzt haben, sicher mehr als verdoppelt, und zudem in den meisten Fällen in authentischer Form vorliegt, das ganze Studium der südarabischen Denkmäler und damit der Geographie und Geschichte des alten Arabiens auf völlig neue Grundlagen stellen muß. Und mehr als das. Es hat sich bisher wahrlich zur Genüge gezeigt, daß das südarabische Altertum kein weitabliegender Tummelplatz eng begrenzten Spezialistentums ist, daß vielmehr seine Aufhellung auch der Erkenntnis anderer durch die Gunst der Verhältnisse einem größeren Kreise

interessant und wichtig gewordenen Zweige der orientalischen Wissenschaft in sehr wesentlichen Stücken zugute kommt.

Auf Glasers Notizen zu Hamdani ist schon hingewiesen worden. In seinem Nachlaß fanden sich 2 mit geographischen Stenographie-Notizen vollgeschriebene Exemplare von D. H. Müllers Textausgabe. Im letzten Jahre seines Lebens hat er überdies einen Teil dieser Notizen in unmittelbar verwendbare Form umgeschrieben.

Leider hat uns Glaser niemals das gegeben, wozu seine Fähigkeiten und seine wissenschaftliche Ausrüstung ihn vor allem andern und vor allen andern in Stand gesetzt hätte, eine große Karte von Südarabien. Wie oft ist er daran gegangen, dieses von ihm selbst stets als seine besondere Aufgabe betrachtete Werk in Angriff zu nehmen. Zur Ausführung ist er nie gekommen. Im Druck liegen nur zwei ausdrücklich als „vorläufig" bezeichnete Kartenskizzen vor, die zu seiner Beschreibung der Reise in Arḥab und Ḥaschid und zu der Route Hodeida-San'a in Petermanns Mitteilungen Bd. 32 und die zur Ḥadaqan-Inschrift (Gl 302) in seinen „Mitteilungen". Bei seiner Gewissenhaftigkeit, die nirgends deutlicher hervortritt, als in seinen geographischen Studien, hätten wir von ihm zweifellos eine ganz vortreffliche Karte erhalten. Alle Vorarbeiten dazu haben sich in seinem Nachlaß gefunden, ein Heft im allergrößten Formate mit 74 Seiten voller Kartenskizzen mit eingehenden geographischen Notizen, dazu noch eine Menge loser Blätter mit Detailskizzen und eine Rolle verschiedener Kartenskizzen größten Formats.

Fürwahr, es ist ein überreiches Erbe, das Glaser hinterlassen hat. Die Wissenschaft wird lange daran zu zehren haben. Es ist nur zu wünschen, daß sich Mittel und Wege finden, es bald und in würdiger Weise der Allgemeinheit zugänglich zu machen.

Eduard Glaser hat der Wissenschaft nicht nur auf gefahrvollen Wegen neues Material erorbert, er hat auch selber und in glücklichster Weise sich an der Bearbeitung und Verarbeitung dieses Materials beteiligt, er ist nicht nur ein Forschungsreisender sondern ein Forscher gewesen. Freilich läßt sich nicht leugnen, daß seine gelehrten Arbeiten[1] mitunter recht anfechtbar sind. Glaser war

---

[1]) Die wichtigsten sind: Mitteilungen über einige aus meiner Sammlung stammende sabäische Inschriften 4° 102 + VII S. 1886. — Skizze der Geschichte und Geographie Arabiens. I. Band (Geschichte). 1. Heft 102 S. 1889 (nicht im Buchhandel). II. Bd. (Geographie) 575 S. 1890. — Die Abessinier in Arabien und Afrika. 211 S. 1895. — Zwei Inschriften über den Dammbruch von Marib. 129 S. 1897. — Punt und die südarabischen Reiche. 72 S. 1899. — Altjemenische Nachrichten. Bd. I 1906.

Autodidakt, war stolz darauf, aber er hat die Klippen, die dem an keiner sichern Tradition orientierten Kurs drohen, nicht immer zu meiden verstanden. So schleppen manche seiner Arbeiten einen unerhörten Ballast von Erwägungen und Möglichkeiten mit sich, die eben keine Möglichkeiten sind. In dem Streben, erschöpfend zu sein, hat er allzu leicht die Grenzen übersehen, die die festen Gesetze der Linguistik umschrieben haben. Ein Beispiel! Bei der Erörterung des Wortes agû sagt er (OLZ 9. 244 f.), es könnte theoretisch auf 108 Wurzeln zurückgeführt werden, und er habe die Mühe nicht gescheut, nach den mathematischen Regeln der Permutation und Kombination alle diese 108 Wurzeln zusammenzustellen und so weit sie existieren in den (arab., hebr. und äthiop., eine Anzahl auch noch in andern) Wörterbüchern nachzuschlagen, theoretisch also 3 × 108 = 324 + c. 100 weitere, also c. 420 Nachschlagungen". So konnte er auch ganz ernsthaft sagen, er habe für eine und dieselbe Inschrift wenigstens 3 völlig einwandfreie Übersetzungen ohne daran zu denken, daß davon doch jedenfalls 2 sicher falsch sein müssen. Was mir bei dieser Konstatierung am Herzen liegt, ist aber in erster Linie das, zu zeigen, wie sorgfältig Glaser seine Arbeiten durchgeführt hat, mit welch beispielloser Gewissenhaftigkeit er alle Möglichkeiten durchgedacht und geprüft hat, wie eisern streng er gegen sich selber war in der Forderung der wissenschaftlichen Gründlichkeit. Und da er ein durchaus genial veranlagter Geist war, sind auch ihm, dem Autodidakten, Leistungen gelungen, die die höchste Bewunderung erheischen. Er hat viele Schwierigkeiten in seinen Inschriften wie spielend gelöst und wo im Einzelnen die Späteren zu korrigieren haben, ist von ihm doch oft der Sinn, der Zusammenhang mit sicherem Instinkt klar erkannt worden, auch da, wo er allen seinen Vorgängern verborgen geblieben ist.

Seine wichtigste Entdeckung ist zweifellos die des höheren Alters des minäischen Reiches gegenüber dem sabäischen. Freilich der augenfällige Beweis für diese Auffassung ist bis heute nicht erbracht worden. Die Inschriften, von denen aus Glaser selbst zu ihr gekommen ist, sind noch unveröffentlicht. Es ist nicht zu verwundern, wenn sie noch viel Mißtrauen begegnet. Aber auch gesetzt den Fall, daß sich in der Formulierung der These einmal noch das eine oder andere verschieben sollte, so wird doch heute schon niemand leugnen können, daß die These an sich eine unvergleichlich belebende Wirkung auf den ganzen Gang der südarabistischen Studien gehabt hat, mit dem Ergebnis, daß nunmehr erst eine einigermaßen

einleuchtende Vorstellung vom Gang der Geschichte im vorislamischen Arabien gewonnen worden ist.

In Glasers Nachlaß befindet sich auch ein zu geradezu kolossalen Dimensionen angewachsenes Manuskript eines Inschriftenwerkes, in dem eine Menge alter und neuer Texte eingehendst behandelt sind. So vielerlei Spreu sich darin auch finden mag, sicherlich wird es eine kaum zu erschöpfende Fundgrube sein für alle Fachgenossen und vor allem den Bearbeitern des Inschriftenmaterials unschätzbare Dienste leisten. Möchte dies Werk, dem Glaser sich in den letzten 5 Arbeitsjahren seines Lebens fast ausschließlich und bis zur äußersten Erschöpfung gewidmet hat, einen nicht nur sachkundigen, sondern auch pietätvollen Herausgeber finden.

Freilich der stärkste Antrieb bei solcher Gewaltleistung war für Glaser die Polemik. Auch dazu ein kurzes Wort. Glasers Schriften sind zum größten Teil recht unerquicklich zu lesen und sind es je länger je mehr geworden. Er hat in ihnen der Polemik einen weit über das Maß hinausgehenden Raum gewährt und zwar einer Polemik, die nur zu oft den Boden der sachlichen Erörterung verläßt und persönlich wird. Lange Seiten in seinen Büchern hätten nie geschrieben oder gar gedruckt werden sollen. Glaser hat sich von seinem ersten wissenschaftlichen Auftreten an zurückgesetzt, verfolgt, verkleinert, unterdrückt gefühlt. Man kann das verstehen, wenn man weiß, wie wenig man ihn in seiner mit so viel Begeisterung und Opferwilligkeit unternommenen Forschertätigkeit unterstützt hat. Wer kann es ihm nicht nachfühlen, daß Bitterkeit und Verbitterung sich immer tiefer in ihm festsetzen mußten, wenn er immer wieder dann sein Arbeitsfeld im Stich lassen mußte, wenn er nach Überwindung aller Schwierigkeiten des sicheren Erfolges froh zu werden hoffte, wenn er sich sagen mußte, daß lediglich der Mangel an tatkräftiger Unterstützung ihn zwang, die Arbeit einzustellen, für die er Gut und Blut dran zu geben nie Bedenken getragen hat. Aber wie er sich im Lauf der Jahre in immer größere Verbitterung hineingelebt hat, wie er sich ein ganzes System erdacht hat, nach dem seine „Feinde“ ihn verfolgen, wie er schließlich soweit gekommen ist, gar zu glauben, der Zweck einer großen wissenschaftlichen Organisation sei im letzten Ende nur gegen ihn gerichtet, das kann man nicht mehr nachfühlen und verstehen, das kann man nur als ein tragisches Verhängnis innig und mit tiefem Mitgefühl bedauern. In seinen Werken finden sich auf Schritt und Tritt die Spuren dieser Vorstellungen. Möchten diese Stellen, die so viel mit schuldig

sind an der zwiespältigen Beurteilung auch seiner rein wissenschaftlichen Leistungen, übersehen werden oder wenigstens verstanden werden als das was sie sind, als Äußerung einer ins krankhafte verzerrten Verbitterung.

Aber die polemische Neigung Glasers hat nicht nur so bedauerliche Erscheinungen gezeitigt, sie hat sich manchmal auch in einer schalkhaften, und bei aller Ironie fast anmutig humorvollen Weise geäußert. Er hat gelegentlich wahre Kabinetstücke humorvoller Ironisierung gegeben, die niemand, vielleicht nicht einmal die Betroffenen, missen möchten.

Und am Schlusse seines Lebens hat er selber dafür gesorgt, daß er nicht nur als ein starker Hasser, als ein unerbittlicher und unversöhnlicher Wiedervergelter im Gedächtnis der Nachwelt weiter lebe, er hat mit den am grimmigsten von ihm Befehdeten seinen Frieden gemacht.

Die heute zugänglichen Hauptquellen für Glasers Reisen sind:

Glaser, Meine Reise durch Arhab und Haschid. (Petermanns Mitt. 30. Bd. 1884, S. 170—183, 204—218). [1. Reise].

Glaser, Von Hodeida nach San'a vom 24. April bis 1. Mai 1885 (Peterm. Mitt. 32. Bd. 1886. S. 1—10, 33—48). Mit Karte. [2. Reise].

Glaser, Über meine Reisen in Arabien. Vortrag in der k. k. Geogr. Ges. in Wien am 26. X. 1886, Abgedr. Mitt. dieser Ges. 1887, S. 18—28, 77—86 [behandelt die beiden ersten Reisen].

Eduard Glasers Reise nach Marib. März—April 1888. Von Fritz Hommel (Beil. z. Münchner Allg. Ztg. Nr. 293 u. 294, 1888). Hierin Glasers Originalbericht [3. Reise].

Mitteilung Nr. 1 der Ges. z. Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen: Bericht Glasers über seine 4. Reise d. d. Aden 28. II. 1894.

Bericht über einen Vortrag von E. Glaser über seine 4. Reise nach Arabien (Beil. z. Münchner Allg. Ztg. 20 97, 1894).

Vereinzelte Nachrichten finden sich besonders noch in Glasers „Mitteilungen über einige aus meiner Sammlung stammende sabäische Inschriften“ 1886, mit einer Karte der Gegend von Habaqan, und in den „Südarabischen Streitfragen“ 1887.

Für die Orientierung sei auf die Kartenskizzen in AOVIII,4 und auf Glasers vorläufige Kartenskizzen in den obengenannten Werken verwiesen.

10. Jahrgang

Preis des Jahrganges (4 Hefte) 2 M., geb. 3 M.

Der Alte Orient
Gemeinverständliche Darstellungen
herausgegeben von der
Vorderasiatischen Gesellschaft (E. V.)

Heft 3

Einzelpreis jedes Heftes 60 Pfennig

Die Deutung der Zukunft bei den Babyloniern und Assyrern

Von

Dr. Arthur Ungnad



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1909

Die Vorderasiatische Gesellschaft (E. V.)

mit dem Sitz in Berlin

bezweckt die Förderung der vorderasiatischen Studien auf Grund der Denkmäler. Sie gibt wissenschaftliche Arbeiten ihrer Mitglieder in zwanglosen Heften als „Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft“ und gemeinverständliche Darstellungen vierteljährlich unter dem Titel „Der Alte Orient“ heraus. Ferner will die Gesellschaft die Beschaffung neuen Materials anregen und unterstützen. Die Gesellschaft zählt gegenwärtig 486 Mitglieder.

Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt 10 Mark, wofür die „Mitteilungen“ (sonst 15 M.) und „Der Alte Orient“ (sonst 2 M.) geliefert werden. — Aufnahme als Mitglied erfolgt durch den Vorstand auf einfache Anmeldung beim Schriftführer. — Zahlung der Beiträge hat im Januar an Wolf Peiser Verlag Berlin S. 42, Brandenburgstraße 11, zu erfolgen.

Der Vorstand besteht z. Zt. aus: Prof. Dr. F. von Luschan, 1. Vorsitzender, Friedenau b. Berlin, Begasstr. 9; Prof. Dr. M. Hartmann, 2. Vorsitzender, Hermsdorf (Mark); Dr. L. Messerschmidt, Schriftführer, Berlin N. 58, Schönhauser Allee 158 c; Prof. Dr. H. Winckler, Wilmersdorf; Prof. Dr. Br. Meißner, Breslau; Lic. Dr. Alfr. Jeremias, Leipzig; Prof. Dr. F. E. Peiser, Königsberg; Dr. Freih. von Bissing, München. — Herausgeber der „Mitteilungen“: Prof. Dr. H. Winckler, Wilmersdorf b. Berlin, Bingerstr. 80, des „Alten Orient“: Derselbe und Lic. Dr. Alfr. Jeremias, Leipzig, Hauptmannstraße 3.

Inhalt der bisher erschienenen Hefte des „Alten Orient“ (Preis 60 Pf.):

Ägypter als Krieger und Eroberer in Asien. 7 Abb. W. M. Müller. 5_1
Altbabylonisches Recht. Mit 1 Abb. Von B. Meißner. 7_1
Amarna-Zeit. Von C. Niebuhr. 1_2
Arabien vor d. Islam. O. Weber. 3_1
Aramäer. Von A. Sanda. 4_3
Äthiopien. 1 Abb. W. M. Müller. 6_2
Babylonische Hymnen und Gebete. Von H. Zimmern. 7_3
Dämonenbeschwörung bei d. Babyloniern u. Assyrern. O. Weber. 7_4
Deutung der Zukunft bei den Babyloniern u. Assyrern. A. Ungnad. 10_3
Entzifferung der Keilschrift. 3 Abb. Von L. Messerschmidt. 5_2
Euphratländer und das Mittelmeer. Mit 3 Abb. Von H. Winckler. 7_2
Festungsbau im Alten Orient. Mit 15 Abb. Von A. Billerbeck. 1_4
Forschungsreisen in Süd-Arabien. 3 Kartensk. u. 4 Abb. O. Weber. 8_4
Geschichte der Stadt Babylon. Von H. Winckler. 6_1
Glasers Forschungsreisen in Südarabien. Mit 1 Bild Glasers. Von Dr. Otto Weber. 10_2
Hammurabi. Sein Land und seine Zeit. Mit 3 Abb. Von F. Ulmer. 9_1
Hammurabis Gesetze. Mit 1 Abb. Von H. Winckler. 4_4
Hettiter. 9 Abb. L. Messerschmidt. 4_1
Himmels- u. Weltenbild der Babylonier. 2 Abb. H. Winckler. $3_{2/3}$
Hölle und Paradies bei den Babyloniern. Von A. Jeremias. 1_3
Keilschriftmedizin in Parallelen. 1 Schriftt. Freih. v. Oefele. 4_2
Magie und Zauberei im alten Ägypten. Von A. Wiedemann. 6_4
Ninives Wiederentdeckung. Von R. Zehnpfund. 5_3
Phönizier. Von W. v. Landau. 2_4
Phöniz. Inschrift. W. v. Landau. 8_3
Phrygien. Mit 15 Abbildungen. Von E. Brandenburg. 9_2
Politische Entwicklung Babyloniens u. Assyriens. Von H. Winckler. 2_1
Sanherib. König von Assyrien. Von O. Weber. 6_3
Schrift u. Sprache d. alten Ägypter. Mit 3 Abb. W. Spiegelberg. 8_2
Stadtbild von Babylon. Mit 1 Abb. u. 2 Plänen. F. H. Weißbach. 5_4
Tell Halaf. Mit 1 Kartensk. u. 15 Abb. Von M. v. Oppenheim. 10_1
Tote u. Toten-Reiche im Glauben d. alten Ägypter. A. Wiedemann. 2_2
Unterhaltungsliteratur der alten Ägypter. Von A. Wiedemann. 3_4
Urgeschichte, Biblische u. babylon. Von H. Zimmern. 2_3
Völker Vorderasiens. H. Winckler. 1_1
Weltschöpfung, Babylonische. 1 Abb. Von H. Winckler. 8_1
Der Zagros u. seine Völker. Mit 3 Kartensk. u. 35 Abb. G. Hüsing. $9_{3/4}$

Das Verlangen, den Schleier der Zukunft zu lüften und künftiges Geschehen und Ergehen vorauszusehen, hat das menschliche Herz von jeher bewegt. Nicht nur die Neugierde, sondern insbesondere der Wunsch, Handeln und Tun so einzurichten, daß sie die denkbar besten Früchte tragen, haben jenes Verlangen entfacht. Wollte man dem ersehnten Ziele näher kommen, so galt es vor allem, Einblicke in den Kausalnexus der Dinge zu gewinnen und für die Einzelerscheinungen großzügige Gesetze aufzustellen. Das Altertum hat diese schwere Aufgabe mehrfach zu lösen versucht und ist in seiner Weise zu viel befriedigenderen Resultaten gelangt als die moderne Wissenschaft.

Um ein System oder auch nur Ansätze zu einem solchen zu gewinnen, konnte das Altertum die Empirie ebensowenig entbehren wie die Neuzeit; es unterscheidet sich von dieser nur durch die Art, wie es sein Material sammelt. Es verfährt hierbei ebenso kritiklos wie das Kind, indem es von zeitlicher Folge den naheliegenden Schluß auf eine ursächliche macht, ohne die Frage nach der Möglichkeit eines inneren Zusammenhanges zu prüfen. Sich mit solchen Fragen überhaupt zu befassen, war für das Altertum und so auch für den alten Orient etwas Überflüssiges; wo der Mensch einen Zusammenhang nicht zu erkennen vermochte, glaubte er voraussetzen zu können, daß Wesen im Spiele waren, die er mit seinen Sinnen nicht begreifen konnte: Geister und Götter. Daß aber auch diese nicht nach Willkür schalten und walten konnten, mußte schon die Tatsache beweisen, daß gewisse Erscheinungen, die dem Menschen ihrem inneren Wesen nach unbegreiflich waren, sich mit unwandelbarer Regelmäßigkeit wiederholten. Somit waren auch hier die Vorbedingungen gegeben, wenn auch nicht das Wesen, so doch die zeitliche Aufeinanderfolge bestimmter Vorgänge — namentlich himmlischer — im voraus zu bestimmen.

Die Erkenntnis, daß überall in der Welt Kausalzusammen-

hänge existieren, deren gegenseitige Beziehungen der Mensch nicht immer zu erforschen vermag, verleitete den alten Orientalen zu dem verhältnismäßig naheliegenden Schlusse, daß man auch dann, wenn ein Zusammenhang zweier zeitlich aufeinanderfolgender Erscheinungen nicht erkennbar war, dennoch einen solchen — oder doch die Möglichkeit eines solchen — vorauszusehen habe, ja, daß im großen und ganzen alle Dinge in einem ursächlichen Zusammenhange ständen, der wenigstens teilweise empirisch festgestellt werden könne.

Als ein weiteres Moment kommt noch der Glaube hinzu, daß alles Geschehen sich nach bestimmten Prinzipien wiederhole. Tag und Nacht mit ihrem regelmäßigen Wechsel von Licht und Finsternis, das Jahr mit dem ebenso regelmäßigen Wechsel der Jahreszeiten und ähnliche in fester Folge wiederkehrende Erscheinungen haben wohl die Vorstellung wachgerufen, daß auch auf Gebieten, wo es weniger augenfällig war, ein regelmäßiger Kreislauf der Dinge anzunehmen sei, daß das, was heute geschieht, schon oft in ganz ähnlicher Weise geschehen sei und noch oft geschehen werde. Der Willkür ist daher nur wenig Spielraum gelassen, denn es gibt keinen Zufall, sondern nur Bestimmung. Die Schicksalstafeln schreiben der Welt ihren Gang in allen Einzelheiten vor, und auch die Götter müssen sich ihnen fügen. Von einem solchen Gesichtspunkte aus betrachtet, gewinnt auch das scheinbar Unwichtige und Zufällige an Wert; es ist ein Glied in der großen Kette des Geschehens, das für den Zusammenhang des Ganzen, wenn es auch klein ist, dennoch seine Bedeutung hat, das man also nicht ohne Gefahr ignorieren darf. Eine gewisse Inkonsequenz zeigt sich indes, was gleich bemerkt sein mag, darin, daß man nicht den freien Willen des Menschen zu leugnen wagte: oder richtiger wohl, man bemerkte garnicht, daß die Voraussetzung einer solchen Willensfreiheit gegen das „System" verstieß. Der Mensch kann also sein Handeln nach verschiedenen Seiten hin entfalten; da er jedoch von vornherein noch nicht weiß, welche die für ihn günstigere ist, so muß er versuchen, einen Einblick in den Zusammenhang der Dinge zu gewinnen, um von den verschiedenen Möglichkeiten die beste wählen zu können.

Ein solcher Einblick wurde, wie schon bemerkt, zunächst auf empirischem Wege gewonnen. Bei irgend einem Unglück erinnerte man sich, daß zuvor ein auffälliges Geschehnis beobachtet wurde; deshalb glaubte man sich zu der Annahme berechtigt, daß ein

gleiches Geschehnis auch ein andres Mal der Vorbote eines Unglücks sein werde. Mit reiner Empirie konnte man indes bei der Fülle des Geschehenden nicht auskommen; man mußte versuchen, gewisse Grundideen zu erkennen, um in Fällen, wo die Erfahrung versagte, rein theoretische Konstruktionen vorzunehmen. Hier gilt vor allem das „Gesetz der gegenseitigen Entsprechungen“. Ein als Omen betrachtetes Geschehnis galt z. B. im allgemeinen als ein günstiges Zeichen, wenn es selbst einen günstigen Verlauf nahm, als ungünstig dagegen, wenn es selbst ungünstig oder unnormal verlief. Eine andre Grundanschauung war die, daß bestimmte Richtungen glück- oder unglückbringend waren.

So war es den Wahrsagepriestern verhältnismäßig leicht, rein aus der Theorie schöpfend, Kompendien anzulegen, die auf alle erdenklichen Fälle Rücksicht nahmen und gelegentlich sogar solche Geschehnisse als möglich ansetzten, von denen man schon früh erkennen mußte, daß sie niemals eintreten konnten.

Bei der Abfassung dieser „Handbücher der Wahrsagekunst“ war noch ein andres Moment maßgebend: man suchte ihnen den Anstrich einer ehrwürdigen Altertümlichkeit zu geben, indem man sie in längst vergangene Zeiten zurückprojizierte; dadurch erzeugten sie den Anschein einer durch die Jahrhunderte erprobten Gediegenheit und Zuverlässigkeit. So ist eine Sammlung von Omen aus der Leberschau (s. u.) in die Zeit des alten Heldenkönigs Sargon von Akkad (um 2600 v. Chr) verlegt worden. Sie gibt bei jedem Omen an, was dem Könige auf Grund des gleichen Omens zugestoßen sei, und will somit einen Kanon für künftige Herrscher bilden, die dem Ruhme jener Heldengestalt nacheifern wollen. Derartige Omen, die auf historische Ereignisse zurückgehen, sind für die Geschichtsforschung von unvergleichlichem Werte, da es sich zeigt, daß die babylonischen Priester bei der Ausarbeitung dieser Sammlungen nicht willkürlich vorgingen, sondern gewissenhaft alte Chroniken benutzten, um sich das gewünschte historische Material zu verschaffen. Für die Zeit Sargons war bis vor wenigen Jahren das erwähnte Omenwerk die einzige, natürlich von vielen Seiten stark angezweifelte Geschichtsquelle. Nachdem nunmehr aber durch Quellen aus der Zeit Sargons selbst nachgewiesen werden kann, daß eine ganze Anzahl der historischen Daten des Omenwerkes auf guter Überlieferung beruhen, wird man nicht umhin können, auch die noch nicht durch alte Zeugnisse gesicherten als zuverlässig anzusehen. Weitere geschichtlich wertvolle Notizen,

die wir Omenwerken verdanken, sind z. B. die über das Ende der Ur-Dynastie (etwa 2475—2360), deren letzter König Ibi-Sin von den Elamitern in die Gefangenschaft geführt wurde, oder über den Tod des bekannten Königs Urumusch von Kisch, der einer Palastrevolution zum Opfer fiel.

Immerhin sind historische Bemerkungen in Omenwerken recht selten. Im allgemeinen genügte es, wenn man das betreffende Kompendium in das Milieu der alten Zeit versetzte, indem man etwa die modernen Länder- und Völkernamen mit alten ungebräuchlichen vertauschte. Dies tut vor allem ein großes astrologisches Omenwerk, das aus ungefähr 70 Tafeln zu je rund 100 Omen bestand und noch in zahlreichen Bruchstücken aus der Bibliothek Asurbanipals (668—626 v. Chr.) erhalten ist. Wenn es auch den Namen Sargons nicht erwähnt, so will es dennoch den Anschein erwecken, aus jener grauen Vorzeit zu stammen; denn es teilt die Welt noch in derselben Weise ein, wie man sie damals nach politischen Gesichtspunkten einteilte, nämlich in Akkad (d. i. eigentlich Nordbabylonien, schließt hier aber wohl auch Sumer, Südbabylonien, mit ein), Elam, Amurru und Subartu. Dieses waren die vier Großstaaten der Zeit Sargons von Akkad, die die vier Viertel (kibrat irbitti) der „zivilisierten Welt" ausmachten; zur Zeit Asurbanipals und schon lange zuvor waren die politischen Verhältnisse ganz andere. Wohl hatten sich Elam und Akkad-Babylonien durch die Jahrtausende hindurch erhalten, aber ein Königreich Amurru gab es ebensowenig mehr wie das einst von hethitischer Rasse bevölkerte Subartu. Der Wahrsagepriester der Spätzeit, der für einen bestimmten Fall seine Voraussage geben mußte, war daher genötigt, für die alten Bezeichnungen die zu seiner Zeit gebräuchlichen wieder einzusetzen; er mußte dann Amurru durch die Westländer und Subartu durch Assyrien ersetzen, das zur Zeit des alten Sargon noch garnicht existierte[1]. In einem astrologischen Rapport an den König Asurbanipal wird diese notwendige Vertauschung der alten durch jüngere politische Begriffe ausdrücklich bezeugt. Der Hofastrolog exzerpiert hier eine Stelle aus dem großen Omenwerk,

1) Die Stadt Assur wurde von Uschpia und Kikia gegründet, die sich durch ihre Namen als Angehörige des hethitischen (genauer mitannischen) Volkes erweisen. Diese Gründung muß vor der Hammurapi-Dynastie stattgefunden haben, da es in dieser Zeit bereits ein assyrisches Königreich unter semitischen Fürsten gab.

die eine Voraussage für Subartu enthält, und fügt dann hinzu: „Subartu sind wir", d. h. die Assyrer.

Unter der großen Fülle von Omen lassen sich deutlich zwei Gruppen unterscheiden, nämlich solche, die der Mensch willkürlich hervorrufen kann, und solche, deren Zustandekommen ohne menschliches Zutun geschieht. Zu der ersten Klasse gehört vor allem die Leberschau, zur letzten die Astrologie und die Menge der sich „zufällig" bietenden Erscheinungen auf Erden. Man kann sich schwer vorstellen, daß die erstgenannte Gruppe die ursprünglichere ist; denn der primitive Mensch mußte erst einmal versuchen, die Zusammenhänge der großen Weltenmaschine zu verstehen lernen oder sich wenigstens nach seinem Vorstellungsvermögen zu deuten, ehe er es wagen konnte, selbsttätig in das Getriebe der Ketten und Räder einzugreifen.

Dennoch sind gerade die „willkürlichen" Omina zuerst bezeugt, was indes ein bloßer Zufall sein mag. Die erste Erwähnung der Leberschau scheint sich bereits bei Gudea, dem bekannten Vizekönig von Lagasch zu Beginn der Ur-Dynastie (um 2450), zu finden. In der Zeit der Hammurapi-Dynastie (etwa 2230—1930 v. Chr.) war die Leberschau bereits zu einem vollen System ausgearbeitet. Dieses wird einerseits durch das Modell einer Tonleber erwiesen, die sich im Britischen Museum befindet und ganz und gar mit Omendeutungen in altbabylonischer Kursivschrift beschrieben ist, andrerseits durch eine Anzahl kleiner Tontafeln, auf denen die bei einer Opferschau gewonnenen Beobachtungen verzeichnet und die zum Teil sogar auf Tag, Monat und Jahr datiert sind. Sie bieten in ihrer Terminologie ein so regelmäßiges Schema, daß man ein festes System der Leberschau bereits für diese Zeit annehmen muß.

Der Grund, daß man gerade die Leber als das günstigste Objekt der Wahrsagekunst ansah, war zunächst der, daß dieses Organ den Alten als Sitz des Lebens galt. Zu dieser Vorstellung führte höchst wahrscheinlich die stets wechselnde Gestalt der Leber, die man bei geschlachteten Tieren schon früh bemerken mußte: die Anordnung der einzelnen Teile, so der Gallenblase und der verschiedenen Gallengänge, die merkwürdigen, größtenteils durch Adern und Sehnen hervorgerufenen Markierungen und andre auffällige Erscheinungen, die bei anderen Organen viel weniger hervortreten, erweckten den Gedanken, daß die Leber der sichtbare Sitz der seelischen Vorgänge sei, deren Kompliziertheit auf diese Weise eine

gewisse Erklärung fand. Was für einen Nutzen konnte es dem Menschen indes bieten, bei der Opferschau gewissermaßen einen Blick in das Seelenleben eines geschlachteten Tieres zu werfen? Die einzige Erklärung, die man hierfür finden kann, liegt wohl in der Vorstellung des alten Orients, daß der Mikrokosmos nur ein Abbild des Makrokosmos ist, daß beide in einer genau geregelten Harmonie stehen, daß man also das, was von dem einen gilt, auf den andern übertragen kann. Eine solche Vorstellung konnte sich entwickeln, sobald man bemerkte, daß auch das organische Leben Kreisläufe beschreibe, die zu den Kreisläufen der Natur eine gewisse Parallele bieten. Ähnliche Grundanschauungen scheint auch die etruskische Leberschaukunde zu haben, die überhaupt viele Berührungspunkte mit der babylonischen zeigt.

Die babylonischen Priester haben für jede kleine bemerkbare Erscheinung auf der Leberfläche bestimmte Termini geprägt, deren Deutung naturgemäß die größten Schwierigkeiten bereitet und trotz der eingehendsten Forschungen erst dann eine endgültig befriedigende sein wird, wenn Lebermodelle bekannt geworden sind, die die babylonischen Namen der einzelnen Bestandteile angeben. Nur bei wenigen Ausdrücken liegt die Deutung ganz klar auf der Hand, so bei martu „Das Bittere", womit nur die Gallenblase, und bei ubanu „Finger", womit nur der fingerartige Auswuchs der Leber (processus pyramidalis) gemeint sein kann.

Die Terminologie der Leberschaupriester möge ein Bericht über den Verlauf einer Opferschau veranschaulichen, die vor dem Bildnisse des als Gott verehrten Königs Hammurapi vorgenommen wurde, und zwar am 21. Addar des 10. Regierungsjahres seines Ururenkels Ammizaduga (um 1975 v. Chr.). Dieser Text ist der älteste datierbare Leberschautext, der bisher bekannt geworden ist. Er enthält nur die Beobachtungen selbst, ohne die Deutungen beizufügen. Man hat daher anzunehmen, daß er die Aufzeichnungen des oder eines bei der betreffenden Opferschau tätigen Priesters bietet, die erst später mit Hilfe von Lehrbüchern genauer untersucht und mit Deutung versehen wurden. Es heißt hier (Z. 13 ff.):

Resultat der Opferschau: Der Standort war lang. Auf der rechten Seite des Standortes waren zwei Vertiefungen (?) gelegen. Einen Pfad hatte sie (die Leber). Die linke Seite des Pfades war gespalten. Ein ... war auf der linken Seite des Pfades gelegen. Die Verstärkung war losgerissen. In der Mitte des Palasttores war ein Riß (?), und dieser war zerfasert (?). Eine

Blase (?) hatte sie (die Leber). In . . . befand sich eine Waffe[1] und diese schaute nach dem Haupte der Galle. Die Galle war auf der linken Seite nach unten hin erweitert (?). Auf der linken Seite der Galle war ein Fuß inmitten eines (andern) Fußes. Die linke Seite der Galle war in zwei Teile gespalten. Auf der linken Seite der Galle war ein Fuß. Auf der linken Seite des Fingers hatte sich eine Waffe von rechts nach links hin erhoben. Auf der Rückseite des Fingers war in der Mitte eine Waffe gelegen und diese schaute nach unten. Die Kopfbinde der Leber war gespalten. Die Leber . . . rechts. Das Haupt der Leber war auf der linken Seite gespalten.

Man sieht, daß der Priester nicht unter Mangel an Beobachtungsmaterial zu leiden hatte! Bei der überreichen Fülle dessen, was man auf einer Schafsleber bemerkte oder wenigstens zu bemerken glaubte, muß es keine geringe Arbeit erfordert haben, die Deutung jedes einzelnen Omens aus den Kompendien herauszusuchen. Denn das mußte der Wahrsager erst tun, um das Gesamtresultat der betreffenden Opferschau festzustellen.

Diese Kompendien, von denen sich eine erhebliche Anzahl großer und kleiner Stücke aus der Bibliothek Asurbanipals erhalten hat, wurden, um dem forschenden Priester die Arbeit zu erleichtern, im allgemeinen nach den verschiedenen Bestandteilen der Leber geordnet. So gab es ganze Reihen, die sich nur mit dem „Standort“ befaßten. Der Priester, der die oben angeführte Opferschau zu bearbeiten hatte, mußte also in der Tontafelbibliothek seines Tempels sich zunächst die Serie „Standort“ heraussuchen und dann hierin nachlesen, bis er die Beobachtung fand: „Ist der Standort lang“. Hier war dann als Deutung etwa angegeben: „so werden die Tage des Fürsten lang sein“. Das Omen war also günstig. Ebenso mußte er bei allen andern der aufgezählten Beobachtungen verfahren. Erst dann konnte er das Gesamtresultat ziehen und dem Ratsuchenden mitteilen, ob die Opferschau ihm Glück oder Unglück künde.

Um einen Einblick in die Leberschautexte zu bieten, seien zunächst die Omina der Sammlung mitgeteilt, die aus der Zeit des Königs Sargon zu stammen vorgibt und auf die oben (S. 5) bereits hingewiesen ist. Alle diese Omina behandeln einen Teil der Leber, der Esch geschrieben wird, dessen Bedeutung jedoch unbekannt ist. Es heißt hier:

Gesetzt das Esch ist ganz und gar von der Gallenblase umschlossen, so ist dies ein Vorzeichen Sargons, der auf dieses Orakel hin nach dem Lande

[1]) Abbilder göttlicher Waffen glaubte man in einzelnen Markierungen auf der Leberfläche erkennen zu können.

Elam zog, die Elamiter alsdann niederwarf, sie umzingelte und ihnen die Zufuhr abschnitt.

Der rein theoretische Charakter dieser Voraussage ist klar; er beruht wiederum auf dem Gesetze der Entsprechungen: wie die Gallenblase den betreffenden Leberteil umschloß, so umzingelte Sargon seine Feinde. Das zweite Omen lautet:

Gesetzt, das Esch ist ganz und gar von der Gallenblase umschlossen, das [. . .] fällt darüber hinweg, während die Gallenblase nach hinten zu fällt und dabei fest sitzt, so ist dies ein Vorzeichen Sargons, der auf dieses Orakel hin nach Amurru zog, Amurru sodann niederwarf und auf diese Weise die Herrschaft über die vier Weltteile[1] gewann.

Hier deutet der Umstand, daß ein Bestandteil über den andern hinwegfällt, die Unterwerfung des Feindes an. Weiter heißt es:

Gesetzt, der Bau des Esch ist rechts und links (besonders) dick, ..., während der Finger (d. i. der processus pyramidalis) darauf ruht, so ist dies ein Vorzeichen Sargons, der auf dieses Orakel hin die Machtstellung Babylons beseitigte, Erde vom . . . des Ginna-Tores fortnahm, alsdann [. . . . .] und bei der Stadt Akkad eine (neue) Stadt gründete, ihren Namen [. . .] nannte und [. . . .] darinnen ansiedelte.

Vielleicht galt die ungewöhnliche Dicke des Leberteils als ein Hinweis auf Ausdehnung der Herrschaft. Die nächsten drei Abschnitte sind fast völlig zerstört. Sie beziehen sich teils auf den Feldzug nach Amurru, teils auf den gnädigen Beistand, den die Göttin Ischtar dem König gewährte. Der Text fährt dann fort:

[Gesetzt, das Esch ist wie der Kopf] eines Löwen gestaltet, so ist dies ein Vorzeichen Sargons, der auf dieses Orakel hin, [mit Ischtars Herrscherring beschenkt,] emporkam, keinen Widerpart oder Gegner hatte, seinen Schrecken über die Länder ausgoß, das Weltmeer überschritt, im dritten Jahre im Westen [alle Länder] eroberte, sie unter einheitliche Verwaltung brachte, seine Bildsäulen im Westen [aufstellte] und ihre Beute im Meerlande übersetzte.

Hier ist die löwenkopfähnliche Gestaltung eine Hindeutung auf die unvergleichliche Macht Sargons. Weiter lesen wir:

[Gesetzt, das Esch] ist weit wie ein Deckel (?), ohne daß ein Finger vorhanden ist, und der Standort ist lang und umschließt das Esch, so ist dies ein Vorzeichen Sargons, der auf dieses Orakel hin seinen Palastbezirk auf 5 Meilen an Umfang (?) erweiterte, worauf die Vornehmen zu ihm hintraten und zu ihm sagten: „Wohin sollen wir gehen?“

Auch hier ist die Beziehung zwischen der Weite des Leberteils und der Ausdehnung des Palastbezirks augenfällig. Das nächste Omen lautet:

Gesetzt, das Esch ist weit wie ein Deckel (?), ohne daß ein Finger vorhanden ist, während rechts von der Gallenblase eine Waffe liegt (?), die nach

[1]) Diese sind Akkad, Elam, Subartu und Amurru. Sargons Zug nach Amurru fand demnach erst nach Eroberung Elams und Subartus statt.

links schaut, und vor ihr die linke Seite der Gallenblase gespalten ist, so ist dies ein Vorzeichen Sargons, der auf dieses Orakel hin infolge einer Empörung des Kastubila von Kasalla nach dem Lande Kasalla zog, ihnen eine Niederlage beibrachte, sie überwältigte, ihr großes Heer niederwarf, Kasalla in Staub und Ruinen verwandelte und so vernichtete, daß kein Vogel eine Ruhestätte dort finden konnte.

Die Waffe weist auf Kampf, da sie aber rechts liegt, auf einen günstig verlaufenden; die Spaltung der Gallenblase ist ein Zeichen drohender Empörung; daß die linke Seite gespalten ist, verkündet dem Empörer einen unheilvollen Ausgang seines Unternehmens an. Weiter heißt es:

Gesetzt, das Esch ist weit wie ein Deckel (?), ohne daß ein Finger vorhanden ist, während rechts von der Gallenblase eine Waffe liegt (?), die nach links schaut, und vor ihr 7 Spalten sind, so ist dies ein Vorzeichen Sargons, gegen den auf dieses Orakel hin die Ältesten des ganzen Landes revoltierten, ihn in der Stadt Akkad belagerten, worauf Sargon auszog, ihnen eine Niederlage beibrachte, sie überwältigte, ihr großes Heer niederwarf, ihre Habe auf sie band und die Stätte der Ischtar anrief[1].

Die Waffe und die Spalten bedeuten Kampf und Empörung; ein gutes Ende ist dadurch gesichert, daß die Waffe auf der rechten Seite liegt. Das letzte auf Sargon bezügliche Omen lautet:

Gesetzt, das Esch hat zwei Finger, eine Waffe erhebt sich links und rechts, eine Verstärkung und eine Blase (?) liegen auf der linken Seite, die eine Waffe ist niedergedrückt und die (andre,) linke Waffe umschließt die Gallenblase, der Pfad zur Linken der Gallenblase ist doppelt, und Verdickungen (?) sind vorhanden, so ist dies ein Vorzeichen Sargons, gegen den sich auf dieses Orakel hin Subartu in seiner Massigkeit erhob, sich (seiner) Waffe jedoch unterwarf, worauf Sargon ihre Wohnsitze (neu) besiedelte, ihnen eine Niederlage beibrachte, sie überwältigte und ihr großes Heer niederwarf[2]. Auch versammelte (?) er seine Streitkräfte und brachte sie nach der Stadt Akkad hinein.

Einige weitere Abschnitte beschäftigen sich mit den Taten des Sohnes und Nachfolgers Sargons, des Königs Naram-Sin. Von Bedeutung für die Art der Komposition dieser Omensammlung ist es, daß sich vor kurzem eine rein historische Gesichtspunkte verfolgende Chronik gefunden hat, die aus derselben Quelle schöpft.

Wollte man die Sammlung in einem bestimmten Fall benutzen, so war man genötigt, den Nachsatz des betreffenden Omens erst zu verallgemeinern. Die meisten Kompendien der Leberschaukunde tun dies bereits; ihre Nachsätze enthalten Bemerkungen, die für die Allgemeinheit von Wichtigkeit sind: kriegerische Operationen, das

---

1) Der letzte Satz ist unverständlich und jedenfalls verderbt überliefert.

2) Diese letzten drei Aussagen dürften versehentlich aus einem der früheren Abschnitte an diese Stelle geraten sein.

Wohl und Wehe des Königs oder der königlichen Familie, Ernte und Marktpreise usw.; nur ganz selten befassen sie sich mit der Person des Einzelnen. Ein paar Beispiele mögen dies zeigen:

Gesetzt, der Finger ist wie das Ohr eines Löwen, während der linke Teil der Rückseite fehlt, so wird das Heer des Fürsten nicht seinesgleichen haben.

Gesetzt, der Finger ist wie die Zunge eines Rindes, so werden die Generäle des Fürsten sich gegen ihn empören.

Gesetzt, der Finger ist wie der Kopf eines Schafes, so wird der Fürst zu vollster Macht gelangen.

Diese Beispiele sind der Reihe nach einem Kompendium entnommen, das sich mit der Gestalt des Leberfingers, d. i. des processus pyramidalis, beschäftigte und eine ganze Anzahl von Tontafeln umfaßte. Umfangreiche Serien herzustellen konnte nicht schwer fallen, wenn man, wie unser Text es tut, Vergleiche mit allen möglichen Körperteilen von Tieren vornimmt; man muß sich nur wundern, wie ein Priester sich in diesem Chaos zurechtfinden konnte. Noch umfangreicher sind die Beobachtungen, die aus der Beschaffenheit des „Pfades“ abgeleitet werden, wie die folgenden:

Gesetzt, der Pfad ist doppelt, während die Basis eine einheitliche ist, so wird der König einen Löwen töten oder der König wird seinen Rivalen töten.

Gesetzt, der Pfad ist doppelt, und in dem oberen fließen dunkle oder helle Wasser, so wird mein Heer auf dem Zuge, den es unternimmt, von Durst befallen werden, ungesundes Wasser trinken und daran zugrunde gehen.

Gesetzt, der Pfad ist doppelt, und der obere schließt den unteren ein, so wirst Du die Stadt des Feindes einschließen und erobern.

Gesetzt, der Pfad ist doppelt, und der untere schließt den oberen ein, so wird der Feind Deine Stadt einschließen und erobern.

Obwohl die soeben angeführten Omina sämtlich der gleichen Serie angehören, tragen sie kein einheitliches Gepräge, wie schon der Wechsel zwischen erster, zweiter und dritter Person in den Nachsätzen zeigt: sie dokumentieren sich dadurch als Ineinanderschachtlungen älterer Werke, die man indes nicht einmal umzuarbeiten oder einheitlich zu gestalten für nötig befunden hat; wir bemerken hier eine beachtenswerte Parallele zu der Arbeitsweise des Redaktors des Pentateuchs, der ja ebenfalls darauf verzichtete, Unstimmigkeiten der Quellen auszugleichen.

In den bisher betrachteten Omen der Leberschau wurden ausschließlich Staatsaktionen behandelt, und dies ist, wie bereits gesagt, die Regel; nur ganz selten werden Privatangelegenheiten berücksichtigt; man vergleiche:

Gesetzt, zwischen dem „Standort“ und dem „Pfade“ ist eine Zeich-

nung[1] zweimal gezeichnet, so wird die Ehefrau des Betreffenden ihren Mann umbringen lassen.

Gesetzt, der Kopf des „Standortes“ hat zur Seite einer auf dem „Standort“ befindlichen Zeichnung eine Vertiefung, ... so wird der Erbsohn des Betreffenden sterben.

Manche Texte halten sich ganz allgemein, z. B.:

Gesetzt, der Kopf des „Standortes“ ist gespalten, so ist das betreffende Omen nicht günstig.

Gesetzt, auf der linken Seite der Gallenblase und der rechten Seite der Gallenblase ist eine Vertiefung, so ist das betreffende Omen nicht günstig.

Gesetzt, die Gallenblase ist übernormal groß, so ist es nicht günstig, bei einer ungünstigen Sache ist es günstig.

Das letztere darf man wohl folgendermaßen erklären: wünscht der Orakelsuchende Auskunft über eine für ihn ungünstige Sache — etwa über den Verlauf einer gegen ihn gerichteten Revolte —, so ist das betreffende Omen glückverheißend für das gegen den Betreffenden zielende Unternehmen; d. h. die Revolte, oder was es auch sein mag, wird Erfolg haben.

Es würde zu weit führen, wollten wir auf die Einzelheiten der Leberschau noch weiter eingehen, zumal die gegebenen Beispiele deutlich die Grundsätze, nach denen diese „Wissenschaft“ verfuhr, erkennen lassen. Es ist noch notwendig, einen kurzen Blick auf die Praxis zu werfen.

Nachdem unter Zuhilfenahme eines höchst umständlichen und in den Einzelheiten streng geregelten zeremoniellen Apparates die Vorbereitungen zum Opfer getroffen waren, hatte der Petent seine Fragen und Wünsche in Form eines Gebetes zum Ausdruck zu bringen. Eine ganze Reihe derartiger an Schamasch, den Sonnengott, gerichteter Anfragen, die dem 7. vorchristlichen Jahrhundert angehören und meist die wichtigsten politischen Aktionen zum Gegenstand haben, sind uns erhalten. Hier heißt es zum Beispiel:

Schamasch, großer Herr, was ich Dich frage, beantworte mir mit fester Zusage! Wird von diesem Tage an, d. i. dem dritten Tage dieses Monats, des Monats Ijar, bis zum 11. Tage des Monats Ab dieses Jahres, also innerhalb dieser 100 Tage und 100 Nächte, der für die Wahrsagung festgesetzten Zeit, entweder Kaschtariti nebst seinen Kriegern oder die Krieger der Kimerier oder die Krieger der Meder oder die Krieger der Mannäer oder irgend ein beliebiger Feind seine Pläne ausführen? Werden sie durch Ansturm (?) oder durch Gewalttat oder durch Waffengewalt, Kampf und Schlacht, oder durch Bresche oder durch Zerstörung der Mauern, durch Belagerungs-

1) Es handelt sich wiederum um eine „Waffe“ oder ähnliche Markierung. Einzelne Leberschautexte fügen zur Erläuterung Abbildungen solcher Markierungen bei, die man früher irrtümlich als geometrische Figuren angesehen hat.

werkzeuge aller Art[1] oder durch Hungersnot oder durch namentliche Bestimmung eines Gottes oder einer Göttin, oder durch freundliche Rede und freundliches Übereinkommen, oder durch irgendwelche Kriegslist, die zur Einnahme einer Stadt dient, die Stadt Kischassu einnehmen? Werden sie in jene Stadt Kischassu hineingelangen? Werden ihre Hände jene Stadt Kischassu erobern? Wird sie ihren Händen zuteil werden? Deine große Gottheit weiß es!

Ist die Einnahme jener Stadt Kischassu durch die Hand irgendwelcher Feinde vom heutigen Tage an bis zu dem von mir angegebenen Termin auf Geheiß und Befehl Deiner großen Gottheit, o Schamasch, großer Herr, befohlen und festgesetzt? Wird man es sehen, wird man es hören?

Nach einem Gebet, in dem der Gott vor allem aufgefordert wird, etwaige Versehen ritueller Art gnädigst zu verzeihen, wird die Anfrage nochmals kurz wiederholt:

Ich frage Dich, Schamasch, großer Herr, ob von diesem Tage an, d. i. dem dritten Tage dieses Monats, des Monats Ijar, bis zum 11. Tage des Monats Ab dieses Jahres, Kaschtariti nebst seinen Kriegern oder die Krieger der Kimerier oder die Krieger der Mannäer oder die Krieger der Meder oder irgend ein beliebiger Feind jene Stadt Kischassu einnehmen und in jene Stadt Kischassu hineingelangen werden, ob ihre Hände jene Stadt Kischassu erobern werden, und ob sie ihren Händen zuteil werden wird.

Nachdem alsdann das für die heilige Handlung bestimmte Schaf geschlachtet worden war, wurde von einem Priester, der wohl speziell für solche Zwecke ausgebildet war, die Leber des Tieres eingehend untersucht und die Beobachtungen sofort notiert. Diese Notizen wurden der Anfrage beigefügt und das Ganze dem Kollegium der Wahrsagepriester zur weiteren Bearbeitung übergeben. Während das Resultat der Opferschau am Schluß der einzelnen Anfragen stets angegeben wird, wird die Antwort selbst nicht auf demselben priesterlichen „Aktenstück" vermerkt. Wir haben anzunehmen, daß Priester, die in den Kompendien besonders bewandert waren, sofort nach Eingang der Beobachtung alle irgendwie inbetracht kommenden Omina nebst ihren Antworten heraussuchten. Diese mußten dann noch weiterhin zu einem einheitlichen Gesamtresultat vereinigt und in eine gefällige Form gebracht werden.

Antworten auf die besprochenen Anfragen an den Sonnengott sind leider nicht auf uns gekommen, wohl aber solche anderer Götter, von denen wir gewiß anzunehmen haben, daß auch sie eine Anfrage auf Grund einer Opferschau oder andrer Vorzeichen voraussetzen. So lautet eine an König Asarhaddon (680—668) gerichtete Orakelantwort der Göttin Ischtar von Arbela:

Ich bin Ischtar von Arbela. O Asarhaddon, König von Assyrien! In

---

[1]) Die Namen werden angeführt.

Assur, Ninive, Kalach und Arbela werde ich Asarhaddon, meinem Könige, lange Tage und dauernde Jahre geben . . . Fürchte Dich nicht, o König, ich rede zu Dir; denn ich habe Dich nicht verworfen.

Während diese Antwort in ganz allgemeiner Form eine Zusicherung des Beistandes der Göttin enthält und ein glückliches Gelingen der Absichten des Königs verheißt, geben andre bestimmtere Angaben über den Verlauf politischer Ereignisse, so die folgende, dem Gotte Aschur in den Mund gelegte:

Die Kimmerier werde ich in seine (des Königs) Hand geben. Feuer werde ich in Ellipi anzünden.

Die Anfragen an den Sonnengott führen uns bereits in das 7. Jahrhundert, aber auch noch später finden wir die Leberschau als das hauptsächlichste Mittel, sich Auskünfte von den Göttern zu verschaffen. Noch in den Inschriften Nabunaïds, des letzten Chaldäerkönigs (555—539 v. Chr.), wird die Leberschau vielfach erwähnt, ja einigemale werden sogar Omina nebst ihren Deutungen angeführt. Wir dürfen auch wohl annehmen, daß die Eroberung Babylons durch die Perser (539), die ja im Grunde genommen zunächst nur einen Dynastiewechsel bedeutet, keineswegs das Ende des wichtigsten Zweiges der Wahrsagekunst darstellt; er wird mit seinem feierlichen Zeremoniell noch weiterhin geblüht haben, wenn auch die Quellen nichts darüber verlauten lassen.

Völlig schweigen die babylonisch-assyrischen Quellen über eine Art der Wahrsagung, die sich durch ihre Einfachheit stark von der Leberschau unterscheidet und über die ganze Welt verbreitet ist, das Losorakel. Man verwendete hierfür Stäbchen, Pfeile oder ähnliche Dinge, die mit verschiedenen Orakelantworten — oft nur mit „Ja" oder „Nein", „Glück" oder „Unglück" — beschrieben waren. Wurde eine Auskunft von den Göttern gewünscht, so wurden die Stäbchen gemischt und dann einer aufs Geratewohl gezogen oder durch Schütteln aus dem gemeinsamen Behälter entfernt und von ihm die Antwort abgelesen. Daß diese Art des Omenwesens bei den Babyloniern bekannt war, zeigt eine Stelle des Propheten Hesekiel (Kap. 21, V. 26): „Der König von Babel hat sich an den Scheideweg gestellt, an den Anfang zweier Wege, um ein Orakel zu erlangen; er hat mit den Pfeilen geschüttelt, bei den Teraphim angefragt, auf die Leber geschaut".

Besser ist uns ein anderes Verfahren der Babylonier die Zukunft zu ergründen bekannt, die Becherwahrsagung, die auch in der Josephsgeschichte des alten Testaments begegnet. Die

babylonische Becherwahrsagung kennen wir aus zwei „Handbüchern“, die nach Schrift und Sprache in der Zeit der Hammurapi-Dynastie (um 2230—1930) abgefaßt sein müssen und wohl Überarbeitungen eines noch älteren Werkes sind. Diese Texte behandeln zwei verschiedene Arten der Becherwahrsagung: die eine besteht darin, daß man Öl in Wasser gießt, die andere umgekehrt, daß man Wasser in Öl hineinschüttet. Der Priester muß aus den Bewegungen der Flüssigkeiten, aus der Art, wie sie sich gegenseitig mischen oder abstoßen, wie sich die einzelnen Tropfen teilen und vereinigen usw., die Zukunft deuten. Diese Omina dürften auch im gewöhnlichen Leben eine große Rolle gespielt haben, da ihre Deutungen sich oft genug mit dem Wohl und Wehe gewöhnlicher Sterblicher beschäftigen; daneben finden sich auch Deutungen, die militärische Operationen betreffen. Manchmal sind für beide Fälle Wahrsagungen gegeben. Einige Beispiele werden dies am besten veranschaulichen.

Löst sich das (in den Becher gegossene) Öl auf und fällt den Becher an, so wird der Kranke sterben. Für einen Feldzug (bedeutet es): man tötet das Heer.

Auch hier liegt wie bei den meisten Leberschauorakeln die theoretische Natur klar zutage. Das Auflösen des Öltropfens bedeutet einerseits die Auflösung des kranken Körpers, andrerseits die Auflösung des Heeres. Man beachte übrigens, daß garnicht gesagt wird, welches Heer getötet werden wird, das feindliche oder das eigene. Das Orakel kann sich demnach in seiner Zweideutigkeit sehr wohl mit dem an Krösus ergangenen delphischen messen. Man vergleiche weiterhin die folgenden Omina:

Zerreißt die Ölblase nach Osten zu, so stirbt der Kranke.

Kommen aus dem Haupttropfen viele Blasen hervor, so wird das Weib des Betreffenden liederlich; das Haus des Betreffenden löst sich auf.

Ist das Öl dunkelrot, so gibt es Regen.

Wirft das Öl nach der rechten Seite hin eine Blase, worauf sie am Rande des Öles stehen bleibt, so ist es ein „Glücksbote“.

Wirft das Öl nach der linken Seite hin eine Blase, worauf sie am Rande des Öles stehen bleibt, so ist es ein „Unglücksbote“.

Leuchtet (der Rand des Öles) nach rechts hin, so ist es ein „Glücksbote“.

Leuchtet er nach links hin, so ist es ein „Unglücksbote“.

Nimmt das Öl der rechten Seite das der linken fort, so wird das Heer auf dem Feldzug Gewinn haben.

Nimmt das Öl der linken Seite das der rechten fort, so wird der Feind eine Beute davonführen.

Geht das Öl nach rechts und links fort, so ist es der Standort des Sin (Mondgottes) und des Schamasch (Sonnengottes).

Das letzte Omen macht ganz den Eindruck, als ob es astronomische Vorgänge auf das Verhalten des Öles übertrage. Dies wäre an sich nicht verwunderlich, da ja auch beim Ölorakel die Vorstellung von der Entsprechung des Makrokosmus und Mikrokosmus eine Rolle spielen muß, ähnlich wie dies bei der Leberschau vorausgesetzt werden darf. Beachtenswert sind unter diesem Gesichtspunkt Omina wie die folgenden:

Geht das Öl nach Osten fort und kommen dann zwei Ringe nach rechts und zwei nach links heraus, so ist dies die Stellung der göttlichen Zwillinge.

Geht das Öl bei seinem Fortziehen wie ein Stern auseinander (?), so ist dies die Stellung der Nacht und der Nindaranna[1].

Wirft das Öl nach meinem ... hin eine Blase, so ist dies der Standort des Gottes des Betreffenden.

Wirft es fünf Blasen: die Stellung des Totengeistes.

Wirft es sieben Blasen: die Stellung des Beraters.

Es mögen noch einige Omina angeführt werden, die durch Ausgießen von Wasser auf Öl hervorgerufen werden:

Löst sich das Öl, wenn Du Wasser darauf gießt, auf, wird das Haus des Betreffenden sich auflösen.

Bricht das Öl, wenn Du Wasser darauf gießt, durch und kehrt zurück, so wird der Kranke, mag er auch Schmerzen haben und stöhnen, dennoch gesund.

Geht das Öl, wenn Du Wasser darauf gießt, unter und ergreift sodann den (Boden des) Bechers, so stirbt der Kranke.

Es fällt nicht schwer, den rein theoretischen Charakter dieser Voraussagen zu durchschauen. Bei der ersten sind sogar die Ausdrücke in Vorder- und Nachsatz identisch.

Zum Schluß sei noch ein Omen angeführt, das seines Zweckes wegen ein besonderes Interesse verdient: es ist das erste Heiratsorakel und lautet:

Stellst Du zwecks Heirat das Ölorakel an und wird ein Tropfen für den Mann und einer für die Frau daneben hingegossen, vereinigen sich alsdann (diese Tropfen), so ist es Bestimmung, daß sie sich heiraten.

Daß die Becherwahrsagung nicht nur in der Hammurapizeit, aus der ja die Texte stammen, gebräuchlich war, lehren die aus Asurbanipals Bibliothek herrührenden Ritualvorschriften für den Wahrsager: in diesen wird als eine seiner Aufgaben auch die Becherwahrsagung unter Zuhilfenahme von Öl dokumentiert. Man sieht daraus, wie mangelhaft unsere Quellen sind, und wie wenig Berechtigung deshalb Beweise ex silentio haben. Es ist sehr wohl möglich, daß man auch noch andere ähnliche Arten der Wahrsagung betrieben hat, indem man etwa Holzstückchen oder andere

1) Ischtar als Sterngöttin.

Dinge[1] ins Wasser warf und beobachtete. So könnte auch ein noch heutigen Tages übliches Verfahren bereits den Babyloniern der Zukunft Rätsel gelöst haben: das Bleigießen. Quellenmäßig zu belegen ist es nicht, aber der Geist dieses Sylvestergebrauches mutet ganz an wie ein durch die Jahrhunderte hindurchgerettetes Stück babylonischen Altertums.

Wie das Wasser kann auch das Feuer Mittel des Wahrsagens werden. Man vergleiche die folgenden Omina:

Ist die Flamme eines Lichtes dunkel, so wird innerhalb dreier Tagen der Kranke [sterben].

Ist die Flamme eines Lichtes grünlich, so wird der Hausherr und die Hausfrau in Unglück [geraten].

Ist eine Flamme, die auf einer Fackel getragen wird, glänzend, so wird das betreffende Haus [gedeihen].

Läßt ein Licht, das in jemandes Haus befestigt ist, Geräusch vernehmen, so wird sich Streit im Hause des Betreffenden erheben.

Teilt sich ein ebensolches Licht von selbst in vier Teile, so wird das betreffende Haus zerstört werden.

Teilt sich ein ebensolches Licht von selbst in fünf Teile, so werden sich die Kinder bei Lebzeiten ihres Vaters trennen.

Bei den zuletztgenannten Vorzeichen kann man schon zweifeln, ob sie von einem Orakelsuchenden absichtlich hervorgerufen wurden, oder ob ihr zufälliges Eintreten Anlaß zu einer Prophezeiung gab. Sie führen uns somit zu der zweiten großen Gruppe der Omina hinüber, zu denen, die der Mensch nicht jederzeit nach eignem Belieben hervorrufen kann, und die wohl die ältere Gruppe darstellen, obwohl Beispiele erst in späterer Zeit quellenmäßig zu belegen sind. Wie aber bereits bemerkt worden ist, kann bei dem verhältnismäßig großen Mangel an Material, der sich gerade für die älteren Perioden der babylonischen Wahrsagekunst besonders empfindlich macht, der Zufall sein Spiel treiben.

Unter den Omen, die sich dem Menschen von selbst darbieten, nehmen die astrologischen die erste Stelle ein; der gestirnte Himmel galt dem Babylonier als die reinste Quelle, den göttlichen Willen zu erkennen, wofern der Mensch es nur verstand, in diesem dem Unkundigen mit sieben Siegeln verschlossenen Buche zu lesen, in dem die Sterne die Schrift darstellen. Um dies zu lernen, mußte man fleißig die Himmelsschrift studieren und bestimmte Gesetze zu ermitteln trachten. Die Beobachtung des Himmels hat also für

1) In einem noch nicht vollständig ediertem Texte ist, wie es scheint von den Veränderungen die Rede, die in Wasser geworfenes Mehl erleidet.

den Babylonier keinen wissenschaftlichen Zweck in unserem Sinne, sondern einen rein praktischen, der indes von ihm als ein wissenschaftlicher empfunden wurde: denn wie dem Mittelalter, so galt auch dem alten Orient die Erforschung der Gottheit als eigentlicher Endzweck alles Studierens. Man kann deshalb auch nicht davon reden, daß die Babylonier eine astronomische Wissenschaft gekannt haben, sofern man Astronomie im modernen Sinne faßt, d. h. ohne Rücksicht auf praktische Verwertung der Ergebnisse.

Indes sind auch hier die Grenzen schon etwas verwischt Wenn sich beispielsweise unsere moderne Meteorologie bemüht, die Einflüsse der Sonnenflecken auf die Witterungsverhältnisse festzustellen, so sind dies Untersuchungen, wie sie auch den Babyloniern nicht fern lagen; wiederholt bieten die Omina Aussagen über Beziehungen der Gestirne zum Verlauf der Witterung, Aussagen, von denen man gewiß annehmen darf, daß sie — allerdings mit unzureichenden Mitteln gewonnen — auf empirischem Wege zustande kamen. Astronomie um ihrer selbst willen gibt es im alten Orient also nicht; sie ist stets nur das Mittel zum Zweck. Faßt man aber den Begriff Astronomie ganz wörtlich und versteht darunter nur die Lehre von den Bewegungen der Gestirne ohne Rücksicht darauf, ob sie Selbstzweck ist oder nicht, so muß man sagen, daß die Astronomie auftritt, sobald der Mensch seinen Blick dem Himmel zuwendet; demnach gewinnt der Mensch astronomische Kenntnisse, sobald er ein denkendes Wesen, d. h. ein Mensch, geworden ist; nur quantitativ ist das Wissen zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Ländern verschieden. Wenn der primitive Mensch rein empirisch erkennt, daß der Mond eine ganz bestimmte Zeit braucht, um stets wieder die gleichen Veränderungen durchzumachen, so hat er ein astronomisches Gesetz gewonnen. Sucht er nun weiterhin Beziehungen zwischen diesen Veränderungen und seinem eignen Leben oder dem Gedeihen seiner Familie oder Volksgemeinschaft zu ermitteln, so beginnt für ihn das Stadium der Astrologie. Diese also setzt die Astronomie voraus, bildet ihrerseits aber auch durch die fortgesetzte Beschäftigung mit den himmlischen Vorgängen wiederum die Vorbedingung für eine allmähliche Erweiterung des astronomischen Gesichtskreises.

Die Frage nach dem Alter der babylonischen Astronomie ist also eine Frage, deren Beantwortung lediglich davon abhängt, wie man den Begriff Astronomie erklärt; nimmt man ihn im modernen Sinne, so muß man zugeben, daß der alte Orient niemals und

nirgends eine Astronomie gekannt habe; nimmt man ihn aber in etwas weiterem Sinne, so wird die Frage gegenstandslos, da es klar ist, daß der Mensch sich mit „Astronomie“ befaßte, sobald er überhaupt anfing, über Vorgänge am Himmel nachzudenken. Aufgabe der Geschichte der Astronomie ist es demnach einzig und allein festzustellen, zu welcher Zeit dieses oder jenes astronomische Gesetz erkannt wurde, beziehungsweise welche Irrtümer der Mangel genügender Untersuchungsmittel hervorgerufen hat.

Stoff für diese Forschungen bietet die astrologische Literatur der Babylonier, d. h. die astrologischen Omina, in ziemlicher Fülle. Leider stammt das gesamte Material fast ausschließlich aus ein und derselben Zeit: es sind vor allem das bereits genannte große Omenwerk, das wir Asurbanipals Sammelfleiße verdanken, und astrologische Rapporte aus dem siebenten Jahrhundert. Das Omenwerk ist zweifellos bedeutend älter als Asurbanipal (668—626), der das Material nur neu sammeln ließ, um es seiner Bibliothek einzuverleiben. Das Werk beabsichtigt, wie schon bemerkt wurde, den Anschein zu erwecken, daß es etwa zur Zeit Sargons von Akkad (um 2600) verfaßt sei; dies wird ein frommer Betrug sein. Möglich ist es indes, daß einzelne Teile annähernd in diese Zeit hinaufreichen, und daß man später alle neu hinzukommenden Omina dem Stile der älteren anpaßte, schon um der Sammlung ihr altehrwürdiges Aussehen zu belassen. Altbabylonische astrologische Texte sind bisher nicht gefunden worden, obwohl es solche gewiß gegeben hat; nicht nur die Leberschau, sondern auch die oben (S. 16 f.) besprochenen augenscheinlich der Astrologie entlehnten Ausdrücke der Becherwahrsagung weisen auf das Vorhandensein einer astrologischen Literatur hin.

Die Hauptrolle in den astrologischen Omen spielt der Mond. Der Grund hierfür dürfte der sein, daß der Wirkungskreis dieses Himmelskörpers viel geheimnisvoller erschien, als der der Sonne, den man verhältnismäßig leicht erkennen konnte. Dies war beim Monde nicht der Fall; als zweitgrößtes Gestirn konnte er aber, wie man annehmen mußte, nicht ohne hervorragenden Einfluß auf das Leben der Erde sein. Man schrieb ihm deshalb gern Wirkungen zu, deren Ursachen dunkel und geheimnisvoll waren. Dasselbe gilt dann auch von den Planeten, die jedoch erst in einem umfangreicheren astrologischen System bedeutungsvoll wurden. Bei ihrem verhältnismäßig ungeordneten Wandel konnte man ihnen ebenfalls allerlei unerforschliche Wirkungen zuschreiben, ebenso wie

den nur gelegentlich auftretenden Himmelserscheinungen, den Meteoren und Kometen. Die letzteren spielen ja noch heutzutage eine große Rolle im Aberglauben, da man sich ihr Erscheinen nicht zu deuten weiß; sie gelten als Vorboten allerlei schrecklicher Ereignisse. Die Fixsterne endlich haben verhältnismäßig geringe Bedeutung und sind in der Regel nur dann wichtiger, wenn sie zu den wandelnden Gestirnen in nähere Beziehung treten.

Wir lernen die astrologischen Omina am besten aus der Praxis kennen, in die uns die Berichte des siebenten Jahrhunderts einen Einblick gewähren. Über ganz Assyrien und Babylonien waren Beobachtungsstationen verteilt, an denen königliche Astrologen, d. h. Wahrsagepriester, alle Erscheinungen des Himmels zu beobachten hatten. Diese sandten sie an den Hof, wo die einlaufenden Rapporte wiederum untersucht wurden, um Deutungen für bestimmte Fälle zu erfahren. Die Vorarbeiten hierfür hatten die Stationsastrologen bereits selbst zu leisten. Während bei der Leberschau der beobachtende Priester sich damit begnügte, das, was er sah, zu notieren, ohne sich vorläufig um die Deutungen der Omina zu kümmern, waren die Astrologen verpflichtet, gleichzeitig mit ihrem Berichte die inbetracht kommenden Stellen des großen Omenwerkes herauszusuchen und beizufügen. Sehr oft sparten sie sich die Mühe, die tatsächliche Beobachtung überhaupt anzuführen, sondern gaben nur die notwendige Stelle des Kompendiums an. Der Hofastrolog, der die weitere Bearbeitung zu leisten hatte, wußte dann, daß die Beobachtung, auf die sich die exzerpierte Stelle bezog, tatsächlich gemacht worden war.

Wie bereits bemerkt, war der Mond das Hauptbeobachtungsobjekt. Die Babylonier hatten bekanntlich, wie noch heutigentags die Juden, kein Sonnen-, sondern ein Mondjahr, das aus zwölf regulären Mondmonaten bestand, zu denen von Zeit zu Zeit, je nach Bedürfnis, ein dreizehnter Monat hinzugefügt wurde, um einen Ausgleich mit dem Sonnenjahre zu schaffen. Auf jeden Mondmonat kam demnach ein Mondumlauf, d. h. etwa $29\frac{1}{2}$ Tag. Man war folglich genötigt, Monate von 29 und 30 Tagen miteinander abwechseln zu lassen. Der Monatsanfang wurde durch Erscheinen des neuen Mondes, d. h. der zunehmenden Mondsichel, bestimmt, aber nur in der Theorie; denn tatsächlich wartete man nicht, bis man nach Unsichtbarwerden des Mondes die neue Lichtgestalt in der Abenddämmerung wieder entdeckte, sondern setzte den Anfang des neuen Monats im voraus fest, was unter anderem

schon im Interesse des Geschäftsverkehrs notwendig war. Auf diese Weise konnte es leicht geschehen, daß der festgesetzte Monatsanfang nicht mit dem wirklichen übereinstimmte, daß also der neue Mond entweder bereits am Ende des alten Monats wieder erschien oder sich auch ein wenig verspätete. Sah man den Mond zum ersten Male am ersten Tage des neuen Monats wieder, so galt dieser normale Verlauf als ein Vorzeichen normaler Verhältnisse während des kommenden Monats. Ein Bericht, der hierauf Bezug nimmt, lautet z. B.:

Wird der Mond am ersten Tage gesehen, so wird Ruhe und Frieden im Lande herrschen. Das Herz des Landes wird froh sein. Hat der Tag seine richtige Länge, so wird die Regierungszeit des Fürsten lang sein. Von Bullutu.

Die tatsächliche Beobachtung wird hier von dem Astrologen Bullutu garnicht angegeben, sondern nur der betreffende Passus des Omenwerkes; der Hofastrolog, der an der Zentralstelle die Rapporte entgegennahm, wußte indes sogleich, daß Bullutu den Mond am ersten Tage gesehen hatte, und sparte außerdem die Mühe, selbst erst das Omenwerk heranzuziehen.

War dir Luft so klar, daß man über der Mondsichel die volle Gestalt des Mondes, seine Tiara, noch dunkel erkennen konnte, eine Beobachtung, die man sogar in unseren Gegenden hin und wieder machen kann, so war dies ein Hinweis auf große Machtentfaltung des Königs; so lautet ein Bericht:

Wird der Mond am ersten Tage gesehen, so wird Ruhe und Frieden im Lande herrschen. Hat der Tag seine richtige Länge, so wird die Regierungszeit des Fürsten lang sein. Ist der Mond bei seinem Sichtbarwerden mit einer Tiara bekleidet, so wird der König zu höchster Macht gelangen. Von Ischtar-schum-eresch.

Wurde der neue Mond bereits am letzten (30. oder 29.) Tage des alten Monats sichtbar, so galt dies auf jeden Fall für ein böses Omen, indes nicht immer für Akkad-Babylonien oder Subartu-Assyrien, sondern auch für Elam oder Amurru. Hierbei wurden die einzelnen Monate in bestimmte Beziehung zu den einzelnen Weltteilen gesetzt. Man vergleiche die folgenden Berichte:

Wird der Mond am 30. Sivan gesehen, so werden den Reichtum Amurrus die Achlamäer (die nomadisierenden Wüstenbewohner) verzehren. Der Monat Sivan ist das Land Amurru. Böses für Amurru!

Wird der Mond am 30. Nisan gesehen, so wird das Land Subartu die Achlamäer verzehren. Eine fremde Zunge wird Amurru in ihre Gewalt bekommen. Subartu sind wir[1]. Wird der Mond am 30. Tage gesehen, so wird Kälte im Lande herrschen.

1) Vgl. oben S. 7.

Für die Beurteilung der astronomischen Kenntnisse der Zeit ist folgender Bericht interessant:

Wird der Mond am 30. Tage gesehen, so bedeutet es Kälte, oder Lärm des Feindes wird eintreten. Wird der Mond am 30. Schebat gesehen, so wird eine Verfinsterung der Länder eintreten. Vom Oberschreiber.

Das letzte Orakel zeigt, daß man über die Perioden und Entstehung der Finsternisse noch nicht Bescheid wußte, sonst hätte man nicht zwei Ereignisse, die in keinem kausalen Zusammenhang stehen, in dieser Weise miteinander verbinden können. Man darf auch nicht einwenden, daß jenes Omen zu den ältesten Bestandteilen des großen astrologischen Omenwerkes gehörte; denn wenn man einmal die betreffenden Gesetze durchschaut hätte, wäre es notwendig gewesen, daß man Voraussagen, die als sinnlos erkannt waren, nicht mehr praktisch verwertete, was doch hier geschehen ist. Eine totale Finsternis ist oben sicherlich gemeint; es fragt sich nur, ob eine totale Mond- oder Sonnenfinsternis. Das letztere erscheint plausibler; aber auch das andere wäre denkbar. Die Verfinsterung der „Länder" wäre in diesem Falle eine Verfinsterung der Mondländer. Denn die Mondfläche wurde ganz nach dem Muster der irdischen Welt der Sargonzeit in vier Teile geteilt, die je für einen „Weltteil" ihre besondere Bedeutung hatten. Ein Text zeigt diese Vorstellung, daß Himmlisches und Irdisches sich gegenseitig entsprechen, so klar, wie man es sich nur wünschen kann:

Die rechte Seite des Mondes ist Akkad.
Die linke Seite des Mondes ist Elam.
Der obere Teil des Mondes ist Amurru.
Der untere Teil des Mondes ist Subartu.

Allerlei Deutungen bot ein Hof um den Mond. Ein ausführlicher Bericht lautet:

Diese Nacht war der Mond von einem Hofe umgeben; Sagmegar und der Skorpion standen darin. Ist der Mond von einem Hofe umgeben und steht Sagmegar darin, so wird der König von Akkad eingeschlossen werden. Ist der Mond von einem Hofe umgeben und steht Nibiru darin, so bedeutet es Sterben unter dem Vieh und den Feldtieren. Der Stern des Marduk[1] ist bei seinem Aufgange Umun-paš; ist er 2 Doppelstunden hoch, so ist er Sagmegar; steht er mitten am Himmel[2], so ist er Nibiru[3]. Ist der Mond von einem Hofe umgeben, und steht der Skorpion darin, so werden die Vestalinnen sich Männern nähern (?); oder Löwen werden morden, und der Verkehr im Lande wird gehemmt werden. Dies stammt aus einer (anderen)

1) D. i. Jupiter. 2) D. i. im Meridian.

3) Der ganze Satz soll als Rechtfertigung dafür dienen, daß der Astrolog ein auf den Nibiru bezügliches Omen für den Sagmegar verwendet: beides sind nur verschiedene Namen für denselben Stern, den Jupiter.

Serie[1]: Ist der Mond von einem Hofe umgeben, und steht Umun-paš darin, so wird der König von Amurru mächtig werden und eine Niederlage seines Feindeslandes bewirken. Dieses ist ungünstig. Von Nabu-muschezi.

Von den zahlreichen übrigen Voraussagen, die sich aus der Stellung und dem Lauf des Mondes ergaben, seien nur noch einige angeführt, die das große Omenwerk aus Verfinsterungen des Mondes ableiten:

Tritt im Monat Nisan in der ersten Nachtwache eine Verfinsterung ein, so wird Verwüstung herrschen; ein Bruder wird den andern töten.

Tritt im Monat Nisan in der mittleren Nachtwache eine Verfinsterung ein, so wird die Ernte des Landes nicht gedeihen.

Geschieht es im Monat Ijar, so wird die Ernte des Landes nicht gedeihen, und die Kurse werden fallen.

Tritt im Monat Nisan in der dritten Nachtwache eine Verfinsterung ein, so wird ein König dem andern Friedensgruß entbieten.

Geschieht es im Monat Adar: Sturz Elams.

Sehr bemerkenswert ist es, daß das Omenwerk Mondfinsternisse an allen Tagen des Monats für möglich hält, während doch in einem Mondmonat eine solche nur um den 14. herum eintreten kann. Daß man an meteorologische Verfinsterungen zu denken habe, ist nicht recht wahrscheinlich. Wir dürfen eher annehmen, daß man dieses Kompendium für alle Eventualitäten gerüstet sein lassen wollte. Hatte man auch noch niemals eine Mondfinsternis etwa am 3. oder 21. Monatstage beobachtet, so hielt man es doch mangels einer klaren Vorstellung vom Wesen der Finsternisse nicht für ausgeschlossen, daß ein solches Ereignis einmal eintreten könnte.

Eine weit geringere Bedeutung haben die Sonnenorakel in der Praxis des siebenten Jahrhunderts: unter der Fülle der Mondorakel verschwinden sie fast ganz. Man vergleiche das folgende, das eine ganz richtige meteorologische Beobachtung enthalten wird:

Ist die Sonne von einem Hof umgeben, so gibt es Regen und Änderung des Wetters. Von Raschi-ilu.

Im astrologischen Omenwerk wird die Farbe der aufgehenden Sonne mehrfach als bedeutsam betrachtet:

Ist die Sonne am 1. Nisan bei ihrem Aufgang rot wie eine Fackel und erglänzt weißes Gewölk vor ihr, tritt dieses sodann an ihre Seite oder zieht nach Osten, so wird im Monat Nisan am [. . . .] 28., 29. und 30. eine Sonnenfinsternis eintreten . . . . Auch wird in dem betreffenden Monat der (oder „ein") König sterben und sein Sohn den Thron ergreifen.

Ist die Sonne am 1. Tammuz bei ihrem Aufgang dunkel und von einem Hof umgeben, so wird das Land Ruhe finden.

---

1) Ein Omen wird noch angeführt, in dem für Jupiter der Name Umun-paš gebraucht ist.

Auch hier sind häufig Verfinsterungen für Tage vorausgesetzt, an denen sie unmöglich sind[1]. Man vergleiche die folgenden Omina:

Tritt am 9. Ijar eine Sonnenfinsternis ein, so wird Verheerung im Lande eintreten.

Geschieht es am 15., so wird der König von Elam sterben.

Es muß indes hervorgehoben werden, daß es nicht ausgeschlossen ist, daß wir einzelne termini der Astrologie noch nicht richtig verstehen. Der folgende Rapport bietet ein gutes Beispiel dafür, wie sich eine uns unmöglich erscheinende Kombination unter Umständen erklären kann. Es heißt:

Steht die Sonne im Hofe des Mondes, so wird Wahrheit im Lande herrschen; der Sohn wird mit seinem Vater die Wahrheit reden. Friedliche Zustände in der ganzen Welt! Ist der Mond von einem Hofe umgeben, und steht Ninib darin, so wird mein Heer das Feindesland unterwerfen. Von Nabu-meschezi.

Diese soeben angeführten Omina sind keine theoretischen, die in der Praxis nicht begegnen konnten; denn sie stammen ja aus der Praxis, nämlich aus einem astrologischen Bericht! Man hatte also tatsächlich beobachtet, daß die Sonne, bezw. der Planet des Gottes Ninib, im Hofe des Mondes stand. Da der Mond naturgemäß nur des Nachts einen Hof haben kann, so kann wohl der Planet Ninib im Hofe des Mondes stehen, nicht aber die Sonne. Wir wären wohl in Verlegenheit, eine sichere Erklärung zu finden, wenn wir nicht aus einem anderen Berichte erführen, was übrigens auch die Griechen wußten, daß die Babylonier den Saturn bisweilen als Sonne bezeichneten, wahrscheinlich deshalb, weil der Gott, dem der Planet zuerteilt war, eine solare Gottheit war: es ist der Gott Ninib. Auf diese Weise findet auch der zweite Teil des obigen Rapportes seine Erklärung: er ist ein anderes Zitat des Omenwerkes für dasselbe Phänomen, nämlich den Eintritt des Saturn in den Hof des Mondes. Genau in derselben Weise hatte ja, wie wir oben (S. 23 f.) sahen, ein Astrolog nicht weniger als drei Omina für dieselbe Erscheinung angeführt, indem er drei verschiedene Namen des Planeten Jupiter verwertete. Der Text, der die Gleichung „Sonne = Saturn" beweist, lautet:

Steht die Sonne am Standort des Mondes, so wird der König des Landes fest auf seinem Throne bleiben[2] .... Diese Nacht hat sich der

1) Im Mondmonat kann eine Sonnenfinsternis nur am Ende oder allenfalls am Anfang des Monats eintreten.

2) Soweit reicht das Zitat des Omenwerkes. Es folgen vor der tatsächlichen Beobachtung noch einige andere Bemerkungen, die für unsere Zwecke keine Bedeutung haben.

„Feststehende[1] Planet" dem Monde genähert. Der „Feststehende Planet" ist der Stern der Sonne. Dementsprechend ist die Deutung des Omens: Gutes für den König bedeutet es; die Sonne ist der Stern des Königs.

Mit diesem Bericht, der wieder einen guten Einblick in die Theorien der Wahrsagepriester gewährt, wollen wir die Sonnenorakel verlassen, um noch an einigen Beispielen zu zeigen, wie die Planeten als Dolmetscher des Geschickes galten:

Wird der Stern des Gottes Marduk[2] am Jahresanfang gesehen, so wird in dem betreffenden Jahre der Pflanzenwuchs gedeihen.

Wird der „Todstrotzende[3] Planet" im Elul gesehen, so wird die Ernte gedeihen.

Fixsterne sind an sich nur selten vorbedeutend, da sie viel zu wenig augenfällige Veränderungen zeigen; ein Beispiel möge genügen:

Ist der große Hund[4] dunkel, so wird das Herz des Landes nicht froh sein. Ist der Königsstern[5] dunkel, so wird der Palastdirektor sterben. Von Nabu-muschezi.

Einen besonderen Wert gewinnen die astrologischen Rapporte und Omina noch dadurch, daß sie eine Hauptquelle für die Feststellung der babylonischen Sternnamen bilden und auch sonst viel zur Rekonstruktion des Bildes beitragen, das sich jene Zeit des Altertums vom gestirnten Himmel gemacht hat.

Ein Schritt weiter führt uns zu den atmosphärischen Omen, die die Babylonier und Assyrer eng mit den astrologischen verbanden; denn nicht nur nimmt das große Omenwerk sie ebenfalls auf, sondern wir treffen auch die Astrologen der königlichen Beobachtungsstationen als Wetterpropheten an. Zunächst seien einige Berichte gegeben:

Bricht im Monat Adar ein Sturm los, so wird das Land ins Verderben geraten. Ein Regenbogen wölbte sich vom Horizonte bis zur Höhe des Himmels, ohne daß der Wettergott eine Überschwemmung eintreten ließ. Wölbt sich ein Regenbogen über einer Stadt, so wird die Stadt, der König und seine Großen wohlbehalten sein. Von Achescha aus Uruk.

Zeigt sich rötliches Gewölk am Himmel, so wird sich Wind erheben. Von Nabu-ache-riba.

---

1) Dieses ist der Saturn, dem seine scheinbar langsame Bewegung jenen Namen verschaffte.

2) Jupiter.

3) Mars, der Planet des Nergal. Von den übrigen den Babyloniern bekannten Planeten gehört Merkur dem Nabu, Venus der Ischtar, Jupiter dem Marduk und Saturn dem Ninib.

4) Leo. 5) Regulus.

Das letzte Omen steht, ebenso wie das auf S. 24 mitgeteilte, insofern auf einer höheren Stufe als die anderen, als es sich mit seinen Folgerungen auf den Kreis der atmosphärischen Erscheinungen beschränkt; wir haben also hier die ältesten Wetterprognosen.

Eine große Rolle spielen Gewitter, die besonders häufig als Vorboten guter oder schlechter Ernten gelten; diese Omina zeigen oft eine frappante Ähnlichkeit mit unseren Bauernregeln. Man vergleiche die folgenden Rapporte:

Läßt der Wettergott im Monat Tischri seine Stimme erschallen, verfinstert sich der Tag, fällt Regen, wölbt sich ein Regenbogen, und zuckt ein Blitz, so werden die Götter dem Lande Gnade erweisen. Vom Oberschreiber.

Läßt der Wettergott am Neumondstage seine Stimme erschallen, so wird die Ernte gedeihen; die Kurse werden fest sein. Regnet es am Neumondstage, so wird die Ernte hochkommen, und die Kurse werden fest sein. Der Herr der Könige möge lange leben! Von Ascharidu.

Die Zahl der Donnerschläge wurde gleichfalls sorgsam beachtet, ebenso ihr Klang, wobei sich die sonderbarsten Vergleiche mit den Stimmen von Hunden, Eseln, Schafen, Hühnern, Enten, Skorpionen, Schlangen usw. finden. Auch der Blitz hatte seine bestimmte Bedeutung. So lesen wir in dem Omenwerk:

Blitzt ein Blitz im Osten auf, so wird der Wettergott Elam überschwemmen.

Blitzt ein Blitz im Westen auf, so wird der Wettergott Amurru überschwemmen.

Blitzt ein Blitz von Süd gen Ost, so gibt es Regen und Überschwemmung.

Endlich rechnet das babylonische Altertum auch solche Voraussagen, die anderen elementaren Ereignissen, wie Erdbeben, Orkanen, Regengüssen usw. entnommen sind, zu den astrologischen. Die folgenden Beispiele mögen genügen:

Bebt die Erde den ganzen Tag, so bedeutet es Auflösung des Landes.

Bebt die Erde im Schebat, so wird sich ein andrer Fürst im Palast niederlassen.

Verfinstert sich der Tag und fährt ein Ostwind daher, so wird die Waffe Gutiums das Land niederwerfen.

Regnet es im Nisan acht Tage, so bedeutet es Reichtum des Volkes.

Regnet es im Sivan acht Tage, so wird der König sterben.

Während die astrologischen Omina nebst denen, die die Babylonier dazu rechneten, ihrer Natur entsprechend sich ausschließlich mit dem Wohl und Wehe der Allgemeinheit befassen, gibt es ganze Reihen von Vorzeichen, die in erster Linie das einzelne Individuum oder seinen Wirkungskreis betreffen. Hierher gehören zunächst die Traumorakel.

Der Traum ist auch im Leben der Fürsten kein unwichtiger Faktor: er dient den Göttern als Mittel, ihren Willen zu offen-

baren. So erzählt schon Gudea, der Fürst von Lagasch (um 2450), daß ihm ein riesenhafter Mann, sein Gott Ningirsu, erschienen sei, auf einem Zyklon thronend, vom göttlichen Sturmvogel und zwei Löwen begleitet, und ihm befohlen habe, sein Haus zu bauen. Wiederholt werden Traumgesichte in der späteren Zeit berichtet. Solche Träume sind indes streng genommen keine Orakel: sie sind Göttervisionen. Dem gewöhnlichen Sterblichen erscheinen die Götter nicht persönlich; ihm werden nur Andeutungen zuteil, die er meist selbst nicht verstehen kann, und zu deren Erklärung er der Hilfe des Wahrsagepriesters bedarf. Einige Beispiele mögen folgen:

Trägt jemand (im Traum) einen Wagen, so wird er seine Herzenswünsche erreichen.

Setzt er einen Pfeil auf den Bogen, so bedeutet es Prozeß.

Bekommt er Flügel und fliegt davon, so wird seine Grundlage nicht fest sein.

Steigt er zur Unterwelt hinab, so wird er sterben und nicht in der Erde bestattet werden.

Trägt er einen Berg auf seinem Kopfe, so wird er Reichtum bekommen.

Trägt er Salz, so werden ihn seine Reden zu Schaden bringen.

Trägt er auf der Straße Fleisch, so wird er kein Wohlbefinden haben.

Trägt er guten Branntwein, so wird er Freude haben.

Repariert er eine Waffe, so wird er lange leben.

Repariert er einen Stützbalken, so wird er seine Wünsche erreichen.

Macht er einen Stuhl, so bedeutet es Unglück.

Macht er ein Bett, so bedeutet es Unglück.

Macht er einen Tisch, so bedeutet es Unglück.

Die folgenden scheinen Fürstenträume zu sein:

Hat er eine Regenbogentiara auf, so wird Reichtum im Lande sein.

Hat er eine goldene Tiara auf, so wird seine Stadt Reichtum ernten.

Auch Träume, in denen man irgendwohin reist oder geht, haben ihre Bedeutung:

Reist er nach Persien, so wird er durch göttliche Berührung fallen.

Reist er nach Opis, so wird sein Gehöft zerstört werden.

Geht er zum Feldbestellen, so wird er der Not entgehen.

Geht er zur Schafhürde, so wird er zu hoher Stellung gelangen.

Ebenso wichtig ist es, was man im Traume ißt:

Ißt er Weintrauben, so bedeutet es Freude.

Ißt er Asphalt, so bedeutet es Unglück.

Ißt er einen Backstein, so wird sein Herz froh sein.

Außer dem Traume gibt es noch eine Unzahl von vorbedeutsamen Geschehnissen. Da jede Einzelerscheinung ein Glied in der großen Kette des Geschehens bildet, so hat sie ihren bestimmten Sinn; die ganze Natur, ob belebt oder unbelebt, kann daher dem

Kundigen einen Schlüssel für die Deutung der Zukunft geben. Große Wichtigkeit wurde den Bewegungen und Handlungen der Tiere beigemessen.

Wenn ein Skorpion unter jemandes rechtem Fuße (hervorkommt)[1], so wird es ihm drei Jahre lang gut gehen.

Fällt eine Schlange rechts vor einem Menschen nieder, so bedeutet es Sturz seines Gegners.

Fällt eine Schlange links vor einem Menschen nieder, so trifft ihn ein Fluch.

Gehen Ameisen in jemandes Hause geschäftig hin und her, so wird der Hausherr sterben und das betreffende Haus einstürzen.

Nisten Ameisen in den Hausgeräten eines Mannes, so bedeutet es Einsturz des Hauses.

Werden schwarze Ameisen mit Flügeln in jemandes Hause gesehen, so wird das betreffende Haus einstürzen und ein Kind des Hausherrn töten.

Besonders sorgfältig werden die Haustiere beobachtet:

Brüllen Schafe in ihrer Hürde kläglich, so wird die betreffende Hürde zerstört werden.

Fressen Schafe gegenseitig ihr Ungeziefer, so wird eine Hungersnot das Vieh treffen.

Stellt sich ein Hund vor jemandem hin, so wird sich ihm ein Hindernis in den Weg stellen.

Löscht ein Hund in jemandes Hause ein angezündetes Feuer aus, so wird ein Befehl an das Haus ergehen.

Betritt ein weißer Hund einen Tempel, so wird jenes Tempels Fundament fest sein.

Betritt ein schwarzer Hund einen Tempel, so wird jenes Tempels Fundament nicht fest sein.

Laufen Schweine erschreckt hin und her, so bedeutet es Zerstörung [der Hürde].

Daß dem Babylonier auch der Vogelflug bedeutungsvoll war, zeigen u. a. die folgenden Omina:

Macht jemand eine Reise und fliegt dabei in der Richtung, wohin er sein Antlitz wendet, eine Dohle (?) von der rechten Seite des Betreffenden nach seiner Linken vorüber, so wird der betreffende Mann da, wo er hingeht, Gewinn haben.

Fliegt sie im gleichen Falle über dem Manne auf und zieht vor ihm einher, so wird dieser seine Herzenswünsche erreichen.

Geht ein Falke auf Jagd aus und fliegt dabei von der rechten Seite des Königs nach seiner linken hin vorbei, so wird der König, wohin er zieht, Triumph erlangen.

Betritt jemand das Haus eines Kranken, und fliegt dabei ein Falke nach seiner rechten Seite hin vorüber, [so wird der Kranke gesund][1].

Von Interesse ist auch ein Brief des Astrologen Balasi an

1) Unsicher, was zu ergänzen ist.

den König Asarhaddon (680—668 v. Chr.), der zeigt, daß die Astrologen nicht nur über die Sterne Bescheid wissen mußten:

„An den König, meinen Herrn, Dein Diener Balasi. Heil sei dem König, meinem Herrn! Die Götter Nabu und Marduk mögen meinen Herrn segnen! — Was den Raben anbetrifft, deswegen mein Herr an mich geschrieben hat, so (wisse): Trägt ein Rabe irgend etwas in das Haus eines Menschen hinein, so wird der betreffende Mensch etwas ihm nicht Gehörendes bekommen. Wirft ein Falke oder Rabe etwas, das er trägt, in das Haus eines Menschen oder vor einen Menschen, so hat das betreffende Haus Glück. Trägt ein Vogel Fleisch oder einen andern Vogel oder sonst etwas und wirft es sodann in das Haus eines Menschen, so wird das betreffende Haus einen großen Anteil bekommen."

Zahlreiche Prophezeiungen werden aus Mißgeburten abgeleitet; es gab ein großes Kompendium, das mehr als ein Dutzend Tafeln umfaßte, für dieses Spezialgebiet der Wahrsagekunst. Eine große Anzahl der Omina dürfte wiederum rein theoretisch konstruiert sein, da diese Texte von Beschreibungen der sonderbarsten Naturwunder geradezu wimmeln. Man vergleiche die folgenden Omina:

Wirft ein Schaf einen Löwen, der ein menschliches Antlitz hat, so wird die Macht des Königs des betreffenden Landes gewaltig sein.

Wirft ein Schaf einen Löwen, der das Auge eines Esels hat, so wird Hungersnot im Lande herrschen.

Wirft ein Schaf ein Reh, so wird der Königssohn den Thron seines Vaters ergreifen, und Subartu wird sich erheben.

Wirft ein Schaf ein Rind, das zwei Schwänze hat, so ist dies ein Omen des Ischbi-Urra[1], der nicht seinesgleichen hatte.

Solche Mißgeburten wurden dann wohl auch aufbewahrt, um der staunenden Welt gezeigt zu werden, wie wir aus folgendem, dem 7. Jahrhundert entstammenden Bericht ersehen:

Hat eine Mißgeburt acht Füße und zwei Schwänze, so wird der Fürst des Königreiches Macht erlangen[2]. Der Schlächter Ubbanu sagt folgendes: Als eine Sau warf, hatte das Junge acht Füße und zwei Schwänze. Ich habe es in Salz gelegt und zu Hause aufgestellt. Von Nergal-etir.

Daß man auch menschliche Mißgeburten für vorbedeutend hielt, ist selbstverständlich.

Gebiert ein Weib Zwillinge, die mit ihrem Rückgrat zusammengewachsen sind, so wird das betreffende Land von seinen Göttern verlassen werden.

Gebiert ein Weib ein Kind mit einem Löwenkopf, so wird ein mächtiger König im Lande sein.

Gebiert ein Weib ein Kind mit einem Vogelkopf, so wird das betreffende Land zerstört werden.

Gebiert ein Weib ein Kind ohne Ohren, so wird Drangsal im Lande herrschen, und das Land wird verkleinert werden.

---

1) Der erste König des Reiches von Isin (um 2350 v. Chr.).

2) Dies ist ein Auszug aus einem Omenwerk.

Auch die Pflanzenwelt bot dem Seher Material:

Wird in einer Stadt Minze gefunden, so wird die betreffende Stadt verwüstet werden.

Findet sich in jemandes Hause an der nördlichen Mauerseite Schimmel, so wird der Hausherr sterben und sein Haus sich auflösen.

Findet sich in jemandes Hause an der östlichen Mauerseite Schimmel, so wird die Hausfrau sterben und das Haus sich auflösen.

Findet sich in jemandes Hause an der westlichen Mauerseite Schimmel, so wird ein Kind des Betreffenden sterben und das Haus sich auflösen.

Von den Omen, die der unorganischen Natur entnommen sind, haben wir die wichtigsten bereits kennen gelernt, die astrologischen und die meteorologischen. Diese gehen auf himmlische Vorgänge zurück; es wurden aber auch rein irdische sorgfältig beobachtet:

Fließen die Wasser eines Stromes grünlich dahin, während weiße Wassermassen oben schwimmen, so werden Spelt (?) und alle Arten Hirse (?) nicht gedeihen.

Tritt im Monat Nisan eine Hochflut ein, wobei sich der Strom wie Blut färbt, so wird ein Sterben im Lande vor sich gehen.

So galt also dem Babylonier die ganze Natur, von der Ameise oder dem Schimmelpilz an bis zu den erhabensten Phänomenen des gestirnten Himmels als ein großes Buch, dessen geheimnisvolle Schrift dem Kundigen das Dunkel der Zukunft enthüllte; selbst die unbedeutendsten Vorgänge, wie das Blöken der Schafe oder der Flug eines Vogels, hatten ihren ganz bestimmten Wert als Vorboten gewisser Ereignisse. Man sollte meinen, daß unter dem Druck eines derartig üppig entwickelten „Aberglaubens" alles erlahmen mußte, daß ein freies, frisches Entfalten der Kräfte des Volkes völlig dadurch unterbunden worden wäre. Wenn wir in der geschichtlichen Entwicklung Babyloniens und Assyriens nur verhältnismäßig unbedeutende Spuren von einem solchen verderblichen Einfluß finden, so erklärt sich dies zweifellos dadurch, daß uns im großen und ganzen nur die theoretische Seite der Wahrsagekunst bekannt ist, die den Wirkungskreis dieser „Wissenschaft" viel größer erscheinen läßt, als er in der Tat gewesen sein dürfte. Von der Praxis des täglichen Lebens wissen wir so gut wie garnichts.

Man darf auch nicht glauben, daß die Vorstellungen, die die Omenliteratur reflektiert, Gemeingut des Volkes waren; sie waren vielmehr sorgsam gehütetes Geheimnis einer Priesterkaste[1], der nur die Besten der Nation angehören durften, und die ihren Ursprung

1) Auf babylonisch heißt der Wahrsagepriester barû.

auf Enmeduranki, einen der zehn Urkönige, zurückführte. Von ihm erzählte man sich, daß die großen Götter Anu, Illil und Ea, ihn liebgewannen und die Schutzgötter der Wahrsagekunst, den Sonnengott Schamasch und den Wettergott Ramman-Hadad, veranlaßten, ihn in ihre Mysterien einzuweihen. Von Sohn auf Sohn hat sich die Kunst dann vererbt. „Der kundige Meister, der da bewahrt das Mysterium der großen Götter, soll seinen Erbsohn, den er lieb hat, vor Schamasch und Hadad auf Tafel und Schreibgriffel schwören und soll ihn dann das Lehrbuch des Wahrsagers lernen lassen. Ein Ölkundiger[1] aus dem dauernden Geschlecht des Enmeduranki, des Königs von Sippar, der die Wahrsageschale hinstellt und den Zedernstab trägt, ... ein priesterlicher Sprößling reiner Abstammung, der selbst an Wuchs und Maß vollkommen ist, darf vor Schamasch und Hadad der Stätte der Opferschau und des Orakels nahen. Ein Angehöriger der Wahrsagerkaste von unreiner Abstammung, der selbst an Wuchs und Maß nicht vollkommen ist, der schielt oder Zahnlücken hat, ... darf sich dem Orakel nicht nahen."

Uns liegen die Mysterien der Wahrsagepriester offen vor Augen: es sind die Lehrbücher, in die wir hier manchen Blick geworfen haben; dem babylonischen Volke aber waren sie verschlossen; es ahnte wohl kaum, wie alles auf Erden und am Himmel seinen bestimmten Sinn habe und in engster Verbindung stehe mit dem Leben und Gedeihen der Menschheit. Der gewöhnliche Mann ging deshalb gewiß nur bei ganz besonderen Anlässen zum Wahrsagepriester, wenn er einen wichtigen Schritt im Leben zu tun gedachte, wenn er z. B. ein Haus bauen, sich verheiraten oder eine gefährliche Reise unternehmen wollte. Dann fragte ihn der Priester wohl nach allerlei bedeutsamen Vorgängen aus, die dem Ratsuchenden in letzter Zeit aufgefallen waren, oder er gab ihm auf, während einer bestimmten Frist sein Augenmerk auf solche Vorgänge zu richten. Er erhielt dann seine Antwort, ohne indes selbst von den Mysterien etwas zu erfahren, und ohne zu ahnen, in welcher Weise diese Antwort zustande gekommen war.

Eines großen zeremoniellen Apparates bedurfte es in derartigen Fällen wohl kaum; überhaupt wird ein solcher nur dann üblich gewesen sein, wenn man die Götter um eine Auskunft bitten wollte, nicht aber, wenn diese ungebeten ihre Omina sandten. Im ersteren Falle, also vor allem bei der Leberschau, waren um-

---

1) Vgl. oben S. 17.

fangreiche Vorbereitungen nötig, die aufs sorgfältigste ausgeführt werden mußten, bevor man an die Opferung des Tieres und die Untersuchung der Leber gehen konnte. So heißt es in den Ritualvorschriften für den Wahrsagepriester:

An einem günstigen Tage sollst Du Dich heiligen, . . . ein reines Kleid sollst Du anziehen. Vor Sonnenuntergang . . . sollst Du eine Opferzurüstung für die Göttin Gula bereiten: reines Wasser, . . . süße Brote aus Spelt (?), und zwar dreimal zwölf, also 36 . . . . .

Nachdem die himmlischen Sterne eben sichtbar (?) geworden sind, sollst Du für Anu, Illil und Ea drei Tische aufstellen und auf jeden Tisch 24 süße Brote aus Spelt (?), also dreimal 24 Brote legen . . . .[1] Vier Krüge mit Wein von je 1 Maß Inhalt sollst Du hinstellen . . . Zehn reine Lämmer sollst Du schlachten (?); das Fleisch des rechten Schenkels (?), die Keulen (?), gebratenes Fleisch und . . . -Fleisch sollst Du auftragen lassen. Drei Räucheraltäre sollst Du mit Zypressen, Zedern und Feinmehl bestreuen, Wein ausgießen, dich niederwerfen und dann die Opferzurüstung entfernen.

Wenn [die Sterne] hell leuchten (?), . . . sollst Du reines Wasser sprengen, einen Räucheraltar gen Osten vor Marduk aufstellen, einen Räucheraltar gen Osten vor dem Gott des Betreffenden aufstellen, einen Räucheraltar gen Osten vor die Göttin des Betreffenden aufstellen. Einen Tisch sollst Du hinter dem vor Marduk stehenden Räucheraltar aufstellen. Vier Krüge mit Wein sollst Du hinstellen, dreimal zwölf Brote aus Spelt (?) sollst Du darauf legen . . .[2] Den vorderen vor Marduk stehenden Räucheraltar sollst Du bestreuen, die Hand der opfernden Person ergreifen und also sprechen: „Dein Knecht möchte in der Morgenstunde ein Opfer darbringen, den Zedernstab erheben und vor Schamasch treten. Deiner großen Gottheit möge es recht sein" . . . . .[2]

Sobald der Horizont rötlich wird, sollst Du drei Tische herbeischaffen lassen, sie reichlich besetzen gleich denen für Anu, Illil und Ea: den mittleren Tisch für Schamasch und Hadad, die göttlichen Herren der Opferschau, den linken Tisch für Aja, seine[3] geliebte Gattin, den rechten Tisch für Bunene, den Vezier des Schamasch und der Aja. Vier reine Lämmer, zwei für Schamasch und Hadad, je eins für Aja und Bunene (sollst du darbringen).

Es folgt darauf eine Voruntersuchung der Leber eines der Lämmer, die auf dem mittleren Tisch für Schamasch und Hadad dargebracht sind. Diese wird wohl nur vorgenommen, um zu ergründen, ob den göttlichen Herren der Wahrsagekunst der kommende Tag für ein Orakel genehm ist; denn die eigentliche Opferschau findet erst in der Morgenstunde statt. Weiter heißt es:

[Kurz vor Sonnenaufgang sollst Du für] Schamasch eine Opferzurüstung bereiten. Einen Räucheraltar sollst du vor Schamasch stellen . . .[4] Einen

1) Eine große Anzahl weiterer Einzelheiten übergehen wir.

2) Es folgen weitere Zeremonien für den Gott und die Göttin des Betreffenden. Alle drei Götter erhalten dann ebenfalls eine Opfermahlzeit.

3) Des Schamasch.

4) Ebenso für Hadad, Marduk, Aja, Bunene, für die Begleiter des Sonnengottes, Kittu und Mischaru, sowie für den Gott des Orakelsuchenden.

Tisch sollst Du hinter den Räucheraltar vor Schamasch stellen, vier Krüge mit Wein sollst Du hinstellen und dreimal zwölf Brote aus Spelt (?) hinlegen ...[1] Den Räucheraltar vor Schamasch sollst Du bestreuen, die Hand der opfernden Person ergreifen und also sprechen: „Dein Knecht möchte in der Morgenstunde ein Opfer darbringen, den Zedernstab erheben und vor Deine große Gottheit treten. Deiner großen Gottheit möge es recht sein" ......

Neue Opfer für Schamasch und die anderen Götter folgen; unter Gebeten werden dann die Tische und Räucheraltäre wieder entfernt. Unterdessen wird die Sonne am Horizont emporgestiegen sein; jetzt erst kann die eigentliche Opferschau nach vorhergehenden Gebeten, wie wir sie oben (S. 13 f.) kennen gelernt haben, vor sich gehen.

Leicht hatte es ein Wahrsagepriester, wie man sieht, gewiß nicht; die feierlichen Handlungen, die die ganze Nacht in Anspruch nahmen, stellten große Anforderungen an die Gesundheit und körperliche Zähigkeit des Mannes. Aber seine Funktionen waren damit noch nicht erschöpft. Wie wir oben sahen, sollten schon die Vorbereitungen der Opferschau an einem günstigen Tage stattfinden, die heilige Haupthandlung natürlich erst recht. Festzustellen, ob der Tag heilbringend war oder nicht, gehörte ebenfalls zu den Aufgaben des Wahrsagers; schon früh wurden deshalb Kalender angelegt, in denen nach Art der ägyptischen[2] die nötigen Bemerkungen den einzelnen Tagen beigefügt wurden. Bekannt sind die für den 7., 14., 19., 21. und 28. Monatstag gegebenen Vorschriften, die man meist als Sabbatgesetze bezeichnet:

Ein böser Tag. Der Hirt der großen Völker soll Fleisch, das auf Kohle gekocht ist und etwas mit Salz (?) Zubereitetes nicht essen. Das Hemd seines Leibes soll er nicht wechseln. Reine (Kleider) soll er nicht anziehen. Ein Opfer soll er nicht darbringen. Der König soll nicht zu Wagen fahren. Tyrannisch (?) soll er nicht reden. An geheimer Stätte soll der Wahrsager eine Aussage nicht machen. Der Arzt soll seine Hand nicht an einen Kranken legen. Ein Vorhaben auszuführen, ist (der Tag) nicht geeignet. Nachts soll der König seine Gabe den großen Göttern bringen, ein Opfer soll er opfern: sein Gebet ist dann bei Gott angenehm.

Dagegen wird eine Art des Orakels nicht zu den Funktionen des Wahrsagepriesters gehört haben, das Gottesurteil. Da hierbei die Deutung keine Schwierigkeiten bereiten konnte, indem sie ja nur auf eine Entscheidung zwischen „Schuldig" und „Nichtschuldig" hinauslief, durfte man sie getrost den richterlichen Beamten überlassen.

---

1) Die gleichen Zeremonien und Gebete wiederholen sich vor den übrigen inbetracht kommenden Göttern.

2) AO. VI, 4 S. 9 f.

Leider sind unsere Nachrichten über das Ordal bei den Babyloniern und Assyrern höchst unvollständig. Je nachdem es sich um Straf- oder Zivilprozeßverfahren handelte, mußte das Ordal verschieden verlaufen. Während man im ersteren Falle eine Form wählen konnte, die dem Beteiligten schweren Schaden an Leib und Leben zuzufügen geeignet war, da es sich stets um Delikte handelte, auf die körperliche Strafe oder Tod stand, mußte im Zivilprozeß ein harmloserer Gebrauch platzgreifen. Ein strafprozessualisches Ordal wird im Gesetz Hammurapis an zwei Stellen erwähnt, ohne daß es indes möglich wäre, den genaueren Verlauf zu ermitteln. Es findet zunächst bei Zaubereiverdacht statt:

Gesetzt, jemand hat einen andern in den Verdacht der Zauberei gebracht, jedoch es nicht bewiesen, so wird der, auf dem der Verdacht der Zauberei liegt, zum Stromgott gehen und wird in den Stromgott eintauchen; dann wird, gesetzt, der Stromgott hat ihn erreicht, derjenige, der ihn bezichtigt hat, sein Haus bekommen; gesetzt, der Stromgott hat den Betreffenden für unschuldig erklärt, und er ist daher unversehrt geblieben, so wird der, der ihn in den Verdacht der Zauberei gebracht hat, getötet; der, der in den Stromgott eingetaucht ist, wird das Haus dessen, der ihn bezichtigt hat, bekommen.

Dem gleichen Ordal hat sich die Ehefrau zu unterziehen, die in den Verdacht der Untreue geraten ist:

Gesetzt, auf jemandes Ehefrau ist wegen eines anderen Mannes mit dem Finger gewiesen worden, ohne daß sie dabei ertappt worden ist, wie sie bei einem andern Manne ruhte, so soll sie für ihren Ehemann in den Stromgott eintauchen.

Man beachte, daß in beiden Fällen nicht einfach vom „Strome“, sondern vom „Stromgott“ die Rede ist.

Vom Ordal des Zivilprozesses wissen wir noch weniger, da man sich in zweifelhaften Fällen meist damit begnügte, der einen Partei den Eid aufzulegen, der stets als entscheidend angesehen wird. Nur an wenigen Stellen wird auf ein Ordal angespielt, daß darin bestanden zu haben scheint, daß der Beklagte das mit Gold und Edelsteinen geschmückte und das Symbol tragende Panier des Gottes, das wohl einer Standarte ähnelte und im Erdboden befestigt war, herauszureißen hatte. Vermochte er dies zu tun, so galt er als unschuldig.

Das Ordal fällt insofern aus dem Rahmen der Wahrsagekunst heraus, als es ebenso wie die Traumvision als eine Art direkter göttlicher Offenbarung angesehen wurde, während das Omenwesen im Grunde genommen auf einer irrtümlichen Kausalitätsvorstellung beruht, zu der noch Theorien über gegenseitige Entsprechungen in Makrokosmus und Mikrokosmus hinzukommen.

Von unserem Standpunkt aus betrachtet, erscheint uns das hier besprochene Kapitel des babylonisch-assyrischen Altertums als eins, das des krassesten Aberglaubens voll ist. Demgegenüber muß man indes hervorheben, daß die Alten in ihren Mitteln, den tatsächlichen Zusammenhang vieler Dinge zu erforschen, doch äußerst beschränkt waren; die Hypothese mußte ihnen Ersatz für manche Erscheinung bieten, deren Zustandekommen uns völlig klar ist.

Hierzu kommt noch eins. All die Anschauungen, die das Gebiet der Wahrsagekunst darbieten, bewegen sich in einem Vorstellungskreise, der sich durchaus mit den religiösen Ansichten der Babylonier deckt: sie widersprechen ihnen nicht, sondern stehen und — so sollte man annehmen — fallen sogleich mit ihnen. Indes, sie sind nur teilweise gefallen. Die babylonische Religion ist zugrunde gegangen, aber die babylonische Wahrsagekunst hat sich, vielfach wohl mit anderen Elementen vermischt, bis auf den heutigen Tag namentlich in Astrologie und Traumdeutung erhalten, nunmehr ein vollkommener Aberglaube, dessen Existenz nur für unsere aufgeklärte Zeit eine wahre Schmach ist, nicht aber für die Alten, mit deren religiösem und naturwissenschaftlichem Denken er in bester Harmonie stand.

Literatur. (In Auswahl.)

Fr. Lenormant, Die Magie und Wahrsagekunst der Chaldäer. Jena 1878. — H. C. Rawlinson, Cuneiform Inscriptions of Western Asia. Vol. IV (2. Aufl.), Pl. 61. London 1891. (Orakelantworten aus Arbela.) — J. A. Knudtzon, Assyrische Gebete an den Sonnengott. Leipzig 1893. — A. Boissier, Documents Assyriens relatifs aux Présages. Paris 1894—1899. — J. A. Craig, Astrological-Astronomical Texts. Leipzig 1899. — R. C. Thompson, The Reports of the Magicians and Astrologers of Niniveh and Babylon in the British Museum. London 1900. — H. Zimmern, Beiträge zur Kenntnis der Babylonischen Religion. Die Beschwörungsserie Surpu. Ritualtafeln für den Wahrsager, Beschwörer und Sänger. Leipzig 1901. — J. Hunger, Becherwahrsagung bei den Babyloniern. Leipzig 1903. — Cuneiform Texts from Babylonian Tablets in the British Museum. Vol. VI. London 1898. (Das altbabylonische Lebermodell.) Vol. XX. London 1904. (Leberschautexte.) — A. Boissier, Choix de Textes relatifs à la Divination Assyro-Babylonienne. Bd. I, Paris 1905. Bd. II, 1, Paris 1906. — M. Jastrow, Die Religion Babyloniens und Assyriens. Bd. II, Gießen 1905 ff. (Kap. XIX. Das Orakelwesen; Kap. XX, Vorzeichen und Deutungslehre.) — Ch. Virolleaud, L'Astrologie Chaldéenne. Paris 1905 ff. (Noch nicht abgeschlossen.) — L. W. King, Chronicles concerning early Babylonian Kings. Vol. II. London 1907. (SS. 129 ff., letzte Edition der Sargon-Omina.) — A. Ungnad, Ein Leberschautext aus der Zeit Ammisadugas. Babyloniaca II (1908), S. 257 ff. — M. Jastrow, Hepatoscopy and Astrology in Babylonia and Assyria. Proceed. of the Amer. Philos. Soc. Vol. XLVII (1908), S. 646 ff.

---

10. Jahrgang
Preis des Jahrganges (4 Hefte) 2 M., geb. 3 M.

Der Alte Orient
Gemeinverständliche Darstellungen
herausgegeben von der
Vorderasiatischen Gesellschaft (E. V.)

Heft 4
Einzelpreis jedes Heftes 60 Pfennig

Das Vorgebirge am Nahr-el-Kelb

und

seine Denkmäler

Von

Hugo Winckler

Mit 1 Kartenskizze und 4 Abbildungen



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1909

Die Vorderasiatische Gesellschaft (E. V.)

mit dem Sitz in Berlin

bezweckt die Förderung der vorderasiatischen Studien auf Grund der Denkmäler. Sie gibt wissenschaftliche Arbeiten ihrer Mitglieder in zwanglosen Heften als „Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft" und gemeinverständliche Darstellungen vierteljährlich unter dem Titel „Der Alte Orient" heraus. Ferner will die Gesellschaft die Beschaffung neuen Materials anregen und unterstützen. Die Gesellschaft zählt gegenwärtig 496 Mitglieder.

Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt 10 Mark, wofür die „Mitteilungen" (sonst 15 M.) und „Der Alte Orient" (sonst 2 M.) geliefert werden. — Aufnahme als Mitglied erfolgt durch den Vorstand auf einfache Anmeldung beim Schriftführer. — Zahlung der Beiträge hat im Januar an Wolf Peiser Verlag Berlin S. 42, Brandenburgstraße 11, zu erfolgen.

Der Vorstand besteht z. Zt. aus: Prof. Dr. F. von Luschan, 1. Vorsitzender, Friedenau b. Berlin, Begasstr. 9; Prof. Dr. M. Hartmann, 2. Vorsitzender, Hermsdorf (Mark); Dr. L. Messerschmidt, Schriftführer, Berlin N. 58, Schönhauser Allee 158c; Prof. Dr. H. Winckler, Wilmersdorf; Prof. Dr. Br. Meißner, Breslau; Lic. Dr. Alfr. Jeremias, Leipzig; Prof. Dr. F. E. Peiser, Königsberg; Dr. Freih. von Bissing, München. — Herausgeber der „Mitteilungen": Prof. Dr. H. Winckler, Wilmersdorf b. Berlin, Bingerstr. 80, des „Alten Orient": Derselbe und Lic. Dr. Alfr. Jeremias, Leipzig, Hauptmannstraße 3.

Inhalt der bisher erschienenen Hefte des „Alten Orient" (Preis 60 Pf.):

Ägypter als Krieger und Eroberer in Asien. 7 Abb. W. M. Müller. 51
Altbabylonisches Recht. Mit 1 Abb. Von B. Meißner. 71
Amarna-Zeit. Von C. Niebuhr. 12
Arabien vor d. Islam. O. Weber. 31
Aramäer. Von A. Sanda. 43
Äthiopien 1 Abb. W. M. Müller. 62
Babylonische Hymnen und Gebete. Von H. Zimmern. 73
Dämonenbeschwörung bei d. Babyloniern u. Assyrern. O. Weber. 74
Deutung der Zukunft bei den Babyloniern u. Assyrern. A. Ungnad. 103
Entzifferung der Keilschrift. 3 Abb. Von L. Messerschmidt. 52
Euphratländer und das Mittelmeer. Mit 3 Abb. Von H. Winckler. 72
Festungsbau im Alten Orient. Mit 15 Abb. Von A. Billerbeck. 14
Forschungsreisen in Süd-Arabien. 3 Kartenskl. u. 4 Abb. O. Weber. 84
Geschichte der Stadt Babylon. Von H. Winckler. 61
Glasers Forschungsreisen in Südarabien. Mit 1 Bild Glasers. Von Dr. Otto Weber. 102
Hammurabi. Sein Land und seine Zeit. Mit 3 Abb. Von F. Ulmer. 91
Hammurabis Gesetze. Mit 1 Abb. Von H. Winckler. 44
Hettiter. 9 Abb. L. Messerschmidt. 41
Himmels- u. Weltenbild der Babylonier. 2 Abb. H. Winckler. 32|3
Hölle und Paradies bei den Babyloniern. Von A. Jeremias. 13
Keilschriftmedizin in Parallelen. 1 Schriftt. Freih. v. Oefele. 42
Magie und Zauberei im alten Ägypten. Von A. Wiedemann. 64
Ninives Wiederentdeckung. Von R. Zehnpfund. 53
Phönizier. Von W. v. Landau. 24
Phöniz. Inschrift. W. v. Landau. 83
Phrygien. Mit 15 Abbildungen. Von E. Brandenburg. 92
Politische Entwicklung Babyloniens u. Assyriens. Von H. Winckler. 21
Sanherib. König von Assyrien. Von O. Weber. 63
Schrift u. Sprache d. alten Ägypter. Mit 3 Abb. W. Spiegelberg. 82
Stadtbild von Babylon. Mit 1 Abb. u. 2 Plänen. F. H. Weißbach. 54
Tell Halaf. Mit 1 Kartenskl. u. 15 Abb. Von M. v. Oppenheim. 101
Tote u. Toten-Reiche im Glauben d. alten Ägypter. A. Wiedemann. 22
Unterhaltungsliteratur der alten Ägypter. Von A. Wiedemann. 34
Urgeschichte, Biblische u. babylon. Von H. Zimmern. 23
Völker Vorderasiens. H. Winckler. 11
Das Vorgebirge am Nahr-el-Kelb u. seine Denkmäler. 1 Kartenskl. u. 4 Abb. Von H. Winckler. 104
Weltschöpfung, Babylonische. 1 Abb. Von H. Winckler. 81
Der Zagros u. seine Völker. Mit 3 Kartenskl. u. 35 Abb. G. Hüsing. 93|4

Der Boden des alten Phöniziens ist arm an Denkmälern der Vergangenheit selbständig phönizischen Volkstumes, und dem heutigen Reisenden bieten sich unter den erhaltenen Resten des Altertumes fast nur Zeugen einer schon völlig von griechischem Geiste durchtränkten Kulturepoche[1]. Wer, wie es gewöhnlich der Fall ist, aus Ägypten kommend, in Syrien archäologischen Erinnerungen nachgeht, muß deshalb den Abstand von den dortigen Denkmälern empfinden, die gleich Ehrfurcht erregend durch Alter wie durch Gewaltigkeit des Eindrucks sind. Und doch wissen wir aus den Urkunden, daß Phönizien und Palästina abwechselnd unter der Herrschaft der großen Kulturstaaten des Euphrat- und des Niltals gestanden haben, und daß deren Kulturen dort ihre tiefeingreifende Wirkung ausgeübt haben. Babylonisches Schriftwesen hat im ältesten Phönizien dem Verkehr im Lande wie mit dem Auslande gedient, und ägyptische Baukunst hat ihren Einfluß bis in die Zeiten griechischen Einflusses bewahrt und durch die Verwendung aus Ägypten bezogener Granitsäulen zum Ausdruck gebracht, deren Herbeischaffung und Transport auf die Berge des Libanon mit ungeheuren Mühen verknüpft gewesen sein muß. Vergeblich aber würde man nach Spuren gleichzeitiger Denkmäler aus den Zeiten eines Hiram und Salomo, oder der mit der Familie Omris so nahe verbundenen Könige von Tyrus und Sidon suchen. Es ist auch kaum zu erhoffen, daß noch einmal nennenswerte Überreste davon wiedergefunden werden.

Um so mehr verdient eine Stelle die Aufmerksamkeit jedes Besuchers des syrischen Bodens, an der die Denkmäler ägyptischer und assyrisch-babylonischer Könige ihm als älteste und fast einzige Zeugnisse der großen Eroberungszüge erhalten sind, von denen ihre Annalen erzählen. Eine Stelle, die sich wie eine Reihe in den Fels gegrabener Blätter der Geschichte des Landes ausnimmt, und welche

1) Vgl. AO. VIII, 3: W. v. Landau, Die phönizischen Inschriften S. 4.

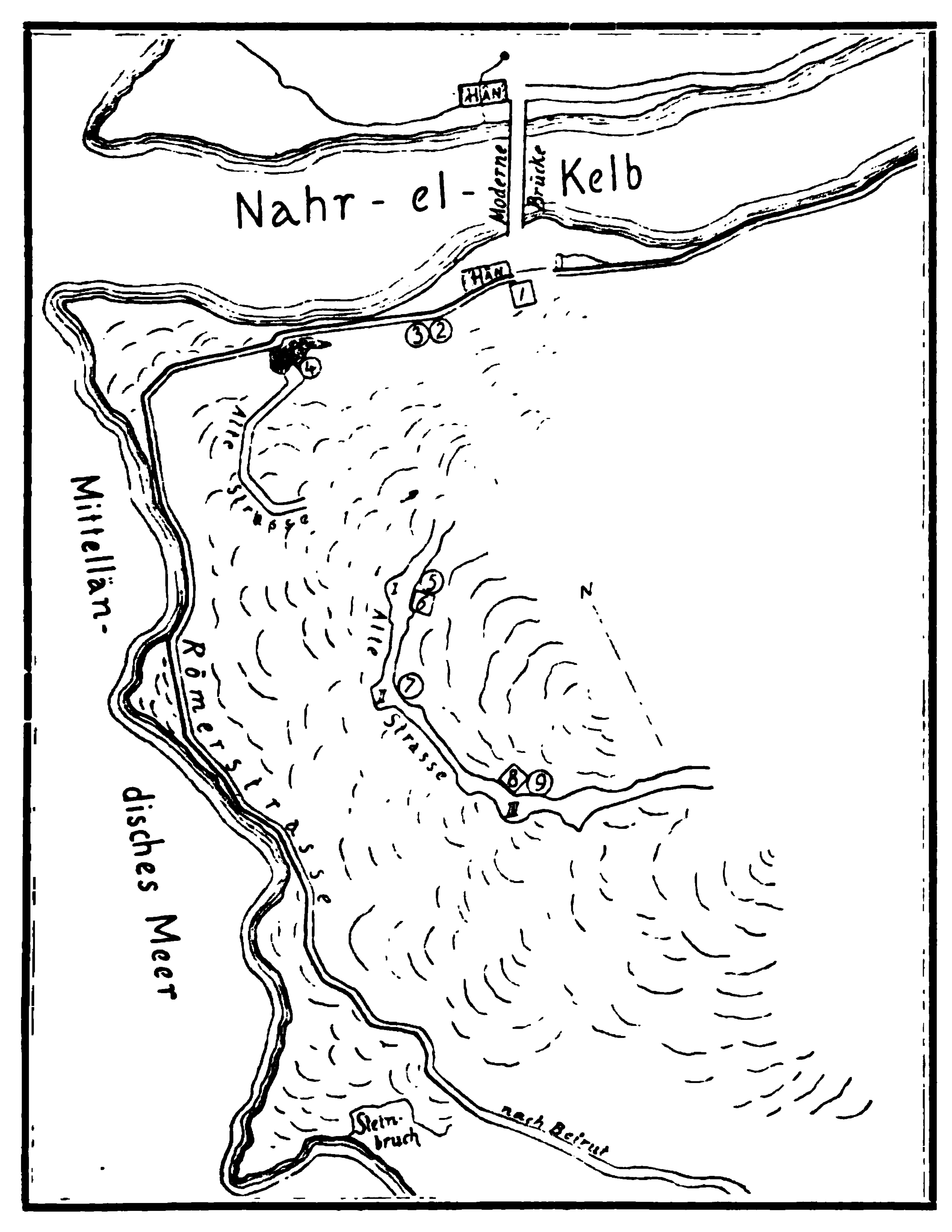
an geschichtlichem Interesse ihres gleichen auf dem Boden dieses Landes nicht hat.

Etwa zwei Stunden nördlich von Beirut, dem Hafen, wo jetzt gewöhnlich der Reisende den syrischen Boden betritt, mündet einer der für den Libanon kennzeichnenden Flüsse, welche alle von den Höhen des steil sich erhebenden Gebirges in kurzem Laufe das Meer erreichen. Es ist der Nahr-el-Kelb oder Hundsfluß, der oben aus den beiden Quellen ʿain-el-leben und ʿain-el-ʿasal (Milch- und Honigquelle) entspringt, um nach stellenweisem Verschwinden in Gebirgsgrotten in einem engen durch schroff ansteigende Felsen gebildeten Tale wieder zutage zu treten und von diesen Felswänden begleitet ins Meer zu fallen. An der Mündung treten die Felsen namentlich auf dem linken, südlichen Ufer bis unmittelbar an das Meer heran, wo sie also eine Art Vorgebirge bilden, das aus dem sonstigen schmalen Küstenstreife heraustritt. Dieser Küstenstreif bildet eine natürliche Verkehrsstraße für das phönizische Gebiet, und die Landstraße ist ihm zu allen Zeiten vom Norden bis zum Süden gefolgt. An der Mündung des Hundsflusses mußte sie den Fluß überschreiten und dann an der Außenseite des Vorgebirges entlang dieses selbst überwinden. Zu dem Zwecke ist sie von Norden kommend stets erst auf dem rechten, nördlichen Ufer im Flußtale aufwärts gegangen, um an einer schmaleren Stelle das Wasser zu überschreiten[1] und dann wieder an der steilen Felswand entlang im Tale bis zur Mündung zu gehen, wo sie am Vorgebirge empor über dieses hinwegführte. Diesen Weg haben Jahrtausende innegehalten, erst die Neuzeit hat in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts einen Fahrweg in den Felsen gesprengt und durch einen modernen Brückenbau unweit der Mündung über den hier etwas breiteren Flußlauf geführt. Bis dahin war der Verkehr auf Saumtieren der alten Straße gefolgt, welche die antike Kultur gebrochen hatte. Neuerdings ist die Brücke der an der Küste von Beirut nordwärts führenden Eisenbahn noch der Fahrstraßenbrücke vorgelagert worden.

Die alte Straße, derer man sich bis dahin bedient hatte, wie es das Altertum getan hatte, führte also oberhalb der heutigen um den Felsen herum. Sie erhob sich an der Stelle, wo die moderne Brücke über das Wasser führt aus dem Tale (in dem

1) Man wird annehmen dürfen, daß das stets an der Stelle geschah, wo noch jetzt die Brücke erhalten ist, welche aus der Zeit des Sultans Selim I um 1517 stammt und bis zum Bau der modernen dem Verkehre diente.

sie schon von der älteren, weiter oberhalb gelegenen Übergangsstelle kam), um das Vorgebirge zu übersteigen. Man hat sich wohl vorzustellen, daß sie zu allen Zeiten ein Saumpfad gewesen ist, der



Das Vorgebirge am Nahr-el-Kelb.

□ Ägyptische Fundstellen. — ○ Assyrische Fundstellen.
I II III Plattformen.

natürliche Vorteile des Felsens benutzte, dem günstigsten Falls durch Menschenhand nachgeholfen war. Für Saumtiere ist ein wenig mehr Steigung nicht so bedeutsam wie für den Wagenverkehr, deshalb stieg die Straße auch ziemlich steil empor, im Bogen um das Vorgebirge herumführend. Wenn sie vielleicht auch zeitweilig in Stand gesetzt worden ist, in den etwa 14 Jahrhunderten, in welchen sie noch dem Verkehre diente, nachdem die ersten der zu besprechenden Denkmäler an ihrer Seite angebracht wurden, so wird sie doch in der Regel keinen anderen Anblick geboten haben als all die Saumpfade des Libanon zu allen Zeiten und bis auf den heutigen Tag. Das orientalische Pferd, das Maultier und der Esel gehen auf ihnen mit Sicherheit, der europäische Fußgänger tut manchmal besser daran, auf dem Pferde zu bleiben, statt sich auf seine eigenen Kletterkünste zu verlassen.

Die Wichtigkeit der großen Uferstraße für den Verkehr war dann wohl die Veranlassung, daß die römische Wegebaukunst, als wichtiges Unterstützungsmittel römischer Regierungskunst auch hier sich betätigte. Es wurde eine römische Heerstraße wesentlich tiefer um den Felsen herumgeführt. Sie zweigte an der Stelle ab, wo die alte aus dem Tale emporzusteigen begann und war in den Felsen gehauen, den sie so mit bedeutend geringerer Steigung überwand. Diese Straße hat, wie so manche Römerstraße, dem Verkehr gedient, bis die erwähnte neue Landstraße in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts gebaut worden ist, 16 Jahrhunderte haben sich also an ihr genügen lassen und nichts hervor gebracht, was sie hätte übertreffen können. Eine Inschrift nennt als Erbauer den Kaiser Antoninus Pius und die Titel, welche er sich beilegt, weisen auf seine letzten Jahre 179 oder 180 n. Chr.:

„Der Kaiser Marcus Aurelius Antoninus Pius, Felix Augustus, der Besieger der Parther, Britanner und Germanen, Pontifex Maximus, hat die den Lycus-Fluß überhängenden Berge bearbeiten und einen breiten Weg herstellen lassen durch seine Antoninische Legion[1].

1) IMP. CAES. M. AVRELIVS
ANTONINVS PIVS FELIX AVGVSTVS
PART. MAX. BRIT. MAX GERM. MAXIMVS
PONTIFEX MAXIMVS
MONTIBVS IMMINENTIBVS
LICO FLVMINI CAESIS VIAM DE(!)LATAVIT
PER ///// ///// /////
ANTONINIANAM SVAM.

Eine zweite Inschrift besagt dasselbe. Ein Zeitraum von mehr als 700 Jahren trennt das Denkmal römischer Größe von dem letzten der Euphratkultur, welches, wie wir sehen werden, König Nebukadnezar am „Flusse Lycus“ [1] angebracht hatte.

Unser Vorgebirge bildet eine natürliche Landmarke und es wäre auffallend, wenn es nicht als solche eine Bedeutung gehabt und dann dem Charakter der orientalischen Religion entsprechend als Sitz eines religiösen Kultes, eines Gottes oder genius loci gegolten hätte. Daß es einen besonderen Namen geführt haben muß was schließlich dasselbe bedeutet, wie Sitz einer Gottheit sein — ist dabei selbstverständlich. Wir werden sehen, daß wir diesen

Abb. 1: Ansicht des Vorgebirges am Nahr-el-Kelb
(nach einer Zeichnung)

Namen vielleicht noch feststellen können (S. 16). Als Landesmarke aber bildet die Mündung des Hundsflusses wohl die natürliche Grenze zwischen dem Gebiete der beiden alten Phönizier-Städte Gobal (Byblos) und Beerot (Beirut). Solange letztere unter eigenem Fürsten stand wie zur Tel-Amarna-Zeit [2] müßte hier wohl die Grenze beider Stadtgebiete gelegen haben. Dann aber ist zu

1) Lykos war also der griechische Name, wovon Nahr-el-Kelb „Hundsfluß“ die arabische Übersetzung ist. „Wolf“ und „Hund“ pflegen in solchen Wiedergaben mit einander zu wechseln, man wird anzunehmen haben, daß der Fluß phönizisch Kaleb hieß.

2) AO. I, 2: C. Niebuhr, Die Amarna-Zeit S. 27; AO. II, 4 S. 12.

vermuten, daß dieses Vorgebirge auch eine weitergehende Bedeutung hatte, insofern man eine natürliche Scheidung zwischen dem Gebiete der eigentlichen mehr südlichen Phönizier, der Sidonier[1], und der Nordphönizier mit den Mittelpunkten Gobal und Arvad, sich kaum an einer anderen Stelle der Küste denken kann. Eine solche Landmarke müßte aber eine gewisse Verehrung genossen haben. Der Name des Flusses hat gewiß damit in Verbindung gestanden, da er ebenso wie das biblische Kaleb als Stammname zu dem Bestande der göttlichen und mythischen Welt des alten Orients gehörte.

Diese Bedeutung unserer Stelle wird die Veranlassung gewesen sein, warum sie mit den Denkmälern geziert wurde, welche ihr noch heute unter allen historischen Plätzen der Weltgeschichte eine hervorragende Bedeutung sichern. Etwas ähnliches wird sich kaum an einem andern Punkte der Welt aufweisen lassen. Wohl hat manch hervorragendes Denkmal eines großen Herrschers die Veranlassung gegeben, daß sich ein anderer daneben verewigte, aber die Skulpturen und Inschriften, welche nach Ramses hier die Assyrerkönige und dann Nebukadnezar haben anbringen lassen, sind mehr als bloße Nachahmungen des einen vom anderen gewesen, sie müssen, wenigstens die ersten von ihnen, Grenzmarken der betreffenden Gebiete gewesen sein.

Die Grenzmarke würde natürlich aus dem Besitzstande oder den Kriegszügen des ersten der hier verewigten Herrscher zu erschließen sein. Das ist Ramses II. Von den im ganzen acht Gedenknischen, welche an der alten Straße angebracht waren, gehörten ihm drei. Es sind die erste, unterste, die sechste und die achte (vorletzte). Nach Lepsius, der sie im Jahre 1845 untersucht hat[2], waren sie der Reihe nach den Göttern Ptah, Re' und Ammon gewidmet. Um das festzustellen, müssen sie in noch besserem Zustande gewesen sein als jetzt, wo man schwerlich noch irgend etwas über ihren Inhalt würde bestimmen können. Die unterste ist zudem völlig zerstört worden, da sie von modernen Eroberern usurpiert worden ist. Als im Jahre 1860/61 Napoleon III. infolge des Aufstandes der Drusen gegen die Maroniten des Libanon französische Truppen in Syrien landete[3], hat der kommandierende General die alte ägyptische Inschriftentafel erobert und sich mit seinen Truppen darauf

---

1) AO. II, 4: W. v. Landau, Die Phönizier S. 10.

2) Briefe aus Ägypten S. 402.

3) Vgl. über die gleichzeitige wissenschaftliche Durchforschung Phöniziens AO. VIII, 3: W. v. Landau, Die phönizischen Inschriften S. 7.

verewigen lassen. Man könnte vielleicht seinem Andenken einen Dienst erweisen, wenn man den Stuck, der auf dem Felsen aufgetragen ist, wieder abkratzte, aber daß darunter viel von der Inschrift erhalten ist, dürfte doch nach dem Zustande der übrigen zu urteilen, kaum zu hoffen sein[1].

Wir wissen aus Ramses' Inschriften, daß er in seinen Kriegen mit den Chatti noch nördlicher als bis in diese Gegenden gekommen ist, und daß er schließlich einen Freundschaftsvertrag mit dem Könige Hattusil (früher Chetasar gelesen) geschlossen hat, dessen Text in Karnak erhalten ist[2] und auf welchen vielfach in dem Briefwechsel zwischen beiden Königen bezug genommen wird, dessen Reste aus dem Archive der Chattihauptstadt in Klein-Asien jetzt wieder zugänglich geworden sind. Berühmt, weil durch poetische Schilderungen und künstlerische Darstellungen verherrlicht, sind auch Ramses' fragwürdige Heldentaten auf seinem Zuge gegen die Chatti in seinem fünften Regierungsjahre. Die glorreiche Schlacht bei Kadesch am Orontes beweist auf jeden Fall, daß das ägyptische Heer noch weiter nördlich gekommen ist, um die Ansprüche Ägyptens, welche seit den Zeiten der Eroberer der 18. Dynastie auch Nordphönizien und Syrien umfaßten, gegen die Chatti zu verteidigen und Verlorenes zurück zu erobern. Die militärische Macht beider Staaten stand damals schon nicht mehr auf der Höhe wie ein und zwei Menschenalter früher, und so vertrug man sich und schloß einen so herzlichen Freundschaftsbund, daß selbst die Königinnen sich gegenseitig dazu Glück wünschten[3].

Dabei muß natürlich auch eine Abgrenzung des beiderseitigen Interessengebietes stattgefunden haben. Wenn man die natürliche Bedeutung des Nahr-el-Kelb und seines Vorgebirges als Landesmarke in Betracht zieht, und dazu nimmt, wie die Assyrerkönige mit einer deutlichen Absichtlichkeit gewissermaßen ihre Ansprüche hier den ägyptischen entgegengestellt haben, so möchte man schließen, daß damals die Grenze zwischen dem ägyptischen und chattischen Interessengebiete hierher verlegt worden wäre. Dann wäre Nordphönizien

1) Man ist also wie hervorgehoben werden muß, für die Bestimmung der drei ägyptischen Inschriften ganz auf Lepsius angewiesen und wird kaum eine Kritik daran üben können. Bedenken erregt es immerhin, daß Ramses drei verschiedene Denkmäler anbringen ließ. Andere ägyptische Könige könnten ebenfalls in Betracht kommen.

2) AO. IV, 1: Messerschmidt, Die Hettiter S. 6.

3) Darauf bezügliche Briefe der Gattin Ramses' an Hattusil, sowie an dessen Gattin Puduchipa sind in Boghazköi gefunden worden.

den Chatti, Südphönizien den Ägyptern überlassen worden. Früher hatten beide abwechselnd Ägypten auch den Norden, und die Chatti auch den Süden besessen, sodaß also beide sich gütlich geeinigt und sich gegenseitig etwas nachgelassen haben würden. Hierzu würde das, was wir über das Verhalten Tiglat-Pilesars I und Ägyptens noch feststellen können, ebenfalls sehr gut passen.

Auf jeden Fall werden wir anzunehmen haben, daß Ramses seine Reliefstafeln als eine Grenzmarke anbringen ließ, gleichviel, ob er die damit vertretenen Ansprüche später behauptete oder davon abließ, und daß er sich mit einer noch weiter südlich gelegenen Grenze begnügte. Auch die Errichtung eines Denkmals im Ostjordanlande (des sogenannten Hiobsteins) wird ähnlichen Zwecken gedient haben, da auch hier die ägyptische Grenze südlich vom Gebiete von Damaskus gelaufen sein dürfte.

So stehen hier die drei ägyptischen Denkmäler als Zeugen der Herrschaft Ägyptens über Phönizien und rufen eindringlich den Einfluß ins Gedächtnis, welchen das Niltal ein paar Jahrhunderte über dieses Land ausgeübt hat. Es ist das letzte Mal gewesen, daß Ägypten für lange Zeit hinaus versucht hat, diese Ansprüche zu verteidigen, tatsächlich hat es sein Interessengebiet sehr bald sich selbst überlassen müssen, sodaß unsere Denkmäler zugleich Zeugnisse eines verlorenen Postens bilden. Später haben im 10. Jahrhundert Schoschenk und 608/6 Necho versucht, die alten Ansprüche noch einmal aufzunehmen, aber das sind Vorstöße ohne dauernden Erfolg gewesen. Ramses' Denkmäler und die daneben gesetzten assyrischen sind aber sprechende Zeugen des Zugs der Geschichte, welcher das syrische Küstenland zu allen Zeiten zu einem Eroberungsgegenstand für die benachbarten Großmächte gemacht hat — von den ältesten Zeiten bis ins 19. Jahrhundert n. Chr., wo Ägypten seine Grenzen bis nach Kleinasien vorzuschieben suchte. Und zu allen Zeiten hat der Verkehr und der Austausch der Kultur dem entsprochen, die kriegerischen Ereignisse werden völlig von diesen Verhältnissen getragen und mit Naturnotwendigkeit herbeigeführt.

Der Vertrag zwischen Ramses und Hattusil ist etwa um 1300 anzusetzen. Die ägyptische wie chattische Herrlichkeit, welche sich schon damals mehr auf die Diplomatie als auf die Waffen stützte, hat die Regierung der beiden Vertragschließenden außerhalb der engen Grenzen ihrer Länder kaum überdauert. Ägypten selbst war durch seine Lage geschützt, aber in Asien erstand den Chatti ein bedrohlicher Gegner.

Es war das Königreich Assyrien, das sich etwa seit 1500 beständig ausdehnte und den bisherigen Herren Vorderasiens immer mehr Gebiet abgewann. Seine beiden nächsten Gegner, denen dieses Gebiet abgenommen werden mußte, waren die Babylonier und die Chatti, und von Erfolgen gegen diese berichten daher die Inschriften des 14. und 13. Jahrhunderts. Mesopotamien und das nördliche Syrien, die bisher Vasallenländer der Chatti gewesen waren, gerieten unter assyrische Oberhoheit, und bereits zu den Zeiten Hattusils und seines Verbündeten Ramses war der Einfluß der Chatti in diesen Gebieten stark zurückgegangen.

Ein plötzlicher Zusammenbruch der assyrischen Macht kurz vor 1250 hatte deren Vordringen ein Ende gesetzt und den Chatti eine Frist gewährt. Dann aber begann etwa seit 1150 Assyrien neu zu erstarken, und um 1100 unter Tiglat-Pilesar I. stand es wieder ebenso mächtig da wie vor dem Zusammenbruch. Tiglat-Pilesar war wieder bis ins westliche Kleinasien vorgedrungen und hatte Gebiete, die schon an das Herz des Chattireichs grenzten, besetzt. Ein kurzes Bruchstück seiner Inschriften berichtet denn auch, daß er einen Streich gegen die Chatti führte, der dieses Reich offenbar aus der nur noch mühsam behaupteten Stellung eines anerkannten Großstaates stürzte. Der Chattikönig . . . -Teschub — es ist nur der zweite Bestandteil seines Namens erhalten — wurde geschlagen und Tiglat-Pilesar war der Herr von Nordsyrien und damit aller der wohl auch längst nur noch dem Namen nach behaupteten Besitzungen der Chatti in Nordphönizien. Dorthin zog Tiglat-Pilesar ebenfalls und wagte sich — die Assyrerkönige betrachten das augenscheinlich stets als ein gewaltiges Wagnis — in der nordphönizischen Hafen- und Königsstadt Arvad auf das Meer hinaus — wohlverstanden jedenfalls nur, um nach dem auf einer kleinen Insel gelegenen Arvad hinüberzusetzen. In der Inschrift, welche das erwähnt, berichtet er auch, daß er Geschenke vom „Könige von Ägypten" erhalten habe, unter anderen ein Krokodil und Affen. Das war kein bloßer Höflichkeitsaustausch, sondern die Besiegelung eines diplomatischen Aktes: Ägypten, der ehemalige Schutzverbündete der Chatti, erkannte damit an, daß Assyrien durch Eroberung (und Friedensvertrag mit den Chatti) der rechtmäßige Nachfolger in den Ansprüchen der bisherigen Lehnsherrn Syriens und Nordphöniziens geworden war. An Stelle eines chattischen stieß nun ein assyrisches Interessengebiet an das ägyptische.

Die Feststellung dieser Verhältnisse ist von großer Bedeutung

für die biblische Geschichte, was freilich in diesem Zusammenhange nicht verfolgt werden kann. Man wird sich erinnern, wie die Bibel betont, daß Abraham von den „Hethitern“ ein Erbbegräbnis erwarb, also von den vorassyrischen Landesherren. Die biblischen Geschichtsquellen, welche zur Königszeit abgefaßt wurden, bezweckten, dem assyrischen Landesherrn nachzuweisen, daß Israel alte wohlerworbene Rechte auf seinen Grund und Boden hätte. Und als Rechtsnachfolger der Chatti mußten die Assyrerkönige diese anerkennen und schützen.

So fällt ein Streiflicht von den Denkmälern des Hundsflusses selbst auf die biblische Geschichte, denn hier sind die Bilder der neuen Landesherren denen von Ramses gegenübergestellt worden.

Freilich ist es wenig wahrscheinlich, daß schon Tiglat-Pilesar sich hier verewigen ließ. Trotzdem haben seine Nachfolger das getan als Erben der Chatti-Ansprüche, und die ganze assyrische Politik gegenüber Phönizien und dem nördlichen Palästina beruht auf dem damals erworbenen Anspruche. Bei der allmählichen Einziehung der Vasallenstaaten im 8. Jahrhundert und ihrer Verwandlung in assyrische Provinzen ist deutlich zu erkennen, daß die alten Grenzen der Chattimacht innegehalten worden sind. Das ägyptische Interessengebiet wurde geachtet: hier wurde keine assyrische Provinz errichtet, ehe nicht Ägypten selbst unterworfen war.

Ehe wir festzustellen suchen, welchen Königen die fünf assyrischen Königsbilder zuzuschreiben sind, ist eine kurze Beschreibung ihrer Beschaffenheit und Lage zueinander nötig. Die ägyptischen Inschriftennischen unterscheiden sich von den assyrischen schon äußerlich leicht: sie sind viereckig, während diese oben gewölbt sind. Die Reihenfolge ist von unten nach oben:

1. ägyptisch; daneben
2. und 3. assyrisch; etwas höher
4. assyrisch; ein beträchtliches Stück höher
5. assyrisch und 6. ägyptisch; höher
7. assyrisch; höher
8. ägyptisch und 9. assyrisch (Assarhaddon).

Von diesen sind mit Ausnahme der letzten am höchsten gelegenen alle so verwittert, daß es nicht möglich ist, eine Inschrift zu erkennen und daraus auf den Urheber zu schließen. Die letzte (9) wird durch die Inschrift als von Assarhaddon herrührend gekennzeichnet, die übrigen stammen also von Vorgängern von ihm.

Dazu stimmt ohne weiteres der Charakter der Skulpturen selbst, deren Umrisse im allgemeinen noch zu erkennen sind. Auch ohne diesen Anhalt würde sich von selbst ergeben, daß die älteste von ihnen die unterste ist. Jede ist außerdem ohne Zweifel von einem andern Herrscher angebracht worden, doppelte Verewigung wie in den ägyptischen Reliefs hat nicht stattgefunden.

Bei den Nummern 5/6; 7 und 8/9 sind Verbreiterungen des Weges zu erkennen, so daß also ein kleiner freier Platz war. Bei der Enge der Straße war dies eine Notwendigkeit, wenn die Denkmäler überhaupt betrachtet werden sollten. Ein größeres Denkmal braucht immer einen Platz zu seiner Aufstellung, wenn es eine Wirkung ausüben soll. Bei der Einweihung fand hier naturgemäß die betreffende Zeremonie statt, die selbstverständlich in der Hauptsache aus einem Opfer bestand. Wir haben eine Darstellung davon in den Reliefs des „Broncetores von Balawat" von Salmanassar II. Wie mehrere seine Vorgänger (Tiglat-Pilesar I., Tukulti-Ninib, Assurnasirpal) hatte dieser ein ähnliches Relief am oberen Tigrislaufe, dem Subnat anbringen lassen, an der Stelle, wo dieser durch eine Grotte fließt. Die Darstellung der Ceremonie dient zur Beleuchtung der dabei üblichen Gebräuche.

Aus den Inschriften der Assyrerkönige können wir feststellen, welche Könige überhaupt in Betracht kommen und welche Gelegenheiten den Anlaß zu der Anbringung der Denkmäler geboten haben können. Man kann trotzdem bei einigen zweifeln und völlige Sicherheit ist nicht

Abb. 2: Opferzeremonie am Broncetor aus Balawat.
(Nach Delitzsch und Billerbeck, Die Palasttore Salmanassars II. aus Balawat.)

möglich, wenngleich bei den meisten große Wahrscheinlichkeit angenommen werden kann.

Der erste Assyrerkönig, an den man denken könnte, wäre Tiglat-Pilesar I. Allein, es ist zunächst zweifelhaft, ob er so weit südlich gekommen ist — er würde sonst doch wohl nicht nur von dem beträchtlich nördlicher gelegenen Arvad sprechen — und vor allem widerspricht das Aussehen der untersten und ältesten assyrischen Königsfigur (Nr. 2) der Annahme, daß sie von ihm herrühren könnte. Wir haben ein ähnliches Denkmal Tiglat-Pilesars am obersten Quellauf des Tigris, dem Sebene-Su, und dies zeigt einen andern Typus. Es bleibt daher nichts übrig, als für das älteste assyrische weiter herabzugehen und dann kommt erst wieder Assurnasirpal (886—861) in Betracht, für den nicht nur das Aussehen dieser Tafel, sondern auch das der nebenstehenden spricht, welche dann seinem Sohne und Nachfolger gehören würde.

Assurnasirpal war, nachdem Assyrien lange Zeit nicht imstande gewesen war, seine Ansprüche auf den Westen zu behaupten, wahrscheinlich im Jahre 868 durch Syrien nach der phönizischen Küste gezogen und erzählt, daß er den Tribut der phönizischen Staaten südlich bis Tyrus erhalten habe. Es war seit Tiglat-Pilesar zum ersten Male, daß ein assyrisches Heer hier erschien, um die nun über 200 Jahre alten Ansprüche auf das ehemalige Chattigebiet zu erneuern. Der Zug muß am Nahr-el-Kelb vorbeigeführt haben, da südlich noch Sidon und Tyrus erwähnt werden. Also war das eine passende Gelegenheit, um die erste Urkunde assyrischer Oberhoheit in die Felswand zu meiseln.

Der Bericht der Annalen Assurnasirpal erzählt zunächst den Marsch durch Mesopotamien, wo die Fürsten der durchzogenen Landschaften huldigten. Nach Überschreitung des Euphrat ging der Marsch südwärts nach Karchemisch, wo der König Sangar ebenfalls seine Botmäßigkeit bezeugte und die übrigen Fürsten von Nordsyrien zur Huldigung eintrafen. Es ist bezeichnend, daß der König von Karchemisch dabei den Assyrern stets als „König von Chatti" gilt. Er soll damit offenbar als Träger der Ansprüche der alten Chattikönige hingestellt werden. Durch ihn als Vasallen herrscht dann der Assyrer zugleich über alles, was einst Chattisch gewesen war (vgl. S. 12). Von hier aus wendet sich Assurnasirpal dann westlich und durchzieht Patin, das Gebiet am Afrin, dessen König Lubarna damals eine Vormachtstellung im mittleren Syrien einnahm. Er wurde zur Unterwerfung gezwungen und Assurnasirpal wandte sich nun südwärts. Er durchzog das Hinterland des nördlichen Phöniziens, das jetzt sogenannte Nosairiergebirge, und unterwarf das Land. Hier wurde eine assyrische Kolonie begründet. Dann heißt es weiter: „damals zog ich längs des Libanon hin und stieg zum großen Meere von Amurri hinauf (! „hinauf" wird von westlicher Richtung des Marsches gesagt. Das Mittel-

ländische Meer ist das „obere Meer" im Gegensatz zum „unteren", dem Persischen, zu dem man „hinabsteigt"). **Im großen Meere reinigte ich meine Waffen, opferte ich den Göttern.** Den Tribut der Könige der Küste des Meeres: der Tyrer, Sidonier, Byblier, von Mahalla, Maiza, Kaiza (kleinere nordphönizische Städte), Amurri (das Hinterland von Nordphönizien, die biblischen Amoriter), Arvad, der Insel des Meeres in Silber, Gold, Zinn, Kupfer usw., einen großen und kleinen ku-Affen (vgl. S. 11) usû- und urkarinu-Hölzer, Zähne des Wales (Fischbein), des Geschöpfes des Meeres, als ihren Tribut empfing ich, sie ergriffen meine Füße.

Sehr passend reiht sich dann unmittelbar daneben das Bild des Sohnes und Nachfolgers Assurnasirpals, Salmanassars II. (865—825). Dieser hat versucht, die von seinem Vater begonnene Politik im Westen ernsthaft durchzuführen. Er hatte es dabei mit einem starken Gegner zu tun; dem in den voraufgehenden Jahrhunderten entstandenen Staate von Damaskus, welcher damals die Vormacht Syriens bildete. Es ist bezeichnend, daß Assurnasirpal noch deutlich mit Absicht vermieden hatte, mit diesem anzubinden, als er zum ersten Male wieder an der Küste des Meeres festen Fuß zu fassen suchte; sein Sohn mußte vor allem diesen stärksten Gegner niederzuwerfen suchen, wenn nicht seine Getreuen an der Meeresküste in steter Bedrohung durch den Herrn des Hinterlandes schweben sollten. Auf mehreren Feldzügen hat Salmanassar vergeblich versucht, Damaskus zu unterwerfen. Auf drei Zügen wurde er sogar offenbar von Benhadad, wie der damalige König von Damaskus in der Bibel genannt wird, deutlich schon in Nordsyrien zurückgewiesen. Er ließ dann ein paar Jahre Ruhe, um erst seinen Versuch zu erneuern, als in Damaskus ein Thronwechsel stattgefunden hatte, welcher Hazael, einen Usurpator, auf den Thron brachte. Biblische Nachrichten bringen dieses Ereignis in deutlichen Zusammenhang mit politischen Bewegungen, welche auch in Israel spielten: dem Propheten Elisa wird eine maßgebende Rolle bei der Erhebung des neuen Königs zugeschrieben (2. Kön. 8). Und auch in Israel wurde gleichzeitig das alte Königshaus Omris gestürzt, denn gleichzeitig mit Hazael in Damaskus erscheint in Israel Jehu auf dem Throne, und Jehu erkennt sofort die assyrische Oberhoheit an.

Es kann kaum zweifelhaft sein, daß bei diesen Umwälzungen Assyrien die Hand im Spiele gehabt hat, um Damaskus seine Vasallenstaaten abspenstig zu machen und es so allein leichter zu unterwerfen. Als daher Salmanassar wieder in Syrien erschien, war Hazael auf seine eigenen Kräfte angewiesen und vermochte im offenen Felde nicht Widerstand zu leisten. Aber die feste Haupt-

stadt konnte Salmanassar nicht erobern und er mußte sich begnügen, die fruchtbare Landschaft von Damaskus auszuplündern. Wir haben einen sehr anschaulichen Bericht über den Zug, und dieser Bericht besitzt hier für uns ein besonderes Interesse, weil er deutlich angibt, daß eines der Denkmäler am Hundsflusse bei dieser Gelegenheit angebracht worden ist und weil wir hierbei den Namen des Vorgebirges (vgl. S. 7) erfahren:

„In meinem 18. Regierungsjahre (d. i. 842 v. Chr.) überschritt ich zum 16. Male den Euphrat. Hazael von Damaskus verließ sich auf die große Zahl seiner Truppen und bot seine Truppen in Menge auf. Den Saniru, einen Bergkegel, dem Libanon vorgelagert, machte er zu seiner Festung. Ich kämpfte mit ihm und besiegte ihn. 6000 seiner Krieger erschlug ich mit den Waffen, 1121 seiner Streitwagen, 470 seiner Streitrosse sowie sein Lager nahm ich ihm weg. Er entfloh, um sein Leben zu retten. Ich verfolgte ihn und schloß ihn in Damaskus, seiner Hauptstadt, ein. Ich holzte seine Gärten ab und zog bis zu den Bergen des Hauran. Ortschaften ohne Zahl zerstörte, verwüstete, verbrannte ich und führte zahllose Gefangene weg. Bis zum Berge Ba'li-ra'si, einem Vorgebirge am Meere, zog ich und stellte mein Königsbild dort auf. Damals empfing ich den Tribut der Tyrer, Sidonier und Jaua's von Bet-Omri (Jehu von Israel)".

Die Erzählung läßt die Sachlage sehr anschaulich erkennen. Das am Schlusse berichtete wird teilweise mit dem übrigen Feldzuge zusammengefallen sein, da wahrscheinlich Salmanassar an der Küste von Norden her südwärts bis zum Vorgebirge am Nahr-el-Kelb zog und dann den Libanon überschritt, um ostwärts gegen Damaskus zu ziehen. Der Weg führt dabei durch das Tal des Barada zwischen Antilibanus und Hermon und hier dürfte es gewesen sein, wo Hazael Widerstand zu leisten versuchte. Saniru ist ein anderer Name des Hermon (Senir 5. Mose 3, 9), und dieser gewaltige Gebirgsstock ist dem Antilibanus — der vom Libanon bei den Assyrern nicht unterschieden wird — südwärts vorgelagert. Das enge Baradatal zwischen Antilibanus und Hermon kann leicht verteidigt werden. Nachdem Hazael hier geschlagen war, lag der Weg nach Damaskus frei. An dessen Mauern wagte sich Salmanassar aber nicht, er begnügte sich, nur die Gärten rings um die Stadt abzuholzen. Damals also, wie in der Blütezeit des Islam und bis auf den heutigen Tag, war Damaskus von einem breiten Kranz von Gärten umgeben, welche es dem Orientalen als ein Paradies erscheinen lassen, wenn sie auch dem Auge des Europäers nicht allzusehr imponieren. Auch als die Kreuzfahrer vergeblich versuchten, Damaskus zu erobern, spielten diese Gärten eine Rolle dabei und bildeten mit ihren Mauern ein Hindernis. Von Damas-

kus aus zog er südwärts zum Hauran und verwüstete die reiche, noch jetzt eine Kornkammer bildende Ebene bis dorthin. Das Denkmal am Vorgebirge war ein Zeichen, daß die Küste wieder assyrische Oberhoheit anerkannt hatte, aber Damaskus blieb noch unabhängig und auch ein drei Jahre später (839) wiederholter Zug hatte keinen andern Erfolg.

Eine Behauptung des Westens war nur möglich, wenn Damaskus bezwungen wurde. Salmanassar, der noch über 20 Jahre regierte und sein Sohn Samsi-Adad haben dieses Ziel nicht erreicht. Das geschah erst unter Adad-nirari, dem es gelang, Mari, den damaligen König von Damaskus, zu unterwerfen und Damaskus damit tributpflichtig zu machen. Er zählt in der Inschrift, welche das berichtet, dann alle Länder des Westens als gleichfalls tributpflichtig auf, bis an die Südgrenze Palästinas hin, also mit Einschluß des ägyptischen Interessengebietes. Ägypten spielte damals politisch gar keine Rolle mehr und schien ganz auf seine Rolle als Großstaat verzichtet zu haben. Erst unter fremdem Einflusse — dem der „äthiopischen“ Könige und später mit Hilfe griechischer Söldner hat es wieder eine machtvolle Stellung eingenommen.

Man wird deshalb die dritte, für sich allein stehende assyrische Denknische am besten für Adad-nirari in Anspruch nehmen und sie als Siegeszeichen seiner nach 800 v. Chr. durchgeführten Unternehmungen im Westen anzusehen haben. Seine Worte darüber lauten:

„. . . vom Ufer des Euphrat an unterwarf ich das Chattiland (etwa als Syrien gefaßt), Amurru in seinem ganzen Umfange (Nordphönizien mit Hinterland, deutlich Arvad und Gobal einschließend!), Tyrus und Sidon, Omriland (Israel, mit ihm Juda, das Israel lehnspflichtig war), Edom, Palastu (die Philister) bis zum Ufer des großen Meeres des Sonnenunterganges meinen Füßen, legte ihnen Tribut und Abgabe auf. Gegen Damaskus zog ich, Mari, den König von Damaskus, in Damaskus, seiner Hauptstadt schloß ich ein; die Furcht vor der Herrlichkeit Assurs, meines Herrn, warf ihn nieder; er umfaßte meine Füße und unterwarf sich; 2300 Talente Silber, 20 Talente Gold, 3000 Talente Kupfer, 5000 Talente Eisen, bunte Stoffe, Leinen, ein Sofa aus Elfenbein, einen Sessel aus Elfenbein mit eingelegter Fassung, sein Hab und Gut in ungezählter Menge, nahm ich in seinem Palaste entgegen.

Es sind gewaltige Reichtümer, welche im Mittelpunkte Syriens dem Sieger in die Hände fielen und es war einer der größten Erfolge Assyriens, der jedenfalls auch damals an unserem Vorgebirge verewigt wurde. Der Westen und der Weg zum Mittelmeere waren unter assyrischem Einflusse, Assyrien war die erste Macht des Orients, der damals kultivierten Welt.

Es folgte jedoch auf Adad-nirari eine Zeit der Schwäche Assyriens, während der es den Westen sich selbst überlassen mußte. Erst der kraftvolle Tiglat-Pilesar III. (IV.) hat von 745—728 dann die assyrische Stellung im Westen so befestigt, wie sie es bis zum Sturze des Reichs (606) geblieben ist. Im Jahre 738 erschien er zum ersten Male wieder in Phönizien und ordnete die mittlerweile stark in Verwirrung geratenen Verhältnisse. Es ist die Zeit der inneren Wirren und letzten Kämpfe im Staate Israel und in diese griff er damals und in den folgenden Jahren (734, 733) wiederholt ein. Abweichend von dem bisher befolgten Grundsatze außerhalb des Gebietes der Euphrat-Tigris-Länder im allgemeinen die Völker unter einheimischen Herrschern zu lassen und diese nur als tributpflichtige Vasallen beizubehalten, hat er den Grundsatz durchgeführt, die mit den Waffen eroberten Gebiete, wenn sie Widerstand geleistet und ihre Fürsten sich „empört", die „Verträge gebrochen" hatten, in assyrische Provinzen unter assyrischen Statthaltern umzuwandeln. Dieses Los traf schon 738 den nördlichen Teil des Gebietes Israels, das mit dem nordphönizischen Hinterlande zusammen zu einer neu errichteten Provinz Simirra vereinigt wurde. Der Sohn des Königs und spätere Thronfolger, Salmanassar, wurde der Statthalter dieser Provinz.

Diese Ereignisse sind gewiß die passendste Gelegenheit, bei welcher man die Anbringung eines neuen Denkmals vermuten darf. Man wird deshalb Tiglat-Pilesar als den König des vierten assyrischen, unmittelbar neben dem zweiten ägyptischen befindlichen, ansehen können. Auch das Jahr 738 ist wohl den späteren vorzuziehen, wo er bei seinem erneuten Erscheinen im Westen Philistäa unterwarf und schließlich Damaskus zur Provinz machte. Hierbei verlor Israel noch mehr von seinem Gebiet, so daß nur noch die Landschaft Samaria übrig blieb, die dann noch elf Jahre lang unter dem König Hosea ihr Dasein als Königreich fristete, um im Jahre 722 ebenfalls als Provinz eingezogen zu werden.

Es ist wahrscheinlicher, für dieses Relief an Tiglat-Pilesar als an Sargon zu denken, den einzigen, der sonst noch in Betracht kommen könnte. Als Eroberer von Samaria hat er kaum noch Veranlassung gehabt, sich hier zu verherrlichen und seine übrigen Unternehmungen im Westen betreffen gerade diese Gegenden weniger — wenn man von der schnellen Niederwerfung eines Aufstandes der neuen Provinzen Damaskus, Simirra, Samaria, Arpad absieht — und waren im Vergleich zu den sonstigen des Königs weniger bedeu-

tend. Der Westen war, soweit er einst chattisch gewesen war, schon von Tiglat-Pilesar für Assyrien gesichert worden.

Zu einem größeren Versuche, die assyrische Herrschaft abzuschütteln, kam es im Zusammenhange mit den sofort bei der Thronbesteigung des Sohnes Sargons, Sanherib, losbrechenden Unruhen in Babylonien[1]. Damals hoffte man auch im Westen das assyrische Joch abschütteln zu können und es entstanden unter Führung von Sidon-Tyrus einerseits und Juda andererseits Unruhen gegen Sanherib.

Abb. 3: Assyrische und ägyptische Rische.
(Nach Bezold, Ninive und Babylon.)

Die Bewegung hat auch in der biblischen Überlieferung ihre Spuren hinterlassen. Sie fiel in die Zeit der Wirksamkeit des Propheten Jesaja und dieser hat sich mehr als einmal über den vermutlichen Lauf der Unternehmungen ausgesprochen. Wir haben Sanheribs eigenen Bericht über seine Maßnahmen zur Unterdrückung des Aufstandes und dieser ist stets in seiner Wichtigkeit für die Erklärung und Ergänzung der betreffenden Abschnitte der Bibel herangezogen

1) Vgl. AO. VI, 3: O. Weber, Sanherib S. 8—12.

worden. Von Norden nach Süden, an der phönizischen Küste entlang ziehend, sicherte Sanherib sich alle phönizischen Städte, nur Tyrus auf seiner Insel blieb ihm unzugänglich. Der aufständische König Luli floh aber nach Cypern, wo er starb und Sanherib konnte die phönizischen Verhältnisse als gesichert ansehen. Dann schritt er zur Niederwerfung von Palästina. Die festen Plätze von Juda fielen einer nach dem andern in seine Hände — die Belagerung von Lakis, die auch in der Bibel erwähnt wird, ist durch ein Relief mit Inschrift bezeugt — nur das feste und fast uneinnehmbare Jerusalem leistete dauernden Widerstand. In der Stadt regten sich natürlich auch Stimmen, die zur Unterwerfung mahnten, und der König Hiskia stand mit Besorgnissen über den Ausgang der Dinge zwischen den Parteien. Wiederholt befragte er Jesaja um Rat und dieser riet jetzt zum Ausharren — Sanherib werde durch „eine Nachricht" zum Abzuge genötigt werden. Diese Nachricht traf ein — in Babylon war der verabredete Aufstand ebenfalls ausgebrochen und Sanherib mußte die Belagerung von Jerusalem aufheben, um sich dem wichtigeren Babylon zuzuwenden. Er hinterließ ja trotzdem den Westen gesichert, da die Macht der Aufständischen gebrochen war. Für Hiskia hatte der Abzug aber wenigstens den Vorteil, daß er seine Selbständigkeit rettete und die Möglichkeit erhielt, durch schleunige Unterwerfung und reiche Geldzahlungen sich Straflosigkeit zu erkaufen.

Diese Ereignisse, namentlich die Sicherung des ganzen phönizischen Küsten- und Hinterlandes, bieten die passende Gelegenheit, bei der Sanherib auch sein Denkmal — nunmehr das fünfte — neben die seiner Vorgänger setzen konnte. Trotzdem auch hier die Inschrift nicht mehr zu erkennen ist, so kann seine Urheberschaft doch als sicher gelten. Mehr als irgend eines erinnert dieses Denkmal aber durch das Hineinspielen biblischer Nachrichten an allgemein bekannte Ereignisse, und es zeigt andrerseits hier am Mittelmeere die damalige Weltmachtstellung Assyriens an, das von Babylonien und dem Persischen Golfe aus die Hauptstraße der Weltkultur zum Mittelmeere beherrschte. Sanheribs Denkmal an dieser Stelle ist wirklich ein solches der damaligen Kulturwelt.

Noch mehr erinnert die letzte, am höchsten befindliche Nische mit dem Bilde und einer Inschrift Assarhaddons (681—668) an die Bestrebungen assyrischer Weltpolitik. Assarhaddon hatte gleich bei seinem Regierungsantritt ausgesprochen die Überlieferungen uralter babylonischer Weltherrschaft aufgenommen, sein Bestreben

ging augenscheinlich dahin, den Schwerpunkt des Reiches von Assyrien nach Babylon zu verlegen und die Ansprüche des angeblichen Mittelpunktes der Welt auch praktisch durchzusetzen. Unter seiner Regierung hat die assyrische Macht die größte Ausdehnung erfahren, und wenn man dazu die Bedeutung Babylons nimmt, so haben dabei zweifellos Interessen des Weltverkehrs, des Handels, mitgewirkt. Gerade nach den Ländern, welche für den Handel mit den Gewürzen und Spezereien maßgebend waren, hat er eine Anzahl Unternehmungen gerichtet und ist weiter in das Innere von Arabien vorgedrungen als irgend ein anderer Assyrerkönig. Äußerlich den größten Erfolg schien aber — die wohl gleichfalls mit solchen Gedanken zusammenhängende — Unterwerfung Ägyptens darzustellen. Freilich ein Erfolg, den die weitere Entwicklung der Dinge nicht bestätigt hat.

Ägypten war (vgl. S. 10) längst politisch völlig ohnmächtig und spielte unter der Herrschaft seiner einheimischen Gaufürsten keine Rolle von Bedeutung mehr. Gegen Ende des 8. Jahrhunderts hatten die Könige von Napata die Oberhoheit über die Gaufürsten an sich gerissen und deren dritter, Taharka, nahm alte Eroberungsüberlieferungen auf und suchte seinen Einfluß über die Grenzen Ägyptens hinaus geltend zu machen. Das mußte zu Reibereien mit Assyrien führen, dessen Einfluß in Arabien und bis an die Südgrenze Palästinas herrschte, und so kam es, nachdem Taharka mehrfach seine Hand bei Aufständen in Phönizien im Spiele gehabt hatte, zu mehreren Zügen assyrischer Heere nach Ägypten. Nach einem ersten, wie es scheint wenig glücklichem Unternehmen wurde Taharka aus dem Lande geschlagen und Ägypten unter assyrische Schutzhoheit gestellt. Es behielt seine einheimischen Gaufürsten, die unter dem Schutze und der Kontrolle assyrischer Besatzungen und Beamten standen. Der entscheidende Schlag gegen Taharka wurde im Jahre 670 — also schon gegen Ende von Assarhaddons Regierung geführt — und über diesen Feldzug berichtet die Inschrift am Nahr-el-Kelb.

Irgend welche Beziehung auf Ereignisse in Phönizien oder gar in der Nähe des Ortes hat die Inschrift also nicht. Auch die viel näher gelegenen Unternehmungen gegen Sidon und eine — damals wahrscheinlich noch im Gange befindliche — gegen Tyrus werden nicht erwähnt. Nur der Zug nach Ägypten, auf welchem nach dreimaligem Siege in offener Schlacht Taharka aus Ägypten vertrieben und Memphis besetzt wurde, war erzählt. Auch die Gefangennahme eines Sohnes Taharkas, Usanahor mit Namen, wurde erwähnt.

Die Inschrift selbst ist stark verstümmelt, wir können den Text aber ergänzen aus der jetzt im Berliner Museum befindlichen großen Siegesstele Assarhaddons, welche in Sam'al-Sendschirli aufgestellt wurde, und deren Inschrift bis auf geringe Abweichungen denselben Wortlaut trug. Man hat sich also wohl vorzustellen, daß das Ereignis der Besetzung Ägyptens durch Errichtung einer Anzahl von Denkmälern überall im Lande verherrlicht worden ist. Jedenfalls waren es dort wohl die Statthalter und nicht der König selbst, welche die Ausführung übernahmen und die Kosten trugen. Als Text der Inschrift wurde dann der vom Hofe versandte Siegesbericht gewählt. Man muß sich natürlich denken, daß dieser auch sonst wie ein „fliegendes Blatt" verbreitet wurde und durch Sänger oder Erzähler auch zur Kenntnis des Volkes kam, so daß die großen Ereignisse in der Darstellung des Siegers in jedermanns Munde waren — so wie sie der Nachwelt die steinerne Inschrift am Vorgebirge erzählt.

Mit dem Hinübergreifen nach Ägypten hatte Assyrien seine Kräfte überspannt. Im Niltale hatte sich ein Volkstum entwickelt und hier wirkten die Volkskräfte einer Welt, welche sich dauernd der Herrschaft vom Osten her nicht beugten. Es kam schon im zweiten Jahre zu einem erneuten Vorstoße Taharkas. Inzwischen war in Assyrien Assarhaddon durch einen Aufstand seines Adels gezwungen worden, auf seine babylonischen Pläne zu verzichten und seinen Sohn Assurbanipal zum Thronfolger zu ernennen. Der König selbst nahm im Jahre 668 an dem erneuten Zuge gegen Ägypten teil, starb aber unterwegs. Das assyrische Heer — nunmehr unter der Regierung Assurbanipals — vertrieb zwar Taharka aufs neue und stellte die früher getroffenen Maßregeln wieder her, aber dieser Stand der Dinge behauptete sich nur etwa ein Jahrzehnt. Dann machte sich unter Psammetich I. Ägypten mit Unterstützung von Lydien unabhängig. Auch im Niltale verstand man es jetzt, sich ein leistungsfähiges Heer zu verschaffen, das Menschenmaterial dazu lieferten die Mittelmeerländer, das kräftig aufstrebende Griechentum vor allen stellt von nun an die besten Söldner, welche die Schlachten orientalischer Könige schlagen.

So war Ägypten tatsächlich unabhängig während der langen Regierung Assurbanipals und seiner beiden Nachfolger bis zum Falle Ninives im Jahre 606. Es war aber ein Abfall und kein von Assyrien anerkannter Zustand. Ägypten war rechtmäßig unterworfen, seine Fürsten hatten die assyrische Oberhoheit anerkannt

und somit konnten stets die Ansprüche wieder geltend gemacht werden. Die „Eide und Verträge“ waren von Ägypten gebrochen worden, aber nicht aufgehoben.

Diese Anschauung, die die des assyrischen Hofes sein mußte, auch wenn man vorläufig nicht daran dachte, sie zu betonen, ruhten in den Archiven. Der Partei, welche unter Assurbanipal herrschte, waren sie vielleicht nicht einmal genehm, weil sie mit der babylonischen Weltpolitik Assarhaddons in Zusammenhang gestanden hatten. Deshalb verzichtete man darauf, sie zu verfolgen und überließ Ägypten sich selbst. Als dann aber nach dem Sturze Ninives Babylonien unter Nebukadnezar die Erbschaft Assyriens antrat und Babylon noch einmal die Hauptstadt des vorderen Orients geworden war, wurden sie dort wieder hervorgesucht.

Vorher hatte freilich Necho, der Nachfolger Psammetichs umgekehrt versucht, den Vorteil von der durch Medien bedrohten Lage Ninives zu ziehen, und durch rasche Besetzung Palästinas und Syriens die alten Ansprüche Ägyptens auf diese Länder wieder herzustellen. Es ist bekannt, daß König Josua von Juda — vielleicht im Gefolge eines assyrischen Heerbannes — seinen Tod fand, als er als getreuer assyrischer Vasall Necho entgegentrat, und daß dann Necho am Euphrat im Jahre 605 auf das Heer der Babylonier stieß, welches unter Nebukadnezar, damals noch Kronprinz, heranzog, um die nach dem Sturze Ninives an Babylon gefallenen Provinzen zu besetzen.

An Babylon war also die assyrische Herrschaft auf „rechtlichem“ Wege, durch Eroberung und Vertrag der Sieger gekommen, und damit war es auch Erbe der Ansprüche auf Ägypten geworden, genau so wie seinerzeit Assyrien die Ansprüche der Chatti erworben hatte (S. 11). Das wird in der babylonischen Überlieferung deutlich zum Ausdruck gebracht. Unsere Nachrichten über diese Ereignisse gehen auf den griechisch schreibenden Berossos zurück, der eine Geschichte Babyloniens für die ersten Seleukiden schrieb. Wir haben deutliche Beweise, daß er dabei die inschriftlichen, offiziellen Quellen wörtlich anführte. Von Necho spricht er als dem „über Ägypten, Syrien und Phönizien gesetzten Statthalter“, der sich empört habe. Es war also vom Standpunkte Babyloniens aus nur die Besetzung der ihm gehörigen Gebiete und Ordnung der Verhältnisse, wenn Necho im raschen Siegeslaufe bei Karchemisch am Euphrat (605) von Nebukadnezar geschlagen und gezwungen wurde, die besetzten Gebiete zu räumen.

Diese Ereignisse sind bekannt, weil sie auch in der Bibel

errichtet werden, welche neben Berossos fast unsere einzige Quelle darüber bildet. Necho wich nach Ägypten zurück und machte keinen Vorstoß nach Palästina mehr. Ihm weiter zu folgen wurde Nebukadnezar durch den Tod seines Vaters gehindert. Zur Sicherung des Thrones mußte er schnell nach Babylon zurückkehren.

Die Unruhen in Palästina waren nur oberflächlich unterdrückt worden, und selbstverständlich tat Necho das seinige, um sie zu schüren. Deshalb mußte Nebukadnezar in den folgenden Jahren nochmals in Phönizien erscheinen, um die Verhältnisse hier endgültig zu ordnen. Er schlug bei Ribla, im Norden der Beka'a, der Hochebene zwischen Libanon und Antilibanus, sein dauerndes Lager auf, und brachte von hier aus ganz Phönizien und Palästina zur Ruhe. Auch in Jerusalem wurde die babylonische Oberhoheit endgültig anerkannt, und der neue König Zedekia empfing im Heerlager von Ribla seine Belehnung.

Die zahlreichen Inschriften Nebukadnezars erwähnen fast nichts von seinen Feldzügen. Im Gegensatze zu den assyrischen Königsinschriften vermeiden die der babylonischen Könige die Erzählung von Kriegstaten. Umsomehr berichtete Nebukadnezar von den zahlreichen Bauten, mit denen er seine Hauptstadt Babylon gänzlich umgestaltete[1] und fast alle bedeutenden Städte Babyloniens versah. Zu diesen Bauten wurde das Bauholz jetzt aus dem Libanon geholt, die Zedern des Libanon mußten dem holzarmen Babylonien die Tragebalken für die Dachkonstruktionen seiner Tempel und Paläste liefern, wie früher die Assyrerkönige sie für die ihrigen aus dem Amanus geholt hatten. Die außergewöhnliche Bautätigkeit Nebukadnezars hatte natürlich auch einen außergewöhnlichen Bedarf an solchem Bauholze, und der Zufall hat uns die Zeugnisse der von ihm dafür getroffenen Maßregeln erhalten. Im nördlichen Libanon, westlich von dem in der Beka'a gelegenen Dorfe el Hörmil, öffnet sich ein Tal, das vom Libanon herabkommend nach Osten läuft. Es heißt jetzt Wadi Brissa. Hier hat der französische Konsul und Gelehrte H. Pognon zwei umfangreiche Inschriften Nebukadnezars mit einer Darstellung, wie der König einen Löwen erlegt, gefunden, und die Inschriften sind neuerdings nach nochmaligem sorgfältigen Studium von F. H. Weißbach behandelt worden. Auch sie sprechen in der Hauptsache nur von den Bauten des Königs in Babylon und erwähnen nichts von seiner politischen Tätigkeit in diesen

1) Vgl. AO. V, 4: F. H. Weißbach, Das Stadtbild von Babylon S. 15 ff.

Gegenden. Nur die Veranlassung zur Anbringung der Inschriften wird angedeutet, indem von der Anlegung eines Wegs zum Transport der Zedern gesprochen wird.

Man wird anzunehmen haben, und andere Andeutungen bestätigen das, daß diese Maßnahmen bereits bei der Anwesenheit des Königs in Ribla angeordnet wurden. Gewiß wird aber der andauernde Bedarf an Zedern hier viele Jahre hindurch ein reges Leben wach gehalten haben. Das wird dazu beigetragen haben, daß etwa 15 Jahre später, als Nebukadnezar abermals in Syrien erschien, um ausgebrochene Unruhen zu unterdrücken, er wieder sein Heerlager bei Ribla bezog. Es wird sich also um eine dauernde Einrichtung gehandelt haben, denn von Ribla bis nach Palästina, wo damals wieder Jerusalem im Aufstande war und (586) seinem Schicksale erlag, ist ein weiter Weg. Es lagen also gute Gründe vor, das Hauptquartier auch damals so weit nach Norden zu legen.

Als Andenken an solche Geschehnisse sind die beiden Wadi-Brissa-Inschriften angebracht worden, die also mittelbar ebenfalls an wichtige Begebenheiten der biblischen Geschichte erinnern. Und doch wohl gleichzeitig damit wurde der Wortlaut dieser Inschriften auch am Nahr-el-Kelb eingemeißelt, so daß diese Ruhmesstätte ägyptischer und assyrischer Größe auch ein Denkmal des neuen Landesherrn erhielt. Aber die Stelle, wo er das anbringen ließ, ist fast wie im Gegensatze zu den früheren Denkmälern gewählt. Während diese am Vorgebirge selbst und auf dem südlichen Flußufer angebracht sind, ist die Inschrift Nebukadnezars auf der Felswand des Nordufers, fast gegenüber von den untersten ägyptischen und assyrischen eingemeißelt worden. Wenn man von Beirut kommend die Brücke der modernen Fahrstraße überschreitet, so hat man zu rechter Hand, zwischen Flußlauf und Felswand einen Garten. An der Felswand laufen oben die Bogen einer Wasserleitung entlang, und unter dieser, von durchsickerndem Wasser berieselt und von Schlingpflanzen überwuchert, befindet sich die Inschrift. Wegen ihrer versteckten Lage ist sie lange unbekannt geblieben, und erst im Frühjahr 1878 erfuhr der damalige Kanzler am deutschen Konsulat zu Beirut Dr. Martin Hartmann als erster Europäer von ihrem Vorhandensein. Der dänische Konsul Julius Loytved nahm sich die Mühe, sorgfältige Abklatsche und Photographien der erhaltenen Teile herzustellen, allein es hat 25 Jahre gedauert, bis mit deren Hilfe unter Vergleichung der neu untersuchten Wadi-Brissa-Inschriften die Gleichheit des Inhaltes von F. H. Weißbach festgestellt wurde.

Abb. 4: Felswand mit Inschriften Nebukadnezars. (Nach Weißbach, Wadi Brissa.)

So ist die Inschrift kein unmittelbares Zeugnis für Nebukadnezars Taten im Westen, wo er ja oft gewesen ist und Gelegenheit gehabt hätte, seine Taten verzeichnen zu lassen. Außer den schon erwähnten Unternehmungen haben ihn eine 13 jährige Belagerung von Tyrus und Versuche Ägypten wieder zu unterwerfen, wiederholt hierher geführt. Trotzdem nimmt sich das bloße Vorhandensein der Inschrift neben den übrigen aus wie ein Blatt in einer großen Geschichte, das nicht fehlen dürfte. Soweit wir die assyrische und neubabylonische Geschichte einigermaßen lückenlos verfolgen und die Beziehungen zum Westen feststellen können, ist ungefähr jede maßgebende Wendung durch ein Denkmal vertreten, und die Erinnerungen, welche ihr Anblick weckt, berechtigen daher unsere Stelle unter die denkwürdigsten Orte weltgeschichtlicher Bedeutung zu zählen. Es ist eine Stätte, wie wenige geeignet zum Nachdenken über die Vergangenheit und die Verkettung von Menschenschicksalen. Die von der Sonnenglut brennenden Felswände, das heraufdringende Rauschen des Flusses, der Ausblick auf das blaue Meer machen sie landschaftlich reizvoll, und sie hat stets bei den Einwohnern Beiruts einen Ruf in dieser Hinsicht genossen. Der Freund orientalischer Geschichte wird diese Schönheiten in der abgeschiedenen Einsamkeit, in die er sich hier oben leicht und ungestört zurückziehen kann, gern benutzen, um die Ereignisse, deren Erinnerung hiermit verknüpft ist, an sich vorüberziehen zu lassen. Und wenn er die Geschichte weiter verfolgt, so wird er nach den ägyptischen und assyrischen Heeren, nach den Söldnern Nebukadnezars, zu denen schon die Griechen und vorderen Kleinasiaten ihren Teil stellten, Alexanders und der Diadochen Heere die alte Wegenge durchziehen sehen. Die römische Herrschaft baute dann die neue Straße, welche noch Byzantinern und Arabern diente. Auf ihr zogen auch die gepanzerten Scharen der Kreuzfahrer um das Vorgebirge, um das „heilige Land" zu befreien und Schätze zu gewinnen. Die Berichte über den ersten Kreuzzug erwähnen die Stelle ausdrücklich und betonen, daß man sie unbesetzt gefunden habe, als man von Norden (Antiochia) her vorrückend nach Jerusalem zog. Und so muß jedes Heer und fast jeder Reisende, der die bequeme Küstenstraße zog, an den alten Denkmälern vorübergekommen sein und manches Auge mag mit Verwunderung auf den unverständlichen Zeugen einer vergessenen Vergangenheit geweilt haben, bis die vom Wetter zerstörten Reste der Nachwelt ihre Geschichte wieder zu enthüllen begannen.

Inhalt.

Der Alte Orient

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

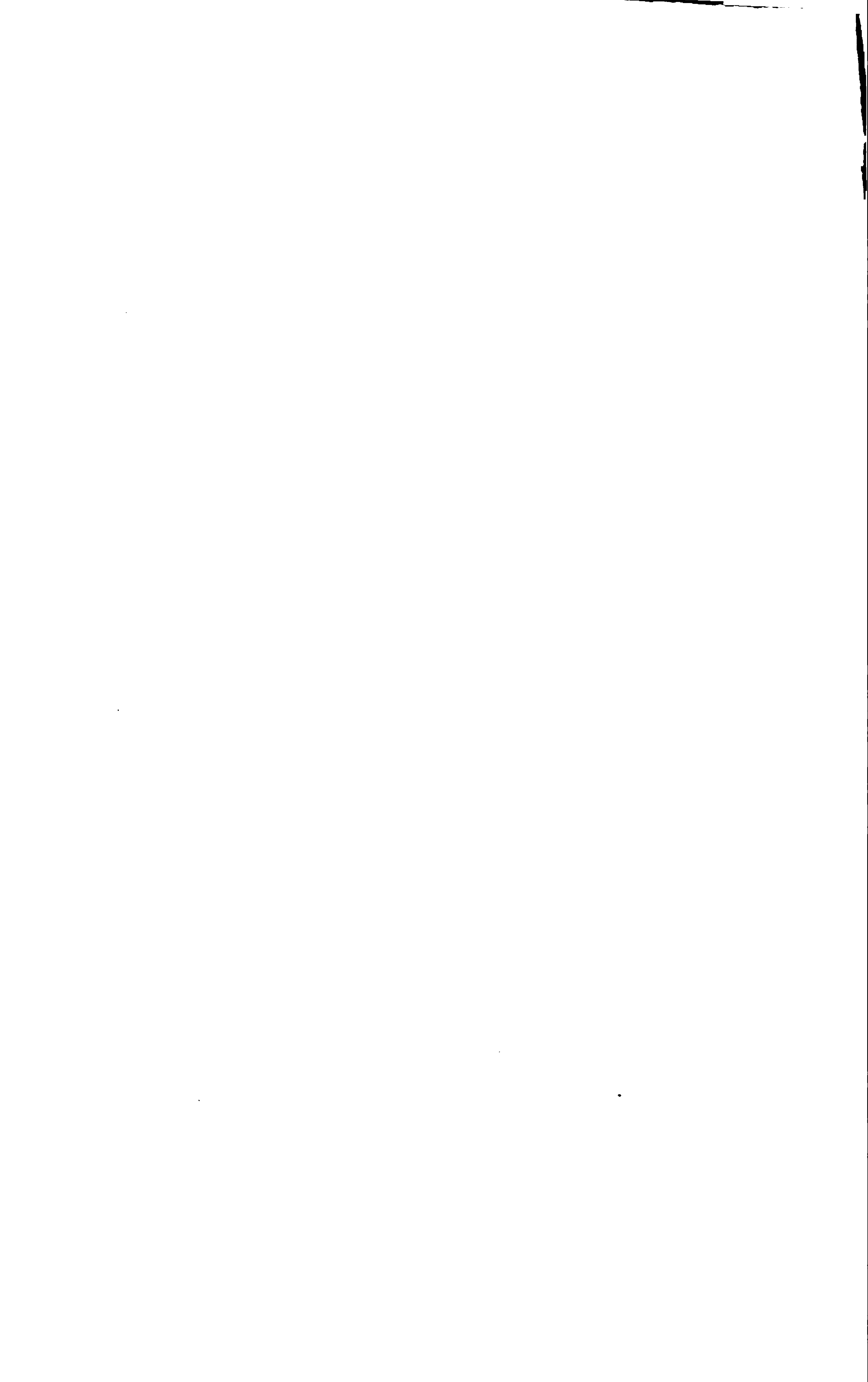
Vorderasiatischen Gesellschaft

Elfter Jahrgang

1. Delitzsch, Prof. Dr. Friedrich: Asurbanipal und die assyrische Kultur seiner Zeit. Mit 17 Abbildungen.
2. Kluge, Dr. Theodor: Die Lykier. Ihre Geschichte und ihre Inschriften Mit 5 Abbildungen und Kärtchen der Fundorte.
3/4. Zehnpfund, Dr. Rudolf: Babylonien in seinen wichtigsten Ruinenstätten. Mit 16 Plänen der Ruinenfelder und 3 Abbildungen.



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1910



12. Jahrgang. Der Alte Orient Heft 1
Gemeinverständliche Darstellungen
herausgegeben von der
Vorderasiatischen Gesellschaft (E. V.)
Preis des Jahrganges (4 Hefte) 2 M., geb. 3 M.
Einzelpreis jedes Heftes 60 Pfennig

Asurbanipal

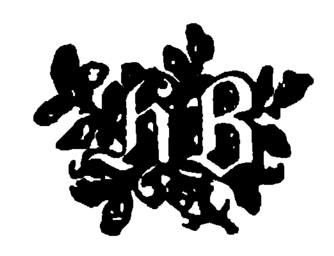
und die

assyrische Kultur seiner Zeit

Von

Friedrich Delitzsch

Mit 17 Abbildungen



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1909

Die Vorderasiatische Gesellschaft (E. V.)

mit dem Sitz in Berlin

bezweckt die Förderung der vorderasiatischen Studien auf Grund der Denkmäler. Sie gibt wissenschaftliche Arbeiten ihrer Mitglieder in zwanglosen Heften als „Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft“ und gemeinverständliche Darstellungen vierteljährlich unter dem Titel „Der Alte Orient“ heraus. Ferner will die Gesellschaft die Beschaffung neuen Materials anregen und unterstützen. Die Gesellschaft zählt gegenwärtig 497 Mitglieder.

Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt 10 Mark, wofür die „Mitteilungen“ (sonst 15 M.) und „Der Alte Orient“ (sonst 2 M.) geliefert werden. — Aufnahme als Mitglied erfolgt durch den Vorstand auf einfache Anmeldung beim Schriftführer. — Zahlung der Beiträge hat im Januar an Wolf Peiser Verlag Berlin S. 42, Brandenburgstraße 11, zu erfolgen.

Der Vorstand besteht z. Zt. aus: Prof. Dr. F. von Luschan, 1. Vorsitzender, Friedenau b. Berlin, Begasstr. 9; Prof. Dr. M. Hartmann, 2. Vorsitzender, Hermsdorf (Mark); Dr. L. Messerschmidt, Schriftführer, Berlin W. 15., Pfalzburgerstraße 5; Prof. Dr. H. Winckler, Wilmersdorf; Prof. Dr. Br. Meißner, Breslau; Lic. Dr. Alfr. Jeremias, Leipzig; Prof. Dr. F. E. Peiser, Königsberg; Dr. Freih. von Bissing, München. — Herausgeber der „Mitteilungen“: Prof. Dr. H. Winckler, Wilmersdorf b. Berlin, Bingerstr. 80, des „Alten Orient“: Derselbe und Lic. Dr. Alfr. Jeremias, Leipzig, Hauptmannstraße 3.

Inhalt der bisher erschienenen Hefte des „Alten Orient“ (Preis 60 Pf.):

Ägypter als Krieger und Eroberer in Asien. 7 Abb. W. M. Müller. 5_1
Altbabylonisches Recht. Mit 1 Abb. Von B. Meißner. 7_1
Amarna-Zeit. Von C. Niebuhr. 1_2
Arabien vor d. Islam. O. Weber. 3_1
Aramäer. Von A. Sanda. 4_3
Asurbanipal u. d. assyr. Kultur seiner Zeit. 17 Abb. Von F. Delitzsch. 11_1
Äthiopien. 1 Abb. W. M. Müller. 6_2
Babylonische Hymnen und Gebete. Von H. Zimmern. 7_3
Dämonenbeschwörung bei d. Babyloniern u. Assyrern. O. Weber. 7_4
Deutung der Zukunft bei den Babyloniern u. Assyrern. A. Ungnad. 10_3
Entzifferung der Keilschrift. 3 Abb. Von L. Messerschmidt. 5_2
Euphratländer und das Mittelmeer. Mit 3 Abb. Von H. Winckler. 7_2
Festungsbau im Alten Orient. Mit 15 Abb. Von A. Billerbeck. 1_4
Forschungsreisen in Süd-Arabien. 3 Kartensk. u. 4 Abb. O. Weber. 8_4
Geschichte der Stadt Babylon. Von H. Winckler. 6_1
Glasers Forschungsreisen in Südarabien. Mit 1 Bild Glasers. Von Dr. Otto Weber. 10_2
Hammurabi. Sein Land und seine Zeit. Mit 3 Abb. Von F. Ulmer. 9_1
Hammurabis Gesetze. Mit 1 Abb. Von H. Winckler. 4_4
Hettiter. 9 Abb. L. Messerschmidt. 4_1
Himmels- u. Weltenbild der Babylonier. 2 Abb. H. Winckler. $3_{2|3}$
Hölle und Paradies bei den Babyloniern. Von A. Jeremias. 1_3
Keilschriftmedizin in Parallelen. 1 Schriftt. Freih. v. Oefele. 4_2
Magie und Zauberei im alten Ägypten. Von A. Wiedemann. 6_4
Ninives Wiederentdeckung. Von R. Zehnpfund. 5_3
Phönizier. Von W. v. Landau. 2_4
Phöniz. Inschrift. W. v. Landau. 8_3
Phrygien. Mit 15 Abbildungen. Von E. Brandenburg. 9_2
Politische Entwicklung Babyloniens u. Assyriens. Von H. Winckler. 2_1
Sanherib. König von Assyrien. Von O. Weber. 6_3
Schrift u. Sprache d. alten Ägypter. Mit 3 Abb. W. Spiegelberg. 8_2
Stadtbild von Babylon. Mit 1 Abb. u. 2 Plänen. F. H. Weißbach. 5_4
Tell Halaf. Mit 1 Kartensk. u. 15 Abb. Von M. v. Oppenheim. 10_1
Tote u. Toten-Reiche im Glauben d. alten Ägypter. A. Wiedemann. 2_2
Unterhaltungsliteratur der alten Ägypter. Von A. Wiedemann. 3_4
Urgeschichte, Biblische u. babylon. Von H. Zimmern. 2_3
Völker Vorderasiens. H. Winckler. 1_1
Das Vorgebirge am Nahr-el-Kelb u. seine Denkmäler. 1 Kartensk. u. 4 Abb. Von H. Winckler. 10_4
Weltschöpfung, Babylonische. 1 Abb. Von H. Winckler. 8_1
Der Zagros u. seine Völker. Mit 3 Kartensk. u. 35 Abb. G. Hüsing. $9_{3|4}$

Nicht auf die Bühne, die die Welt nur bedeutet, möchte dieses Heft führen, sondern auf die Bühne des Welttheaters selbst, wie sie sich jetzt unserm Blicke darstellt, nachdem der sie zwei Jahrtausende hindurch verschleiernde Vorhang durch die vereinten Bemühungen der drei großen europäischen Kulturnationen gehoben worden ist.

Diese Weltbühne versetzt uns in eine besonders große und selbst für die Jetztzeit noch denkwürdige Periode der vorderasiatischen Geschichte: in die Zeit Sardanapals, die Zeit der assyrischen Sargoniden.

Die assyrische Dynastie der Sargoniden.

722 **Šarrukîn** 705
Sargon II

705 **Sinaḫêrîba** 681
Sanherib

Ašurnâdinšum (König von Babylon 700—694) | **Ašur-ilu-muballiṭsu** | 680 **Ašuraḫiddina** 669 *Asarhaddon* (auch **Ašur-etil-ilâni-mukîn-aplu** genannt)

668 **Ašurbân(i)aplu** 626 *Asenappar, Sardanapal* | **Šamaš-šum-ukîn** (König von Babylon 669—648) | **Ašur-mukîn-palêa** und **Ašur-etil-šamê-irṣitim-uballiṭsu**

626 **Ašur-etil-ilâni-ukinni** | **Sin-šar-iškun** 606 *Sarakos*

Zerstörung Ninewes 606

Ein und ein halbes Jahrtausend hatte der assyrische Staat bestanden, viele Jahrhunderte hindurch unter einem einzigen, die Herrschaft ununterbrochen vom Vater auf den Sohn vererbenden Herrschergeschlecht[1] — da geschah es kurz vor der Eroberung Samariens, daß das Königtum Salmanassars IV im Jahre 722 v. Chr. einem Usurpator anheimfiel, der seinen Stammbaum ebenfalls auf ein uraltes Herrschergeschlecht der Stadt Assur zurückführte[2] und als Sargon II den Thron bestieg[3]. Diese Sargoniden: Sargon, sein Sohn Sanherib, sein Enkel Asarhaddon und Urenkel Asurbanipal, der griechische Sardanapal — alle vier auch im Alten Testamente erwähnt — führten das assyrische Reich seinem planvoll und zäh erstrebten Ziele eines vorderasiatischen Weltreiches näher und näher. Von einem winzig kleinen Stammlande aus zwangen diese wirklichen „Übermenschen“ allen vorderasiatischen Völkern von Kleinasien und Cypern bis nach den Inseln des Persischen Golfs und von den schneebedeckten Bergketten Armeniens bis hinab an die sonnigen Ufer des Nil ihren eisernen Willen auf. Sie verpflanzten die Völker, wohin immer es ihnen gefiel, um jeder nationalen Erhebung nach Möglichkeit vorzubeugen und einen wirklichen Einheitsstaat zu schaffen. So wurden auch die zehn Stämme Israels fernweg von ihrer Heimat zerstreut: an das Ufer des Chabor, nach Chalach in der Richtung des Van-Sees und in die Städte Mediens, während an ihrer Statt in Samaria wie Galiläa Bewohner mesopotamisch-syrischer Städte, vornehmlich aber Babylonier aus Kutha, Babel und Erech angesiedelt wurden. Ganze Nationen mußten Frondienste leisten für ihre übergewaltigen Bauten und abenteuerlichen Pläne. Kein Hindernis schreckte sie

1) Siehe die Herrscherliste (Beigabe IV). Bemerkenswert ist, was Diodor II, 21 sagt: „Dem Ninyas glichen die folgenden Könige während einer Reihe von 30 Menschenaltern, wo immer der Sohn vom Vater die Herrschaft erbte.“

2) Sargon und seine Nachkommen bezeichnen sich als „altköniglichen Geblüts“, indem sie ihren Stammbaum auf einen „uralten“ „König von Assur“, namens Bel-bani, Sohn des Adas, zurückführen, der sogar als „Begründer des assyrischen Königtums“ angesprochen wird.

3) Der Nachweis eines der ältesten Zeit angehörigen assyrischen Herrschers namens Sargon (Scharrukin) — s. die Herrscherliste (Beigabe IV) — erklärt die Bezeichnung Sargons als Sargon II (Scharrukin arku, III R 2) in einfacherer und natürlicherer Weise als die frühere Annahme, daß mit Sargon I der altbabylonische König Schargani-scharri gemeint sei, dessen Name allerdings ebenfalls in Scharrukin umgewandelt worden war (in den Omentafeln z. B., in der Aussetzungslegende, der Chronik und anderwärts).

zurück, allüberall fand ihr Wille den Weg, wie überhaupt die Geschichte Assyriens bezeichnet werden darf als ein einziges, in Riesenlettern eingegrabenes „Wo ein Wille, ist auch ein Weg". Als Sanherib z. B. den Plan faßte, der noch keinem König vor ihm in den Sinn gekommen war, die Elamiten von der Seeseite her

Abb. 1: Phönizische Schiffe. (Relief aus dem Palaste Sanheribs.)

anzugreifen, ließ er in Ninewe am Tigris und in Biredschik am Euphrat durch phönizische Schiffbauer Meerschiffe bauen, mit tyrischen, sidonischen, ionischen Matrosen bemannen und dann beide Flottillen zum Gestade des Persischen Meeres bringen: die von Biredschik auf dem Euphrat, die von Ninewe auf dem Tigris bis hinab zur Stadt Opis, wo sie dann ans Land gebracht und auf

Walzen bis zum Kanal Arachtu geschleppt werden mußten, um auf diesem nach Babylon und weiter in den Euphrat zu gelangen. Wenn es sich bewährt, daß diese von Sanherib dargestellten Schiffe (s. Abb. 1) phönizische Meerschiffe sind, auf denen die Bewohner einer phönizischen Küstenstadt in das Meer (beachte die zahlreichen Seesterne) flüchten, so würde uns dies einen willkommenen Anhalt gewähren für das Aussehen jener assyrischen Kriegsschiffe. Bei einer der beiden Schiffsgattungen fällt besonders auf der scharfe Schiffsschnabel nach Art einer Pflugschar, sowie der Mastbaum mit den Rahen; die Segel sind aufgetucht. Speziell in militärischer Hinsicht gab es für die Sargoniden kein Halt! Nachdem Sargon die letzten Hettiterstaaten von Karkemisch und Hamath niedergekämpft und auch die Macht der Philisterstädte gebrochen hatte (in unserer Bezeichnung jener weiten Länderstrecken als „Syrien" lebt ja der Name Assyrien bis heute fort)[1], machte Asarhaddons Einnahme von Memphis zeitweise sogar das Pharaonenreich zu einem Bestandteil des assyrischen Reiches. Vor allem aber war es Asurbanipal, der trotz vielfacher Widerwärtigkeiten und zum Teil gefahrvollster Hemmnisse die assyrische Macht auf den höchsten erreichbaren Gipfel führte. Gleich der Anfang seiner Regierung war infolge von Bruderzwistigkeiten, wie es scheint, von schweren, düsteren Wolken verfinstert — der stolze König weint in zerrissenem Gewande an der Grabstätte seiner Väter ob all des Schweren, das er zu erleiden habe, „als wäre er einer, der die Götter nicht fürchtete"[2]. Und in der Mitte seiner Regierung vereinte sein treuloser Zwillingsbruder Schamasch-schum-ukin, den er selbst erst zum König über Babylon eingesetzt hatte, eine Völkerliga gegen Assyrien, die den assyrischen Staat in allen seinen Fugen erbeben machte. Aber Asurbanipals nie verzagendem Mut und unbeugsamer Tatkraft gelang es trotz alledem, nicht allein seiner Feinde insgesamt Herr zu werden, sondern obendrein im Südwesten bis Theben siegreich vorzudringen, die Macht des äthiopischen Königs zerbrechend, im Nordosten aber Susa, die nie bezwungene Hauptstadt des mächtigen Elamitenreiches, zu erobern und von Grund aus zu zerstören.

1) Für Syrer als Abkürzung von Assyrer vgl. z. B. Strabo 524: „Groß-Medien (mit Hauptstadt Ekbatana) beherrschte in alter Zeit ganz Asien, nachdem es das Reich der Syrer vernichtet hatte".

2) „Ich seufze: O Gott! Dem Nichtfürchtenden gib es, laß mich sehen dein Licht! Bis wie lange wirst du dieses mir antun? wie einem, der Gott und Göttin nicht fürchtet, geschieht mir" (K. 891 Schluß).

Die Auffindung der authentischen Schrift- und Kunstdenkmäler Asurbanipal-Sardanapals hat in dankenswerter Weise für alle Zeit jenen Sagen und Erdichtungen ein Ende bereitet, die sich im Laufe der Jahrhunderte an den Namen dieses berühmten Assyrerkönigs geheftet.

Es ist Sage, wenn Ktesias-Diodor Sardanapal mit seinen Frauen und Schätzen sich selbst verbrennen läßt, um nicht in die Hände der Meder zu fallen[1] — es tat dies sein Sohn Sin-schar-ischkun, griechisch Sarakos, 20 Jahre nach Sardanapals Tod[2]. Die Sage hat die Tat des letzten wirklichen assyrischen Königs auf dessen Vater, den letzten großen assyrischen König, übertragen, ganz ähnlich wie in der jüdischen Sage Belsazar, der Sohn des letzten wenig bedeutenden Chaldäerkönigs Nabunaid, als Sohn des größten Chaldäerkönigs Nebukadnezar erscheint. Die kleineren Sterne verbleichen im Nebel der Sage.

Als Sage, der eine andere Namens- und Personenverwechselung, nämlich Sardanapals und Sanheribs, anhaftet, mag es auch gelten, wenn griechische Schriftsteller ein Steinmonument unweit der kleinasiatischen Hafenstadt Mersina gemäß seiner vielleicht von niemandem jemals gelesenen und verstandenen Inschrift als das „Grabmal Sardanapals" ansprechen[3].

Nicht Sage aber, sondern die Unwissenheit verschleiernde Dichtung, aus den Fingern gesogene orientalische Geschichtsfälschung ist es, was Ktesias, der griechische Arzt am Hofe des Perserkönigs Artaxerxes Mnemon — gewiß im besten Glauben, aber total irregeführt durch seine persischen vermeintlichen Quellenschriften — über die Geschichte Assyriens, über Ninos und Semiramis, deren

1) Siehe Beigabe I, a.

2) Es liegt nicht der mindeste Grund vor, an der durch Abydenus (siehe Beigabe I, c) bezeugten Selbstverbrennung des letzten Assyrerkönigs zu zweifeln. Auch Asurbanipals Bruder Schamasch-schum-ukin „stürzte sich in das Feuer", um der furchtbaren Rache des assyrischen Königs zu entgehen. Statt des freiwilligen Flammentodes stürzte man sich wohl auch in das eigene Schwert (wie dies auch König Saul tat, s. 1. Sam. 31, 4), um nicht dem Feind lebend in die Hände zu fallen. Als Nabu-damiq, einer der elamitischen Großen Teummans, sah, wie man das abgeschlagene Haupt seines Herrn nach Ninewe verbrachte, durchbohrte er sich mit seinem eisernen Gürteldolch (Asurb. Sm. 135, 56). Und als Asurbanipal vom Elamitenkönig Ummanaldas die Auslieferung des chaldäischen Prinzen Nabu-bel-schumate, des Enkels Merodachbaladans, forderte, durchbohrten dieser und sein Knappe sich gegenseitig (V R 7, 28 ff.).

3) Siehe Beigabe II.

Sohn Ninyas und über „Sardanapal, den letzten einer großen Reihe unbedeutender Herrscher“, zu erzählen weiß, und was dann weiter durch Diodor — gewiß ebenfalls im besten Glauben — uns überliefert worden ist. Wenn schon Herodot, als er etwa 100 Jahre nach Babylons Eroberung durch Cyrus in Babylon weilte, nicht einmal mehr den Namen Nebukadnezars erfuhr, so läßt sich denken, daß die vermeintlichen persischen Urkunden, denen Ktesias seine Mitteilungen entnommen haben will, über das noch früher zugrunde gegangene assyrische Reich gar nichts mehr wußten, wie sie ja sogar über das von den Persern selbst beendete medische Reich samt dessen Chronologie vollständige Unkenntnis zeigen. Alle Geschichtsforscher — es genügt den Namen A. v. Gutschmid zu nennen — sind jetzt darin einig, daß „die Unglaubwürdigkeit der durch Diodor überlieferten Berichte des Ktesias als gesicherter Besitz der Geschichtswissenschaft angesehen werden darf“, oder, wie wir anderwärts lesen, daß „die in Auszügen durch Diodor erhalten gebliebene assyrisch-medische Geschichte des Ktesias in der Hauptsache nichts anderes ist als ein historischer Roman, aus umlaufenden falschen Überlieferungen und eigenen kecken Erfindungen komponiert. Ktesias weicht überall, wo er kontrolliert werden kann, von der historischen Wahrheit ab. Und vollends seine Angaben über die assyrische Geschichte, die lange genug gläubig nacherzählt wurden und arge Verwirrung angerichtet haben, sind durch die neuerdings erschlossenen authentischen Quellen Lügen gestraft worden“[1].

„Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen“. Wir suchen vergeblich nach der leisesten Spur eines Grundes für die ausschweifende, perverse Phantasie der persischen Gewährsmänner des Ktesias, denen zufolge Sardanapal „sich außer dem Palaste von niemand sehen ließ, auch ganz wie ein Weib gelebt“ habe. „Unter den Kebsweibern“ — so heißt es — „seine Zeit hinbringend, spann er Purpur und die feinste Wolle. Er trug ein Frauenkleid, und sein Gesicht und den ganzen Körper hatte er durch Schminke und durch andere Mittel der Buhlerinnen so entmännlicht, daß kein wollüstiges Weib weiblicher aussehen konnte. Auch eine weibliche Stimme hatte er sich angewöhnt“. Gegenüber diesen Fantastereien genügt es, auf die Jagdbilder aus dem Löwenzimmer des Palastes Sardanapals hinzuweisen, die den König Asurbanipal zeigen, wie er etwa dem an seinem Pferde sich festkrallenden

---

1) Fr. Lüblers Reallexikon des klass. Altert., 7. Aufl., Art. Ktesias.

Löwen die Lanze in den Rachen stößt, oder in gefahrvollem Nahkampf dem König der Wüste zu Leib geht (s. Abb. 2). Das Alte Testament allein hat Recht, wenn es, entgegen den Entstellungen der Griechen und Römer, Asenappar, d. i. Asurbanipal, die Epitheta gibt (Esra 4, 10): „der Große, der Herrliche". Sardanapal war in der Tat als Jäger sowohl wie als Krieger ein Held vom Scheitel bis zur Sohle. Sein Name wird in alle Zukunft die höchste Machtfülle

Abb. 2: Asurbanipal im Kampf mit dem Löwen. (Relief des Berliner Museums.)

und den Gipfel der kriegerischen Erfolge des assyrischen Militärstaats bezeichnen.

Die Frage liegt nahe, wie es denn kam, daß Assyrien zu diesem ersten Militärstaat der alten Welt wurde und sich als solcher durch alle Jahrhunderte hindurch und bis kurz vor seinem Untergang ruhmvoll behauptete, trotz mancher Niederlagen, von denen auch das assyrische Heer nicht verschont blieb. Das Geheimnis der assyrischen Sieghaftigkeit ist nicht schwer zu ergründen.

Zuvörderst waren die Bewohner des assyrischen Stammlandes, die den Kern der Armee bildeten, Soldatennaturen allerersten Ranges. Von Haus aus Babylonier, hatten sich die Assyrer, wie sie sich nach ihrer neuen Heimat nannten, auf dem neuen Grund und Boden in total anderer Weise entwickelt als die Bewohner des Mutterlandes. Denn während die regenlose Alluvialgegend Babyloniens die ganze Kraft und Zeit der männlichen Bevölkerung tagein, tagaus für die Bewässerung des Fruchtbodens in Anspruch nahm, war in Assyrien, das während der Monate November bis März mit reichlichen Regengüssen gesegnet ist, der Arm der Bewohner durch den Ackerbau nicht lahm gelegt, sondern blieb frei für Jagd und für Krieg. Der außerordentliche Reichtum der assyrischen Ebene wie der benachbarten Gebirge und Steppen an Wild aller Art: an Hasen, Rehen, Hirschen, Gazellen, Wildeseln, Steinböcken, an grimmigen Wildochsen und Elefanten, deren Vorkommen in assyrischer Zeit für Nordsyrien und Mesopotamien gesichert[1] und für noch ältere Zeit jetzt auch für Babylonien wahrscheinlich gemacht ist, ließ die Assyrer zu einem wirklichen Nimrodsvolke (vgl. Micha 5, 5) heranreifen. Vor allem war es die Löwenjagd, die für die assyrischen Könige und Mannen durch alle Jahrhunderte hindurch eine unübertreffliche Schule des Wagemuts und unfehlbar sicheren Waffengebrauchs bildete. Wir können uns kaum mehr eine Vorstellung machen, welche furchtbare Landplage der Löwe während der ganzen Dauer des assyrischen Reiches war und trotz unaufhörlicher Jagden blieb. Tiglathpileser I (um 1110 v. Chr.) tötete binnen 5 Jahren 920 Löwen, aber noch zu Asurbanipals Zeit war in den infolge von Regengüssen und Überschwemmungen üppig gewachsenen Wäldern und hoch aufgeschossenen Rohrdickichten die Löwenbrut dermaßen gediehen, daß die Hirten weinten und trauerten ob ihres zerrissenen Viehes, während die Löwen immer wütender den Herden zusetzten. Den namenlosen Strapazen, welche die assyrische Kriegführung bedingte beim Erklettern in die Wolken ragender Felsenburgen und beim Durchqueren wasserloser Wüsteneien voll Skorpionen und Schlangen, konnten nur abgehärtetste Krieger begegnen — diese gewandten, wetterfesten, unerschrockenen Jäger waren allen Anforderungen des Krieges gewachsen, dazu todesmutig, wie ja der Begriff

1) Das Elfenbein der in Mesopotamien sich tummelnden Elefantenherden ließ auch den ägyptischen Königen der älteren Zeit einen Zug nach dem „Land zwischen den Strömen" wert erscheinen. Der assyrische Name des Elefanten war pîru, aber auch pîlu, wie ein in Assur gefundenes Vokabular lehrt.

der Todesfurcht jenen Völkern ganz fremd ist. Während Babylonien kaum viel mehr denn eine Miliz hatte, deren Anwerbung oft schwer genug fiel, war das assyrische Volk ein Volk in Waffen und dauernder Kriegsbereitschaft.

Abb. 3: Erstürmung einer Festung des Nillandes auf Asurbanipals ägyptischem Feldzug. (Relief des British Museum.)

Dazu kam zweitens die treffliche Schulung und Führung. Daß die assyrischen Krieger, wo immer sie in größeren Abteilungen erscheinen, auf den Reliefs in gleichem Schritt und Tritt abgebildet werden, nimmt nicht wunder: ohne solchen „Paradeschritt“, der

gegebenenfalls „die Erde erdröhnen“ macht, ist ja ein geordnetes, rasches Vorankommen von Truppen kaum denkbar. Aber wenn wir Reliefs betrachten wie die Erstürmung einer Feste des Nillandes durch die Assyrer (s. Abb. 3), und sehen, wie die Soldaten, Lanze

Abb. 4: Schlachtszene aus Asurbanipals arabischem Feldzug.
(Relief des British Museum.)

oder Bogen in der Rechten, den Schild in der Linken, die steilen Sturmleitern emporklettern, ohne die Hände zu gebrauchen, oder wenn auf Sardanapals arabischem Feldzuge (s. Abb. 4) die berittenen Bogenschützen vom galoppierenden Pferde den Bogen abschießen,

ohne die Zügel festzuhalten, das mutige Roß also nur mit den Schenkeln regierend, so läßt dies auf einen außerordentlich hohen, auch gymnastischen Drill der einzelnen Waffengattungen schließen. Daß mit den Marställen Reit- und Fahrschulen verbunden waren, wird ausdrücklich bezeugt[1]. — Zur Schulung des Exerzierplatzes trat aber die auf vielen Feldzügen erprobte, die Soldaten mit Siegeszuversicht erfüllende Führung ausgezeichneter Generäle, von denen wir aus Sardanapals Zeit drei mit Namen kennen: Nabû-schar-uzur, Bêl-ibni, Kudurru. Für die assyrische Strategie steht zweierlei fest: zunächst durch nichts zu beirrende Offensive, schneidigstes Drauflos unter allen Umständen — der „Anprall der Schlacht", wie man sagte, heftete durch alle Jahrhunderte den Sieg an die assyrischen Feldzeichen. Die erste und einzige Defensive, in welche König und Heer gedrängt waren, endete mit dem Untergang Ninewes. Und sodann: Umzingelung, Einkreisung des Feindes, was für diese Jäger die gegebene Taktik war[2], Angriff „auf Front und Flanke", wie Sanherib einmal sagt. So erklärt sich, daß bei allen siegreichen Schlachten zumeist auch die feindlichen Führer, oft sogar der feindliche König in Gefangenschaft geraten; daß in der Schlacht bei Damaskus, deren Verherrlichung das Relief Abb. 4 dient, die ganzen Araberscharen mit ihrem zahllosen Besitze an Herden, vor allem Kamelen, in die Hände der assyrischen Truppen fielen.

Einen dritten großen Vorzug der assyrischen Armee bildete ihre vortreffliche Ausrüstung und Bewaffnung in Trutz- wie in Schutzwaffen. „Siehe! eilend und schnell kommen sie daher, und ist keiner unter ihnen müde oder schwach, keiner schlummert noch schläft. Keinem geht der Gürtel auf von seinen Lenden oder reißt der Riemen seiner Schuhe. Ihre Pfeile sind geschärft und alle ihre Bogen gespannt . . . . Sie brüllen wie ein Löwe und erhaschen den Raub, daß niemand erretten kann." So beschreibt ebenso beredt wie zutreffend der Prophet Jesaia (5, 26 ff.) die Armee der Sargoniden. Die mächtigen Setzschilde, die es den Bogenschützen ermöglichten, den Feind gedeckt aus nächster Nähe zu beschießen; die rastlos fortgesetzte Verbesserung der zur Berennung der feindlichen Festen dienenden Kriegsmaschinen; die Ausrüstung der Krieger mit Helmen und Panzern, ja derjenigen Krieger, die beim Sturm mittels Leitern oder Feuerbränden oder Bresche-

1) Siehe das Sanherib-Prisma Kol. VI 58 f.

2) Die Begriffe des Jagens und Umzingelns waren schon den sumerischen Schrifterfindern eins: [Keilschriftzeichen] bed. „rings umschließen" und „jagen".

legung dem Hagel der feindlichen Wurfgeschosse am meisten ausgesetzt waren, mit voller, den ganzen Mann deckender Panzerung — all dies trug gewiß wesentlich dazu bei, daß kein feindliches Heer, keine feindliche Festung auf die Dauer den Assyrern standzuhalten vermochte. Und da in noch nie betretene Wildnisse, z. B. der armenischen Bergketten, Wege erst gebahnt und über zahlreiche Flüsse mittels Pontons Brücken geschlagen werden mußten, wie z. B. eine in Kupfer gehämmerte Szene von dem Kupferbezug der Tore von Balawat zur Darstellung bringt (s. Abb. 5), so begreift sich leicht, daß das Pionierwesen nicht minder wohlbedachte Fürsorge fand. Wenn wir endlich erwägen, welch gewaltigen Troß eine solche Armee, deren Kombattantenzahl in ihrem Maximalbestand etwa fünf unserer Armeekorps (150 000 Krieger) entsprach[1], vernotwendigte durch Nachführung von Kriegsgerät, Proviant, Wasser usw., so läßt dies auf eine tadellose Organisation auch des Trains schließen[2].

Abb. 6: Überschreitung eines Flusses mittels Pontons. (Von den Balawat-Toren Salmanassars II.)

Aber noch ein Viertes trug gewiß besonders mächtig zum Elan der assyrischen Soldaten bei, daß nämlich die **Könige selbst Kriegshelden** waren und persönlich, nicht selten in Begleitung des Kronprinzen, an den meisten Feldzügen mit ihren Strapazen und Gefahren teilnahmen. Die Könige waren mit ihrem Heere und ebendamit mit ihrem Volke zu untrennbarer Einheit verschmolzen. Sanherib erzählt, wie er auf seinem Feldzug gegen die gleich Adler-

1) Der König Salmanassar II gibt das „Aufgebot seines ganzen Landes" mit 102 000 Soldaten an (Salm. Ob. 91).

2) Die im Zeughaus Sanheribs untergebrachten orikkê (Sanh. VI 56)

horsten auf der Spitze des Gebirges Nipur gelegenen Felsennester sich an die Spitze seiner erlesenen Gardefußtruppen und seiner keinen Pardon gebenden Krieger gestellt, wie er zwar die Schluchten, Gießbäche, steilen Felswände, auf tragbarem Throne sitzend, wie es die Königswürde erheischt, Schritt für Schritt hinter sich gelassen habe, dann aber, wo die Gebirgswelt für den Sessel unpassierbar wurde, zu Fuß emporgeklettert sei, auf Felsen sich ausruhend, wenn die Knie ermatteten, und gleich seinen Soldaten mit einem Trunk Wasser aus dem Schlauche sich stärkend. Solche echte Soldatennaturen nach Hannibals Art waren die meisten assyrischen Könige, die Sargoniden obenan. Auf einem Feldzug ward Sargon von Feindeshand, wie es scheint, meuchlings ermordet, Asarhaddon starb unterwegs auf dem Zug nach Ägypten.

Und schließlich spielte möglicherweise neben der Hoffnung auf die Kriegsbeute, die größtenteils unter die Soldaten bezw. die Bewohner Assyriens verteilt wurde, noch eine andere idealere Hoffnung religiösen Inhalts eine Rolle. Wie der türkische Soldat der Überzeugung lebt, daß der Tod auf dem Schlachtfeld für Allah und seinen Propheten ihm den Eingang in die Paradiesesfreuden eröffnet, so ist durch das Gilgamesch-Epos als eine uralte babylonische Volksvorstellung bezeugt, daß der auf dem Felde der Ehre Gefallene in der Unterwelt besonders ausgezeichnet werde: er liegt auf behaglichem Lager, wird gelabt mit klaren Wassern und ist zudem umgeben von der Liebe der Seinen: „Vater und Mutter halten sein Haupt, während sein Weib über ihn gebeugt ist". —

Aber der Name Sardanapal bezeichnet nicht allein den höchsten Gipfel der assyrischen Macht und Kriegführung, sondern zugleich den der assyrischen Kultur. Es mag seltsam erscheinen, den assyrischen Militärstaat, der so viele Kulturen zertrat, als Kulturträger zu rühmen. Aber abgesehen davon, daß die von den Assyrern z. T. vernichteten Kulturen auch nicht entfernt einen Vergleich aushalten etwa mit den von Alexander dem Großen so ganz ohne Grund verbrannten und zerstörten Kunst- und Kulturdenkmälern der Achämenidenkönige, so bleibt ein macht- und glanzvolles Königtum, das zugleich bedeutenden Volkswohlstand herbeiführt, eine hervorragend kulturfördernde Macht, indem es zur Verfeinerung

---

waren „Lastwagen", genau so wie die sumbâti, und auch die ebenda (Z. 55) erwähnten Farren (? agalê) und Dromedare (ibilê) dienten gleich den Maultieren zur Beförderung des Zeltlagers und des sonstigen Gepäcks.

des Lebens und damit zur Hebung von Kunst und Kunstgewerbe nachdrücklich beiträgt. So war auch der Hof der Sargoniden, war der Hof Sardanapals eine Pflegestätte der Kunst in umfassendster Weise.

Die Gedanken der Babylonier-Assyrer konzentrierten sich auf das Diesseits: statt der Pyramiden erregen bei ihnen unsere Bewunderung die himmelanstrebenden Tempeltürme, die nach Art der Campanile gewöhnlich nahe dem Tempel aufgeführt waren und vor allem der Himmelsbeobachtung dienten, sowie die gewaltigen Terrassenbauten, bestimmt, den Königspalast, wohl auch einen und den andern Tempel zu tragen. Den Dünsten der sumpfigen Flußniederung und den Mückenschwärmen entrückt, erfreute sich die Wohnung des Königs dort droben des Genusses frischerer, kühlerer Luft und weiten Fernblicks und hatte die Wohnungen des Volkes zu ihren Füßen. Über die Herstellung und Bebauung der Terrasse des Sargonspalastes, die einst unter dem Trümmerhügel Chorsabad begraben lag, durch die französische Grabung aber seit 1843 dem Schutte entrissen wurde, wissen wir genauen Bescheid. Die Terrasse war 14 m hoch (also über 3 m höher als der Unterbau der National-Galerie) und trug auf ihrer ca. 10 Hektar messenden Fläche den aus Serail und Wirtschaftsräumen bestehenden Palast sowie 3 Tempel nebst Tempelturm. Die Terrasse war aus großen, annähernd quadratischen und 5 cm dicken Tonplatten aufgeführt, aus reinstem, durchgeknetetem Ton, in welchem kein Steinchen oder Sandkörnchen zu finden. Alle Kanäle und Abzugsröhren waren von Anfang an wohlüberlegt angebracht. Von außen aber war die Terrasse mit einer Mauer von starken behauenen Quadern aus festen Kalksteinen bekleidet, zu welchem Zwecke tausende solcher Steinblöcke bis zu 460 Ztr. schwere gebrochen, behauen, aus dem Gebirge herbeigeschafft und aufgetürmt werden mußten.

Ein ungleich gewaltigeres Bauwerk war aber die Terrasse, die Sargons Sohn Sanherib sich in Ninewe für seinen Kö..gs-palast erbaute und die dann Asurbanipal noch teilweise erh[illegible]hte, jene Palastterrasse, die jetzt durch den nördlichen Trümmerh[illegible]el Ninewes namens Kujundschik (gegenüber von Mosul) bezeich[illegible]et wird. Auch diese Lehmziegelterrasse war zur Sicherung rings[illegible]m mit großen Schwellen von Bruchsteinquadern verkleidet. Die G[illegible] fangenen vieler Völker: Chaldäer, Aramäer, Cilicier, Philist[illegible] Tyrer mußten unter Musikbegleitung Ziegel streichen. Die Terra[illegible]

zeigt sich jetzt gegen 30 m hoch[1], also noch über ein halb Mal höher denn ein fünfstöckiges Haus, und so umfangreich, daß, nach den Berliner Raumverhältnissen, das Kaiser Friedrich-Museum, die National-Galerie, Altes und Neues Museum, Dom, Königliches Schloß und Lustgarten bequem darauf Platz finden würden. Oben auf dieser luftigen Höhe erhoben sich dann (s. Abb. 6) Sanheribs sogen. Südwestpalast, der „Palast ohne Gleichen", und Asurbanipals Nordpalast[2] mit ihren Labyrinthen von großen und kleinen Gemächern, Höfen, Korridoren usw., dazu die entzückendsten Parkanlagen voll aromatischer Kräuter, Obstbäumen, den Palmen Chaldäas wie der

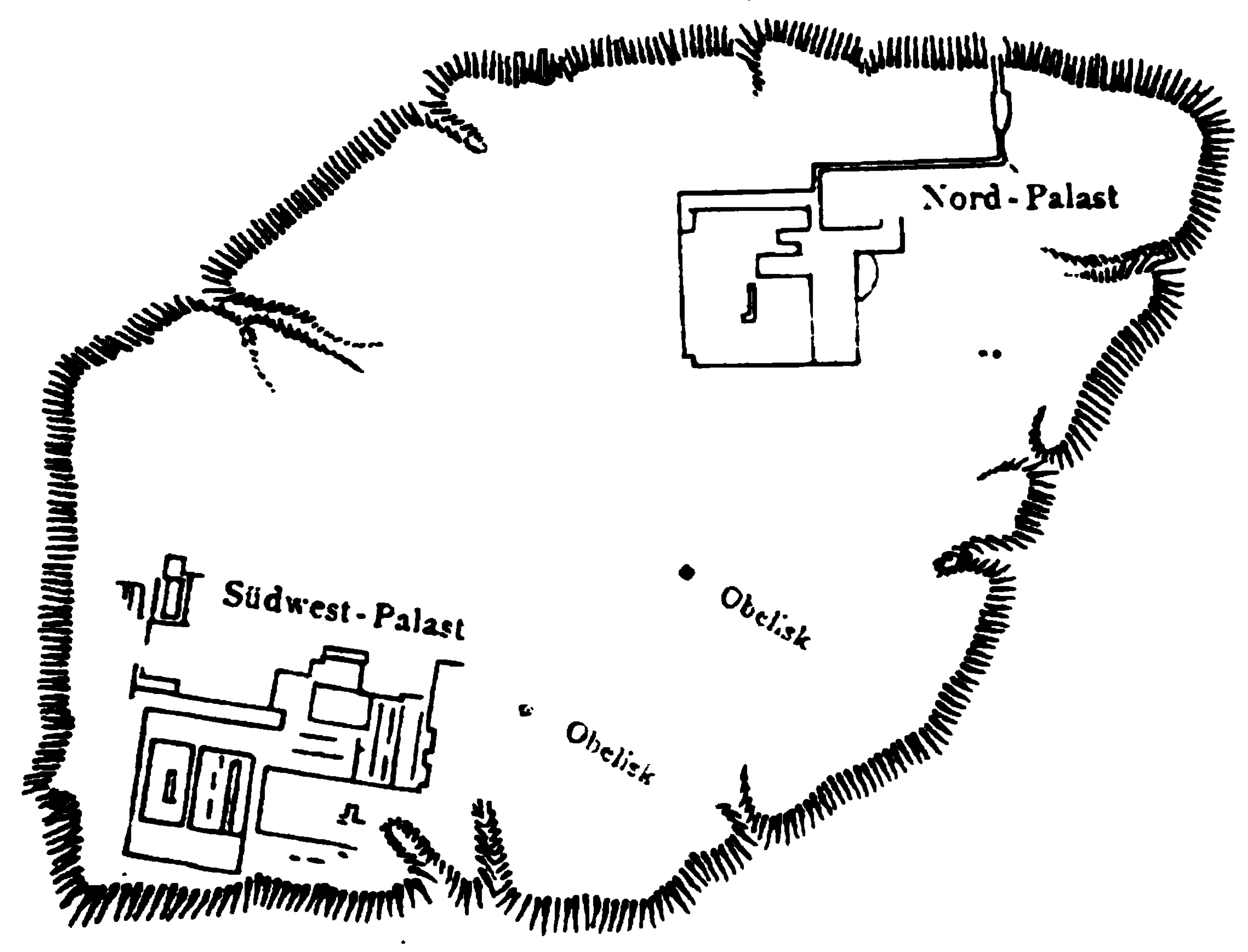


Abb. 6: Der Palasthügel Kujundschik-Ninewe.

Flora der Hochgebirge[3]. Wie wir uns diese Gärten angelegt und bewässert vorzustellen haben, ist durch die Grabungen der Deutschen

1) Die Terrasse erhob sich ziemlich an der Stätte des alten kleinen Königspalastes, der von uralter Zeit her in Ninewe bestanden hatte, von Sanherib aber völlig niedergerissen wurde. Das neue Bauterrain wurde gewonnen, indem der Stromlauf des Tebiltu eine andere Richtung erhielt und sein früheres Bett mit Rohr, mächtigem Berggestein und Erdpech bis zur Höhe des trockenen Landes ausgefüllt wurde. Die Terrasse, die Sanherib auf der also hergestellten Baufläche aufführte, berechnet er selbst ihrer Höhe nach auf 180 tipki, d. i. „Ziegellagen, Ziegelreihen" (1 Ziegel hatte 12 cm Höhe).

2) Näheres über Asurbanipals Nordpalast siehe in Beigabe III.

3) Herodot (II, 150) erzählt bei Besprechung des Mörissees und seiner

Orient-Gesellschaft in Assur unserm Verständnis bedeutend näher gebracht worden. Denn obschon die dortselbst aufgedeckten Parkanlagen und Obstgärten des assyrischen Neujahrs-Festhauses — dieser nicht minder staunenswerten Schöpfung Sanheribs — in der Ebene lagen, so mußten die Sträucher dennoch, ähnlich wie auf der Terrasse von Kujundschik, zumeist in hartes Gestein, hier Felsgestein, eingelassen werden. Es wurden zu diesem Zwecke in den nackten Felsboden meist kreisrunde und nach unten spitz zulaufende Pflanzgruben von 1—$1\frac{1}{2}$ m Tiefe und mit Abstand von ca. 2 m geschachtet und dann mit Humus gefüllt zur Aufnahme der Wurzeln.[1] Wie aber hoch droben auf der Palastterrasse die Kanäle, die bis zu jedem einzelnen Baum und Strauch geführt werden mußten; wie die Teiche, auf deren in der Mitte belegenen Inseln „Silbervögel", d. i. doch wohl Schwäne, und andere Tiere ihr Nest hatten, mit Wasser gespeist wurden, ist jetzt ebenfalls leichter vorstellbar, seitdem in Assur zwei zum größeren Teil in den Sandfelsen geteufte Brunnen von der ungeheuren Tiefe von mehr als 30 m gefunden worden sind.

Mit diesen Terrassenbauten und der Beibehaltung des Lehms als Hauptbaumaterials zeigt sich die assyrische Architektur in voller Abhängigkeit von ihrer Lehrmeisterin, der babylonischen Baukunst. Der Einfluß der westländischen oder hettitischen Kultur tritt, von den Tempelbauten mit deren Langraum-Cella hier abzusehen,[2] in

Entstehung, daß, wie er habe erzählen hören, in der assyrischen Stadt Ninus Diebe den Plan gefaßt hätten, die Schätze des Sardanapallus, des Königs von Ninus, die in unterirdischen Schatzkammern bewahrt wurden, wegzubringen. Sie hätten daher einen Graben angefangen, den sie von ihrer eigenen Wohnung unter der Erde bis zur königlichen Residenz, da, wo sie dieselbe vermuteten, fortzogen; die Erde aber, die aus dem Graben kam, hätten sie, sowie es Nacht geworden, in den Fluß Tigris, der an der Stadt Ninus vorbeifließt, getragen, bis sie auf diese Weise das, was sie beabsichtigt, ausgeführt hatten. Man sieht, wie frühzeitig die Erinnerung an die assyrischen Palastterrassenbauten erloschen war. Auch „unterirdische" Schatzkammern gab es in Assyrien nicht, so wenig wie Kellerräume in der babylonisch-assyrischen Baukunst im allgemeinen (denn beachte den Gebrauch des Wortes kalakku) bekannt waren.

1) Siehe Dr. Walter Andraes Bericht in den „Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft" Nr. 33 (Juni 1907) S. 30 ff.

2) Die Unterschiedenheiten im Grundriß der babylonischen und assyrischen Tempel sind durch die Ausgrabungen der Deutschen Orient-Gesellschaft mit großer Deutlichkeit klargelegt worden. Insbesondere für den Langraum des zum Allerheiligsten führenden „Heiligen" oder Hekal des assyrischen Tempels siehe W. Andraes meisterhafte Arbeit „Der Anu-Adad-Tempel in Assur" (10. Wissenschaftl. Veröffentlichung der DOG.), Leipzig 1909, insbesondere S. 80 ff.

den seit Sargon in Aufnahme gekommenen Bauten aus massivem Gestein sogen. hettitischen Stils sowie in den Säulenhallen vor den Palästen zutage.

Besonders reich waren die Palasttore geschmückt: sowohl mit den niemals fehlenden geflügelten Stier- und Löwenkolossen, bestimmt zum Trutz wider unbefugte oder gar feindliche Betreter, zum Schutz dagegen der Palastbewohner, als auch mit geschmackvollen Ornamenten in Ziegelglasur, wie dem Rosettenbogen über dem Tore der Sargonsstadt. Der von zwei Türmen flankierte Toreingang zum Palaste Sargons, wie ihn der französische Architekt Place rekonstruiert hat[1], läßt ahnen, welche Pracht an den Haupttoren der Paläste Sanheribs und Sardanapals verschwendet gewesen sein mag. Die Beförderung der gewaltigen Stierkolosse, deren Kopf z. T. mehr als Menschengröße mißt, erschien dem König Sanherib bedeutsam genug, um diese Riesenleistung mehrfach durch die Kunst verewigen zu lassen. Durch ein starkes Holzgerüst wohlverwahrt, wird der Stierkoloß stehend auf einem hohen Schlitten von Hunderten und aber Hunderten von Gefangenen über vorgelegte Walzen von der Stelle bewegt, während ein hinten eingesetzter mächtiger Hebel ebensowohl zur Unterstützung der Vorwärtsbewegung wie zur Steuerung dient. Anderwärts sehen wir den Koloß auf den Schlitten gelegt: ein Sprachrohr dient dem auf dem Transport stehenden mittleren Manne, um seine Befehle weithin vernehmbar zu machen; oben links besichtigt der König, auf seinem Galawagen stehend, den Fortgang der Arbeiten, während ein die Baustelle rings umschließender Kordon von Bewaffneten jeden etwaigen Fluchtversuch von Gefangenen zur Unmöglichkeit macht[2].

Die zedernen Türflügel waren, wie bei den berühmten Balawat-Toren Salmanassars II, mit kupfernen Bändern oder Streifen überzogen, die in getriebener Arbeit die mannigfachsten Bilder aus dem Leben, insbesondere dem Kriegsleben, entrollten.

Die aus Ziegelsteinen aufgeführten Palastwände zeigten natürlich nirgends den rohen Lehm. Vielmehr waren sie nach außen hin sorgfältig verputzt und trugen vielfach farbenprächtigen Schmuck mittels emaillierter Bilder oder Ornamente, wie etwa jenes von Sargon zum Schmuck der Fassade des Asurtempels gestifteten azur-

---

1) Siehe die Abbildung in „Babel und Bibel" I, 5. Ausgabe, Nr. 34.
2) Siehe die Abbildung in „Babel und Bibel" I Nr. 33.

blau grundierten Streifens gelbblätteriger Rosetten[1]. Auch im Sargonspalast war der Haupthof, nach den erhaltenen Überresten der ihn umschließenden Wände zu urteilen, mit echt asiatischem Luxus geschmückt: mit emaillierten Darstellungen von Tieren und mythologischen Szenen, und wir können leicht den Eindruck solcher von der Sonne des Orients gesteigerten Farbenpracht ermessen, wenn wir der zauberhaften Wirkung der die Kuppeln und Minarets der Moscheen, etwa von Samarra oder Kerbela, schmückenden Fayencen gedenken.

Der Reichtum des Landes an Alabaster führte — im Unterschied von der babylonischen Architektur — zur Verkleidung der Innenwände vor allem der Prunk- und Staatsgemächer mit reliefierten Alabasterplatten. Zur Zeit der Sargoniden hatte die Kunst der Reliefdarstellung in Alabaster außerordentliche Fortschritte gezeitigt. Alabasterplatten, wohl drei übereinander, und auf jeder Einzelplatte bis zu drei Reihen Abbildungen tragend, bekleideten

Abb. 7: Assyrischer Musikantenzug.

die Wände. Wir unterscheiden im Palast Sardanapals ein arabisches, ein susianisches Zimmer usw., jedesmal geschmückt mit Kriegs- und Siegesdarstellungen aus den betreffenden Feldzügen. Dem susianischen Zimmer gehört u. a. jenes Relief an, welches die das siegreiche Heer einholende assyrische Palastmusik zeigt (vgl. Abb. 7)[2]: zuerst

1) Eine nichtfarbige Reproduktion s. Delitzsch, „Mehr Licht" Nr. 31.

2) B. von Sokolowsky, Die Musik des griechischen Altertums und des Orients, Leipzig 1887 (Erster Band von A. W. Ambros' Geschichte der Musik) S. 388, bemerkt zu diesem Relief Asurbanipals: „Männer, Frauen und Kinder, die in feierlicher Prozession dem Sieger mit Musik entgegenkommen. Voran 5 Männer, drei mit Harfen, einer mit einer Doppelflöte, einer mit einer Art Hackbrett oder Cymbal, dessen Saiten mit einem Plectrum geschlagen werden. Zwei von den Harfnern und der Cymbalschläger tanzen, den rechten Fuß wie hüpfend gehoben. Dann folgen 6 Weiber, vier mit Harfen, eine mit einer Doppelflöte, eine mit einer kleinen zylindrischen Trommel, die sie aufrecht am Gürtel befestigt hat und mit den Fingern beider Hände schlägt. Auch die Harfen werden mit beiden Händen gespielt; sie unterscheiden sich durchaus von den ägyptischen, sind leicht tragbar, dreieckig (ohne Vorderholz) mit einem

fünf Männer mit Harfen, einer Doppelflöte und einem Cymbal, weiter sechs Frauen mit ebensolchen Instrumenten, endlich Frauen und Kinder, die zum Teil mit Klatschen der Hände den Takt der Musik begleiten. Die detaillierte Darstellung der einzelnen Musikinstrumente ermöglicht unschwer ihre Rekonstruktion. Besondere Berühmtheit hat das sogen. Löwenzimmer erlangt durch seine realistischen, lebensvollen Darstellungen verwundeter und sterbender Löwen und Löwinnen, obenan der den besten Werken griechischer Kunst ebenbürtigen sterbenden Löwin von Ninewe[1]. Durch den Rücken mehrfach tötlich verwundet, nimmt das Tier mit heroischem Mute seine letzten Kräfte zusammen, um sich noch einmal auf die Vorderbeine aufzurichten und in einem letzten Aufschrei zu verenden. Diese Alabasterplatten vertraten also nicht nur unsere Wandtapeten und Holzgetäfel, sondern auch zugleich unsern Wandbilderschmuck, dies umsomehr, als noch erhaltene Farbenspuren darauf hinführen, daß diese Reliefs zur Erhöhung ihrer Lebendigkeit einst koloriert waren. Der Adorant hier (s. Abb. 8) mit dem Gemsböckchen auf dem linken Arm und einer Lotosblume in der Rechten diene als Beispiel für solche einstige Kolorierung und zugleich als Überleitung zu dem Bilde Nr. 9, welches lehrt, daß der leicht zu bearbeitende Alabaster auch zu reich ornamentierten Türschwellen verwendet wurde: der mittlere Teil der großen rechteckigen Platte ist gebildet durch ein Sechsblatt-Ornament und umrahmt von einem schmalen Rosettenband, weiter einem breiteren Band von Palmetten, durch schön geschwungene Bogen verbunden, dann wieder einem schmalen Rosettenband, und endlich am Rande der Platte einem noch breiteren Streifen von Lotosknospen und -blüten, ebenfalls durch Bogen untereinander verbunden. Das Muster würde sich meines Erachtens auch vortrefflich zu einem Teppichmuster eignen,

schräg, vom Spieler aufwärts laufenden viereckigen Schallkasten, und einem schwachen horizontal gestellten Saitenhalter. Diese Harfen sind mit 16 und mehr Saiten bespannt; Wirbel zum Stimmen sind nicht zu bemerken, wohl aber am Schallkasten eine Reihe Knöpfe oder Stifte, welche vielleicht zur Befestigung der Saiten dienten. Die Doppelflöten gleichen ganz den auf etrurischen u. a. Monumenten dargestellten. Diesen Instrumentalisten folgen 6 Sängerinnen und 9 gleichfalls singende Kinder von 6—12 Jahren. Sie klatschen mit den Händen den Rhythmus, die eine Frau aber legt die Hand an den Hals, um jenen der orientalischen Singweise eigenen schrillen, vibrierenden Ton hervorzubringen". Vgl. S. 389: „Eine Art kleiner dreieckiger Harfe, ohne Vorderholz, die der Spieler wagerecht vor sich trägt und mit einem Stäbchen oder Plectrum wie ein Hackbrett spielt, ist der assyrischen Musik eigentümlich".

1) Siehe die Abbildung in „Babel und Bibel" I Nr. 36.

wie ja kaum zu bezweifeln ist, daß der Teppich auch in Assyrien reichliche Verwendung gefunden und bei der hohen Blüte der Webekunst ebenfalls allmählich zu einem Kunstwerk gestaltet worden ist, sei es in Webe- oder in Knüpfarbeit oder in beiden.

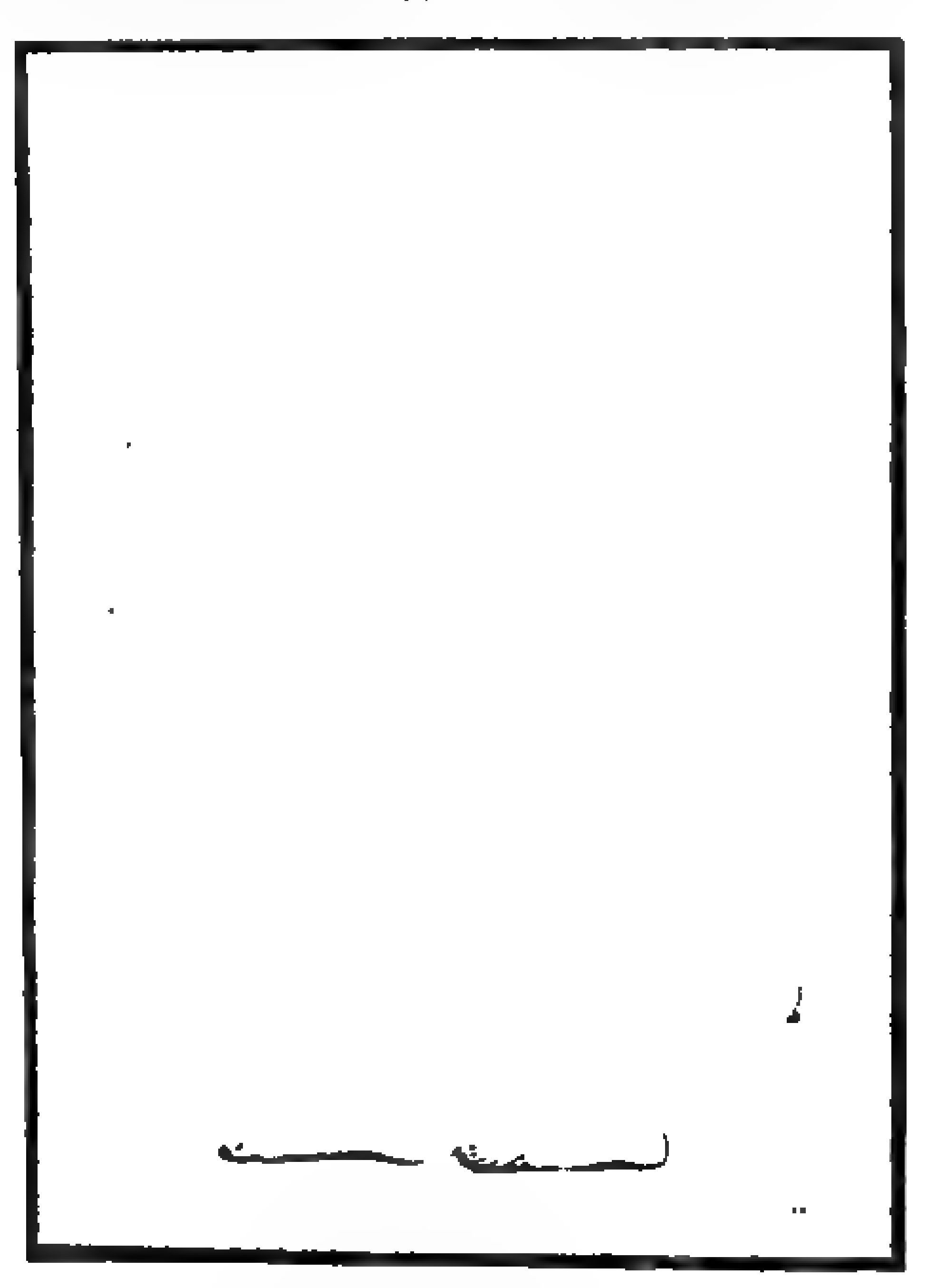


Abb. 8: Adorant mit Lotosblume in der Rechten.
(Relief aus Ninewe.)

Geradezu verschwenderische Pracht zeigten die Zimmerdecken: die nach innen sichtbaren Flächen der mächtigen Zedernbalken waren mit Gold- und Silberplatten belegt und ebenso wie die Füllungen zwischen den Balken mit reichen Intarsien aus Lapis lazuli und rotem Schmelz, aus Elfenbein und Gold ornamentiert.

Bei diesem gewaltigen Bedarf der Sargonidenzeit an Kunst-

werken verschiedenster Art ist es nur natürlich, daß schon Ninewe eine Art Akademie der Künste besaß.

Was die Wohnungen des Volkes betrifft, so sind uns diese gerade für die Zeit um Sardanapal durch die Grabungen der Deutschen Orient-Gesellschaft in Assur bekannt geworden. Während man noch vor wenigen Jahren über die assyrischen Privathäuser gar nichts wußte, gehen wir jetzt in Assur durch weite Quartiere von Privatwohnungen mit ihren schmaleren Gassen und breiteren Straßen (vgl. die Abbildungen 10 und 11) sowie den anliegenden

Abb. 9: Fußbodenplatte in Alabaster aus Ninewe.

Grundrissen der einstigen Verkaufsläden und Wohnhäuser[1]. Die „oft beängstigende Dünnheit der Wände" hat die viel ventilierte Frage nach der Anzahl der Stockwerke dahin entschieden, daß die assyrischen Privathäuser nur ein Erdgeschoß hatten, und zwar gruppierten sich die Haupträume in Breitlage um einen oder mehrere Höfe. Der Eingang von der Straße in den Hof geschah

1) Den Grundriß eines großen assyrischen Privathauses nebst genauer Beschreibung verdanken wir W. Andrae. Siehe „Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft" Nr. 31 S. 43 ff.

durch kleine Vestibüle, und zwar so, daß jeder Einblick von außen her in die Wohnung verwehrt war. Für asphaltierte Baderäume und Kanalisation war ausreichend Sorge getragen: ein Kanal führte die Abwässer der einzelnen Häuser nach der Straße, und der gemeinsame Straßenkanal mündete in einen großen Sickerschacht. Die Dächer waren, wie z. B. noch heute in Mosul, zur Abhaltung des Regens mit Erde gedeckt. Mörser zum Stampfen des Getreides, Holzgestelle mit Wasserkrügen zur Aufbewahrung und Kühlung des Wassers, Eß- und Trinkschalen, tönerne Lämpchen, dazu

Abb. 10: Gasse in Assur (nach einer Photographie W. Andraes).

Stühle, Schemel und Bettstellen bildeten die hauptsächlichsten Hausgeräte. Seine Bettstelle mochte der Offizier selbst im Felde nicht missen. Auch Tische waren wohlbekannt, doch dienten sie weniger zum Aufsetzen der Speisen, als zum Ablegen von Gerät. Zum Essen selbst legte man sich in den Häusern der Vornehmen wohl auf Diwans, während man sich sonst, auf dem Fußboden hockend oder auf Schemeln sitzend, um eine große, auf eine Matte gesetzte, gemeinsame Schüssel gruppierte und in diese mit der rechten Hand tauchte, nachdem man sich vorher gewaschen und den Ärmel weit zurückgestreift hatte.

Die Wohnungsverhältnisse des Volkes bildeten einen Gegenstand besonderer Fürsorge der Könige, obenan der Sargoniden. So schuf Sanherib in Ninewe breite, für Luft und Licht zugängliche Straßen, darunter einen prachtvollen Straßenzug, die sogen. Königsstraße, die sich in der Breite von 31 m bis zum „Stadttor der Gärten" erstreckte, rechts und links von Steindenkmälern des Königs eingefaßt, deren Inschriften am Schlusse befehlen, daß jeder, der bei einem Neubau die Fluchtlinie der Straße zu überschreiten sich unterfange, auf dem Dache seines Hauses aufgeknüpft werde.

Abb. 11: Straße in Assur (nach einer Photographie W. Andraes).

Auch Standbilder ihrer Majestät errichteten die Könige in ihren Residenzstädten, zumeist wohl innerhalb des Haupttores. Und wenn auch die bekannte Sendschirli-Stele Asarhaddons nicht in Ninewe selbst, sondern in Nordsyrien aufgestellt war, so bleibt sie doch deshalb interessant, weil sie auf ihren beiden Seiten (s. Abb. 12), erinnernd an die Berliner Siegesallee, je zwei Persönlichkeiten zeigt, die sich um den König besondere Verdienste erworben haben dürften. Kriegs- und Siegesdenkmäler, von denen wir zuweilen lesen und die in der hügelgleichen Aufhäufung von Schutt zerstörter feindlicher Städte vor dem Tore der assyrischen Königsstadt

oder eines Tempels bestanden [1], verdienen ihrer Originalität wegen Erwähnung. Schon von Schargani-scharri lesen wir diesen Brauch.

Für immer rühmenswert bleibt, wie sich die Könige die Wohlfahrt ihres Volkes angelegen sein ließen. Sie schufen Parks mit fremdländischen Bäumen und ließen nicht nur von sich aus die Kanalufer mit Obstbäumen bepflanzen, sondern Sanherib verteilte auch ein großes Areal zum Zwecke des Obstbaues unter die Bewohner von Ninewe, indem er gleichzeitig, um die Pflanzungen mit reichlichem Wasser zu versehen, weither einen Kanal graben ließ, obschon zu diesem Zwecke Berge und Hügel mit eisernen Hacken durchstochen werden mußten. Auch schöne und breite Brücken wurden angelegt und mit Kalksteinplatten gepflastert [2]. Was aber besonders bemerkenswert erscheint und so recht die Liebe dieses Jägervolkes zur Tierwelt zeigt, ist, daß die assyrischen Könige schon von früher Zeit her Boten in ferne Länder aussandten, um fremdländische Tiere nach ihrer Hauptstadt zu bringen, mit dem ausgesprochenen Zwecke, sie ihren Untertanen zu zeigen [2]. So bildete die Zufuhr eines Krokodils oder aber eines fremdländischen Elefanten nebst Äffchen stets eine besondere Freude für Jung und für Alt.

Unzweifelhaft stand Sardanapal in allen solchen Bestrebungen zur Hebung der Volkswohlfahrt hinter keinem seiner Vorgänger zurück, wie ja der Volkswohlstand gerade unter Sardanapals Regierung infolge ungewöhnlich reicher Ernten sowie der unermeßlichen, nach Assyrien verbrachten Beute eine nie dagewesene Höhe erreicht hatte. Ackerbau und Viehzucht standen in höchster Blüte. Wenn wir bedenken, daß Sanherib bei Gelegenheit eines einzigen Feld-

---

1) Salmanassar I eroberte und zerstörte die empörerische Bergveste Arina, sammelte ihren Staub und „schüttete ihn am Stadttor seiner Stadt Assur für die Zukunft auf" (Assur Nr. 859); Sanherib nahm, „um das Herz Assurs zu beruhigen, daß der Erhabenheit seiner Stärke die Menschen gehorchten, zum Anschauen der zukünftigen Bewohner", Erdmassen aus Babylon mit und schüttete am Tor seines Neujahrsfesthauses Tonnen von Schutt auf. Auch Sardanapal sammelte (e-si-pa) Staub von Susa und anderen elamitischen Städten und nahm ihn mit nach Assyrien (V R 6, 96 ff.) Es paßt hierzu schön, was Diodor II, 28 erzählt: Nach Ninewes Fall „versicherte Belesys, in der Zeit der Gefahr habe er dem Belus ein Gelübde getan, wenn Sardanapal besiegt und das königliche Schloß verbrannt würde, so wollte er den Schutt von der Brandstätte nach Babylon führen und daraus neben dem Heiligtum des Gottes einen Hügel bilden, daß jeder, der den Euphrat herabschiffte, das unvergängliche Denkmal von der Zerstörung des assyrischen Reiches vor sich sehe. Nun bat er, daß ihm dies gestattet würde".

2) Von „Brückenschmuck" mit Bildnissen sagt das Briefchen VAT 7 nichts.

zuges den aramäischen Nomadenstämmen 7200 Pferde und Maultiere, 11 073 Esel, 5230 Kamele, 80 100 Rinder und 800 600 Stück Kleinvieh abnahm und nach Ninewe wegführte, oder daß nach Sardanapals arabischem Feldzuge das ganze Land mit Kamelen, Schafen, Eseln und Rindern aus Arabien angefüllt und im Kauftor

Abb. 12: Zwei assyrische Große (auf beiden Schmalseiten von Asarhaddons Siegesstele aus Sendschirli).

von Ninewe ein Kamel für einen Silbersekel, d. i. etwa $2^1/_2$ Mark, zu haben war, so begreift sich leicht der Reichtum des assyrischen Volkes und die Bezeichnung Ninewes durch den Propheten Zephania (2,15) als einer „fröhlichen Stadt".

Diese Wohlhabenheit des Volkes mußte in Verbindung mit einem prachtliebenden Hof den Luxus fördern und **Kunstgewerbe**

wie Handel mächtig anspornen. Die Töpferkunst schuf reich ornamentierte Tongefäße[1] und, mit der Emailmalerei sich verbindend, durch Muster wie Farbengebung entzückende Gefäße und Figuren aller nur erdenklichen Form; die Sattler leisteten Hervorragendes in Sattel- und Geschirrzeug; und den auch von den Männern getragenen Ohrringen, Halsketten, Arm- und Handspangen, desgleichen den Griffen und Scheiden der Gürteldolche wußten die Juweliere geschmackvollste Ausgestaltung zu geben. Ein Schreiben

Abb. 18: Ein Diwan Asurbanipals
(nach dem Relief der „Gartenszene" rekonstruiert von Eugen Quaglio-Berlin).

des „Juweliers der Königin" beweist, in welche alte Zeit das Institut der Hoflieferanten zurückgeht[2]. Es läßt sich denken, daß

1) Siehe z. B. in „Mehr Licht" die Abbildung Nr. 25.

2) Ich meine den Brief des Nabu-sagib (Harper Nr. 847), der sich als „Goldschmied des Hauses der Palastdame" bezeichnet. Denn daß unter der „Palastdame" die höchststehende Gemahlin des regierenden Königs (hier höchst wahrscheinlich Asurbanipals), die „Königin" zu verstehen ist, lehrt jetzt besonders klar Ass. 157 12, wo Sammu-ramat (Semiramis) „Palastdame" Schamschi-Adads V und Mutter Adadniraris IV tituliert ist. Wie hiermit 1 R 35 Nr. 2, 9 zu vereinbaren ist, bleibe hier ununtersucht.

obenan die am königlichen Hof verwendeten Gebrauchsgegenstände: die Gefäße, aus denen man aß, trank, sich mit Wasser übergoß und sich salbte, die Stühle nebst Fußschemeln, auf die man sich setzte, die Diwans, auf die man sich ausstreckte, die Tische usw., ebenso die Waffen des Königs, z. B. der Köcher, in kunstvollster Ausstattung mit Gold und Silber, geschliffenen Ganz- und Halbedelsteinen, Elfenbein und kostbaren, wohlriechenden Hölzern hergestellt waren. Welche Fülle von Details enthüllt allein schon jenes bekannte Relief, das König und Königin in weinumrankter Laube behaglich beisammen zeigt, wenn man jeden einzelnen dargestellten Gegenstand mit der Lupe betrachtet oder gar nachbildet und damit Muster von Diwans oder eines Prunkstuhls und Tisches gewinnt, die sich den erlesensten Erzeugnissen unserer modernen Möbelindustrie würdig zur Seite stellen (s. die Abbildungen 13—15). Der zu den königlichen Insignien zählende Galawagen, ein zum Ziehen durch Menschen vorgerichteter Thronsessel, wie er auf einem Relief Sargons besonders fein ausgeführt ist, hat schon vor Jahren einen französischen Künstler zur Nachbildung begeistert (s. Abb. 16). Und welche Höhe der Entwickelung hatte erst gar die Textilindustrie im Laufe der Jahrhunderte erreicht! Bunte Kleider aus purpurrot, violett, auch gelb gefärbter Wolle oder Seide mit ausgesuchten Web- oder Stickmustern, reich besetzt mit Fransen und mit kostbaren Steinen geschmückt, dazu prunkvolle, edelsteinbesetzte Gürtel und goldfädendurchwirkte Shawls und Kopfbinden bildeten die begehrtesten Luxusartikel. Eine große Reihe von Flach- und Vollskulpturen unter-

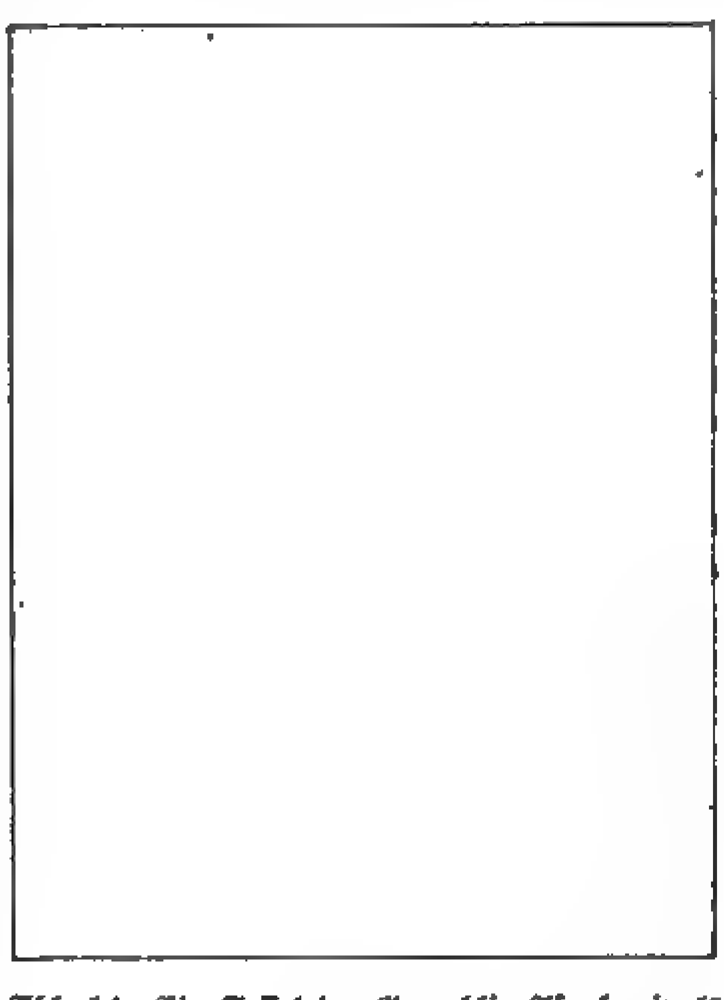


Abb. 14: Ein Sessel der Gemahlin Asurbanipals (wie Nr. 13).

richtet uns über Schnitt und Musterung der verschiedenartigen Gewänder, z. B. des Königs und seiner Pagen, und wenn auch die die Stoffe und deren Farben betreffenden Anhaltspunkte vorerst nur vereinzelt sind, so sind wir doch, z. T. auch durch alttestamentliche Notizen, genügend informiert, um Kostümierungen, wie etwa des Königs in seinem Ornat mit der prachtvollen Stickerei auf der Brust, archäologisch getreu nachbilden zu können. Sehr anmutig war die Tracht der assyrischen Pagen, die insbesondere mit ihrer über Strümpfen getragenen reizenden Schnürstiefelbekleidung der Füße ungemein malerisch wirkt. Natürlich suchen wir auf einem assyrischen Markt auch dieses und jenes vergeblich, z. B. Sonnenschirme, deren Gebrauch ausschließliches Vorrecht der Könige war.

Ein Kunstzweig, der Hoch wie Niedrig, König wie Volk diente, sei wenigstens kurz erwähnt — die Musik. Feierliche Musik begleitete die Opfer; mit Musik wurde, wie wir sahen, das siegreiche Heer eingeholt; rauschendes Harfenspiel, wohl auch Quartette[1], würzten die Festgelage am königlichen Hof, aber auch das Volk spielte und tanzte unter Gesang und Musik. Selbst die rauhen Soldaten vergnügten sich nach der blutigen Arbeit des Tages mit fröhlichem Spiel unter den Klängen der Laute. Und wenn auch Ninewes Harfen für ewig verklungen sind, so können wir uns doch auch heute noch Gesang und Tanz der damaligen Zeit lebendig vergegenwärtigen. Erinnert uns doch gerade der Orient immer von neuem an das Wort: „Tausend Jahre sind vor Dir wie der Tag, der gestern vergangen“[2]. Die Kriegsgesänge der Araber, die wir heute drüben

Abb. 15: Ein Tisch aus dem Palast Asurbanipals (wie Nr. 13).

1) Siehe die Abbildung in „Babel und Bibel“ III Nr. 11.

2) Für solche seit altbabylonischer Zeit bis heute erhalten gebliebene Bräuche und Vorstellungen siehe „Im Lande des einstigen Paradieses“ S. 25—28.

hören, bestehen noch immer aus ebensolchen, hundert und aber hundert Mal wiederholten kurzen Sentenzen, wie sie uns etwa in Ps. 118, 10—12 aus der Makkabäerzeit vorliegen. Ebendeshalb dürfte auch der Charakter der Musik und der Tänze, wie wir beide heutzutage etwa in Damaskus oder Kairo beobachten, von der Musik zur Zeit Sardanapals gewiß nur wenig verschieden gewesen sein.

Der Handel konzentrierte sich naturgemäß in den großen Städten. Das Haupttor diente als Börse, in ihm wurde der Wert der Lebensmittel festgesetzt, und welche Bedeutung schon damals dem Börsenzettel beigelegt wurde, lehrt eine in Assur gefundene

Abb. 16: Der Galawagen König Sargons II (Rekonstruktion eines französischen Künstlers).

Königsinschrift etwa aus dem 19. Jahrhundert, die neben den königlichen Ruhmestaten der Nachwelt die Kunde überliefert, daß zur Zeit der Erbauung des Belstempels in der Stadt Assur der Marktpreis für 2 Kur Korn, für 15 Minen Wolle sowie für so und so viel Fett je 1 Silbersekel betrug. (In der Hammurabizeit kosteten 6 Minen Wolle 1 Silbersekel.) Die Marktpolizei hielt mit Strenge auf richtiges Maß und Gewicht. Wagen finden sich bis jetzt nur zweimal auf assyrischen Reliefs dargestellt. Als Gewichte dienten zumeist Steine, vor allem, wie in Babylonien, in

Form von Enten, doch finden sich auch kunstvoll ausgeführte Metallgewichte in Löwenform. Die Wahrheit erfordert nicht zu verschweigen, daß zur Zeit der Sargoniden ein wenig rühmlicher Handelszweig in ganz besonderer Blüte stand: die aus Juda, Ägypten, Elam, Arabien und sonst allüberall her massenhaft weggeführten Bewohner, männlich und weiblich, klein und groß[1], hatten den Sklavenhandel zu einem ungemein schwunghaften Erwerbszweig gemacht.

Die Verwaltung des weiten Reiches war straff militärisch organisiert: die Statthalter waren hohe Offiziere und hatten stets genügende Garnisonstruppen zur Hand, um nach außen und innen die Ordnung innerhalb ihrer Provinzen zu wahren. Gar manche Grausamkeiten werden durch die Staatsraison geboten gewesen sein. Im übrigen waren auch die eigenen assyrischen Landesgesetze stellenweise von drakonischer Strenge — Prügelstrafe und Abschneiden von Ohren und Nasen bedrohten nicht wenige Verbrechen, wie man ja noch heutzutage in Persien Menschen begegnet mit abgeschnittenen Ohren und Nasen.

Obwohl absolutistisch, ein vollkommenes Gottesgnadentum, war das assyrische Königtum, auch das der Sargoniden, dem Volke gegenüber gebunden an das Gesetz. Als Sargon den Plan faßte, an der Stelle des Dörfchens Magganubba, 4 Stunden nördlich von Ninewe, seine eigene Königsstadt zu bauen und infolgedessen zur Expropriierung der dort Angesessenen schreiten mußte, erhielt jeder derselben an anderer Stelle ein dem seinigen gleichwertiges Grundstück, oder, wenn er dies vorzog, bares Geld in Gemäßheit der „Taxationstafeln". Der assyrische König betrachtete es als seine höchste Pflicht, Recht und Gerechtigkeit zu üben; „König der Gerechtigkeit" galt ihm als der Ruhmestitel höchster. Die große Rechtsnorm Hammurabis, Sorge zu tragen, „daß der Starke nicht den Schwachen schädige", ließ sich auch Asurbanipal die Richtschnur seiner Handlungsweisen sein, z. B. bei der Ernennung seines Zwillingsbruders zum König von Babylon. Was aber das assyrische Königtum besonders sympathisch erscheinen läßt, ist der patriarchalische Charakter, der sich mit dem Absolutismus verband und als mit diesem wohlvereinbar bewährte. Einem Gotte vergleichbar einerseits, blieb der assyrische Großkönig andererseits

1) Aus den eroberten judäischen Ortschaften führte Sanherib z. B. laut seiner Prisma-Inschrift (III 17) 200 150 Einwohner fort, „klein und groß, männlich und weiblich".

seinem Heere wie seinem Volke allezeit nahe. Asurbanipal nennt sich selbst „schon im Mutterleibe von Asur und Sin, dem Herrn der Krone, zur Hirtenschaft über Assur geschaffen“. Er war und fühlte sich als der Statthalter des Gottes Bel und wurde von den Untertanen betrachtet als das „Ebenbild Bels“. Aber trotz dieser Machtfülle ohne Gleichen ist er von dem Zauber des Patriarchen umwoben. Jeder Assyrer, gleichviel welchen Standes, durfte brieflich dem Könige nahen und gewiß sein, daß des Königs Ohr für ihn offen stand. Daher finden sich im Archiv Sardanapals außer den Meldungen der Torwachen betreffs neuer Ankömmlinge, der Schreiben von Hofastrologen und -magiern über Himmelserscheinungen und allerlei sonstige Vorzeichen, von Generälen, Festungskommandanten usw. eine Menge von Briefen von Privatpersonen: Glückwunsch- und Dankschreiben, Gesuche etwa um Aufnahme des Sohnes in das Pagenkorps, Bittschriften von Gefangenen, die dem Könige dartun, daß und warum sie unschuldig verurteilt worden seien, und dgl. mehr. Ja sogar ein Mahnbrief an des Königs Majestät um Antwort findet sich, wobei sich der Schreiber den üblichen Anfang der königlichen Handschreiben: „Mein Befinden ist gut, möge auch dein Herz fröhlich sein!“ in geschickter Weise zu nutzen macht:

> „An den König, meinen Herrn, dein Knecht Akkullânu. Heil dem König, meinem Herrn! Mögen Nebo und Marduk den König, meinen Herrn, segnen! Das Wohlbefinden des Königs, meines Herrn, die Fröhlichkeit seines Herzens und die Gesundheit seines Leibes möge in einer Antwort auf meinen Brief der König, mein Herr, seinem Knechte schreiben“.

Auch von seinem Begnadigungsrecht, sogar solchen gegenüber, die zum Tode verurteilt waren, machte Asurbanipal, wie wir erfahren, Gebrauch.

Die alttestamentliche Anschauung (z. B. 1. Mo. 10,11), daß Assyrien eine Art Kolonie Babyloniens gewesen, ist durch die Grabungen vollauf bestätigt worden. Obwohl die assyrische Kultur nicht stagnierend an dem überkommenen kulturellen Besitze des Mutterlandes festhielt, ihn vielmehr selbständig da und dort erweiterte, auch den Einflüssen der westlichen Länder sich nicht entzog und in der Gesetzgebung vielfach eigene Wege einschlug, so blieb doch im großen und ganzen, vom Heerwesen abgesehen, die assyrische Kultur abhängig von der babylonischen, in Schrift und Religion, in Kunst und Wissenschaft. In der Wissenschaft ganz besonders. Die Astro-

nomie blieb den Assyrern eine Wissenschaft der babylonischen Götter Nebo und Marduk, und auch in den Afterwissenschaften der Astrologie und Magie waren die Assyrer nur allzu treue Schüler der Babylonier. Die Medizin, vor allem die innere, lag im Argen, dort wie hier: selbst der assyrische König muß sich wiederholt beklagen, daß sein Leibarzt falsche Diagnose gestellt habe. Und gegen die erschreckend große Kindersterblichkeit wußte man nichts anderes, als ein ohnmächtiges Amulet dem Kinde an den Hals zu hängen, um es vor den Einflüssen der furchtbaren Dämonin Labartu zu schützen. In allem, was Wissenschaft und Literatur heißt, blieb Babylonien für die Assyrer der klassische Boden, und wer die Werke der Klassiker eignen wollte, mußte sich nach Babylonien wenden. Und dies führt mich zum Schlusse zu der höchsten und unvergänglichsten Blüte der assyrischen Kultur zur Zeit Sardanapals, durch die sich dieser wahrhaft „große und herrliche" König in einzigartiger Weise den Dank der Nachwelt, auch den unsrigen, gesichert hat.

Sein Vater Asarhaddon war es, von dem Asurbanipal rühmt, daß er ihn als Kronprinz nicht bloß im Fahren und Bogenschießen, sondern zugleich in der Tafelschreibekunst und aller Weisheit Nebos habe unterweisen lassen. Denn die Begeisterung, die ausgezeichnete Prinzenerzieher in dem jungen Kronprinzen für die Literatur geweckt hatten, blieb in Sardanapal lebendig, auch als er an die Spitze des großen Militärstaats getreten war. Neben allen Kriegszügen und Kriegssorgen, allen Bauten und Jagden behielt er Zeit, seine Jugendneigung zu pflegen, und sandte Boten aus, um in den öffentlichen und privaten Tontafelsammlungen alle besten Schriftwerke auszuwählen, zusammenzubringen und in sorgsamen Abschriften zu einer großen königlichen Tontafelbibliothek, der berühmten Bibliothek Sardanapals, zu vereinen.[1] Im Jahre 1854 von dem Engländer Rassam unter dem Schutte des Löwenzimmers im Palaste von Ninewe entdeckt, umfaßt sie zur Zeit 22000 Tontafeln und Tafelfragmente, und wenn auch vieles für alle Zeiten unwiderbringlich verloren gegangen sein mag, so darf doch wohl zuversichtlich angenommen werden, daß noch gar mancher Schatz

1) Es ist neuerdings in zwei Exemplaren ein Handschreiben gefunden worden, in welchem ein König (doch wohl Asurbanipal) die Titel aller der Werke angibt, nach denen in privaten Büchersammlungen wie in der Tempelbibliothek von Ezida gesucht werden soll, um sie dem König nebst andern wichtig erscheinenden Tafeln zu übersenden.

an Ort und Stelle gehoben und geborgen werden kann. Die Bibliothek besaß auch Kataloge und war überhaupt sorgfältig geordnet. Natürlich ist es unmöglich, Inhalt und Bedeutung dieser einzigartigen Bücherei in Kürze auch nur oberflächlich zu skizzieren. Doch wird eines festzuhalten sein. Gleich den Babyloniern waren die Assyrer ein unendlich abergläubisches Volk, der König Asurbanipal obenan. Wie Asarhaddon befragte auch er vor jeder Unternehmung, groß oder klein, den Orakelspruch der Götter und glaubte fest an alle die vermeintlichen göttlichen Vorzeichen (Offenbarungen) im Himmel und auf der Erde. Er fühlte sich lange Zeit hindurch von einem abgeschiedenen Geist, einem Gespenst, verfolgt und war überzeugt von dem nur durch die Götter zu lösenden Spuk der bösen Geister. Es kann darum nicht zweifelhaft sein, daß auch rein praktische Gesichtspunkte den König bei der Zusammenstellung seiner Bibliothek leiteten, wie die in ihr zusammengebrachten großen Sammlungen von Omentexten aller Art lehren. Aber der übrige Inhalt der Bibliothek beweist nicht minder, daß jene Rücksichten nicht die allein maßgebenden waren. Nur erinnert sei an die astronomisch-astrologischen Tafelserien, deren Bedeutung für die Geschichte der Himmelskunde erst in Zukunft vollauf gewürdigt werden wird; an die außerordentlich zahlreichen lexikalisch-grammatischen Texte, die auch uns für die Wiedergewinnung des altheiligen sumerischen Idioms sowie der semitischen babylonisch-assyrischen Sprache und damit zugleich des ihr so nahe verwandten Hebräisch andauernd unschätzbare Dienste leisten; oder endlich an den unerschöpflich reichen religions- und literaturgeschichtlichen Schatz, den die Hunderte von Psalmen und Hymnen, von Epen, Legenden und Tierfabeln bezeichnen. Einzelne dieser Werke, wie das Gilgamesch-Epos mit seiner elften, den babylonischen Sintflutbericht enthaltenden Tafel werden ja in ihrer epochemachenden Bedeutung auch noch für unsere eigenen Glaubensanschauungen nachgerade allgemein anerkannt. Eine Bücherei von zerbrechlichen und in der Tat vielfach zerbrochenen Tontafeln und dennoch ein Denkmal, unvergänglicher denn Erz. Ein englischer Geistlicher hat einmal geäußert, jede große Bibliothek müsse eine Statue dieses um die Erhaltung uralter Literatur so hoch verdienten Monarchen aufstellen. Es wäre nicht schwer, diesen Gedanken zur Ausführung zu bringen, denn Sardanapal selbst hat uns das Vorbild eines solchen Denkmals hinterlassen. Als königlichen Bauherrn stellt er sich hier (s. Abb. 17) dar: er trägt nach uralter Sitte

auf seinem Haupte in einem Korbe Ziegel oder Lehmerde, um den Grundstein zum Tempel Nebos, des Gottes des Schrifttums, des „Lichtes der Wahrheit“ zu legen. Die Tontafeln, deren Sammlung seinem hohen Geiste, seinem weiten Blicke entstammt, und

Abb. 17: Asurbanipal, den Grundstein zum Nebo-Tempel in Borsippa legend.

deren Inhalt noch auf unabsehbare Jahrzehnte die verschiedensten Wissenschaftszweige anzuregen und zu fördern berufen ist, sind ebenfalls und in noch ungleich höherem Sinne Bausteine geworden zu dem dem „Lichte der Wahrheit“ geweihten Tempel der Wissenschaft.

* * *

Es war eine furchtbare Katastrophe, die unter Asurbanipals Sohn Sarakos im Jahre 606 v. Chr. über das assyrische Reich hereinbrach. Zwar hatte Sarakos Babylonien verloren und sah sich ohne Bundesgenossen den ungezählten, mit den Medern verbündeten, indogermanischen Horden gegenüber, aber noch war Assyrien selbst, wie wenige Jahrzehnte zuvor, „in blühendem Zustand“, und es bleibt rätselhaft, da doch noch andere feste Städte vorhanden waren, wie Ninewes Einnahme und Zerstörung unmittelbar das Schicksal des ganzen assyrischen Reiches besiegelte. Indessen es war so. Das assyrische Königtum von stolzester Höhe jählings versunken in das Nichts: Ninewes welterfüllender Glanz wie durch einen Windstoß erloschen; die ganze gewaltige assyrische Kultur, wie sie vorstehend skizziert worden, über Nacht unter Schutt und Asche begraben — eine Katastrophe, einzig dastehend in der Weltgeschichte. Ein ganzes Heer fallend für seinen König, und dieser, ein Held gleich seinen Vorfahren und zu stolz, lebend, verwundet oder tot in die Hände der Feinde zu fallen, sich mit Frauen und Schätzen dem Feuergott überliefernd — ein Schauspiel, erhebend und erschütternd zugleich. Gar manches kann der Name Sardanapal lehren, der einem Phönix gleich den Scheiterhaufen des assyrischen Weltreiches umschwebt. Uns bestätige er nicht etwa die triviale Wahrheit von der Vergänglichkeit aller irdischen Pracht und Herrlichkeit, vielmehr bekräftige er von neuem die Wahrheit, daß alle Triumphe des Krieges weit überragt und weit überdauert werden von den Werken des Friedens, obenan von den Werken im Dienste der Wissenschaft — sie stiften Segen auch noch den fernsten Generationen.

Beigaben.

I.

Um alles Material beisammen zu haben, dürfte es gerechtfertigt sein, hier zusammenzustellen, was Ktesias-Diodor, Herodot und Abydenus über den Fall Ninewes zu berichten wissen.

a) Der Bericht Diodors (II, 24—28) lautet, da und dort etwas gekürzt, folgendermaßen: „Arbaces, ein geborener Meder, der sich durch Tapferkeit und Geistesvorzüge auszeichnete, war Anführer der medischen Truppen, die auf ein Jahr nach Ninus geschickt wurden. Im Lager wurde er mit dem Heerführer der Babylonier bekannt. Dieser forderte ihn auf, der assyrischen Oberherrschaft ein Ende zu machen. Er hieß Belesys und war einer der angesehensten unter den Priestern, die man in Babylonien Chaldäer nennt. Als ein sehr erfahrener Sterndeuter und Wahrsager verkündigte er häufig zukünftige Dinge mit Sicherheit voraus und erlangte dadurch großes Ansehen. So sagte er denn auch dem medischen Heerführer, seinem Freunde, vorher, daß er zum König über das ganze Gebiet, das Sardanapal beherrsche, zuverlässig bestimmt sei. Arbaces ließ sich den Vorschlag des Mannes gefallen und versprach ihm die Statthalterschaft von Babylonien für den Fall, daß das Unternehmen gelänge; und wie durch eine Gottesstimme zu Hoffnungen begeistert, verband er sich schon mit den Heerführern aus anderen Völkern und suchte sie durch Gastmahle und öffentliche Zusammenkünfte, die er veranstaltete, zu gewinnen und sich der Freundschaft jedes einzelnen zu versichern. Er wünschte sehr, den König von Angesicht zu sehen und seine ganze Lebensweise zu beobachten. Ein Verschnittener, dem er eine goldene Schale schenkte, führte ihn zu Sardanapal hinein. Da überzeugte er sich deutlich, daß der weichliche Mann bloß um weibliche Geschäfte sich bekümmerte; und nun hielt er, den nichtswürdigen König verachtend, die Hoffnungen, die ihm der Chaldäer gemacht hatte, nur um so fester. Endlich traf er mit Belesys die Verabredung, er selbst wolle die Meder und Perser aufwiegeln, und jener solle die Babylonier zur Teilnahme an der Empörung bewegen und zu der ganzen Unternehmung auch seinen Freund, den Statthalter von Arabien, beiziehen. Als das Dienstjahr vorüber war, wurden die Truppen im Lager durch ein anderes Heer abgelöst und, nach der eingeführten Ordnung, in ihre Heimat entlassen. Jetzt ermunterte Arbaces die Meder, sie sollten sich die Oberherrschaft erkämpfen; die Perser aber forderte er auf, die Freiheit zu erringen, um dann auch an der höchsten Gewalt teilzunehmen. Ebenso erregte Belesys bei den Babyloniern das Streben nach Freiheit, und nach Arabien reiste er selbst, um, seinem Auftrage gemäß, den dortigen Statthalter, seinen Bekannten und Gastfreund, für den Plan zu gewinnen.

Nachdem wieder ein Jahr verflossen war, kamen sie alle mit einer großen Zahl von Soldaten vor Ninus zusammen, dem Scheine nach, um die Truppen, wie es Brauch war, abzulösen, in der Tat aber, um der Oberherrschaft der Assyrer ein Ende zu machen. Als die vier obengenannten Völker auf einem Platze sich versammelt hatten, betrug ihr ganzes Heer gegen 400,000 Mann. Sie waren in Einem Lager vereinigt und berieten sich gemeinschaftlich, was zu tun wäre. Sobald Sardanapel erfuhr, daß sie sich empörten, ließ er die Truppen der anderen Völker gegen sie ausrücken. Zuerst wurde in der Ebene ein Treffen geliefert, in welchem die Aufrührer geschlagen und mit großem Verlust auf ein Gebirge zurückgetrieben wurden, das von Ninus 70 Stadien entfernt ist. Nachher kamen sie wieder in die Ebene herab und rüsteten sich zur Schlacht. Sardanapal stellte sein Heer ihnen gegenüber. Zuvor aber ließ er im feindlichen Lager bekannt machen: wer den Meder Arbaces töte, der bekomme von Sardanapal 200 Goldtalente, und wer ihn lebendig ausliefere, noch einmal soviel und dazu die Statthalterschaft von Medien. Aehnliche Belohnungen versprach er dem, der den Belesys erschlüge oder gefangen nähme. Als aber niemand auf diese Versprechungen achtete, lieferte er eine Schlacht, in der viele Empörer umkamen und das übrige Heer bis in das Lager auf den Gebirgen verfolgt wurde. Arbaces ließ seine Freunde, die entmutigt waren, zusammenkommen und sich beraten, was nun zu tun wäre. Die meisten waren der Meinung, es solle jeder in seine Heimat ziehen und feste Plätze in Besitz nehmen, auch sich mit Kriegsbedürfnissen so reichlich als möglich versehen. Belesys aber, der Chaldäer, behauptete: nach den Andeutungen der Götter müßten sie mit Mühe und Anstrengung das Ziel ihrer Wünsche erreichen, und bewog sie zu dem Entschlusse, allen Gefahren sich zu unterziehen. Es kam wiederum zur Schlacht, und der König siegte abermals; er eroberte das Lager der Empörer und verfolgte die Überwundenen bis an die Grenzen Babyloniens. Arbaces selbst war verwundet; er hatte ruhmvoll gekämpft und viele Assyrer erlegt. Nach so schweren, wiederholten Unfällen gaben die Anführer der Abtrünnigen die Hoffnung des Sieges auf und machten Anstalt, jeder in seine Heimat zurückzukehren. Allein Belesys, der eine ganze Nacht unter freiem Himmel mit Beobachtung der Gestirne zugebracht, erklärte den Mutlosen: wenn sie nur noch 5 Tage warten wollten, so würde von selbst Hilfe erscheinen und durch einen mächtigen Umschwung der Dinge das Glück sich wenden; er sehe das aus Vorbedeutungen, die er mittels seiner Sternkunde von den Göttern erhalte, und bitte sie daher, nur so lange noch auszuharren, damit sie sich von seiner Kunst und der Gnade der Götter durch Erfahrung überzeugten. Es wurden nun alle wieder zurückgerufen, und man wartete noch die bestimmte Zeit. Da kam die Nachricht, es nähere sich ein Heereszug aus Baktrien, der dem König zu Hilfe eile. Jetzt entschloß sich Arbaces mit seinen Freunden, den Heerführern auf dem kürzesten Wege entgegenzugehen und zwar mit den tapfersten und rüstigsten Soldaten, damit man die Baktrier, wenn sie sich nicht bereden ließen, den Abtrünnigen sich anzuschließen, mit den Waffen zwingen könne, an den eigenen Plänen teilzunehmen. Gern folgten dem Rufe zur Freiheit zuerst die Anführer, dann das ganze Heer, und nun bezogen alle ein gemeinschaftliches Lager. Der König von Assyrien, der von dem Abfall der Baktrier nichts wußte, gab sich im erhebenden Gefühle seines bisherigen Glückes inzwischen dem Vergnügen hin und teilte unter seine Soldaten Schlachtvieh aus und Wein in Menge und andere Bedürfnisse, damit auch sie sich gütlich tun konnten.

Während das ganze Heer schmauste, erfuhr Arbaces durch Ueberläufer, daß man sich im feindlichen Lager der Fröhlichkeit und Trunkenheit überließ, und griff mit seinen Leuten bei Nacht unversehens an. Da fielen geordnete Scharen über zerstreute, gerüstete über unvorbereitete her; sie eroberten das Lager, töteten viele Feinde und verfolgten die übrigen bis in die Stadt. Hierauf ernannte der König den Salämenes, den Bruder seiner Gemahlin, zum Feldherrn, er selbst übernahm die Verteidigung der Stadt. Die Empörer lieferten in der Ebene vor der Stadt noch zwei Schlachten, in welchen sie die Assyrer besiegten. Salämenes kam um und mit ihm beinahe alle seine Soldaten; sie wurden zum Teil auf der Flucht niedergemacht, zum Teil von der Stadt abgeschnitten und in den Euphrat getrieben. Als jetzt der König eingeschlossen und belagert wurde, gingen noch viele Völkerschaften auf die Seite der Abtrünnigen über, alle in der Hoffnung auf Freiheit. Da Sardanapal das Reich in der drohendsten Gefahr sah, schickte er seine 3 Söhne und 2 Töchter mit vielen Schätzen nach Paphlagonien zu dem Statthalter Kottas, dem treuesten seiner Untertanen. Zugleich sandte er Boten aus an alle seine Diener, um Truppen aufzubieten und sich auf die Belagerung zu versehen. Ein Göttersspruch, der schon seit der Väter Zeit bekannt war, sagte ihm: die Stadt Ninus würde niemand mit Sturm erobern, bis der Fluß ihr Feind würde. Das letztere aber, meinte er, würde nie geschehen; also hielt er fest an seinen Hoffnungen, entschlossen, die Belagerung auszuhalten und die Hilfstruppen zu erwarten. Die Empörer, durch ihr Waffenglück ermutigt, betrieben die Belagerung mit Ernst, konnten jedoch, bei der Festigkeit der Mauern, der Stadt nichts anhaben, zumal da die Stadt reich mit Vorräten versehen war. Zwei ganze Jahre wurden immer wiederholte Angriffe auf die Mauer gemacht und der Verkehr zwischen Stadt und Umgegend gesperrt. Im dritten Jahre aber geschah es, daß durch anhaltende heftige Regengüsse der Euphrat so stark anschwoll, daß ein Teil der Stadt überschwemmt wurde und die Mauer auf eine Strecke von 20 Stadien einstürzte. Jetzt, glaubte der König, sei der Göttersspruch erfüllt, da offenbar der Fluß ein Feind der Stadt geworden sei, und verzweifelte an der Rettung. Um aber nicht in die Hände der Feinde zu fallen, ließ er im Palast einen ungeheuren Scheiterhaufen errichten. Oben auf ihn warf er alles Gold und Silber und den ganzen Königsschmuck; seine Kebsweiber und Eunuchen schloß er in ein Gemach ein, das im Innern des Scheiterhaufens gebaut war. So verbrannte er mit allem zusammen sich selbst und den Palast. Als die Empörer von Sardanapals Ende hörten, drangen sie über die eingefallene Mauer herein und eroberten die Stadt. Den Arbaces bekleideten sie mit dem königlichen Gewand, riefen ihn zum König aus und übertrugen ihm die unumschränkte Gewalt. Der neue König behandelte die Bewohner der Stadt mit Schonung; er verteilte sie auf Dörfer und erstattete jedem seine Güter; die Stadt aber machte er dem Erdboden gleich. Das Silber und Gold, das auf der Brandstätte noch übrig war, ließ er nach Ekbatana in Medien bringen. Auf diese Art wurde das assyrische Reich von den Medern zerstört, nachdem es, von Ninus an, 30 Menschenalter hindurch, über 1300 Jahre gedauert hatte. (Vgl. Kap. 21: „nachdem es über 1360 Jahre bestanden hatte, wie Ktesias von Knidos im zweiten Buche sagt“).“

Aus dieser ganzen, breit ausgeführten Erzählung, die neben manchen sachlich ansprechenden Einzelheiten doch auch der Unrichtigkeiten, ja Unmöglichkeiten eine nicht geringe Zahl bietet, dürfte als probehaltiger Kern nur soviel

sich erweisen, daß Ninewes Fall durch die Meder unter Mitwirkung eines chaldäischen Großen erfolgte und erst nach längerer Belagerung, der auch noch Siege des assyrischen Königs voraufgingen, infolge eines durch den Tigris angerichteten Unheils glückte. Gleich den Namen medischer Könige, die Ktesias seinen eigenen Angaben zufolge den persischen Geschichtsbüchern entnommen, sind gewiß auch die Namen Belesys, Salämenes usw. als unhistorisch aufzugeben, wenigstens im Zusammenhang mit dem Untergang Ninewes. Denn daß die Namen als solche nicht auf freier Erfindung beruhen, zeigte Schrader in „Keilinschriften und Geschichtsforschung“ S. 514 ff. Dem Namen Arbaces (Ἀρβάκης) begegnen wir auch bei Strabo (737): „Ninus und Semiramis hinterließen die Herrschaft ihren Nachkommen bis auf Sardanapal und Orbaces (Ὀρβάκου) herab, später jedoch ging sie auf die Meder über“.

b) Gemäß Herodot war es der Meder Kyaxares, der dem assyrischen Reich ein Ende machte. Wir lesen I, 106: „Die Mehrzahl der (in Asien eingebrochenen) Scythen erschlug, nachdem sie 28 Jahre lang über Asien geherrscht hatten, Kyaxares mit seinen Medern, und so gewannen die Meder wieder die Herrschaft und behaupteten sie über die nämlichen Völker, die ihnen auch vorher untertan waren. Auch eroberten sie Ninus (Herodots Versprechen, das Wie der Eroberung an einem andern Orte zu erzählen, ist, soweit wir urteilen können, unerfüllt geblieben) und unterwarfen sich die Assyrier, mit Ausnahme des babylonischen Anteils. Darauf starb Kyaxares nach einer Regierung von vierzig Jahren, eingerechnet die Jahre der Herrschaft der Scythen.“ Die Richtigkeit der Zahlen Herodots vorausgesetzt, dürften für Kyaxares' 40jährige Regierung etwa die Jahre 642—602, für die 28jährige Regierung der Scythen etwa die Jahre 637—610 anzunehmen sein.

c) Abydenus erzählt — höchst wahrscheinlich im Anschluß an Berossos, unsern verlässigsten Gewährsmann in babylonisch-assyrischen Dingen —, daß der assyrische König Sarakos auf die Nachricht von einem vom Meer her gleich Heuschrecken heranziehenden Heere seinen Feldherrn Busalossoros (Nabopolassar) eilends nach Babylon gesandt habe. Aber dieser habe das Vertrauen seines Herrn getäuscht und Unterhandlungen mit dem Mederfürsten Astyages angeknüpft, der sogar seine Tochter dem ältesten Sohne Nabopolassars, Nebukadnezar, vermählte. Nunmehr sei Nabopolassar zum Angriff gegen Ninewe geschritten, worauf der König Sarakos sich mitsamt seinem Palaste verbrannt habe. Dieser Bericht des Abydenus, der in Einzelheiten zu Bedenken Anlaß geben mag, verdient insofern ernste Beachtung, als er uns die durch die Keilschriftdenkmäler seitdem als richtig bestätigten Namen zweier Hauptpersonen bei der assyrischen Schlußkatastrophe nennt: die Namen des assyrischen Königs Sarakos und den seines (neben dem Meder) zweiten Hauptgegners, Nabopolassar.

II.

Wenn nach griechischer „Überlieferung“, wie solche Strabo, Arrian und andere erwähnen, die Stadt Tarsus sowie das südwestwärts davon an der Südküste Kleinasiens belegene Anchiale (Anchialos) als eine Gründung Sardanapals gelten, so liegt hier, wie bereits bemerkt, aller Wahrscheinlichkeit nach eine Verwechselung von Sardanapal mit seinem Großvater Sanherib vor. Schon hierdurch wird, was im Anschluß an diese Namensver-

wechselung von einem bei Anchiale befindlichen Steinbilde als einem vermeintlichen Grabmal Sardanapals erzählt wird, als eitel Faselei erwiesen. Strabo (672) erwähnt dieses Anchiale als „eine Gründung des Sardanapal, wie Aristobulos sagt. Auch sei daselbst das Grabmal Sardanapals und sein steinernes Bild, das die Finger der rechten Hand so zusammendrücke, als ob er ein Schnippchen schlage, und daran finde sich folgende Inschrift mit assyrischen Buchstaben: ‚Sardanapal, der Sohn des Anakyndaxeres, baute Anchiale und Tarsus in Einem Tage. Iß, trink und scherze; das übrige ist nicht so viel wert', nämlich eines Schnippchens". Strabo selbst bemerkt weiter, daß auch Chörilus diese Sache erwähne; besonders seien folgende Verse überall im Umlauf:

„Jenes nur, was ich beim Mahl und beim Wein und in Liebe genossen,
Hab' ich anjetzt; doch zurück blieb jegliche Fülle des Reichtums".

Arrian aber (Feldzüge Alexanders II 5) schreibt, daß oben auf dem Grabmal des Sardanapal, nahe der Stadt Anchialus, die der Sage nach von dem Assyrer Sardanapal erbaut sein soll, dieser selbst gestanden habe, die Hände gegen einander schlagend, wie dies besonders beim Klatschen geschehe, und das Denkmal habe eine Inschrift mit assyrischen Buchstaben enthalten, die nach Aussage der Assyrer in poetischer Form folgenden Gedanken ausgedrückt habe: „Sardanapalus, Anacyndaxares' Sohn, hat an Einem Tage Anchialus und Tarsus gegründet. Du aber, Fremdling, iß und trink und scherze, denn das übrige, was Menschen haben, ist nicht so viel wert", auf den Schall anspielend, der beim Zusammenschlagen der Hände entsteht. Das „scherze" habe in dem assyrischen Wort der Inschrift leichtfertiger gelautet. Und Diodor sagt am Schluße seines Märchens von Sardanapal: „So weit trieb er es in der Schwelgerei und in der schändlichsten Ausschweifung und Unmäßigkeit, daß er auf sich selbst folgende Grabschrift machte, die, seinem Verlangen gemäß, der Nachfolger nach seinem Tode auf sein Grabmal setzen sollte, und die aus der Landessprache, in welcher sie geschrieben, später von einem Griechen übersetzt worden ist:

Sterblich bist du; gedenke daran und, des Lebens dich freuend,
Stille des Herzens Gelüst; kein Wohlsein blühet dem Toten.
Staub nun bin ich, obwohl einst König der herrlichen Ninus.
Nur, was der Gaumen, mutwilliger Scherz und die Lieb' an Genüssen
Mir gewährten, ist mein; sonst jegliche Güter verließ ich.

Ein Mann von solcher Sinnesart mußte nicht nur selbst ein schmähliches Ende nehmen, sodern er führte auch die völlige Zerstörung des assyrischen Reiches herbei".

III.

Über Asurbanipals Palast auf der Terrasse von Kujundschik (sogen. Nordpalast) erfahren wir von ihm selbst noch Näheres. Die Stätte, an welcher Asurbanipal im Laufe seiner Regierung diesen seinen Nordpalast aufführte, war für ihn mit den schönsten Erinnerungen verknüpft. Der Bau war ursprünglich ein Bestandteil des Königspalastes Sanheribs — es war das sogen. *Bît riduti*, das neben dem Harem zugleich die königlichen Privat- und Prunkgemächer enthielt und ebenhiermit den Königen zur Wohnung sowohl wie zum Empfang der Gesandtschaften und zu Festlichkeiten diente. Dort hatte schon

Sanherib als König residiert; dort war Asarhaddon geboren und aufgewachsen, hatte er die Herrschaft über Assyrien ausgeübt und zugleich die Familie erweitert und Verwandtschaft gesammelt; dort war er selbst, Asurbanipal, geboren und aufgewachsen, hatte er unter dem freundlichen, heilbringenden Schutze der Götter in glücklicher Jugend seine Prinzenjahre verlebt und dann als König gewohnt, dort empfing er — ebenso wie in dem Neubau — seit seiner Thronbesteigung fortwährend Freudenbotschaften von Siegen über seine Feinde, „ist er auf dem Ruhelager zur Nachtzeit von freundlichen Träumen umfangen und erwacht er am Morgen mit heiteren Gedanken". Aber dieser „seinen Bewohnern Wohlergehen spendende, von den Göttern begnadete" Bau war „unter Jubel und Frohlocken", wozu gewiß obenan rauschende Festlichkeiten gehörten, baufällig geworden, weshalb ihn Asurbanipal etwa im 24. Jahre seiner Regierung (ca. 644) völlig niederriß und einen weit umfangreicheren und noch prächtigeren Neubau aufführte. Die als „Baustätte" bestimmte Terrasse wurde aus Ziegeln 50 Ziegellagen hoch aufgeführt, „nicht zu hoch" mit Rücksicht auf die Tempel der großen Götter, seiner Herren, denen er in Ehrfurcht ergeben war. (Die Palastterrasse muß dieser Angabe zufolge auch mehrere Tempel getragen haben, wie dies bei der Terrasse von Chorsabad der Fall ist.) Die Backsteine wurden auf erbeuteten elamitischen Karren von den Landesbewohnern herzugebracht, zusammen mit ihnen, den Untertanen des Königs, mußten die gefangenen Könige Arabiens Frohndienst leisten. Musikspiel begleitete das Ziegelstreichen und die übrige Arbeit. Auf dieser erhöhten Terrasse wurde dann das Fundament des Neubaus gelegt und weiter der Ziegelbau selbst aufgeführt. Hohe Zedernbalken vom Sirar und Libanon wurden über den Bau lang hingelegt und Türflügel aus wohlduftendem Zypressenholz, mit Kupferstreifen überzogen, in seinen Türen befestigt. Der ganze Palast wurde mit verschwenderischer Pracht angefüllt.

IV.

Assyrische Herrscherliste.

(Ein Komma hinter dem Namen charakterisiert den betr. Herscher als inschriftlich bezeugten Vater des nächstfolgenden.)

Namen	Bemerkungen	Namen	Bemerkungen
Aušpia. Ušpia	Erbauer d. Asur-Tempels	Ikûnum, Šarru-ki-in I	
Kikia	Erbauer der Stadtmauer v. Assur	?Šamši-Adad I	
Kate-Ašir,		Šarru-kên-ka-te-Ašir	
Šalim-ahum,			
Ilušûma,	Zeitgenosse Sumu-abu's v. Babylon	Išme-Dagan I. Ašir-nirari I, Kisru(?)-ša-Ašir	
Irišum,	159 Jahre (so Salmanassar I) bzw. 126 Jahre (so Asarhaddon) vor Samsi-Adad, Sohn d. Bel-kabi	Ašir-rabi I, Ašir-nirari II, Ašir-rîm-nišêšu Bêl-ka-bi,	

Namen	Bemerkungen
Šamši-Adad II	580 Jahre (so Salmanassar I) bzw. 434 Jahre (so Asarhaddon) vor Salmanassar I
Išme-Dagan II,	
Šamši-Adad III	641 Jahre vor Asur-dan I
? Ašur-nâdin-aḫi †	
Puzur-Ašir,*	
Ellel-nâṣir,	
Ašur-rabi † II,	
Ašir-nirari* III,	
Ašir-bêl-nišêšu*,	
Erîba-Adad,	
Ašur-uballiṭ I	
Ašur-nâdin-aḫê,	Zeitgenosse Amenophis' III
Ašur-uballiṭ II,	Zeitgenosse Amenophis' IV
Bêl-nirari,	
Arik-dên-ilu,	
Adad-nirari I,	
Šulmân(u)-ašared I,	(Salmanassar I) zeitweilig König v. Babylonien, 600 Jahre vor Sanherib
Tukulti-Ninib I	
? Ašur-narara IV und Nabû-dan	
Tukulti-Ašur	
Bêl-kudur-uṣur	
Ninib-apil-êšara,	
Ašur-dan I,	60 Jahre v. Tiglathpilesers I Thronbesteigg.
Mutakkil-Nusku,	
Ašur-rêš-iši I,	
Tukulti-apil-êšara I, ca. 1107	(Tiglathpileser I)

Namen	Bemerkungen
Ašur-bêl-kala und sein Bruder	
Šamši-Adad IV	
Adad-nirari II,	
Tukulti-apil-êšara II	
Ašur-rabi III,	
Ašur-rêš-iši II,	
Tukulti-apil-êšara III,	
Ašur-dan II,	30 Jahre vor Asurnaṣirpal
Adad-nirari III, 911—890	Beginn des Eponymenkanons
Tukulti-Ninib II, 889—884	
Ašur-nâṣir-aplu, 884—859	
Šulmânu-ašared II, 858—824	
Šamši-Adad V, 823—811	
Adad-nirari IV 810—782	bezeichnet sich als Nachkommen Salmanassars I
Šulmânu-ašared III 781—772	
Ašur-dan III 771—754	
Ašur-nirari V 753—746	
Tukulti-apil-êšara IV 745—727	
Šulmânu-ašared IV 727—722. —	
Šarru-kîn II, 722—705	
Sin-aḫê-erba, 705—681	
Ašur-aḫ-iddina, 680—668	
Ašur-bân(i)-aplu, 668—626	
Ašur-etil-ilâni(-ukinni); sein Bruder Sin-šar-iškun ?—606	

Zerstörung Ninewes.

†) Namensform, wie sie bei Ašur-uballiṭ I lautet. — Näheres zu obiger Herrscherliste bringt die in Vorbereitung befindliche Publikation der in Assur gefundenen Schriftdenkmäler.

*) so — mit dem Gottesnamen in der Form Ašir — nennen sich die betreffenden Herrscher selbst, während Ašur-uballiṭ I und Adad-nirari I das Ašir in diesen von ihnen zitierten Namen durch Ašur ersetzen.

Vorderasiatische Bibliothek.

(Redaktion: Alfred Jeremias und Hugo Winckler.)

Die nach einem einheitlichen Arbeitsplan angelegte Sammlung stellt sich die Aufgabe, die für die Kunde des Alten Orients irgend massgebenden Urkunden in möglichster Vollständigkeit in Umschrift und Übersetzung zusammenzustellen und allgemein zugänglich zu machen. Die Bearbeitung der einzelnen Stücke liegt ausschliesslich in den Händen von Fachgelehrten, und jede Arbeit wird den Charakter einer selbständigen wissenschaftlichen Leistung tragen, die in Behandlung von Text und Sprache wie in der Übersetzung dem Stande der Wissenschaft Entsprechendes zu bieten sucht. Jedem Stück werden ausser einer sachlichen Einführung ein Eigennamen- und Wörterverzeichnis sowie Erläuterungen zum Inhalt — durch geographische, geschichtliche oder sonstige für das Verständnis bedeutsame Sachbemerkungen — beigegeben. Auf diese legt das Unternehmen besonderen Wert. Möglichst schnelle und bequeme Benutzbarkeit ist durch praktische äussere Einrichtung gesichert.

Als Eröffnung dieser Serie erschienen im Mai 1907:

Die sumerischen und akkadischen Königsinschriften, in Umschrift und Übersetzung herausgegeben und bearbeitet von F. Thureau-Dangin. Mit Verzeichnis der Eigennamen und wichtigsten Kultgegenstände von Prof. Dr. Stephen Langdon. (XX, 275 S.) 8°. 1907. M. 9 —; geb. M. 10 —

Prof. Dr. C. Bezold, Heidelberg, in der Deutschen Lit.-Zeitung (1908, Nr. 41):

„Th.-D. hat sich seit mehr denn 10 Jahren wie kein anderer lebender Assyriologe in die Schwierigkeiten der rein sumerisch geschriebenen Inschriften vertieft, eine Spezialisierung, die vom schönsten Erfolge gekrönt wurde Als ein Hauptresultat dieser Studien legt der verdiente Gelehrte den Fachgenossen nun eine möglichst vollständige Sammlung der Königsinschriften vor. . . Die deutsche Ausgabe unterscheidet sich von der französischen besonders durch eine äusserst willkommene Zugabe: in knappen Anmerkungen versucht der Verfasser jeweils die Zeit der Herrscher zu bestimmen, deren Texte erklärt werden. . . Gegen 30 im Original noch unveröffentlichte Stücke (aus den reichen Schätzen des Louvre) gelangen zum ersten Male zu unserer Kenntnis. . . Das von Langdon angefertigte Glossar und Eigennamenverzeichnis wird treffliche Dienste leisten und hat bei Stichproben nur ganz selten versagt."

Seit Juli 1907 erscheinen in Lieferungen:

Die El-Amarna-Tafeln, in Umschrift und Übersetzung herausgegeben und bearbeitet von Professor Dr. J. A. Knudtzon, Christiania. Lieferung 1 bis 10 (IV u. S. 1–960). 8°. je M. 3 —

Lieferung 11. Schluss der Texte und Übersetzung, Liste der Originale, der undeutlichen und fraglichen Zeichen etc.

Dazu: Sachliche Anmerkungen und Register, bearbeitet von Dr. Otto Weber. Erscheint im Herbst 1909.

Einer Einleitung, die über Fundorte, Geschichte, Inhalt, Zeit der Tafeln und im Zusammenhang damit über die Eroberungen der Ägypter in Vorderasien und das Eindringen fremder Völker in diese sachkundig orientiert, schliesst sich die Umschrift von 358 Tafeln mit möglichst wortgetreuer Übersetzung und textkritischen Noten an. Unsichere oder fragliche Zeichen sind auf 4 autographischen Tafeln in 184 Nummern zusammengestellt. Eine nach den Besitzern geordnete „Liste der Originale" nennt deren gegenwärtigen Aufbewahrungsort und die Stelle des Buches, an der sie behandelt sind.

Im Druck befinden sich:

Die Inschriften Asurbanipals und seiner Nachfolger. Von Prof. Dr. M. Streck.

Zunächst werden dann folgen:

Die Achämeniden-Inschriften. Von Prof. Dr. F. H. Weissbach.

Siehe auch nächste Seite:

Wissenschaftliche Veröffentlichungen der D.O.-G.

3: **Der Timotheos-Papyrus,** gefunden bei Abusir am 1. Februar 1902. Mit einer Einführung von U. v. Wilamowitz-Möllendorff 7 Faksimile-Tafeln in Lichtdruck. [Abusir IV] 1903. M. 12 —
Für Mitglieder der D.O.-G. M. 9—. In vornehmer Leinenmappe 3 M. mehr.

5: **Die Inschriften Nebukadnezars II. im Wâdī Brîsā und am Nahr el-Kelb.** Herausgegeben, umschrieben, übersetzt und erklärt von F. H. Weissbach. Mit 6 Lichtdrucken, 5 Textabbildungen und 40 autographischen Tafeln. 1906.
M. 20 —; in Leinen geb. M. 22.50. Für Mitglieder 15 M.; geb. 17.50 M.

4: **Babylonische Miscellen.** Herausgegeben von F. H. Weissbach. Mit 1 Lichtdruck, drei Figuren im Text und 15 autographischen Tafeln. 1903. M. 12 —
Für Mitglieder der D.O.-G. 9 M. Mit 1 u. 2 in einemLeinenband 2.50 M. mehr.

2: **Die Pflastersteine von Aiburschabu in Babylon.** Von Dr. Rob. Koldewey. Mit 1 Karte und 4 Doppeltafeln in Photolithographie. 1901. M. 4 —
Für Mitglieder der D.O.-G. 3 M. Mit 1 u. 4 in einem Leinenband 2.50 M. mehr.

1: **Die Hettitische Inschrift** gefunden in der Königsburg von Babylon am 22. August 1899 von Dr. Rob. Koldewey. Faksimile der Inschrift, Vorder-, Rück- und Seitenansicht der Stele in Lichtdruck, Bemerkungen des Finders und Vorwort von Prof. Dr. Frdr. Delitzsch. 1900. M. 4 —
Für Mitglieder der D.O.-G. 3 M. Mit 2 u. 4 in einem Leinenband 2.50 M. mehr.

Sendschriften.

Meyer, Professor Dr. **Eduard,** Direktor des Instituts für Altertumskunde in Berlin: **Aegypten zur Zeit der Pyramidenerbauer.** Mit 16 Abbildungen im Text und 17 Tafeln. (43 S.) 1908.
[Nr. 5] M. 1.50; kart. M. 2 —

Puchstein, Professor Dr. **Otto,** Generalsekretär des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts in Berlin: **Die ionische Säule als klassisches Bauglied orientalischer Herkunft.** Mit 59 Abbildungen. (55 S.) 1907. [Nr. 4] M. 1.50

Delitzsch, Dr. **Friedrich,** Professor an der Universität und Direktor des Vorderasiat. Museums in Berlin: **Im Lande des einstigen Paradieses.** 1903. [Nr. 3] M. 2 —; kart. M. 2.50
(Erschien bei der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart.)

— **Babylon.** Zweiter Abdruck mit Nachwort. Mit 3 Plänen (25 S.) 1901. [Nr. 1] M. 1 —

Meissner, Dr. **Bruno,** Professor an der Universität Breslau: **Von Babylon nach den Ruinen von Hîra und Huarnaq.** (22 S.) 1901. [Nr. 2] M. — 60

☛ Die in zwanglosen Heften erscheinenden Mitteilungen der D.O.-G. sind nur für Mitglieder bestimmt, also käuflich nicht zu haben. ☚

Druck von Hartmann & Wolf, Leipzig.

11. Jahrgang.
Preis des Jahrganges (4 Hefte) 2 M., geb. 3 M.

Der Alte Orient
Gemeinverständliche Darstellungen
herausgegeben von der
Vorderasiatischen Gesellschaft (E. V.)

Heft 2
Einzelpreis jedes Heftes 60 Pfennig

Die Lykier

Ihre Geschichte und ihre Inschriften

Mit 5 Abbildungen und Kärtchen der Fundorte

Von

Dr. phil. Theodor Kluge



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1910

Die Vorderasiatische Gesellschaft (E. V.)

mit dem Sitz in Berlin

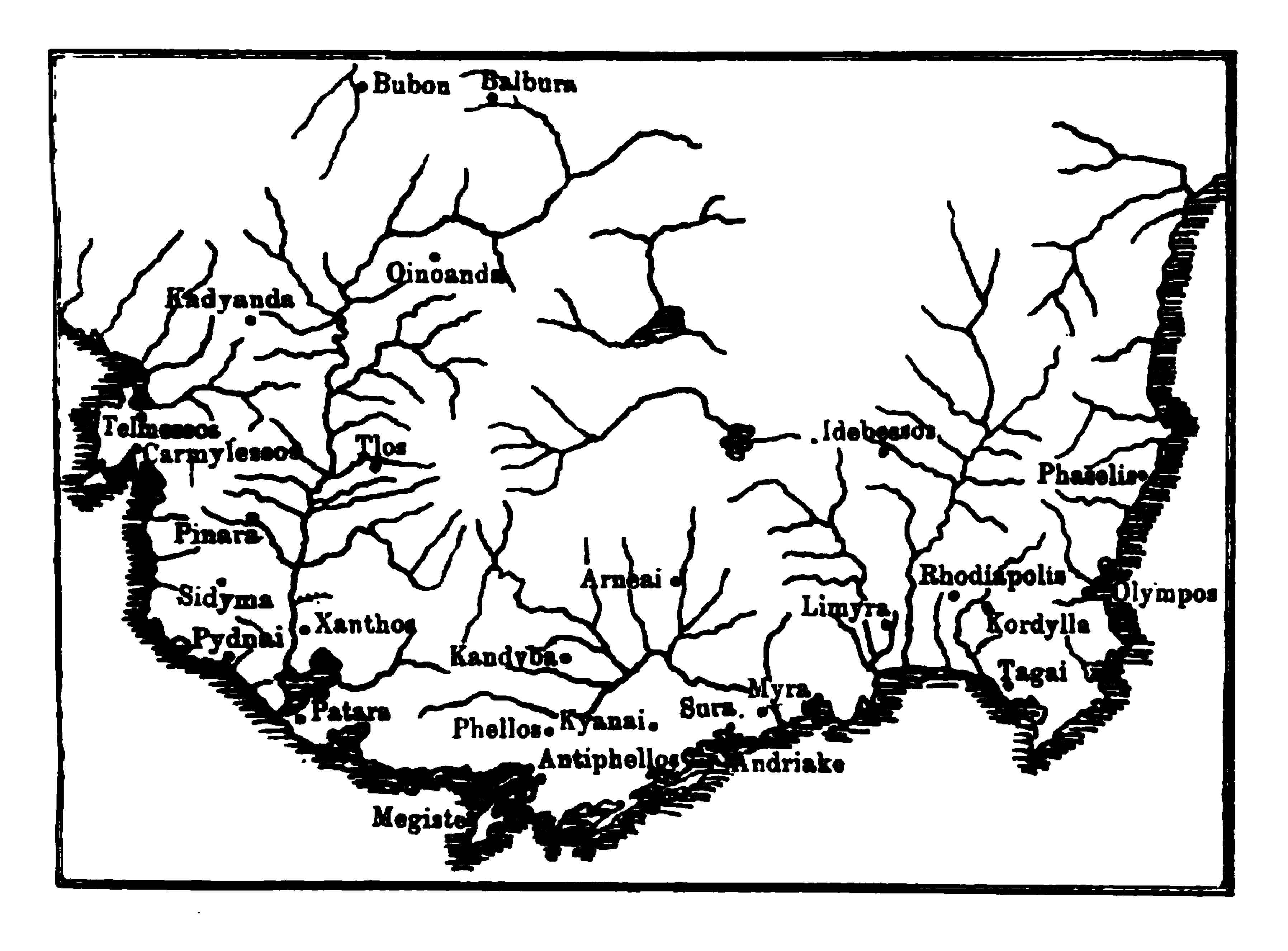
bezweckt die Förderung der vorderasiatischen Studien auf Grund der Denkmäler. Sie gibt wissenschaftliche Arbeiten ihrer Mitglieder in zwanglosen Heften als „Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft“ und gemeinverständliche Darstellungen vierteljährlich unter dem Titel „Der Alte Orient“ heraus. Ferner will die Gesellschaft die Beschaffung neuen Materials anregen und unterstützen. Die Gesellschaft zählt gegenwärtig 503 Mitglieder.

Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt 10 Mark, wofür die „Mitteilungen“ (sonst 15 M.) und „Der Alte Orient“ (sonst 2 M.) geliefert werden. — Aufnahme als Mitglied erfolgt durch den Vorstand auf einfache Anmeldung beim Schriftführer. — Zahlung der Beiträge hat im Januar an Wolf Peiser Verlag Berlin S. 42, Brandenburgstraße 11, zu erfolgen.

Der Vorstand besteht z. Zt. aus: Prof. Dr. F. von Luschan, 1. Vorsitzender, Südende, Berlin; Prof. Dr. M. Hartmann, 2. Vorsitzender, Hermsdorf (Mark); Dr. L. Messerschmidt, Schriftführer, Berlin W. 15., Pfalzburgerstraße 5; Prof. Dr. H. Winckler, Wilmersdorf; Prof. Dr. Br. Meißner, Breslau; Lic. Dr. Alfr. Jeremias, Leipzig; Prof. Dr. F. E. Peiser, Königsberg; Dr. Freih. von Bissing, München. — Herausgeber der „Mitteilungen“: Prof. Dr. H. Winckler, Wilmersdorf b. Berlin, Bingerstr. 80, des „Alten Orient“: Derselbe und Lic. Dr. Alfr. Jeremias, Leipzig, Hauptmannstraße 3.

Inhalt der bisher erschienenen Hefte des „Alten Orient“ (Preis 60 Pf.):

Ägypter als Krieger und Eroberer in Asien. 7 Abb. W. M. Müller. 51
Altbabylonisches Recht. Mit 1 Abb. Von B. Meißner. 71
Amarna-Zeit. Von C. Niebuhr. 12
Arabien vor d. Islam. O. Weber. 31
Aramäer. Von A. Sanda. 43
Asurbanipal u. d. assyr. Kultur seiner Zeit. 17 Abb. Von F. Delitzsch. 111
Äthiopien 1 Abb. W. M. Müller. 62
Babylonische Hymnen und Gebete. Von H. Zimmern. 73
Dämonenbeschwörung bei d. Babyloniern u. Assyrern. O. Weber. 74
Deutung der Zukunft bei den Babyloniern u. Assyrern. A. Ungnad. 103
Entzifferung der Keilschrift. 3 Abb. Von L. Messerschmidt. 52
Euphratländer und das Mittelmeer. Mit 3 Abb. Von H. Winckler. 72
Festungsbau im Alten Orient. Mit 15 Abb. Von A. Billerbeck. 14
Forschungsreisen in Süd-Arabien. 3 Kartensk. u. 4 Abb. O. Weber. 84
Geschichte der Stadt Babylon. Von H. Winckler. 61
Glasers Forschungsreisen in Südarabien. Mit 1 Bild Glasers. Von Dr. Otto Weber. 102
Hammurabi. Sein Land und seine Zeit. Mit 3 Abb. Von F. Ulmer. 91
Hammurabis Gesetze. Mit 1 Abb. Von H. Winckler. 44
Hettiter. 9 Abb. L. Messerschmidt. 41
Himmels- u. Weltenbild der Babylonier. 2 Abb. H. Winckler. 32/3
Hölle und Paradies bei den Babyloniern. Von A. Jeremias. 13
Keilschriftmedizin in Parallelen. 1 Schriftt. Freih. v. Oefele. 42
Lykier. 5 Abb u. 1 Karte. Th. Kluge. 112
Magie und Zauberei im alten Ägypten. Von A. Wiedemann. 64
Ninives Wiederentdeckung. Von R. Zehnpfund. 53
Phönizier. Von W. v. Landau. 24
Phöniz. Inschrift. W. v. Landau. 83
Phrygien. Mit 15 Abbildungen. Von E. Brandenburg. 92
Politische Entwicklung Babyloniens u. Assyriens. Von H. Winckler. 21
Sanherib. Von O. Weber. 63
Schrift u. Sprache d. alten Ägypter. Mit 3 Abb. W. Spiegelberg. 82
Stadtbild von Babylon. Mit 1 Abb. u. 2 Plänen. F. H. Weißbach. 54
Tell Halaf. Mit 1 Kartensk. u. 15 Abb. Von M. v. Oppenheim. 101
Tote u. Toten-Reiche im Glauben d. alten Ägypter. A. Wiedemann. 22
Unterhaltungsliteratur der alten Ägypter. Von A. Wiedemann. 34
Urgeschichte, Biblische u. babylon. Von H. Zimmern. 23
Völker Vorderasiens. H. Winckler. 11
Das Vorgebirge am Nahr-el-Kelb u. seine Denkmäler. 1 Kartensk. u. 4 Abb. Von H. Winckler. 104
Weltschöpfung, Babylonische. 1 Abb. Von H. Winckler. 81
Der Zagros u. seine Völker. Mit 3 Kartensk. u. 35 Abb. G. Hüsing. 93/4



Unter dem Namen Lykien verstanden die Griechen den südwestlichen Teil Kleinasiens, der zwischen dem Golf von Makri (Telmessos) und dem von Adalia (Attaleia; oder auch Olympos) liegt. Das Land dazwischen bildet eine etwa 1000 m hohe Hochfläche, die im Altertum den Namen Milyas führte, und die steil nach den Küsten zu abfällt. Gegen das Innere Kleinasiens wird diese Hochfläche durch hohe Gebirgszüge fast abgeschlossen, die bis 3000 m ansteigen. Sieht man von den an der Küste gelegenen Orten und Städten ab, so liegen die bedeutendsten lykischen Niederlassungen fast alle an den drei größeren Flußläufen, die Lykien in mehr oder weniger gewundenem Lauf durchziehen. Es sind dies der Xanthos im Westen, der Myros im Süden und der Limyros im Osten. Fast nur von der Mündung dieser Küstenflüsse aus war das Landesinnere zugänglich. Aber auch der Seeverkehr ist nie von großer Ausdehnung gewesen und hat sich im großen und ganzen eigentlich nur mit Rhodos, das schon ziemlich früh die Antiphellos vorgelagerte Insel Megiste kolonisiert hatte, und später mit Ägypten entwickelt.

Alle diese geographischen Eigenschaften des Landes haben bewirkt, daß wir von den Lykiern erst in ziemlich später Zeit etwas

erfahren, aber auch eine Menge altertümliche Institutionen und sonstige Eigentümlichkeiten erhalten finden.

Über die ethnographische Stellung der Lykier ist zurzeit nichts mit Sicherheit zu ermitteln; sie sind — soviel steht fest — weder Indogermanen noch Semiten. Die Versuche, die Lykier mit den Phrygiern in nähere Beziehung zu bringen und sie mit diesen aus Thrakien einwandern zu lassen, ist als ein Versuch anzusehen, der völlig gescheitert ist, und der sich überhaupt nicht aufgedrängt hätte, wenn man die Sprachen beider Völkerschaften miteinander verglichen hätte. Auch das Verhältnis der Karer zu den Lykiern läßt sich nicht genauer bestimmen, denn erstens ist unsere Kenntnis der Überlieferung zu lückenhaft, und zweitens ist die Kenntnis der karischen Inschriften, die zum großen Teil aus Ägypten stammen — Wandkritzeleien der Söldner des Psammetich — noch zurzeit so mangelhaft, daß sie zu weiterreichenden Folgerungen absolut unverwertbar sind. Auch andere Versuche, die Lykier allein auf Grund der antiken und sonstigen Tradition zu irgend einem anderen Volke Kleinasiens in Beziehung zu setzen, seien es Troer, Lydier oder Kaunier, haben kaum ein greifbares Ergebnis gehabt. Eher können die Versuche Aussicht auf Erfolg haben, die die Lykier in Beziehung setzen zu den weit im kleinasiatischen Hinterland in der Gegend des Wan-Sees wohnenden Urartäern. Sind auch die Ergebnisse, die die vergleichende Sprachforschung bisher mit diesen Versuchen erreicht hat, nicht allzu sicher und bedürfen sie vor allen Dingen eines weiteren Ausbaues, so werden sie doch andererseits bestätigt durch eine Reihe archäologischer Funde, die zum mindesten den Nachweis erbringen, daß diese beiden Völker in der ersten Hälfte des ersten Jahrtausends eine fast gleichartige Kultur gehabt haben. Auch der andere Versuch, den Pauli unternommen hat, die Lykier mit den Etruskern in Verbindung zu setzen, auf Grund sprachlicher Eigentümlichkeiten und mit Hilfe der antiken Tradition, ist kaum als gescheitert anzusehen; was vor allen Dingen allen diesen Versuchen ein kaum überwindbares Hindernis entgegenstellt, ist die Lückenhaftigkeit des Materials, an dem noch jeder Versuch gescheitert ist.

Die eigentümliche Tatsache, daß die Lykier fast ausschließlich in den drei großen Flußtälern sitzen, leitet hinüber zu der Frage, wie sie dahin gelangt sind. Sieht man von der Möglichkeit ab, daß die Lykier autochthon sind, so können sie nur zur See hereingekommen sein. Nun erzählt Herodot (I, 173) die bekannte Geschichte,

daß die Lykier unter Führung des Sarpedon aus Kreta eingewandert seien, und daß sie sich ursprünglich Termilen oder Tremilen nannten (was die Inschriften bestätigen). Noch zu Lebzeiten des Sarpedon sei Lykos, der Sohn des Pandion, aus Athen gekommen, und danach führten die Termilen den Namen Lykier.

Aus der Geschichte Lykiens selbst bis in die persische Zeit wissen wir sogut wie nichts, was Bedeutung hätte. Die Gründung rhodischer Kolonien an den Küsten vermochten die Lykier nicht zu verhindern, dagegen hielten sie sich frei von der lydischen Oberherrschaft. Rhodische Gründungen finden wir vor allem auf Megiste, das noch zur Kaiserzeit im rhodischen Besitz war, ferner Gagai, Korydalla und Rhodiapolis. Erst nach dem Sturze des Lyderreichs unter Krösus durch die Perser (545 v. Chr.) kam auch ihre Selbständigkeit ins Wanken. Unter der Führung des Harpagos drang ein persisches Heer — wahrscheinlich von Telmessos aus — in das obere Xanthostal ein und rückte auf Xanthos los. Dicht vor der Stadt, vielleicht bei der noch heute das Tal sperrenden Mauer, kam es zur Schlacht, die den Einwohnern und ihren Hilfsvölkern verloren ging und weiterhin der Stadt und auch dem Staat[1] die Existenz kostete.. Die persische Invasion scheint nicht von langer Dauer gewesen zu sein, denn die Stadt blühte schnell wieder auf. Dann erfahren wir erst wieder zu der Zeit etwas, als Darius (516/515) eine Neueinteilung des Reiches vornimmt. Bei dieser werden Pamphylier, Karer, Jonier, Magneten und Aiolier zu einer Provinz vereinigt, die jährlich 400 Talente Silber zu entrichten hat. In den Feldzügen des Darius werden die Lykier merkwürdigerweise nicht erwähnt, wohl aber sind sie an dem Zuge des Xerxes gegen Griechenland (Herodot VII, 92) mit 50 Schiffen unter Anführung des Kyberniskos, des Sohnes des Sikas, beteiligt. Aus der Anzahl ist zu schließen, daß ihre Seemacht im Verhältnis zu der der anderen Völker keine geringe gewesen sein kann. In den bald darauf einsetzenden Agressivkriegen der Griechen gegen die Perser sehen wir die Lykier auf seiten der ersteren. Ja, nach der Schlacht am Eurymedon (466 v. Chr.) traten sie sogar in ein Bündnisverhältnis zu Athen; doch handelt es sich in diesem Falle nur um Xanthos selbst sowie dessen „Schutzverwandte", die anderen Kommunen behalten ihre völlige Selbständigkeit, so z. B. Phaselis, das fast mit Waffengewalt zum

1) Staat in dem Sinne, als Xanthos eine Art Vorort einer Reihe von Nachbarstädten war.

Anschluß an die griechische Sache gezwungen werden muß. Wie lange das Bundesverhältnis zu Athen gedauert hat, ist nicht mit Sicherheit festzustellen, zu Anfang des peloponnesischen Krieges war es nicht mehr in Kraft (431 v. Chr.). Wenig später sogar (429 v. Chr.) wird ein athenischer Stratege Melesandros, der an der lykischen Küste zum Schutze der Kauffahrer kreuzte und eine Expedition in das Innere zu diesem Zwecke unternimmt, mit seiner ganzen Mannschaft vernichtet. Die politische Stellung der lykischen Vororte muß während der ganzen Zeit wohl eine zweideutige genannt werden, denn nach dem Niedergange Athens suchten sie sofort wieder Anschluß an die persische Macht, mit der sie wohl nie eigentlich recht gebrochen hatten, und das mag hauptsächlich in dem Bestreben der Dynasten seinen Grund gehabt haben, nach Möglichkeit freie Hand zu behalten und die eigentlichen Herren im eigenen Lande zu bleiben. So sehen wir sie denn sofort wieder an dem großen Satrapenaufstand beteiligt (ca. 362 v. Chr.). In diese Zeit fällt auch eine Expedition des xanthischen Dynasten Pericles gegen Telmessos, über die uns ein Fragment des Theopomp orientiert; sie endete mit der Unterwerfung von Telmessos und dem Verlust der Selbständigkeit der Stadt (über die Ereignisse sind wir auch aus den Inschriften einigermaßen orientiert). Der Zug gegen Telmessos scheint nur ein Teil eines größeren Planes des Pericles gewesen zu sein, die persische Oberhoheit abzuschütteln, und dazu bot der Satrapenaufstand die beste Gelegenheit. Offenbar mußte aber Mausolos von Karien von dem ganzen Plan Kenntnis bekommen haben; er trat auf die Seite des Großkönigs, bekam so Lykien gegenüber freie Hand, und das ganze Xanthostal kam eine Zeitlang unter die Herrschaft der karischen Dynasten, nachdem Pericles — die näheren Umstände sind völlig unbekannt — um seine Herrschaft gekommen war. Lange dauerte die karische Oberhoheit nicht, jedenfalls kaum über das Jahr 346 v. Chr. Die Zustände und Begebenheiten dieser Zeit schildert auch wohl — sicher ist das absolut nicht — die große Inschrift der Xanthosstele. Sie feiert in ihrem größeren Teile die Taten eines Sohnes des Harpagos. Aber nicht einmal den Namen dieses Sohnes kennen wir mit Sicherheit. In dem Sohn des Harpagos den König Pericles zu sehen, ist ebenfalls kein Grund. Auch ihre zeitliche Abfassung steht nicht fest: Ende des fünften, Anfang des vierten Jahrhunderts. Immerhin ist sicher das Vorkommen der Namen des Darius II. (424—405) und Artaxerxes II. (405—369)

festzustellen (an Darius I. und Artaxerxes I. ist kaum zu denken). Zu dieser Zeit erfolgte auch die allmähliche Ausdehnung der lykischen Herrschaft auf das gesamte, von den Griechen mit Lykien bezeichnete Land, der Milyas sowie des an den Küsten liegenden Gebietes. Begünstigt wurde diese Ausdehnung durch eine Reihe von kleineren und größeren Dynasten, die in den alten Emporien ihren Sitz hatten. Das wichtigste Recht, das sie wohl besaßen, war das Münzrecht. Persische Courantmünzen wurden, um in Lykien Kurs zu haben, mit dem lykischen Münzstempel versehen.

Das Verhältnis zum persischen Reich blieb bis zum Kriege mit Alexander dem Großen. Von seiten der Perser war eine Flotte an den Küsten tätig, die aber Alexander an einem Vorrücken in die Milyas nicht hindern konnte. Die meisten Städte gingen zu Alexander über, die eine Zeitlang von makedonischen Garnisonen überwacht wurden. Das wichtigste, wodurch sie eigentlich ihre Unabhängigkeit verloren, war die Entziehung des Münzrechtes, wenigstens sind aus dieser Zeit keine autonomen Münzen vorhanden. Zum Satrapen Lykiens und der angrenzenden Gebiete bis zum Tauros wurde Nearch ernannt. Der Nachfolger Nearchs war Antigonos, der nach Alexanders Tode Lykien bei der Teilung des Reiches erhielt.

Die Zeit der Diadochen hat Lykien keinen Segen gebracht; wie sich die inneren Verhältnisse gestaltet haben, darüber erfahren wir nichts. Es hat oft den Herrn gewechselt, ohne davon irgend welchen Nutzen auf die Dauer zu haben. Die Kämpfe des Eumenes gegen Antigonos zogen auch Lykien in Mitleidenschaft, wo sich Eumenes schon teilweise festgesetzt hatte. 315 v. Chr. gelang es Antigonos, Eumenes zu beseitigen und Seleukos zu verdrängen, aber dadurch wurde er wieder den übrigen Diadochen zu mächtig. Diese schlossen ein Bündnis und verlangten von Antigonos die Herausgabe Lykiens. Zwei Jahre später gelang es auch Antigonos, den Satrapen von Karien zu bewältigen (313 v. Chr.), der inzwischen Lykien in seine Gewalt gebracht hatte, und nahm das Land wiederum in Besitz. Im Jahre 311 machten die streitenden Parteien Frieden, und Antigonos erhielt ganz Asien in unumschränkten Besitz und damit auch den von Lykien. Freilich war der Friede nicht von langer Dauer, denn schon zwei Jahre später (309 v. Chr.) eroberte Ptolemaios von Ägypten Phaselis und nahm Xanthos ein. Das Jahr 302 brachte eine neue Koalition gegen Antigonos, die von Lysimachos ausging und die zur Folge

hatte, daß im nächsten Jahre (301 v. Chr.) Antigonos in der Schlacht bei Ipsus Reich und Leben verlor. Lykien kam an Lysimachos. Auch Lysimachos erfreute sich nicht lange des Besitzes. Er konnte sich nur in fortwährenden Kämpfen mit dem Sohne des Antigonos, Demetrios Poliorketes, behaupten: und als dieser endlich starb, kam es wenige Jahre später zum Kriege mit Seleukos (281 v. Chr.). Über Einzelheiten in dieser Zeit sind wir, was Lykien anbelangt, so gut wie gar nicht orientiert, abgesehen von einigen Nebensachen.

Nach der Schlacht bei Kuropedion kam Lykien unter die Herrschaft der Seleuciden. Im übrigen wurde das Land ausgepumpt und mußte an Geld und Leuten hergeben, was es vermochte. Auch die Herrschaft der Seleuciden dauerte nicht lange. Vielleicht schon 277 v. Chr. kam das Land an Ptolemaios II. Philadelphos, unter dem es bis etwa zum Jahre 197 v. Chr. blieb Es kam für Lykien eine verhältnismäßig ruhige Zeit, in der freilich die Hellenisierung des Landes Fortschritte machte, Handel und Wandel jedoch blühten und die sozialen und nationalen Institutionen sich kräftigten und befestigten. Erst das Jahr 204 v. Chr. brachte neue Unruhen. Antiochos III. und Philippos V. benutzten die Unmündigkeit Ptolemaios V. dazu, um den Ägyptern alle asiatischen Besitzungen zu entreißen. Es gelang das wider Erwarten, und nun ging Philippos daran, Kleinasien in seinen Besitz zu bringen. Einen Einspruch seitens der Rhodier beachtete er nicht weiter, 196 v. Chr. besetzte er Patara, das er bedeutend befestigte, da dem Kriege mit Rhodos ebensowenig wie dem mit Rom auszuweichen war. Eine 190 unternommene Expedition der Römer, sich mit Hilfe der Rhodier der Stadt Patara zu bemächtigen, mißlang, ebenso hatte eine zweite von Ephesus unternommene Expedition keinen Erfolg. Die Entscheidungsschlacht am Sipylos, die die Herrschaft des Antiochos vernichtete, schuf für die Lykier eine völlig veränderte Sachlage. Es handelte sich jetzt nur noch um die Wahl zwischen der Oberhoheit von Rom oder Rhodos. Eine nach Rom entsandte Gesandtschaft konnte nichts mehr an den Verhältnissen, die schon bestimmt waren, ändern.

189 v. Chr. wurde von Rom eine Zehnmännerkommission nach Asien geschickt, die eine Neuregelung der Verhältnisse vornehmen sollte, in der Weise, daß Karien bis zum Maeander und Lykien mit Ausnahme von Telmessos, das an Eumenes kam, an Rhodos fiel. Eine lykische Gesandtschaft, die nach Rhodos gesandt

worden war, um von den Rhodiern günstige Bedingungen zu erreichen, war erfolglos, und so kam es kurz hinterher zu einem Kriege gegen Rhodos. Im ganzen sind wir auch über diese Perioden der lykischen Geschichte schlecht unterrichtet. Drei Kriege hat Rhodos wohl gegen Lykien geführt, deren erster 187 v. Chr. begann. In diesem unterstützte Eumenes die Rhodier, der für seinen telmessischen Besitz fürchtete. Welche Resultate auf der einen oder anderen Seite erzielt wurden, ist nicht festzustellen. Der zweite Krieg begann etwa 181 v. Chr. In die lykische Verteidigung kam nunmehr System, eine Reihe von Bergfestungen scheint auch im ersten Kriege überhaupt nicht im Besitz der Rhodier gewesen zu sein. Mittelpunkt der Erhebung war Xanthos; es gelang wahrscheinlich auch, eine Reihe von rhodischen Besatzungen aufzuheben, jedoch war der anfängliche Erfolg nicht von langer Dauer, denn bereits im Jahre 177 v. Chr. war der Aufstand so ziemlich niedergeworfen. Die Selbständigkeit der Lykier schien in hohem Grade gefährdet und die ganze Bewegung erfolglos, wenn nicht in dieser Zeit eine Änderung der Stellung der römischen Republik Rhodos gegenüber eingetreten wäre.

Ob das nun auf die Anwesenheit der lykischen Gesandtschaft in Rom zurückzuführen war, die zu der Zeit dort weilte, oder, was wahrscheinlicher, daß die Römer den Rhodiern nicht mehr recht trauten, genug, man interpretierte die Anordnungen der Zehnmännerkommission dahin, daß sie so aufzufassen seien, daß Rhodos nicht freie Verfügung über Lykien habe, sondern, daß die Lykier Bundesgenossen — nach römischer Auffassung — der Rhodier seien. Eine rhodische Gesandtschaft fand in Rom taube Ohren, und die Lykier bereiteten einen neuen Aufstand vor, der, diesmal von Eumenes unterstützt, etwa 174 v. Chr. ausbrach, und dessen Ziel die lykische Autonomie war. Der Krieg, der anfangs mit einigem Glück geführt wurde, hätte im weiteren Verlauf zur völligen Unterwerfung des Landes geführt, wenn nicht das Verhältnis Roms zu Rhodos sich dauernd verschlechtert hätte. Die Rolle, die die Rhodier im Kriege der Römer gegen Perseus von Mazedonien spielten, veranlaßte Rom, die Abrechnung mit diesen Kaufleuten langsam vorzubereiten. Zunächst wurde schon 168 v. Chr. in geheimer Sitzung des Senats der Beschluß gefaßt, Lykien und Karien für frei zu erklären und beide Völker hierüber offiziell zu informieren. Im folgenden Jahre erhielt Rhodos den Auftrag, seine Besatzungen aus Lykien und Karien abziehen zu lassen. Über

die staatsrechtliche Stellung, in die sowohl Lykien als auch Karien in der Folgezeit zu Rom traten, ist mit Sicherheit nichts zu ermitteln. Nach Mommsen erhielten die Lykier erst im Jahre 81 v. Chr. durch Sulla das Recht einer „libera civitas“, doch ist es nicht sicher, ob das nicht schon seit 167 v. Chr. der Fall war.

Mit der Befreiung der lykischen Kommunen ging die Einrichtung der innern Organisation einen großen Schritt vorwärts. Aber der Unterschied zwischen der Organisation in hellenistischer Zeit und der in der römischen Periode ist ein ziemlich tiefgreifender. Während in hellenistischer Zeit das System der Vororte — wenn man überhaupt diese Bezeichnung anwenden darf — sich darin äußerte, daß der große Stadt-Staat die Hegemonie über eine Reihe mehr oder weniger benachbarter und kleinerer Städte hatte, kommt jetzt das Prinzip der Gleichberechtigung aller Kommunen zum Durchbruch: d. h. alle Städte werden einrangiert in Größenklassen, von denen die erste je drei, die folgende zwei, und die dritte eine Stimme hatte: mit anderen Worten: aus dem Staatenbund der hellenistischen Zeit wurde ein Bundesstaat. Nach Artmidor gehörten zur ersten Klasse: Xanthos, Patara, Pinara, Olympos, Myra und Tlos. Ebenso waren Steuern und Lasten abgestuft. Leider ist der Bericht Strabos (XVI, 3, 3 p. 664), dem wir die Mitteilungen über die innere Organisation verdanken, ziemlich verworren. An die Spitze des Verbandes trat ein Synedrion, das in der jedesmaligen Hauptstadt sich versammelte und die Wahl der Behörden, vor allem die der Lykiarchen und der anderen Verwaltungsbehörden, vornahm. Welcher Art dieses Synedrion war und woraus es sich zusammensetzte, steht völlig dahin. Ob die von Strabo mitgeteilte Zahl von 23 stimmberechtigten Städten von dauernder Geltung war, ist ebensowenig auszumachen, wahrscheinlich ist, daß sie im Laufe der Zeit sich mannigfach geändert haben wird: von einer solchen Änderung wissen wir sogar Bestimmtes: 81 v. Chr. wurde die Kibyratis aufgelöst und drei neue Städte, Balbura, Bubon und vielleicht auch Oinoanda dem lykischen Bundesstaat zugewiesen, andererseits muß sich die Anzahl um eins vermindert haben durch die Zerstörung von Olympos. Ebenso sind wir darüber im unklaren, wie sich der Rest von 17 Stimmen auf Städte mit zwei und einer Stimme verteilt. Da es nun andererseits weit mehr als 23 lykische Kommunen gab, so ist auch die Frage noch zu beantworten, ob nicht mehrere Kommunen zu einer Sympolitie vereinigt waren: bestimmt

wissen wir, daß zu Aperlai noch Simena, Apollonia und Isinda gehörten. Beachtenswert ist immerhin, daß das Land auch noch in römischer Zeit autonome Münzen prägte, und zwar in Silber und Kupfer.

Auch über die Funktionen der einzelnen Bundesbehörden können wir uns aus den summarischen Angaben nicht mit Sicherheit orientieren. An der Spitze des Synedrion stand der Lykiarch, der offenbar nur auf beschränkte Zeit gewählt wurde und der die Koine nach außen vertrat.

Die Kriege des Aristonikos um das Erbe der Attaliden (131—129 v. Chr.), sowie die Kriege des Antonius in Kleinasien scheinen Lykien wenig oder gar nicht berührt zu haben. Dagegen nahm der erste Mithridatische Krieg (88—84 v. Chr.) Lykien ziemlich mit. Die Einzelheiten des Kampfes entziehen sich, was Lykien anbetrifft, unserer Kenntnis. Nach der Aufgabe der Belagerung von Rhodos wandte sich Mithridates zunächst gegen Patara, dessen Einschließung Pelopidas fortsetzte.

Nach dem Frieden von Dardanos (84 v. Chr.), der den Lykiern die Befreiung von den Kriegsnöten des Mithridates brachte, schröpfte der berüchtigte Verres das Land nach allen Regeln der Kunst, obwohl Lykien gar nicht der Republik gehörte. 78—84 kam es infolge des Seeräuberkrieges zur Belagerung und Zerstörung von Olympos und Phaselis: auch zu dem von Pompeius geführten Seeräuberkrieg mußten die Lykier Beiträge leisten.

Kaum waren die Folgen dieser Ereignisse überstanden, als die römischen Bürgerkriege in Lykien fühlbar wurden. Die Lykier unterstützten anfangs Pompeius mit Geld und Schiffen, gingen aber nach der Schlacht bei Pharsalos zu Caesar über, der nun seinerseits die Hilfsquellen des Landes für seine Sache verwertete. Dasselbe schien sich zu wiederholen in den Kämpfen Cassius' mit Dolabella. Diesmal verweigerten sowohl Rhodos als auch Lykien den Beistand und traten somit indirekt auf die Seite der Gegenpartei über. Die unmittelbare Folge war, daß Cassius und Brutus zunächst, um im Rücken gesichert zu sein — weil sonst ein Übergang nach Europa unmöglich war — die Unterwerfung Lykiens und Rhodos beschlossen. Cassius begann die Operationen gegen Rhodos, Brutus fiel mit einem Heer in Lykien ein. Ein entgegentretendes Bundesheer wurde geschlagen, einige Städte ergaben sich und es kam zur Belagerung von Xanthos. Die Belagerung, die Appian schildert, wurde mit wechselndem Erfolg betrieben. Es gelang den Xanthiern,

die römischen Belagerungsmaschinen zu zerstören, bei dem Rückzuge drangen jedoch 2000 Soldaten in die Stadt mit hinein, das übrige Heer gelangte durch den Verrat der Einwohner von Oinoanda, die auf seiten des Brutus fochten, in die Stadt, die sofort in Brand gesteckt wurde. Nach Appians Bericht töteten die Einwohner sich zum größten Teil selbst und nur etwa 150 Mann von den Freien gerieten in die Gewalt von Brutus.

Nach der Eroberung von Xanthos wandte sich Brutus gegen Patara, das er ohne Schwertstreich einnahm. Unterdes operierte Lentulus gegen das Emporion von Myra Andriake, eroberte die Stadt und wandte sich gegen Myra, das sich ohne Schwertstreich ergab. Damit war die Unterwerfung des Landes im großen vollendet und das lykische Synedrion erklärte sich zur Abgabe von Mannschaften, Geld und Schiffen bereit. Als nach der Schlacht bei Philippi Antonius nach Asien kam (41 v. Chr.), blieben die Lykier von neuen Kontributionen verschont, mußten aber, als es zum Entscheidungskampf bei Actium kam, aufs neue Kontributionen leisten. Erst mit der Suprematie des Octavian kamen ruhige Zeiten für Lykien.

Entscheidend für Lykien war das Jahr 43 v. Chr., als Claudius das Land seiner Unabhängigkeit beraubte und mit Pamphylien zu einer kaiserlichen Provinz machte. Die Begründung für diese tief einschneidende Maßregel — aus einem unabhängigen Staat wurde ein abhängiger — wird bei Sueton (Claudius Kap. 25) und Cassius Dio (60, 17) gegeben: daß in Lykien schwere Wirren vorgekommen und auch Römer dabei getötet seien. Doch muß man billig zugeben, daß das kaum der Grund gewesen sein kann, wahrscheinlich wurden die Wirren als bequemer Anlaß benutzt, um der Selbständigkeit des Landes ein Ende zu machen. Damit schließt die Geschichte Lykiens als selbständiger Staat.

Der gänzliche Mangel an geographischer Zentralisation des Landes, das seit den ältesten Zeiten in Lykien einheimische System der Feudalstaaterei und das Geltendmachen und Voranstellen der Sonderinteressen, vielleicht auch die geringe Menge der über ein so großes Gebiet verstreuten Bevölkerung machte das Land dauernd zum Spielball fremder Interessen.

Vorübergehend erhielten sie noch einmal die Freiheit wieder, wahrscheinlich unter Nero, doch schon 74 n. Chr. war das Land unter Vespasian wieder römische Provinz. Diese kam zunächst unter kaiserliche Verwaltung. Die von Claudius (43 n. Chr.) geplante Ver-

einigung mit Pamphylien war aber 50 noch nicht vollzogen. Eine ähnliche Verschleppung erfuhr die von Hadrian 135 geplante Umwandlung in eine senatorische Provinz, auch diese war 178 n. Chr. noch nicht erfolgt, ob es bereits unter Commodus der Fall war, ist ebenfalls nicht mit Sicherheit auszumachen. Lykien erhielt, trotzdem es römische Provinz war, keine römische Besatzung; unter Marc Aurel finden wir in ganz Lykien eine Kohorte von 500 Mann, die sich später unter Hadrian aus Landeskindern rekrutierte.

Die ruhige Zeit der beiden ersten Jahrhunderte der römischen Kaiserzeit hatte im dritten ein Ende erreicht. Das hing mit der im Reich selbst um sich greifenden größeren Unsicherheit zusammen.

Auch für die späteren Jahrhunderte fehlt es an ausreichendem Material für die Geschichte Lykiens. Bei der Reichsteilung kam es zu Ost-Rom und bildete noch im Jahre 1000 mit Karien und Pamphylien zusammen das Thema Cibyrrhaeotarum. Bis in diese Zeit hielten sich in einzelnen abgelegenen Tälern lykische Sitten und Sprache, und es ist Grund vorhanden, zu vermuten, daß diese letzte erst völlig durch den Islâm vernichtet worden ist (vgl. den Aufsatz Holl's im Hermes 1907).

Das gesamte Inschriftenmaterial, das auf die Geschichte Lykiens Bezug hat, läßt sich, wenn man von einer karischen Inschrift absieht, in die Gruppen einteilen: 1. in lykische Inschriften, d. h. in Inschriften, die in der alten Landessprache abgefaßt sind, 2. in griechische und 3. in lateinische. Die zweite und dritte Gruppe sind in dem oben abgeschlossenen Teil dieser Darstellung verarbeitet, und wenn wir das mit der ersten Gruppe nicht getan haben, so liegt das daran, daß die Inschriften der Landessprache meist keinen historischen Inhalt haben und die wenigen mit historischem Inhalt zum allergrößten Teil sich unserer Einsicht bisher entziehen, weil wir die Sprache nur mangelhaft verstehen.

Diese lykischen Inschriften, 150 an der Zahl, bilden die einzigen auf uns gekommenen Überreste der alten Landessprache; dann sind noch einige Glossen zu erwähnen, die sich bei Stephanus von Byzanz und anderswo finden, unsere Kenntnis aber nicht allzusehr bereichern. Als in Griechenland die Reaktion auf die Perserkriege eintritt und die Griechen ihre Expansionspolitik im Osten aufnehmen, kommt das Land — wenn nicht schon viel früher — auch mit der griechischen Kultur in Berührung, die zur Folge hat, daß die alten Sitten und Gewohnheiten bald völlig verdrängt werden und griechischem Wesen und Sprache Platz machen.

Auch zeitlich sind die Inschriften nicht sehr von einander zu trennen. Um die Wende des fünften Jahrhunderts ist wahrscheinlich die Xanthosstele entstanden und weder in das sechste und noch in das dritte reicht eine der anderen Inschriften hinein. Auch dieses sporadische Auftreten läßt sich nicht erklären, wenigstens nicht einwandfrei.

Die lykischen Inschriften zerfallen in zwei große Gruppen, von denen die eine 148 Inschriften und die Xanthosstele bis zum griechischen Epigramm, während die andere nur den Rest der Xanthosstele (vom griechischen Epigramm ab) und eine Inschrift von Antiphellos umfaßt. Die zweite Gruppe ist in einem bebesonderen Dialekt, wenn man nicht sagen soll Sprache abgefaßt, die Bugge milyisch nennt sie hat allen größeren Lesungsversuchen bisher unüberwindliche Schwierigkeiten gemacht. Das liegt hauptsächlich am Material, denn während wir bei der ersten Gruppe eine Menge Varianten und sonstige Hilfsmittel zur Hand haben, fehlen diese hier vollständig, so daß wir bei der Inschrift von Antiphellos fast völlig im Dunkeln tappen, von der Xanthosstele den Inhalt nur vermuten können. Sie enthält aller Wahrscheinlichkeit nach sacrale Vorschriften, die durch historische Verhältnisse begründet werden. Bemerkenswert ist indessen, daß beide Texte poetische sind. Das geht daraus hervor, daß, wenn man die Einheit eines Wortes zugrunde legt, das Schlußzeichen „)" regelmäßig an den Stellen, wo der Text nicht verstümmelt ist, nach 16 bis 20 Worten eintritt. Ist es klar, daß es keine Hexameter oder sonst dergleichen sind, so kann es sich um eine Poesie nur im Sinne der alttestamentlichen oder um eine ganz neue Gattung handeln, wie sie zweifellos auch in den etruskischen Texten der Agramer Mumienbinden und der Tafel von Capua vetere vorliegt. Ich habe geglaubt, angeregt durch den Aufsatz von Geyer (Memnon 1909), irgend etwas zu erreichen, vorläufig scheint mir aber auf diesem Gebiete noch jede Arbeit vergebens. Daß die ganze Stele schon zu den verschiedensten Malen übersetzt ist, ändert an der Tatsache nichts, daß ihr Inhalt nach wie vor zum größten Teil zweifelhaft ist. Im übrigen sind in den einzelnen Inschriften dialektische Unterschiede zu bemerken, die aber zu weitergehenden Schlüssen nicht ausreichen und über die Herkunft der Lykier und über einen Nachweis der Schichtung des Volkes nicht das geringste ergeben. Die Inschriften verteilen sich ungleichmäßig über ein ganz bedeutendes Gebiet, nämlich: Telmessos 5 — Carmy-

lessos 3 — Gülme 1 — Pinara 12 — Tlos 9 — Cadyanda 4 — Üsümlü 1 — Xanthos 16 — Sidek-Jaila 1 — Sejret 1 — Tschukurbeg 1 — Antiphellos 6 — Phellos (Port Sevedo) 1 — Isinda 4 — Timusia 2 — Simenis 1 — Cyana 5 — Hoiran 1 — Tyberisos 2 — Tschindam 1 — Tyssa 2 — Kasch 1 — Kandyba 2 — Arnea 1 — Sura 1 — Myra 13 — Limyra 50 — Rhodiapolis 2.

Die Geschichte der Entdeckung, Entzifferung und Lesung der lykischen Inschriften läßt sich in drei Perioden einteilen:

Der erste, der lykische Inschriften nach Europa brachte, war der Österreicher J. v. Hammer[1], dem wir zwei Inschriften von Telmessos (1. 2.) verdanken (1811). Dann folgte Charles Cockerell[2] (1812). Die Inschriften stammten aus Myra und Telmessos. Es waren auf lange Zeit die einzigen Inschriften, die in Europa bekannt wurden. Dann beschäftigte sich Saint-Martin mit den Entdeckungen Cockerells. In einem der Royal Asiatic Society[3] vorgelegten Aufsatz sprach Grotefend 1835 die Ansicht aus, daß die Sprache indogermanisch sei.

Der Vorrat an Inschriften wurde erst 1841 vermehrt durch Charles Fellows und Daniell Sharpe[4], der die Xanthosstele entdeckte. Diese Stele ist das Hauptdenkmal, das wir von der lykischen Sprache besitzen, und seine Lesung macht weniger dadurch Schwierigkeiten, daß wir ihren Inhalt nicht kennen, als dadurch, daß der Text am Anfang und am Ende einer jeden Zeile zu sehr verstümmelt ist. In der Folgezeit kümmerten sich Philologen und Historiker hauptsächlich um dieses Denkmal.

Man kann diese Periode der Entzifferung als die indogermanische bezeichnen, sie hat bis auf heute hervorragende Vertreter gefunden, wenngleich keiner mit seiner Ansicht Anhänger gewonnen hat. Grotefends Ansichten hatten bald in den Arbeiten

1) J. v. Hammer, Topographische Ansichten, gesammelt auf einer Reise in der Levante. 1811.

2) Letter from M. Cockerell relating to the inscriptions engraved in the annexed plate. In travels in various countries of the East . . . ed. by Robert Walpole, London 1820.

3) 1835, S. 317—331: Remarks on some inscriptions found in Lycia and Phrygia; read 19th. march 1831.

4) Charles Fellows: An Account of discoveries in Lycia being a Journal kept during a second excursion in Asia Minor I; London 1841; hierin Daniell Sharpe: A communication to the Author, on the Lycian inscriptions London. 24th. Febr. 1841.

Sharpes ihren Nachfolger. Sharpes Hauptverdienst ist, daß er die Texte Fellows in Ordnung brachte, die ersten Münzkataloge aufstellte und auf diese Weise die Identifikation von Eigennamen in den Inschriften selbst ermöglichte, ferner bestimmte er den Sinn mehrerer Wörter.

Seine Arbeit wurde von zwei anderen fortgesetzt, die um die Sammlung der Inschriften sich große Verdienste erworben haben: Spratt und Forbes[1]. Sie kopierten 31 neue Inschriften, darunter die Bilinguen von Lewisü und Tlos, außerdem die Inschriften von Sura und Rhodiapolis. Damit erreichten vorläufig die Expeditionen ein Ende und es begann wiederum eine Zeit der Verarbeitung des Materials. Der erste, der sich mit dem neuen Stoff in seiner Weise beschäftigte, war Chodzko, der die Inschriften vom slawischen Standpunkte aus bearbeitete, um dann zur Konstruktion des „lyco-slave" überzugehen. Erst hier sah er ein, daß er nicht weiter kam. Dann folgte Christian Lassen mit einem Aufsatz, der, wie nicht anders zu erwarten war, ganz auf das Indogermanische ausging. Hierauf Blau, der das Albanesische zur Erklärung der Denkmäler heranziehen zu müssen glaubte, ein Versuch, der ebenfalls scheiterte. Endlich noch Friedrich Müller, der sich wiederum Grotefends Ansicht anschloß.

Damit ist die erste Periode der Entzifferung beendet; sie ist gekennzeichnet durch die Aufsuchung der Inschriften. Die Entzifferungen und Lesungen stehen in keinem Verhältnis dazu und sind Arbeiten, die wenig positive Resultate brachten und trotz des aufgewendeten Scharfsinns heute fast völlig unbrauchbar sind, weil sie keine Grundlage hatten. Diese wurden erst durch die Bemühungen von Moritz Schmidt verbessert, mit dem die zweite Periode der Entzifferung und Lesung anhebt, die bis zur Schaffung des Wiener Corpus, oder besser gesagt, den „Reisen in Lykien" (1884), denn diese bilden die Grundlage, dauert, und die außerdem ihre Signatur durch die Arbeiten von Imbert, Six und Arkwright erhalten hat.

Moritz Schmidt hatte sich schon auf einem ähnlichen Gebiet mit großem Erfolg versucht (durch seine Beschäftigung mit der cyprischen Silbenschrift), als er sich mit den lykischen Inschriften befaßte. Er unternahm zunächst die von seinen sämtlichen Vorgängern als nebensächlich angesehene Bestimmung des Lautwertes

1) Proceedings of the Philological Society I. 1843. — Spratt and Forbes: Travels in Lycia, Milyas and the Cibyratis in company with the late Rev. E. T. Daniell, London 1847. (2 Bde.).

der einzelnen Zeichen, und es gelang ihm hier zum erstenmale, Dauerhaftes zu schaffen[1]. Ferner begann er auch schon die Lücken in einzelnen Inschriften auszufüllen, freilich auch heute noch eine undankbare Arbeit, deren praktische Resultate beinahe gleich Null sind; und wenn ein großer Teil seiner Arbeiten auch heute wegen mangelhafter Abklatsche und ähnlicher Mißhelligkeiten leider veraltet und unbrauchbar sind, so bleibt ihm doch neben anderen das große Verdienst, daß er zum erstenmale Methode hineinbrachte, wenigstens — solange er daran arbeitete. Er war der erste, dem es gelang, eine einigermaßen brauchbare Inschriftensammlung[2] zusammenzustellen, die ihm die Reisen des Deutschen August Schönborn lieferten, der sich in Kleinasien 1841 und 1842 und zum zweitenmale 1851 aufhielt. In einer Reihe kleinerer weiterer Arbeiten suchte er in das Verständnis der Inschriften weiter einzudringen.

Der nächste, der sich mit den Inschriften beschäftigte, war Savelsberg. Seine Arbeiten, die sich fast nur mit den Inschriften selbst beschäftigten, förderten eine ganze Menge von auch heute noch brauchbaren Dingen zutage. Er untersuchte vor allem die Bilinguen vom Limyra, Lewisü, Antiphellos, Tlos und das Pixodaros-Dekret von Xanthos und stellte das Verhältnis zum griechischen Texte fest, sowie eine Reihe anderer Ergebnisse[3]. In einer zweiten Arbeit beschäftigte er sich vorzugsweise mit der Aufstellung einer Grammatik und dem, was dazu gehört. Im übrigen war er der Ansicht, ebenfalls durch falsche Lesungen verführt, daß das Lykische zu den iranischen Sprachen gehöre.

Hieran schließen sich einige kleinere weitere Arbeiten von Savelsberg und Moritz Schmidt.

Alle diese Arbeiten hatten jedoch aus den oben genannten Gründen den Nachteil, daß sie fast à fond perdu geleistet waren. Das änderte sich erst in den nächsten Jahren, als eine österreichische Expedition Lykien bereiste unter der Leitung von Benndorf und Niemann 1884 und Petersen und v. Luschan 1889[4].

1) Vorstudien zur Entzifferung der lykischen Sprachdenkmale. (Kuhn und Schleicher 5. 1868).

2) Da man in Deutschland zu der Zeit wenig Interesse für die Sachen hatte, so mußte Schmidt auf Wunsch seines Verlegers das Werk mit englischem Titel und Text versehen: The Lycian inscriptions after the accurate copies of the late Augustus Schoenborn. Jena 1868.

3) Savelsberg: Beiträge zur Entzifferung der lykischen Sprachdenkmäler. Erster Teil: Die lykisch-griechischen Inschriften. Bonn 1874.

4) Reisen im südwestlichen Kleinasien. 1. Benndorf und Niemann:

Nun bekam das ganze Gebiet erst einen festen Boden, und der Erfolg zeigte sich auch bald; vor allem sieht man das in den Arbeiten von Six, Imbert und Arkwright. Schon während der kleinasiatischen Expedition begann Six seine grundlegenden Arbeiten über die lykischen Münzen zu veröffentlichen, indem er so für eine Reihe von lykischen Zeichen den Lautwert bestimmte. Es ist das eine der wichtigsten Arbeiten auf dem Gebiete. Inzwischen hatte auch Deecke[1] angefangen, sich mit den lykischen Inschriften zu befassen, die er jedoch lediglich vom indogermanistischen Standpunkte aus behandelte und, weil er auf die Feststellung der Laute nur geringen Wert legte, von vornherein zu falschen Resultaten gelangen mußte. Trotzdem muß man auch heute noch seine Arbeiten in Betracht ziehen, weil sie eine Reihe guter Beobachtungen enthalten. Am eingehendsten hat sich Imbert, Bürgermeister in Lille, mit den Inschriften befaßt. Er war der erste, der seine Arbeiten zum großen Teil den Ergebnissen der österreichischen Expedition zugrunde legen konnte. Nachdem er sich in einer Reihe von Aufsätzen mit den Arbeiten seiner Vorgänger auseinandergesetzt hatte, begann er 1888 in dem neugegründeten „Babylonian and Oriental Record“ (1887) eine Reihe von selbständigen Untersuchungen von bleibendem Wert über die Lautwerte der einzelnen Zeichen, gestützt auf die Arbeiten von Six. Hieran schloß sich eine Reihe von weiteren Aufsätzen, die die Realien behandelten, Essays historischen Inhalts usw. Zu der gleichen Zeit veröffentlichte Conder ein paar Aufsätze, in denen er den Nachweis führte, daß das Lykische und Urartäische indogermanische Sprachen seien. Was ihm darin unbeabsichtigterweise gelang, war der Nachweis, daß er weder von dem einen noch von dem anderen etwas verstand und vom Indogermanischen erst recht nichts. Hieran schlossen sich die gediegenen Untersuchungen von Arkwright über das lykische Alphabet. Während das Hauptverdienst Imberts in einer systematischen Interpretation der kleineren und kürzeren Inschriften liegt und in dem Vergleich mit den gleichzeitigen griechischen Inschriften, liegt das Verdienst von Six und Arkwright hauptsächlich auf dem Gebiete der Epigraphik. Es gelang Six[2] durch eine genaue Unter-

Reisen in Lykien und Karien 1884. 2. Petersen und v. Luschan: Reisen in Lykien, Milyas und Kibyratis.

1) W. Deecke: Lykische Studien 1—4 in: Beiträge zur Kunde indogermanischer Sprachen 1887—1889.

2) J. B. Six: Monnaies lyciennes 1887 (Extrait de la revue numismatique 1886/1887).

suchung der lykischen Münzen, vor allen Dingen die Feststellung von einer großen Reihe von Lauten, deren Wert bisher strittig war. Während Arkwright später dasselbe erstrebte durch eine Untersuchung der im Lykischen vorkommenden griechischen Namen und umgekehrt der lykischen Namen im Griechischen. Eine erhebliche Besserung und Sicherstellung der Lesungen trat nunmehr ein, und wenn auch heute noch manches unklar ist und strittig, so ist doch der Zustand gegen früher ein erheblich gebesserter. Dann bereisten noch einmal Heberdey und Kalinka das Gebiet der Inschriften und fanden einige neue dazu. Endlich erschien 1901 die neue Sammlung von Inschriften[1] in endgültiger Redaktion als erster Band eines großen, ganz Kleinasien umfassenden Inschriftenwerkes. Damit ist der Schluß der zweiten Periode der Lesung und Entzifferung erreicht.

Aber schon in den Zeiten der Vorbereitung der Wiener Sammlung wurde die Erforschung der Inschriften in neue Bahnen geleitet. Es hatte sich allmählich gezeigt, daß man weder mit Untersuchungen in indogermanistischer Richtung, noch in semitistischer besonderes Glück gehabt hatte und einen Erfolg eigentlich nur diejenigen gehabt hatten, die sich ausschließlich mit den Inschriften befaßt hatten, ohne etwas anderes erreichen zu wollen, als das Verständnis derselben aus sich selbst. Diesen Weg hat Torp eingeschlagen und der Erfolg war der, daß er weiter kam als eine ganze Reihe seiner Vorgänger, und wenn auch vieles von dem, was er geschaffen hat, in wenigen Jahren überholt sein wird, so bleibt ihm doch das Verdienst, für das Lykische die vor der Hand einzig mögliche Methode ausgebildet und in Anwendung gebracht zu haben. Leider nicht überall mit der nötigen Konsequenz. Denselben Weg schlug der Indogermanist Thomsen ein in einer sehr scharfsinnigen und methodischen Untersuchung, hauptsächlich über die in den Eingangsphrasen der Inschriften auftretenden Partikeln: einen anderen der Indogermanist Sophus Bugge, indem er in einigen Arbeiten den Nachweis eines sprachlichen Zusammenhanges des Lykischen mit dem Armenischen zu erbringen suchte und mit Hilfe dieser Sprache auf dem Wege der Etymologie eine Reihe von lykischen Wörtern erklärte. Aber weder das eine noch das andere ist ihm recht gelungen. Man kann diese Zeit nach dem Erscheinen der Inschriftensammlung als dritte Periode bezeichnen.

---

1) Tituli Asiae minoris I: Tituli Lyciae. Vindobonae 1901.

Daß die Beschränkung auf die Inschriften selbst dem weiteren Verständnis der Inschriften nur zum Vorteil dienen kann, das hat deutlich eine Arbeit von Kretschmer bewiesen. Auf Grund einer sprachwissenschaftlichen Untersuchung über die kleinasiatischen Völker kam er zu dem Resultat, daß die meisten kleinasiatischen Völker einer Rasse sein, beziehungsweise mit ihrer Sprache zu einem Sprachstamm sui generis gehörten, und daß auch das Lykische dazu zu rechnen sei.

Das Alphabet der lykischen Inschriften besteht aus folgenden 29 Buchstaben (Abb. 1):

Von diesen sind 16 oder 17 dem griechischen Alphabet entnommen, der Rest ist aller Wahrscheinlichkeit nach kaum von den Lykiern selbst erfunden. Dazu kommt nun noch der weitere Um-

(nach Kalinka)

Abb. 1: Das lykische Alphabet.

stand, daß auch die übernommenen Zeichen ihre ursprüngliche Bedeutung nicht überall beibehalten haben. Trotzdem nun durch die Arbeiten von Imbert, Arkwright und anderen eine große Einhelligkeit erzielt worden ist, so bleiben doch noch eine Menge Punkte übrig, die dringend der weiteren Aufklärung bedürfen, und auf die man erst dann aufmerksam wird, wenn man sich selbständig mit den Inschriften befaßt. Man sieht erst dann, auf wie schwachen Füßen das ganze Gebäude steht und die eigentlichen Schwierigkeiten beginnen da, wo es sich um die Bestimmung der Lautwerte handelt, die dem Lykischen eigentümlich sind. Aber zurzeit ist mit dem vorhandenen Material nicht mehr zu erreichen und die Meinungsverschiedenheiten beruhen zum großen Teil auf dem geringen Material, das nicht einmal ausreicht, um sich selbst ein feste Ansicht zu bilden.

Was nun die Inschriften selbst anbelangt, und ihren Inhalt,

so läßt sich darüber noch folgendes sagen. Fast alle Inschriften sind Sacral-Inschriften, das heißt Inschriften, die sich an Gräbern und Grabbauten finden und nur einige wenige, wie die Xanthos-stele, das Pixodaros-Dekret zeigen diesen Charakter nicht.

Die Art der lykischen Gräber, die dem ganzen Lande den Stempel aufdrückt und mehr als alle Tradition und schriftlichen Zeugnisse uns den Stand der lykischen Kultur vor Augen führt, das sind die Grabbauten. Wenn man nun auch nicht behaupten kann, daß alle Formen in Lykien selbst erfunden sind, sondern im Gegenteil das meiste erborgt ist, so treten diese Grabbauten in Lykien in solcher Massenhaftigkeit auf wie nirgens wo wieder in der ganzen antiken Welt — Ägypten ausgenommen; es scheint eine Hauptsorge der Lykier gewesen zu sein, noch bei Lebzeiten für eine der Familie würdige Ruhestätte zu sorgen, zu welchem Zwecke keine Kosten gescheut werden. Ganze Felswände werden abgearbeitet, ganze Wälder von freistehenden Sarkophagen erbaut, neben den Wohnungen der Lebendigen die der Toten. Die Inschrift befindet sich bei den Felsgräbern an einem der Blendpfeiler, oft oben am Balken entlang, hin und wieder über der Totenbank im Innern. Ausdrücklich nennen sie Erbauer, Eigentümer, wer zu begraben ist, und wer sonst noch seine Ruhestätte in der Grabhöhle finden soll. Einen breiten Raum nehmen die Strafbestimmungen über Grabverletzung, Leichenraub, Beseitigung der Toten usw. ein, ja es werden sogar Belohnungen für den Denunzianten ausgesetzt. An wen in altlykischer Zeit die Summe zu zahlen war, ist aus diesen Inschriften nicht mit Sicherheit festzustellen, weil uns der Charakter der Behörde, die ständig in einer Reihe von Inschriften genannt wird, völlig unbekannt ist. In römischer Zeit fiel die Strafsumme an den Fiskus.

Die Entwicklung der einzelnen Grabbauten nach ihren einzelnen Klassen interessiert hier nicht, es ist Aufgabe der orientalischen Archäologie das festzustellen; in wie weit griechischer Einfluß sich bei den Grabbauten geltend macht, Sache der klassischen. Tatsache ist, daß die Altersunterschiede der Denkmäler aller Art, was die lykische Sprache und Epigraphik anbelangt, außerordentlich gering sind, und für die Geschichte der Sprache wenig oder nichts ergeben.

Die Lykien ursprüngliche Form der Gräber scheint die Art der Darstellung der Felsgräber gewesen zu sein; diese wurden im allgemeinen so hergestellt, daß eine Felswand senkrecht abgearbeitet wurde, falls eine solche nicht schon von Natur bestand. Dann

wurde ein kurzer Stollen vorgetrieben, an den sich die eigentliche Grabhöhle, oft nur von den Dimensionen des Stollens, oft auch von beträchtlicher Größe mit Totenbänken an den Wänden, anschloß, oft auch wurden die Leichen auf den Boden gelegt (wofern es keine Holzbänke gab). Je nach den Mitteln der Grabinhaber wurde die Grabfassade in Form eines Hauses ausgestaltet in der der Stolleneingang als Türe diente, zu dem hin und wieder

Abb. 2: Felsgrab bei Timiusa.

Stufen hinaufführten. Falls die Leichen nicht einbalsamiert wurden, muß man annehmen, daß die jetzt offenen Löcher durch Türen verschlossen wurden. Die Form der auf den Grabfassaden dargestellten Häuser findet sich noch heute in wenig veränderter Gestalt in Lykien und im Kaukasus (Abb. 2 und 3).

Die zweite Form der lykischen Gräber bilden die Sarkophage. Diese sind über das ganze Land verstreut, z. T. finden sie sich sogar im Stadtinnern. Ihre Zahl wird auf etwa zwei-

tausend geschätzt. Im allgemeinen besteht das Sarkophaggrab aus folgenden Teilen: zu unterst befindet sich ein Stufenbau, dann folgt ein niedriges Gemach — ein sog. Hyposorion, das auf irgend einer Seite eine kleine Öffnung hat zum Einbringen der Leichen, darauf steht der Sargkasten mit seinem enorm hohen Deckel, der seine spezifische Ausbildung erst in Lykien erfahren hat. Die ältesten dieser Sarkophage zeigen völlig das Bestreben, die Bauwerke der Toten denen der Lebenden nachzuahmen. Erst in römischer Zeit treten Sarkophage mit dreieckigem Giebeldach und Akroterien auf. Bei diesen Bauten hat sich offenbar der gesamte künstlerische Typenvorrat von Vorderasien und Griechenland ein

Abb. 3: Felsgrab bei Hoiran.

Stelldichein gegeben, wofür das Beispiel des Pajawasarkophages ein besonders ausgeprägtes ist. Sie sind von Bedeutung in archäologischer Beziehung, in künstlerischer Beziehung wertlos. Auch andere Mißbildungen kommen vor, wie z. B. das Grab von Tschindam, wo auf einem als Freigrab aufgebauten lykischen Haus oben auf dem Dach noch ein großer Sarkophagdeckel thront (Abb. 4).

Die dritte Form der Grabdenkmäler sind die Pfeilergräber; sie finden sich nur noch in geringer Anzahl — 15 — in Lykien. Das künstlerisch bedeutendste Denkmal dieser Art war das Harpyienmonument in Xanthos. Sein bildnerischer Schmuck ist jetzt in London. Ihre Vorbilder scheinen von Persien zu stammen. Sie

bestehen aus Monolithen und enthalten nur eine Totenkammer. Wegen der bedeutenden Kosten der Herstellung und Aufrichtung können die ehemaligen Besitzer nur ganz vermögende oder mächtige Leute gewesen sein.

Sieht man von Grabstelen oder Grabnischen ab, so findet sich in Lykien noch eine vierte Art von Grabbauten, deren Fassaden die Nachbildung griechischer Tempel darstellen, während das Gebäude

Abb. 4: Pajawa-Sarkophag.

vollkommen lykische Typen aufweist und dem Holzbaustil angehört. Das älteste Grab derart ist das Amyntas-Grab von Telmessos.

Als fünfte Form könnte man hierzu die Turmsarkophage (Abb. 5) stellen, das sind meist Hausbauten nachgeahmte Sarkophag-Bauwerke mit zwei und drei Stockwerken; hin und wieder oben flach, oft auch noch ganz oben mit einem Sarkophagdeckel versehen, in dem in seiner Schmalseite eine Öffnung für eine dritte Grabkammer hergerichtet ist. Wie die Lykier dorthin ihre Toten

brachten ist nicht klar, leicht war die Sache jedenfalls nicht und wohl kaum pietätvoll möglich. Aber die Aussicht, den Leichnam dort wohlgeborgen zu wissen, mag schließlich die Abneigung gegen eine solche Bestattungsweise überwunden haben (Abb. 5).

Abb. 5: Turm-Sarkophag.

Was nun den Inhalt der einzelnen Inschriften selbst anbelangt, so ist, wie ich schon gesagt habe, ihr Inhalt nicht von dem Grade der Genauigkeit wie der anderer, etwa phönikischer oder griechischer. Ebenso wichtig sind sie, weil wir über die Sprache des Volkes etwas erfahren, als auch dadurch, daß sie uns besser

als alle klassische Überlieferung aufklären über die sozialen Zustände, die zur Zeit der Abfassung der Inschriften herrschten. So beleuchten die Inschriften in großartiger Weise die Kultur, und die haben die Lykier zweifellos gehabt, eines untergehenden Volkes, das von der griechischen Kultur erdrückt wurde. Denn es ist kein Zweifel, das geht aus den griechischen, in Lykien gefundenen Inschriften hervor, daß durch das ganze Volk infolge des griechischen Einflusses ein tiefgehender Riß ging, der das ganze Volk in zwei Hälften spaltete: die Lykier, die wirklich noch Lykier waren und die Lykier, die die griechische Sprache bereits sprachen[1]. Derselbe Zwiespalt zieht sich auch durch die Inschriften selbst, denn die Vokale geben Laute wieder, wie sie einst gesprochen wurden und die Deklination der Eigennamen ist altertümlicher, als wie der übrigen Nomina. Es ist klar, daß sich die Anlage der Gräber, sowie die Abfassung der Grabschriften nach dem Geldbeutel der Eigentümer richtete und daß die prächtigen und großen Grabbauten nur reichen Leuten gehört haben. Wir können — allerdings nur vermuten — aus einigen wenigen Grabschriften, weil wir die Lebensstellung der Stifter aus anderen Quellen kennen, daß es sich hauptsächlich um Gräber des Adels, bezw. von Adelsverbänden handelte und von Leuten, die ohne von Adel zu sein, auf Grund ihrer Fähigkeiten zu hervorragenden Stellungen gelangt sind. Wo aber der Rest des Volkes seine Gräber gehabt hat, ist nicht feststellbar. Aus den angegebenen Gründen beschränkten sich daher eine große Reihe von Inschriften auf die allernotwendigsten Angaben. wie z. B.:

„Dieses Grab habe ich gebaut: Kudali des Zurija Sohn des Kezrime Hausgenosse“. (Telmessos 1.)

Diese Inschrift gibt uns gleich einen Einblick in das ganze System des Gräberwesens. Im allgemeinen ist Stifter und Erbauer dasselbe, aber nicht immer. Wir werden noch auf solche Beispiele kommen; so z. B. in Limyra, wo eine ähnliche Inschrift folgenden Wortlaut hat: „Dieses Grab habe ich gebaut: Ermmeneni und Frau für uns selbst und unsere Hausgenossen.“ (Limyra. 121.)

1) Bei Cassius Dio ist uns noch ein drastisches Zeugnis für den Gebrauch der lykischen Sprache in der Kaiserzeit überliefert. Bei der oben geschilderten Einverleibung Lykiens in das römische Reich (43 n. Chr.) war auch eine lykische Gesandtschaft in Rom. Bei einer Verhandlung richtete Claudius an einen der lykischen Gesandten, der römischer Bürger war, eine Frage in lateinischer Sprache, der verstand sie nicht und der Kaiser erklärte ihn des Bürgerrechts für verlustig wegen seiner Unkenntnis des Lateinischen.

Eine andere Inschrift, die nur nach der Abschrift von Fellows vorhanden ist, das Original hat man nicht wieder gefunden, hat folgenden Wortlaut: „Dieses Grab habe ich gebaut: Tewinezei des Sppntaza Stiefsohn (?) für Frau und Kinder. Der Mindis — Ada."

Diese ausdrückliche Bestimmung „für Frau und Kinder" ist in fast allen Inschriften vorhanden und es muß einiges Befremden erregen, daß niemals in solchen Fällen der Mann in dem Grabe beigesetzt ist, mit Ausnahme einzelner Fälle. Das klärt sich aber sehr leicht auf: Die Phrase „für Frau und Kinder" bestimmt nämlich, wo die kommende Generation nach ihrem Tode bleiben soll; so werden die Kinder in dem Grabe der Mutter beigesetzt, während der Erbauer des Grabes ebenfalls nicht bei seiner Frau, sondern in dem Grabe seiner Mutter beigesetzt wird. Nun gibt es eine bekannte Herodotstelle, die inhaltlich von Nicolaus Damascenus bestätigt wird (Frg. 129), die von dem Matriarchat der Lykier nicht mit den Worten, aber in einem Zusammenhange, aus dem man das schließen muß, handelt. Die griechischen Inschriften aus Lykien erwähnen aus den oben angegebenen Gründen nichts davon, was wiederum Historiker und Philologen veranlaßte, die Glaubwürdigkeit des Herodot in Zweifel zu ziehen. Wir sehen indessen, daß seine Mitteilung völlig zu Recht besteht, er hat eben auf seiner Reise keinen Griechen, sondern offenbar einen Lykier ausgefragt. Auch die am Schlusse zugefügte Bestimmung eines Preises gibt noch zu einer weiteren Bemerkung Anlaß, über die wir auch leider nicht recht ins klare kommen können. Es kann sich, wie später noch gezeigt werden wird, um zwei Sachen handeln. — Zunächst wissen wir nämlich auch nicht genau, was für eine Institution die Mindis war. Ob sie ein Verband war, der nur aus ebenbürtigen Familien bestand, oder ob es eine Vereinigung war, die nur Männer von einem bestimmten Alter und unter bestimmten Voraussetzungen aufnahm, oder ob es eine städtische Behörde war oder schließlich eine sakrale Organisation. Alles das ist nicht mit Sicherheit auszumachen. — Entweder also stellte diese Behörde die für die Arbeit nötigen Handwerker und Werkzeuge gegen entsprechende Bezahlung und stellte dafür den Grabbau her oder aber, wovon wir auch noch Beispiele haben werden, das Grab gehörte der Mindis ein für allemal und durch Bezahlung einer bestimmten Summe erwarb der betreffende für sich und seine Familie das Recht der Bestattung, oder endlich ist auch noch ein Drittes möglich, der Erbauer erwarb das Benutzungsrecht nur

auf bestimmte Zeit — auch dafür gibt es Beispiele, — in welchem Falle jedes neu hinzukommende Familienglied die Summe aufs neue bezahlen mußte, da sonst die Bestimmung des Erbauers ein Unsinn gewesen wäre. Über alle diese Möglichkeiten ist nicht mit Sicherheit ins klare zu kommen und die Menge der griechischen und auch lateinischen Inschriften, die dem Lykischen zugesetzt sind, beweisen, daß die Gräber hintereinander von ganz verschiedenen Leuten in Gebrauch genommen worden sind, wobei man an eine durchgängige Benutzung per nefas doch nicht zu glauben braucht.

Eine andere Inschrift aus Telmessos hat folgenden Wortlaut:

„Dieses Gebäude habe ich gebaut Telekuzi für Frau und Kind, (und wenn einer hier drinnen im Grabraum bestattet, so soll an die Mindis bezahlt werden?) III Ada.“ (Telmessos 4.)

Hier kommt nun noch hinzu, daß der Schluß der Inschrift zu den umstrittendsten gehört, was es in den ganzen Texten gibt, keine Lösung hat bisher befriedigt, trotzdem der Schluß nur zwei oder ein unbekanntes Wort enthält. In der Weise, wie es hier übersetzt ist, sind keine Schwierigkeiten mehr da. Die Hauptfrage ist nur die, wer hier bezahlt nach dem Tode des Stifters, die Frau bezw. der Sohn oder richtet sich die Bestimmung gegen irgend einen Dritten, denn der Stifter ist hier doch unbeteiligt.

Auch die Inschrift von Carmylessos hat zu Untersuchungen Anlaß gegeben, denn diese scheiterten lange Zeit daran, daß man den griechischen Text stets mit dem lykischen in Einklang bringen wollte, bis Torp zeigte, daß die Bilinguen alles andere als den Namen verdienen und man weiter kommt, wenn man kein allzu großes Gewicht darauf legt. Der griechische Text gibt nur den Inhalt wieder, er ist keine Übersetzung des Lykischen.

„Dieses Grab (eigentlich Innenraum) haben gebaut Pulenjda des Mullijese (Sohn) und Dapara des Pulenjda (Sohn) des Purihimete Hausgenossen für Frauen und Kinder, und wenn einer irgendwelche andere in den Innenraum hier hineinlegt, so soll er büßen den Grabfrevel, indem er — Ada bezahlt.“ (Carmylessos 6.)

Hier haben wir also den Fall, daß zwei Hausgenossen ein gemeinsames Grab für ihre Familien entrichten und Strafe androhen dem, der etwa davon in unbefugter Weise Gebrauch machen sollte.

Eine andere Inschrift enthält eine ausdrückliche Bestimmung, wer der Inhaber des Grabes sein soll, das offenbar von einer

Bezahlung frei ist. Auch deren Höhe kennen wir nicht, da über die Zahlenzeichen nichts genaues zu ermitteln ist.

„Dieses Grab habe ich gebaut Trijetezi und bestimme es für Frau und Kinder.“ (Carmylessos 7.)

Eine andere Inschrift gestattet auch die Beisetzung von Verwandten.

„Dieses Grab habe ich gebaut: Trijetezi und bestimme es für Schwestern und Nichten.“ (Carmylessos 8.)

Manche enthalten nur den bloßen Namen, andere setzen hinzu, wessen Sohn sie sind, wieder andere geben auch die Herkunft an. „Des Hla (Grab).“ (Limyra. 129.) — „Pttlezei des Sbicaza Sohn.“ (Pinara 10.) — „Des Ipresida, des Armpa Sohne aus Tubure(?).“ (Cyana 69.)

Eine ganze Anzahl von Gräbern sind errichtet für Unterbefehlshaber des bekannten Söldnerführers Perikles und anderer kleinerer Dynasten, z. B.: „Dieses Grab habe ich errichtet Nturiga des Thai Sohn für Frau und Kinder; ich war des Arppaku Heerführer.“ (Tschindam 77.)

Es ist wahrscheinlich derselbe Harpagos, der auf der Xanthosstele genannt ist. Außerdem finden sich noch einige andere, deren Namen uns aus anderen Quellen bekannt sind, darunter der bekannte Name des Perikles u. a., auch persische kommen vor.

In einer anderen Inschrift ist der Zweck, zu welchem eine Summe ausdrücklich bestimmt ist, genannt; der Schluß lautet „und bezahlte zum Schutze(?) II — Ada.“ (Pinara 16.)

Auch Würden und Titel enthalten eine Reihe von Inschriften. Z. B. fast modern: „Hrikttibili Familienoberhaupt und Frau.“ (Tlos 22.)

Auch Weihungen von Statuen oder deren Aufstellung werden mit einer entsprechenden Inschrift versehen; darunter die wichtige Bilingue von Tlos, die uns die Wörter für „Neffe“ und „Nichte“ liefert. „Diese Statue habe ich aufgestellt: Kssbeze des Crupsse Sohn und des Purihimete Neffe aus Tlos für mich selbst und Frau Ticeucepre aus Pinara des Urtaqija Tochter und Nichte des Prijenube.“ (Tlos 25.)

Eine Reihe von Inschriften bestimmt die Grabanlage ausdrücklich den Erbauer auch als Besitzer. In anderen sind wieder einzelne Familienglieder ausdrücklich genannt, so in der folgenden:

„Mekistte stellte hinzu (die Gedenktafel) für sich selbst, des

Skkulija Sohn, und Frau Merimawa des Petenene Tochter und Kind Skkulije". (Düwer 27.)

Eine andere Inschrift, deren Grab offenbar auf einen reichen Bauherrn zurückgeht, enthält besondere Verfügungen über einzelne Teile des Grabes. „Dieses Grab habe ich gebaut: Ahqaddi des Pizidibe Sohn und des Hmprama Neffe, und wer hier drinnen bestattet, bezahlt an die Mindis O—Ada und für die untere Grabkammer III—Ada und bestimme den oberen Innenraum für die Frau und den Bruder Mnneteide) und bestimme den unteren Innenraum dem(?) Hausgenossen selbst." (Xanthos 36.)

Die interessantesten Inschriften sind die des bekannten Pajawasarkophages (Xanthos 40). Leider kennen wir auch hier wieder nicht die Bedeutung des vorkommenden Titels, so daß nicht viel zu erreichen ist. In zweimaliger Ausführung enthält er die Eigentumsbezeichnung „Pajawa, Kanzler (nach Imbert) baute dieses Gebäude" (eigentlich Grab). Dann zählt eine dritte Inschrift auf, wessen Sohn er war, und dann folgt ein Titel, sowie eine weitere Mitteilung über den Sarkophag. Leider sind die Zeilenenden so verstümmelt, daß sich nichts Genaues ermitteln läßt. Auch mit der vierten läßt sich nichts Rechtes anfangen, sie enthält wahrscheinlich die Bestimmung eines persischen Satrapen, daß der Sarkophag Eigentum des Pajawa sein soll.

Das wichtigste der Sprachdenkmäler ist, wie ich schon erwähnt habe, die Xanthosstele (Xanthos 44). Es verlohnt sich nicht hierüber eine längere Auseinandersetzung zu geben, zumal da sich Sicheres nicht ermitteln läßt.

Das andere Denkmal von historischem Inhalt ist verständlich, leider aber bloß in den ersten drei Zeilen erhalten. Der griechische Text ist in einer ähnlichen jämmerlichen Verfassung: „Dies Pikedere des Ecatamla Sohn(?) Arnna (Xanthos) und Tlos und Pinara und Kadyanda . . ."

In einer anderen Gruppe von Inschriften bezeichnen sich die Lykier nicht als Erbauer, sondern als Inhaber oder Besitzer. „Von dieser Kline(?) bin ich Besitzer Padrmma . . . (Beruf?) und es ist Frevel(?) irgend einen anderen noch dazu zu legen." (Xanthos 49.) Ausnahmsweise an der Wand über der Totenbank befindlich.

Andere Inschriften enthalten nicht den gewöhnlichen Ausdruck für bauen, sondern machen: „Diese Grabhöhle machte ich Crehenube und bestimmte sie dem Wazije als Besitz und bestimmte für die Mindis den Innenraum(?)." (Sidek-Jaila 52.)

Sobald man das Gebiet der Inschriften von Antiphellos betritt, ändert sich ihr Charakter auffallenderweise. Äußerlich werden sie bedeutend länger und umfangreicher, inhaltlich werden sie ausführlicher und geben mehr Details, setzen aber natürlich den Lesungsversuchen größere Schwierigkeiten entgegen, wenn es auch möglich gewesen ist, im Laufe der Zeit weiter und weiter einzudringen. Andererseits folgt hieraus wohl, daß die Hauptmacht der Lykier in diesem östlichen Teile des Landes gesessen hat.

„Dieses Grab habe ich gebaut Ikkta des Hla Sohn für Frau und Kinder, und wenn einer hier Schaden anrichtet, so soll er es büßen vor dem Oberhaupt des Qla und der Stadt Antiphellos." (Antiphellos 66.)

Wir sehen hieraus, daß die Gräber unter Aufsicht standen und zwar einer doppelten, sowohl unter der des Oberhauptes einer Organisation — welcher Art die war, wissen wir auch nicht —, und auch der Stadt Antiphellos. Der griechische Text dieser bilingischen Inschrift gibt die Hauptsachen des Lykischen nicht wieder.

Eine andere Inschrift enthält Bestimmungen über die Beisetzung von Verwandten: „Dieses Grab habe ich gebaut: Kuprija und bestimme dazu (den Innenraum) dem Bruder des Maka und als Besitzer Purihimeiqa des Uwatise Schwester und bestimme (?) dazu dem Bruder des Maka und ebenfalls ist hier zu bestatten Idakre des Maka Schwager der Kilikier." (Tyssa 18.)

Eine aus Myra stammende Inschrift ist bemerkenswert durch einen anderen Ausdruck für Bestatten, der auch bereits in der vorigen vorkommt: „Dieses Grab habe ich gebaut Apnnatama für Frau und Kinder und hier drinnen soll man auch beisetzen die Schwägerin des Wazzije Tochter."

Sehr interessant und auch verständlich ist die folgende: „Dieses Grab habe ich gebaut Ddaqasa des Sttule Sohn für Frau und Kinder und wenn Ddaqasa tot ist, so soll man in dem Innenraum beisetzen ihn und die Frau; einen anderen soll man hier weder beisetzen noch hier eine Totenbank (?) aufstellen; wenn hier einer eine Totenbank (?) aufstellt oder hier drinnen begräbt, so soll er das büßen dem Fiskus der lykischen Nation und den Göttern und dem städtischen Senat." (Myra 88.)

Eine andere enthält die Verfügungen des Erbauers in energischer Fassung.

Als ein Beispiel der indogermanischen Wortstellung kann man die folgende anführen, die nach dem von Thomsen fälschlich

so bezeichneten Prinzip der Inversion gebaut ist: „Pizzi hat das gebaut des Ddepnnewe Sohn für Frau und Kinder." (Limyra 98.)

Eine andere Inschrift enthält für Grabverletzungen Geldstrafen. Leider sind wir über die Zahlwörter gar nicht orientiert, so daß wir die Höhe nicht kennen. „Dies Grab habe ich gebaut, Skkutrazi, und hier soll man beisetzen Skkutrazi und Frau und Kinder, wenn drinnen einer einen herausnimmt, oder einer einen drinnen hinzulegt, so soll er bezahlen als Buße? . . .? Minen? . . .? dem Oberhaupt des Ola . . .? oder büßen . . .?" (Limyra 102.)

Die einzige Bilingue, in der sich die Texte genau entsprechen, ist die berühmte Sidarios-Inschrift: Dieses Gebäude habe ich gebaut: Sidarija des Parmena Sohn für mich selbst und Frau und Sohn Pubiele." (Limyra 117.)

Weitere Inschriften zu geben lohnt sich nicht, aus dem Grunde, weil sie sich für die Wiedergabe ohne längere Auseinandersetzungen über das Wie und Warum nicht eignen.

Ich glaube, daß soviel dabei herausgekommen ist, daß man einen Einblick in das Material bekommen haben wird. Sind die Fortschritte langsam, so kann man doch sagen, daß sie stetig sind, und verglichen mit dem, was vor einem halben Jahrhundert gewesen ist, wissen wir doch heute bedeutend mehr und es steht zu hoffen, daß wir auch noch, nach und nach, das klar erkennen werden, was bis jetzt dunkel ist. Man darf eben die Hoffnung nicht sinken lassen, das liegt in der Natur der Sache, und wer sich mit ihr beschäftigt, der muß von vornherein damit rechnen und sich über eine Reihe von Fehlschlägen nicht wundern. In dem Sinne ist die vorliegende Arbeit geschrieben: um die Beschäftigung mit einem Gegenstande von neuem anzuregen, mit dem sich zu befassen unsere besten Gelehrten nicht für überflüssig und zwecklos gehalten haben.

Benutzte Literatur.

Bachofen: Mutterrecht. 1861.
—: Das Lykische Volk. 1862.
Fougères: De lyciorum communi.
Imbert: im Muséon. 1889 u. 1890.
Tituli Asiae Minoris I. Tit. Lyc. 1901.
Treuber: Geschichte der Lykier. 1887.

Druck von Hartmann & Wolf, Leipzig.

11. Jahrgang.

Preis des Jahrganges (4 Hefte) 2 M., geb. 3 M.

Der Alte Orient
Gemeinverständliche Darstellungen
herausgegeben von der
Vorderasiatischen Gesellschaft (E. V.)

Heft 3/4

Einzelpreis jedes Heftes 60 Pfennig

Babylonien
in seinen
wichtigsten Ruinenstätten

Von

Dr. Rudolf Zehnpfund

Mit 16 Plänen der Ruinenfelder und drei Abbildungen



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1910

Die Vorderasiatische Gesellschaft (E. V.)

mit dem Sitz in Berlin

bezweckt die Förderung der vorderasiatischen Studien auf Grund der Denkmäler. Sie gibt wissenschaftliche Arbeiten ihrer Mitglieder in zwanglosen Heften als „Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft" und gemeinverständliche Darstellungen vierteljährlich unter dem Titel „Der Alte Orient" heraus. Ferner will die Gesellschaft die Beschaffung neuen Materials anregen und unterstützen. Die Gesellschaft zählt gegenwärtig 501 Mitglieder.

Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt 10 Mark, wofür die „Mitteilungen" (sonst 15 M.) und „Der Alte Orient" (sonst 2 M.) geliefert werden. — Aufnahme als Mitglied erfolgt durch den Vorstand auf einfache Anmeldung beim Schriftführer. — Zahlung der Beiträge hat im Januar an Hinrichs' Verlag, Leipzig, Blumengasse 2, zu erfolgen.

Der Vorstand besteht z. Zt. aus: Prof. Dr. F. von Luschan, 1. Vorsitzender, Südende, Berlin; Prof. Dr. M. Hartmann, 2. Vorsitzender, Hermsdorf (Mark): Dr. L. Messerschmidt, Schriftführer, Berlin W. 15., Pfalzburgerstraße 5; Prof. Dr. H. Winckler, Wilmersdorf; Prof. Dr. Br. Meißner, Breslau; Lic. Dr. Alfr. Jeremias, Leipzig; Prof. Dr. F. E. Peiser, Königsberg; Dr. Freih. von Bissing, München. — Herausgeber der „Mitteilungen": Prof. Dr. H. Winckler, Wilmersdorf b. Berlin, Bingerstr. 80, des „Alten Orient": Derselbe und Lic. Dr. Alfr. Jeremias, Leipzig, Hauptmannstraße 3.

Inhalt der bisher erschienenen Hefte des „Alten Orient" (Preis 60 Pf.):

Die einzigartigen Funde, welche seit 1843 einem Botta und Layard in den Ruinen von Chorsabad und Nimrud beschieden waren, hatten das Staunen und die Bewunderung der ganzen gebildeten Welt wachgerufen. Bald wagte man sich auch an die Ruinenstätten Babyloniens heran. Die Geschichte der Ausgrabung Babylons hat in diesen Heften Professor F. H. Weißbach bereits geschrieben (Jahrgang V. Nr. 4: Das Stadtbild von Babylon). Aber nicht Babylon allein sollte aus seinem langen Schlafe erweckt werden. Man erkannte, daß die vielen Tells des ganzen Zweistromlandes nichts anderes waren als die Grabhügel, unter denen die Wohn- und Kulturstätten Altbabyloniens schliefen. Allerlei Pläne tauchten auf, wie man die Herrlichkeit Babyloniens wieder zum Leben erwecken könnte, aber sie scheiterten an der Unkenntnis der realen Verhältnisse. Erst mit den Arbeiten der türkisch-persischen Grenzkommission von 1849 bis 1852 beginnt die Ära der wirklichen Erforschung der babylonischen Ruinenstätten.

Auf den folgenden Blättern wollen wir in geographischer Anordnung, aus der Umgebung Babylons nach Süden wandernd, die wichtigsten babylonischen Ruinenstätten besprechen und dabei in großen Umrissen angeben, zu welchen Erfolgen die ihnen gewidmeten Nachforschungen geführt haben.

Abû habba, Sippar (Plan S. 65).

Das alte Sippar, geschrieben UD·KIB·NUN·KI, schon erwähnt von Sargâni-schar-ri, dem Vater des Naram-Sin, vielleicht schon früher von Lugalzaggisi genannt, der den Euphrat als Fluß von UD·KIB·NUN·KI kennt, war ursprünglich eine Doppelstadt, welche durch den Euphrat in das eigentliche Sippar, die Sonnenstadt, und das Sippar der Anunit (Agade) geschieden wurde. Wie alt der berühmte Sonnentempel eigentlich ist, können wir nicht sagen, sicher ist nur, daß er schon vor Naram-Sin existierte. In der Folge war Sippar der erste Sitz der Hammurabidynastie, den

sie anscheinend unter Nur-Immeru an Larsa, die andere große Sonnenkultstätte, wieder abtreten mußte. Aus einer Zerstörung (durch die Elamiter?), welche den Sonnentempel Ebabbara und das Heiligtum (des Bel?) Edikudkalama betraf, ging die Stadt in neuem Glanze hervor. Bis in späte Zeiten hat der Stufenturm E-i-dib-an-azagga die Tempelstadt beherrscht, in welcher neben Schamasch besonders seine göttliche Gemahlin Ai (geschrieben A·A) verehrt wurde. Lange Zeit waren die Forschungen nach den Ruinen dieser altberühmten Stadt vergeblich gewesen, da man sich durch Anklänge ihres Namens an das biblische Sepharvajim, das in Syrien lag, und an die Ruinen von Sifeira hatte irreführen lassen. Ein Hinweis des großen Forschers George Smith auf die Ruinenstätte Abû habba (zu deutsch: Vater des Korns) war den meisten unbekannt geblieben. Auch Hormuzd Rassam hatte von Smith's gelegentlicher Notiz in den Records of the past (1875) keine Kunde und darf darum den Ruhm der nochmaligen Entdeckung der alten Sonnenstadt in Anspruch nehmen. In seinem großen Werke Asshur and the Land of Nimrod beschreibt er seine vielen fruchtlosen Wanderungen, welche er im Jahre 1880 in der Umgegend von Mahmudije unternahm. Er ahnte nicht, daß der Weg von Bagdad nach Hilla ihn mehrere Male dicht an den Trümmerhügeln Sippars vorbeigeführt hatte. Südlich von dem alten Königskanal, dem heutigen Jussufije, zwischen dem Euphrat und der Straße von Hilla nach Bagdad, liegt eine Gruppe von Hügeln, welche durch das Gewirr von hochragenden alten Kanaldämmen beinahe verdeckt, der Aufmerksamkeit der meisten Reisenden sich bis dahin entzogen hatte. Eines Tages erhielt Rassam durch den Bruder seines Quartierwirts in Mahmudije das Bruchstück einer beschriebenen Tontafel, das dem Hügel ed-Deïr entstammen sollte. Auf großen Umwegen, da die alten Kanäle teilweise Wasser führten, suchte Rassam diesen Hügel zu erreichen. Er kam aber nur bis zu dem näher gelegenen Abû habba, in welchem er sofort eine alte Stadtanlage erkannte. Die von Rassam gegebenen Maße über den Umfang der Trümmerstätte sind falsch. Scheil und Hilprecht geben übereinstimmend die Größe des alten Stadtviertels auf 800 m Breite und 1300 m Länge an; der Tempelbezirk allein bedeckte ein Quadrat von 400 m Seitenlänge. Die Grabung begann im Januar 1881 und lieferte sofort Bruchstücke von Keilschrifttafeln. In kurzer Zeit waren mehrere Zimmer eines großen Bauwerks aufgedeckt. Dieselben zeigten abweichend von den assy-

rischen Bauten einen Fußboden aus Asphalt. Unter der Pflasterung eines dieser Zimmer fand Rassam eine Kiste aus gebranntem Ton, in welcher eine große Alabastertafel mit Inschrift und Reliefdarstellungen verwahrt lag. Es war die nachmals berühmt gewordene Kultustafel von Sippar, auf welcher der Sonnengott Schamasch als Herr des großen Sonnentempels Ebabbara von Sippar dargestellt ist. Das von Rassam gefundene Exemplar erweist sich durch die kurzen keilschriftlichen Anweisungen neben den einzelnen Bildern als ein Modell für den Künstler, der etwa künftig noch einmal das massiv goldene Hauptexemplar herzustellen hatte, das vom König Nabu-apal-iddina vor kurzem erst neu gestiftet war. Da dieser Herrscher für die kultgerechte Herstellung dieses Prachtstücks selbst nur auf ein altes, schlechtes Tonrelief zurückgreifen konnte, ließ er das Modell der goldenen Kultustafel für etwaige künftige Erneuerungen derselben sorgsam aufbewahren. Der Inhalt der Inschrift ergab, daß ihre Fundstelle ein Teil des somit wiederentdeckten Sonnentempels Ebabbara von Sippar war. Mithin war Abû habba als das alte Sippar erwiesen, das von Rassam freilich noch mit dem biblischen Sepharvajim gleichgesetzt wurde. Da die Keilschriften von zwei verschiedenen Sippar, dem des Sonnengottes und dem der Anunit reden, so suchte er letzteres in dem etwa 1 Stunde entfernten Hügel ed-Deïr, eine Vermutung, die sich nicht bewahrheitet hat. Neben dem Gemach, welches die Lade mit der Kultustafel barg, kamen zwei Tonzylinder des Königs Nabonid zutage, welche sich als historische Urkunden ersten Ranges ausweisen sollten. Nabonid hat ja viel beigetragen zur Erneuerung baufälliger Tempel und alter Götterkulte, wie er denn überhaupt mehr in der Vergangenheit statt in der gefahrvolleren Gegenwart zu leben schien. So ließ er auch den Sonnentempel Ebabbara erneuern, und zwar in so gründlicher Weise, daß die Arbeiter stellenweise bis auf die ältesten Fundamente herabgehen mußten. Dabei brachten sie die alte Bauurkunde des Naram-Sin ans Licht, „welche seit 3200 Jahren kein König zu Gesichte bekommen hatte“. Aus dieser Zahl hat man für Naram-Sins Regierung die Zeit um 3750 v. Chr. erschlossen, eine Angabe, welche immer noch heiß umstritten wird.

Das Bekanntwerden dieser Funde schuf ihrem Entdecker die gewohnten Schwierigkeiten seitens der einheimischen Bevölkerung, aber Rassam ließ sich durch nichts irre machen. 1½ Jahre lang wurden die Ausgrabungen eifrig durchgeführt. Inzwischen aber stellte sich ein neues Hindernis in den Weg, das auch ein Rassam

nicht überwinden sollte. Der türkische Staat war zu der Erkenntnis gekommen, daß ein Firman mit den fast unbeschränkten Befugnissen, wie Rassam sie genossen hatte, in Zukunft nicht wieder erteilt werden dürfe. Da der bisherige Firman im August 1882 ablief, wurde die letzten Monate vor diesem Zeitpunkt in fast fieberhafter Weise in Abû habba gearbeitet, um noch mitzunehmen, was irgend erreichbar war. Von den etwa 300 Räumen, welche der Ruinenhügel enthalten mochte, hat Rassam 130 ausgegraben. Diese Gemächer schienen teils dem eigentlichen Sonnentempel selbst anzugehören, teils mochten sie Verwaltungs- und Wirtschaftsräume darstellen. Nabonid war durchaus nicht überall bis auf die ursprünglichen Fundamente hinabgegangen, sondern hatte vielfach auf dem Schutt der alten Gebäude seine Neubauten errichtet. Rassams vornehmste Ausbeute waren fast 60000 beschriebene Tontafeln, welche den verschiedenen Teilen des Tempels entnommen werden konnten. Viele davon waren nicht gebrannt und wären gänzlich für die Wissenschaft verloren gewesen, wäre nicht Rassam auf den genialen Ausweg verfallen, sie nach der Auffindung zu brennen. Gleichwohl sind einige Tausend Fundstücke an Ort und Stelle zerbröckelt. Diese Tafeln sind zum größten Teil Schriftstücke der Tempelverwaltung, gehören also jener Literaturgattung an, die man mit dem Namen „Kontraktliteratur" bezeichnet hat. Wer sich über den Inhalt dieser Texte orientieren will, der sei auf Webers Literatur § 64, 65 verwiesen. Die A·H-Tafeln gewähren einen geradezu überraschenden Einblick, nicht nur in das Getriebe einer großen babylonischen Tempelverwaltung, sondern in das Volksleben des neubabylonischen Reiches überhaupt. Da die Zahlung der Staats- und Tempelabgaben wohl allermeist in Naturalien zu erfolgen pflegte, so war die Anlage gewaltiger Speicher am Rande des Flusses und der Kanäle eine Notwendigkeit, ja ein ständiges Markttreiben muß sich um diese Gebäude abgespielt haben, weil die leicht verderblichen Produkte schleunigsten Wiederverkauf erheischten. Die grammatischen, lexikalischen, astronomischen und religiösen Texte unter den von Rassam gefundenen Tafeln scheinen darauf hinzudeuten, daß trotz der späteren Grabungen, auch jetzt noch Tontafelschätze ihres Entdeckers harren. Vgl. auch Ward bei Peters, Nippur I S. 353. Freilich ist zu bedenken, daß schwere Kriegsstürme mehr als einmal über Sippars Tempel und Schatzhäuser dahingebraust sind, und daß so gut wie gar keine Hoffnung besteht, von den eigentlichen, unermeßlichen Tempelschätzen von

Ebabbara auch nur weniges wiederzufinden. Die einzelnen Bruchstücke zerschlagener Prachtvasen aus ältester Zeit, etliche Grenzsteine mit feinen Reliefdarstellungen und eine größere Anzahl Tonzylinder aus verschiedenen Epochen, und last not least die Nachrichten der königlichen Inschriften lassen ahnen, welche unvergleichlichen Schätze diese altheilige Zentrale des Sonnenkultus einst in sich barg. Daß schon zu Xenophons Zeit Sippar nicht mehr existiert habe, ist eine unbeweisbare Vermutung Rassams, denn wenn auch der Grieche die Stadt nicht nennt, so hat doch Rassam selbst uns viele Tafeln in die Hände geliefert, welche beweisen, daß Sippar und sein Tempel noch lange nach der Eroberung des neubabylonischen Reiches durch die Perserkönige weiterblühten. Im August 1882 mußte der kühne englische Schatzgräber die Stätte seiner Triumphe verlassen. Ja seine letzten Grabungen haben sich gefallen lassen müssen, als unberechtigte bezeichnet zu werden. Sogar die selbständige Entdeckung der Stätte des alten Sippar hat man Rassam abgesprochen; nicht er sondern der Bagdadführer Michel habe diesen Ruhm zu beanspruchen. Bedri Bey habe dort graben wollen, aber Rassam sei ihm zuvorgekommen. Wir lassen diese Prioritätsstreitigkeiten auf sich beruhen und danken dem Forscher, der uns solche Schätze zugänglich gemacht hat.

Der Fortgang der Ausgrabungen hat lange auf sich warten lassen. Von den nach Erwerbung der Ruinen durch das Zivilkabinett des Sultans (1889) angestellten Grabungen sind erst wertvollere Resultate zu verzeichnen, nachdem Bedri Bey 1893 den französischen Assyriologen Pater V. Scheil hinzugezogen. Unter der Eskorte von 18 Soldaten brach man im Dezember 1893 von Bagdad nach der Ruinenstätte auf. Der Boden des ganzen Ausgrabungsgebietes war dicht mit Brunnenlöchern durchsetzt, von zahllosen Kreuz- und Quergräben zerfurcht und bis in die Tiefe hinein durch Stollen unterwühlt — Spuren der Arbeiten Rassams, des Zivilkabinetts und der einheimischen Antiquitätenräuber.

Die Forscher waren durch diesen Befund tief entmutigt, entschlossen sich aber dennoch zu einem Versuch. Aber wo man auch den Spaten ansetzte, ob an der Stelle des alten Stufenturms, ob anderwärts, überall zeigte sich derselbe trostlose Befund: zerfallene Häuser in größeren Gruppen und Straßenzügen, alles total ausgeplündert. Nur die Archive des Tempels lieferten Inschriften und entschädigten in etwas die Mühe der Arbeit.

Über die Gesamtanlage von Sippar konnte festgestellt werden,

daß der Ort von einer einfachen Mauer umgeben war. Merkwürdigerweise aber trafen die Züge dieser Mauer an der West-Süd-West-Ecke nicht zusammen. Gewaltige Tore mit ursprünglich 30 m Öffnung (später höchstens 15—20 m) führten auf allen Seiten ins Freie. Im WSW. außerhalb der Mauer floß der Sipparkanal, dessen hohe Uferwände sich noch weit verfolgen lassen. Die Stadt hat wohl niemals mehr als 15000 Einwohner gehabt. Sie „war ein Tempel, den man aufsuchte, um an den hohen Festen die Götter zu ehren; war ein Handelsbureau, das man in Anspruch nahm, um Verträge zu schließen; war ein Khan, in dem man in Zeiten der Gefahr seine Zuflucht fand" (Scheil). Die meisten Bewohner haben wohl unter Zelten außerhalb der Mauern ein Hirten- und Bauernleben geführt. In allerältester Zeit scheinen die ersten festen Häuser direkt auf der Ebene gestanden zu haben, später zur Zeit der ersten babylonischen Dynastie wurde eine 6—10 m hohe Terrasse aufgeschüttet, auf der sich die Stadt mit ihren Tempeln erhob. In einem der Hügel z. B. lagen die Wohnräume 10 m tief unter der Hügeloberfläche, die gefundenen Tafeln wiesen in die Zeit der 2. Dynastie von Ur. Der Tempelbezirk war von der eigentlichen Stadt durch einen breiten Weg geschieden. Von den Resten des Tempels war der Etagenturm noch am besten kenntlich; deutlich war auch noch zu sehen, daß das Beamtenviertel in der Nähe des Tempels und der großen Speicher einst ein sehr freundlicher Stadtteil gewesen sein muß, mit einem Platz in der Mitte und auf denselben mündenden größeren Straßen.

Zu Nebukadrezars und Nabonids Zeiten entstand am Kanal Pallukattu (griechisch Παλλακόττας, nicht Παλλακόπας zu lesen!) eine Neustadt, welche auch wohl selbst Pallukattu genannt worden ist. (Hommel und Meißner suchen die Stadt Pallukattu in dem Ruinenhügel bei dem weit nördlicher auf der Höhe von Bagdad am Euphrat gelegenen Kal'at Felûdja.) In den Kontrakttafeln aus Abû-habba heißt sie die „Schamaschstadt am Pallukat" oder einfach „Stadt Pallukat"; es findet sich auch der „Pallukatkanal in der Schamaschstadt", ferner wird ein „Stadttor am Pallukatkanal" angeführt. Wir werden mit Scheil diesen Ort als Teil von Sippar anzusehen haben. Ob die in alter Zeit, zu Ammizaduga's Tagen genannten Örtlichkeiten Sippar-jachruru, Sippar-Amnanim, Sippar-rabû und ein vierter unlesbarer Name Stadtviertel von Altsippar bezeichnet haben, ist allerdings sehr fraglich; es scheint sich um östlich vom Tigris gelegene Ortschaften zu handeln. Von der

alten Zwillingsstadt des Sippar scha Schamschi, dem Sippar Anunit, ist noch keine Spur gefunden. Grabungen in dem 1 Stunde nördlich von Abû habba gelegenen Hügel ed-Deïr sind erfolglos geblieben. Hommel dürfte Recht behalten, wenn er die Schwesterstadt nur durch den einst viel weiter östlich dicht an Sippar-abû-habba vorbeifließenden Euphrat vom Sonnensippar getrennt sein läßt.

Zu dem bisherigen aus dem Ausgrabungsbefund zu erschließenden Bilde der alten Stadt treten noch eine Anzahl Nachrichten aus den in ihr gefundenen Kontrakttafeln. Nur ein einziges Mal jedoch habe ich dort das Haus der Anunit von Sippar-Anunit gefunden. Über diese Schwesterstadt bewahren auch die Kontrakte aus Sippar Stillschweigen.

'Aqarquf, Dûr Kurigalzu.

Einige Stunden nördlich von Sippar, halbwegs zwischen Feludscha und Bagdad, liegt die Trümmerstätte 'Aqarquf. Ältere Reisende, welche von Westen her sich Bagdad näherten, hielten die vielen Reste von alten Kanaldämmen für die Trümmer der alten Stadt Babylon selbst. In dieser Ansicht bestärkte sie besonders der Anblick eines Mauerwerks, das einst Ähnlichkeit mit einem Turm hatte und das man deshalb für den Turm zu Babel oder den Danielsturm hielt. So schildert Eldred um das Jahr 1583 den imposanten Eindruck, den diese Ruine aus der Ferne hervorruft, ein Eindruck, der aber bei größerer Annäherung allmählich ganz verschwindet. Er hat die Trümmerstätte verschiedene Male besichtigt und beschreibt mit besonderer Sorgfalt die Ziegelsteine und die aus Rohrgeflecht und Asphalt hergestellten Zwischenschichten zwischen den Steinlagen. Die Höhe der turmartigen Ruine beträgt jetzt noch 31 m. Schon Tavernier sprach 1681 sich dahin aus, daß dieser vermeintliche Turm zu Babel bei Bagdad von den Arabern mit größerem Rechte Agarcouf genannt werde. Eingehendere Schilderungen des Bauwerks verdanken wir in späterer Zeit den beiden Forschern Niebuhr und Olivier. Die erste wissenschaftlich wertvolle Darstellung gab uns Buckingham, welcher 1816 in Gemeinschaft mit Bellino 'Aqarquf erforschte. Er stellte zuerst fest, daß der sog. Nimrodsturm ein Teil einer Stadt war, durch welche einst ein großer Kanal seinen Weg nahm. Diese Beobachtung rückte das Alter von 'Aqarquf beträchtlich weiter

hinauf, als Niebuhr es angesetzt hatte. Nicht die Reste einer großen Terrasse aus der Zeit der Kalifen oder der späteren Perserkönige hatte man vor sich, sondern die Ruinen einer babylonischen Stadt. Buckingham erkannte nämlich in dem hochragenden Backsteinmassiv eine stark verfallene Pyramide, deren Kern aus Luftziegeln, deren Oberfläche aber aus gebrannten Backsteinen bestand. Da man zu Buckingham's Zeit von der Bedeutung babylonischer Etagentürme noch nichts wußte, riet man auf ein altes Königsgrab nach Analogie der ägyptischen Pyramiden. Erst als die Keilschrift lesbar wurde, bewiesen die von Rawlinson gefundenen beschriebenen Ziegel, daß die bei 'Aqarquf verschüttete Stadt Dur-Kurigalzu (d. i. Burg des Kurigalzu) hieß und daß der Tell Nimrûd der Etagenturm Egirinna des Haupttempels der Stadt war. Aber auch schon vor der Entzifferung der Inschriften hatte der geniale Ker Porter, dem wir die ersten vorzüglichen Zeichnungen dieser Ruine verdanken, den Zweck des Nimrodsturms erkannt. Er sah in ihm den Rest eines tieferen Stockwerks eines als Tempel und Observatorium benutzten hohen Bauwerks, das wohl das Hauptgebäude der ganzen Stadt gewesen sei.

Von neueren Reisenden ist die Trümmerstätte oft besucht. Rawlinson hat wichtige Ziegel mit Inschriften dort gefunden. Planmäßige Ausgrabungen sind bisher nicht unternommen worden. Neuere Beschreibungen liefern Ward bei Peters Nippur I, 354 und Peters selbst ib. 184 ff., wo auch ein gutes Bild der Ruine geboten wird. Peters bestreitet, daß die Ruine der Rest einer Ziggurrat sei und hält sie für einen alten Turm oder ein Fort zum Schutze des großen Kanalnetzes, in dessen Mitte das Bauwerk lag. Ehe nicht Ausgrabungen dort geschehen, muß diese Ansicht als Möglichkeit verzeichnet werden.

Dur-kurigalzu (auch Durkirigalzu und Durgalzi geschrieben) war eine Gründung der Kassitenzeit, vielleicht an Stelle eines älteren Ortes Sattiki, wie die ideographische Schreibung des Namens vermuten läßt. Zur Kassitenzeit war die Stadt zeitweilig von Bedeutung, sie rangiert vor Nippur und den andern babylonischen Städten Ur, Larsa und Erech. In den Inschriften sind die Namen von etwa 1/2 Dutzend Tempeln der Stadt enthalten, die alle vielleicht nur Teilbauten des großen Zentraltempels waren. In den von Clay veröffentlichten Kontrakttafeln aus der Kassitenzeit wird Dur-kurigalzu öfter erwähnt.

Tell Ibrahim.

Bei Abu habba-Sippar führte ein Kanal vorüber, welcher die Stadt mit dem 50 Kilometer südöstlich davon entfernten Orte verband, der unter dem Tell Ibrahim verschüttet liegt. Die Araber nennen diese Stätte Habl-Ibrahim. Der Kanal ist vielleicht identisch mit dem in der Abbasidenzeit erwähnten Nahr Kutha, der in den babylonischen Inschriften nâr Gú-dú-a-ki heißt. Hormuzd Rassam nahm die schon von Rawlinson geäußerte Vermutung wieder auf, daß der Tell Ibrahim die Reste der alten Stadt Kutha bedecke. Friedrich Delitzsch, welcher die von Rassam dort gefundenen gestempelten Ziegel persönlich geprüft zu haben scheint, spricht mit großer Gewißheit davon, daß es sich um Kutha handele.

Als Rassam während seiner letzten Kampagne den Tell Ibrahim besuchte und anschnitt, war die Ausbeute der aufgewandten Mühe kaum entsprechend zu nennen. Die ziemlich ausgedehnte Ruinenstätte liegt in einer vollkommenen Sandwüste. Schon 1879 war es Rassam nicht gelungen, Leute zu einer so beschwerlichen Grabung zu finden; 1881 lagen die Verhältnisse etwas günstiger. Er kommandierte eine Abteilung von den am Birs (Borsippa) arbeitenden Arabern nach dem Tell Ibrahim. Da gerade der Tigris austrat, füllte sich der Mahawilkanal mit Wasser und ein alter Brunnen in der Nähe der Ruinen spendete wieder trinkbares Naß. Obwohl täglich furchtbare Sandstürme die Arbeiter zwangen, aus den Laufgräben zu flüchten, wurde dennoch die Arbeit vier Wochen fortgesetzt. In einem der Hügel stieß man in etwa 20 Fuß Tiefe auf wohlerhaltenes Mauerwerk, an andern Stellen lag der Fußboden der Gemächer bis 30 Fuß tief. Etwa 20 in die Ruinenmasse hineingetriebene Stollen brachten Rassam zu der Ansicht, daß der 2 (engl.) Meilen im Umfang messende Hügel in alter Zeit überhaupt nicht bewohnt gewesen sei, denn kein einziger Stollen habe auf babylonische Spuren geführt. Obwohl Ziegel mit dem Stempel Nebukadrezars vorkamen, meinte er, der Ort sei auch zu dieses Königs Zeit bedeutungslos gewesen. Dagegen habe später eine ausgedehnte Besiedelung stattgefunden, deren Spuren kilometerweit den eigentlichen Tell umgaben. Da Tell Ibrahim nicht wieder von neuem untersucht worden ist, scheinen mir Rassams Ansichten auf Grund der neubabylonischen Kontrakttafeln einer Nachprüfung bedürftig. Auch Ward's Notizen bei Peters I, 352 führen zu derselben Ansicht.

Kutha wird schon als Gú-dú-a-ki auf dem Obelisken des Manischtusu von Kisch und als Ku-ti-im-ki von Sargon erwähnt. Die Stadt wird in der Folge berühmt durch den von Dungi erbauten Tempel E-schit-lam des Nergal, der als Schutzgott von Gú-dú-a-ki den Namen Schit-lam-ta-ud-du-a führte. Der Stufenturm dieses Tempels hieß Bit-Nannar, war also dem Zwillingsbruder des Nergal, dem Mondgotte geweiht. Im übrigen trägt das Heiligtum Unterweltscharakter; es ist deshalb die Vermutung nicht von der Hand zu weisen, daß Kutha eine Totenstadt war wie Surghul (s. u.). Dies dürfte jedoch nur von der altbabylonischen Zeit gelten. In neubabylonischer Zeit erscheint Kutha, wenn auch nicht allzuhäufig genannt, als eine Stadt wie viele andere; es wird Tik-gab-a-ki geschrieben. Zu Nebukadrezars Zeit werden alltägliche Geschäfte dort abgeschlossen; zu Nabonids Zeit wird ein Wohnhaus in Kutha erwähnt; ebenso ist es in Kambyses' Tagen sicher bewohnt gewesen. Der in neubabylonischen Texten genannte Kanal von Kutha wird in der Perserzeit meist als „alter Kanal von Kutha" bezeichnet.

El Oheimir (Plan S. 65).

13 Kilometer östlich von den Ruinen Babylons, in der Nachbarschaft des alten Kanalbetts des Schatt en-Nil, liegt die Ruinengruppe el Oheimir, bestehend aus den Hügeln el-Chazne und el-Bandar und einigen kleineren Anhöhen. Diese Hügel liegen ziemlich weit von einander entfernt am Nordrande einer mit alten Siedelungsspuren bedeckten Ebene. Als Oppert einst seine phantastischen Vorstellungen von der Ausdehnung Groß-Babylons kartographisch fixierte, bezog er die Ruinenstätte als Nordostecke in das ungeheure Stadtviereck mit ein.

Der erste Besucher dieser Hügel war im Jahre 1816 Buckingham, in dessen Kopf wohl auch zuerst die Idee entstand, daß der Stadtbezirk Babylons sich bis hierher erstreckte. Nur zwei Engländer waren vor ihm bis in die Nähe von el-Oheimir vorgedrungen. Buckingham konnte nichts weiter liefern als eine allgemeine Beschreibung der von ihm auf 60—70 Fuß Höhe geschätzten Tells. Unerträgliche Hitze und Staubstürme trieben ihn von dannen. Er hatte sein Augenmerk besonders auf die weißen Ascheschichten zwischen den Ziegellagen der größten Ruine gerichtet, in denen er ein Beispiel der von Herodot beschriebenen babylonischen Bauart wiederfinden wollte. Von Buckingham's Auf-

stellungen über die Riesenausdehnung Babylons überzeugt, unternahm im folgenden Jahre Sir Robert Ker Porter einen Ausflug nach el Oheimir. Da er mit günstigeren Wetterbedingungen rechnen durfte, konnte er die Ruine weit genauer durchforschen als sein Vorgänger. Ein beschriebener Ziegel, den er veröffentlichte, verkündete, daß die Hauptkuppe die Trümmer des Zamamatempels E-me-te-ur-sagga in sich barg. Aus Ker Porters Darstellung geht hervor, daß der hohe Trümmerkegel dieser Hauptkuppe wohl die Ziggurrat des genannten Tempels war. Ein Alabasterstück, das Bellino, der Begleiter Ker Porters, aufhob, bewies, daß schon zu Hammurabis Zeiten sich hier eine wichtige Kultstätte befand. Die Schlüsse, zu denen uns heute diese Inschriftenfunde ermächtigen, vermochten freilich die Entdecker damals noch nicht zu ziehen, wohl aber kam Ker Porter von Buckingham's Ansichten über die Zugehörigkeit des Oheimir zum Stadtbezirk von Babylon gänzlich zurück und erklärte die Ruinen für Reste einer selbständigen Örtlichkeit. Später wurden die Trümmerhügel auch von Mignan und Fraser besichtigt. Die ersten und bisher einzigen Ausgrabungen in el Oheimir veranstalteten 1852 Oppert und Fresnel. Sie fanden ein Backsteinpflaster Nebukadrezars und eine kleine altertümliche Basaltinschrift. Obwohl schon damals die von Ker Porter entdeckten Inschriften über den Tempel des Zamama, des Hauptgottes von Kisch, lesbar waren, setzte Oppert el-Oheimir der alten Stadt Kutha gleich, welche bereits als Hauptstätte des Nergalkultus bekannt war. Trotz Jensen's Einspruch ist denn auch daran festzuhalten, daß el-Oheimir mit seinen verschiedenen Hügelgruppen die Doppelstadt Kisch-Charsagkalamma darstellt. Schon in ältester Zeit wird ein Patesi (Priesterkönig) von Kisch in Verbindung mit dem Gotte Zamama genannt. Vielleicht ist damit schon die hier in Frage stehende Stätte gemeint. Es ist freilich zu bedenken, daß es in der Nachbarschaft von Erech ebenfalls ein Kisch-Charsagkalamma gab, das anscheinend viel älter war als diese gleichnamige Doppelstadt bei Babylon. Ein drittes Kisch mag das von Jensen besprochene sein, das östlich vom Tigris zu suchen ist. In beiden Kisch, dem chaldäischen wie dem babylonischen, hieß der Zamamatempel E-me-te-ur-sagga, wohl auch in beiden der Etagenturm (Ziggurrat) Ki-dur-mach. Für die Existenz einer Stadt Kisch dicht bei Babylon sprechen auch viele Stellen der Kontraktliteratur, in denen z. B. eine Straße nach Kisch oft genannt wird. Mit diesem Kisch eng verbunden, ja vielleicht nur Name des

Tempelviertels, war Charsagkalamma. Kontrakte aus der Zeit des Nebukadrezar und Kambyses bezeichnen Chursagkalamma, wie man später schrieb, als kirib Kiš-ki, d. i. „in" Kisch gelegen. Nicht ganz klar ist, ob dies babylonische Chursagkalamma einen eigenen Etagenturm E-kur-mach besaß, oder ob damit die Ziggurrat des älteren Charsagkalamma bei Erech gemeint ist. Möglich ist die Existenz einer zweiten Ziggurrat neben Ki-dur-mach, die dann in einem der kleineren Hügel von el-Oheimir zu suchen wäre. Hier kann nur die Grabung Gewißheit bringen.

Nuffar (Plan S. 66).

Wir wenden uns nun zu einer der ausgedehntesten und besterforschten Ruinenstätten des ganzen alten Orients. Nuffar liegt am nordöstlichen Rande der 'Afedschsümpfe, etwa 12 Meilen südlich von Hillah, und ist seit 1889 das Ziel mehrerer großartiger Expeditionen gewesen, welche die nordamerikanische Universität zu Philadelphia (Pennsylvaniauniversität) entsandt hat. Diese Forschungen haben ein so überreiches Material an Altertümern und Inschriften zutage gefördert, daß eine auch nur einigermaßen vollständige Beschreibung der Funde und der bisher daraus gewonnenen Erkenntnisse den Rahmen dieses Heftes weit überschreiten würde. Wer ausführlichere Unterweisung sucht, dem stehen die beiden Werke Hilprechts „Die Ausgrabungen im Beltempel zu Nippur" (Leipzig 1903, Hinrichs) und das ausführlichere „Die Ausgrabungen in Assyrien und Babylonien", zur Verfügung. (Der Druck des 2. Teiles, der Nippur mit behandelt, verzögert sich leider noch immer, so daß vorläufig hierfür noch das englische Buch benutzt werden muß.) Weitere Literatur s. S. 63.

Nuffar, das alte Nippur, das biblische Kalneh, lag am Kabarukanal, dem Chebar des Buches Ezechiel, und war durch seinen Beltempel das Zentralheiligtum des ältesten Babyloniens. Schon Oppert hatte erkannt, daß in dem heutigen Nuffar der alte Name Nippur sich erhalten habe. Der Anblick der Ruinen ist ein überwältigender, einem Gebirge ähnlich ragen sie in geschlossener Masse bis zu 29 m Höhe über die Ebene empor. Der Ruhm, diese imposanten Hügel als erster europäischer Forscher untersucht zu haben, gebührt Henry Layard, dem erfolgreichen Entdecker der Bibliothek Assurbanipals.

Am 17. Januar 1851 schlug er sein Lager in Suq el-'Afedsch unter dem Schutze der Gastfreundschaft des 'Afedsch-

häuptlings auf. Täglich mußte er, um zu der Ruine zu gelangen, die Sümpfe auf den langen schmalen Turrâdas, den Booten der Beduinen, durchqueren, wodurch manche wertvolle Stunde verloren ging. Dem Gewirr der verschiedenartigsten Erhebungen und Senkungen entstieg im Nordosten des großen Hügelgefildes der 29 m hohe Kegel Bint el-Amir, wie wir jetzt wissen, der Schutthaufen des alten Etagenturms Im-char-sag, des imponierendsten Teiles des großen Tempelkomplexes E-kur. Wie bei vielen babylonischen Ruinen war auch hier das ganze Trümmerfeld mit Massen von Ziegelbrocken, Ton-, Stein- und Glasscherben und Brandschlacken dicht bedeckt. Layard konnte nur 14 Tage auf dies ausgedehnte Ruinenfeld verwenden. Wir wissen heute, weshalb seine Arbeiten so geringen Erfolg hatten. Einmal vergeudete er viel Zeit durch Suchen nach einem großen schwarzen Stein, der in den phantastischen Erzählungen der 'Afedsch eine Hauptrolle spielte, dann aber waren seine Suchgräben viel zu flach angelegt. Nur vereinzelt stieß er auf Spuren der altbabylonischen Zeit. Einige Schriftziegel von Ur-Gur und massive Mauerreste waren eigentlich alles, was er an babylonischen Altertümern fand. Er durchwühlte in Wahrheit nur die Totengefilde und Gräberhalden eines Volkes, das lange Zeit nach Nippurs Untergang die sand- und schuttbedeckten Ruinenhügel neu besiedelt hatte. Dieses späten Siedlervolkes Gräber und tönerne Pantoffelsärge mit ihren wertlosen Beigaben, unter denen einige geschnittene Steine das Wertvollste waren, fielen dem bald entmutigten Forscher in die Hände. Wer will es ihm, dem Entdecker der Prachtbauten Assyriens, verargen, wenn er in seinen Hoffnungen getäuscht und ohne Berücksichtigung der eigenartigen Bauweise und Bodenverhältnisse Babyloniens, sich höchst pessimistisch über die Aussichten künftiger Grabungen in Nippurs Trümmerhügeln aussprach? Ihm war auch alle Lust vergangen, noch weiter nach Süden vorzudringen und die Trümmer von Warka zu erforschen. Vom Fieber geschüttelt enteilte er dem unwirtlichen Sumpflande der 'Afedsch. So schwer hatte ihn dieser Mißerfolg entmutigt, daß er wünschte, niemals wieder mit der Ausgrabung babylonischer Ruinen betraut zu werden.

Erst de Sarzec's großartige Ausgrabungen in Tellô seit 1877 sollten Klarheit bringen über die Gründe der Layard'schen Mißerfolge. Man lernte nun erst den Unterschied kennen zwischen assyrischen und babylonischen Trümmerstätten; man erkannte, daß die andersartige babylonische Bauweise die Entstehung oft vieler

Besiedelungsschichten übereinander begünstigte und daß altbabylonische Bau- und Kulturreste oft viele Meter tief unter der Oberfläche verborgen sein können; ja man kam zu der Einsicht, daß eine fortdauernd nachweisbare Besiedelung eines Platzes bis in späte Zeiten hinein die denkbar schlechtesten Aussichten für das Vorkommen von Altertümern eröffnet.

Diesmal sollte es die neue Welt sein, die durch die Ausgrabung von Nippur sich in die Reihe der Nationen einfügte, denen wir die Erforschung des alten Orients vornehmlich zu danken haben. Am 6. September 1884 trat Dr. W. H. Ward auf Kosten der freigebigen Miß Wolfe in New-York die Reise nach dem Orient an. Etwa acht Wochen dauerte die Expedition, die von Bagdad Mitte Januar 1885 ihren Anfang nahm. Es wurden trigonometrische und photographische Aufnahmen gemacht, Erkundigungen eingezogen und Fundstücke angekauft, alles im Sinne einer Vorarbeit für künftige genauere Forschungen. Einen Teil des Tagebuches von Dr. Ward hat Peters im Anhang seines 1. Bandes von Nippur veröffentlicht. Leider schien das Interesse für die so begeistert begonnenen Arbeiten nach der Rückkehr der Forscher im Abnehmen begriffen zu sein. Es war unbedingt nötig, erst wieder von neuem Stimmung für die Sache zu wecken und zwar nachhaltiger als bisher. Das Mittel dazu waren populäre Vorträge, wie sie namentlich Hilprecht im Winter 1886/87 in Philadelphia veranstaltete. Seinem begeisterten Worte und der zähen Energie des Dr. Peters gelang es endlich, dem Gedanken einer Expedition neue Freunde zu erwerben; einer Reihe von angesehenen Bürgern Philadelphias haben wir es zu danken, wenn die fast eine halbe Million Mark betragenden Kosten für die vier großen, bis jetzt unternommenen Expeditionen nach Nuffar aufgebracht wurden. Fünf Herren, die beiden Rektoren der Pennsylvania-Universität Dr. William Pepper und sein Nachfolger Dr. Harrison, die Bankiers Gebrüder Ed. W. und Clar. H. Clark und der Großindustrielle W. W. Frazier, werden uns von Peters und Hilprecht als die Mäcene des großen Unternehmens genannt. Ihnen zur Seite steht als weiterer Gönner Herr Eckley Coxe jun., durch dessen großartige Freigebigkeit der Druck der reichhaltigen Veröffentlichungen der Expeditionsergebnisse hat unternommen werden können.

In kurzem möge nun ein Überblick über die Arbeit der vier Expeditionen folgen, im wesentlichen nach Schilderungen Hilprechts, z. T. auch Dr. Peters'. Am 17. März 1888 wurde die Organisation

der ersten Expedition vollzogen. Der Vorsitzende des Babylonian Exploration Fund war Provost Pepper, Schatzmeister wurde Ed. W. Clark und Schriftführer Hilprecht; an der Spitze der auszusendenden Forscher stand Peters als Direktor der Expedition, ihm zur Seite als Assyriologe Dr. R. Fr. Harper, dem auf besonderen Wunsch Dr. Pepper's Hilprecht beigesellt wurde. Field als Architekt, Haynes als Photograph und Reisemarschall und Noorian als Dolmetscher und Chef der Arbeiterkolonnen vervollständigten den Stab des großen Unternehmens. Im Sommer 1888 brachen die Mitglieder auf verschiedenen Wegen nach dem Orient auf, um sich Anfang Dezember in Aleppo zu treffen. Peters hatte in Konstantinopel die größten Schwierigkeiten zu überwinden,

Abb. 1: Die Ruinen von Nippur im Jahre 1900.
Nach der Aufnahme der Pennsylvania-Expedition.

ehe ihm die gewünschte Erlaubnis der kaiserlich-türkischen Regierung für die Ausgrabungen zuteil wurde. Der endlich mit vieler Mühe der Regierung abgedrungene Firman entsprach gerade in den hauptsächlichsten Punkten sehr wenig den durch Versprechungen der hohen türkischen Würdenträger in den Amerikanern geweckten Hoffnungen. Als man in Aleppo zusammentraf, hatten die andern Mitglieder der Expedition bereits wertvolle Forschungen unternommen. Harper, Field und Haynes hatten die hethitischen Ruinenstätten besucht, Hilprecht die Inschriften des Wadi Brissa und am Nahr el Kelb einer neuen Prüfung unterzogen. Teils direkt, teils auf dem Umweg über Diwanije zog man dem Ziel entgegen. Das Land um Nuffar war in unruhigem Zustand: Blutfehde zweier 'Afedsch-

stämme und Streit der 'Afedsch mit den Schammar hatten eine unheilschwangere Atmosphäre erzeugt, der Anblick der imposanten Ruinenmasse von Nippur aber ließ in den Forschern neue Begeisterung trotz aller schon erlebten und noch bevorstehenden Schwierigkeiten emporflammen. Nach mühevollem Ritt und Marsch über sumpfiges und von Kanalbetten durchzogenes Gelände schlug man auf einem hochgelegenen Punkt das erste Lager auf. Der Architekt Field entwarf noch an demselben Tage einen ziemlich flüchtigen Plan der Ruine, vor dessen Einsendung der Firman nicht in Kraft treten sollte.

Die ersten Grabungen, für welche eine Schar geübter Arbeiter von Jumjuma angeworben war, waren nichts weiter als tastende Versuche, in der ausgedehnten Hügelwirrnis einen oder den andern festen Ausgangspunkt zu finden. Der Augenschein hatte Hilprecht bereits zu etlichen Schlüssen über den Charakter einzelner Teile der Ruine geführt, welche die Folgezeit als richtig bestätigen sollte. Leider wurde von dem Leiter der Expedition auf die fachmännischen Feststellungen der begleitenden Gelehrten zu wenig Gewicht gelegt, sonst hätte es nicht geschehen können, daß er die Ziggurrat für den Belstempel selbst hielt und diesen, der sich ostwärts der Pyramide anschloß, teilweise zum Ablagerungsplatz der aus der Ziggurrat entnommenen Schuttmassen machte. Tempelschule, Bibliothek und Priesterquartier vermutete Hilprecht von Anfang an in dem dreieckigen Südosthügel, der schon in der ersten Hälfte des Februar sich als reiche Fundgrube beschriebener Tontafeln auswies. Wenn man in Peters' erstem Band die Beschreibung der ersten Kampagne liest, so kann man sich dem Eindruck nicht verschließen, daß in recht planloser Weise bald hier, bald dort gegraben wurde; auch erfährt man mehr von der medizinischen Betätigung des Expeditionsleiters unter den Eingeborenen, als von den dringend notwendigen Aufzeichnungen über den Befund der ausgegrabenen Stätten und Altertümer. Bei der Aufklärung der Ziggurrat wurde der Plan der Fachleute einigermaßen innegehalten. Leider sah Peters mit Schrecken, wie seine Geldmittel sich in schnellem Laufe ihrem Ende näherten, ohne daß Erfolge erzielt waren, welche amerikanischen Ansprüchen genügen konnten. Dem Drängen Hilprechts nachgebend, wurde der dreieckige Südosthügel genauer untersucht. Eine großartige Ausbeute an Tontafeln aus altbabylonischer und neubabylonischer Zeit lohnte diesen Versuch. Schon jetzt schloß Hilprecht mit vollem Recht aus dem zum größten Teil

wissenschaftlichen Inhalt der älteren Tafeln, daß dieser dreieckige Hügel die Stätte der alten Tempelbibliothek gewesen sei.

Leider war es nicht mehr möglich, den „Tafelhügel", wie er genannt wurde, bei dieser ersten Kampagne weiter zu erforschen, sonst hätte man schon damals auf jene großen Tontafelschätze stoßen müssen, welche 1900 nach Hilprechts Plan zutage gefördert wurden. An der Ziggurrat ging die Arbeit nur langsam vorwärts. Nur allmählich schälte sich das untere Stockwerk des gigantischen Bauwerks aus den Trümmern heraus. Dabei zeigten sich in den höheren Schichten, welche den Kern des Stufenturms umgaben, derartig verwickelte Baureste, daß es nötig gewesen wäre, zunächst die gesamte Umgebung der Ziggurrat, also den eigentlichen Tempelbau und was über ihm lag, aufzuklären. Die gefundenen Altertümer gingen bis in Naramsins Zeit zurück, während anderwärts Spuren der Kassitenzeit erkennbar waren. Im Westen und Süden der Trümmerstätte brachten die auf 250 Mann vermehrten Arbeiter viele Reste der chaldäischen und persischen Zeit zutage, besonders Kontrakttafeln. Ein Bauzylinder Sargons von Assyrien ließ auf Spuren eines öffentlichen Gebäudes schließen. Die meisten Gräben jedoch führten auf Reste der frühchristlichen Epoche. Der interessanteste Fund dieser Art war der Säulenhof eines Partherschlosses, das sich nahe der Stelle erhob, auf der das erste Lager der Expedition gestanden hatte. Die oberen Schichten dieser späten Besiedelungsüberreste waren von hunderten von Gräbern durchsetzt, in denen die Toten in Pantoffelsärgen oder die Asche der Verstorbenen in Urnen bestattet war. Ungezählte Kleinfunde aus dieser Partherzeit fielen den Forschern in die Hände; dazu kam noch eine große Zahl von Zauberschalen, bedeckt mit hebräischen, mandäischen und arabischen Legenden und Zeichnungen von allerlei übeln Dämonen. Schon im April sollte die erste Kampagne der amerikanischen Expedition zu einem jähen Ende kommen, obwohl man bei der steigenden Geldnot auch so schon schwerlich länger als bis Anfang Mai hätte arbeiten können. Die Fehde zweier 'Afedschstämme hatte einen jungen Burschen ermutigt, eines Nachts den Forschern die Pferde zu stehlen. Er wurde in Flagranti erschossen — die Expedition aber stand von Stund an in Blutfehde mit den Sa'id, dem Stamme des Getöteten. Am 18. April war die Expedition bereits im Aufbruch begriffen, als der verräterische Mukota, der Sohn des den Amerikanern freundlich gesinnten Oberscheichs der 'Afedsch, Hajji Tarfa, das Lager in Brand stecken

ließ und damit das Signal zu allgemeiner Plünderung gab. Vieles vom Hab und Gut der Forscher, auch bares Geld, ging dabei verloren, die gefundenen Altertümer aber konnten sämtlich geborgen werden. In Bagdad löste sich die Expedition auf.

Mit bangen Befürchtungen kehrte Dr. Peters nach Amerika zurück. Würden die Veranstalter der Expedition mit den Erfolgen zufrieden sein? Würde eine Fortsetzung der Arbeit wünschenswert erscheinen? Wider alles Erwarten wurde die Weiterführung der Forschungen beschlossen. Wieder war es die nicht leichte Aufgabe des abermals zum Expeditionsleiter ernannten Dr. Peters, die kaiserlichen Behörden zu überzeugen, daß die erste Kampagne durch den Aufstand der Araber unterbrochen war und man unbedingt die begonnene Grabung zu Ende führen müsse. Die meisten Schwierigkeiten bereitete der Wali in Bagdad, dem die Verantwortung für die Sicherheit der Fremden oblag. Die Organisation der zweiten Kampagne war leider eine wenig glückliche. Es scheint, als ob Peters dem Komitee in Amerika die Überzeugung beizubringen wußte, daß die Mitwirkung von Fachleuten bei diesem doch rein wissenschaftlichen Unternehmen hinderlich sei. So wurden Field und Hilprecht, die wiederum sich zur Teilnahme auf eigene Kosten bereit erklärt hatten, abgewiesen. Peters glaubte, allein auf Grund des mit den Fachleuten gemachten Anfangs weiterarbeiten zu können, und nahm nur Haynes und Noorian mit. Er hatte ansehnliche Erfolge zu verzeichnen, aber dieselben hätten zweifellos ganz andere, bedeutendere sein können, hätte er einen Assyriologen und Architekten zur Seite gehabt. Anfang 1890 betrat die Expedition den Schauplatz ihrer vorjährigen Tätigkeit. Viel hatte sich in den Verhältnissen des Landes und seiner Bewohner geändert. In furchtbarer Weise hatte inzwischen die Cholera im Iraq gehaust. Mukota war tot. Von Blutrachegelüsten der Sa'id war nichts mehr zu spüren, und die ganze Blutschuldgeschichte wurde bald mit einer Handvoll Goldstücke endgültig beigelegt. Die Amerikaner konnten sich vor Arbeiterzulauf kaum retten, man hielt sie für unermeßlich reich, ja für Beherrscher geheimnisvoller Zauberkräfte. Die Erfolge der ersten Kampagne hatten zu dem Schlusse geführt, daß Nippur Reste aus dem vierten vorchristlichen Jahrtausend barg und daß von da an bis in die Abbassidenzeit herab Teile des Ruinenfeldes besiedelt waren. Einige Hauptpunkte dieses fünftausendjährigen Zeitraumes hatten sich fixieren lassen, nun galt es die Zwischenräume aufzuklären. Hilprechts Vermutung, daß

über dem alten Beltempel eine Partherfestung gebaut sei, fand ihre Bestätigung, obwohl Peters und Haynes des Glaubens waren, statt einer Partherburg den Tempel selbst aufzudecken. Durch diesen Irrtum mögen manche wichtige Spuren unbeachtet geblieben und verwischt sein. Was sich nachher noch erkennen und feststellen ließ, hat dann Hilprecht in seinem empfehlenswerten Schriftchen „Die Ausgrabungen im Beltempel zu Nippur" in allgemeinverständlicher Weise geschildert. Für ein genaues Studium aller Bauwerke sei auf Fishers im Erscheinen begriffenes großes Werk verwiesen. Peters' Arbeit bestand in senkrechter und wagerechter Durchwühlung der kolossalen Schutthügel. Dank dieser Methode hat er sich mehr als einmal in der Bestimmung der gefundenen Bauten geirrt. Der wertvollste Teil seiner Arbeit war das Eindringen in die älteren Bauschichten des Etagenturms, deren gestempelte Backsteine die Namen der Herrscher verkündeten, die sich mit der Erhaltung und Erweiterung des Tempels und seiner Zigqurrat befaßt hatten. An der Westseite der letzteren fand man die ältesten plankonvexen Ziegel und eine Tontafel aus vorsargonischer Zeit. Auch an der Südostseite des Stufenturms drang man durch die Schichten der Zeit Assurbanipals zu der starken Aufschüttung Ur-Gur's vor, welche den gewaltigen Rundpfeilern der Partherfestung als Fundament diente. In der Nähe dieser Schicht fand Peters die ersten Türpfannen und einen Ziegelstempel Sargons I. von Agade, wodurch dieser halb sagenhafte Herrscher zu einer Gestalt der Geschichte wurde. Nun kamen Altertümer von Herrschern zu Tage, deren Namen schon durch de Sarzec's Funde bekannt waren. Leider blieb es nur bei der Feststellung dieser alten Herrschernamen, denn die Baureste an den zwei Stellen, an denen Peters die vorsargonische Schicht angeschnitten zu haben glaubte, wurden viel zu wenig gewürdigt. Statt diesen verheißungsvollen Fundschichten systematisch nachzugehen, sondierte Peters an andern Stellen weiter. Im Südosten der Pyramide entdeckte er einen Komplex von über 20 Gemächern und in einem derselben eine Menge Votivgegenstände aus der Kassitenzeit, wie sich entgegen seinen falschen Schlüssen herausstellte, eine Niederlage eines späteren Edelsteinhändlers, der aus alten Fundstücken neuen Schmuck herstellte. Solche Juwelierwerkstätte hat auch Koldewey in Babylon gefunden und zwar enthielt dieselbe ebensolche kassitischen Stücke, die obenein aus Nippur stammten. Layard und Peters waren also nicht die ersten, die in Nippur

nach Altertümern gruben. Eine ziemlich eingehende Grabung veranstaltete Peters in dem Hügel, der das Lager der ersten Kampagne getragen hatte. Hier war der Säulenhof einer kleineren Partherburg nachgewiesen worden. Durch jüdische und früharabische Schichten hindurch, denen eine große Menge interessanter Gegenstände entnommen wurde, drang man in die Tiefe vor. Leider aber ließ Peters auch diese Grabung wieder liegen, sobald er sah, daß der Befund viel kompliziertere Gebäudegrundrisse darbot, als er vermutet hatte. Er geriet immer mehr in das Fahrwasser eines Rassam, indem er um jeden Preis in die Augen fallende Altertümer nach Amerika mitbringen wollte. Schließlich kam Dr. Peters wieder auf den Gedanken, den Tafelhügel, der im Vorjahre so gute Ausbeute an Inschriften geliefert, genauer zu durchforschen. 2000 Tafeln aller Art fielen in kurzer Zeit in seine Hände. Er hielt den Hügel für den Wohnplatz gutsituierter Bürger und ließ ihn im Stich, als die Tafelausbeute geringer wurde. Ein anderer Hügel begann nämlich besseren Ertrag zu liefern. Offenbar hatte man ein Archiv angeschnitten, das in einigen Wochen 5000 Tafeln, fast ausnahmslos Kontrakte und Listen aus altbabylonischer Zeit bis in die kassitische Zeit hinein, ergab. Leider unterblieb abermals jede Untersuchung der Gebäude, welche diese Tafelschätze bargen. Am 3. Mai wurde diese zweite Kampagne geschlossen. Peters war stolz auf seine reiche Inschriftenbeute. Seine Methode hatte große sichtbare Erfolge aufzuweisen, und er empfahl die Beibehaltung derselben für eine künftige dritte Expedition.

Da der Sultan der Pennsylvania-Universität eine große Zahl der Fundstücke schenkte, war die Stimmung des Komitees einer dritten Kampagne günstig. Diesmal bewirkte Peters, daß Haynes allein nach Nuffar gehen sollte, nur ausgerüstet mit einer keilschriftlichen Namen- und Schriftliste, um danach Königsnamen und Alter der Schriftdenkmäler ungefähr zu bestimmen. Im übrigen sollte er die Methode des Dr. Peters genau weiter einhalten. Mitte März 1893 war Haynes bereits im Iraq. Da für diese dritte Kampagne ein sehr langer Aufenthalt in Aussicht stand, baute er im Süden der Ruinen ein festes meftûl (Lehmkastell). Die Arbeit des neuen Expeditionsleiters ist, wie anerkannt werden muß, unter Einsetzung aller seiner Kräfte getan worden. Daß diese Kräfte der Riesenaufgabe gegenüber schließlich versagten, ist nicht Haynes' Schuld. Die Einsamkeit einer trümmerbesäten Wüstenei, wirkliche

und eingebildete Gefahren und Schwierigkeiten, die Erkenntnis der eigenen Ohnmacht gegenüber der Fülle neuer, ungeahnter Probleme, das alles führte schließlich den nervösen Zusammenbruch des Forschers und das Ende der langen Kampagne herbei. Eine kurze Zeit, als der junge amerikanische Architekt Meyer bei ihm weilte, schien Haynes aufzuatmen. Nach der Erkrankung des jungen Gelehrten aber brachen seine Kräfte von neuem zusammen. Das Bedauerlichste dieses dritten Forschungszuges ist das Fehlen eingehender Berichte über geleistete Arbeit und die mangelhafte Registrierung der vielen kostbaren Funde nach Ort, Tiefe, Schicht und Umgebung. Es ist schwer, über diese Kampagne in wenig Worten zu berichten. Hilprecht, dem alle gemachten Funde nebst den Notizen vorgelegen haben, teilt die geleistete Arbeit nach drei Gesichtspunkten ein: Prüfung der jüngern Bauten, Aufdeckung des von Assurbanipal restaurierten Etagenturms und Ausgrabungen im Hof südöstlich von demselben. Haynes war in demselben Irrtum wie Peters befangen, als er am Tempelturm die jüngeren Anbauten für die letzte Form des Beltempels selbst ansah. Zum Glück ist durch Meyers Eingreifen von diesen parthischen Bauwerken vor ihrer teilweisen Beseitigung ein genauer Plan aufgenommen worden. Wieder kamen in diesen jungen Schichten zahlreiche babylonische Kleinfunde an den Tag, aus denen Peters und Haynes auf den babylonischen Ursprung der Bauwerke schließen wollten. Schon de Sarzec's Arbeiten hatten aber bewiesen, daß diese älteren Gegenstände den späteren Ansiedlern bei Planierung ihres Baugrundes aus den älteren Schichten in die Hände gefallen sein mußten. Viele solcher alten Dinge dienten dann als Schmuck oder Talisman oder als Votivgaben für die Götter. Um die eigentliche babylonische Ziggurrat teilweise freizulegen, hätten zuerst über 100000 Kubikfuß Erde, Mauerwerk und Schutt beseitigt werden müssen; damit wären dann auf einer Seite die gewaltigen Anbauten späterer Zeiten bewältigt worden. Haynes beschränkte sich auf eine teilweise Abtragung des südöstlichen Anbaus und suchte durch enge senkrechte Schächte die eigentliche Pyramide zu erreichen. Sobald er auf dieselben gestoßen, hätte er freilich diese Methode der engen Stollen und Schächte bei Seite lassen sollen, da er durch dieselbe es unmöglich gemacht hat, den Zusammenhang der Pyramide mit dem Tempel festzustellen. Bald gingen die Schächte bis auf die Schicht des Kadaschmanturgu, bald auf die des Urgur, bald bis in die vorsargonischen Lagen hinunter. Vor der in An-

griff genommenen Front der Ziggurrat konnten in verschieden starken Lagen die charakteristischen Pflasterschichten der einzelnen Wiederhersteller und Bauherrn bis auf den natürlichen Baugrund hinab nachgewiesen werden. Haynes selbst fühlte klar, wie wenig seine Arbeitsmethode ihrem Zweck entsprach; warum er sie dennoch beibehielt, bleibt ein Rätsel. In den oberen Etagen der Ziggurrat kamen Schriftziegel aus allen Zeiten vor, denn jeder spätere Bauherr benutzte noch brauchbares älteres Material, ja es wurde immer klarer, daß die Ziggurrat um einen kleineren ursprünglichen Kern herum im Laufe der Zeit nach allen Seiten hin gewachsen war. Nur an der Südostfassade scheint fast zweitausend Jahre hindurch nichts verändert worden zu sein, wohl weil von dieser Seite aus der Aufstieg emporführte. In die Einzelheiten der Ausgrabung, die Auffindung von Wasserleitungen, Brunnenschächten, welche die Parther angelegt hatten, die Unterschiede der Backsteine aus den verschiedenen Bauepochen usw. gehen wir hier nicht ein, um noch Platz zu gewinnen für einige Worte über die Arbeit im Südosthof. Von den vielen Schichten ist die über der Pflasterung des Urgur eine der merkwürdigsten; sie enthielt eine Fülle von Bruchstücken der wertvollsten Vasen, Bildsäulen, Torpfannen usw. Diese Gegenstände selbst aber waren älter als Urgurs Zeit, fanden sich doch die Namen Sargon und Naramsin auf ihnen. Wie Hilprecht wahrscheinlich gemacht hat, war Haynes auf die Spuren der großen Elamiteninvasion gestoßen, der auch der Beltempel zum Opfer fiel. Die sehr zerbrochenen Fundstücke dieser Schicht haben dennoch die wertvollsten historischen Aufschlüsse über die alten Dynastien von Ur, Nisin und Larsa geliefert. Auch die Schatzkammer, die einst alle die kostbaren, von den Elamiten zerschlagenen Weihgeschenke barg, fand Haynes wieder. Bald stieß er auch auf die Pflasterungen Naramsins und Sargons und drang dann in die bisher unbekannten vorsargonischen Schichten ein. Ganz eigenartige Mauerreste und Bauwerke wurden gefunden, deren Erklärung erst bei der 4. Expedition gelang. Technisch vortreffliche Wasserleitungen aus Tonröhren mit Knie- und T-Stücken gaben Kunde von einem ungeahnt hohen Kulturzustande dieser fast prähistorischen Zeiten, denen erstaunlicher Weise auch der Spitzbogengewölbebau vertraut war. Das Auffallendste von allem waren die vielen Brand- und Aschespuren, für die Haynes auch keine Erklärung fand. Zu den Haupterfolgen der 3. Kampagne gehört noch die Tontafelausbeute von ca. 20000 Tafeln und Bruchstücken, deren

wertvollsten Bestandteil die Geschäftsarchive der Firma Muraschû und Söhne bildeten (730 Tafeln). Durch eine dieser Tafeln konnte auch endlich der Chebarfluß aus Ezechiel 1 als der Kabâru, einer der großen Kanäle Nippurs, festgelegt werden, an dessen Ufer Haynes Teile eines prachtvollen Wasserspeiers fand. Noch viele interessante Einzelresultate dieser Expedition könnten aufgezählt werden, sie würden aber kein klares Bild der alten Stadt Nippur zu zeichnen erlauben. Das sollte erst möglich werden, nachdem die 4. Expedition ihr Werk getan. Diese erst griff hauptsächlich auf Hilprechts unablässiges Drängen hin die Arbeit in wissenschaftlich korrekter Weise an. Hilprecht selbst war der oberste Leiter des ganzen Unternehmens, Haynes Leiter der Ausgrabungen, außerdem nahmen zwei Architekten Geere und Fisher an der Arbeit teil. Die kaiserlich-türkische Erlaubnis wurde durch Hilprecht, der sich durch die Neueinrichtung der Sammlungen des ottomanischen Museums die Dankbarkeit des Sultans erworben hatte, leicht beschafft. Ende 1898 waren die Forscher im Iraq. Statt nun im Einzelnen die großartigen Erfolge dieser letzten Kampagne aufzuzählen, sei es gestattet, das Bild des alten Nippur zu zeichnen, soweit es auf Grund dieser Arbeiten möglich ist. Der älteste heilige Bezirk bedeckte mit seinen niedrigen Umfassungsmauern einen weit kleineren Raum als das später so berühmte Heiligtum des Bel, das von starken Mauern eingehegt war. Ein tief in die Erde hinabreichender uralter sumerischer Etagenturm war der Kern, um welchen die stolze Ziggurrat der babylonischen Zeit herumwuchs. Schon dieser alte Turm war meisterhaft drainiert mit Tonröhren, die in Bogengewölben lagen und somit unterirdisch kontrolliert und ausgebessert werden konnten. Künstler im vollen Sinne des Worts waren jene alten Sumerer, wie die Reste von Bildwerken mit eingesetzten Augen und die prächtigen Bronzen aus Fâra beweisen. Der Etagenturm selbst war die Darstellung des Götterberges: sein Fundament lag im Totenreich, um dasselbe herum lagen die Begräbnisse der alten Sumerer, von denen viele merkwürdige Spuren sich fanden; der mittlere Teil, der oberirdische Turm, war die Kultstätte der Menschen; ganz oben war das Heiligtum des Enlil, des Göttervaters. Als die Semiten kamen, hörten die Begräbnisse beim Tempelturm auf. Die alten Grabstätten werden geschont, wo aber die Toten nunmehr bestattet wurden, wissen wir nicht. Erst die Partherzeit hat die oberen Schichten der Trümmerhügel Nippurs

zu einem großen Gräbergefilde umgewandelt. Immer prächtiger ward die Ziggurrat und der daran anschließende Tempel ausgestattet. Südöstlich, jenseits des großen Kanals, entstand ein eigener Stadtteil, das Priesterviertel, welches schon in ältester Zeit eine Tempelbibliothek barg. Dieselbe wurde bei der Zerstörung des Heiligtums durch die Elamiten verschüttet. Zweihundert Jahre dauerte es, ehe der große Hammurabi das Priesterviertel neu aufbauen konnte. Man suchte auch nach der alten Bibliothek, aber man fand sie nicht. Eine neue Bücherei entstand, welche bis in die neubabylonische Zeit in guter Pflege blieb. Nicht nur diese kleinere jüngere, sondern auch die alte tief unter ihr liegende älteste Bibliothek hat man gefunden. Hilprecht hat von Anfang an ihre Stätte in dem dreieckigen Südosthügel richtig vermutet. Auch reichliche Spuren der mit der Bibliothek verbundenen Priesterschule sind entdeckt worden. Dem Tempelbezirk gegenüber, von ihm und dem Priesterviertel durch einen großen, schiffbaren Kanal getrennt, lagen nach Westen zu die Bürgerviertel, deren vielfach wechselnde Schicksale gerade infolge der fünf Jahrtausende umspannenden immer wieder erneuten Besiedelung nicht mehr festzustellen sind. Eine Besiedelungsschicht liegt dicht über der andern, bis zuletzt in nachchristlicher Zeit diese Hügel von zusammengesunkenen Tonbauten zum Ruheplatz der Toten wurden. Dennoch war es möglich, Spuren alter Gebäude, ja sogar Geschäftsarchive mit reichem Tontafelinhalt und Spuren von Straßenzügen nachzuweisen. Noch einmal in später Zeit erlebte Nippur eine Nachblüte. Unter den Partherkönigen wurde der gewaltige Etagenturm mit massiven Anbauten und kolossalen Strebepfeilern erweitert und zu einer starken Zitadelle umgebaut, während im Süden des Bürgerviertels sich ein kleineres Partherschloß mit einem prächtigen Säulenhofe erhob. Auch diese Bauten lassen vielfache Wandlungen erkennen, die an ihnen im Laufe von drei bis vier Jahrhunderten sich vollzogen. Dann ums dritte nachchristliche Jahrhundert wirds still in Nippur, sein Ruhm ist schlafen gegangen, Wüstenstürme und Wüstensand schütten ihm allmählich seinen gigantischen Grabhügel, bis in unseren Tagen Spaten und Keilhaue die schlummernde Geschichte vergangner Größe von neuem wecken durften. Noch längst ist nicht alle Arbeit in Nippur getan. Hoffentlich geht bald eine neue 5. Expedition der Pennsylvaniauniversität hinaus, um die Tontafelschätze der Bibliotheken zu heben, ehe arabische Räuber sie in alle Welt verzetteln.

Fâra und Abû Hatab (Pläne S. 67).

Kaum hatte Lord Loftus die Aufmerksamkeit auf die südbabylonischen Ruinen gelenkt, als auch die geldgierigen Araber fleißig am Werke waren, auf eigene Hand nach Altertümern zu graben, deren Fundort nachher in den wenigsten Fällen wegen der Lügenhaftigkeit der Finder festzustellen war. Besonders die Ruinen Fâra und Abû Hatab, südöstlich von Diwanije, wurden als Schatzkammern der von den Arabern in den Handel gebrachten Gegenstände genannt. Da die genaue Lage dieser Trümmerhügel auf keiner Karte angegeben war, auch außer Loftus sich niemand Mühe gegeben hatte, diese Lage zu erforschen; da ferner neuere Reisende, wie Ward, von ihrem eiligen Besuche in Fâra genaues nicht verlauten ließen, so beschlossen Hilprecht und zwei andere Teilnehmer der vierten Pennsylvaniaexpedition, im April 1900 von Nuffar aus den beiden Ruinenstätten einen Besuch abzustatten. Das Ergebnis desselben war die feste Überzeugung, daß beide Hügelgruppen der genauen Erforschung wert seien. Abû Hatab schien Reste aus der altbabylonischen, Fâra solche aus der vorsargonischen Zeit zu bergen, unter anderem auch die bei solchen vorsargonischen Stätten zu erwartende Feuernekropole. Aus Fâra erwarb Hilprecht auch die beiden wundervollen aus Kupfer getriebenen Köpfe von Markhurziegen, wohl die schönsten altbabylonischen Kunstwerke, die bisher gefunden sind. Weitere Einzelfunde von Gegenständen, Tontafeln, Perlmutterplättchen mit eingeritzten Zeichnungen bestärkten die günstigen Aussichten einer künftigen Grabung.

Der Deutschen Orient-Gesellschaft war es beschieden, Fâra und Abû Hatab zu erforschen. Am 14. Juni 1902 brachen Friedrich Delitzsch, Koldewey und Baumgarten von Babylon nach Fâra auf und begannen am 21. Juni ihre Arbeiten. Ein großer, von Norden nach Süden durch die ganze Fâragruppe gezogener Graben bestätigte die von Hilprecht gemachten Beobachtungen. Die gesamte Hügeloberfläche fand Koldewey bereits durchwühlt, allerdings nur bis zu geringer Tiefe; freilich wies er darauf hin, daß auch diese Oberfläche selbst schon fast prähistorischen Charakter trägt, ein Zeichen für das sehr hohe Alter der Ruinen. Die Funde der obersten Schichten, Messer, Sägen und Beile aus Stein, das seltene Vorkommen von Bronzegegenständen, die altertümliche Gestalt der schmucklosen Töpferwaren, das alles weist in eine sehr weite Vergangenheit zurück. In einer starken Asche- und Brandschicht

wurden einige hundert Siegelzylinder mit sehr alten Darstellungen, meist dem Motiv des Stiermannes im Kampfe mit dem eine Gazelle schlagenden Löwen gefunden. Dieselbe Schicht lieferte auch einige Tontafeln mit sehr alter Keilschrift. Die Mauerreste zeigten die älteste aus Nippur bekannte Gattung plankonvexer Ziegel mit Fingereindrücken; das Mauerwerk selbst war abwechselnd aus Heringsgräten- und Rollschichten hergestellt. Die oberen Lagen wiesen viele Gräber auf, aber die ohne Sarg mit allerlei Schmuckbeigaben erfolgte Bestattung der Skelette war ungewöhnlich. Die ganze Ruine ist mit den aus Tellô (s. u.) bekannten Tonrohrbrunnen durchsetzt. Um den Inhalt von Fâra möglichst genau zu ergründen, zog Koldewey sehr viele, dicht neben einander laufende Suchgräben im rechten Winkel zu der Richtung des langen Nordsüdgrabens. Die Funde aus diesen 18 Quergräben waren im allgemeinen denen des Langgrabens entsprechend. Erfreulicherweise mehrte sich das Vorkommen von Tontafeln, darunter ganz große, eng beschriebene Tabletten, deren Keilschrift noch rundliche, gezogene Linien aufwies. Wo ein Fund gemacht wurde, wurden zwischen das Gräbennetz neue Gräben eingeschoben. Dasselbe System der „Maschenverengerung", wie es Koldewey nannte, wurde auch in Abû Hatab angewandt, wo nach der Abreise von Delitzsch und der Rückkehr Koldeweys zu den Grabungen in Babylon Andrae die Grabung in Angriff nahm. Am 20. Februar 1903 kam in Fâra bei Gelegenheit reichlicher Tablettenfunde ein kleiner rübenförmiger Tonzylinder zutage, der endlich gestattete, den Namen der verschütteten Stadt festzustellen. Man grub das alte Sukurru oder Schuruppak aus, die aus dem Gilgameschepos wohlbekannte Stadt, von welcher Utnapischtim dem Gilgamesch erzählt als dem Orte, wo die Götter den Plan der Sintflut faßten und Ea dem Atrachasis die Arche zu bauen befahl. Am 2. März 1903 wurden die Arbeiten in Fâra abgeschlossen. Die Allgemeinausbeute von dieser Fundstätte war nicht ganz so bedeutend, als man gehofft; es handelte sich um eine in sehr alter Zeit völlig zerstörte und eingeäscherte Stadtanlage, von der nur wenige Häuser aus dem Verlauf ihrer Grundmauern noch nachweisbar waren. Die Funde, die man machte, waren, wenn nicht Beigaben aus Sarkophag- und Mattengräbern, meist dem Brandschutt der Häuser entnommen. —

Abû Hatab wurde am 24. Dezember 1902 angeschnitten. Auch hier fand Andrae deutliche Spuren arabischer Altertumsräuberei. Ein Nordsüdgraben durch den hohen Ostrand der süd-

lichen Hälfte der Hügelgruppe brachte viele kleine Häuser mit dünnen Lehmziegelmauern heraus, welche in mehreren Besiedelungsschichten übereinander lagen. Die Ziegel selbst haben nicht die alte plankonvexe Gestalt, sondern sind ebenflächig; auch quadratische Ziegel mit 30 und 33 cm Seitenlänge und Stempeln des Bur-Sin von Ur kommen vor. Die Rundbrunnen sind teilweise schon aus keilförmigen Ziegeln hergestellt. Von den vielen Gräbern in den Häusern oder ihren Ruinen war die Mehrzahl Doppeltopfgräber, wie sie in Babylon und in Muqajjar (s. u.) schon früher gefunden waren. Leichenbrand war nirgends nachweisbar. Tontafeln wurden nur hin und wieder im Gebäudeschutt gefunden, zuweilen in Nestern; auch kuvertierte Tafeln waren reichlich vertreten. Von andern Inschriften sind noch einige runde Tontafeln und vierseitige Prismen zu erwähnen. Abû Hatab ist also eine Ansiedelung aus historischer Zeit. Vielleicht ist der Name der verschütteten babylonischen Stadt nach Messerschmidt Kischurra gewesen; auch Rabâbi könnte in Frage kommen.

Hêtime ist der Name einer kleinen Hügelgruppe westlich von Fara, deren beide mittleren Kuppen (Plan S. 72) sich nur etwa 4 Meter über die Ebene erheben. Die südöstliche dieser beiden Kuppen lieferte viele ziemlich große quadratische Ziegel aus älterer Zeit, wie sie auch sonst nebst Scherben von Grabtöpfen im ganzen Gebiet von Hêtime vorkamen.

Tell Id, Jôcha und Hammâm (Pläne S. 67 u. 68).

5—6 Kilometer westlich vom Schatt el Kar erhebt sich ein weit sichtbarer Hügel Tell Id (auch Tell dschide, besser Tellid geschrieben), der aus der Ferne das Bild einer großen Ruinenstätte vortäuscht. Schon Loftus war bei der Untersuchung des steilen, abschüssigen Sandhügels enttäuscht. Nicht anders erging es Peters im Mai 1890. Keine Spur von einem Stufenturm, den man anfänglich unter der wild zerklüfteten Kuppe vermuten durfte, war zu entdecken. Am Fuße der Hügel glaubte Peters Reste einer kleinen altbabylonischen Stadt Mar gefunden zu haben, eine Nachricht, welche Andrae, der im Dezember 1902 die Gegend zum ersten Male kartographisch skizzierte, nicht bestätigt, ja nicht einmal erwähnt. Er beschreibt die Ruine lediglich als eine zerklüftete, sehr steil abfallende Kuppe aus steinhartem Sande und Lehmschichten. Auch nicht eine Spur von Mauerwerk hat er nachweisen können. Die

westlich am Fuße der Kuppe liegenden Schutthügel lieferten ebenfalls nichts, was auf die Örtlichkeit irgendwie aufhellend wirken konnte.

25 Kilometer entfernt von Tellid liegt Jôcha, etwa 8 Kilometer östlich vom Schatt el Kar. Auch diese Stätte ist zuerst 1854 von Loftus erwähnt worden, welcher eine kleine dort gefundene Dioritstatue erwarb. Peters beschrieb die ihm vielversprechend scheinende Trümmerstätte als einen Komplex niedriger, weitausgedehnter Hügel mit vielen Scherben auf der Oberfläche. Er vermutete wegen der Nähe des Schatt en-Nil (el Kar ist die Fortsetzung des Nil) hier ein wichtiges Verkehrszentrum. Das Material der vielen steinernen Bruchstücke weise auf Beziehungen zur Sinaihalbinsel, die etwa um 2000 v. Chr. bestanden haben dürften. Diese Vermutungen eines Nichtassyriologen sind mit Vorsicht aufzunehmen. Das Museum in Philadelphia besitzt aus Jôcha eine Anzahl archaistischer Tontafeln und einen Türangelstein vom König Gimil-Sin. Als Andrae 1902 die Ruinenstätte aufsuchte und skizzierte, fand er einen Teil der Trümmerhügel von Wanderdünen verweht, unter denen noch deutliche Kulturspuren aus jüngster Zeit erkennbar waren. Der Haupthügel ist etwa 1000 m lang und erhebt sich zu 15 m Höhe über der Ebene. An der Nordseite des von Westsüdwest nach Ostnordost streichenden Rückens tritt ein niedriges Plateau hervor, das seinem Befunde nach vielleicht der Rest eines Tempelbaus sein könnte. Gebrannte Ziegel, auch Formatsteine und ein Dioritbruchstück von einem beschriebenen Türangelstein stützen diese Vermutung. Im übrigen ähnelte die Oberfläche von Jôcha derjenigen von Fâra: unglasierte Scherben, Feuersteingeräte, Ziegelsteine allerältester Form wiesen in eine sehr entlegene Zeit. Daneben aber kamen auch Ziegel aus jüngeren Perioden vor. Man nimmt jetzt ziemlich allgemein nach Pater Scheil's Vorschlag an, daß Jôcha für das alte Gisch-chu zu halten ist, eine uralte Königsstadt, mit deren Königen und Priesterfürsten die Herrscher von Lagasch in stetem Streite lebten, und in deren Mauern der Kult der Getreidegöttin Nisaba gepflegt wurde. Nach Hommel war Gisch-chu eine Art Pufferstaat zwischen dem Reiche von Kisch (Erech) und Lagasch (Girsu). Sicher ist, daß noch vor der Hammurabizeit die Rolle der Stadt ausgespielt war, falls sie nicht etwa einen anderen Namen bekam, den wir noch nicht wissen. Hommel weist hierfür auf den Namen TE · UNU · KI vermutungsweise hin. Nach Thureau-Dangin war die Aussprache für Gisch-chu: Umma.

Etwa 12 Kilometer westsüdwestlich von Jôcha, ganz in der

Nähe des Schatt el Kar, liegt Hammâm, eine zuerst durch Niebuhr beschriebene Ruinengruppe aus 5 größeren und etlichen kleineren Hügeln. Wieder war es der verdienstvolle Loftus, der hier 1853 zuerst genauere Nachforschungen unternahm. Er beschreibt besonders den wunderbaren Eindruck, den ein Mauermassiv hervorruft, das aus dem Mittelpunkt der fast 1 (engl.) Meile sich ausdehnenden Gruppe wie ein großes Pilzgewächs hervorragt. Es bestand aus den schon bekannten Mauerschichten mit Rohrzwischenlagen. An der Nordwestecke des Baus fand man die erste altbabylonische

Abb. 2: Die Ruinen von Hammâm.

Dioritstatue, welche nach Europa gebracht wurde. Leider mußten 1854 die Grabungen wegen Wassermangels eingestellt werden. 1890 besuchte Peters die Ruine. Der 1902 von Andrae aufgenommene Grundriß läßt deutlich die typische altbabylonische, mit den Ecken nach der Windrose orientierte Ziggurratanlage mit nordwestlich vorgelagertem Tempel erkennen. Von der Stufenpyramide stehen noch die 4 Eckpfeiler, die Seitenmitten fehlen gänzlich. Das von Loftus dargebotene Bild läßt jedoch erkennen, daß vor 55 Jahren noch Spuren davon vorhanden waren. Arabische Ziegelräuber dürften hier ergiebige Ernte gehalten haben. Das Stadtgebiet,

durch die anderen Hügel repräsentiert, ist sehr zerstückelt. Viele blauglasierte Scherben lassen wenigstens auf das Alter der Oberfläche einen Schluß zu. Von rein babylonischen Merkmalen ist nur die Anlage des Haupthügels zu verzeichnen. Auf nachchristliche Entstehung derselben zu schließen, wie Peters tut, liegt kein Anlaß vor. Zu beachten aber ist das von Peters gebotene Bild der Ruine nach einer Aufnahme der Wolfe-Expedition. Welche Örtlichkeit Hammâm war, ist noch nicht sicher; Nisin ist es wohl nicht.

Der kleine, von Andrae noch besuchte und teilweise skizzierte Trümmerhügel Farwe sei hier wenigstens dem Namen nach erwähnt.

Bismaja (Plan S. 72) und Dschidr (Plan S. 66).

Bismaja liegt am Nordrand des Hor el Barke und stellt eine nicht umfangreiche, aber hohe, stark zerfurchte Kuppe dar, deren Oberfläche der von Fara und Jôcha ähnlich ist. Ein Tontafelfragment, das ein Araber dort gefunden haben will, zeigt nach Andrae die Schriftart der Faratabletten, aber in schon etwas geschickterer Ausführung. Seit einigen Jahren graben in Bismaja die Amerikaner unter E. J. Banks. Über diese Grabungen stehen mir leider bisher nur die kurzen Notizen im American Journal of Archaeology zur Verfügung. Danach lieferte die Oberfläche Ziegel aus der Zeit um 2750 v. Chr.; unmittelbar unter ihr fand sich eine Naram-sin-inschrift, 1½ m tiefer kamen Ziegel von 4500 v. Chr. (?) zutage und unter diesen eine noch ältere Scherbenschicht. Jeremias gibt in ATAO.[2] S. 488 das Bild einer in Bismaja gefundenen Königsstatue, welches infolge falscher Lesung der Inschrift (DA-UDU statt DA-LU = dannu) unter der Spitzmarke eines „sumerischen Königs David" (!) von den Amerikanern in die Welt geschickt ward. Der altbabylonische Ort, den das heutige Bismaja darstellt, wurde UD-NUN-KI geschrieben. Die Aussprache dieser Zeichengruppe ist noch unsicher (Adab?).

Dschidr scheint die Ruine einer ausgedehnteren Anlage zu sein. Die Südecke des annähernd viereckigen Komplexes wird von zwei burgartigen Wällen gebildet, über die sich ohne Grabung nichts sagen läßt; die Hügeloberfläche zeigt blauglasierte und unglasierte Scherben, Ziegelschlacken und Ziegel von großem Format. Vielleicht geht die Besiedelung von Dschidr in babylonische Zeit zurück.

Von einer Reihe kleinerer, der sassanidischen Zeit angehörigen

Hügel, welche Grundmauern kleiner Lehmziegelhäuser, Glas- und glasierte Topfscherben, Sarkophagtrümmer u. dgl. aufweisen, sei hier noch das südlich von Fara gelegene Dubâ'i (Plan S. 72) genannt.

Tellô (Plan S. 69).

Schon in der Mitte der 70er Jahre war durch Araber die Aufmerksamkeit auf Tellô gerichtet worden; es sollte nach ihrer Angabe der Fundort sein für viele beschriebene Zylinder, Tonkegel und den prachtvollen Torso einer Gudeastatue. Auch das Londoner Inschriftenwerk hatte schon eine Inschrift aus Tellô veröffentlicht, und Oppert in dem ersten Teile seines Werkes über die Expedition nach Mesopotamien einige allgemeine Bemerkungen über diese Fundstätte ausgesprochen. Es war ein Glücksumstand, daß 1877 die Augen des französischen Vizekonsuls Ernest de Sarzec in Basra auf die Ruinen von Tellô hingelenkt wurden. Freundschaftliche Beziehungen zu dem Oberhaupte der Muntefidsch, Nasir Pascha, sicherten de Sarzec die Freiheit, nach Belieben seine Nachforschungen zu betreiben. 13 Jahre lang hat der vom Glück sehr begünstigte Forscher unermüdlich seine Arbeiten fortsetzen dürfen; der wissenschaftliche Interpret seiner Funde war Leon Heuzey.

Tellô liegt etwas über 2 Stunden nordöstlich von Schatra an einem ehemaligen Arm des Schatt el Hai, dessen heutiger Lauf beinahe 2 Stunden westlich vom Ruinenfelde vorüberführt. Das Gefilde selbst weist viele höhere und flachere Hügel auf, deren Hauptrichtung von Nordwesten nach Südosten verläuft. Am Nordwestrande erhebt sich eine steilere Kuppe etwa 50 Fuß über die Ebene (im folgenden nach Hilprecht mit A bezeichnet), und weitere 650 Fuß davon entfernt nach Südosten zu eine zweite noch etwas höhere Erhebung (B). Fast sämtliche Hügel enthalten Ziegelbauten auf künstlich erhöhten Plattformen aus ungebrannten Ziegeln. Wüstenstürme haben die auf diesen Terrassen in Trümmer gesunkenen Gebäude unter Sandmassen begraben und ein formloses Chaos erzeugt. Schon der erste Ritt über diese Gefilde ließ den Forscher ahnen, was er hier finden würde, denn überall lagen beschriebene Ziegelstücke, zerschlagene Skulpturteile und Tonscherben auf der Oberfläche umher. Gleich bei diesem ersten Besuch fand er ein großes Schulterstück einer schönen Doleritbildsäule und zwar am Fuße des Hügels A — Anlaß genug, hier mit der Grabung zu beginnen. Bald kam denn auch das Gebäude zutage, das hier

verschüttet lag. Einer Schlucht des Hügels folgend, traf er auf die Nordostmauer des auf einer Plattform stehenden Baus. Beim Aufklären einer zurücktretenden Nische kam eine prachtvolle große Doleritstatue, welche dicht mit Keilschrift bedeckt war, heraus, — dieselbe Statue, deren abgeschlagene Schulter er am ersten Tage am Fuße des Hügels gefunden. Nach Anfertigung eines Abklatsches der Inschrift ließ er das ganze Bildwerk sorgsam wieder zudecken. 1879 will Hormuzd Rassam sie wieder ausgegraben haben, jedoch ist die Identität nicht eher als erwiesen anzusehen, als nicht die Identität der Inschrift auf Rassams Fund mit de Sarzec's Papierabklatsch festgestellt ist. Nach vorläufiger Rekognoszierung des Hügels A verstreute der Entdecker seine Mannschaft über das ganze Ruinenfeld und erreichte gerade hierdurch schöne Erfolge. Denn in Tellô lagen die alten Reste fast dicht unter der Oberfläche, ohne durch jüngere Siedelungsschichten überdeckt oder gar vernichtet zu sein. Wo solche Schichten vorhanden sind, handelt es sich, wie das Beispiel von Nuffar zeigt, darum, diese Schichten einzeln abzuschälen. In Tellô lagen die Verhältnisse sehr einfach. Große Gefäße mit Inschriften und bildlichen Darstellungen, Türangelsteine mit wichtigen historischen Inschriften, Keilschrifttafeln, vereinzelte Bronzestücke, Säulen aus Ziegelwerk aus der Gudeazeit, Votivtafeln und -statuetten, vor allem aber die berühmte Geierstele des Königs Eannatuma und die beiden großen Gudeazylinder (zu denen 1899 die Araber den dritten hinzufanden) bildeten die Ausbeute dieser ersten Grabungen. Die Funde wurden im Louvre deponiert zu eventuellem späteren Ankauf, indes sich in Leon Heuzey der wissenschaftliche Dolmetscher der aufsehenerregenden Entdeckungen fand. Dem glücklichen Entdecker gelang es, bei seiner Rückkehr nach dem Orient in Konstantinopel in aller Stille Bürgschaften zu erlangen, welche ihn vor weiteren Störungen und Eingriffen des damals noch mit unbeschränkten Privilegien ausgestatteten Rassam in Zukunft völlig sicherstellten. 1880 war er wieder auf der Fundstätte und widmete nun seine ganze Arbeit dem Gebäude des Hügels A. Er fand neun große Doleritstatuen, eine Anzahl kleiner Statuetten, zahlreiche Reliefs, eine wundervolle Onyxvase des Königs Naramsin und sehr viele Inschriften und Kleinigkeiten. Leider fehlten allen großen Statuen die Köpfe, aber einzeln gefundene Häupter, die von andern gleich großen Bildwerken abgeschlagen waren, zeigten, wie wir uns den Typus dieser alten Fürsten zu denken haben. Diese Funde erregten in der

ganzen gebildeten Welt großes Aufsehen; besonders als Oppert auf dem Orientalistenkongreß in Berlin 1881 in begeistertem Vortrage de Sarzec's Ausgrabungen denen in Ninive und Chorsabad gleichstellte, wuchs die Spannung, diese Denkmäler ältesten Kunstschaffens zu sehen. Die Ausstellung der Fundstücke selbst übertraf gleichwohl noch die kühnsten Erwartungen. Persönliche Ehrungen des glücklichen Entdeckers, vor allem aber die Herausgabe der Inschriften durch Leon Heuzey in einem auf Staatskosten erscheinenden, noch heute nicht abgeschlossenen Prachtwerk waren die erfreulichen Folgen dieser Ausstellung.

Abb. 8: Südostseite des Schatzhauses des Urninâ.
(Nach Hilprecht, Ausgrabungen in Babylonien.)

Der im Hügel A entdeckte Bau war ein Palast, dessen zahlreiche Räume sich um 3 offene Höfe gruppierten. Als Fundament diente eine massive über 40 Fuß hohe Terrasse, welche allmählich aus verschiedenen Bauschichten zu dieser Höhe emporgewachsen war. Von der äußeren architektonischen Gestaltung des Palastes war wenig mehr zu sehen; nur zwei Seiten ließen noch erkennen, daß die einfache Ausschmückung derselben Art war, wie bei den von Loftus in Warka (s. u.) gefundenen Bauten: schlichte flache Halbpfeiler mit treppenförmigem Profil wechselten mit den etwas zurücktretenden Wandflächen. Die mit Asphaltmörtel verbundenen Ziegel trugen vielfach den Namen Gudea's, obwohl er nicht der Bauherr dieser Burg war. Man hatte nur seine vor 2 Jahrtausenden ge-

brannten, unverwüstlichen Steine noch ein zweites Mal verwendet. Der so aus altem Material hergestellte Bau war, wie aus vielen Anzeichen, Inschriften, Münzen usw. deutlich hervorging, erst zwischen 300 und 250 v. Chr. entstanden. Dabei waren einige alte Anlagen durch die späteren seleucidischen oder parthischen Bauherren wieder verwendet worden. Man hatte z. B. ein prachtvolles Wasserreservoir aus Kalkstein mit einem veritabeln chaldäischen Najadenfries für die spätere parthische Garnison der Burg wieder in Gebrauch genommen; auch mit alten Gebäudeteilen war man ähnlich verfahren. Erst die Grabung in der Nähe zweier offenbar alter festgemauerter Ziegelterrassen führte de Sarzec auf den alten Gudeabau selbst. Leider jedoch mußte er infolge des Muntefidschaufstandes 1881 seine Nachforschungen unterbrechen, aber ihre spätere Wiederaufnahme zeigte, daß er ein altes Festungswerk gefunden hatte, dessen Bestimmung war, ein in der Nähe desselben befindliches Stadttor zu schützen. Aus den Ziegelinschriften und den Widmungen der Doleritstatuen und Votivgeschenke ergab sich, daß unter der Seleucidenburg nichts Geringeres lag, als der berühmte Tempel Eninnû des Nin-Girsu von Lagasch. Tellô war also der Ruinenhügel der altberühmten Stadt Lagasch. Soweit ich sehe, ist außer Jensen auch Hommel der abweichenden Meinung, Tellô sei nicht Lagasch, sondern das alte Girsu; die Fürsten von Lagasch hätten eben nur ihre Votivstatuen und Geschenke nach Girsu gesandt und dort die Tempel gebaut. Es gehe auch nicht an, Girsu etwa für ein Stadtviertel von Lagasch zu halten; Lagasch-Sirgulla (wie Hommel u. a. statt Sirpurla schreiben) sei entweder ein alter Name für Babylon gewesen, oder Lagaschu sei eine unweit des Taban oder Dijala gelegene Stadt. Gudea sei auch kein Duodezfürst von Tellô allein, sondern ein mächtiger Patesi gewesen, dessen Reich von Girsu bis Sirgulla sich erstreckte. Darum könne Girsu und Lagasch nicht dasselbe sein; Girsu sei Tellô, Lagasch eine andere Stadt. Diese Ansicht ist nicht ohne weiteres abzuweisen, ihre Erörterung aber würde zu weit führen. Wir möchten vorläufig dabei bleiben, in Tellô dennoch das alte Lagasch zu sehen, weil dieser Name unendlich oft in den Ruinen sich wiederfindet und weil diese Ruinen selbst durch ihre bedeutende Größe auf eine einst große und bedeutende Stadt schließen lassen. — Schon in den Zeiten des Entemena und Urukagina begegnet uns der Tempel Eninnû. Eine Nachricht des Ur-bau, wonach er den Tempel an einer ganz anderen Stelle als

früher (also dort, wo ihn de Sarzec fand) neu gebaut habe, würde aller babylonischen Gepflogenheit zuwiderlaufen. Der Grabungsbefund läßt allerdings auf ungewöhnliche Vorgänge schließen. Hilprecht meint, daß Ur-bau einen großen Teil der alten Tempelreste, zu denen wohl auch ein Etagenturm (E-Pa?? vgl. Türstein des Urninâ Z. 23) gehörte, absichtlich beseitigt habe — möglicherweise könne dies aber auch erst durch die Parther erfolgt sein, als sie aus altem Material ihr Kastell über der Tempelanlage des Ur-bau erbauten. Das letztere dürfte das Richtige sein, denn wenn ich die Ur-bau-stelle recht verstehe, so hat der König die Fundamente des alten Eninnû wie kostbares Edelgestein aufgehoben, die Erde geklärt und daraus das Fundament des neuen Eninnû hergestellt. Das babylonische Prinzip der Heilighaltung des ursprünglichen Baugrundes ist also nicht durchbrochen, sondern aufs skrupuloseste gewahrt: man nahm zur Grundlage des Neubaus nicht bloß die alten Fundamente, sondern sogar den Mutterboden, auf dem sie lagen. Es mußten freilich besonders bedeutsame, uns nicht bekannte Umstände vorgelegen haben, diesen Ausweg zu suchen, um das altheilige Prinzip zu wahren.

In baulicher Hinsicht waren de Sarzec's Grabungen nicht sehr ergiebig, umsomehr aber für die Kenntnis altbabylonischer Kunst und Geschichte. Besonders die zahlreichen Türangelsteine von Gudea und Ur-bau, welche von den Parthern wieder benutzt waren, die Vaseninschriften, die Siegelzylinder, Reliefbruchstücke, Bildsäulen und Werke der Kleinkunst boten wertvolles Material zum Aufbau einer altbabylonischen Kulturgeschichte dar. Heuzey haben wir es zu danken, daß diese Altertümer zu uns zu reden begannen von den Zeiten der Könige von Sirpurla, Zeiten noch vor der Epoche der mächtigen Patesi, in denen eine bodenständige, hochentwickelte Kunst in einer weit vor Naramsin anzusetzenden Periode emporblühte. Oppert und Amiaud bestätigten durch die unendlich mühsame Entzifferung der Inschriften die Schlüsse des genialen Gelehrten. Das ganze sumerische Altertum mit seinen Ruhmestaten, seiner hochwertigen Kultur und Kunst trat zum erstenmale der ungläubig staunenden Gelehrtenwelt unserer Tage vor Augen. Viele wollten es durchaus nicht glauben, daß die Gudeastatuen nicht griechische, sondern altbabylonische, um Jahrtausende ältere Kunstwerke seien. In Gudea stand ein alter Heldenfürst aus dem Grabe der Vergessenheit wieder auf, der wert war, unter die größten Herrscher aller Zeiten gerechnet zu werden,

ein Heerkönig, „dessen siegreiche Heerscharen gen Osten bis Elam, gen Westen bis zum Mittelmeer vordrangen, der vom Libanon die Zederbalken zu seinen Bauten und aus Ostarabien den Dolerit zu seinen Statuen holte; dessen Karawanen Kupfer aus dem Nedschd und dessen Schiffe Gold von den Gestaden der Sinaihalbinsel herbeibrachten".

Nach einer längeren Pause kehrte der inzwischen zum Konsul in Bagdad ernannte de Sarzec 1888 zu den Stätten seiner Triumphe zurück. Schon seit einiger Zeit war man zu der Vermutung gekommen, daß die Hügel von Tellô noch ältere Kulturreste als die Bildsäulen eines Ur-bau und Gudea in sich schließen dürften. Bereits 1878 hatten die Laufgräben an dem Hügel B das Vorhandensein sehr alten Mauerwerks gesichert. Ohne den Hügel A zu vernachlässigen, wandte man nun B größere Aufmerksamkeit zu. Ein an seiner ursprünglichen Stelle liegender Türangelstein zeigte, daß in B bereits die oberste Trümmerschicht auf Gudea zurückging; ein anderer Fund trug den Namen des Dungi von Ur, wies also in dieselbe Zeit. Diese Oberschicht lieferte ferner noch zwei wundervolle Schalen aus geädertem Onyx und durchscheinendem Marmor, auf denen Namen bisher unbekannter Patesi von Lagasch eingraviert waren. Schon in geringer Tiefe stieß man auf Mauerwerk aus sehr alten plankonvexen Ziegeln mit Fingereindrücken auf der runden Seite. Einige zeigten den Namen Ur-Ninâ. Mit größter Sorgfalt hat de Sarzec viele Jahre hindurch diese Kulturschicht des Ur-Ninâ durchforscht und eine wertvolle Sammlung von steinernen Inschrifttafeln, Türangelsteinen, Waffen, Keulenknäufen, Kupferfigürchen und andern Altertümern zusammengebracht. Der kostbarste Fund war die herrliche Silbervase des Entemena von Lagasch mit dem löwenköpfigen Adler, der über zwei Löwen schwebt. Diese Vase entstammt dem in dem Niveau der Ur-Ninâ-bauten liegenden Plateau aus der Zeit des Entemena. Zahlreiche Votivgeschenke der von den Machthabern von Lagasch besiegten fürstlichen Zeitgenossen fielen dem Forscher aus derselben Schicht in die Hände.

Aber auch diese Trümmerschicht des Entemena und Urnina war noch nicht die älteste. In und unter der ihr angehörenden Plattform kamen Mauerzüge von noch höherem Alter zum Vorschein. Die dazu verwendeten Ziegel waren ebenfalls plankonvex aber kleiner als die des Ur-Ninâ und ohne die übliche Daumenmarke. Über 16 Fuß unter der Terrassenfläche der Ur-Ninâ-

bauten lag das Gipspflaster, auf dem diese uralten Bauwerke sich einst erhoben, — erhoben im wahren Sinne des Wortes, denn ihre Fundamente lagen über 26 Fuß höher als die sie umgebende Landschaft. Wer der Bauherr dieser weit entlegenen Periode war, aus der sonst nur spärliche Reste, einige Kupferbildwerke ältesten Stils, sonderbar geformte Votivsteine und Bruchstücke mit Skulpturen an den Tag kamen, ist nicht mehr zu bestimmen, ebensowenig das Alter der Ansiedelung. Hilprecht vermutet die Zeit gegen Ende des 5. Jahrtausends v. Chr.

Wieder zwangen die Umstände, diesmal eigenes körperliches Leiden, den erfolgreichen Schatzgräber zu einer längeren Unterbrechung seiner Arbeit. Erst 1894 konnte er eine neue Kampagne beginnen, in welcher er zunächst den Hügel B durch einen tiefen Graben bis auf den gewachsenen Boden hinab durchschnitt. Leider ergab dieser Schnitt nicht die erhofften Resultate. Bessere Erfolge zeitigten die Nachforschungen am Westabhang von B. Zwei Brunnen und eine Wasserleitung des Eannatuma wurden aufgefunden, ferner Muschelschalen mit eingeritzten Zeichnungen aus derselben Zeit. In südöstlicher und nordöstlicher Richtung von den beiden Brunnen kamen Reste eines massiven viereckigen Mauerwerks und Spuren eines Tores zutage, welche nach dem Zeugnis einiger Alabasterinschriften das Werk eines Entemana waren. Heuzey gelang es, mit Hilfe der Inschriften die Namen einiger dieser alten Anlagen zu bestimmen. Über die Bedeutung des großen Gebäudekomplexes des Ur-Ninâ hat Heuzey (vgl. Une villa royale Chaldéenne S. 10 ff.) beachtenswerte, wohl das Richtige treffende Vermutungen geäußert. Das gefundene Gebäude war wohl ein Frucht- oder Kornspeicher des Ur-Ninâ mit doppelten Mauern, welche eine starke isolierende Luftschicht zwischen sich ließen und dem Ungeziefer den Zugang zu den aufgespeicherten Vorräten fast unmöglich machten. Außerdem aber dienten diese 2½ Fuß breiten Korridore, welche keinerlei seitlichen Eingang besaßen, selbst zur Aufbewahrung von Krügen, Waffen, Geräten und anderen Gegenständen. Seitenwände und Fußboden der Korridore und Reservoire waren mit Erdpech überzogen. Das durch hölzerne Treppen von außen zugängliche Bauwerk ist offenbar durch Feuer zerstört worden, denn die Räume waren mit Brandschutt angefüllt. Über dem so zerstörten Gebäude hatte ein späterer Bauherr einfach durch eine Plattform von Ziegeln und eine Asphaltschicht eine neue Baufläche geschaffen. Zwei Türpfannen nannten Ur-Ninâ

als Erbauer dieses eigenartigen Speichers. Acht Ziegelsteinpostamente, welche in gleichen Abständen um den Bau verteilt waren, bewiesen ferner, daß eine breitausladende Holzveranda einst über diesem steinernen Reservoir errichtet war. Unter derselben mögen Geräte oder weniger haltbare Naturerzeugnisse ihren Stapelplatz gehabt haben. Vor der Südecke des Speicherhauses befand sich ein kleines Bassin, das von der Holzveranda noch mitgeschützt wurde. Vielleicht diente es kultischen Zwecken oder der Gewinnung des Dattelweins; es wird von Ur-Ninâ öfter als „das kleine Bassin" erwähnt, während das „große Bassin" der Inschriften 8 m von der Ostecke entfernt nachzuweisen war. In seiner Nähe fand sich noch ein drittes Bassin. Als ein wirkliches Schatzhaus sollte dies alte Vorratsgebäude des Ur-Ninâ sich erweisen. Hier fand de Sarzec die berühmten durchbohrten Reliefplatten des Ur-Ninâ; hier eine ganze Anzahl merkwürdiger steinerner Löwenköpfe, deren Bestimmung völlig dunkel ist; hier das Bruchstück der schönen Onyxschale, die ein vom Könige gestiftetes Weihgeschenk aus seiner Kriegsbeute war; hier vor allem die weiteren Teile der berühmten Geierstele des Königs Eannatuma, von der schon früher am Fuße dieses Hügels Bruchstücke gefunden waren. Wunderbarer Natur und nicht definierbar waren der als Weihgabe anzusprechende große löwengeschmückte Steinknauf des Mesilim und ein über 3 m langes Metallgerät, wahrscheinlich ein ins riesige vergrößertes Götteremblem (urinnu?). Von großem Interesse war die Entdeckung 5 kleiner Kupferfiguren, welche in Verbindung mit einer laschenartigen durchbohrten Tragplatte als Träger der Gründungsurkunden der einzelnen Gebäudeteile dienten.

Die Jahre 1894 und 1895 sollten de Sarzec noch einen besonders wertvollen Fund in Gestalt eines Tempelarchivs auf Tontafeln in die Hände spielen. Ungefähr 650 Fuß vom Hügel B entfernt stießen die Arbeiter auf zwei rechteckige Galerien aus ungebrannten Ziegelsteinen, auf denen die Tafeln dieses Archivs in 5—6 Schichten aufgeschichtet lagen. Leider gerieten nach der Entdeckung die Araber über diesen unschätzbaren Sammelplatz von Tempelgeschäftsurkunden und stahlen so viele Tafeln, daß jetzt fast alle großen Museen der alten und neuen Welt Stücke aus dieser Schatzkammer besitzen. Auch das königl. Museum in Berlin erwarb schöne Tafeln aus diesem Tempelarchiv von Tellô, welche G. Reisner herausgegeben hat. Leider hatte de Sarzec durch seine Sorglosigkeit diesen Diebstahl selbst begünstigt, denn weder während

der jahrelangen Unterbrechung der Grabungen noch während der Arbeit selbst hielt er eine Bewachung der Ruinen für notwendig. Noch heute befindet sich eine große Zahl von den über 30 000 Tafeln des Tellô-archivs in den Händen der arabischen Tablettenhändler. Der Inhalt dieser Urkunden ist derselben Art wie derjenigen des Tempelarchivs von Sippar-Abû habba, von welchem oben die Rede war, bietet also auf den ersten Blick herzlich trocken erscheinende Geschäftsberichte; für den Kulturhistoriker aber sind diese Tafeln lautredende Zeugnisse von Handel und Wandel in längst vergangenen Tagen, in denen Nordbabylonien ein großes Exportland für Korn und Industriewaren bildete, das seine Erzeugnisse mit dem Süden gegen Schlachtvieh und landwirtschaftliche Produkte austauschte. Bis zu den Zeiten des Urukagina, die noch nicht nach Jahren bestimmbar sind, reichen diese Geschäftsurkunden hinauf, die Hauptmasse aber entstammt der Regierungszeit der letzten Dynastie von Ur.

Auch sonst durfte de Sarzec noch reiche Inschriftenschätze einheimsen, durch welche die Geschichte der Könige von Lagasch Licht empfing: er fand ferner wertvolle Reliefs mit Proben der frühsten bisher im Zweistromlande bekannt gewordenen Kunst, der Kunst jener Zeit, welche die ältesten Bauten des Hügels B erstehen ließ. Aus der etwas jüngeren Epoche des Ur-Ninâ stammen zwei in Kupfer getriebene Stierköpfe und eine ebensolche langschnäblige Vase; diesen Fundstücken sind bisher nur die von Hilprecht aus Fâra erworbenen Markhurziegenköpfe an die Seite zu stellen. Alle diese Entdeckungen eröffnen uns Einblicke in eine Jahrtausende vor der unsern liegende Kulturepoche, von deren hohem Bildungsstande vorher niemand sich etwas hatte träumen lassen. Eine sich immer vollkommener gestaltende Ziegeltechnik, die Kenntnis des Gewölbebaus, die Anlage von Wasserleitungen; eine ansehnliche Fertigkeit in der Keramik, eine an ägyptische Funde erinnernde Meisterschaft der Steinbearbeitung, die Geschicklichkeit in der Metallverwertung, besonders in der Benutzung von Silber und Kupfer; eine wuchtig und derb realistisch auftretende Bildhauerkunst, welche vor dem härtesten Material nicht zurückschreckte und durch Farbenauftrag und künstlich eingesetzte Augen den Statuen Leben einzuhauchen verstand — alle diese Erscheinungen traten als neue, unvermutete Tatsachen den Historikern vor Augen und zwangen sie, das bequeme aber unwissenschaftliche Entwicklungsschema, unter das man die wenigen bisher bekannten Tatbestände vorderasiatischer Kultur-

geschichte gezwungen hatte, auf seine Richtigkeit hin gründlich zu revidieren. Aus einer Zeit, in welcher man sonst die allerrohesten Kulturanfänge des Menschengeschlechts unterzubringen pflegte, stieg plötzlich eine Kultur von solcher Vollendung empor, daß man genötigt war, eine nicht Jahrhunderte, sondern Jahrtausende umfassende Entwicklungsperiode für solchen Aufstieg vorauszusetzen.

In den letzten Jahren hat besonders die Zeit des Hammurabi (vgl. Jahrgang IX, Heft 1 des Alten Orient: Hammurabi und seine Zeit von F. Ulmer) die Bewunderung der Gebildeten unserer Tage wachgerufen. Die vielleicht noch 2 Jahrtausende weiter zurückliegende Zeit des Ur-Ninâ von Lagasch dürfte ihr nicht viel nachstehen. Baukunst, Bildhauerkunst, Kanalisation des Landes, Landwirtschaft, Karawanenverkehr und nicht zuletzt die persönliche Fürsorge der Herrscher in Krieg und Frieden, besonders das Wirken eines Eannatuma zeigen, daß dieser Vergleich mit der Hammurabizeit berechtigt ist; reichte doch, wie die Inschriftenfunde der letzten Grabungen de Sarzec's zeigen, das Reich des Naramsin von Elam bis nach Ägypten.

Der letzte große Erfolg de Sarzec's war die Auffindung von 4000 Tontafeln, die neues Licht auf die dunkle Zeit zwischen Naramsin und Urgur von Ur werfen werden. Viel zu früh für die Wissenschaft wurde der glückliche Entdecker der altbabylonischen Kultur und Kunst am 30. Mai 1901 im Alter von 64 Jahren in seinem Vaterlande die Beute eines im Orient erworbenen Leberleidens. Sein Name wird nie vergessen werden, denn alles was wir von altbabylonischer Geschichte und Lebenshaltung wissen, verdanken wir ihm. Spätere Forscher haben nur bestätigen und ergänzen können, was er uns zuerst gezeigt hat.

Surghul und El Hibba.

De Sarzec's Aufsehen erregende Funde in Tellô bewogen die Direktion der königl. preußischen Museen in Berlin, „dank der großartigen Liberalität des Herrn Kommerzienrat L. Simon", im September 1886 eine Expedition nach Südbabylonien auszurüsten. Der Schauplatz der von B. Moritz, Dr. Rob. Koldewey und L. Meyer geleiteten Ausgrabungen waren die Hügel Surghul und El Hibba. Surghul, etwa 7 Stunden nordöstlich von Schatra, die südlichere der beiden Trümmerstätten, zeigte sich als ein 15 m hoch den ebenen Wüstenboden überragenden Ruinenhügel und war an Ausdehnung eine sehr umfangreiche (60 Hektar), an Alter an-

scheinend die älteste der vielen Stätten in dem großen Dreieck zwischen Euphrat, Tigris und Schatt el Hai. Im Januar und Februar 1887 wurde in Surghul, im April und Mai in dem flacheren, aber wohl achtmal größeren El Hibba gearbeitet.

Surghul läßt sich in drei Hauptgruppen teilen: die eigentliche Kuppe mit ihren niedrigeren Ausläufen und Parallelzügen, davon südwestlich eine ähnliche, aber viel flachere Gruppe, Abla genannt, und im Nordwesten ein Komplex unregelmäßiger, ziemlich niedriger Bodenerhebungen. Da die große Ausdehnung des Ruinenfeldes bei der Beschränkung an Zeit und Geld eine gründliche Erforschung von vornherein ausschloß, suchten die Forscher nur den Inhalt der Haupthügel durch lange Laufgräben festzustellen. Stieß man dabei auf Mauern, so wurden dieselben freigelegt und die von ihnen umschlossenen Gemächer erforscht. Die oberirdischen Teile der Lehmmauern sind zu formlosem Schutt zerfallen, die unteren Teile dagegen ruhen wohlerhalten in der Erde und erscheinen nach einem Regentage oder einer feuchten Nacht in dunklem Grundriß auf dem Boden. Das 10 Kilometer nördlich von Surghul gelegene El Hibba bedeckt mit seinen von Südwest nach Nordost streichenden Trümmermassen eine Fläche von fast 480 Hektar. Auch hier überragt ein großer Hügel inmitten des Ruinenfeldes die anderen Teile und bildet mit einem weiter nordöstlich gelegenen „zweiten" Hügel eine zentrale Gruppe, an welche sich nach Süden und Norden Hügelketten anschließen, letztere mit einem größeren „Nordhügel" endigend. Ganze Straßenzüge von 4 Kilometer Länge lassen sich in diesen Hügelgruppen unterscheiden. Während Surghul nur Lehmziegelbauten besitzt, finden sich in El Hibba Gebäude aus gebrannten Ziegeln.

Beide Stätten waren einst nicht Wohnungen lebender Menschen, sondern Totenstädte, gemeinsame Ruheplätze für die Überreste mehr oder minder vollständig eingeäscherter Leichen. Koldewey hat für sie den passenden Namen Feuernekropolen vorgeschlagen. Die Leichenverbrennung war bei den primitiven Mitteln der alten Sumerer, denn um solche handelt es sich offenbar, da wir von der Bestattungsweise der semitischen Babylonier gar nichts wissen (s. o. S. 25), natürlich nur eine teilweise, also mehr eine Verkohlung als Einäscherung. Unter den Brandresten finden sich Kohlenstücke von Palmholz und anderem Holz, das Hauptbrennmaterial hat aber nicht aus diesen seltenen und nützlichen Hölzern, sondern aus Schilf und Erdpech bestanden, wie aus einzelnen Ascheteilen noch

deutlich zu erkennen war. Bedecken sich doch heute noch nach Beginn der Überschwemmung weite Flächen dieser Wüsteneien mit undurchdringlichen Schilfdickichten, in denen noch immer der Löwe haust. Entweder auf einem geebnetem Platz oder in einer Art sehr primitiven Ofens, einem Kasten aus Ziegelsteinen, ging die Einäscherung des in Matten gehüllten Toten vor sich. Später hat man die Flamme gar nicht ausbrennen lassen, sondern sie am Ende der Verbrennung gelöscht; die oberflächliche Verkohlung scheint nur noch eine Art Symbol gewesen zu sein. Den Toten wurden Gegenstände aus ihrem Leben beigegeben, Frauen ihr Schmuck, Männern ihre Waffen oder Geräte, Kindern ihr Spielzeug. Nur wenige solche Gegenstände sind erhalten, unter ihnen ein paar massiv goldene Ohrringe, zu Klumpen geschmolzene Bronzestücke und durchbohrte Muscheln und tönerne Spinnwirtel. Von Waffen sind erwähnenswert Steinäxte und Pfeilspitzen aus Feuerstein, auch die gefundenen Bronzenägel und Meißel sind Totenbeigaben. Auf eine unendlich ferne Vorzeit deuten auch die Handmahl- und Reibesteine. Von den Siegelzylindern der Toten sind leider nur wenige Exemplare erhalten. Von den Opfern in Verbindung mit dem Verbrennungsakt finden sich deutliche Spuren, Dattelkerne, Stier- und Schafknochen, Vögel- und Fischgerippe; auch tönerne Räuchertöpfchen kommen vor. Verschieden von all diesen Beigaben, welche mit dem Toten verbrannt wurden, sind die nach der Verbrennung ihm geweihten an oder in dem Grabe niedergelegten Gegenstände.

Von dem Ausfall der Verbrennung hing es ab, ob man die Reste am Orte derselben liegen ließ (Leichengräber) oder ob man die Asche in besondere Gefäße sammelte und darin beisetzte (Aschengräber). Es kommen aber in El Hibba auch Fälle vor, in denen die vollkommen verbrannten Überreste nicht gesammelt, sondern unberührt am Brandorte liegen gelassen wurden. Hier erkennt man deutlich, wie der Leichnam mit einer oben dünnen, unten starken Tonschicht eingehüllt wurde, in welcher die Leiche völlig verbrannte, die obere dünne Decke ist dann eingestürzt und bedeckte mit ihren Scherben die Asche, ein Zeichen, daß man das Ganze nach der Verbrennung nicht wieder angerührt hat. In andern Fällen wurden die Leichengräber nach geschehenem Brand mit frischen Tonziegeln überdeckt oder mit einem länglichen Tongefäß überstülpt — eine halbverkohlte Leiche hat man nicht wieder angerührt. War dagegen der Tote zum Teil verbrannt oder ganz zu Asche geworden, so scheint man ohne Scheu die Reste gesammelt zu haben.

Diese Aschengräber bilden an beiden Orten die große Mehrzahl. Die Gefäße für die Überbleibsel sind meist viel zu klein; Koldewey meint, die Verbrennung sei die Hauptsache, die Sammlung der Asche nur ein nebensächlicher Akt der Pietät gewesen. Das mag zutreffen. Auch dieses Sammeln der Asche geschah auf verschiedene Weise. Neben einfachem Zudecken eines Aschenhäufchens mit einem Tontopf, findet sich die Bergung in einem bauchigen Gefäß, das mit der verschlossenen Öffnung nach unten eingegraben wurde oder die Aufbewahrung in einem Topf, in den ein zweiter mit den Resten der Opfertiere gesetzt wurde. Auch Flaschen von länglich eiförmiger Gestalt dienten als Urnen. Dem Toten wurden nach der Verbrennung oder bei der Beisetzung seiner Asche wiederum Beigaben von Schmuck, Speise und Trank mitgegeben. Henkeltöpfe mit merkwürdig abgeschrägtem Boden, meist mit Datteln oder Korn gefüllt und Tonfläschchen mit Öl oder Wein waren die gewöhnlichen Gaben. Jedem Toten aber wurde ein Becher mitgegeben und ein Brunnen gegraben, soweit dies möglich war. Solche Brunnen sind in ungeheurer Zahl in beiden Stätten gefunden worden. Sie bestehen aus $1^1/_2$—2 Fuß im Durchmesser starken Tontrommeln, die aufeinandergesetzt in den Brunnenschacht hinabgelassen wurden. Einen dieser Brunnen hat Koldewey ganz ausgegraben, er ist 4 m tief und aus 13 Trommeln zusammengesetzt. In den Totenhäusern, von denen alsbald zu reden sein wird, stehen oft bis 4 an der Zahl in demselben Gemach und bis zu 9 in demselben Hause. Auch der aus lauter Aschengräbern bestehende Surghulhügel ist völlig von Brunnen durchsetzt. Zu erwähnen sind noch die merkwürdigen tönernen Phallen und beschriebenen Nagelzylinder, welche nebst einigen andern bildartigen Beigaben in den Gräbern gefunden wurden. Die vielerlei Gefäße und Geräte aus Ton gewährten einen ganz neuen Einblick in den Stand der keramischen Technik jener alten Bewohner Südbabyloniens. Koldewey konstatiert den Gebrauch der Drehscheibe unter Nachhilfe mit der freien Hand. An Formen finden sich Kessel, Schalen, Kelche, Becher, Flaschen und Kannen. Das Material ist sehr fein geschlämmter, schwach gebrannter Ton von weißlicher oder rötlicher Farbe. Schalen und kugelförmige Flaschen aus Stein (Alabaster, Serpentin) sind selten, ebenso Gefäße mit Inschriften. Auf die Ornamentik können wir hier nicht eingehen; eine gewisse Entwicklung zu schöneren Formen von Surghul bis zu den obersten Schichten von El Hibba möge jedoch erwähnt werden. —

Die Beisetzungsstätten der Aschenreste waren für die meisten Toten die gemeinsamen Aschenhügel der Totenstadt, für Vornehmere aber scheint man besondere Bauwerke, die Totenhäuser und Terrassenbauten angelegt zu haben. Die Terrassen hatten nach Koldewey ursprünglich nur den Zweck, einem gemeinsamen Hügel gelegentlich einer besonders feierlichen Verbrennung wieder eine regelmäßige Form zu geben. So ist der Surghulhügel in bestimmter Höhe mit einer Tonplattform planiert, in deren Mitte sich ein besonders stattliches Aschengrab befindet. Bei dem „zweiten“ Hügel (s. o.) von El Hibba hatte jede neue Gräberschicht die tieferliegenden zum Zusammenbruch gebracht, so daß schließlich ein wüster, unregelmäßiger Scherben- und Aschehügel entstand. Diesen hat man, auch vielleicht bei einer besonders feierlichen Verbrennung, mit Böschungsmauern umgeben und zu einer viereckigen Plattform umgewandelt. Diese Mauern bestehen aus Luftziegeln und sind nach Süden mit einer gebrannten Ziegelschicht verblendet. Eine Treppe in der Mitte der 34 m langen Front führte zu dem Plateau empor, auf dem irgend ein Gebäude gestanden zu haben scheint. Wiederum aber wurden von den erneuten Beisetzungen auf der Terrasse die Böschungsmauern verschüttet. In die herabgleitenden Schichten wurden neue Gräber eingebettet, so daß die ganze Terrasse in Gefahr stand, wieder zu verschwinden. Abermals hat man dann im Osten das Plateau durch neue Böschungen erweitert. Das Totenhaus mit mehreren Gemächern, das auf dieser Plattform errichtet wurde, ist etwas besser erhalten, als das eben erwähnte. Auch an andern Stellen sind in El Hibba solche Böschungsmauern sichtbar. Sie alle sind sekundäre Anlagen, Notbauten, um neuen Raum zu gewinnen. Anders die Terrasse des „großen“ Hügels von El Hibba. Diese ist eine ursprüngliche, auf dem Boden aufstehende Anlage. Auch auf dieser großen Terrasse stand ein Haus, von dem kaum noch etwas erhalten ist. Das Ganze muß ein imposanter Rundbau gewesen sein, der mit Verblendsteinen und Wasserröhren wohl geschützt war. Ob es das Grab eines Vornehmen war, wie Koldewey meint, oder ein Bauwerk von kultischer Bedeutung, ähnlich einer Ziggurrat, läßt sich nicht mehr feststellen. Letzteres könnte man beinahe daraus schließen, daß hier wie im Umkreis der ältesten Ziggurrat in Nippur, die Aschengräber an den Böschungen sich auftürmten.

Schon mehreremale war im vorigen von Totenhäusern die Rede, bisher jedoch nur von solchen, welche auf den gemeinsamen

Begräbnissen errichtet waren. Die eigentlichen Totenhäuser jedoch haben einst ganze Straßenzüge gebildet. Ihre Grundmauern haben sich in den tiefer gelegenen Teilen der beiden Totenstädte wohl erhalten. Es sind Gebäude der verschiedensten Größe gefunden worden, eines davon enthielt 14 kleinere und größere Gemächer, in allen begegneten die charakteristischen Brunnenschächte, von denen oben schon die Rede war. In einem Hause lag der eine Brunnen unmittelbar vor einer Tür, ein Zeichen, daß diese Häuser niemals den Lebenden als Behausung gedient haben. Die Häuserquartiere scheinen sehr alte Anlagen zu sein, denn in einem Falle gehen die Mauern einer späteren Anlage quer über alte Grundmauern hinweg. Die Straßen zwischen den Häusern sind selten breiter als 1 m, ein weiterer Beweis, daß es sich um eine nicht für Lebende berechnete Anlage handelt. Der Eindruck dieser großen Nekropolen muß auch zur Zeit ihres Bestehens ein sehr ernster, ja trauriger gewesen sein. Von Bilderschmuck haben sich nur an den beiden großen Hügeln von El Hibba spärliche Reste gefunden. Koldewey ist der Meinung, daß die hier ausgegrabenen Statuenfragmente Überreste von weggeschleppten Statuen sein dürften. Es hat viel Bestechendes, wenn er die von Strabo berichtete Plünderung der alten Königs- und Fürstengräber in den Sümpfen, die auf Geheiß Alexanders des Großen erfolgte, hier zur Erklärung heranzieht. Das würde dann, wie Koldewey selbst betont, die Möglichkeit einschließen, daß die von de Sarzec in Tellô gefundenen Statuen aus El Hibba geraubt waren; sie stammen ja aus einem Gebäude, dessen Ruinen griechischen Ursprungs sind. Die Spuren alter Plünderungen sind in der Nekropole deutlich zu erkennen. Wann diese sonderbaren Totenstädte ihren Untergang fanden, ist nicht festzustellen. Waren es sumerische Anlagen, so hat das Eindringen der Semiten ihrer Benutzung ein Ende bereitet. Vielleicht gehörten beide Nekrepolen zu der nicht allzu weit von ihnen entfernten alten Hauptstadt, deren Ruinen de Sarzec in Tellô ausgegraben hat, mag diese nun Lagasch oder Girsu geheißen haben. Jedenfalls wurden die Toten aus weitem Umkreis zusammengebracht und hier eingeäschert. Aus den ähnlichen Verbrennungssitten in Nippur darf vielleicht geschlossen werden, daß auch in El Hibba oder Surghul irgend ein Heiligtum existierte, um welches sich die Gräber anordneten.

Leider ist über diese wichtigen deutschen Ausgrabungen des Jahres 1886 weiter nichts erschienen als ein summarischer Bericht

Koldewey's in der Zeitschr. für Assyriologie Bd. II, dessen Hauptinhalt wir im oben gesagten in Kürze wiederzugeben gezwungen waren, ohne selbständig auf Veröffentlichungen der Inschriftreste oder Abbildungen nach den aufgenommenen Photographien eingehen zu können.

Warkâ (Plan S. 70).

Der erste, dem es vergönnt war, die Ruinengefilde Warkâ's, des biblischen Erech (Gen. X, 10), das altbabylonische Uruk zu betreten, war Lord Loftus im Jahre 1850. Weder die Euphratexpedition, noch Roß und Fraser waren bis zu den Ruinen selbst vorgedrungen. Loftus hat dreimal in Warkâ geweilt, am längsten im Jahre 1854, wo er drei Monate lang unter großen Mühen, heimgesucht von Sandstürmen und Wassermangel, seinen Forschungen sich widmete. Warkâ scheint von sämtlichen babylonischen Trümmerstätten, abgesehen von El Hibba, die größte, aber auch die einsamste und trostloseste zu sein. Sie liegt meilenweit von aller menschlichen Kultur entfernt an einem eingetrockneten Flußlauf, vielleicht dem ehemaligen Bette des Euphrats selbst, inmitten des Überschwemmungsgebietes. Infolgedessen ist die niedrige Bodenerhebung mit dem Gewirr von langgestreckten Ruinenhügeln in den Monaten vom März bis zum November nur im Boot erreichbar. Kein grüner Halm, kein Tier, keine Spur des Lebens ist in dieser furchtbaren Wüstenei zu entdecken. Es war also keine alltägliche Heldentat, die Loftus vollbrachte, als er sich drei volle Monate hier niederließ. Unter den größten Beschwerden mußte das Trinkwasser von dem über zwei Stunden nach Westen entfernten Euphrat herbeigeholt werden.

Die höchste Erhebung des Trümmerfeldes ist der von den Arabern Buwarije genannte Hügel, der auf einer über 40 Fuß hohen Erdaufschüttung die Reste des Etagenturms E-anna birgt. Auf derselben Plattform liegen auch die andern Hauptgebäude. An der Westecke heben sich zwei viereckige massive Ziegelterrassen heraus, im Süden davon ist die Plattform durch eine tiefe Ravine zerrissen. Als Loftus 1850 zum zweitenmale Warkâ besuchte, konnte er nur drei Wochen lang dort arbeiten. Unendlich mühselig war allein schon der jedesmalige Marsch vom Lager bis zur Arbeitsstätte. Bei dieser ersten größeren Grabung lag es dem Forscher vor allem daran, einen oder einige der damals noch ganz unbekannten Pantoffelsärge aus Ton, die er schon bei seinem ersten Besuch in Warkâ in großer Anzahl gefunden hatte, unver-

sehrt nach England zu schaffen. Endlich gelang es ihm, durch Überziehen des ganzen Sarges mit Kleister und Papier ein Verfahren zu finden, durch welches er zwar das Zerbröckeln verhütete, leider aber die prachtvolle blaue Emaille der Außenseite der Vernichtung preisgab. Bei seinem dritten und letzten Besuch der Ruinen 1854 unternahm er planmäßige Ausgrabungen einiger Hauptgebäude. Im Buwarije fand er den seiner Ziegelwände beraubten Kern des Etagenturms E-anna, der aus ungebrannten Steinen und Schilfmattenlagen bestand. Nur an den Entwässerungsanlagen, die Loftus für Halbpfeiler oder Streben hielt, fanden sich gestempelte Ziegel mit dem Namen des Ur-Gur (2700 v. Chr.). Das untere Stockwerk scheint Loftus gar nicht untersucht zu haben. Da er die von ihm vermuteten Tonzylinder in den Ecken nicht fand, wandte er sich andern Bauwerken zu. 300 m südwestlich vom Etagenturm lag ein fast genau so wie dieser mit den Ecken nach der Windrose orientierter Bau, Wuswas genannt. Der Name soll von einem schwarzen Schatzgräber herrühren, der hier Gold fand und auf Nimmerwiedersehen sich empfahl. Das verschüttete Gebäude war ein Viereck von 75×53 m Seitenlänge. Die Ostecke nahm ein großer Hof ein, die Südwestecke ein großes Gebäude aus Ziegelsteinen. Auf drei Seiten stießen Terrassen von verschiedener Höhe an den Wuswas, die vierte Seite stürzte schroff ab. An dieser Südfassade, die an einzelnen Stellen noch über 8 m hoch war, traten zum erstenmale die nachher so oft beobachteten Formen der babylonischen Flächenarchitektur zutage in Gestalt jener treppenförmig profilierten Halbpfeiler, die von breiteren Flächen abgelöst werden. Die Südwestmauer besaß keinen Eingang und wurde deshalb mit einem Stollen durchbrochen. Die auf diese Weise zugänglich gewordene Innenseite war mit einer Reihe kleiner Gemächer besetzt, die ebenfalls weder Tür noch Fenster hatten. Diese Räume mit ihren außerordentlich dicken (10 bis 20 Fuß!) Mauern hielt Loftus für Schatzkammern. Da die Ziegel dieser Bauten nach seiner Beschreibung auf der Unterseite einen tief eingedrückten dreieckigen Stempel zeigten oder auch eine 13zeilige sehr kleine Keilinschrift (die leider niemals veröffentlicht wurde!), so ist die Vermutung Rawlinsons, zumal im Hinblick auf entsprechende neuere Funde in Nippur, nicht abzuweisen, daß im Wuswas die oberen Trümmerschichten von einer Partherburg herrühren. Da Loftus keine so großartigen Funde wie seinen Landsleuten in den assyrischen Hügeln beschieden waren, auch der anders-

artige Charakter altbabylonischer Ruinen noch nicht erkannt war, wandte er sich einem andern Hügel südlich des Wuswas zu, der besonders ansehnliche Gebäudereste vermuten ließ. Da aber nur Backsteine derselben Art wie im Wuswas gefunden wurden, gab man auch diese Grabung bald auf und begann die Südecke des Buwarije zu untersuchen. Hier fand Loftus die erste babylonische Mosaikmauer aus kleinen gebrannten Tonkegeln, deren verschieden gefärbte Köpfe zu gefälligen Mustern gruppiert waren. Tausende solcher Kegel sind seither in fast allen babylonischen Ruinen gefunden worden. In einem andern Hügel in der Nähe des Wuswas entdeckte man noch eine andere Art architektonischer Verzierung, eine Wand, welche aus wechselnden Lagen von Lehmsteinen und halbausgehöhlten, mit der runden Öffnung nach außen liegenden Tonkegeln bestand. Loftus hielt diese Wand für das Überbleibsel eines Turmes (?). Ferner untersuchte er noch die Mauern der Stadt, deren Reste im Norden am höchsten waren. Er wollte auch Spuren von drei oder vier Toren erkennen. Ganz außerhalb der Mauern lag im Norden noch ein auffallender Hügel Nuffaije. Im Osten des Buwarije kamen Inschriftziegel von Kambyses und südöstlich davon Mengen von parthischen Architekturtrümmern, Kapitelle, Simse, Säulen u. dergl. zutage. Alles in allem muß man sagen, daß Loftus' Forschungen nur sehr oberflächlich waren, was ihm in Hinblick auf die ungeheure Größe des Trümmerfeldes, die unsagbaren Schwierigkeiten, die er zu überwinden hatte, und die geringe Erfahrung bezüglich der Beschaffenheit altbabylonischer Ruinen nicht zum Vorwurf angerechnet werden darf. Von Inschriften, die er mitbrachte, sind erwähnenswert etwa 100 Kontrakttafeln, welche die allerspätesten Keilschriftdokumente repräsentieren, die wir kennen; ferner einige Syllabare und pilzförmige Inschriftkegel, aus deren Vorkommen vielleicht auf das Vorhandensein eines Archivs geschlossen werden darf. Loftus selbst war bescheiden genug, als Ergebnis seiner Arbeit festzustellen, daß Warkâ noch als unerforscht zu gelten habe. Ob künftige Forschungen viel Erfolge bringen werden, kann niemand voraussagen. Hilprecht weist mit Recht darauf hin, daß gerade die Städte, welche Jahrtausende hindurch ununterbrochen besiedelt waren, die ungünstigste Aussicht auf das Vorkommen großer und gut erhaltener Funde gewähren. Bei Warkâ kommt noch die überaus ungünstige Lage, der Mangel an Trinkwasser und die gewaltige Ausdehnung der Ruinen als erschwerend für gründliche Forschungen hinzu.

Schon aus der sumerischen Weltschöpfungslegende erfahren wir, daß Erech neben Nippur, Eridu und Babel für eine der ältesten babylonischen Städte gehalten wurde. Die ältesten uns bekannten Herrscher waren Enschagkuschanna und Enbildar. Schon zur Zeit des Lugalzaggisi scheint der berühmte Istartempel E-anna vorhanden gewesen zu sein. Der König Dungi nennt dessen große Mauer, die sonst mit dem Namen des Nationalhelden Gilgamesch-mauer hieß. Die Könige von Ur scheinen sich besonders des berühmten Tempels angenommen zu haben, z. B. wissen wir, daß Bursin an ihm gebaut hat. Dann scheint Erech den Königen von Nisin unterstanden zu haben, später ist es wieder selbständig. Singaschid erbaute den Tempel Ki-kal (Kan-kal), der vielleicht in der Nähe seines im Wuswas verschütteten Königspalastes zu suchen ist. Auch E-anna (Buwarihe) hat er restauriert. Vielleicht aber war KI-KAL ebenso wie der zur Zeit Singamils erbaute Nergaltempel nur eine der vielen Kapellen des großen E-anna. Im Gilgameschepos führt Erech den Namen Uruk-supuri „Erech der Hürde", ein Hinweis auf die Nomadenhorden, die in seiner Nähe zu zelten pflegten, als deren Herrin die Istar von Erech im besondern verehrt wurde. Eines der schwersten Geschicke, das Erech betraf, war seine Zerstörung durch den Elamitenkönig Kudurnanchundi, der das berühmte Götterbild der Istar-Nanai nach Susa entführte; erst Asurbanipal konnte 1635 Jahre später dies kostbare Beutestück wieder an seinen Platz zurückführen. Erschütternd ist die Klage der Bewohner von Uruk über die Greuel der Verwüstung, welche die Elamitenhorden in Babylonien anrichteten. Spuren ihres Vandalismus zeigten ja auch die Ruinen der Tempelbibliothek in Nippur in deutlicher Weise. Vielleicht schon unter der elamitischen Zwingherrschaft hat ein anderes Unheil die Stadt betroffen, die Verlegung des Euphratbettes. Denn als Hammurabi der Elamitenherrschaft ein Ende bereitet hatte, ließ er den Kanal, der Erech mit dem babylonischen Stromsystem verband, wieder herstellen; also lag Erech wohl schon nicht mehr am Flusse selbst. Der eigentliche Wiederhersteller der Stadt war Samsuiluna, des großen Hammurabi Sohn. Von nun an ist Erechs Ruhm aufs neue begründet und überdauert den fast aller südbabylonischen Städte. Noch Plinius weiß etwas von dem astronomischen Observatorium zu Orchoë. Unter den eifrigen chaldäischen Tempelbauern Nebukadrezar und Nabunaid ist auch der Istartempel E-anna nicht vergessen worden. —

E-anna, seinem Namen nach auch dem Anu, dem Vater der Istar, geweiht, besaß einen Stufenturm, E-gig-bar-imina „das Haus der 7 Rohrhaine“ genannt. Sieben Stufen soll diese Ziggurrat besessen haben, wie auch die kosmologisch bedeutsame Siebenzahl in der siebenfachen Stadtmauer wiederkehrt. Auch Erech war eine große Nekropole Südbabyloniens, ob aber zur Semitenzeit, ist mir sehr zweifelhaft. Daß später die Parther sie zu ihrem Totenacker machten, will für semitische Zeiten nichts besagen. Auf die vielen andern Namen und Bezeichnungen dieser uralten, wichtigen Stadt kann hier nicht weiter eingegangen werden. Soviel jedenfalls dürfte klar sein, daß die Ausgrabung dieser Ruinenstätte ähnliche Erfolge wie in Nippur bringen würde, wenn nicht der völlige Wassermangel den Aufenthalt dort vorläufig unmöglich machte. Am meisten reizt die Tatsache zur Nachforschung, daß in Erech eine berühmte Tempelbibliothek war, aus welcher Assurbanipal die Kopien des Gilgameschepos bezog. Vielleicht liegen die Verhältnisse so ähnlich wie in Nippur.

Der erste seit Loftus, der das alte Uruk wieder aufsuchte, war, wenn wir von Ward's flüchtigem Aufenthalt im Jahre 1885 absehen, im Januar 1898 Prof. Sachau. Uns interessiert besonders seine Beschreibung der Oberflächenschicht. Sie besteht aus „zerriebenen Ziegeln in kleineren und größeren Stücken, ungebrannten und gebrannten, von denen die letzteren vielfach eine grüne Glasurschicht haben, aus Scherben von Krügen und Töpfen aller Art, von denen einige grün und blau glasiert, nur wenige mit einer rohen Linien-Ornamentation versehen sind, und aus Feldsteinen; man findet auch Stücke Alabaster, Glas, selten Lapis Lazuli, sowie Basaltstücke, darunter auch geglättete, welche beweisen, daß in Erech Basalt verarbeitet worden ist wie in Tell-Lô“. (Übrigens berichtet Loftus von einer Basaltstatue.) Die Löcher der Schächte, die einst Loftus in den Buwarije hineintrieb, dienen Hyänen zur Behausung.

Der nächste Besucher der Ruinen war im Mai 1900 J. P. Peters. Er konstatierte nur die Ähnlichkeit des Etagenturms mit dem in Nippur, ferner das Vorhandensein sassanidischer Baureste und brachte die wenig angenehme Kunde, daß arabische Weiber die Ruinen eifrig durchwühlen. Über den Besuch den Friedrich Delitzsch den Ruinen von Uruk abstattete, ist nichts veröffentlicht worden.

Senkereh.

Nachdem Loftus die Fruchtlosigkeit seiner Arbeiten in Warkâ erkannt, begab er sich nach dem einige Stunden östlich davon am Schatt el Kar gelegenen Senkereh. Diese Hügelgruppe war 1835 von Roß und Fraser besucht worden. Sie steht sowohl ihrer Größe wie der Ansehnlichkeit der Ruinen nach beträchtlich hinter Warkâ zurück. War Warkâ bis in späte nachchristliche Zeiten bewohnt, so zeigt Senkereh den reinen Typus einer altbabylonischen Ruinenstätte. Auf einer langsam ansteigenden Plattform von etwa 7 Kilometer Umfang erheben sich zwei größere Hügel, deren höherer schon von Warkâ und vom Euphrat aus sichtbar ist. Im Nordwesten dieser Hügel dehnt sich ein großes flaches Trümmerfeld aus; im Nordosten fällt eine Kuppe aus rotem Ziegelwerk ins Auge, in der noch deutlich die Mauergrundrisse erkennbar sind; auch die Südostecke besteht aus einem großen Ziegelmassiv, das aber nur aus Luftziegeln hergestellt ist. Die Araber nennen es gemel (Kamel). In den Haupthügeln steckt der Etagenturm und der Tempelbau. Inschriften von Hammurabi und Nabonid bewiesen, daß man eine alte, lange in Ehren gehaltene Kultstätte aufgedeckt hatte. Spätere Funde ergaben auch den Namen: es war die altbabylonische Stadt Larsa mit dem Tempel des Sonnengottes, die in Senkereh begraben lag. Bei der Aufklärung des Eingangs zum Stufenturm fand Loftus zwei Tonnenzylinder Nebukadrezars, ein drittes Exemplar kam an anderer Stelle zum Vorschein. Diese Zylinder enthielten den Namen der Stadt. Larsa ist das biblische Ellasar (Gen. XIV,1). Auch fand man den ersten Ziegel mit dem Namen des Burnaburiasch, eines Königs aus der damals noch unbekannten Kassitendynastie. Bis zurück auf Ur-Gur (etwa 2700 v. Chr.) wiesen die Bausteine des Tempels. Eingehendere Grabungen würden sicher in noch ältere Zeiten geführt haben. Loftus hielt Senkereh infolge der vielen Gräber für eine babylonische Totenstadt, eine Ansicht, der man nicht mehr beipflichten kann. Vielmehr scheinen die Gräber erst nach Larsa's Untergang angelegt zu sein, wobei die alten Schichten bis in große Tiefen umgewühlt wurden, so daß ihr Inhalt an Tontafeln und Siegelzylindern an die Oberfläche gebracht wurde. Ähnliche Verhältnisse lagen ja auch in Nippur vor und verführten dort die Nichtarchäologen dazu, auf Grund alter Funde in den Oberschichten die tieferen Schichten für noch älter zu halten, während es sich

um sehr junge Anlagen in umgewühlten alten Schichten handelte (s. o. S. 23).

Unter den Tafelfunden von Larsa waren besonders schön erhaltene kuvertierte Tafeln mit Siegelabdrücken und sogenannte Etiketten, d. h. Tafeln mit Löchern, durch die eine Schnur gezogen wurde, mittels der man sie an Krüge, Säcke u. dgl. anband. Auch Nippur lieferte solche Etiketten (labels). Ferner war darunter die erste größere mathematische Tafel, eine Tabelle der Quadratzahlen bis 60; dann auch viele kleine Reliefs aus gebranntem Ton aus sehr alter Zeit, welche allerlei religiöse und profane Vorgänge abbildeten. Da Larsa ein ohne Schwierigkeit zu bearbeitendes Ruinenfeld darstellt, ist es mit Freude zu begrüßen, daß seit einigen Jahren amerikanische Forscher dort arbeiten — sollen. Leider habe ich trotz aller Bemühungen Berichte über die neueren amerikanischen Arbeiten bis zur Stunde nicht erhalten können. Professor Sachau besuchte 1898 das Ruinenfeld und stellte fest, daß vielfach die alte Stadtmauer und über sie hinausgehende vorstadtartige Bebauung deutlich erkennbar war, ebenso daß außer Tempeln und Palästen auch die Bürgerviertel unter dem Schutt erhalten seien.

Larsa besaß einst einen dem Sonnengotte geweihten Tempel E-babbara mit einem Etagenturm E-dur-an-ki. Schon auf der Geierstele des Eannatumma wird die Stadt mit ihrem Tempel erwähnt. Alle die großen Bauherren älterer und jüngerer Zeit haben auch dem Sonnentempel von Larsa ihre Aufmerksamkeit zugewandt, ein Gudea, Urgur, Siniddinam, Eri-aku, Hammurabi und Burnaburiasch sowohl wie Nebukadrezar und Nabunaid. Gleichwohl wird in den religiösen Texten Larsa nicht allzu oft genannt. Wann es verödet ist, wissen wir nicht.

Tell Sifr und Tell Medâ'in.

Östlich vom Schatt el Kar untersuchte Loftus den Hügel Tell Meda'in, eigentlich nach Sachau's Beschreibung ein ganzes System von Höhenzügen, unter dem sicher eine alte Stadt begraben liegt. Loftus fand nur einige Gräber und etliche Tontafeln; unter den Antiquitätenhändlern jener Gegend ist aber gerade diese Hügelgruppe als eine der ergiebigsten Fundstätten für Tontafeln wohl bekannt.

Einen sehr schönen Erfolg brachten Loftus seine Grabungen in Tell Sifr ein. Außer sehr schönen Tontafeln aus der Zeit der ersten babylonischen Dynastie kamen vorzügliche Proben kunstvoller Töpferarbeiten, Metallgeräte, Handwerkszeug, Waffen und andere

Gegenstände aus Kupfer dem Forscher in die Hände. Das meiste davon dürfte ebenfalls der Zeit vor 2000 v. Chr. angehören. Der heutige Name Tell Sifr, d. i. Kupferhügel, läßt darauf schließen, daß Loftus das alte Dur-gurgurri, d. i. Burg der Kupferschmiede, das genau in dieser Gegend gelegen haben muß, wiedergefunden hat.

Muqajjar (Plan S. 71).

Die erste Kunde von dieser Ruinenstätte brachte der berühmte Reisende Pietro della Valle, welcher 1625 einige beschriebene Backsteine von dort nach Europa mitnahm, aber über 200 Jahre sollten vergehen, ehe an eine Erforschung der Trümmer zu denken war. Sir Henry Rawlinson, einer der Väter der Assyriologie, veranlaßte 1854 den britischen Vizekonsul in Basra, J. E. Taylor, entsprechend den Forschungen des Lord Loftus in Warkâ auch in dem weiter südlich auf der Westseite des Euphrat gelegenen Muqajjar Ausgrabungen vorzunehmen. Die Lage der Stätte beschreibt Taylor als 16 (engl.) Meilen nordnordwestlich von Suq esch Schijuch und 6 Meilen genau westlich vom Nordende des Dorfes Arje auf dem rechten Euphratufer. Etwa 10 Kilometer nordöstlich von Muqajjar liegt auf dem andern Flußufer Nasrije. Die Ruinen stehen auf einer flachen Bodenerhebung, welche zur Überschwemmungszeit als Insel aus der sie umgebenden Niederung emporragt. Im Westen erhebt sich in einiger Entfernung der flache Hügelrücken Hazem, jenseits dessen die von Muqajjar eben noch sichtbaren Ruinen von Abu Schahrein (s. u.) liegen. Die ganze Gegend ist auch heute noch derartig unsicher, daß seit Taylors Zeit kein Forscher diese Stätten hat eingehend untersuchen können. Alle Besucher waren genötigt, nach kürzester Zeit die ungastlichen Gefilde und ihre übel beleumdeten Bewohner vom Stamme der Dhafir wieder zu verlassen. Alles was wir also über Muqajjar sagen können, geht auf die sorgfältigen Berichte Taylors zurück, denn Fraser, der vor ihm, und Loftus, der kurz nach ihm dort weilte, haben unsere Kenntnisse nicht zu fördern vermocht, so wenig wie nach ihnen Ward und Peters.

Das Gesamtgebiet von Muqajjar stellt eine in einem Oval angeordnete Gruppe flacher, zum Teil selbst wieder oval gestalteter Hügel dar. Die Hauptruine befindet sich am Nordende. Die ganze sie umgebende Gruppe wird durch eine tiefe Ravine, die von West nach Ost läuft, von der Südhälfte getrennt. Rings um die ganze Trümmergruppe erheben sich ungezählte Schollen und

Haufen, welche mit Bruchstücken alter Grabanlagen und Särge dicht bedeckt sind. Im Nordwesten zieht sich in mäßiger Entfernung das schwer erkennbare Bett eines ehemaligen Wasserlaufes entlang. Die Hauptruine am Nordende ließ noch deutlich ein zweistöckiges Bauwerk erkennen. Die Basis des zweiten Stockes wich 18 Fuß zurück hinter die Fläche des Hauptgeschosses. Die Mauern zeigten den bekannten einfachen Pfeilerschmuck altbabylonischer Bauwerke, die Schmalseite im Norden hatte 4 solche Pfeiler und 2 Eckpfeiler, die Langseite im Westen und Osten je 7 und 2 Pfeiler. Das untere Stockwerk war ein Massiv aus Luftziegeln, von vielen Luftkanälen durchzogen, dessen Außenwände aus drei Meter dicken Wänden aus gebrannten Ziegeln hergestellt waren. Es war offenbar der alte Etagentum der hier verschütteten Stadt, dessen oberstes Stockwerk zusammengebrochen war und mit dem zweiten Stockwerk zusammen eine wüste Schuttmasse bildete. Der Aufgang befand sich an der Ostseite in Gestalt einer zertrümmerten breiten Treppe mit seitlichen Treppenwangen. In die Trümmermasse hineingetriebene Stollen stellten außer der gewaltigen Stärke der äußeren Ziegelmauer noch das Vorhandensein von Schilfmattenlagen zwischen den Ziegelschichten fest; ferner kamen blauglasierte Scherben, kupferne Nägel und ein zerbrochener Inschriftzylinder zum Vorschein. Taylor scheint auch, wenn ich seine Schilderung recht verstehe, auf einen Bogengang gestoßen zu sein, ähnlich wie ihn Hilprecht in Nippur beschrieben hat. Nach der Auffindung des einen Zylinders begab er sich auf die Suche nach den zu vermutenden drei andern Exemplaren, deren Auffindung ihm auch glückte. Alte Leute unter den Eingeborenen erzählten dem Forscher, daß auf dem zweiten Stockwerk noch eine Art Zimmer gestanden habe, das aber auch zusammengestürzt sei. Einige Tonlampen und sehr feine Topfscherben im Schutt der zweiten Etage mochten wohl von diesem einstigen Göttergemach herrühren. Die gefundenen Tonzylinder in Verbindung mit zwei noch größeren, dicht bei dieser Ruine bezw. in ihr selbst ausgegrabenen Zylindern ergaben zweifellos, welche Stadt man durchforschte. Dazu kam noch das Zeugnis der Backsteine mit ihren verschiedenen Legenden, so daß Rawlinson der Welt verkündigen durfte, daß man den Tempel des Mondgottes Sin und mit ihm die Stätte des biblischen Ur, Abrahams Heimat, wiedergefunden habe. Die Bauurkunden stammten von den Königen Ur-Gur (etwa 2700 v. Chr.) und Dungi — die 4 Tönnchenzylinder aber von Nabunaid, dem letzten Herrscher

des neubabylonischen Reiches, der als Letzter diesen altheiligen Tempel restauriert hatte. Auf diesen Zylindern wird auch der Kronprinz Belsarussur, der Belsazar des Danielbuches, erwähnt, auf den freilich in der jüdischen Darstellung viele Züge des Kambyses übertragen worden sind.

Ein Hügel an der Südostecke der Tempelruine enthielt auf einer mit Brandziegeln gepflasterten Terrasse aus Luftziegeln das Mauerwerk eines aus großen Backsteinen erbauten Hauses. Die Keilschriftlegende dieser Steine war in einen Gips- oder Emailleüberzug eingestempelt. In der Nordwestecke des gepflasterten Hofes kam ein kleiner beiderseits beschriebener schwarzer Stein zu Tage, der auf das Alter des Gebäudes schließen ließ. Taylor ließ dann das noch erhaltene Gemach ausräumen und den ganzen Bau freilegen. Weitere schwarze Steinstücke mit Inschrift wurden im Außenhofe gefunden. Der Beschreibung nach scheinen es zerschlagene Türangelsteine gewesen zu sein. Im Schutt des Außenhofes fand man überall Reste von Tragbalken aus Dattelholz, die Spuren einstiger Zerstörung durch Feuer erkennen ließen. Nur das Dach des Gebäudes war zerstört, der übrige vom Schutt befreite Bau konnte von den Mannschaften des Forschers als Kaserne benutzt werden. Taylor vermutete unter dem Pflaster des Außenhofs Gewölbe und trieb deshalb einen Schacht in die Tiefe; er stieß aber nur auf verschiedene Plattformen und Pflasterungen. Die unterste zeigte die charakteristischen altbabylonischen Plankonvexziegel mit Fingereindrücken. Auf dieser Schicht kamen Spuren von Hausfundamenten heraus, bei denen die ersten gebrannten Nagelzylinder mit Inschriften gefunden wurden. Nach den entsprechenden Funden in Nippur zu urteilen hatte Taylor die vorsargonische Schicht angeschnitten.

Schon in dieser alten Zeit, lange vor Abrahams Tagen, ist Ur ein bedeutungsvoller Mittelpunkt südbabylonischen Lebens gewesen. Leider hat Taylor von den interessanten Backsteinen mit dem Bilde zweier Mondsicheln, von denen er erzählt, keine Exemplare mit nach England gebracht. Die nächsten Grabungen hatten die Gräberhalden zum Ziel; sie erbrachten zahlreiche Särge aus Ton, vielerlei Töpfergeschirr, Wasserleitungsanlagen und sehr viele Kleinfunde, wie sie in allen babylonischen Ruinen in der Folge so oft zu Tage kamen. Außer vielen beschriebenen Tonkegeln fand er auch in einem nach Westen liegenden Hügel zwei große Tonkrüge voll Tontafeln, von denen viele in tönernen Kuverts einge-

schlossen waren. Die Untersuchung der südlichen Hügelgruppe förderte wieder fast nur Gräber und Tonkegel zu Tage, bemerkenswert waren hier nur eine Anzahl Schmuckstücke aus Kupfer und ein schön erhaltener, dicht beschriebener schwarzer Basaltstein. Ferner kamen viele Muschelschalen zum Vorschein. Taylor gewann außerdem die Überzeugung, daß die Trümmerhügel schon früher untersucht worden sein müssen. Gleichwohl sind seine eigenen Nachforschungen so gründliche und gewissenhafte gewesen, daß spätere Reisende, welche an den Hügeln von Mukajjar oberflächliche Untersuchungen und Messungen vorgenommen haben, seinen Berichten wesentlich Neues nicht hinzufügen konnten. Nur eine ganz gründliche Ausgrabung wie in Nippur oder in Assur kann zu neuen wichtigen Ergebnissen führen. Die Arbeiter von Banks, welche auch auf Mukajjar sich erstrecken sollten, sind bisher, soweit mir bekannt, auf Bismaya (s. o.) beschränkt geblieben. Eine Nachlese, welche Taylor selbst 1855 in Ur veranstaltete, brachte ihm zwei weitere Krüge mit Tontafeln, beschriebene phallusartige Tonkegel, eine männliche Statue aus dem Osthügel und Stücke eines großen ungebrannten Tonzylinders aus dem Nordhügel. Nach einer Nachricht von J. P. Peters wird Ur heute von den Eingeborenen als Ziegelsteinbruch ausgebeutet. Er nahm von seinem Besuch der Ruinen eine auf der Oberfläche gefundene Torpfanne des Gimil-Sin und einige Kleinigkeiten mit. Sir Henry Rawlinson war es, der die Stadt Uri, wie sie in den Inschriften genannt wird, zuerst mit dem Ur in Chaldaea der Abrahamsgeschichte gleichsetzte. Ur war die Stadt des Mondkultes und zwar besonders des Kultes des Neumondgottes Nannaru. Die ältesten Herrscher von Ur, aus deren Zeit wir Inschriften besitzen, sind Eannadu, Lugalzaggisi und Lugalkigubnidudu. Noch nicht völlig durchsichtig sind die Verhältnisse, in denen diese alten Könige und ihre Nachfolger zu den Königen der anderen südbabylonischen Städtereiche standen. Bald nach Gudea's Zeit finden wir die Dynastie des Urgur mit den Königen Dungi, Bursin, Gimilsin und Ibisin als mächtig an Ansehen und Macht. Der Besitz der Herrschaft über Ur wird stets auch bei solchen Königen ausdrücklich betont, die ursprünglich Herrscher einer anderen Stadt z. B. Isin oder Larsa waren. Besonderen Schutz ließ die Hammurabidynastie der Stadt und ihrem Heiligtum angedeihen. Sumu-abu rühmt sich, daß er den erhabenen Tempel des Nannaru gebaut und ihn nachher mit einer prächtigen Zedernholztür geschmückt habe. Hammurabi selbst lag

noch gegen Ur zu Felde, da ihm die Könige von Larsa den Besitz streitig machten. Mit der Unterwerfung ganz Südbabyloniens aber war er auch unbestrittener Herr über Ur, dem er alsbald durch Ausbaggerung des Euphrat den Schiffsverkehr mit Larsa ermöglichte (gemeint ist wohl ein Arm oder Kanal des Euphrat); auch eine Garnison erhielt die Stadt, und unter Samsu-iluna wurden ihre Mauern neu gebaut. In der Assyrerzeit stand Ur unter assyrischen Statthaltern. Erwähnt wird die Stadt bis in die Zeit des Cyrus hinein. Der große Tempel hatte mehrere Namen; als E-gisch-schir-gal bezeichnete man ihn nach seinem Baumaterial „Haus des Alabasters"; dasselbe scheint auch der andere Name E-kisch-nu-gal zu bedeuten; ferner heißt er E-Nannar und E-te-im-illa. Der Name seiner Ziggurrat war, wie Nabunaid uns berichtet E-lugal-galga-si-di „Haus des Königs, der den Ratschluß recht leitet"; auch E-schu-gan und E-char-sag (Haus des Berges) kommt vor. Südöstlich vom Tempelturm lag das Heiligtum der Ningal E-nun-mach „Haus des erhabenen Ozeans" oder auch E-gal-mach genannt, nach Nabonid ausdrücklich als zum Bezirk von E-gisch-nu-gal gehörig bezeichnet. Von den zahlreichen Kapellen, welche diese Tempelbezirke mit umfaßten, wird genannt die Schamaschkapelle E-schar-gub „Haus der strotzenden Fülle". Auf die öfter aufgestellte Behauptung, das „Ur in Chaldaea" der Genesis sei nicht in Chaldäa, sondern in Armenien zu suchen, wo sich noch viele Abrahamssagen vorfinden, oder etwa in Arrhapachitis, kann hier nicht eingegangen werden.

Tell Lahm und Abû Schahrein (Plan S. 71).

Ehe Taylor das zweite Mal Muqajjar aufsuchte, arbeitete er wenige Tage an zwei andern wichtigen Ruinen. Drei Stunden genau südlich von Suq esch Schijuch liegt der Tell el Lahm, eine Hügelgruppe mit zwei größeren Kuppen, in deren Umgebung vielerlei Hügel und längere Kämme in die Augen fallen. Überall stieß er in der Tiefe auf Ziegelpflaster; Gebäudereste waren bei der kurzen Untersuchung nicht nachweisbar. Leider hat Taylor keine Ziegel von dort mitgebracht, da ihm die Inschriften zu unleserlich erschienen. Außer einer Tontafel haben wir nichts von dieser Ruinenstätte, deren alter Name uns bisher unbekannt ist. Das auffallendste in ihr waren die zahlreichen Särge, welche aus zwei mit den Öffnungen aneinandergekitteten großen Krügen bestanden. Taylor fand diese sonderbaren Totenbehälter in Reihen übereinanderliegend, aber durch dicke Lagen von Luftziegeln getrennt.

Wichtiger war die Stätte von Abû Schahrein. Obwohl Taylor die Lage dieser Ruine sehr sorgfältig beschrieben hat, ist durch einen wohl von Menant verschuldeten und von allen Späteren übernommenen Irrtum Abû Schahrein stets auf dem linken Euphratufer angegeben worden, bis endlich Hilprecht den Fehler fand und richtig stellte. Die Ruinen von Abû Schahrein liegen in einer tiefen Senkung und können von Muqajjar aus wegen des dazwischenliegenden Höhenzuges Hazem nur so eben noch gesehen werden. Nach Taylor liegen sie zwischen zwei parallelen Höhenzügen, Hazem und Qassaim Dafneh. Diese bilden zwischen ihren einander zustrebenden Südenden eine tiefe Mulde, die einst von einem Binnensee ausgefüllt war. Inmitten dieses ehemaligen Seebeckens auf einer Insel, die vom Hochwasser nicht überflutet wird, liegt Abû Schahrein. Aus schwachen Spuren ist zu schließen, daß dieser See einst irgendwie Verbindung mit dem Euphrat hatte. Für die Bestimmung des Namens der in Abû Schahrein verschütteten Stadt ist auch zu bedenken, daß die frühere Mündung des Euphrats etwa bei Suq esch Schijuch lag, bis wohin einst das Meer reichte. Sowohl Abû Schahrein wie Tel el Lahm lagen einst keine 10 Kilometer vom nâr marâti entfernt. Der nördliche Teil der schroff aufragenden Ruinen, die auf einer von 6 m hoher Sandsteinböschung umschlossenen Terrasse stehen, gibt sich auf den ersten Blick als Etagenturm zu erkennen, von dem zwei Stockwerke und eine breite Treppe zur ersten Etage noch deutlich sichtbar sind. Auf der zweiten Etage wollte Taylor noch Reste eines kleinen Gemaches erkennen, zu dem von der ersten Etage eine Rampe emporführte. Die Stufen der großen Treppe bestanden aus polierten Mamorplatten. Am Fuße des zweiten Stockwerks fanden sich schön verzierte Achatbrocken, Alabaster- und Marmorstücke, Goldplättchen und kupferne Nägel mit goldenen Köpfen. Auffallend war die für Südbabylonien einzig dastehende Verwendung von Sandstein, Granit und Marmor als Baumaterial. Im südöstlichen Teil der Ruine grub Taylor ein kleines Bauwerk aus, dessen Ziegelsteine, seiner Beschreibung nach von uns heute der vorsargonischen Epoche zugewiesen werden können. Es war höchstwahrscheinlich eine der Bastionen des alten Tempeltors, auf die er gestoßen war. An Inschriftfunden und sonstigen Altertümern haben ihm seine Nachforschungen nur wenig eingebracht.

Welche Stadt war nun einst Abû Schahrein? Auf Grund zweier öfter dort vorkommenden Ziegelinschriften hat man ohne

weiteres auf Eridu geschlossen. Leider ist die eine dieser Inschriften, und zwar die längere, genau gleichlautend auch in Mukajjar gefunden. Gleichwohl haben Lenormant und Menant die Gleichung Abû Schahrein = Eridu aufgestellt. Hier hat nun eine Untersuchung Prof. Weißbach's eingesetzt, der den Namen Eridu in dem richtig Iridotis statt Teredon zu lesenden griechischen Namen wiederfindet. Lag in der Tat Eridu auch den Keilinschriften zufolge direkt am Meere, so hat Weißbach zweifellos recht, und Abû Schahrein kann dann nicht Eridu sein. Vorläufig aber scheint mir, wie ich an anderer Stelle ausgeführt habe, der Beweis, daß Eridu am nâr marâti selbst lag, aus den Inschriften noch nicht erbracht zu sein. Das Ideogramm für Eridu ist NUN·KI. Nun wies mich Herr Prof. Radau auf eine Stelle in King „Chronicles" hin, in welcher ein „NUN·KI, das am Gestade des Meeres liegt", erwähnt wird. Allein es gab nachweislich ein zweites NUN·KI, das, wie mir Prof. Hommel schreibt, an der ehemaligen Tigrismündung, am Meere, gelegen haben dürfte. Dies zweite NUN·KI aber ist nach Jensen niemals Eridu, sondern Appi ausgesprochen worden, wozu Hommel (Grundriß S. 421, 5) das Ἄμπη des Herodot vergleicht. Das eigentliche alte NUN·KI = Eridu lag nach den Inschriften nicht am Meere, sondern am apsû. Dieser apsû aber war wohl ein heiliger Süßwassersee. Danach könnte es allerdings für dies Eridu keine günstigere Stelle geben als Abû Schahrein. Mit gutem Gewissen dürfen wir also von Abû Schahrein, über dem in der assyriologischen Literatur ein eigenartiger Unstern geschwebt hat, nur sagen: mit großer Wahrscheinlichkeit ist es die Stätte des altheiligen Eridu; den strikten Beweis müssen neue Ausgrabungen erbringen. Eridu war eine der ältesten südbabylonischen Städte; schon Entemena von Sirpurla (Lagasch) rühmt sich, dem Gotte Enki, dem Herrn von Eridu, den apsû, das Abbild des Himmelsozeans, hergestellt zu haben, der durch einen Kanal mit dem Euphrat verbunden war. Die alten Könige von Nisin legen sich stolz den Titel bei, der ihren Anteil an der Erhaltung der heiligen Orakel in Eridu zum Ausdruck bringt. Allmählich scheint die Bedeutung des alten Heiligtums dahingeschwunden zu sein, in neubabylonischer Zeit ist sein Glanz wie der des Tempels von Nippur verblichen.

Eine ganze Anzahl anderer Ruinenhügel hätte noch in diesem Hefte besprochen werden können, aber es schien geboten, sich auf diejenigen zu beschränken, welche durch den Spaten des

Forschers der wissenschaftlichen Erforschung zugänglich gemacht worden sind. Von manchem der vielen Hügel des Iraq dürfen wir vermuten, daß diese oder jene mit Namen bekannte Ortschaft unter ihm verschüttet ist. So wissen wir durch Wincklers scharfsinnige Schlüsse genau, an welcher Stelle das alte Opis gelegen hat, dessen Name in ältester Zeit von einer Ortschaft bei Erech (oder von einem Stadtteil Erechs selbst) auf die am Tigris in der Gegend von Seleucia gegründete Stadt übertragen worden ist. Ferner ist der Ort Lamlun am Euphrat nach Hommel als die Städte des alten Adamdun anzusehen, dessen Ruinen in den Hügeln Lamlun el-qedîme zu suchen sind. Manche Hügelgruppe würde sich so wohl noch identifizieren lassen.

Reiche Schätze mögen noch unter den zahllosen Tells Babyloniens (ich denke besonders an den Tafelhügel in Nippur, an Warkâ, Eridu u. a.) verborgen sein, aber es würde unermeßlicher Geldmittel bedürfen, alle diese Hügel systematisch auszugraben. Vorläufig bedarf es erst einer anderen Arbeit, welche jeder solchen gründlichen Erforschung voraufgehen muß: das ist die genaue topographische Aufnahme Babyloniens. Erst ganz schüchterne Anfänge von seiten der Mitglieder unserer deutschen Expedition sind hier zu verzeichnen. Im übrigen ist der Reisende immer noch auf die Auskünfte unwissender oder verlogener Araber angewiesen, die jedem Hügel den Namen geben, den der Fremde gern hören möchte. Dazu kommt, daß die unklaren politischen Verhältnisse im Reiche der Pforte, die alle Augenblick wechselnde Stimmung der hohen Würdenträger gegenüber den Fremden, die nie aufhörenden Stammesfehden der Araberstämme untereinander und nicht zuletzt die Unwirtlichkeit des Iraq den Aufenthalt bei den südbabylonischen Ruinenhügeln wenig verlockend erscheinen lassen. Wo jedoch alles sich günstig fügt, wo gründlich vorgebildete Assyriologen und Architekten zur Verfügung stehen; wo die Geldsummen bereit liegen, welche eine Ausgrabungsexpedition verschlingt; wo zuletzt die Hohe Pforte dem Unternehmen günstig gegenübersteht und die Araberstämme nicht in offenem Kriege begriffen sind — da mag man es getrost wagen, neue Grabungen in Babylonien zu unternehmen. Große, herrliche Erfolge werden nicht ausbleiben.

Literaturauswahl.

Buckingham, Travels in Mesopotamia. London 1827.
Fraser, Travels in Koordistan, Mesopotamia. London 1840. Band II.
Heuzey, Découvertes en Chaldée par E. de Sarzec. Paris 1894 ff.
—, Catalogue de la Sculpture Chaldéenne au Musée du Louvre. Paris 1901.
—. Une ville royale Chaldéene. Paris 1900.
Hilprecht, Explorations in Bible Lands during the 19th century. Philadelphia 1903.
—, Die Ausgrabungen in Assyrien und Babylonien. Leipzig. I: 1904.
—, Die Ausgrabungen im Bel-Tempel zu Nippur. Leipzig 1903.
Hommel, Grundriß der Geographie und Geschichte des Alten Orients I. München 1904.
Ker Porter, Travels in Georgia, Persia etc. 1817—1820. London 1821 f.
Kiepert, Karte der Ruinenfelder der Umgegend von Babylon.
Koldewey, Die altbabylonischen Gräber in Surghul und El Hibba, Zeitschrift f. Assyriologie II. (1887.)
Loftus, Travels and researches in Chaldaea. London 1857.
Menant, Babylone et la Chaldée. Paris 1875.
Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft Nr. 16. 17.
Oppert, Expédition scientifique en Mésopotamie. Paris 1859 ff. Band I.
—, Die französischen Ausgrabungen in Chaldäa in: Abhandlungen des 5. Orientalistenkongresses in Berlin.
Peters, Nippur. 2 Bände. New-York 1897 ff.
Rassam, Asshur and the Land of Nimrod. New-York 1897.
Ritter, Erdkunde. Band XI.
Sachau, Am Euphrat und Tigris. Leipzig 1900.
Scheil, Une saison de fouilles à Sippar in: Mémoires Français d'archéologie orientale de l'Institut du Caire. 1902.
Taylor in Journal of the Royal Asiatic Society XV. (Über Muqajjar und Abu Schahrein.)
Ward, Tagebuch seiner Expedition in Peters, Nippur I, Anhang F.
Weißbach, Artikel Euphrates in Pauly-Wissowa VI Sp. 1204 f.

Weitere Literaturangaben bei Hilprecht, Explorations.

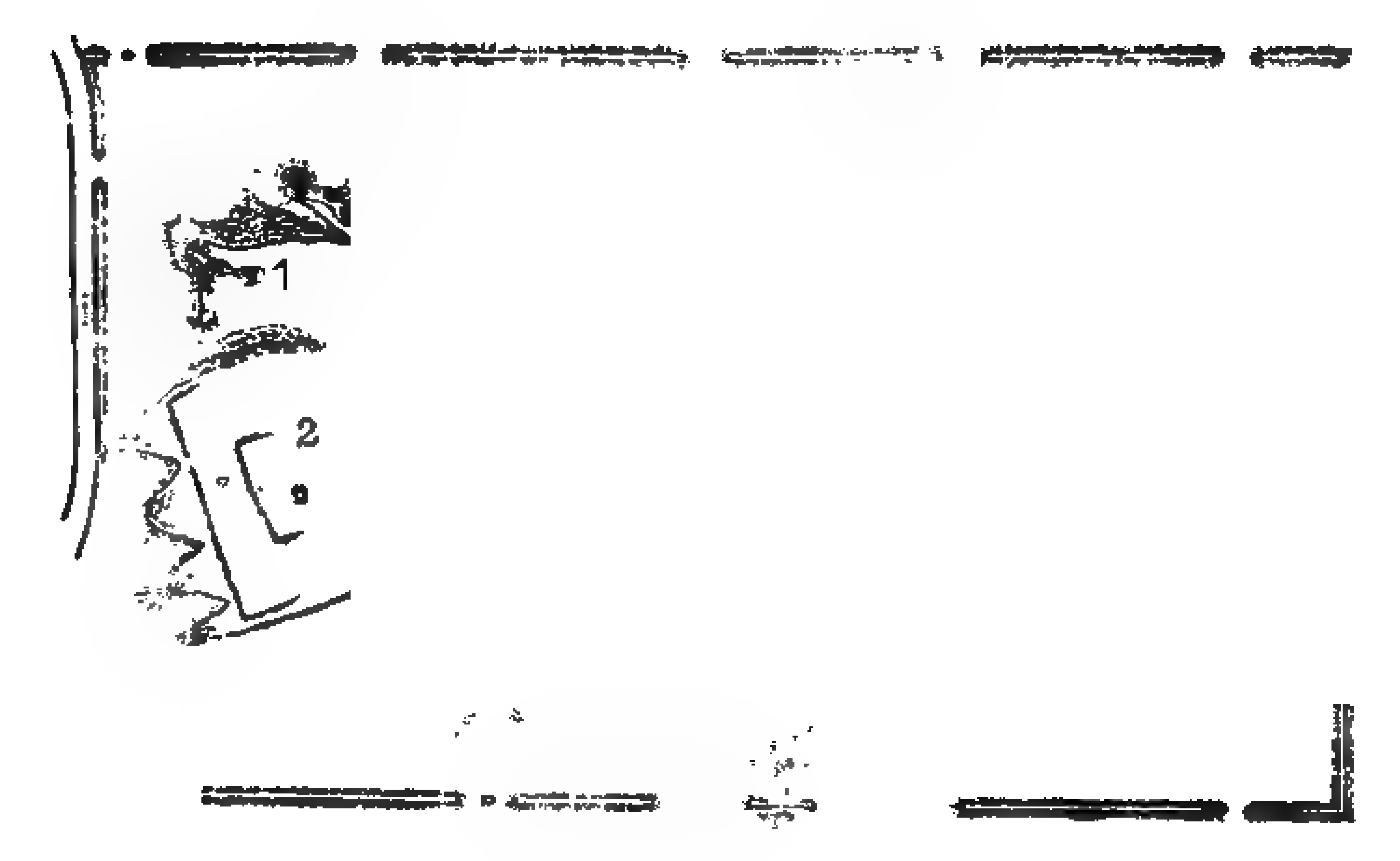
Abbildungen ebendort und in Hommel's Geschichte Babyloniens und Assyriens. Berlin 1885 ff.

Ruinenstätten.

Für die Pläne haben als Vorlage gedient bei

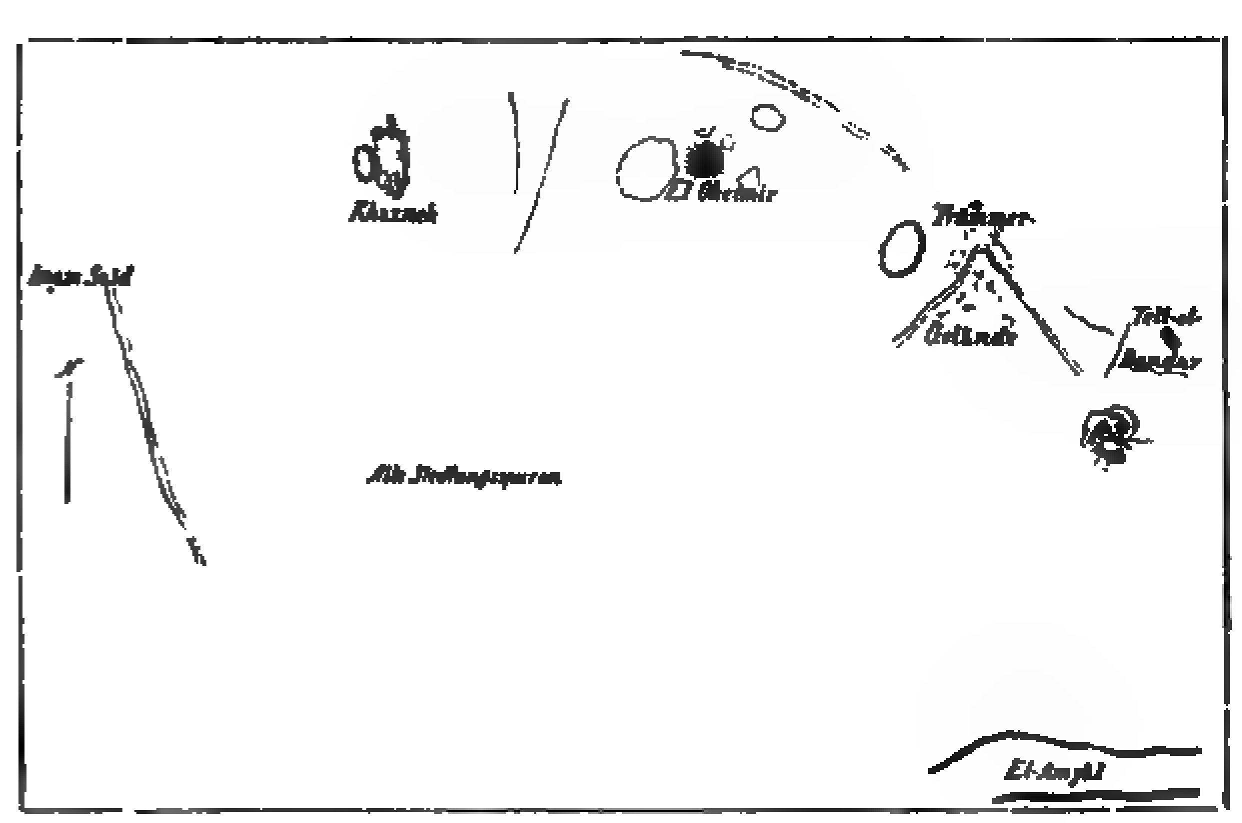
1: Mémoires publ. par les Membres de l' Institut Français d' archéologie orientale du Caire, Tome I.
2: Oppert, Expédition scientifique en Mésopotamie; Atlas.
3: Hilprecht, Ausgrabungen in Assyrien und Babylonien, 1. Teil.
10: Fossey, Manuel d'Assyriologie.
11: Loftus, Travels and Researches in Chaldaea and Susiana
13: Journal of the Royal Asiatic Society, Vol. XV.

Die übrigen 10 werden dem Entgegenkommen der Deutschen Orient-Gesellschaft verdankt.



1. Sippar.

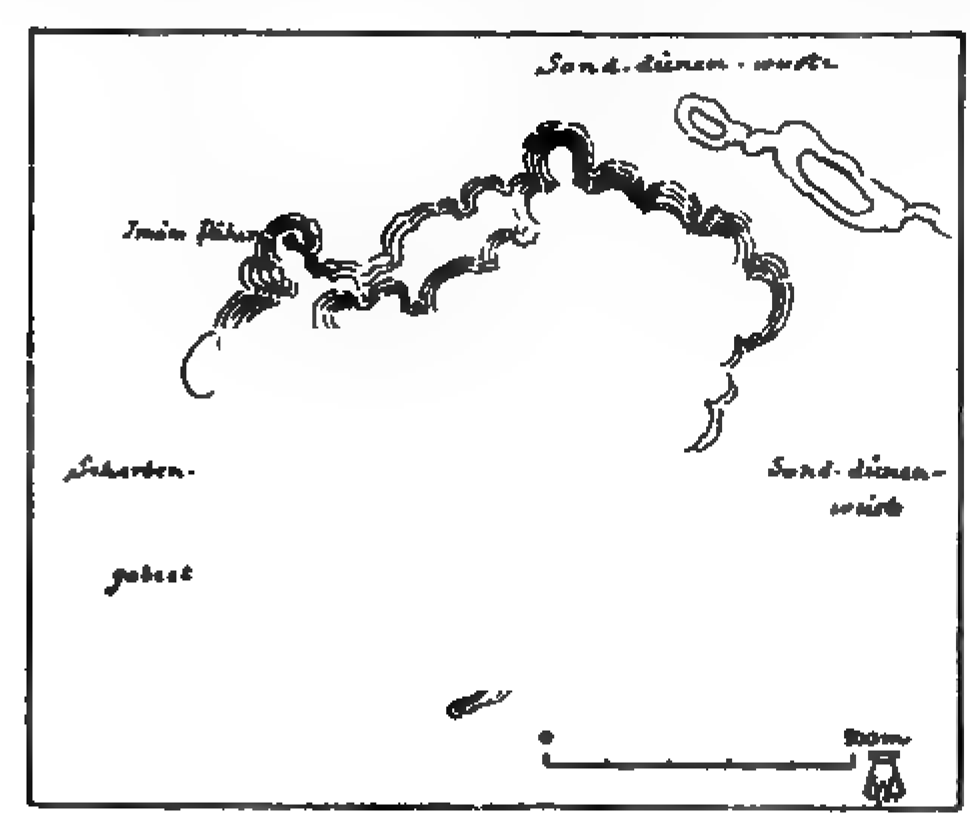
1. Ebabarra. 2. Ziggurrat.



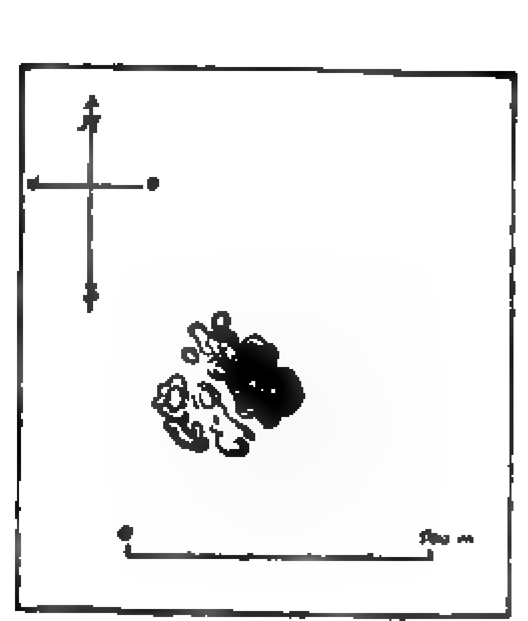
2. El Oheimir.

3. Nuffar (Nippur).

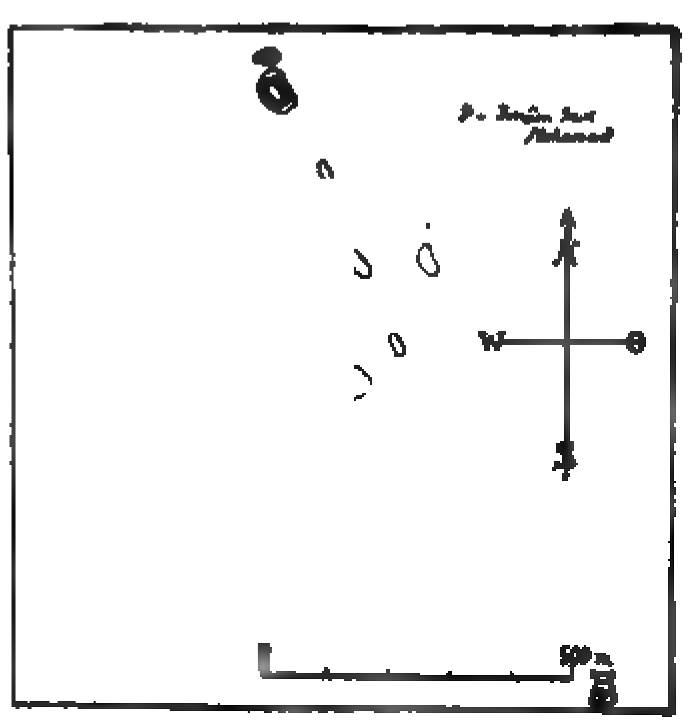
I. Ziqqurrat und Tempelhügel, darüber die Partherfestung. II. Nordöstl. Stadtmauer. III. Nordöstl. (vorsargonisches) Stadttor. IV. Tempelbibliothek. V Altes Kanalbett. VI. Vorsargonische Mauer, begraben unter 60 Fuß hohen Schuttmassen mit späteren Archiven. VII. Kleine Partherburg, darunter kassitische Archive. VIII. Geschäftshaus der Firma Muraschû.



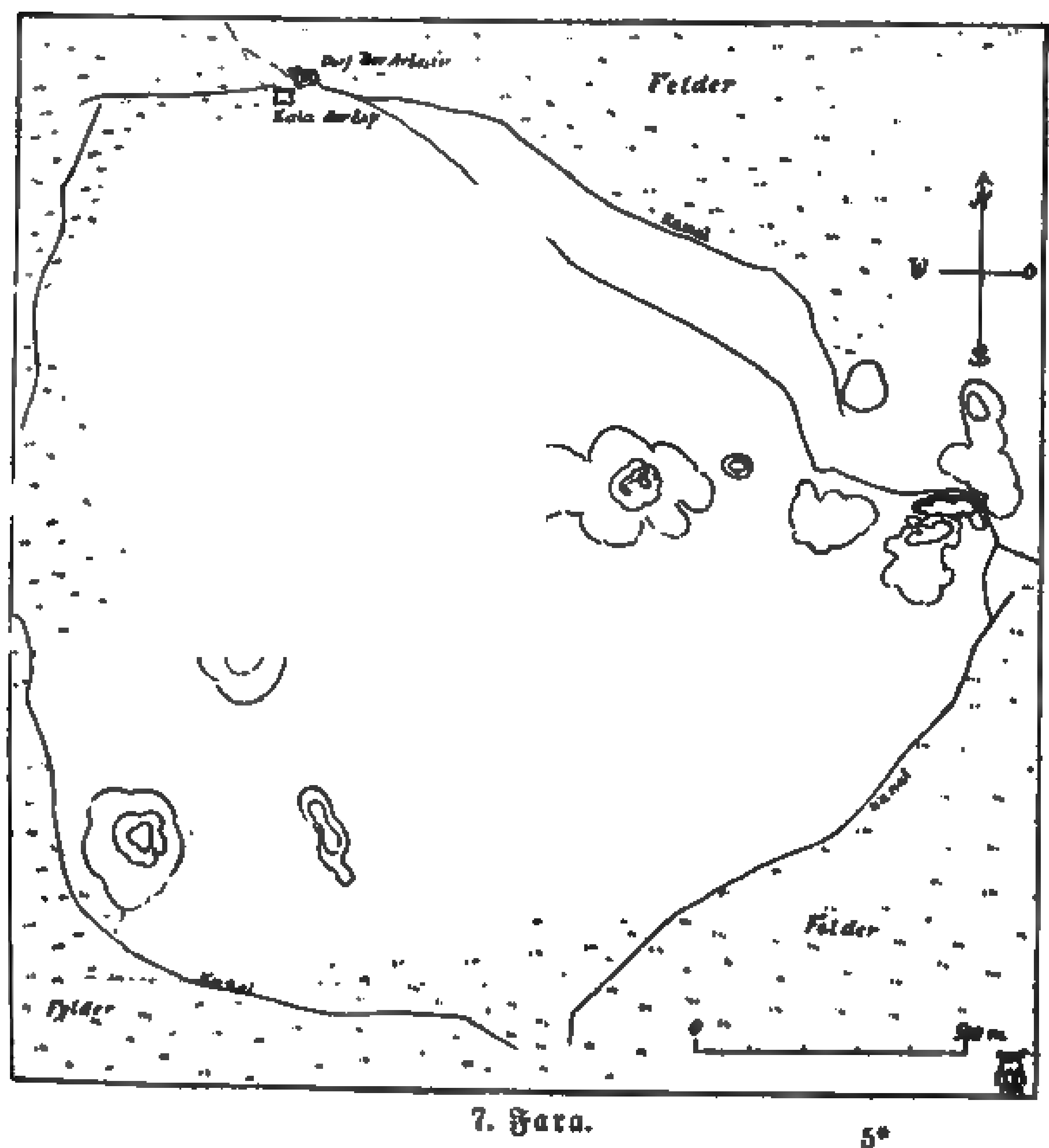
4. Dschidr.



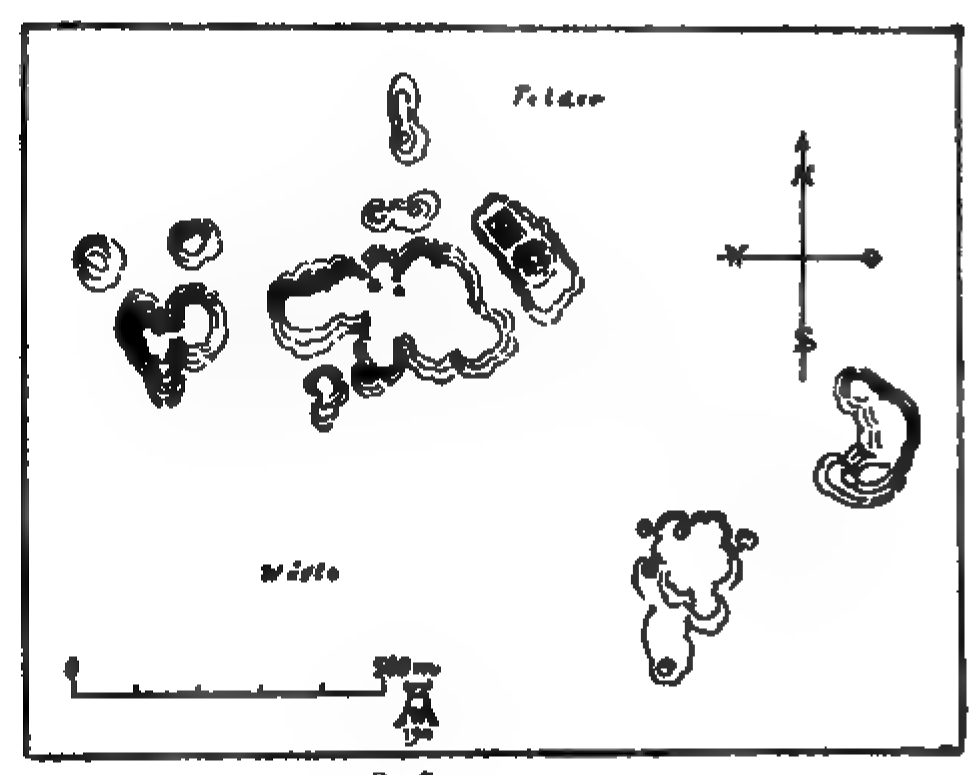
5. Tell Jd.



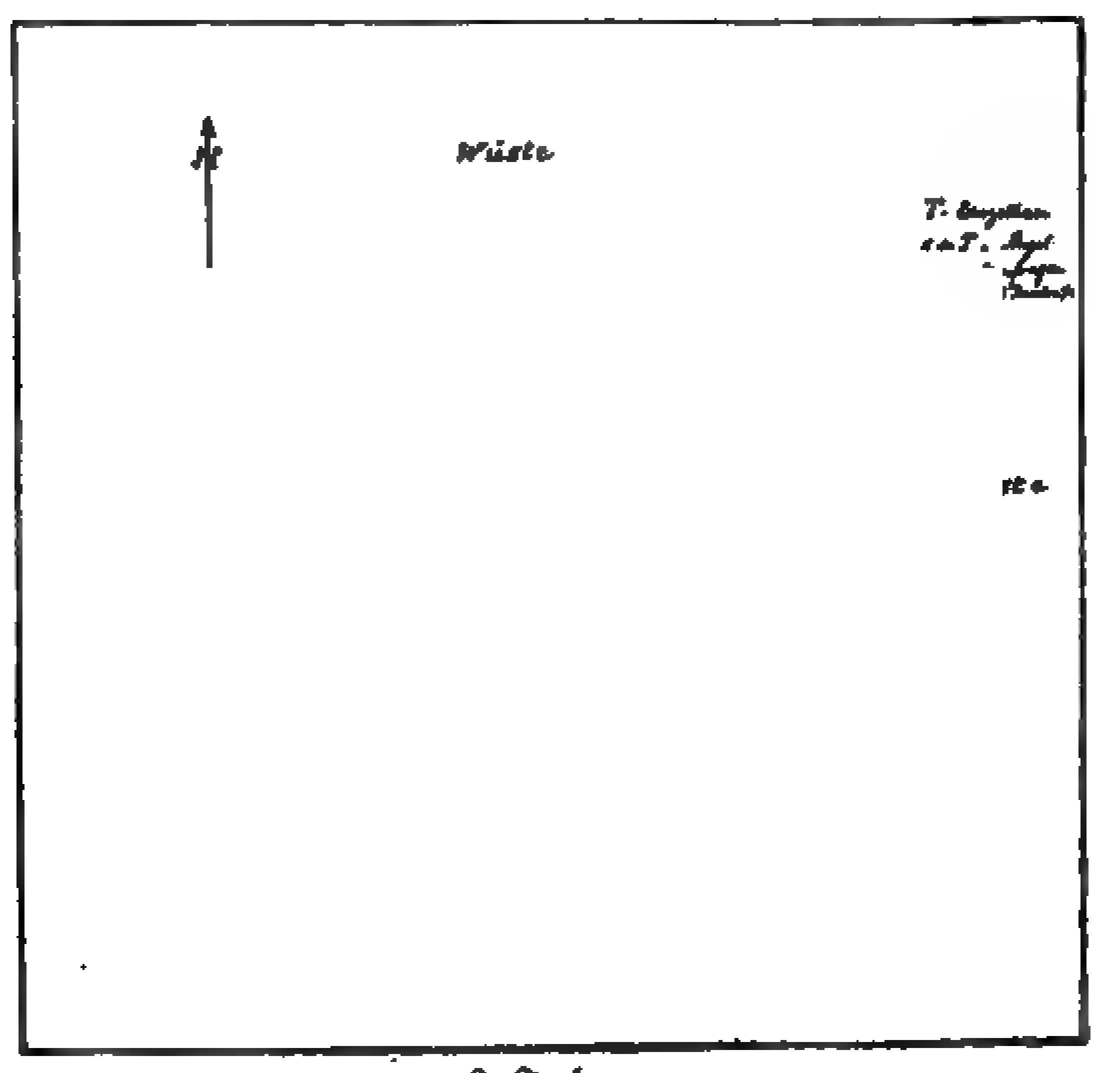
6. Abu Hatab.



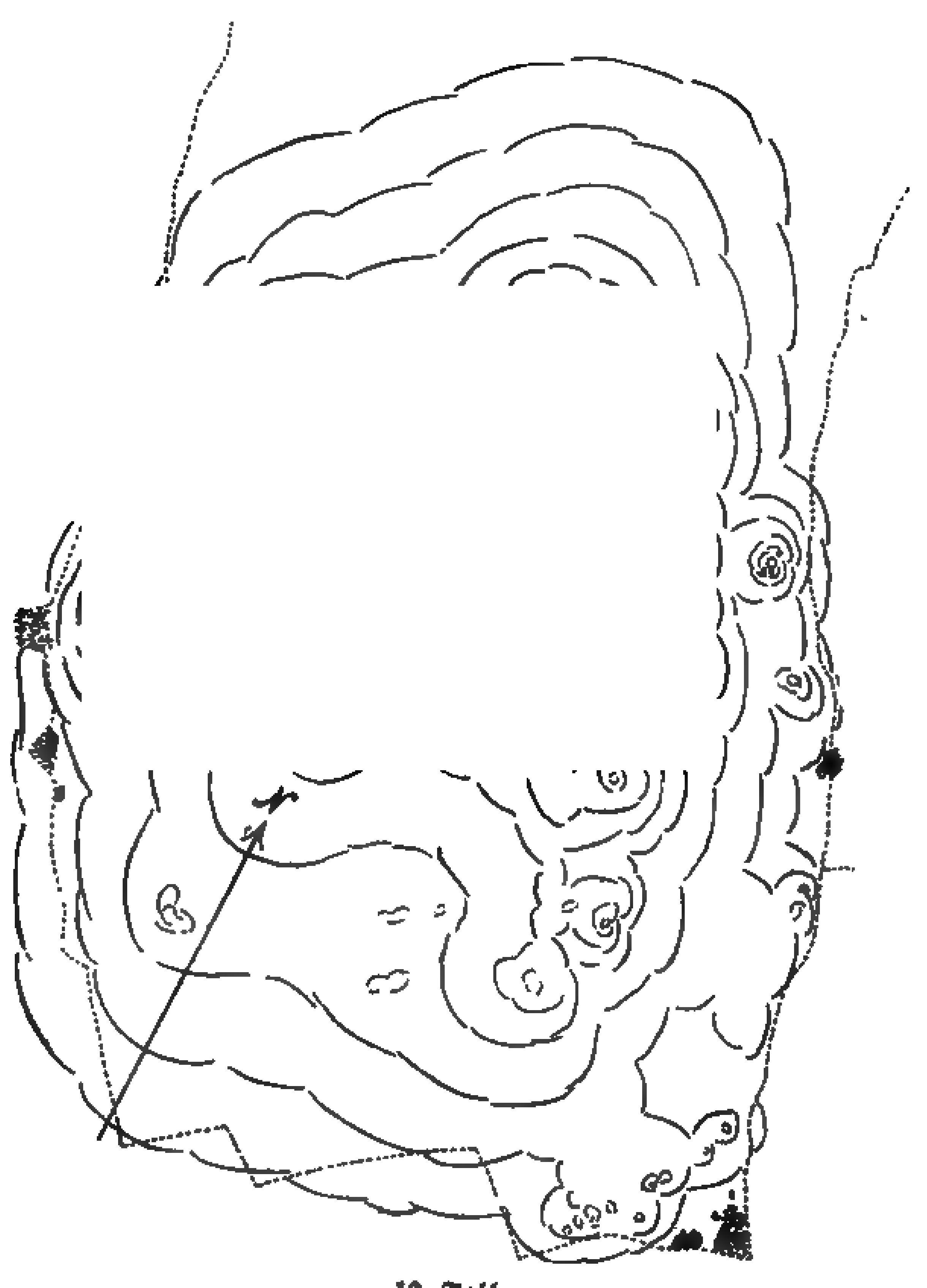
7. Fara.



8. Hammam.



9. Jocha.



10. Tello.

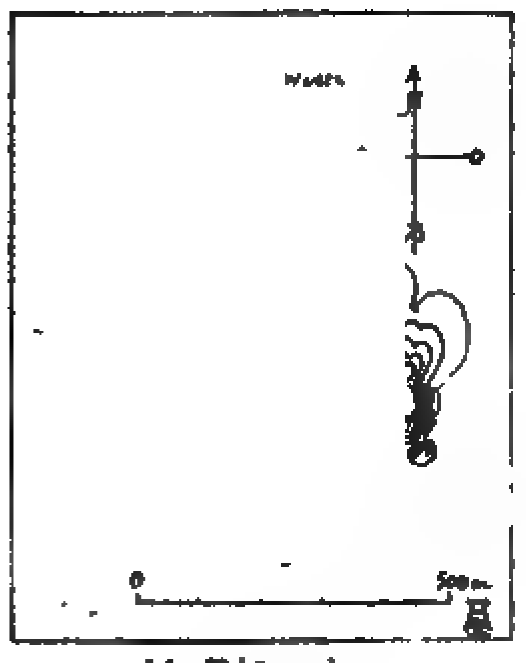


11. Warka.

1. Ziqqurrat (Buwarije).
2. Wuswas.

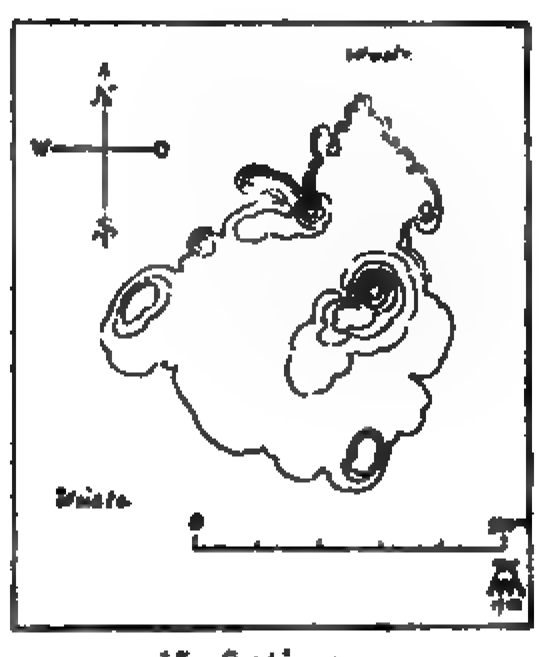
12 Muqajjar.

13 Abu Schahrein.





14. Bismaja.



15 Hetime.



16. Duba'i.

Druck von Hartmann & Wolf in Leipzig.

Der
Alte Orient

Gemeinverständliche Darstellungen

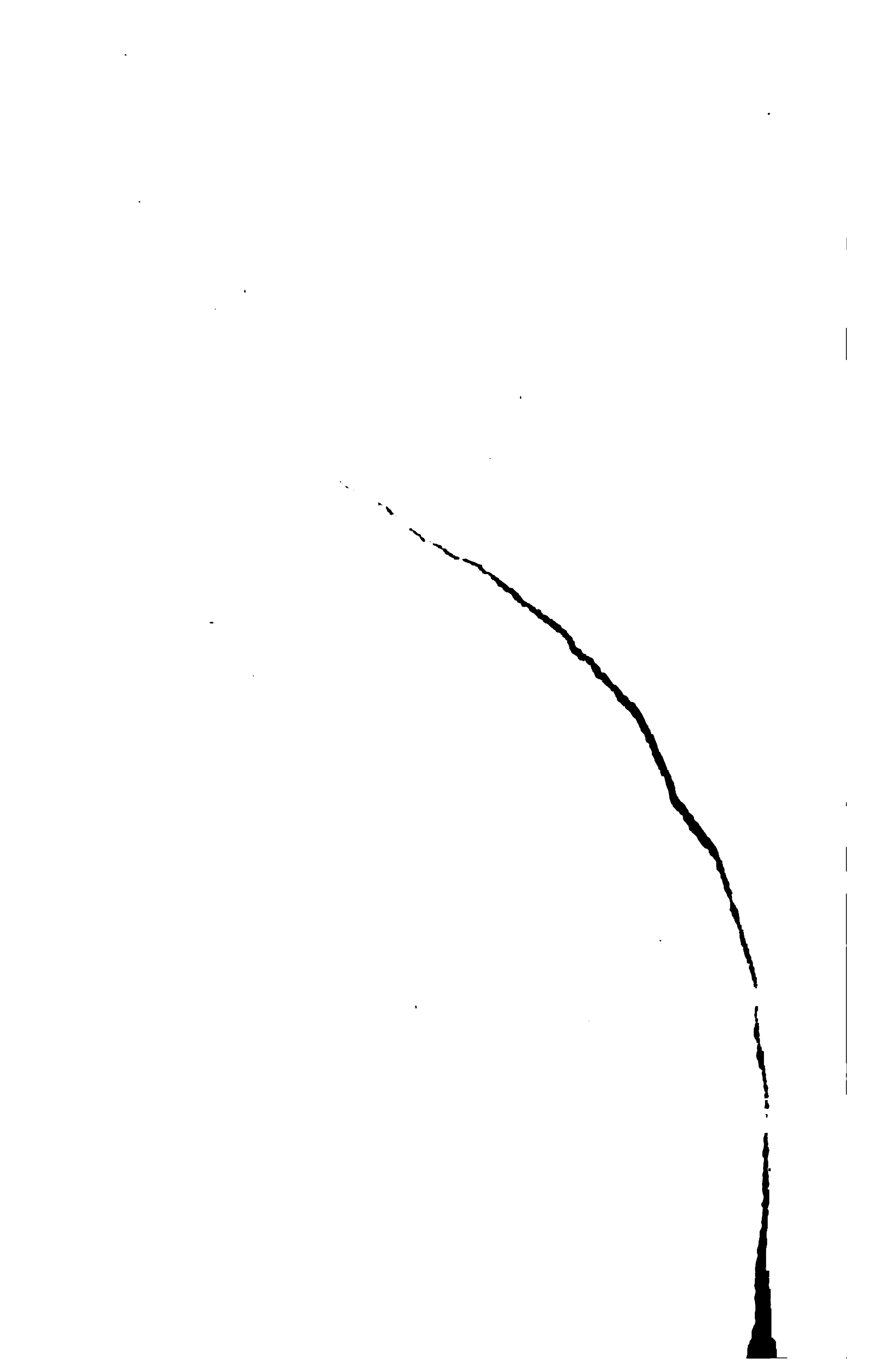
herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft

Zwölfter Jahrgang



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1910



12. Jahrgang

Der Alte Orient
Gemeinverständliche Darstellungen
herausgegeben von der
Vorderasiatischen Gesellschaft (E. V.)

Heft 1

Preis des Jahrganges (4 Hefte) 2 M., geb. 3 M.

Einzelpreis jedes Heftes 60 Pfennig

Die Amulette der alten Aegypter

Von

Dr. Alfred Wiedemann
Professor an der Universität Bonn



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1910

Die Vorderasiatische Gesellschaft (E. V.)

mit dem Sitz in Berlin

bezweckt die Förderung der vorderasiatischen Studien auf Grund der Denkmäler. Sie gibt wissenschaftliche Arbeiten ihrer Mitglieder in zwanglosen Heften als „Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft" und gemeinverständliche Darstellungen vierteljährlich unter dem Titel „Der Alte Orient" heraus. Ferner will die Gesellschaft die Beschaffung neuen Materials anregen und unterstützen. Die Gesellschaft zählt gegenwärtig 521 Mitglieder.

Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt 10 Mark, wofür die „Mitteilungen" (sonst 15 M.) und „Der Alte Orient" (sonst 2 M.) geliefert werden. — Aufnahme als Mitglied erfolgt durch den Vorstand auf einfache Anmeldung beim Schriftführer. — Zahlung der Beiträge hat im Januar an Hinrichs' Verlag, Leipzig, Blumengasse 2, zu erfolgen.

Der Vorstand besteht z. Zt aus: Prof. Dr. F. von Luschan, 1. Vorsitzender, Südende, Berlin; Prof. Dr. M. Hartmann, 2. Vorsitzender, Hermsdorf (Mark); Dr. L. Messerschmidt, Schriftführer, Charlottenburg, Giesebrechtstr. 2; Prof. Dr. H. Winckler, Wilmersdorf; Prof. Dr. Br. Meißner, Breslau; Lic. Dr. Alfr. Jeremias, Leipzig; Prof. Dr. F. E. Peiser, Königsberg; Prof. Dr. Freih. von Bissing, München. — Herausgeber der „Mitteilungen": Prof. Dr. H. Winckler, Wilmersdorf b. Berlin, Bingerstr. 79, des „Alten Orient": Derselbe und Lic. Dr. Alfr. Jeremias, Leipzig, Hauptmannstraße 3.

Inhalt der bisher erschienenen Hefte des „Alten Orient" (Preis 60 Pf.):

Aegypter als Krieger u. Eroberer in Asien. 7 Abb. W. M. Müller. 5 1
Schrift und Sprache der alten Aegypter. Mit 3 Abbildung. Von W. Spiegelberg. 8 2
Magie und Zauberei im alten Aegypten. Von A. Wiedemann. 6 4
Tote u. Toten-Reiche im Glauben der alten Aegypter. 3. Aufl. Von A. Wiedemann. 2 2
Amulette der alten Aegypter. Von A. Wiedemann. 12 1
Unterhaltungsliteratur der alten Aegypter. 2. Auflage. Von A. Wiedemann. 3 4

Amarna-Zeit. Aegypten und Vorderasien um 1400 v. Chr. Von C. Niebuhr. 1 2

Arabien vor d. Islam. 2. Aufl. Von Otto Weber. 3 1
Forschungsreisen in Süd-Arabien. 3 Kartenſk. u. 4 Abb. Von Otto Weber. 8 4
Glasers Forschungsreisen in Süd-Arabien. Mit 1 Bild Glasers. Von Otto Weber. 10 2

Aramäer. Von A. Sanda. 4 3
Asurbanipal u. die assyrische Kultur seiner Zeit. 17 Abb. Von F. Delitzsch. 11 1
Äthiopien. 1 Abb. W. M. Müller. 6 2

Politische Entwicklung Babyloniens und Assyriens. Von H. Winckler. 2 1
Himmels- u. Weltenbild d. Babylonier. 2 Abb. 2. erweiterte Auflage. Von H. Winckler. 3 2/3
Weltschöpfung, Babylonische. 1 Abb. Von H. Winckler 8 1
Dämonenbeschwörung bei den Babyloniern und Assyrern. Von Otto Weber. 7 4
Deutung der Zukunft bei den Babyloniern und Assyrern Von A. Ungnad. 10 3

(Fortsetzung auf der dritten Umschlagseite)

In einem früheren Hefte des Alten Orients (VI, 4) wurde an der Hand der Texte die Bedeutung geschildert, welche die alten Ägypter der Magie zuschrieben. Den Lebenden konnte sie Schutz vor Fährnissen aller Art, Rettung vor reißenden und giftigen Tieren, Linderung von Schmerzen und Genesung von Krankheiten bringen, dem Verstorbenen öffnete sie die Tore des Jenseits, gewährte ihm Einlaß zu den Göttern und zu den Gefilden der Seligen, sicherte ihm das ewige Leben. Eine solche Schilderung war in gewissem Sinne einseitig, sie hob die gute Seite der Magie hervor, den Nutzen, den sie dem Lebenden und dem Toten zu bringen vermochte. Dem stand aber eine Kehrseite gegenüber. Der Zauberer war in der Lage auch Schaden anzurichten, er konnte den Menschen Unheil und Leid, den Göttern Verderben und Untergang zufügen. Die Eigenheiten dieser schwarzen Magie vermag man im Niltale nicht mehr im Einzelnen zu verfolgen. Die Verhältnisse liegen hier ähnlich wie bei den erhalten gebliebenen Schilderungen der Totenreiche.

Der Ägypter erörterte gern und ausführlich die guten Seiten des Jenseits, die Schicksale der Tugendhaften, den Aufenthaltsort der Gerechten und Zauberkundigen, den Kreis der menschenfreundlichen Götter. Die Zukunft der Sünder, die Höllenstrafen der Verdammten, die Gestalt der bösen Dämonen wurde nur kurz gestreift. Das geschah mit Vorbedacht. Die Belebungsfähigkeit, welche jedem Bilde und jedem Worte zugeschrieben wurde, erstreckte sich auch auf die Reliefs und die Inschriften der Gräber. Glückbringende Gestalten konnten ihr ruhig unterzogen werden, von ihnen erwartete der Tote nur Hilfe und Wohltaten. Bei gefahrdrohenden Wesen lag die Sache anders. Ihre Nennung und Abbildung hätte möglicherweise die Zahl der Gegner des Verstorbenen vermehrt, den Mächten des Bösen die Grabkammer erschlossen, die man sonst peinlich von ihnen frei zu erhalten bestrebt war. Von gleicher Besorgnis geleitet trug man bei der Magie Scheu, unheilbringende Formeln

niederzuschreiben und zu verbreiten. Sie konnten in unrichtige Hände fallen und von Unberufenen gegen den Zauberer selbst und seine Genossen benutzt werden. Dazu kam, daß, wie in Griechenland und Rom, so auch im Niltale die Beschäftigung mit der schwarzen Magie unter Androhung schwerer Strafen verboten war. Die Furcht, dem irdischen Gerichte zu verfallen, mahnte die Kenner ihrer Lehren zur Vorsicht und ließ sie ihre Formeln lieber nur mündlicher Überlieferung anvertrauen. So ist denn von dieser Seite des ägyptischen Zauberwesens wenig erhalten geblieben und stellt sich in den vorliegenden Texten die Zauberkunst so gut wie überall ausschließlich in den Dienst des Guten.

Im allgemeinen genügte ein Aussprechen der Zauberformel um des gewünschten Erfolges sicher zu sein. Man hatte nur darauf zu achten, daß die Beschwörung mit dem richtigen Tonfalle vorgetragen und von den richtigen Bewegungen des Sprechenden begleitet wurde. Daneben hat man aber bereits in früher Zeit angenommen, es werde die Zauberwirkung verstärken, wenn man Gegenstände in althergebrachten Formen herstellte, auf diese die erforderliche Formel eingrub oder sie während der Fertigung aussprach und wenn sich dann der Zauberer bei seinem Werke dieser Stücke bediente. Weitergehend schrieb man den gleichen Stücken auch eine selbständige Wirkung zu. Ohne Heranziehung einer Formel konnten sie bestimmte Einflüsse auf das Los des Menschen ausüben. Diese Anschauung gab die Veranlassung zu der Herstellung der Amulette, welche der Boden Ägyptens in ungemein großer Zahl aufbewahrt hat und welche jetzt unsere Museen füllen. Dieselben fehlen an keiner Stelle des Landes, doch bringen es die klimatischen Verhältnisse mit sich, daß sie weit zahlreicher in den trocken gelegenen Grabgegenden erhalten blieben als in den Überresten der Städte, in denen die Feuchtigkeit und Zusammensetzung des Bodens vielfach diesen kleinen Denkmälern den Untergang bereiten mußte.

Infolge dieser Fundumstände kennt man den Wert der Amulette wesentlich in ihrer Beziehung zum Grabe und zu den Toten. In Wirklichkeit war ihre Bedeutung für die diesseitige Welt und die Lebenden um Nichts geringer. Der Zweck, den sie verfolgten, entsprach sich in beiden Fällen. Während sich diese Lücke in der Überlieferung durch Analogieschlüsse leicht ergänzen läßt, bereitet ein anderer Übelstand größere Schwierig-

keiten. Die erwähnten Fundumstände machen es in zahlreichen Fällen unmöglich zu entscheiden, ob es sich bei den einzelnen Stücken um ein Opfer, im engern Sinne des Wortes, für den Toten handelt, also um einen Gebrauchsgegenstand für dessen Bequemlichkeit im Jenseits, oder vielmehr um ein wirkliches Amulett, um ein Zaubermittel. Dieser uns grundlegend erscheinende Unterschied hat freilich im allgemeinen für die alten Ägypter nicht bestanden. In der langen Reihe der für den Toten nützlichen und wünschenswerten Dinge, welche man auf Grabwänden, Papyris und Särgen verzeichnete und abbildete, folgen sich in buntem Wechsel Eßwaren und Getränke, Kleidungsstücke und Schmuck, Zauberstäbe und Amulette. Was man hier schilderte, legte man häufig außerdem oder auch für sich allein in Wirklichkeit und, wenn dies zu kostspielig oder sachlich unmöglich erschien, in kleiner plastischer Nachbildung der Gegenstände oder ihrer Hieroglyphenzeichen in das Grab. Eine Scheidung erschien um so weniger erforderlich, als es dem Toten vermittels seiner Zaubergewalt jederzeit möglich war, die ihm mitgegebenen plastischen Bildwerke ebensogut wie ihre Zeichnungen oder ihre einfachen Namen in ihre natürlichen Vorbilder umzuwandeln. Das Bild des Ochsenschenkels wurde ein wirkliches Keulenstück, die tönerne Gans eine wirkliche Gans, der gemalte Stuhl ein echter Stuhl. Nicht anders verhielt es sich bei Stücken, in denen wir richtige Amulette sehen würden. Das Zeichen des Lebens verwandelte sich in das wirkliche Leben, das der Macht in die tatsächliche Macht. Bei seiner Unfähigkeit, abstrakt zu denken, hat der alte Ägypter diese Begriffe für sinnlich faßbare Wesenheiten angesehen, denen er eine bestimmte Gestalt und Empfindungsfähigkeit zuschrieb, die er essen und trinken oder sich sonst nutzbar zu machen vermochte.

Trotz der großen schöpferischen Gewalt, welche sie von der Zauberformel erwarteten, scheinen die Ägypter, ähnlich wie zahlreiche andere Völker, angenommen zu haben, daß für gewöhnlich aus dem Nichts auch nichts entstehen werde. Am Anfange der Dinge hatte das Wort der Gottheit allein es vermocht, Himmel und Erde, Menschen und Tiere, Pflanzen und unbelebte Gegenstände ohne weiteres in das Dasein zu rufen, zu der Kraft des Toten hegte man häufig kein entsprechendes Vertrauen. Man glaubte sicherer zu gehen, wenn man ihm eine Unterlage an die Hand gab, die er beleben und dabei gleichzeitig, wenn dies

notwendig erschien, vergrößern konnte. So verfuhr man bei den Uschebti-Statuetten, die bis in die spätesten Zeiten hinein als Diener dem Toten mitgegeben wurden. Rief sie ihr Eigentümer unter Verwertung der richtigen Formel, so erschienen sie arbeitsfroh, um das Feld zu bebauen oder Kanalarbeit zu verrichten. Jeder Statuette entsprach je ein Diener. Wollte man es daher im Jenseits recht bequem haben, so ließ man sich möglichst viele derartige Uschebti in das Grab legen und sorgte durch Aufschriften dafür, daß sie für keinen anderen verwertbar waren und ihre Pflicht in richtiger Weise ausübten. Man ging gelegentlich so weit, daß man auf den Statuetten den Tag des Jahres verzeichnete, an dem sie in Tätigkeit treten sollten. Man fertigte dann deren 365, damit für jeden Kalendertag ein besonderer Diener vorhanden sei; eine Reihe weiterer sollten außerdem für die verschiedenen größern Abschnitte des Jahres als Vorarbeiter bereit stehn.

Aus dem gleichen Grunde begnügte man sich vielfach nicht damit, nur die Namen der Speisen und Getränke in einer langen Liste im Grabe zu verzeichnen; man stellte dieselben oder wenigstens die sie enthaltenden Gefäße daneben bildlich dar. Dann war es dem zauberkundigen Toten leicht gemacht, mit Hilfe der beigefügten Formel die ihm jeweils zusagenden Gerichte aus dem Bilde in die faßbare Erscheinung treten zu lassen. Die bisher entwickelten Gedankengänge muß man bei einer Behandlung der ägyptischen Amulette im Auge behalten. Sie erklären es, warum man bei einer solchen Untersuchung berechtigt und gezwungen ist, aus bildlichen Darstellungen, aus kleinen plastischen Modellen und aus wirklich vollständigen Gebrauchsgegenständen in gleicher Weise Schlüsse zu ziehen, um auf diesem Wege die Vorstellungen zu untersuchen, welche sich einst an derartige Gestaltungen knüpften.

Die Zahl der Amulette war in Ägypten eine sehr große. In ein und demselben Grabe findet man häufig nicht nur eine reiche Auswahl der verschiedensten Arten, sondern auch mehrere Exemplare der gleichen Form. Ihr Zweck war, den Inschriften und Papyris zufolge, fast immer annähernd derselbe. Sie sollten Wohlergehen in diesem und in dem jenseitigen Leben, Sieg und Sicherheit gegen sichtbare und unsichtbare Feinde, Speise und Trank zu jeder Zeit, ein behagliches ungestörtes Heim und ähnliche Annehmlichkeiten verschaffen und erhalten. Wichtig waren sie vor allem gegen Dämonen, gegen alle die

Übel, Fährlichkeiten und Todesarten, mit denen diese die Gesundheit und das Leben des Menschen im Diesseits und im Jenseits bedrohten. Vertraut man den Angaben der Texte, so sollte man meinen, in den meisten Fällen hätte ein einziges Amulett zu solchem Zwecke genügt. Allein, wie alle Völker, welche zu der Wirkung von Amuletten Vertrauen hegten, so haben es auch die Ägypter für geraten gehalten, lieber eine größere Zahl derartiger Stücke bei sich zu tragen. Man konnte dann hoffen, daß, wenn das eine in seiner Kraft versagte, ein anderes an seine Stelle treten werde. Außerdem suchte man mehrere Exemplare der wichtigeren Formen zu besitzen. Eine derartige Häufung sicherte den Einfluß auf die dämonischen Mächte besser wie nur ein Exemplar, ebenso wie man überzeugt war, daß die Erfüllung eines Gebetes um so gewisser eintreten werde, je öfter man dessen formelhaft vorgeschriebenen Worte selbst aussprach oder von anderen für sich aussprechen ließ.

Galt demnach die Wirksamkeit jeder einzelnen Amulettform als sehr weitgehend, so entwickelte sich doch daneben die Anschauung, unbeschadet dieser umfassenden Bedeutung werde doch jedes einzelne von ihnen in der Praxis des täglichen Lebens zu ganz bestimmten Zwecken in erster Reihe dienlich sein. So verschaffte das eine vor allem Wohlfahrt, ein zweites Leben, ein drittes Frische. Von diesem Grundgedanken ausgehend, hat sich im Laufe der Jahrtausende für manche Amulette eine bis in das Einzelne gehende Lehre entwickelt, welche bald dazu bestimmt ist, ihre Entstehung zu erklären, bald ihre Wirkung klar zu legen. Freilich hat der häufig betonte Mangel an systematischem Denken bei den Ägyptern es verhindert, daß sich diese Amulettlehre einheitlich gestaltete. Es finden sich in ihr zahlreiche Verdoppelungen gleicher Vorstellungen, Unklarheiten, Lücken, Widersprüche, zwischen denen man niemals versucht hat, einen Ausgleich zu gewinnen. Die Systemlosigkeit wird noch verstärkt durch die konservative Gesinnung, welche das Ägyptertum beherrscht und welche den Amuletten gegenüber auch andere Völker bis in unsere Zeit hinein an den Tag zu legen pflegen. Hatte ein Amulett zu irgendeiner Zeit an irgendeinem Orte als wirksam gegolten, so ward an diesem Glauben festgehalten, unbekümmert um die allmählich neu auftretenden, mit der ursprünglichen Vorstellung logisch unvereinbaren Lehren.

Die Amulette spielten vor allem in dem täglichen Leben

und in dem Denken und Fühlen der breiten Masse des ägyptischen Volkes eine ausschlaggebende Rolle. Während die Vornehmen und Priester auf die Hilfe der großen Götter bauten, denen sie sich ihrem Range und ihrer Abstammung nach nahestehend erachteten, hat das eigentliche Volk zu diesen erhabenen Gestalten weniger Vertrauen besessen. Sie erschienen so hochgestellt und so viel beschäftigt, daß man nicht zu hoffen wagte sie würden sich mit größerem Nachdruck um die Leiden und die Wünsche der einfachen Bürger und der Armen bekümmern. So wendeten sich diese Kreise in ihrer Not an unbedeutendere Götter, in der Überzeugung, daß diese sich eher bereit finden lassen würden, ihnen entweder selbst zu helfen oder ihre Bitten an die großen Götter zu übermitteln. Völlig entsprechende Anschauungen herrschten in der Auffassung des Zauberwesens. Der in den Religionslehren Ausgebildete, der König, der Priester, der höhere Beamte konnte sich Einsicht in die großen Zauberbücher verschaffen und einen reichen Schatz kräftiger Formeln mit sich in das Grab nehmen. Dem Manne des Volkes war dies nicht möglich, ihm fehlte das nötige Wissen, um Inschriften zu lesen und zu verstehen, zum Ankauf von Papyris, zur Ausschmückung seines Sarges mit Zaubertexten gebrach es ihm an Mitteln. Er mußte sich glücklich schätzen, wenn er überhaupt in der Lage war sich einbalsamieren zu lassen und seiner Mumie in einer der Massengrüfte ein bescheidenes Plätzchen zu erwerben, damit man seine Leiche nicht in der Wüste verscharrte, fern von all dem Schutze, den Totentempel und Totenpriester den gemeinsam Bestatteten gewährten. Und doch bedrohten ihn so gut wie den Vornehmen die Gefahren, mit denen die Dämonen den Sterblichen nachstellten. Der Wunsch, diesen zu entgehen, mußte bei ihm nicht minder groß sein wie bei seinen hohen und reichen Vorgesetzten. So griff er denn zum Amulette. Alte, viel wiederholte Überlieferung lehrte ihn, daß ein derartiges Stück, aus glasiertem Steingut gefertigt, zur Not auch aus einem alten Tontopfe oder einem Stücke Holz ausgeschnitten, imstande war, kraft seiner Gestalt das Böse zu verjagen, Gesundheit und Unsterblichkeit zu sichern. Kosten verursachte der Erwerb oder die Herstellung dieses Hilfsmittels kaum, und so findet man denn in den Massengrüften der Armen kaum eine Leiche ohne das eine oder andere dieser Stücke, ohne einen Skarabäus, ein Auge der Wohlfahrt, eine kleine Pflanzensäule. Ihnen vertraute der

Sterbende sein Seelenheil an wie bereits der Lebende mit Vertrauen auf sie geblickt hatte. Diese Tatsache erklärt ohne weiteres den großen Umfang, den die Herstellung der Amulette im Altertume annehmen mußte. Ihre Ausführung erfolgte je nach den Mitteln des Bestellers in der verschiedensten Weise. Einzelne Stücke bilden wahre Meisterwerke der Kleinkunst, andere sind völlig rohe, barbarische Arbeiten, die meisten sind fabrikmäßige, wenig abwechslungsreiche Erzeugnisse.

Das Material, welches für die Beurteilung und Erkenntnis des Wertes der einzelnen Amulette vorliegt, ist ein sehr ungleichartiges. Bei einigen vermag man ihren Zweck in allen Einzelheiten zu verfolgen, bei anderen begnügen sich die Texte mit flüchtigen Andeutungen, bei wieder anderen versagen die Inschriften vollkommen. Bei letzteren ist es häufig möglich, auf Grund der sonstigen Bedeutung der betreffenden Zeichen und anderweitig verbürgter Anschauungen wahrscheinlich zu machen, welche Vorstellungen mit dem Stücke verbunden waren, nur verhältnismäßig selten bleibt man ratlos. Aber, dann kann man sich mit den alten Ägyptern trösten. Auch ihnen ist bisweilen der tiefere Sinn ihrer Amulette verloren gegangen. Sie sahen dann in ihnen Schutzmittel gegen allerhand Böses und Unangenehmes, ohne sich genauer um das Wie und Warum zu kümmern. Eine Betrachtung der wichtigsten Amulettformen wird die verschiedenen Arten dieser Talismane am besten klar legen und damit in das Verständnis eines umfangreichen Teiles der ägyptischen Kleinkunst und seiner religionsgeschichtlichen Bedeutung einführen.

Eine große Bedeutung besaßen zahllose kleine, aus glasierter Kieselerde gefertigte, häufig zum Anhängen mit einer Öse versehene Statuetten von Göttern und heiligen Tieren. Da finden sich menschengestaltige Gottheiten, wie der Gott der frisch erwachenden Naturkraft Min, der Gott von Theben Amon, der von Memphis Ptah, der Totenherrscher Osiris und sein Kreis Horus, Isis und Nephthys, und viele andere. Dann der Hundskopfaffe, der Stier, das Schaf, der Sperber, der Ibis, das Krokodil. Ferner Mischgestalten aller Art, vor allem Menschenleiber mit Tierköpfen, welche die Verkörperungen der Gottheiten in Tierleibern andeuteten, die Sonnengötter mit ihren Sperberköpfen, der Totenführer Anubis mit dem Schakalkopfe, der Gott von Elephantine Chnuphis mit dem Widderkopfe.

Statt die Götter plastisch als Rundfiguren auszuarbeiten, konnte man ihre Gestalt in Relief auf kleine Platten aufzeichnen, und statt Bildnisse der ganzen Gottheiten zu entwerfen, genügte es auch, ihre Köpfe in ihrer charakteristischen Form darzustellen. Endlich gehören kleine Platten mit dem Namen der Götter oder der als Götter verehrten Könige in die gleiche Reihe.

Der größte Teil dieser höheren Wesen konnte jederzeit Nutzen bringen. Durch zauberkräftige Worte ließ man aus den Bildwerken die Götter selbst erstehen, die sich nunmehr beeilten, zugunsten ihres Besitzers den Kampf gegen die Dämonen zu beginnen. Einzelne unter ihnen galten als besonders wertvoll, wenn man sie bei bestimmten Gelegenheiten zur Hilfeleistung heranzog. Das stehende, sich häufig auf das Zeichen des göttlichen Schutzes stützende weibliche Nilpferd hatte einer Legende zu Folge als Göttin Thueris die ganze Welt, nach einer andern Überlieferung als Göttin Apet den Gott Osiris geboren. Sie war dementsprechend berufen, bei einer menschlichen Geburt sich hilfreich zu erweisen. Der fratzenhafte Gott Bes hatte die Sonne in ihrer frühesten Kindheit durch seine eigenartige Gestalt und seine sonderbaren Sprünge zum Lachen gebracht und dieses Lachen hatte die Geister der Traurigkeit in die Flucht geschlagen. Dann hatte er zu Schild und Schwert gegriffen, um das hilflose Kind gegen alle Angriffe und Gefahren zu verteidigen. So ward denn seine Gestalt und vor allem das Bild seines von einem hohen Federputze gekrönten Hauptes eines der wirkungsvollsten übelabwehrenden Zeichen. An Tempelpfeilern angebracht, schützte er das heilige Bauwerk gegen alles eindringende Übel, an Gegenständen des täglichen Lebens, an Töpfen, Schachteln, Löffeln bewahrte er deren Inhalt vor einer Verzauberung und Vergiftung. Ihm zur Seite stand die Hathormaske, das schematische Gesicht einer Frau mit langen, steif abstehenden Kuhohren. In späterer Zeit wurde dasselbe mit der Hathorkuh in Verbindung gestellt, welche dem Verstorbenen den Zugang zu dem Bereiche des Todes erschloß und als erste ihn hier unter ihren Schutz nahm. In älterer Zeit handelte es sich bei der Maske nur um die Darstellung eines mit Hörnern versehenen Rindsschädels. Ihn steckte man im Niltale so gut wie noch im heutigen Afrika als schützendes

Zeichen auf hohe Pfähle oder pfeilerartige Gerüste, ihn brachte man rings um das Leichenbette an, ihn befestigte man über den Öffnungen des Hauses. Später zeichnete man gern zwischen seine Hörner eine Sonnenscheibe, weil diese der Hathor zukam, oder setzte auf seine Stirn einen schwarzen Fleck, um ihn dem hochverehrten Apis-Stiere anzugleichen. Seine Kraft ward in solchen Fällen durch die Macht der ihm gleichgestellten Gottheit erhöht.

Ein Tier, welches unter diesen Bildwerken eine besondere Erwähnung verdient, ist der Frosch und die mit diesem zusammenfallende Kröte. Die Göttin, mit der man sie zusammenstellte, war die in alter Zeit vielfach verehrte Hekt. Später trat diese in dem Tempelkulte in den Hintergrund, ihr heiliges Tier aber wurde zu einem weit verbreiteten Amulette. Nach einer noch im klassischen Altertume geglaubten naturwissenschaftlichen Theorie bedurften die Frösche keiner Eltern, sie entstanden von selbst aus dem feuchten, bei dem Rücktritte der Überschwemmung zurückbleibenden Nilschlamme. So galt denn der Frosch als Beweis für die Möglichkeit der Entstehung eines Lebewesens aus der toten Materie und wurde unter einer nahe liegenden Übertragung von den Vorgängen in der Tierwelt auf menschliche Verhältnisse zu einem Vorbilde und Hand in Hand damit zu einer Gewähr für die Tatsächlichkeit der Auferstehung des Menschen. Um diese zu sichern, wurde das Tierbild dem Toten in das Grab gelegt und hat in diesem Sinne noch auf die Symbolik weit jüngerer Zeiten eingewirkt. Christliche Lampen wurden im Niltale in Froschgestalt geformt oder zeigten auf der Oberseite das Bild eines Frosches als Hinweis auf ein jenseitiges Leben. Um über den Sinn der Darstellung keinen Zweifel zu lassen, wurde dem gelegentlich die Inschrift: „Ich bin die Auferstehung" beigefügt. Die gleiche eine Erneuerung verbürgende Kraft des Tieres legte es den alten Ägyptern nahe, es mit weitern guten Wünschen in Verbindung zu bringen. So verzeichnete man nicht selten auf der Unterseite kleiner Froschbilder Worte wie: „Den Anfangstag eines schönen Jahres gebe die Göttin Bast", also eine unserem „Glückliches Neues Jahr" entsprechende Formel.

Die erwähnten Gottheiten bildeten jede für sich und alle vereint eine himmlische Leibwache, welche den Menschen umgab und zu verteidigen suchte. Aber man begnügte sich nicht mit

dem Bilde allein. Auch Teile der Götter selbst oder genauer der Tiere, in denen sie Verkörperung gefunden hatten, zog man zur Hilfe heran. In kleine Kästchen von Bronze legte man einbalsamierte Stücke von Schlangen, Eidechsen, Sperbern, dann brachte man an dem Kästchen eine oder mehrere Ösen an und band sie an die Gegenstände, für die man den Schutz des Gottes ersehnte. Man sorgte sogar für das Behagen der aus den kleinen Figuren in das Leben zu rufenden Gottheiten. Zu diesem Zwecke stellte man sie dar, wie sie in einem kleinen Tempelchen saßen oder unter einem von Säulen getragenen Dache standen, in der Hoffnung, das neu erweckte göttliche Wesen werde dem Menschen, dem es nicht nur das Dasein, sondern auch diese Behausung zu verdanken hatte, um so freundlicher gesinnt sein.

Unter den Amulettformen im engern Sinne des Wortes ist eine der bekanntesten der Skarabäus, der im Allgemeinen mit geschlossenen 𓆣 später auch mit ausgespannten Flügeln 𓆣 dargestellt wird. Das Tier, dem er entspricht, ist eine große Mistkäferart, Ateuchus sacer, welche ihre Eier in einen Mistfladen legt. Aus diesem formt das Weibchen eine Kugel, die es in eine vorher gegrabene kleine Grube wälzt und dann mit Erde bedeckt. In dem sich zersetzenden Miste findet die Brut Schutz und ihre erste Nahrung. Der Ägypter hat die Handlungsweise des Tieres beobachtet und aus ihr den sonderbaren Schluß gezogen, es gäbe nur männliche Skarabäen, und diese erzeugten in dem selbstgefertigten Ei die ihnen wesensgleichen Jungen und damit ihr eigenes neues zukünftiges Ich. So ward ihnen das Geschöpf zu einem Ebenbilde des sich in der Natur stetig erneuernden Lebens, zunächst der täglich abends sterbenden und am nächsten Tage neu erwachenden Sonne und weitergehend des aus den Umhüllungen der Mumienbinden in neuer Kraft und trotzdem in alter irdischer Gestalt wieder erstehenden Menschen. Der Gedanke an eine solche Wechselbeziehung zwischen dem Tiere und dem Menschen wurde dadurch ständig wach erhalten, daß der Name des Käfers cheper lautete und daß man ein Wort cheper besaß, welches „werden, bestehen, sein, schaffen" bedeutete, also unmittelbar auf die Auferstehung hinzuweisen schien. Wer bei Lebzeiten einen Skarabäus bei sich trug, sicherte sich dementsprechend sein Fortbestehen, daher folgten vor allem die Soldaten, deren Leben besonders vielen Fährlichkeiten ausgesetzt sein mußte, dieser Sitte. Wer ein solches Bildnis mit

in das Grab nahm, sorgte damit auf das beste für seine Auferstehung und sein ewiges Leben. Um die Kraft das Amulettes zu verstärken, verband man es gern mit anderen Heil verheißenden Zeichen. Die Unterseite des Tieres wurde als flache Platte ausgearbeitet, auf die man die Bilder und Namen von Gottheiten und der vergöttlichten Pharaonen eingrub. In andern Fällen brachte man fromme Wünsche oder Glückswortе hier an, wie die Hieroglyphen für Freude, Leben, Bestand, Schönheit.

Die Skarabäen, welche dem genannten Zwecke zu dienen berufen waren, sind meist klein, etwa 1—1½ Zentimeter lang. Daneben gibt es andere, gleichfalls an der Unterseite abgeflachte, durchschnittlich sechs Zentimeter lange Stücke. Diese galten als Ersatz für das bei der Einbalsamierung der Mumie entnommene Herz und entsprachen in dieser Bedeutung den dunkelbraunen oder gelblichen Rollkieseln, welche man in den ältesten Zeiten im Niltale an die Stelle des Herzens der Leiche legte. Später wurde statt des Kiesels und neben dem Skarabäus das Modell einer kleinen, meist nach unten spitz zulaufenden, gewöhnlich mit zwei abstehenden Henkeln versehenen, unausgehöhlten Vase verwendet, deren Bild ♁ auch das Schriftzeichen für das Wort „Herz" bildete. Als vorläufige Herzen wurden sie nicht nur den Menschen mitgegeben, sondern auch den heiligen Tieren, die bei der Bestattung genau wie Menschen behandelt wurden. Auf der Unterseite verzeichnete man häufig ein Gebet, durch das der Tote sein wahres Herz aufforderte, im Jenseits nicht gegen ihn aufzutreten, ihm vielmehr bei dem Totengerichte zur Seite zu stehen. Dann werde Freude im Gerichtssaale herrschen und er werde sein, also die Berechtigung gewinnen, im Reiche der Seligen zu weilen. Wie alle Dinge dieser Welt, so haben die Ägypter auch den Skarabäus personifiziert; er erhält gelegentlich einen Menschenkopf, den das kriechende Tier in die Höhe hebt.

Meist legte man den Herzensskarabäus in die Leiche. Bisweilen umschloß man ihn aber auch mit einer viereckigen, kapellenartigen Umrahmung und befestigte dieses Pektoral auf der Brust der Mumie. Heilige Zeichen verzierten dabei vielfach die Flügel des Skarabäus und die Umrahmung. Hier brachte man die Hieroglyphen für Wohlfahrt, Schönheit, Beständigkeit an, oder die Bilder von Göttern aus dem Kreise des Osiris und der Sonne, vor allem einen zweiten Verbürger der Auferstehung, den heiligen Reiher von Heliopolis, den die Griechen

als den Phönix bezeichnen. In andern Fällen stellte man den Skarabäus selbst auf ein Boot, das der Sonnenbarke entsprechen sollte. Man erinnerte sich dabei daran, daß Chepera, der Gott der Morgensonne, gleichfalls eine auferstehende Gestalt war und daß, wie dem Menschen, so auch ihm der Skarabäus dieses Wiederaufleben erleichterte und in sichere Aussicht stellte.

Nicht selten finden sich in den Gräbern aus glasierter Kieselerde oder aus Karneol gefertigte Nachbildungen von einzelnen Händen, Beinen, seltener Ohren. Die Hand ist bald flach ausgestreckt, bald macht sie eine Faust mit ausgestrecktem Daumen, bald steckt sie den Daumen zwischen dem zweiten und dritten Finger der geballten Faust hindurch. Letztere Bewegung gilt in zahlreichen Mittelmeerländern als eines der besten Mittel gegen den bösen Blick, das gleiche wird die ägyptische Bewegung bezwecken. Der einfachen Hand und dem Beine darf man diese Bedeutung jedoch im allgemeinen nicht zuschreiben, wenn auch in einzelnen Fällen die Hand mit der Faust zu wechseln vermag. Bei ihnen hat man an Votivgaben gedacht und dabei an die noch heutzutage weit verbreitete Sitte erinnert, bei Krankheiten als Zeichen der Not oder als solches des Dankes nach erfolgter Genesung ein Bild des erkrankten Körperteiles in einer Kapelle zu weihen. Im Niltale habe man das Votivbild einem Toten mitgegeben, der die Bitte oder den Dank dem Gotte übermitteln sollte, zu dem er seinen Weg in das Jenseits antrat. Dieser Erklärung steht der Einwand gegenüber, daß bisher im alten Ägypten für die Verwendung irgend welcher Votive der Beleg fehlt. Eine Reihe von Forschern hatte geglaubt, den Gebrauch aus Stelen erschließen zu können, auf denen Ohren eingegraben waren und die man als Votivgaben von Ohrenleidenden deutete. Die Ausgrabungen von Flinders Petrie zu Memphis haben diese Ansicht als irrtümlich erwiesen. Sie ergaben zahlreiche derartige Stelen, auf denen nicht ein oder zwei Ohren, die auf den Weihenden bezogen werden könnten, erschienen, sondern deren Dutzende. Die Begleitinschriften richteten sich an Ptah, den Erhörer der Bitte, und lehrten, daß man nicht die Ohren des Menschen abbilden wollte, sondern die des Gottes. Wie in Lobgesängen dem Könige unendlich viele Ohren zugeschrieben werden, mit denen er, auch wenn er im Palaste ruht, die Worte aller Länder vernimmt, so besitzt der Gebetserhörer Ptah eine Fülle von Ohren, damit er alle die Bitten

zu hören vermag, welche gleichzeitig von den verschiedensten Seiten ihm vorgetragen werden. Als Votive können diese Bilder von Gliedmaßen daher nicht in Betracht kommen, eine andere Deutung liegt näher. Der Ägypter war gewohnt, sich einen oder mehrere Ersatzkörper in das Grab legen oder in den Tempeln aufstellen zu lassen, damit er, falls seine Mumie zugrunde gehen sollte, einer menschlichen Hülle nicht zu entbehren brauchte, wenn ihn die Lust ankam, auf Erden umzugehen. Neben dem Bildnisse des ganzen Menschen treten plastische Bilder seines Kopfes auf. Die dienten als Ersatzköpfe, falls der Tote das Haupt verlor, was besonders, wenn an ihm die Leichenköpfung vollzogen worden war, leicht vorkommen konnte. Nicht anders wie diese Köpfe sind die Hände und Beine zu beurteilen. Sie waren Ersatzteile, wenn der Tote durch irgend einen Zufall der betreffenden Gliedmaßen verlustig ging.

Aus den gleichen Gedankengängen erklärt sich das Zeichen der beiden in die Höhe gehobenen Arme ⊔ ka, welches, plastisch ausgearbeitet oder auf eine flache Platte aufgezeichnet, seit den ältesten Zeiten als Beigabe auftritt. In den Bildreihen der Särge des mittlern Reiches um 2500 v. Chr. steht es auf einem Standartenträger, der dann erscheint, wenn es sich darum handelt, einen körperlich kleinen, in seiner Bedeutung aber erhabenen Begriff darzustellen. Das Wort Ka bildet die Bezeichnung des vergöttlichten Doppelgängers des Menschen, des wichtigsten in der langen Reihe seiner materiell gedachten und dämonischer Bedrohung ausgesetzten Seelenteile. Er konnte diesen feindlichen Mächten erliegen und daher war es eine nahe liegende Maßregel der Vorsicht, wenn man für einen Ersatz-Ka Sorge trug.

Neben das Bild des Ka stellen die Sargbilder die Darstellung eines Spiegels und kleine steinerne Nachbildungen ägyptischer Spiegel, flache rundliche Scheiben auf einem niederen Ständer, treten auch in den Gräbern auf. Bei ihnen handelt es sich bisweilen um eine Grundlage für die Herstellung eines Gebrauchsgegenstandes, daneben aber auch um eine Sicherung des unsterblichen Ichs des Menschen. Zahlreiche Völker sind sich darüber einig, daß der Mensch in dem Spiegel, der sein Bild aufgenommen hat, einen Teil seines Ichs zurückläßt. Nicht anders dachten die Ägypter, wie dies aus ihrer Gewohnheit hervorgeht, die Spiegel mit übelabwehrenden Gestalten zu ver-

zieren. Nicht den toten Spiegel wollte man dadurch schützen, daß man an seinem Griffe Hathormasken, Besköpfe und ähnliches anbrachte oder auch dem ganzen Griffe die Form eines Knotenamulettes gab oder ihn in der Gestalt einer nackten Frau ausarbeitete, deren Nacktheit hier am Nile gerade so wie im Bewußtsein zahlreicher anderer Stämme die Dämonen vertreiben sollte. Der Schutz galt dem Bilde, das in den Spiegel fiel und in ihm verblieb, auch wenn es für sterbliche Augen unsichtbar geworden war. Als die Träger dieses Ich-Teiles hatten dem entsprechend die Grabbeigaben zu dienen.

Sachlich hängt mit diesen Amuletten ein weiteres zusammen, welches die Form der Hieroglyphe ⊂⊃ ren „der Name" hat. Der Name galt als ein höchst wichtiger unsterblicher Seelenteil, er wurde in der Gestalt seiner Hieroglyphe zum Ersatze bei einem etwaigen Verluste und Vergessenwerden des wirklichen Namens des Toten geweiht. Meist ist dabei die Umrahmung leer, der in Betracht kommende Name ist nicht eingetragen worden. Dieser Umstand hängt mit einer Befürchtung zusammen, welche in einer ägyptischen Legende der Sonnengott mit den Worten ausspricht: „Mein Name ward durch meinen Vater und durch meine Mutter ausgesprochen und dann ward er durch meinen Erzeuger in mir verborgen, damit kein Zauberer entstehe, der mich (mit Hilfe der Kenntnis meines geheimnisvollen Namens) verzaubern könne." Nur bei Königen wagte man es, den Namen in den Ring einzusetzen, so gut, wie er bei Lebzeiten in den Inschriften mit einem derartigen Ringe umgeben wurde. Der Pharao war ein Gott, sein Name demnach heilig und so war er imstande, sich gegen etwaige Gefahren selbst zu schützen. Gewöhnliche Sterbliche mußten ängstlicher sein. Wenn sie ihren Namen dem Amulette anvertrauten, so konnte er leicht Unbefugten bekannt und von diesen ihnen zum Schaden benutzt werden. Es galt daher für vorsichtiger, und doch für gleich wirkungsvoll, wenn man den Namen nur in symbolischer Weise in das Amulett einschloß, etwa indem man ihn zugleich mit einer magischen Formel über dem Talisman aussprach und diesen gewissermaßen mit ihm durchtränkte. Der Tote vermochte ihn sich im richtigen Augenblicke zum Ersatze zu holen, für einen anderen war das Stück mit seinem geheimnisvoll verborgenen Inhalte unverwendbar.

Das häufigste unter allen Amuletten ist das Bild eines

weiteren Körperteiles, ein schematisch gezeichnetes mit Schminkstrichen verziertes Auge samt seiner Umgebung 𓂀. Dieses Zeichen wurde bei Lebzeiten viel getragen, dem Toten legte man es in den Leib, band es an seinen Hals oder an seine Handknöchel, legte es auf seine Brust, zeichnete es auf große Wachsplatten und bedeckte mit diesen den Schnitt, den der Einbalsamierer an dem Bauche hatte machen müssen um die inneren Teile entfernen zu können. Eine lange Reihe der uns bekannten Völker haben im Altertume wie in der Neuzeit in dem Bilde des Auges ein vortreffliches Mittel gegen den bösen Blick und das von diesem gebrachte Übel gesehen. In Ägypten war dies nicht anders und der Glaube an die Sicherheit dieses Abwehrmittels wurde hier noch dadurch verstärkt, daß sein Name ut'a gleichzeitig „gesund sein, in frischem Wohlbefinden sein" bedeutete. Gern brachte man es mit mythologischen Vorstellungen in Verbindung, die beiden Augen 𓂀𓂀 galten als die des Himmelsgottes, das rechte war die Sonne, das linke der Mond. Andere erklärten das rechte Auge für das des Gottes Horus und übertrugen den Namen Horusauge auf allerhand erfreuliche und gute Dinge, Wein, Öl, Salben und dergleichen mehr, welche nach einer der ägyptischen Schöpfungssagen aus den Tränen der Gottheit entstanden waren und deren Darbringung im Götter- und Totenkulte eine wichtige Rolle spielte. Das Amulett sicherte seinem Besitzer alle diese Güter und außerdem die Wohlfahrt im allgemeinen. Noch in anderer Weise bewährte das Auge seine Kraft. Die Mythologie berichtete, wie der böse Gott Set das Sonnen- und das Mondauge vielfach bedrohte. In der Sonnen- und Mondfinsternis konnte der Mensch erkennen, wie es dem Bösen zeitweise gelang, dem Auge Schaden zuzufügen. Aber zuletzt endete der Kampf mit einem Siege des Auges. War die Finsternis vorüber, so erstrahlte das Gestirn in seiner alten, unverminderten Helle. Das war ein glückverheißendes Vorbild für den im Elend oder in den Banden des Todes Verstrickten. Wie es dem Gestirne erging, so hoffte er, werde seine Zukunft sich gestalten. Nach allen den Schrecken der gegenwärtigen Stunde erwartete ihn neuer Glanz und neues Leben, bei jeder Bedrohung brauchte er nur zu dem göttlichen Auge zu greifen, um von neuem Sieger im Kampfe zu sein. Bisweilen hat man den Versuch gemacht, dieses Auge zu vermenschlichen. Man verlieh ihm eine Hand, in der es das Zeichen für schön hält,

oder gab ihm Flügel und Beine um ihm selbständige Bewegungsfähigkeit zukommen zu lassen.

Über das Vorbild des Zeichens ded ist viel gestritten worden. Man hat es für einen Altar mit vier Abteilungen, einen Ständer, vier hintereinander stehende Säulen, einen entlaubten Baumstamm, einen Nilschlüssel erklären wollen ohne damit seinem Aussehen und seiner Bedeutung gerecht zu werden. Wie die Texte lehren, handelte es sich bei ihm um eine schematische Darstellung des Rückgrades und Halsansatzes des Gottes Osiris, wobei man sich meist damit begnügte, vier Wirbel anzudeuten. Gelegentlich gab man dem Bildwerke Beine und Arme, welche die Herrscherzeichen des Gottes, Hirtenstab und Geisel, halten, Augen wurden hineingesetzt, eine Krone darüber angebracht. Oder man zeichnete das vollständige Bild des Gottes in einem langen, weiten Gewande und stellte das Zeichen über dem Kopfe unter der Krone als eine Art Symbol dar. Nach dem Tode des Osiris hatte der Mörder Set den Leichnam des Gottes zerschnitten und die einzelnen Körperteile über Ägypten hin verstreut, Isis hatte sie sich mühsam zusammengesucht und den Wiederaufbau des Gottes damit begonnen, daß sie das Rückgrad aufstellte und an diesem die übrigen Gliedmaßen befestigte. Diesem Aufrichten des Ded galt ein großes Erinnerungsfest, welches zunächst in Memphis, dann aber auch in anderen ägyptischen Tempeln gegen Ende des Jahres gefeiert wurde. Eine Darstellung desselben aus der Zeit um 1500 v. Chr. zeigt, daß sich sogar der König und seine Familie an ihm beteiligten. Eigenhändig richtete der Monarch, von vier Priestern unterstützt, das in Menschengröße dargestellte Ded auf, während gleichzeitig ein knieender Priester dem heiligen Bilde ein Opfer darbrachte.

Von dem Ded als dem Rückgrade des Osiris handelt folgender bereits frühe entstandener Abschnitt des Totenbuches: „Das Kapitel von einem vergoldeten Ded, das an den Hals des Verklärten gelegt ist. Der Verstorbene spricht: Dein Rückgrad ist Dein, Du dessen Herz ruht (der verstorbene Osiris), Deine Rückenwirbel sind Dein, Du dessen Herz ruht, Du bist an Deinen (Dir gebührenden) Platz gebracht worden. Ich gebe Dir die (zur Betätigung des körperlichen Lebens) erforderliche Flüssigkeit. Ich bringe Dir das Ded, an dem Du Dich erfreust.

— Man soll dieses Kapitel sprechen über einem vergoldeten Ded, das gut gearbeitet worden ist aus Sykomorenmark, das mit Pflanzensaft bestrichen worden ist. Man soll es legen an den Hals des Verklärten. Dann wird er eingehen in die Tore der Unterwelt. Man soll es an seinen Platz legen am Tage des Jahresanfanges der Gefolgsleute des Osiris. — Wenn man dieses Kapitel kennt, dann ist man ein vortrefflicher Verklärter in der Unterwelt, nicht wird man an den Toren der Unterwelt zurückgestoßen. Man erhält Brote, Kuchen, eine große Menge Fleisch auf den Altären des Sonnengottes Rā; anders gesagt: des Gottes Osiris, des guten Wesens. Die Worte, die man spricht, sind zauberkräftig gegen die Feinde in der Unterwelt in der richtigen Weise." Der Sinn dieser Sätze, in denen Osiris und Sonnengott als gleichberechtigt behandelt werden, ist klar, wenn man sich auch nicht immer an die Vorschrift band, das Amulett aus Sykomorenholz herzustellen, vielmehr daneben anderes Material, glasierte Kieselerde, alte Topfscherben, Gold, nicht verschmähte. Es sollte dem Toten das Rückgrad wieder verschaffen und ihm nebenbei den Eingang in die verschiedenen Räume der Unterwelt und die nötige Nahrung im Jenseits sichern. Sein Name ded „Beständigkeit" bestätigte diese Bedeutung.

Außer als Amulett verwendete man das Zeichen auch bei anderen Gelegenheiten als Bestand verleihendes Zaubermittel. Man brachte es auf Tragpfeilern an, um die Standfestigkeit des Gebäudes durch seine Kraft zu erhalten. Auf Särgen zeichnete man es unterhalb des Rückens des Verstorbenen auf, um dadurch dessen Rückgrad zu verstärken und jede Verletzung dieses Körperteiles, der dem ganzen Menschen Halt verlieh, durch Dämonen unmöglich zu machen. Das Zeichen wechselte an dieser Stelle mit dem Bilde der Göttin des Westens Amenti und mit dem der Göttin des Himmels Nut, der Mutter und daher berufenen Schützerin des Gottes Osiris. Erstere gehörte hierher, denn unter ihrer Obhut stand das Reich, in das der Verstorbene eingehen sollte. Trotz dieser Stellung erscheint sie, abgesehen von diesen Sargbildern, verhältnismäßig selten. Es ist ihr ergangen wie zahlreichen ägyptischen Sondergottheiten von örtlicher oder zeitlicher Wirksamkeit, sie wurde von Gottheiten von umfassenderer Bedeutung verdrängt. Vor allem trat die kuhgestaltige Himmelsgöttin Hathor an ihre Stelle. In zahl-

reichen Darstellungen aus der Blütezeit Ägyptens sieht man diese aus dem Berge des Westens in unmittelbarer Nähe des Grabes heraustreten, um den Toten zu begrüßen. Eine von Naville zu Dêr el baḥari bei Theben entdeckte tunnelartige Kapelle, welche wohl einen der Eingänge in die Unterwelt darstellen sollte, zeigte den sich hieran unmittelbar anschließenden Vorgang. Da steht die in künstlerischer Weise vortrefflich dargestellte Hathorkuh aufrecht da, vor ihr steht der König Thutmosis III, auf dessen Haupt sie schützend ihren Kopf stützt, und wirft einen letzten Blick auf sein diesseitiges Reich und seine Untertanen, die ihn eben zu Grabe geleitet haben. Weiter nach hinten erblickt man den Pharao zum zweiten Male, wie er an den Eutern der Kuh saugt, um mit ihrer Milch die ihr innewohnende Unsterblichkeit in sich aufzunehmen und damit ein vollberechtigter Insasse des Totenreiches zu werden. Ähnliche Abbildungen finden sich auch sonst und zeigen die hohe Bedeutung, die man dieser Kuh für den Verewigten zuschreiben zu müssen glaubte. Unter den Amuletten findet sie sich trotzdem als Einzelgestalt verhältnismäßig selten. Wenn es geschieht, so wird sie auf kleinen viereckigen Platten abgebildet mit Blumen am Halse und bisweilen mit einer Sonnenscheibe zwischen den Hörnern. Häufiger wird sie vereint mit anderen Gottheiten auf dem besonders im ersten Jahrtausend v. Chr. beliebten Hypocephal verwertet, einer kreisrunden Scheibe aus mit Stuck bedeckter und bemalter Leinewand oder Bronze, die man unter den Kopf der Leiche legte. Von ihm behauptet ein von geheimnisvollen Gottesnamen erfülltes Kapitel des Totenbuches, bei seiner Einführung sei die Kuh beteiligt gewesen. Man solle ein aus gutem Golde gefertigtes Bild des Tieres an den Hals des Toten legen und es außerdem auf Papyrus aufgezeichnet unter seinem Kopfe anbringen, dann werde reichliche Wärme in dem Verewigten sein, wie er sie einst im Leben besessen habe. Dementsprechend zeigen die Malereien auf den Hypocephalen als Hauptbild diese Kuh. Neben ihr erscheinen in wechselnder Zahl andere Gottheiten, welche mit dem Sonnengotte in Verbindung stehen, die Hundskopfaffen, welche die im Diesseits und die im Jenseits aufgehende Sonne zu begrüßen hatten, die Gefolgsleute des Gottes auf seiner Himmelsfahrt, die Barke der Morgensonne, der alles umfassende und beherrschende Sonnengott mit den vier Widderköpfen, endlich die vier Totengenien, denen die Bewachung der

Eingeweide des toten Gottes und damit des ihm gleichgestellten verstorbenen Menschen anvertraut wurde.

Eines der verbreitetsten Amulette war die meist aus grünlichem Feldspat oder grün glasiertem Steingut hergestellte Pflanzensäule 𓇅. Welches Gewächs dabei als Vorbild diente, ob es, wie die Ägypter später selbst behaupteten, der Papyrus war, dem das Gebilde freilich nur sehr wenig gleicht, oder, wie neuere Forscher vorgeschlagen haben, der Lotus oder eine Glockenblume, läßt sich nicht entscheiden. Auch wenn die Gestaltung als Zepter oder als Säule Verwertung findet, ist eine botanische Feststellung seines Urbildes unmöglich und dachte der Ägypter im allgemeinen wohl nur an ein grünendes frisches Gewächs, ohne sich um eine wissenschaftliche Bestimmung zu bekümmern. Seine Verwertung als Säule ergab sich daraus, daß dem Ägypter der Tempel als eine Welt im Kleinen galt. Der Fußboden war die Erde, die Decke der Himmel, an dem Sterne stehen und Vögel flattern, die Säulen waren die Gewächse, die von der Erde dem Himmel zustreben, die Palme, der Lotus, der Papyrus. Als Zepter tragen Göttinnen und Königinnen das Zeichen, welches uat' „grün sein, grünen" zu lesen ist, um sich als ewig frisch und jung zu bezeichnen und sich damit diese Eigenschaften dauernd zu sichern, wie dies auch das Amulett zu tun versprach. Ihm sind zwei Kapitel des Totenbuches gewidmet. In dem einen wird von einer Göttin und ihrer Zauberkraft gesprochen und damit auf die magische Kraft der Stücke hingewiesen. In dem zweiten gibt sich der Tote selbst für das Amulett aus, das aus hartem Steine gearbeitet und unzerstörbar sei. Es sei heil und so sei er es auch, es könne nicht verletzt werden und so könne auch er nicht verletzt werden, es könne nicht zerschlagen werden und so könne auch er nicht zerschlagen werden. Seine Gliedmaßen könnten nicht beschädigt werden. Hier ist in interessanter Weise ausgesprochen, daß neben der Gestalt und Farbe des Amulettes, welches die Frische der grünenden Pflanze wiedergab, auch die Festigkeit des Materiales, aus dem es gefertigt worden war, für seinen Besitzer nutzbringend sein sollte und ihn vor dem Verderben und der Zerstörung schützte.

Eine weitere Reihe von Amuletten gehört zu den vielfach auftretenden Knotenamuletten, welche der Anschauung entspringen,

das Schürzen eines Knotens von bestimmter Form vermöge gegen schädigenden Zauber zu sichern oder auch das Übel einzuschließen, so daß es nur bei unvorsichtiger Lösung des Knotens wieder frei werden könne. Das bekannteste unter diesen Stücken ist das Zeichen ☥. Früher hat man in ihm vielfach ein Henkelkreuz sehen wollen und es in den Kreis der Kreuz-Symbolik hineingezogen als eine Art Vorahnung der Bedeutung des christlichen Kreuzes. Dann hat man es, da der Spiegel gelegentlich seine Gestalt erhält, für einen solchen erklärt. Tatsächlich ist das Verhältnis das umgekehrte. Man ist von dem Zeichen ausgegangen und hat seine obere Rundung dazu benutzt, um hier den Spiegel einzusetzen. Dann schützte der umschlingende Knoten diesen und damit das in ihn einfallende Bild vor der Beeinflussung durch dämonische Mächte. — In Wirklichkeit stellt das Zeichen ein Band dar, wie es um den Leib geschlungen wurde, vorn ward dasselbe zusammengeknotet und ließ man dann die durchgezogenen Enden breit herabhängen. Dieses Band hieß änch und da zufällig änch auch das Wort für „Leben" war, so wurde das gleiche Zeichen zur Schreibung dieses bildlich nicht darstellbaren Begriffes verwertet. In diesem Sinne halten es die Gottheiten und die Könige als die Besitzer des Lebens und als Herren über Leben und Tod ihrer Untertanen in der Hand. Sie können es weiter verleihen, indem sie die Hieroglyphe dem Begnadeten an die Nase halten und ihn derart das Leben einatmen lassen. Bereits frühe hat das Leben eine eigene Persönlichkeit gewonnen; dann erscheint es als ein menschlicher Leib, über dessen Rumpf die obere Rundung des Zeichens den Kopf bildet. Mit seinen Beinen vermag es dahinzuschreiten und in seinen Händen hält es andere Symbole und heilige Standarten. Es ist sogar geradezu zu einer selbständigen Gottheit geworden. In einer Götterliste aus der Zeit des um 2800 v. Chr. regierenden Königs Pepi I. wird es neben Beständigkeit (ded), Freude, Tag, Jahr, Ewigkeit und den großen Gottheiten des ägyptischen Pantheons mit aufgezählt.

Eine zweite hierher gehörige Verknotung, das Zeichen 𓎬 sollte den Texten zufolge aus Cornalin gearbeitet werden, ohne daß man sich in der Wirklichkeit streng an diese Vorschrift gehalten hätte. Es enthielt, wie das Totenbuch aus uns unbekannten Gründen behauptet, das Blut der Göttin Isis, dem

man geradeso wie der Göttin selbst eine besonders große Zauberkraft zuschrieb. Wer die ihm gewidmeten Zauberworte kannte, der fand in dem Gefolge des Gottes Osiris Aufnahme, die Tore der Unterwelt öffneten sich ihm, Korn wurde ihm in den Gefilden der Seligen gegeben, sein Name galt dem der dort weilenden Götter gleich. Wie wirksam es sein konnte, das zeigt eine Abbildung in dem gleichen Werke. Da hält das Zeichen mit seinen beiden Armen den Toten fest und verhindert, daß er in der Unterwelt nach Osten fortgeschleppt wird. Um diesem drohenden Unheil zu entgehen, griff der Verstorbene bei dieser Gelegenheit zu dem äußersten Mittel, welches ihm den Göttern gegenüber zur Verfügung stand, zu schweren Drohungen, deren charakteristische Hauptsätze folgende sind: „Wenn ich nach Osten geschleppt werde, wenn alle bösen und schlechten Dinge, welche zu einem Feste der Feinde (des Gottes) gehören, gegen mich angehen, dann soll verschlungen werden die Manneskraft des Sonnengottes und das Haupt des Gottes Osiris. Und sollte ich geführt werden zu den Feldern, wo die Götter den vernichten, der ihnen antwortet, dann soll Blindheit entstehen an dem Auge des Sonnengottes Tum (eine Sonnenfinsternis) und allerhand anderes Unheil soll sich ereignen". Nicht selten wird das Zeichen an der Innenseite der Särge in auffallender Größe angemalt. Dann erhält es bisweilen außer den beiden menschlichen Armen auch noch ein Gesicht, welches durch seine abstehenden Kuhohren an die Hathormaske erinnert, die, wie bereits anzuführen war, eine ähnliche, Unheil abwehrende Absicht verfolgte, wie hier die Schleife und das Blut der Isis, das sie bildete.

Eine größere Gruppe von Amuletten wird durch Herrschaftszeichen gebildet. Da finden sich meist in glasierter Kieselerde gearbeitet: die Krone von Oberägypten, die von Unterägypten, die dem Pharao als dem Herrn des ganzen Landes zukommende Verbindung beider, dann die Uräusschlange, die der König als Zeichen seiner Würde und seiner Macht über Leben und Tod vorn in der Mitte der Stirn trug, die beiden Straußenfedern, welche Wahrheit und Gerechtigkeit symbolisierten, die beiden Haupteigenschaften eines nachahmenswerten Monarchen, das Zepter, welches die Pharaonen und die Götter, welche über das Niltal die Herrschaft ausübten, als Zeichen

königlicher Macht führten, endlich, freilich weit seltener, eine Reihe von Götterkronen. In den Sargbildern ist die Reihe dieser Insignien eine weit größere. Vor allem treten hier der Hirtenstab und die Geisel auf, welche dem Osiris als dem Herrscher des Totenreiches gebührten, dann eine große Zahl der verschiedenartigsten Zepter von mannigfacher, uns freilich nur teilweise bekannter Bedeutung, zahlreiche eigenartig geformte Stäbe, Kapuzen in mannigfachen Gestalten und endlich die Keule, ein Holzstab, an dem oben eine schwere Kugel aus Stein oder Metall befestigt war und dessen sich der König bei dem rituellen Menschenopfer nach errungenem Siege bediente. Es sind dies im allgemeinen Insignien, welche den Osiris als den Herrscher der Unterwelt, und dann in nahe liegender Übertragung den König als dessen irdischen Stellvertreter kennzeichnen. Sie werden hier als Beigaben dem Toten, auch wenn er nicht königlichen Geblütes und thronberechtigt war, zur Verfügung gestellt. Ursprünglich hatte man in Ägypten angenommen, die Unsterblichkeit des Menschen bestehe darin, daß sich nach dem Tode sein irdisches Leben in der altgewohnten Weise fortsetze und er demzufolge für alle Ewigkeit seine irdische Stellung beibehalten werde. In dieser Zeit konnte höchstens der verstorbene König auf eine dem Osiris entsprechende Stellung Anspruch erheben. Allmählich verschob sich aber dieser Glaube. Man hoffte, es werde möglich sein, vermittels magischer Formeln seine Stellung im Jenseits zu verbessern, dort höhere Würden zu gewinnen als man sie einst im Diesseits bekleidet hatte. Selbst das Herrschertum des Osiris blieb dann nicht unerreichbar. Zu seiner Erringung und zu seiner angemessenen Ausübung legte man die notwendigen Insignien in das Grab Noch zur Zeit der Pyramidenerbauer hatte man geglaubt sie verschlingen zu müssen, um ihrer in vollem Umfange Herr zu werden, später genügte ihr Besitz, um gleichen Erfolg zu erzielen. Diese Erweiterung der Möglichkeit, die Stellung des Osiris zu gewinnen, scheint für das moderne Empfinden zu logisch undenkbaren Folgen zu führen, zu einem sich bei jedem Todesfalle erneuernden Kampfe zwischen allen den Verstorbenen, die nunmehr berechtigt und befähigt waren, auf das gleiche Herrschertum Anspruch zu erheben. Die Ägypter hat dieser Umstand in ihrem Glauben und Hoffen eben-

sowenig gestört wie alle die anderen Sinnwidrigkeiten, zu denen sie ihr systemloses religiöses Denken geführt hatte.

Neben diese Insignien stellen die Sargbilder zahlreiche Waffen, Pfeile, Bogen, Schilde. Sie wurden in ihrer tatsächlichen Gestalt vielfach in den Gräbern niedergelegt, unter den eigentlichen Amuletten fehlen sie im allgemeinen. Diejenigen Ägypter, welche zu Talismanen Vertrauen hegten, verließen sich lieber auf magische Schutzwaffen gegen den Ansturm der Dämonen als daß sie zu wirklichem Kampfgerät gegriffen hätten. Häufiger findet sich nur eine kleine, halbrunde Scheibe, welche in der Mitte oben einen Löwenkopf trägt. Das ist nicht etwa ein Perlenkragen, sondern ein Schild, das ähnlichem Zwecke zu dienen berufen ist wie die Ägis der Griechen. Wir sehen es in der linken Hand der katzengestaltigen Göttin Bast, wenn sie sich in aufrechter Haltung, ein Körbchen am Arme und mit der rechten Hand ein Sistrum schwingend auf den Weg macht, um ihr Reich zu durchstreifen in ähnlicher Weise wie die ägyptische Frau aus dem Volke zu einer Fußwanderung sich anschickte. War der eigentliche Schutzschild auch nur klein, so war die Wirkung des Löwenkopfes um so größer, denn er stellte die angriffslustige Göttin Sechet dar, die auch an anderen Stellen als Übel abwehrende Gestalt Erwähnung findet. Als löwenköpfige Frau mit der Sonnenscheibe auf dem Haupte wurde sie auf flachen Platten aufgezeichnet, diese wurden durchbohrt und an eine Schnur gebunden am Halse getragen. Dabei konnte die Göttin allein stehen, lieber setzte man hinter ihr Bild das Ut'a-Auge und erinnerte sich dabei daran, daß der Legende zufolge einst Sechet als Verkörperung des Auges des Sonnengottes die aufrührerischen Menschen zu töten unternommen hatte. Der Sonnengott hatte aber Mitleid mit den der Vernichtung Geweihten empfunden und das Werk der Zerstörung gehemmt. So schützte denn die Göttin auf dem Amulette mit ihrer Kraft den Träger, andererseits aber unterstützte ihn das Auge gegen Sechet selbst, falls diese wiederum eine Abschlachtung des Menschengeschlechts planen sollte.

Auf bestimmte Perioden, besonders auf das mittlere Reich um 2500 v. Chr., war die Beigabe länglicher, flacher, gebogener Platten aus Nilpferdknochen oder seltener aus Holz beschränkt, auf die man die Bilder zahlreicher Dämonen und Fabeltiere, vor

allem aber die Gestalten des Bes und des weiblichen Nilpferdes, eingegraben hatte. Sie besaßen die Form des ägyptischen Wurfholzes und waren dementsprechend berufen, in dem Kampfe gegen feindliche Geister als Waffe zu dienen oder diese wenigstens zu erschrecken und von einem Angriffe gegen den Inhaber abzuhalten.

An die Herrscherinsignien schließen sich die zahlreichen Halsbänder an, welche nach ägyptischer Sitte kragenartig breit über die Brust herabfielen. Ein dünnes Band lief von ihren beiden Enden aus über die Schultern ⌒, in der Mitte des Rückens ward es zusammengebunden. Hier befestigte man eine schwere Quaste, welche eine Art Gegengewicht gegen das Halsband zu bilden berufen war und es auf der richtigen Höhe halten sollte. Diese Halsbänder galten nicht nur als Zierde, sie waren, wie der Schmuck überhaupt bei den meisten Naturvölkern, dazu bestimmt, gleichzeitig als Amulett zu dienen. In älterer Zeit erscheinen sie in den bildlichen Darstellungen der Gräber in sehr verschiedenen Formen. Man spricht von dem sperbergestaltigen, dem geiergestaltigen, dem silbergoldenen, dem goldenen breiten Halsband, dem Halsbande des Herrn der Ewigkeit. In späterer Zeit spielen im allgemeinen nur noch zwei eine Rolle, das breite Halsband, welches auch der Lebende bei feierlicher Gelegenheit anlegte, und das geiergestaltige, bei dem das Bild eines Geiers mit weit ausgebreiteten Flügeln die Brust bedeckte. Ihnen gelten besondere Kapitel des Totenbuches. Das dem ersteren Schmuckstücke gewidmete legt dem dem Gotte Osiris gleichgestellten Toten die Worte in den Mund: „O mein Vater, o mein Bruder, o meine Mutter, o Isis! Ich bin von meinen Binden befreit, ich sehe! Ich bin einer von denen, die von ihren Binden befreit sind und den Gott Keb (Seb, den Gott der Erde und Vater des Osiris) sehen!" Das Amulett bewirkte den hier ausgesprochenen Gedankengängen zufolge das Abfallen der die Leiche umschnürenden Binden und gab dem Verewigten, entsprechend seinem Namen usech „weit sein" und mit den Beinen verbunden „weit hinschreiten", freie Bewegung. Damit war er so gut wie die früheren Toten, denen ein gleicher Vorzug zuteil geworden war, imstande, die Gottheit zu erblicken und konnte dies nunmehr der göttlichen Familie des Osiris, die seine eigene geworden war, mitteilen.

Bei dem Geierhalsbande spricht die zugehörige Formel von Isis, die herbei käme, die durch die Länder flattere, die die verborgenen Orte durchsuche bis Horus aus der Sumpfgegend des

Delta, in der er als Kind verborgen geweilt hatte, herauskomme. Ihm befahl sie die Herrschaft der Länder an, die einst sein Vater Osiris inne gehabt hatte; er erfüllte die Leute mit Ehrfurcht, während seine Mutter Isis ihm ihre magische Kraft zuteil werden ließ. Der Kernpunkt bei diesem Amulette ist die Geiergestalt. Im Anschluß an eine im ganzen Altertume verbreitete Anschauung haben auch die Ägypter in dem Geier ein Tier gesehen, welches ganz besonders aufopferungsfähig für seine Jungen sich erwies. So wurde seine Gestalt diejenige, welche die Göttinnen mit Vorliebe annahmen, wenn sie als Schützerinnen aufzutreten gedachten, und gab man daher der Schutzgottheit von Oberägypten, der Göttin Nechebit, die Geiergestalt. Schützen sollte demnach das Geierhalsband, gleichzeitig aber auch dem Toten, wie einst die geiergestaltige Isis dem Horus, die Herrschaft sichern und ihm Zaubermacht verleihen. Neben dem Hauptteile der Halsbänder, welcher die Brust bedeckte, diente auch die auf dem Rücken befindliche Quaste und das schwerfälliger gearbeitete massive Gegengewicht als Talisman.

Zu andersartigen Gedankengängen als sie bisher zu besprechen waren, führt das Amulett der Kopfstütze. Ebenso wie die meisten Orientalen, so pflegte auch der alte Ägypter flach mit nur wenig erhöhtem Kopfe zu schlafen. Eine solche Lagerung hatte den Nachteil, daß bei ihr das Haupthaar gedrückt wurde. Dieser Umstand war für den vornehmen Ägypter und besonders für die Ägypterin sehr unerwünscht, wenigstens in den Zeiten, in denen man sich die Haare des Kopfes nicht abrasierte und dann Perücken trug, sich vielmehr mit eigenem Haupthaare zeigte. Damals war es vielfach Sitte äußerst umständliche, aus zahlreichen kleinen geflochtenen Strähnen und Locken zusammengesetzte Frisuren zu tragen, deren Herstellung viel Zeit erforderte und eine harte Geduldsprobe bilden mußte. Ihr wollte man sich nicht allzu oft unterziehen und wählte daher für die Schlafenszeit eine Kopfunterlage, welche dem Haupte zwar eine Höhenlage verschaffte, die Frisur aber nicht in Mitleidenschaft zog. Sie fand man in der Kopfstütze, die man derart unter den Nacken schob, daß der Kopf frei über das Tragbrett hinausragte.

Statt die wirkliche Kopfstütze im Grabe niederzulegen, begnügte man sich häufig damit, sie auf den Holzsärgen neben den Kaputzen, Kopfbinden und anderen Beigaben abzumalen

oder kleine, so gut wie regelmäßig aus Hämatit gefertigte, etwa 2—3 Zentimeter lange Nachbildungen derselben zu weihen, in der Überzeugung, der Tote werde sich aus ihnen bei eintretendem Bedarfe die tatsächlichen Stücke herauszaubern können. Zunächst sollten dieselben seinem praktischen Gebrauche dienen, dann aber gewannen sie weit höhere Bedeutung, worauf bereits die Verwendung des als Zauberstein beliebten Hämatit für die Modelle hindeutet. Das „Kapitel von der Kopfstütze" im Totenbuche spielt zunächst darauf an, daß der Tote auferweckt worden sei und sich sein Haupt zum Horizonte erhebe. Der Gott Ptah habe seine Feinde niedergeworfen, Zauberkraft sei ihm gegeben wegen dem, was ihm angetan worden sei. Dann heißt es: „Du bist Horus, der Sohn der Hathor, die Flamme, der Sohn der Flamme, dem sein Kopf wiedergegeben ist, nachdem er ihm abgeschnitten worden war. Nicht wird fürderhin, wahrlich, Dein Kopf fortgenommen, nicht wird Dein Kopf fortgenommen bis in alle Ewigkeit. Ähnlich, nur klarer spricht sich ein anderes Stück der gleichen Spruchsammlung aus, das alte „Kapitel damit der Kopf einer Person in der Unterwelt nicht abgeschnitten werde", das den Verstorbenen sagen läßt: „Ich bin ein Fürst, der Sohn eines Fürsten, eine Flamme, der Sohn einer Flamme, dem sein Kopf wiedergegeben worden ist, nachdem er ihm abgeschnitten worden war. Nicht wird fortgenommen der Kopf des Gottes Osiris, nicht wird mein Kopf fortgenommen. Ich bin aufgerichtet, ich bin erneut, ich bin verjüngt, ich bin der Gott Osiris." Diese Sätze machen die Gewißheit, im Jenseits seinen Kopf wieder zu erlangen und zu behalten, davon abhängig, daß er zunächst abgeschnitten worden ist. Wie es einst dem Sonnengotte Horus, dem Sohne der Himmelsgöttin Hathor, und dem Gotte Osiris erging, so sollte auch mit dem Verstorbenen verfahren werden. Der Körper dieser Götter war zerstückelt und dann wieder hergestellt worden, also mußte dem Toten ein Gleiches geschehen. In ältester Zeit wurde diese Zerlegung der Leiche tatsächlich vollzogen. Später gab man sie zwar auf, bewahrte aber in konservativem Sinne die auf sie bezüglichen Sprüche und verwertete ein mit ihr im Zusammenhange stehendes Amulett. Eine derartige formelhafte Verbindung der Kopfstütze mit der Leichenköpfung konnte dann nur den Sinn haben, daß das Amulett die Wirkung ausübte, von der das Kapitel sprach. Wer dasselbe besaß, dem half Ptah gegen seine

Feinde, ihm ward Zauberkraft zuteil, er war im Jenseits gegen den Verlust des Hauptes und damit gegen einen zweiten endgültigen Tod gesichert. Das Zeichen sollte ihm nicht nur zur Verwertung zu Gebote stehen, sondern auch für die Möglichkeit seiner Verwertbarkeit sorgen und das konnte nur geschehen, wenn es dem Toten den Kopf erhielt, damit er diesen auf die Stütze aufzulegen vermochte.

Erhöhen sollte demnach diese Umdeutung die Nützlichkeit des Amulettes, ohne ihm darum seine praktische Gebrauchsfähigkeit zu rauben. Bei einem andern zum Ruhebette gehörigen Gegenstande wurde, soweit wir bisher wissen, eine ähnliche Zauberwirkung nicht angenommen. Zu einem bequemen Lager im Niltale gehörte auch eine kleine Treppe, vermittels deren man hineinsteigen konnte, ohne zu einem Sprunge auf die meist verhältnismäßig hohe Lagerstätte gezwungen zu sein. In Reliefs der zweiten Hälfte des zweiten Jahrtausends v. Chr., in den Gräbern von Tell el Amarna und im Grabe des Königs Ramses III. zu Theben sieht man die Treppe unter dem Bette stehen, ein Sarg des mittleren Reiches zeigt dieselbe neben dem Bette. Ihr entsprechen die kleinen, meist aus glasierter Kieselerde gefertigten Treppchen, welche sich nicht selten unter den Grabbeigaben gefunden haben und bei denen einstweilen kein Zusammenhang mit einer religiösen oder mythologischen Vorstellung nachweisbar ist.

Im wesentlichen aus glasierter Kieselerde gefertigte Nachbildungen des Sistrum sind vor allem in der Spätzeit verbreitet. Das Musikinstrument, welches sie ersetzen sollten, hatte einen Griff aus Bronze oder Holz, den Hathorköpfe krönten. Aus ihrem Kopfschmucke erhoben sich rechts und links breite Metallbänder, welche von je 3—4 Löchern durchbohrt wurden. In diesen steckten locker befestigte Metallstäbe, an denen lose Metallringe hingen. Nahm man dieses Sistrum in die Hand und schüttelte es, so erzielte man einen durchdringenden Lärm, der nach der Ansicht der Ägypter die Dämonen vertrieb, ein Glauben, der auf die klassischen Völker übergegangen ist, als diese bei der Übernahme des Isiskultes auch den Gebrauch des Sistrums bei seinen Zeremonien nachahmten. Dem gleichen Zwecke sollten die Sistra in den Gräbern dienen, in denen die Bedrohung durch die im Dunkeln hausenden Dämonen besonders

groß erschien. Sie verscheuchte der Lärm auch in den Fällen, in denen das Auge des Toten die Gespenster nicht zu erblicken vermochte, man ihre Gegenwart nur ahnen und vermuten konnte.

Die beiden auf den ersten Blick sehr verschieden aussehenden Amulette und gehören begrifflich zusammen. Ersteres stellt ein Feuersteinwerkzeug mit zwei Spitzen dar, welches bereits in der Pyramidenzeit aus dem praktischen Gebrauche verschwand und dessen Bilder später von den Ägyptern bisweilen mit dem bereits erwähnten Amulette der beiden Straußenfedern verwechselt wurden. Der Name des alten Werkzeuges pesesch-kef weist durch seinen Wortsinn darauf hin, daß es zum Trennen und Auseinanderteilen dienen sollte. Zugleich mit dem zweiten Instrumente fand es bei Gelegenheit der Zeremonien, die von der Pyramidenzeit an bis zu der der Ptolemäer in gleichartiger Weise an der Grabestür bei der Beisetzung vollzogen wurden, Verwendung. Mit ihm wurden den Texten zufolge die voneinander getrennten Kinnladen des Toten wieder festgestellt, also der in der Leichenstarre geöffnete Mund befähigt, sich zu schließen. Vermittels des zweiten Gerätes wurde durch die Götter Horus und Set dem Verstorbenen der Mund geöffnet. Dabei hatten dieselben ein Werkzeug aus Eisen verwendet, und diesem Metalle entspricht der Hämatit, aus dem das Amulett hergestellt zu werden pflegte. Durch die beiden genannten Handlungen sollte dem Verewigten die Benutzung seines Mundes zum Essen und Trinken ermöglicht und zugleich für den Fall gewährleistet werden, daß im jenseitigen Leben von neuem eine Lähmung seiner Muskeln eintrat. Weitere Werkzeuge, mit denen bei Gelegenheit dieser Zeremonien das Öffnen des Mundes vollzogen wurde, waren ein Stab in Schlangengestalt, dem ein in glasierter Kieselerde gefertigtes Amulett entspricht, das den Vorderteil und Kopf des Reptils darstellt und das plastische Bildnis zweier nebeneinander gelegter Finger .

Keinerlei unmittelbaren Aufschluß gewähren die Inschriften über den Zweck einer Reihe von Amuletten, welche mit dem Sonnengotte in Verbindung stehen. Hierhin gehören: das Bild der Sonnenbarke , mit welcher das Gestirn die himmlischen Gewässer durchfährt; dann eine Darstellung der beiden Berge am Horizonte zwischen denen sich die Sonnenscheibe erhebt , wobei bisweilen die Berge durch die Vorderleiber zweier

Löwen, die Verkörperungen des Zwillingsgötterpaares Schu und Tefnut, ersetzt werden können, zwischen denen dann die Sonne in die Höhe steigt; ferner das Bild des Obelisken, die meistgenannte Erscheinungsform des Sonnengottes in seiner heiligen Stadt Heliopolis; vermutlich endlich auch die mit der gleichen Verkörperung in einem Stein in Zusammenhang stehende oben abgestumpfte Pyramide. Bei ihnen allen handelte es sich um eine Vorführung des lichtspendenden Gestirnes und das gibt einen gewissen Anhalt für ihre Deutung an die Hand. Die alten Ägypter empfanden eine große Furcht vor der Nacht und der Finsternis, deren Schrecken die Sonnen-Hymnen in anschaulichster Weise schildern. Wenn die Sonne am Horizonte des Westens untergeht, dann liegt die Erde in Finsternis da wie ein Verstorbener. Mit verhülltem Haupte ruhen die Menschen in ihren Wohnungen, keiner von ihnen kann seinen Genossen sehen. Man raubt ihnen ihr Eigentum unter ihren Köpfen fort, ohne daß sie es wissen. Alle Löwen kommen aus ihren Höhlen, alle Schlangen beißen. Die Nacht ist dunkel, die Erde schweigt. Alles dieses Ungemach aber hört auf, sobald die Sonne und das Licht sich wieder zeigen. Um auch dem Verstorbenen diese Wohltat zu verschaffen, mußte man bestrebt sein, ihm in das Grab, in dem das Dunkel noch drückender war, wie hier auf dieser Erde, eine Lichtquelle mitzugeben. Gelegentlich hat man vermutet, der Tote werde imstande sein, selbst Licht auszustrahlen und sprach dementsprechend von seiner Seelenform Chu „der Leuchtende" oder verzeichnete Zauberworte, die ihn hellglänzend machen sollten. In anderen Fällen nahm er ein Zauberbuch mit, von dem ein Lichtglanz ausging, und gleichem Zwecke werden die Sonnenamulette gedient haben. In ihnen sollte die Sonne sich verkörpern, um in der Grabesnacht dem Verewigten Licht und Wärme zu spenden, damit er sich dort möglichst behaglich fühle und um so weniger Neigung empfinde, auf die Erde, in den Bereich unserer Sonne, zurückzukehren und die Hinterbliebenen als Gespenst zu ängstigen und zu bedrohen.

Nur Vermutungen lassen sich über einige Amulette aufstellen, deren, ihres häufigen Vorkommens wegen, wenigstens anhangsweise gedacht werden muß. In dem Zeichen des Richtscheides hat man eine Andeutung des Maßhaltens sehen

wollen, das man dem Toten zu verleihen wünschte. Eher wird dasselbe ein Bauwerkzeug darstellen, dessen sich der Verstorbene bedienen konnte, wenn er sich, wie dies das Totenbuch schildert, eine Kapelle auf Erden errichtete. Bei dem Bilde ist es unklar, was es eigentlich darstellte, ob einen Körperteil, wofür man an Darm, Lunge und Leber gedacht hat, oder ein Waschgerät, worauf einzelne Abbildungen hinzuweisen scheinen. In letzterem Falle könnte man es für eines der Waschgefäße erklären, deren man im Jenseits bedurfte, um die durch das Zeremoniell für heilige Handlungen vorgeschriebenen Waschungen vorzunehmen. Näher liegt jedoch die Vermutung, sein tieferer Sinn liege in seinem Lautwerte sam „vereinigen“ begründet, es weise auf eine Vereinigung mit der Erde beim Begräbnisse oder mit den Göttern im Jenseits hin. Ein reiner Hieroglyphenwert liegt anscheinend auch bei dem Amulette , dem Bilde einer Laute oder, nach anderen Erklärern, des Herzens mit der Luftröhre, vor. Dieses Schriftzeichen ist nefer „schön“ zu lesen, es wird demnach dem Toten körperliche Schönheit, eine der wesentlichsten Eigenschaften der Gottheit, haben verschaffen sollen.

Druck von Max Schmersow, Kirchhain N.-L.

12. Jahrgang

Preis des Jahrganges (4 Hefte) 2 M., geb. 3 M.

Der Alte Orient
Gemeinverständliche Darstellungen
herausgegeben von der
Vorderasiatischen Gesellschaft (E. V.)

Heft 2

Einzelpreis jedes Heftes 60 Pfennig

Keilschriftbriefe

Staat und Gesellschaft in der babylonisch-assyrischen Briefliteratur

Von

Dr. Ernst. Klauber

Mit einer Abbildung



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1911

Die Vorderasiatische Gesellschaft (E. V.)

mit dem Sitz in Berlin

bezweckt die Förderung der vorderasiatischen Studien auf Grund der Denkmäler. Sie gibt wissenschaftliche Arbeiten ihrer Mitglieder in zwanglosen Heften als „Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft" und gemeinverständliche Darstellungen vierteljährlich unter dem Titel „Der Alte Orient" heraus. Ferner will die Gesellschaft die Beschaffung neuen Materials anregen und unterstützen. Die Gesellschaft zählt gegenwärtig 504 Mitglieder.

Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt 10 Mark, wofür die „Mitteilungen" (sonst 15 M.) und „Der Alte Orient" (sonst 2 M.) geliefert werden. — Aufnahme als Mitglied erfolgt durch den Vorstand auf einfache Anmeldung beim Schriftführer. — Zahlung der Beiträge hat im Januar an Hinrichs' Verlag, Leipzig, Blumengasse 2, zu erfolgen.

Der Vorstand besteht z. Zt. aus: Prof. Dr. F. von Luschan, 1. Vorsitzender, Südende, Berlin; Prof. Dr. M. Hartmann, 2. Vorsitzender, Hermsdorf (Mark); Dr. L. Messerschmidt, Schriftführer, Charlottenburg IV, Giesebrechtstr. 2; Prof. Dr. H. Winckler, Wilmersdorf; Prof. Dr. Br. Meißner, Breslau; Lic. Dr. Alfr. Jeremias, Leipzig; Prof. Dr. F. E. Peiser, Königsberg; Dr. Freih. von Bissing, München. — Herausgeber der „Mitteilungen": Prof. Dr. H. Winckler, Wilmersdorf b. Berlin, Bingerstr. 79, des „Alten Orient": Derselbe und Lic. Dr. Alfr. Jeremias, Leipzig, Hauptmannstraße 3.

Inhalt der bisher erschienenen Hefte des „Alten Orient" (Preis 60 Pf.):

Ägypter als Krieger u. Eroberer in Asien. 7 Abb. W. M. Müller. 5_1
Schrift und Sprache der alten Ägypter. Mit 3 Abbildungen. Von W. Spiegelberg. 8_2
Magie und Zauberei im alten Ägypten. Von A. Wiedemann. 6_4
Tote u. Toten-Reiche im Glauben der alten Ägypter. 3. Aufl. Von A. Wiedemann. 2_2
Amulette der alten Ägypter. Von A. Wiedemann. 12_1
Unterhaltungsliteratur der alten Ägypter. 2. Auflage. Von A. Wiedemann. 3_4

Amarna-Zeit. Ägypten und Vorderasien um 1400 v. Chr. Von C. Niebuhr. 1_2

Arabien vor d. Islam. 2. Aufl. Von Otto Weber. 3_1
Forschungsreisen in Süd-Arabien. 3 Kartenskizzen und 4 Abbildungen. Von Otto Weber. 8_4
Glasers Forschungsreisen in Südarabien. Mit 1 Bild Glasers. Von Otto Weber. 10_2

Aramäer. Von A. Sanda. 4_3
Asurbanipal u. die assyrische Kultur seiner Zeit. 17 Abb. Von F. Delitzsch. 11_1
Äthiopien. 1 Abb. W. M. Müller. 6_2

Politische Entwicklung Babyloniens und Assyriens. Von H. Winckler. 2_1
Himmels- u. Weltenbild der Babylonier. 2 Abb. 2. erweiterte Auflage. Von H. Winckler. $3_{2/3}$
Weltschöpfung, Babylonische. 1 Abb. Von H. Winckler. 8_1
Dämonenbeschwörung bei den Babyloniern und Assyrern. Von Otto Weber. 7_4
Deutung der Zukunft bei den Babyloniern und Assyrern. Von A. Ungnad. 10_3

(Fortsetzung auf der dritten Umschlagseite.)

Der Briefliteratur pflegt man heutzutage rege Aufmerksamkeit entgegenzubringen. Man bemüht sich eifrig, Briefe denkwürdiger Personen aus alter und neuer Zeit zu sammeln und herauszugeben. Diese Freude an der Briefliteratur entspringt nicht nur sachlichem Interesse, dem Bestreben, eine Persönlichkeit und ihren Kreis, ihre Zeit näher kennen zu lernen, sondern auch dem ästhetischen Genusse, den die Lektüre von formvollendeten Briefen geistig hochstehender Persönlichkeiten bietet, ja den auch nur jener Hauch von Unmittelbarkeit, von Ungekünsteltem zu gewähren vermag, der oft auch der bescheidensten brieflichen Mitteilung aus längstvergangenen Zeiten den Eindruck voller Lebendigkeit und Gegenwärtigkeit verleiht. Es mag daher nicht unerwünscht sein, einmal einen Rückblick auf die Entstehung und erste Entwicklung der Briefliteratur zu tun und die bis jetzt ältesten uns bekannten Briefe, die keilinschriftlichen, näher kennen zu lernen. Freilich literarische Kunstprodukte im Sinne lateinischer Episteln oder nach Art der Kunstbriefe der Renaissance dürfen wir nicht erwarten; die Keilschriftbriefe sind Produkte des Augenblicks, aus rein praktischen Bedürfnissen, aus der Notwendigkeit nach schriftlicher Mitteilung entstanden, und nicht für spätere genießende Leser bestimmt. Muß deshalb auch der literarische Gesichtspunkt gänzlich ausgeschaltet werden, so läßt doch das große sachliche Interesse, das diese Briefe bieten, das Fehlen einer Kunstform gar nicht vermissen. Können wir doch durch die Briefe wieder dem Pulsschlag des bewegten Lebens im Zweistromlande lauschen; wir vernehmen wieder die Stimme der alten Könige, die Aussagen ihrer Beamten, die Klagen und Bitten der Untertanen, lesen wieder die geschäftlichen Mitteilungen der Händler und Handwerker, die Abmachungen über Kauf und Verkauf, die Mahnung an säumige Zahler, die Bitte um Unterhalt, lauschen wieder den Worten, die der Gatte an seine Frau, die Mutter an ihren Sohn richtet. Wenn man einst daran gehen wird, eine Kulturgeschichte Babyloniens zu schreiben, so werden in dieser Darstellung die Briefe eine große Rolle spielen.

Denn was für ein Gemälde die Farben, das sind für eine Schilderung dieser alten Kultur die Briefe; sie ermöglichen es erst, ein lebensvolles Bild der alten Zeit wiederherzustellen, lassen uns die alte staatliche Organisation klarer erkennen, gewähren Einblick ins Privatleben; durch sie erst werden die stummen Gestalten auf den Denkmälern wieder zu Menschen von Fleisch und Blut, die im Kampfe ums Dasein in ihrer ganzen Schwäche und Größe vor unserem geistigen Auge wieder erstehen. —

Größere Briefsammlungen besitzen wir bis jetzt aus Babylonien aus drei Perioden, aus alt-, mittel- und neubabylonischer Zeit; aus Assyrien hingegen bis jetzt nur aus der neuassyrischen Periode. Die der semitischen Herrschaft vorausgegangene sumerische Zeit hat uns bis jetzt keinen sicher als Brief anzusprechenden Text geschenkt. Doch werden auch schon die Sumerer einander schriftliche Mitteilungen gemacht haben; das beweist schon die Höhe ihrer sonstigen Kultur, die wir aus anderen Dokumenten kennen lernen, nicht zuletzt auch der voll ausgebildete Briefstil, sowie das bereits festgewordene Briefschema der ältesten semitischen Briefe, das eine jahrhundertelange Entwicklung voraussetzt und das die Semiten daher von den Sumerern übernommen haben dürften. Für Briefe benutzte man das in Babylonien übliche Schreibmaterial, den Ton, aus dem man kleine Täfelchen von ungefähr 7—10 cm Länge und 5—7 cm Breite anfertigte, die man beiderseits mittelst eines Griffels mit Keilschriftzeichen beschrieb. Zur Verdeutlichung trennen altbabylonische Täfelchen die einzelnen Schriftzeilen durch Striche ab. Nach der Niederschrift war aber der Brief noch nicht zur Versendung geeignet, es mußte Vorsorge getroffen werden, daß die feinen Keilschriftzeichen bei der Beförderung durch den Boten nicht beschädigt würden. Wie man heutzutage den Brief in ein Kuvert steckt, so umgab man damals das getrocknete oder gebrannte Tontäfelchen mit einer dicken Tonhülle, die man mit der Adresse versah. Oft rollte der Absender noch sein Siegel auf der Hülle ab, die schematisch gezeichnet dann so aussah. Briefe in Umhüllungen sind nur wenige erhalten, wie es sich von selbst versteht. Denn war der Brief an seinen Bestimmungsort gelangt, so mußte natürlich der Empfänger die äußere Tonhülle zerbrechen, um den Brief lesen zu können.

An	
	Siegel
Absender	

Die altbabylonischen Briefe stammen aus der Zeit der sogenannten Hammurapidynastie, die ihren Namen nach dem berühmtesten ihrer Mitglieder, dem großen Könige und Gesetzgeber Hammurapi (ca. 2130—2088 v. Chr.) führt. Ein glücklicher Zufall hat uns Briefe dieses Königs selbst erhalten, die für die genauere Erkenntnis des damaligen Kulturzustandes von allergrößter Wichtigkeit sind und uns den Herrscher als Verwalter des Landes, Verehrer der Götter, als Kriegsmann, als gerechten Richter und Beschützer der Unterdrückten zeigen. Die Briefe enthüllen uns zugleich die Organisation des altbabylonischen Reiches, das im Königshofe seinen Mittelpunkt hatte. Gerichtet sind sie an einen gewissen Sin-idinnam (Sin hat mir gegeben), der als Statthalter Hammurapi's in der südbabylonischen Stadt Larsa seinen Sitz gehabt haben dürfte und über einen weiten Machtbereich verfügte. Jedes dieser Schreiben beginnt mit der allgemein üblichen Briefeinleitung „Zu . . . (Name des Empfängers) sprich, also (sagt) . . . (Name des Absenders)." Das „sprich" richtet sich an denjenigen, der den Brief dem Empfänger vorlas. Für den gewöhnlichen Mann besorgte dies irgend ein berufsmäßiger Schreiber, wie noch heutzutage im Orient sich Analphabeten zur Erledigung ihrer Korrespondenz solcher Leute bedienen; bei Vornehmen, z. B. bei Sin-idinnam, natürlich einer seiner Kanzlisten. Möglicherweise ist die Formel „zu X sprich" aus dem mündlichen Auftrag an den Boten entstanden zu einer Zeit, als schriftliche Mitteilungen noch nicht üblich waren, und wurde später im Briefstil beibehalten.

Die Briefe Hammurapi's lassen die große Sorgfalt erkennen, mit welcher sich der König die Verwaltung seines Reiches angelegen sein ließ. Sein Herrschaftsgebiet umfaßte Nord- und Südbabylonien, fruchtbare vom Euphrat und Tigris bewässerte Ebenen, im Osten bis an die Gebirge reichend, im Westen von der breiten arabischen Wüste begrenzt. Der Boden des babylonischen Gebietes ist äußerst ertragreich, wenn er genügend gepflegt, d. h. ausreichend bewässert wird; sonst dringt die arabische Wüste unaufhaltsam ins Kulturland vor und reiche Gefilde werden zu öden Steppen, wie es heutzutage der Fall ist. Damals war das Land von zahllosen Kanälen durchzogen, blühend und dicht besiedelt. Bei der Wichtigkeit, die eine systematische Berieselung der Ebenen für den babylonischen Staat hatte, hing die Anlegung und Instandhaltung der Kanäle nicht vom Belieben einzelner ab, sondern wurde von der Regierung angeordnet und sorgfältig überwacht. Die Kanäle mußten

von Zeit zu Zeit vom Schlamm gereinigt und für die Wasserzufuhr sowie die Schiffahrt wieder brauchbar gemacht werden. Zu solcher Arbeit wurden die Besitzer der an den Kanälen liegenden Grundstücke beordert. So befiehlt der König dem Sin-idinnam[1]:

„Zu Sin-idinnam sprich, also (sagt) Hammurapi Die Leute, welche am Ufer des Kanals Damanum Felder besitzen, biete auf, den Damanumkanal mögen sie (nach)graben. Innerhalb dieses Monats mögen sie mit dem Graben des Damanumkanals zu Ende kommen."

Der breite Flußlauf des Euphrats, der in regenloser Zeit nur wenig Wasser führt, versumpfte leicht, Schilf wuchs dann im Flußbette und behinderte den Schiffsverkehr. Für die Entfernung dieses lästigen Pflanzenwuchses mußte dann von staatswegen gesorgt werden, wie wir einem andern Schreiben des Königs entnehmen[2].

„.... die Arbeit am Kanal, welcher gegraben worden ist, haben sie nicht besichtigt. Das Wasser haben sie nicht in das ganze Werk hineingeleitet. Sobald du ferner die Arbeit am Kanal, womit du jetzt beschäftigt bist, durch Graben vollendet hast, so reiße aus dem Euphrat von Larsa bis Ur sein Schilf aus, seine Binsen entferne, bring ihn in Ordnung."

Der Verkehr unter den einzelnen Städten vollzog sich hauptsächlich auf den Wasserstraßen, Städte, die nicht an Kanälen lagen, waren so ziemlich vom Verkehre abgeschlossen. Man begreift daher, daß Hammurapi die Grabung eines Kanals bis nach der südbabylonischen Stadt Erech anordnete[3].

„Zu Sin-idinnam sprich, also (sagt) Hammurapi. Der [Kanal von ....] ist gegraben, bis zur Stadt Erech ist er nicht gegraben. [Wasser?] nach der Stadt gelangt nicht. Auch ist der [Damm?] am Ufer des Kanals der Stadt Duru .... eingestürzt. Diese Arbeit ist nicht zuviel für die Leute, welche dir zur Verfügung stehen, sie innerhalb dreier Tage (auszuführen). Sobald du diese Tafel siehst, mit der Mannschaft, welche dir zur Verfügung steht, innerhalb dreier Tage den Kanal nach Erech hinein grabe. Wenn du diesen Kanal gegraben hast, so tue die Arbeit, die ich dir geschrieben habe."

Das gut bewässerte Land brachte reichlichen Ertrag. Hauptprodukte waren Getreide, Sesam und Datteln; die großen Weidenflächen dienten der Viehzucht. Von den Produkten des Bodens

1) King Nr. 71. 2) King Nr. 4. 3) King Nr. 5.

lebten die Bewohner, davon mußten aber auch die Abgaben an die Herrn des Landes, an die Tempel und an den König entrichtet werden; denn ein so großes und wohlorganisiertes Reich wie das Hammurapi's bedurfte zur Erhaltung seiner Beamten großer Einkünfte, die durch Erhebung von Abgaben aufgebracht werden mußten. Die Ablieferung von Steuern spielt daher in den Briefen des Königs keine geringe Rolle. Zur Empfangnahme von Steuern entsendet Hammurapi einen seiner Leute und gibt ihm folgenden Geleitsbrief an seinen Statthalter mit[1].

„Zu Sin-idinnam sprich, also (sagt) Hammurapi. Jetzt habe ich Schunur-chali, um die Ablieferung von Datteln und Sesam zu veranlassen, geschickt. Mit zuverlässigen Leuten setze dich ins Vernehmen. Die Ablieferung von Sesam und Datteln mögen sie veranlassen .... (große Lücke). An Schunur-chali mögen sie geben. Datteln und Sesam mögen sie abliefern. Datteln und Sesam, deren Ablieferung veranlaßt ist, mögen sie aufladen und nach Babel bringen."

Das Einziehen der Abgaben erfolgte durch eigene Steuereinnehmer, welche die Steuern an Hof oder Tempel abzuführen hatten. Die Leute scheinen des öftern Großkaufleute gewesen zu sein. Neben Naturalien enthält die von ihnen abzuliefernde Steuer auch einen Geldbetrag. Solche Einnehmer, die nicht rechtzeitig mit ihrem Ertrag bei Hofe erschienen, läßt Hammurapi durch Sin-idinnam schleunigst zu sich berufen[2].

„Zu Sin-idinnam sprich, also (sagt) Hammurapi. Wegen Schep-Sin, dem Sekretär der Kaufleute, habe ich dir geschrieben, ihn mit 1800 Gur[3] Sesam und 19 Minen Silber, seiner Abgabe (?), abzusenden und (ebenso) den Sin-muschtal, den Sekretär der Kaufleute mit 1800 Gur Sesam und 7 Minen Silber, seiner Abgabe (?), und die ..... des Empfanges und .... abzusenden. Du aber (erklärtest) die Sekretäre der Kaufleute sagten: »Eben jetzt ist Ernte. Nach der Ernte, da wollen wir gehen«. So sprachen sie zu dir. So hast du geschrieben. Jetzt ist die Ernte vorbei. Sobald du diese Tafel siehst, wie ich dir geschrieben, Schep-Sin, den Sekretär der Kaufleute mit seinen 1800 Gur und 19 Minen Silber, seiner Abgabe (?), und Sin-muschtal, den Sekretär der Kaufleute, mit seinen 1800 Gur und 7 Minen Silber, seiner Abgabe (?), nach Babylon sende und mit ihnen einen verläßlichen [Wächter] bestelle."

---

1) King Nr. 22. 2) King Nr. 33. 3) 1 Gur ungefähr 120 l.

Daß diese Einnehmer nicht immer zuverlässig waren, scheint aus einer Klage des eben genannten Schep-Sin hervorzugehen, der sich beschwert, daß bei der Einsammlung von Tempelsteuern zwei seiner Kollegen Geld für sich behalten hätten, während man von ihm die ganze festgesetzte Summe eingefordert habe[1].

„Zu Sin-idinnam sprich, also (sagt) Hammurapi. Schep-Sin, der Sekretär der Kaufleute hat mir folgendermaßen berichtet. So (sagte) er: »Was das Geld des Tempels der Göttin Kittum (Wahrheit), eingegangen aus Dur-gurguri und dem Tigrisufer betrifft, so hat Etelbi-Marduk davon für sich behalten, das ganze Geld nicht gegeben, und was das Geld des Tempels der Göttin Kittum, eingegangen aus der Stadt Rachabu und ihrem Gebiete anbetrifft, so hat Gimil-Marduk (davon) für sich behalten, das ganze [Geld] nicht gegeben. Mich hat das ganze Geld der Palast zahlen lassen«. So hat er mir berichtet. Warum . . . . ."

Auch Vieh mußte als Abgabe zu Hofe geschickt werden, wie wir den Zahlungsbefehlen des zweiten Nachfolgers Hammurapi's, des Königs Abieschuch entnehmen[2].

Einzugehen hatten die Steuern zu bestimmten Zeitpunkten, Getreide nach der Ernte, Wolle nach der Schafschur u. ä., in bestimmten Monaten des Jahres. Dies läßt ein interessanter Brief Hammurapi's erkennen, der bestimmt, daß trotz der Einfügung eines Schaltmonats die Steuer zur festgesetzten Zeit, d. h. nach Ablauf einer Anzahl Monate, in Babylon einzutreffen habe. Wir können aus dem Schreiben[3] zugleich Schlüsse auf den damaligen Stand der Kalenderwissenschaft ziehen.

„Zu Sin-idinnam sprich, also (sagt) Hammurapi. Da das Jahr eine Leere aufweist, so soll der kommende Monat als Schalt-ulul bezeichnet werden, und anstatt daß man sagt, die Abgabe treffe am 25. Tischrit in Babylon ein, treffe sie am 25. Schaltulul in Babylon ein."

Zahlreich erhaltene Mahnbriefe wegen rückständiger Steuer weisen die gleiche schematische Form der Ausfertigung auf; man war wohl in den königlichen Kanzleien gewohnt, derartige Urgenzen abzuschicken. Im folgenden Schreiben des Königs Ammiditana[4] ist mit Ausnahme des Namens des Adressaten und der Angabe der rückständigen Steuer fast jede Wendung formelhaft.

---

1) King Nr. 30. 2) King Nr. 82, 90. 3) King Nr. 14.
4) Cuneif. Texts II, 38.

„Zum Schriftführer der Kaufmannschaft von Sippar-Jachrurum sprich, also (sagt) Ammiditana, der König. Der Beamte für die Wollablieferung hat mir folgendes zur Kenntnis gebracht. So (sagte) er: ›Zum Schriftführer der Kaufmannschaft von Sippar-Jachrurum habe ich geschickt, daß er seine Abgabe an Wolle nach Babylon bringen lasse. Die Wolle seiner Abgabe hat er nicht geschickt‹. Warum hast du die Wolle deiner Abgabe nach Babylon nicht bringen lassen? Da du solches zu tun dich nicht gescheut hast, so schicke, wie du diese Tafel siehst, die Wolle deiner Abgabe nach Babylon."

Der König selbst war Großgrundbesitzer und besaß zahlreiche Herden. Hauptsächlich wurde Kleinvieh und besonders Schafe gezüchtet, deren Wolle man auf die mannigfachste Art verwendete. Bei der jährlich stattfindenden Schafschur wurde Wolle für den Hof gesammelt. Hammurapi kümmerte sich selbst darum, daß die Arbeit ordnungsgemäß von statten ging[1].

„Zu Sin-idinnam sprich, also (sagt) Hammurapi. Mendibum, Enlilda-ti und Maschparum haben so geschrieben, folgendermaßen (erklärten) sie: »Sin-idinnam hat uns — Leute zum Schafscheren gegeben, Leute, welche uns zum Schafscheren bestimmt, sind für das — des Viehs zu wenig«. So schrieben sie. Ausreichende Leute bestimme, schnell möge das Schafscheren von statten gehen (?)."

Der Transport von Waren geschah, wie bereits erwähnt, in Babylonien fast ausschließlich auf dem Wasserwege, auf den zahlreichen Kanälen, die das Land durchzogen. Zu Schiff langte daher auch der Proviant für die Residenz und die für den Hof bestimmten Güter an. In einem Briefe befiehlt Hammurapi, daß eine Anzahl Schiffe zu einem bestimmten Termin in Babel einzutreffen habe. (King Nr. 40.) Ein anderer ordnet die schleunige Absendung von Leuten zur Erbauung von Fahrzeugen an. Der Brief[2] klingt ziemlich ungnädig, anscheinend war ein früherer Auftrag des Königs nicht befolgt worden.

„Zu Sin-idinnam sprich, also (sagt) Hammurapi. Taribatum hat folgendermaßen gesprochen, so (erklärte) er: »Die Schiffsleute, welche mein Herr gefordert (?), hat man bis jetzt (?) nicht gegeben. Die Schiffe konnte ich nicht machen‹ so sprach er . . . . Wenn die Schiffe bis jetzt nicht verfertigt sind, wann werden sie denn gemacht werden? Am Tage, wo du diese Tafel siehst, sollst

1) King Nr. 25. 2) King Nr. 75.

du die Schiffsleute des Taribatum zurückerstatten, daß er seine Schiffe verfertige. Wenn du die Schiffsleute nicht eilends zurückerstattest, so wird der (daraus entstehende) Schaden (?) dir zur Last fallen. Leute, soviel du für die Schiffe gegeben hast und jetzt geben sollst . . . ., befiehl und lasse bringen."

Mit derselben Umsicht, mit der Hammurapi für die Bewässerung des Landes und den Einlauf der Steuern sorgte, bekümmerte er sich auch um die anderen Regierungsangelegenheiten. Er überwacht die öffentlichen Arbeiten und bestimmt Aufseher dafür[1].

„Zu Sin-idinnam sprich, also (sagt) Hammurapi. Siehe ich habe Gimillum, den [Werkführer] von Larsa gesandt, die Werkleute von Larsa übergib ihm, mit dem Werkführer, seinem Kollegen, möge er arbeiten lassen."

Einen breiten Raum unter den Regierungsgeschäften Hammurapi's nahm seine richterliche Tätigkeit ein. Zu Anfang seiner großen Gesetzessammlung rühmt sich der König, daß — „um Recht im Lande aufgehen zu lassen, den Bösen und Frevler zu vernichten, um zu verhindern, daß der Starke dem Schwachen schade" — die Götter Anum und Ellil ihn berufen hätten. Man könnte leicht geneigt sein, in diesen Worten bloße Phrasen zu sehen. Daß dies nicht der Fall gewesen, daß der König wirklich bestrebt war, ein gerechter Herrscher zu sein, an den seine Untertanen sich vertrauensvoll wenden konnten, das zeigen deutlich seine Briefe. Sie beweisen, daß es den Babyloniern freistand, falls sie bei ihrem heimischen Gerichte kein Recht erlangen konnten, sich direkt an den König zu wenden. So ordnet Hammurapi die Vorladung von Zeugen zu Hof an, um einen Rechtsstreit, in dem ein Mann namens Sin-rabi an den König appelliert hatte, selbst zu entscheiden[2].

„Zu Sin-idinnam sprich, also (sagt) Hammurapi. Was den Sin-rabi anbetrifft, den du mit Nur-Ischtar geschickt hast, so hat man diesen Sin-rabi vor mich erscheinen lassen. Über Idin-Sin hat er mir berichtet. Jetzt schicke ich diesen Sin-rabi zu dir. Idin-Sin und die Zeugen, welche er dir nennen wird, sollst du zu mir schicken."

Der folgende Brief legt Zeugnis von dem Gerechtigkeitsgefühl des Königs ab. Er befiehlt Sin-idinnam einen Prozeß unparteiisch, den Satzungen gemäß zu Ende zu führen[3].

1) King Nr. 7. 2) King Nr. 2. 3) King Nr. 19 (vgl. Abb.).

„Zu Sin-idinnam sprich, also (sagt) Hammurapi. Der Ortsvorsteher von Medem hat mir über den ihm zugefügten Schaden berichtet. Jetzt schicke ich diesen Ortsvorsteher von Medem zu dir. Untersuche seine Sache, schicke, daß man seinen Gegner dir sende. Recht gemäß den Satzungen laß sie empfangen."

Die mannigfaltigsten Rechtsstreitigkeiten werden in den Briefen des Königs berührt. Ein Schreiben z. B. verhilft einem Gläubiger zur lang erwarteten Rückzahlung einer Getreideschuld [1].

„Zu Sin-idinnam sprich, also (sagt) Hammurapi. Ilufchu-ibi, der Kaufmann .... hat mir so berichtet, folgendermaßen (sagte) er: »30 Gur habe ich dem Vorsteher (?) Sin-magir gegeben. Seine (Schuld)tafel besitze ich. Seit 3 Jahren stelle ich an ihn Forderung, das Getreide gibt er nicht her.« So hat er mir berichtet. Seine Tafel habe ich gesehen, das Getreide und die Zinsen möge Sin-magir geben, dem Ilufchu-ibi gib sie."

Diebstahl von Getreide aus den Speichern war in Babylonien nicht selten. Das Gesetzbuch Hammurapi's sieht ausdrücklich Strafen gegen derartige Vergehen vor, wenn Getreide in einen fremden Speicher zur Aufbewahrung gegeben worden war, und der Besitzer des Speichers sich an dem fremden Gute vergriff. So scheint es Tummumum (der „Taube") ergangen zu sein, als er sein Getreide fremden Händen anvertraute und schließlich, um sein Recht zu erlangen, den König anrufen mußte [2].

Brief Hammurapi's an Sin-idinnam (aus dem Britischen Museum).

„Zu Sin-idinnam sprich, also (sagt) Hammurapi. Tummumum der Nippuräer hat mir so berichtet, folgendermaßen (sagte) er: »In Unabum habe ich 70 Gur Getreide in einem Speicher aufgeschüttet. Avel-ili hat den Speicher geöffnet, Getreide [das ich aufgeschüttet?] genommen.« So hat er mir berichtet. Jetzt schicke ich diesen Tummumum zu dir. Schicke, daß man dir Avel-ili

1) King Nr. 24. 2) King Nr. 12.

sende. Das Getreide, das Avel-ili genommen, erstatte dem Tummumum."

Von den vorstehenden offiziellen Briefen, Urkunden der Staatsverwaltung, wenden wir uns nun den altbabylonischen Privatbriefen zu, jenen Texten, die aus den Bürgerkreisen stammend, geschäftliche oder familiäre Nachrichten enthalten. Ihr Inhalt ist noch mannigfaltiger als der der Königsbriefe, wenn sie auch nicht das gleiche Interesse wie jene beanspruchen dürfen, so sind sie dennoch durchaus nicht ohne Wert für die Kulturgeschichte. Sie zeigen das Leben und Treiben der Bewohner Altbabyloniens, ihre Sorgen und Mühen im täglichen Leben. Die Privatbriefe unterscheiden sich schon in der Form von den königlichen. Wie heutzutage in der Anrede und am Schlusse von Briefen gewisse stehende Höflichkeitsformeln gebraucht werden, so haben auch die altbabylonischen Privatbriefe ihre formelhaften Einleitungen; am Schlusse der Briefe fehlt hingegen meistens jede abschließende Wendung. Bei den Königsbriefen kann das Fehlen derartiger Formeln natürlich nicht auffallen, denn der König, der als Selbstherrscher seinen Untergebenen Befehle gibt, würde sich in seiner Würde vergeben, wenn er längere Segenswünsche an diese richten würde. In der Anrede an den Adressaten wird für gewöhnlich nicht dessen Name genannt, er wird bloß als „Vater", „Bruder" des Absenders bezeichnet, womit aber in der Regel kein wirkliches Verwandtschaftsverhältnis gemeint ist; mit „Vater" soll der Empfänger nur als eine für den Briefschreiber verehrungswürdige Person hingestellt werden, während Bruder die gebräuchliche Anrede unter Bekannten ist. Die Art der Einleitungsformel kann aus folgendem Brief, in dem ein zur Kanalarbeit beorderter Mann seinen „Vater" um Übersendung von Lebensmitteln ersucht, entnommen werden[1].

„Zu meinem Vater sprich, also (sagt) Zimri-erach. Schamasch und Marduk mögen auf die Dauer der Tage dich am Leben erhalten, mögest du gesund sein. (Um mich) nach deinem Befinden (zu erkundigen) habe ich geschrieben, dein Befinden schreibe. — Nach Dur-Sin zur Abdämmung des nar bitim bin ich beordert. Am Orte, an dem ich mich befinde, ist Fleisch zum Essen nicht vorhanden. Jetzt habe ich $^1/_3$ Schekel Geldes gesiegelt und dir bringen lassen, für dieses Geld gute Fische, irgend etwas zum Essen lasse bringen."

1) Rec. de trav. XVI, 189.

Bisweilen fehlt Anrede und jegliche Grußformel in den Briefen, die Adresse stand aber in diesen Fällen auf der verloren gegangenen Tonhülle. So beginnt eine Bitte, ein Schiff auf seine Transportfähigkeit zu untersuchen, kurz folgendermaßen[1].

„Ud(?)latum, der Kaufmann, Sohn von Lisch-Nunu, hat das Schiff des Ibbatum, des Schiffers, gemietet, um nach Babylon hinaufzufahren. Wie er das Schiff anlegte (sprach er): »Bis jetzt hat es Ziegel getragen und jetzt hast du es zum Führen von Balken anvertraut. Bis jetzt hat es Ziegel getragen und jetzt schickst du es zum Führen von Balken. Bei meinem Haupte, es hat sich unversehrt erhalten.« Den genannten Ibbatum schicke ich zu dir, untersuche das Schiff gefälligst und übergib es ihm, nach Sippar nimm es."

Der Absender der nachstehenden Mahnung, einen versprochenen Beitrag für Opfer zu senden, hat vielleicht nicht unabsichtlich jegliche Einleitung unterlassen[2].

„Entweder einen Ziegenbock für die Opfer oder Geld schicke, in Kisch sah ich dich nicht. Den Burschen schicke nicht leer weg. Monat Ulul, 9. Tag, Jahr, da König Ammizaduga die Mauer Ammizaduga. (Siegel des Absenders) Ibni-Marduk, Schreiber, Diener Nabu's."

Der Text ist wegen der hinzugefügten Datierung äußerst bemerkenswert, da sich eine solche in Privatbriefen sonst fast nie findet.

Einen nicht uninteressanten Beitrag zur altbabylonischen Kulturgeschichte liefert der Brief eines Gefangenen[3], der einem unbekannten Adressaten sein Los klagt. Krankheit und Hunger hätten ihn heimgesucht, Kleidung fehle ihm, nicht wegen eines gemeinen Verbrechens, Raub oder Einbruch, sei er eingesperrt, sondern eines unglückseligen Vorfalles willen. Der Adressat habe ihn aufs jenseitige Euphratufer gesandt und da seien Beduinen der Wüste ihm entgegengetreten. Was der Schreiber mit letzterem Ausdrucke andeutet, entgeht uns. Ganz unschuldig scheint er nicht gewesen zu sein, wenn er auch die wahre Ursache zu verhüllen trachtet.

„Zu meinem Herrn sprich, also (sagt) Bel-schunu, dein Knecht. Seitdem ich im Hause des Wesirs eingesperrt bin, hast du, mein Herr, mich am Leben erhalten. Was ist denn der Grund, daß seit 5 Monaten mein Herr Gleichgültigkeit gegen mich gefaßt hat?

1) Cuneif. Texts IV, 32b. 2) VS. VII, 9[1] (Ungnad S. 58).
3) Cuneif. Texts II, 19.

Das Haus, in dem ich eingesperrt bin, ist ein Haus der Not. Jetzt habe ich Mar-abulli einen Brief zu dir, meinen Herrn, bringen lassen. Wie du, mein Herr, mich am Leben erhalten (?) hast, so schicke (auch jetzt) und das Gefängnis, — — — will ich dir zum Segen gereichen lassen. Auch bin ich krank .... meines Herrn sei vorhanden. (Getreide und Gemüse) schicke, daß ich nicht sterbe. Schicke auch ein Gewand, daß ich meine Blöße bedecke und — wegen meines Herrn wird mir sein. ½ Schekel Silber oder 2 Minen Wolle schicke durch ihn, für meine Arbeit möge er es bringen. Mar-abulli werde nicht mit leeren Händen weggejagt. Wenn er mit leeren Händen weggejagt wird, werden die Hunde mich fressen. Wie du mein Herr, so wissen die Bewohner von Sippar und Babylon insgesamt, daß ich nicht beim Rauben festgenommen, noch bei einem Einbruch ergriffen wurde. Du, mein Herr, ließest mich Öl nach dem jenseitigen Ufer bringen, da traten mir die Sutu entgegen und ich wurde festgenommen. Ein günstiges Wort vor (?) dem Wesir des Königs sprich .... auf daß ich im Hause der Not nicht sterbe. 1 Qa[1] Öl und 4 Qa Salz schicke, was du früher geschickt hast, hat niemand abgeliefert. Was immer du schickst, schicke eilends (?)."

Aus dem Gesetzbuche Hammurapi's wissen wir, daß das babylonische Volk sich in drei Stände gliederte, die Edelleute (Patrizier), Ministerialen und die Sklaven, daneben existierten jedenfalls freie Handwerker in den Städten. Ein aus der Gegend von Dilbat stammendes Schreiben, das an einen Edelmann gerichtet ist, beleuchtet diese gesellschaftliche Gruppierung. Den Ministerialen wurde gegen Kriegsdienstverpflichtung Land zum Lehen übergeben, über diesen Grundbesitz hatten sie kein freies Verfügungsrecht, sie durften ihn nicht verkaufen noch ohne Erlaubnis verpachten; vernachlässigten sie ihn, so konnte ihnen das Lehen entzogen werden. Der im erwähnten Briefe[2] genannte Sin-idinnam, von dem ein Feld als Pacht dem Abaram (derselbe Name wie der des Patriarchen) verschrieben wird, ist ein solcher Ministeriale. Über Veränderungen seines Lehensbesitzes wird daher nur im Beisein eines militärischen Funktionärs entschieden.

„Zum Edelmann sprich, also (sagt) Gimil-Marduk. Schamasch und Marduk mögen dich am Leben erhalten, mögest du wohlbehalten sein, mögest du leben. Dein Schutzgott möge dein Haupt

1) 1 Qa ungefähr 0,4 l. 2) VS. VII, 198 (Ungnad S. 59).

zum Guten erheben. (Um mich) nach deinem Wohlbefinden (zu erkundigen) habe ich geschrieben. Dein Wohlbefinden möge vor Schamasch und Marduk dauernd sein. — Wegen der 400 Sar Feld des Sin-idinnam, die dem Abaram urkundlich zu verschreiben, du Botschaft gesandt hast, sind der Feldwebel (?) und der Schreiber erschienen. Diesen Sin-idinnam berief ich. 400 Sar Feld für Abaram, wie du Botschaft gesandt, verschrieb ich urkundlich. Gegen deine Botschaften verhalte ich mich nicht ablehnend."

Bevor wir diese kleine Auswahl altbabylonischer Briefe schließen, sei noch ein Schreiben[1] wiedergegeben, das wegen seines freundschaftlichen, zärtlichen Tones fast als der älteste Liebesbrief gelten könnte. Der Absender klagt seiner bibe (ein Kosename für die Gattin oder Geliebte), daß er sie vergebens in Babylon gesucht und bittet sie dringend zu einer bestimmten Zeit dorthin zu kommen, daß seine Betrübnis weiche.

„Zu meinem Herzchen sprich, so (sagt) Gimil-Marduk. Schamasch und Marduk mögen dich um meinetwillen am Leben erhalten. (Um mich) nach deinem Befinden (zu erkundigen) habe ich geschrieben. Dein Befinden schreibe. — Nach Babylon begab ich mich. Nicht sah ich dich, gar sehr ward ich betrübt. Nachricht über dein Kommen sende, daß ich mich freue. Im Monat Arachsamna komme. Um meinetwillen mögest du auf die Dauer der Tage leben."

Mit dem Ende der Hammurapidynastie bricht über Babylonien eine Zeit der Wirren herein. Die Kassiten, ein Volk von noch unaufgeklärter, nicht semitischer Herkunft, deren Vordringen sich schon unter Hammurapi's Nachfolger fühlbar gemacht hatte, nehmen vom Osten her Babylonien in Besitz. Einen wesentlichen Einfluß auf die Kulturentwicklung Babyloniens haben jedoch diese fremden Eroberer, deren Herrschaft ungefähr von 1700—1170 v. Chr. dauerte, nicht genommen, sich vielmehr Sprache und Kultur der Unterworfenen zu eigen gemacht. Wir haben schon gesehen, welche Rolle unter Hammurapi die großen Tempel als Mittelpunkt des Handels und Verkehrs spielten; die Kassitenzeit hat daran nichts geändert, die Macht und Bedeutung der Tempel scheint vielmehr noch gewachsen zu sein. Ausgrabungen an Stelle der alten südbabylonischen Stadt Nippur haben die Reste des Haupttempels, der dem Gotte Enlil geweiht war, zutage gefördert. Unter den

1) Rec. de trav. XVI, 189.

Trümmern fanden sich große Mengen von Keilschrifttäfelchen, religiöse und lexikalische Texte, Schülerarbeiten, Kontrakte, alle aus der Bibliothek des Tempels stammend. Auch Briefe, zur Tempelkorrespondenz gehörig, sind unter diesen Texten aufgetaucht. Die meisten Briefe scheinen an Funktionäre des Tempels in geschäftlichen oder administrativen Angelegenheiten des Heiligtums gerichtet zu sein, doch befindet sich unter den bis jetzt bekannt gewordenen auch ein Brief eines Kassitenkönigs an einen seiner Beamten. Einige Proben werden die Art dieser Briefe, für welche die Einleitungsformel: „In die Gegenwart meines Herrn möge ich kommen" charakteristisch ist, näher zeigen.

Zunächst sei der merkwürdig überschwängliche Anfang eines Briefes mitgeteilt, von dem man daher auch vermutet hat, daß er an den König gerichtet sei[1].

„An meinen Herrn, hervorragend an Kraft, Sproß vom Himmel, der Strafe nicht sendet, den Helden, Starken, Umsichtigen, Licht seiner Brüder, der des Glanzes waltet, über Mächtige und Angesehene herrscht, Speise des Volkes, Schüssel der Menge, den Mannhaften unter seinen Leuten, dem Anu, Enlil, Ea und die Belit-ili ein Amt voll Güte und Gerechtigkeit verliehen haben, zu meinem Herrn sprich, so (sagt) Kalbu, der Staub und Knecht, der dich liebt. (Folgt ein Bericht über Überschwemmungen in der Stadt Mannu-gir-Adad u. a.)."

Von den Briefen geschäftlichen Inhalts möge ein Bericht über Bau- und Weberarbeiten, den ein gewisser [Imgu]rum abgesandt, ein Bild geben[2].

„Dein Diener [Imgu]rum, in Gegenwart meines Herrn möge ich kommen. Dem Hause meines Herrn ist Wohlergehen. 6000+ . . . Ziegel sind bis zum 4. gestrichen worden. Ich habe 1000+ . . . Ziegel zum Eingang der Grabung, an der ich arbeite, bringen lassen. Im Monat Tischrit werde ich das Fundament legen, die rückwärts befindliche Mauer habe ich abgerissen, 20 Ziegelhaufen, die übrig geblieben, werde ich niederreißen und abtragen (?), 10 000 Ziegel haben die Ziegelarbeiter (?) verfertigt, seit dem 4. habe ich mit Ziegelstreichen ein Ende gemacht (?) und habe sie zum rückwärtigen Teil des Schlachthauses bringen lassen. Wegen der Ruhekammern (scil. für die Götter), welche inmitten der — —, aus welchen mein Herr auszuziehen (scil. mit den Götterbildern)

1) Radau Nr. 24. 2) Radau Nr. 23

geboten hat, so ist es, nachdem ich in den Texten Einsicht genommen, im Monat Ulul günstige Zeit auszuziehen. Mein Herr möge Befehl senden, wenn es (Zeit) zum Ausziehen, will ich es tun . . . . usw."

Der folgende von einer Frau abgesandte Brief fordert von Inanni, einem hohen Tempelfunktionär, in energischer Weise die Auszahlungen verschiedener Löhnungen[1].

„Zu Inanni sprich, so (sagt) Inbi-Airi. 3 Gur Gerste dem Idin-Nergal gib. Böses sollst du mir nicht zufügen. Was ich ihm gesagt habe, möge er nehmen und wegbringen. Unterhalt für die Bäcker dem Sin-issachra gib. 4 Gur Gerste der Dini, der Tochter des Abiie, gib."

Rein privaten Inhalts ist ein Schreiben, in dem jemand dringend um Auskunft über den Verbleib von Getreide ersucht[2].

„Folgendermaßen spricht dein Vater. Sei nicht hochmütig und wenn du darüber unterrichtet bist, schicke Bericht für den Besitzer des Getreides. Bericht dem Besitzer des Getreides will ich geben." —

Erwähnt sei hier noch eine große Sammlung von Keilschriftbriefen, die nicht eigentlich der babylonisch-assyrischen Briefliteratur im engeren Sinne zuzuzählen sind, die sogenannten Amarnabriefe[3]. Die Texte haben ihren Namen nach dem Fundorte Tell el Amarna in Ägypten, dereinst die Residenz des Königs Amenophis (Echenaton) IV., aus dessen Archiv sie stammen. Es sind dies Briefe, die zwischen den Herrschern Ägyptens und Mesopotamiens, den Mitannikönigen, gewechselt wurden; vor allem aber Schreiben syrischer und palästinischer Vasallenfürsten an den ägyptischen Hof. Der Fund war nicht nur von eminenter Bedeutung für die Kenntnis der politischen Geschichte des 15. und 14. vorchristlichen Jahrhunderts, sondern hat auch auf die Gesamtauffassung der Kulturentwicklung des vorderen Orients umwälzend gewirkt. Denn der Umstand, daß selbst die Könige Ägyptens und die Fürsten Palästinas sich im diplomatischen Verkehre der Keilschrift und der babylonischen Sprache bedienten, zeigt in überraschender Weise die Nachhaltigkeit des babylonischen Kultureinflusses auf den gesamten Orient.

Aus den folgenden Jahrhunderten sind keine Brieftexte zutage gekommen; erst wieder aus neuassyrischer Zeit besitzen wir eine Briefsammlung, die an Umfang und Wichtigkeit die bisher behan-

1) Radau Nr. 85. 2) Radau Nr. 76.

3) Vgl. für Übersetzungsproben Niebuhr, AO. I, 2.

delten übertrifft, nämlich die aus der Bibliothek Asurbanipals stammende offizielle Korrespondenz. Was diese Briefe einzig in ihrer Art macht, ist der unvergleichliche Einblick, den sie in das Leben und Treiben jener Zeit gewähren, ja man kann füglich behaupten, daß wir durch sie über die innere Zeitgeschichte des neuassyrischen Reiches vielfach genauer unterrichtet sind, als über manche Perioden mittelalterlicher, ja selbst neuerer Geschichte. Zeitlich reichen die Texte vom Beginn der Herrschaft Sargons bis zum Untergang des neuassyrischen Reiches, der größere Teil rührt aus der Regierungszeit Asarhaddons (681—668 v. Chr.) und Asurbanipals (668—626 (?) v. Chr.) her; örtlich stammen sie aus einem Gebiet, welches von den Grenzen Armeniens bis zum Persischen Golf, von Elam bis an die äußersten Grenzen Mesopotamiens reicht. Die Briefe sind teils Schreiben des Königs und der Mitglieder der königlichen Familie, teils Berichte der Höflinge und Beamten an den König über die mannigfachsten Gegenstände; Verwaltungsangelegenheiten, politische Ereignisse, kultische Zeremonien, persönliche Anliegen. — Ein farbenprächtiges Bild altorientalischen Hoflebens entrollt sich vor unseren Augen. Wir sehen den König inmitten des königlichen Hofes, lesen die Erlässe an seine Untertanen, die bald im gnädigen, bald im drohenden oder höhnenden Tone gehalten sind, lesen die Briefe, die er an seine königlichen Verwandten geschrieben, lernen die Hofintriguen hoher Beamten und Höflinge kennen, die sich eifrig bemühen, die Gunst des Herrschers zu erringen und zu bewahren. Wir erfahren von den Opfern, mit denen der König das Wohlgefallen der Götter zu erlangen suchte, und sehen ihn ängstlich besorgt, günstige Vorzeichen aus den Sternen zu erhalten; wir gewinnen Einblick in die Verwaltung Assyriens, in seine militärische Organisation, lernen aber auch die Schattenseiten altorientalischen Staatswesens kennen; hören von Denunziation, Unterdrückung, Hungersnot und schlechter Besoldung, so daß wir aus der Gesamtheit dieser Briefe ein lebensvolles Bild der damaligen Zeit vor uns erstehen sehen, sie sind daher auch eine äußerst wichtige Ergänzung zu den historischen Texten, die in ihrer offiziellen Förmlichkeit uns solche Aufschlüsse zu bieten nicht imstande sind.

Bevor wir nun wieder Proben aus den einzelnen Briefgruppen bringen, seien noch einige kurze Worte über den Stil der neuassyrischen Briefe vorausgeschickt. Die alte Formel: „Zu N. N. sprich, also (sagt) ....“, wird wie in der vorhergehenden kassitischen

Epoche nur ganz ausnahmsweise verwendet. Dafür heißt es jetzt bei Berichten an den Hof: „An den König, meinen Herrn, dein Diener N. N., (die und die) Götter mögen den König, meinen Herrn, segnen." Am häufigsten werden in der Einleitungsformel Nabu und Marduk angerufen, doch finden sich je nach Stand oder Ort des Absenders andere Gottheiten genannt. Der Priester bevorzugt die Götter, in deren Dienst er steht, der Arzt die Heilgötter Ninib und Gula, Städter ihre speziellen Lokalgottheiten, manche wiederum können sich in den Götteranrufungen gar nicht genug tun und flehen lange Reihen von Göttern um Schutz für den König an. Nach der Götteranrufung folgen dann gewöhnlich einige weitere Segenswünsche für die Gesundheit, langes Leben und glückliche Regierung des Königs, die je nach dem Schreiber bald kürzer, bald länger gehalten sind. Während manche Briefe oft nur aus solchen inhaltslosen Segenssprüchen bestehen, enthalten andere wieder nur einen ganz kurzen Gruß, ja bisweilen beginnt der Schreiber sogleich mit seinem Bericht, ihn mag dann wohl Eile an weitläufigen Ergebenheitsversicherungen gehindert haben. Eine andere, nicht so häufige Einleitungsformel in diesen Briefen ist die schon aus der Kassitenzeit her bekannte: „In die Gegenwart des Königs, meines Herrn, möge ich kommen." Einigemale finden sich auch Einleitungsworte, die lebhaft an ähnliche Wendungen der Königsbriefe aus dem Amarnafund erinnern: „Meinen Boten sandte ich zur Begrüßung des Königs, der Soldaten und der Pferde".

Wie heutzutage der Hofstil im offiziellen schriftlichen Verkehre fürstlicher Persönlichkeiten eine Anrede „Euer Liebden", „lieber Vetter" oder ähnliches vorschreibt, so beginnt auch der assyrische König seine Briefe an andere Herrscher mit einer streng formellen Einleitung: „Brief von (Königsname) an (Name)". Im Gegensatze zu den Briefen Hammurapi's folgt dann: „Mir geht es gut, möge es dir gut gehen". Bei Untergebenen steht bezeichnenderweise statt letzterer Phrase: „möge es dir gut gehen", „möge dein Herz fröhlich (darüber) sein". Ebenso wird die zeremonielle Anrede bei Briefen an Verwandte eingehalten. So lautet z. B. ein Brief Asurbanipals an seine Mutter, die an ihn eine Bitte gerichtet hatte:

„Erlaß des Königs an die Königinmutter. Mir geht es gut. Gut gehe es der Königinmutter. Was den Diener des Amusche anbetrifft, dessentwegen du geschrieben, so habe ich, so wie die Königinmutter es gesagt hat, sofort Befehl gegeben. Es ist alles in

schönster Ordnung, so wie du gesagt hast. Wozu soll Hanunai kommen?"

Daß auf das Einhalten dieser äußeren Formeln streng gesehen wurde, zeigt das Schreiben einer Tochter des vorletzten Assyrerkönigs Asur-etil-ilani an eine entfernte Verwandte. Diese hatte sich in einem Briefe als „Schwester" der Prinzessin bezeichnet, ein Titel, der ihr anscheinend nicht zukam. Sie erhielt nun folgende Rüge[1]:

„Ordre der Königstochter an Aschschur-scharrat. Warum stilisierst du deinen Brief nicht richtig und nennst deinen Titel nicht? Sonst wird man ja sagen, dies ist die Schwester der Scharrua-eterat, der großen Tochter des Harems von Asur-etil-ilani-ukinni, des großen Königs, des mächtigen Königs, des Königs der „Welt", des Königs von Assur und du bist doch (nur) die Tochter der Schwiegertochter der Gemahlin Asurbanipals, des ältesten Königssohnes aus dem Harem Asarhaddons."

Mancherlei Aufschlüsse gewähren die Briefe über die Art, wie der König Vollmachten erteilte, Würdenträger ernannte oder sonst in die Verwaltung eingriff. Eine königliche Vollmacht für die Verwendung bestimmter Leute sah so aus[2].

„Erlaß des Königs an Aschipa. Was diese Nabatileute anbetrifft, derentwegen du geschrieben, so stehen sie dir zur Verfügung."

Ein Begleitschreiben für einen neuernannten Würdenträger ist uns in einem Briefe Asurbanipals an die Seeländer (den Bewohnern des Nordrandes des Persischen Golfes) erhalten. Das Land war von einem Anhänger des Elamiterkönigs Menanu in Besitz genommen worden. Nach dessen Vertreibung schickte Asurbanipal einen ihm ergebenen Mann und erließ zugleich die folgende Proklamation[3].

„Erlaß des Königs an die Bewohner des Meerlandes, groß und klein, meine Knechte. Mir geht es gut, möge euer Herz fröhlich sein. Seht, wie wohlwollend meine Augen auf euch ruhen. Von der Sünde des Nabu-bel-schumate, der Hure des Menanu, habe ich euch befreit und jetzt habe ich Bel-ibni, meinen Knecht und Würdenträger zur Vorsteherschaft über euch geschickt. — —"

Für Meldungen an den Hof blieb der Dank des Königs nicht aus. So bekam Bel-ibni, der möglicherweise mit dem eben genannten Statthalter des Meerlandes identisch ist, ein Belobigungsschreiben, weil er den König über das Verhalten des in Mittel-

1) Harper III, 308. 2) Harper III, 305. 3) Harper III, 289.

babylonien ansässigen Aramäerstammes der Puqudu unterrichtet hatte[1].

„Erlaß des Königs an Bel-ibni. Mir geht es gut, möge dein Herz fröhlich sein. Wegen der Puqudäer am Kanal, derentwegen du geschrieben: »Ein Mann, der dem Hause seines Herrn anhänglich ist, klärt sofort über das, was er sieht und hört seinen Herrn auf.« Sieh, gut ist es, was du geschrieben, du hast mich darüber aufgeklärt."

Andererseits wurde Beamten, die sich das Mißfallen des Königs zugezogen, scharfer Tadel zuteil. Oft wurden sie zur Rechenschaftslegung in die Residenz berufen und dann waren die Betreffenden in Gefahr, Stellung, ja selbst das Leben zu verlieren. Man begreift daher die „Bestürzung", mit der infolge eines königlichen Schreibens ein in Babylonien stationierter Festungskommandant nach Assur eilt[2].

„An den König, meinen Herrn, dein Diener Tab-sil-Escharra. Heil dem Könige, meinem Herrn! Asur und Ninlil mögen den König, meinen Herrn, segnen. Nabul-bel-schumate, der Kommandant von Birat ist am 7. in Assur eingetroffen. Ich befragte ihn: Weshalb bist du hierher gekommen? Er antwortete: »Ein königlicher Erlaß kam zu mir (des Inhalts): ‚Alle Stadtkommandanten sind gekommen, vor mir standen sie, du bist nicht gekommen. Überdies haben die Bewohner von Opis Sippar geplündert, warum bist du mit deinen Knechten ausgezogen und hast weggeführt?' Auf Grund dieses Bescheides ward ich bestürzt und bin gekommen«."

Bisweilen enthüllen uns solche königliche Schreiben Charakterzüge, die die Gestalt des Herrschers aus dem Nebel offizieller Geschichtsschreibung greifbarer hervortreten lassen und uns die Persönlichkeit des Königs menschlich näher bringen. Durch die Grabungen von Layard und Rassam[3] sind wir in den Besitz der großartigen Bibliothek Asurbanipals gelangt, die durch viele Tausende von Tontafeln das babylonisch-assyrische Altertum neu hat erstehen lassen. Die Sammlung des Königs enthält nicht nur viele offizielle Urkunden seiner Regierungszeit, sondern auch Abschriften uralter literarischer Texte, um deren Sammlung der König eifrig bemüht war. So können wir noch jetzt aus einem Schreiben des Königs ersehen, mit welchem Sammeleifer er es sich angelegen sein

1) Harper III, 288. 2) Harper I, 88.
3) Vgl. Zehnpfund, AO. V, 3 S. 13.

ließ, wichtige alte Texte in Abschrift für seine Bibliothek zu erhalten[1].

„Erlaß des Königs an Schadunu. Mir geht es gut. Möge dein Herz zufrieden sein. Am Tage, wo du diese Tafel siehst, nimm mit dir, Schuma, den Sohn des Schum-ukin, Bel-etir, den Bruder des Apla, Sohn des Arkat-ilani und Leute von Borsippa, die du kennst, Tafeln, soviel ihrer in ihren Häusern sich befinden, und die Tafeln, die im (Tempel) Ezida hinterlegt sind, sieh durch (folgen Angaben von Texten darunter). „Ea und Marduk mögen die Weisheit vollenden", alle Schlachtserien, soviel vorhanden sind, und ihre zahlreichen Texte, soviel vorhanden sind: „In der Schlacht komme kein Speer an die Mauer heran." — (folgen weitere Serienangaben) — — und alles, was im Palaste erwünscht, soviel vorhanden ist, und wertvolle Tafeln, deren Übersetzungen[2] in Assyrien nicht vorhanden, sucht und bringt mir. Dem Schatam und dem Schaku habe ich geschrieben, in deinem Depot sollst du sie hinterlegen, niemand soll dir Tafeln vorenthalten. Und jegliche Tafel und Zaubertext, welchen ich euch nicht geschrieben, und von welchem du siehst, daß er für den Palast geeignet, suche und schicke."

Während so die Briefe und Erlasse des Königs ein einigermaßen lebenswahres Bild seiner Persönlichkeit bieten, heben andererseits die Briefe der Höflinge seine Person nahezu ins Übermenschliche. Sie preisen in überschwänglicher Weise die Segnungen der königlichen Regierung und die Wohltaten, die ihnen erwiesen wurden. Eine solche Schreibweise erklärt sich ebensowohl aus dem Naturell des Orientalen, der ja in Freude und Schmerz, in Haß und Liebe nicht das Maß nordischer Völker zu halten pflegt, wie aus der überragenden Machtstellung des Königs, der als Selbstherrscher über das Wohl und Wehe seiner Untertanen nach Gutdünken entscheiden konnte. Als klassisches Beispiel solcher Königsverehrung kann der Lobhymnus eines unbekannten Höflings gelten, der sein schwungvolles Schreiben[3] selbst als Fortsetzung zu einem früher abgesandten erklärt.

„Das ist der Schluß der Rede des früheren Briefes. Die Herrschaft des Königs, meines Herrn, möge wie Wasser und Öl den Leuten aller Länder angenehm sein. Ihre Regierung möge der König, mein Herr, ausüben für immer und ewig. Ein Hund bin ich, der für den König, seinen Herrn, betet. Diese Segens-

1) Cuneif. Texts XXII, Nr. 1. 2) nach H. Pick. 3) Harper IV, 435.

worte habe ich für den König, meinen Herrn, gebetet. Die Götter, deren Namen ich angerufen, mögen sie annehmen und hören, und dem Könige, meinem Herrn, diese Segenswünsche 1000fach vermehren, (ihre Erfüllung) dem Könige, meinem Herrn, gewähren. Ich bin ein Beter für den König, meinen Herrn, vor dem Könige, meinem Herrn, will ich stehen und mit reinem Herzen aus voller Lunge Verehrung bezeugen, und wenn meine Lunge schwach geworden, dann will ich mit dem Aufgebote meiner ganzen Kraft (den Lobpreis) vollenden. Wer sollte einen guten Herrn nicht lieben? Steht denn nicht im Liede von Akkad: »Wegen deines gnädigen Mundes, mein Hirte, harrt alle Welt auf dich«?"

Aus dem vorstehenden Briefe ist der Grund, warum der Absender so hohe Töne anschlägt, nicht ersichtlich. Ganz uneigennützige Absichten werden ihn dabei schwerlich geleitet haben. Durchsichtiger sind die Motive, die den Priester Adad-schum-usur zur Verherrlichung des Königs veranlaßt haben; er wollte den Herrscher bestimmen, seinen Sohn Arad-Gula bei Hofe anzustellen. Um seine Bitte wirksamer zu gestalten und den König günstig zu stimmen, preist er die glückbringende Regierung des Königs und rühmt die Segnungen seiner Herrschaft. Hierbei klingen Motive an, mit denen der orientalische Erlöserkönig ausgestattet zu werden pflegt, der König ist gleichsam als Erretter gedacht, mit dessen Regierung die Heilszeit begonnen hat[1].

„An den König, meinen Herrn, dein Diener Adad-schum-usur. Heil dem Könige, meinem Herrn! Nabu und Marduk mögen den König, meinen Herrn, gar sehr, gar sehr segnen. (Der und der Gott) hat zur Königsherrschaft über Assyrien den Namen des Königs, meines Herrn, berufen. Schamasch und Marduk haben mit gnädigem Blicke dem Könige, meinem Herrn, für die Königsherrschaft über die Länder günstige Regierungszeit bestimmt, Tage des Rechtes, Jahre der Gerechtigkeit, reichliche Regengüsse, mächtige Fluten, günstigen Kaufpreis. Die Götter sind zufrieden, die Gottesfurcht ist groß, die Tempel strotzen, die großen Götter des Himmels und der Erde haben dies alles zur Zeit des Königs, meines Herrn, herbeigeführt. Die Greise hüpfen, die Jünglinge jubeln, Frauen und Mädchen unterziehen sich freudig der Weibespflicht, kommen nieder, geben Söhnen und Töchtern das Leben, der Nachwuchs gedeiht, wer durch seine Sünden dem Tode verfallen, hat der

1) Harper I, 2.

König, mein Herr, begnadigt und wer viele Jahre gefangen saß, hast du befreit. Die Hungrigen sind gesättigt, die Traurigen getröstet worden, die Nackten mit Gewändern bekleidet. Ich aber und Arad-Gula in ihrer Mitte unser Gaumen ist verkürzt, unser Gemüt betrübt. Jetzt hat der König, mein Herr, den Leuten (seine) Liebe zu Ninive gezeigt, zu den Adeligen gesprochen: »Bringt euere Söhne, in meine Dienste mögen sie treten«. Arad-Gula, mein Sohn, möge mit ihnen im Dienste des Königs stehen. Wir wollen mit allen Leuten fröhlich hüpfen und den König, meinen Herrn, segnen. Die bei Hofe sich befinden, sie alle erweisen mir keine Liebe, einen Freund unter ihnen besitze ich nicht, wem ich eine Gabe reiche, der ist mir entgegen, Fürsprache für mich einzulegen. Der König, mein Herr, möge Erbarmen zu seinem Knechte fassen. Unter allen Leuten sei ich nicht [gedemütigt], meine Widersacher mögen nicht ihre Lust an mir finden."

Die Klagen am Schlusse des Briefes gewähren mancherlei Einblicke in das Getriebe des Hofes. Sie zeigen, daß damals, genau so wie im heutigen Orient, Bakschisch notwendig war, wenn man etwas erreichen wollte, da der Priester unverblümt zum König von den „Gaben" spricht, die er nutzlos verschenkt habe. Sie lassen aber auch das Bestehen einer einflußreichen Hofclique erkennen, welche die Berufung Arad-Gulas zu verhindern wußte. Und zunächst scheint Adad-schum-usur wirklich nichts erreicht zu haben, denn in einem anderen Briefe[1] klagt er.

„— — Was Arad-Gula anbetrifft, den Knecht des Königs, meines Herrn, so hat niemand seiner Erwähnung getan. An gebrochenem Herzen stirbt er. Sein Schmerz (?) rührt vom Könige her. Eine Cypresse ist der König, mein Herr, die viele Leute belebt."

Vielleicht hatte irgend ein guter Freund Adad-schum-usur bei Hofe denunziert, so daß der König seinen Sohn nicht berücksichtigte. Daß bei Ernennungen solche Leute nicht fehlten, die als „loyale" Untergebene den König „aufzuklären" sich verpflichtet fühlten, zeigt das folgende charakteristische Schreiben[2].

„An den König, meinen Herrn, dein Diener Bel-iqischa. Nabu und Marduk mögen den König, meinen Herrn, segnen. Die Diener des Hauses meines Herrn, die der König, mein Herr, am heutigen Tage auserwählt, Tabala, Sohn des Bel-harran-ach-usur, den zur Hauptmannswürde der König, mein Herr, befördert, Nabu-

1) Harper VII, 657. 2) Harper I, 85.

sakip, den zum ständigen Adjutanten der König, mein Herr, befördert, Emur-iluschu, den zum Kämmerer der König, mein Herr, befördert, diese drei Leute sind Trunkenbolde. Wenn sie betrunken sind, wendet keiner den Dolch von seinem Gegenüber ab. Die Sache, die ich weiß, habe ich dem Könige, meinem Herrn, gemeldet. Der König, mein Herr, tue, wie es ihm beliebt." —

Zahlreiche Berichte an den König sind erhalten, die von kultischen Zeremonien, von Opfern, Tempelfesten, Gebeten vor den Göttern erzählen. Sie beweisen, wie sehr dem Könige, der sich in den Inschriften selbst als Priester bezeichnet, die Verehrung der Götter am Herzen lag und wie sehr die ganze Denkweise dieser Zeit von religiösen Anschauungen beherrscht war. So vernehmen wir aus dem Briefe[1] des Priesters Arad-Nabu von einem Feste des Gottes Nabu in Kalach (Birs Nimrud), das im Monat April stattfand. Die Feier stellt symbolisch die Vermählung des Gottes mit Taschmet dar.

„— — Am 4. Aijar sind Nabu und Taschmet ins Bettgemach eingezogen .... Betreffs der Opfer von Asurbanipal, des Kronprinzen von Assur, von Schamasch-schum-ukin, des Kronprinzen von Babylon, der Scharrua-eterat, von Asur-mukin-paleia, von Schar-schame-u-irsitim-uballitsu habe ich Befehl gegeben. Ihre Opfer bringt man jetzt vor Nabu und Taschmet im Bettgemache dar. 100 Jahre mögen sie jene am Leben erhalten. Ihre Kinder und Kindeskinder werden alt werden, der König wird es sehen."

Interessant ist, daß hier sämtliche Kinder Asarhaddons als Opfernde genannt sind. Der Absender versichert, daß Nabu ihrer Spenden wegen, ihnen seinen Segen zukommen lassen werde. Die Königinmutter, die an allen altorientalischen Höfen neben dem Könige eine bedeutende Rolle spielte, ließ sich ebenfalls über verschiedene Opfer informieren[2].

„An die Mutter des Königs, meines Herrn, dein Diener Nergal-scharrani. Heil der Mutter des Königs, meines Herrn! Nabu und Marduk mögen die Mutter des Königs, meines Herrn, segnen. In Betreff der Opfer, worüber man mir geschrieben: »Vor wem verrichtet man sie?« Alle werden vor Taschmet verrichtet. Ein Rind, 2 — — lämmer —, alles dieses zusammen."

Zum festen Bestand der religiösen Vorstellungen dieser Zeit gehört der Glaube an den Einfluß der Sterne auf das Menschen-

1) Harper I, 113. 2) Harper VI, 569.

leben und an das Wirken böser Dämonen, Vorstellungen, die heutzutage als abergläubisch gelten, die sich aber für damals aus der religiösen Gesamtanschauung unmittelbar ergaben. Deshalb wurde die Himmelsbeobachtung eifrig betrieben, über Finsternisse, Sternkonstellationen und den daraus zu erwartenden Folgen, Bericht erstattet. Der schon genannte Adad-schum-usur meldet z. B.[1]:

„An den König, meinen Herrn, dein Diener Adad-schum-usur. Heil dem Könige, meinem Herrn! Asur, Sin, Schamasch, Nabu, Nergal mögen den König, meinen Herrn, gar sehr, gar sehr segnen. Die Sonne verursacht keine Finsternis, ließ sie vorübergehen. Venus wird erreichen —, das Erscheinen von Merkur steht bevor, ein starker Regen wird kommen, Adad wird seinen Donner erschallen lassen. Der König, mein Herr, wisse es." —

Ebenso ließ man sich zur Feststellung des Kalenders die Himmelsbeobachtung angelegen sein. Das Wichtigste war hierbei die Bestimmung des Monatsanfangs, der von der ersten Wiederbeobachtung der Mondsichel am Westhimmel gerechnet wurde. Solche Meldungen über die Beobachtung des Neulichts liegen in großer Zahl vor. Das Schema lautet:

„Am 29. haben wir Beobachtungen angestellt, den Mond sahen wir nicht. Nabu und Marduk mögen den König, meinen Herrn, segnen. Von Nabua aus Arbela.[2]"

„Beobachtung haben wir angestellt. Am 28. haben wir den Mond gesehen. Nabu und Marduk mögen den König, meinen Herrn, segnen. Von Nabua aus Arbela[3]."

Gleicherweise wurde die Konjunktion von Sonne und Mond registriert[4]:

„Am 12. stellten wir Beobachtungen an. Am 13. wurden Sonne und Mond miteinander gesehen. Nabu und Marduk mögen den König, meinen Herrn, segnen. Von Nabua aus Arbela."

Dem Treiben der bösen Geister suchte man durch kräftige Beschwörungen entgegenzutreten, anderseits vermeinte man sie gegen Feinde aussenden zu können, indem man einen wirksamen Zauberspruch auf Gegenstände, die der Gegner in die Hand bekam, schrieb. Einen derartigen Fall betrifft eine Anfrage des Königs, der sich erkundigte, ob auf einer Tafel oder einem Gegenstande ein solcher Spruch verzeichnet stand[5].

„An den König, meinen Herrn, dein Diener Istar-schum-

1) Harper VII, 657. 2) Harper VIII, 820.
3) Harper VIII, 819. 4) Harper VIII, 823. 5) Harper I, 31.

eresch. Heil dem Könige, meinem Herrn! Nabu und Marduk mögen den König, meinen Herrn, segnen. In Betreff, daß der König geschrieben hat: »Ist irgend ein Fluch darauf geschrieben?« so habe ich nachgesehen, ein Fluch steht nicht darauf geschrieben."

Mit Beschwörungen trachtete man auch den Krankheiten beizukommen, die man durch das Wirken böser Geister entstanden dachte. Daneben fehlt es aber nicht an einigen praktischen medizinischen Kenntnissen, wie aus dem folgenden Texte[1] hervorgeht.

„— — In Betreff des Kranken, aus dessen Nase Blut läuft, hat der Rab-mag gesagt: »Gestern gegen Abend ist viel Blut gekommen.« Diesen Verband bringt man ohne Sachkenntnis an. Auf die Nasenflügel ist er aufgelegt. Die Nasenflügel behindert er, daher tritt das Blut aus. In die Nasenöffnung möge man ihn anbringen, dann wird der Hauch zurückgehalten, das Blut gestillt — — —."

Schon seit alter Zeit gab es berufsmäßige Ärzte, die wohl hauptsächlich dem Priesterstande angehörten. Auch bei Hofe durften diese Funktionäre nicht fehlen. So erbittet[2] ein gewisser Schamasch-mitu-uballit die Berufung eines Hofarztes zu einer erkrankten Haremsdame.

„An den König, meinen Herrn, dein Diener Schamasch-mitu-uballit. Heil dem Könige, meinem Herrn! Nabu und Marduk mögen den König, meinen Herrn, gar sehr, gar sehr segnen. Jetzt ist die Magd des Königs Bau-gamilat gar sehr krank, keinen Bissen nimmt sie zu sich, so möge der König Befehl geben, daß ein Arzt komme und sie sehe."

Selbstverständlich mußten auch aus den Provinzen alle bedeutenderen Ereignisse an den Hof berichtet werden. Die Statthalter hatten über alle Vorkommnisse und Verwaltungsangelegenheiten ihres Bezirkes eingehend zu berichten. Ein Bericht über ein in Dur-schar-ukin stattgefundenes Erdbeben lautet[3]:

„An den König, meinen Herrn, dein Diener Kisir-Aschur. Heil dem Könige, meinem Herrn! Von Ischqia ging ich nach Dur-schar-ukin; man sagte: »Ein Erdbeben fand am 9. Addar in Dur-schar-ukin statt.« Wenn der König, mein Herr, fragt: »Ist irgend ein Schaden(?) in Dur-schar-ukin geschehen?« (So sage ich) Die Tempel sind unversehrt, die Tempeltürme, der Palast, die Mauer, alle Häuser der ganzen Stadt. Das Herz des Königs, meines Herrn, möge zufrieden sein."

1) Harper I, 108. 2) Harper IV, 341. 3) Harper II, 191.

Bei einem so verwickelten Verwaltungsapparat, wie ihn das neuassyrische Reich besaß, war natürlich auch Vorsorge getroffen, daß vom Sitze der Regierung, dem königlichen Hofe, aus rasch Befehle in alle Teile des Reiches gelangen konnten. Zur Übermittelung der königlichen Erlässe und Depeschen waren „Königsboten" bestimmt und in den Städten Beamte bestellt, die die eintreffenden Botschaften weiter zu befördern hatten. Guten Einblick in die Organisation dieser „Post" gewährt eine Beschwerde[1] aus Nippur, der alten Kultstadt des Gottes Enlil in Babylonien.

„— — ein Diener und Wächter des Königs, meines Herrn, bin ich. Viele Nationalitäten sind in Nippur unter dem Schutze des Königs, meines Herrn. Den Dienst des Königs verrichte ich und rede mit ihnen. Asur-bel-taqqin, der Beamte zur Beförderung der Erlässe und Boten des Königs, meines Herrn, ist in Nippur angestellt. Was die Briefe und Knechte anbetrifft, die angelangt sind, so sitzt er 3, 4 Tage (untätig) in Nippur und befördert sie nicht weiter — —."

Noch gar mancher assyrische Brieftext ließe sich aus dem bis jetzt veröffentlichten Materiale — es sind über tausend Brieftäfelchen — auswählen. Die gegebenen Beispiele werden aber genügen, um die Bedeutung und Reichhaltigkeit dieser Dokumente darzutun, die uns eine Fülle von historisch wichtigen und kulturgeschichtlich interessanten Einzelheiten zu bieten vermögen. —

Mit dem Untergange des Sargonidenreiches erlischt auch unsere Kenntnis der assyrischen Briefliteratur. Die nächste größere Briefsammlung, die erhalten ist, hat Babylonien zum Ursprungsland. Die Briefe fallen in den Zeitraum vom Anfang der Regierung Nabunids bis zur Perserherrschaft unter Darius und stammen im Gegensatze zu den neuassyrischen Briefen aus einem kleinen Gebiete Babyloniens. Der größte Teil der bisher bekannt gewordenen Texte bezieht sich auf die Geschäfte des Schamaschtempels in Sippar, welche die Priester in Verwaltung des Heiligtums durchführten. Die Tempel waren noch immer, wie in der Kassitenzeit, nicht nur die religiösen Zentren, sondern auch Mittelpunkte des Handels und Geschäftsverkehres. Wie der Inhalt, so ist auch der Stil der Briefe naturgemäß ein anderer wie jener der neuassyrischen Hofberichte. Denn hier schreiben Tempelfunktionäre einander in Amtssachen, Pächter wenden sich in ihren Angelegen-

1) Harper III, 238.

heiten an den Tempel, Geschäftsfreunde korrespondieren miteinander, Bekannte tauschen Grüße aus. Die gewöhnliche Einleitungsformel lautet: (Brief-)tafel des X an Y, seinen „Vater“, „Bruder“ usw. Hierauf folgt meistens noch der Wunsch: „Bel und Nabu mögen das Wohlergehen und Leben meines „Vaters“ usw. aussprechen.“ Eine weitere Formel schließt sich jedoch in der Regel nicht an.

Einige Proben mögen des Genaueren die Art dieser Briefe zeigen. Der Tempel besaß zahlreiche Funktionäre, die nicht nur rein priesterlichen, sondern zugleich auch Verwaltungsgeschäften oblagen. Einer von den höheren Tempelbeamten scheint der Schatam gewesen zu sein, der zugleich das Richteramt ausüben konnte. An einen solchen Schatam ist der Brief[1] eines gewissen Nabu-silim, anscheinend eines Amtskollegen, gerichtet, der von einem Arbeiterstreik berichtet. Die Auszahlung der Löhne pflegte unter orientalischem Regime, wie noch heutzutage, nicht glatt vonstatten zu gehen; nur allzuoft suchten die Arbeiter, wie in unserem Falle, durch Drohungen und Arbeitseinstellung die Herausgabe ihres Lohnes zu erzwingen. Der Schreiber beruft sich auf eine an ihn ergangene Verfügung des Königs, welche die schleunige Auslieferung der Schuldigen durch den Schatam fordert.

„Brief von Nabu-silim an den Schatam, meinen Bruder. Heil meinem Bruder! Nabu und Marduk mögen meinen Bruder segnen. Den Nabu-schar-usur, den Sohn von Schum-usur hat der König über seine Leute gesetzt, folgendermaßen: »Die Leute weigern sich und verrichten die Königsarbeit nicht.« Der König hat gesagt: »Zum Schatam schicke, er möge sie dir senden!« Siehe, jetzt habe ich zu meinem Herrn gesandt. Eilends Bau-eresch, den Sohn von Schamasch-iddin, Ina-eschiti-etir, den Sohn des Rimut, Rimut, den Sohn von Scha-pi-Bel, Nabu-naid, den Sohn von Nabu-iddin, möge mein Herr in Fesseln schicken. Sobald der König für dein Richten die Bestätigung gegeben (?), wird er diesbezüglich befehlen (?). Die Steinmetzer alle sprechen drohende Worte: »Den restlichen Lohn vom Monate Sivan und Duuz hat niemand uns gegeben.« Mein Herr möge Befehl geben, daß man ihnen auszahle, denn gar sehr ist ihr Antlitz böse.“

In einem so wichtigen Heiligtume, wie dem Schamaschtempel, war natürlich ein bedeutender Aufwand für Opfer und den Kult im allgemeinen notwendig. So hören wir von der Verfertigung

1) Cuneif. Texts XXII, Nr. 160.

von Prunkgewändern für Schamasch und die Göttin Bunene und von Gewändern für den Monat Addar und Nisan (März)[1].

„Brief von Etir-Marduk an Nabu-schum-uschteschir, Nabu-zer-uschteschir und Ki-i-Bel, meinen Brüdern. Nabu und Marduk mögen meine Brüder segnen. Schapik-zer, der Sohn von Schamasch-ach-iddin, hat folgendermaßen geschickt: »Die Arbeit an den Gewändern von Schamasch und Bunene und den Kleidern für den Monat Addar und Nisan ist herangekommen. Blaue Wolle fehlt — — — (lasse bringen).« Die Gewandung für Schamasch und Bunene, die Kleider für den Monat Addar und Nisan möge er machen. Seine Arbeit sei nicht unterbrochen. Blaue Wolle gib ihm."

Auch Briefe, deren Zugehörigkeit zur Tempelkorrespondenz nicht unmittelbar ersichtlich ist, finden sich. Der folgende[2] fordert die schleunige Nachzahlung einer Geldsumme.

„Brief des Nergal-ach-iddin an Iddin-Marduk, seinen Vater. Bel und Nabu mögen Wohlergehen und Leben meines Vaters aussprechen. Was das Geld anbetrifft, welches mein Vater geschickt, so ist das Geld zu wenig, welches für Datteln gegeben worden ist. 2 Minen Silber möge mein Vater eilends bringen lassen. Denn sonst werden mir Wohltaten deinerseits nicht zuteil. Sieh, Nabu-mattua habe ich zu meinem Vater gesandt. Der Schatam ist nach Babylon gegangen. Bevor er zurückkehrt, möge ich Nachricht von meinem Vater hören. Gerste oder was immer dir genehm ist, werde ich meinem Vater geben. Deine Abmachung mit mir ändere nicht."

Die Stellung der Frau war in Babylonien eine ziemlich freie, wie die Kontraktliteratur ersehen läßt. Frauen konnten sich wie die Männer am öffentlichen Leben beteiligen, Geschäfte abschließen, Zeugenschaft in Prozessen ablegen, eigenes Vermögen besitzen. Briefe von Frauen tauchen daher auch unter den neubabylonischen Privaturkunden auf, wenn auch nicht in großer Anzahl. Recht temperamentvoll vertritt[3] eine Dame Gaga die Interessen ihrer Familie, der ein gewisser Bel-uballit unter irgend einem Rechtsanspruche Datteln weggenommen hatte. Sie bittet ihren „Vater" Scha-pi-Bel ihr endlich Gehör zu schenken und bei Bel-uballit zu intervenieren.

„Brief der Gaga an Scha-pi-Bel, ihren Vater. Wohlergehen

1) Cuneif. Texts, XXII Nr. 13. 2) Cuneif. Texts, XXII Nr. 182.
3) Cuneif. Texts, XXII Nr. 222.

meinem Vater! Bel und Nabu mögen das Wohlbefinden meines Vaters aussprechen. Warum soll ich und meine Töchter vor dir in Durst nach deinem Briefe wachen? Strenge dein Hirn an, bei Schamasch, sieh doch, warum hat Bel-uballit vor dir alle meine Datteln weggenommen. Als ich zu Bel-upachchir sprach, erkärte er: »Siehe, deine Datteln sind bei Bel-uballit«. Bel-uballit hat die Datteln insgesamt nicht hergegeben. Als ich zu ihnen sprach: ‚Die Datteln gebt', sagten sie: „Geh, erzähle das einem Dakuräer." Ein zweites Mal, als ich zu ihnen sprach, (sagten) sie: „Rufe die Götter an." Auf meinen Herrn warte ich, was die Botschaft. Ein Wort meines Herrn möge ich vernehmen."

Dank der Reichhaltigkeit des schon vorhandenen Materials das stetig Zuwachs erfährt, sind wir in der Lage, die babylonische Briefliteratur durch zwei Jahrtausende zu überschauen. Wir sehen, wie schon in den frühesten bekannten Texten ein festes Briefschema vorhanden ist, das auf lang vorhergehende Ausübung schriftlicher Korrespondenz schließen läßt, und wie innerhalb dieses Schemas je nach Zeit, Ort, Stand und Verhältnisse des Absenders der Inhalt in mannigfaltigster Weise variiert, wir gewinnen durch die Briefe einen tiefen Einblick in das öffentliche Leben und Treiben, ermessen die Höhe der damaligen Kultur. Am Schlusse dieser Übersicht sei noch ein moderner Brief aus dem Zweistromlande vorgeführt, der überraschend zeigt, wie gleichbleibend das Naturell des Orientalen ist. Jahrtausende sind seit der babylonischen Herrschaft vergangen; Religion, Sprache und Volksstamm haben gewechselt, die Geistesrichtung aber und die ganze Ausdrucksweise ist dieselbe geblieben Der Soldat, der seinen „Bruder" Derwisch wegen eines Kuhhandels — sein Bruder Salman hat eine ihm gehörige Kuh verkauft — um Beistand bittet, unterscheidet sich kaum irgendwie im Stil seiner Rede von seinen Vorvätern aus der Perserzeit. Auch er beginnt mit einer langen Begrüßungsphrase und höflichen Erkundigungen nach dem Befinden, bevor er sein Anliegen vorbringt[1]:

„An Seine Hochwohlgeboren, den Vornehmsten und Edelsten, den Bruder, der mit einem Schönheitsmale ausgestattet ist, den Hervorragenden, den Bruder Derwisch, den geehrten. Die erste Frage gilt dem Wohlbefinden Eueres Zustandes und dem Gleichgewichte Euerer Zeiten, und was uns betrifft, so sind wir wohlbehalten, abgesehen davon, daß wir zu denen gehören, die sich nach dem An-

1) Weissbach, Leipz. Semit. Stud. IV,1 S. 163 ff. (gekürzt).

blicke Euer Hochwohlgeboren sehnen zu jeder Zeit und Frist und wir beklagen nichts als Euere Einsamkeit. — Allah mache uns und euch nicht einsam!.... Nun habe ich Dahe, den Ageli, in Bagdad getroffen und er hat mir betreffs der Kuh erzählt, daß Salman sie an einen von den Leuten in Dschumdschume verkauft hat.... Es ist notwendig, mein Bruder Derwisch, daß du zu dem gehest, der die Kuh gekauft hat, ihn vor Homad Ismael zitieren läßt und ihm Mitteilung machst in Betreff der Kuh und ihm sagst: „Der Eigentümer dieser Kuh ist Soldat. Wenn du das Geld bezahlt hast, so laufe nach deinem Gelde! Diesen Brief hat der Herr der Kuh geschickt, daß du nicht berechtigt bist, sie zu kaufen.“ Wenn er nun mit dieser Rede nicht einverstanden ist, so sieh was er dir sagt, laß mich's auch in einem Briefe recht bald wissen, nimm die Kuh und übergebt sie dem Gschasch, weil ich ihn in Bagdad getroffen, sie ihm abgetreten und verkauft und sein Geld erhalten habe. Es ist notwendig, daß die Antwort in betreff des Wohlbefindens Euerer Gesundheit recht bald eingeht und du weißt, daß Abbas Leute beauftragt hatte, die bevollmächtigt waren, dem Salman die Kuh wegzunehmen, aber sie waren im Einverständnisse mit dem Verursacher meiner Schädigung. Wir grüßen den Bruder Chalaf und unseren Milchbruder (?) und alle die nach uns fragen. Lebe wohl! Mizil.“

Literatur.

Sumerischer Brief (?): Rev. d'Ass. vol. VI, 139 ff. — Altbabyl. Texte: Cuneiform texts from Babylonian Tablets etc. in the British Museum, pt. II, IV, VI. — King, The Letters and Inscriptions of Hammurabi vol. I, II. — Ungnad, Vorderasiatische Schriftdenkmäler aus den kgl. Museen zu Berlin, Heft VII. — Thureau-Dangin, Lettres et contrats de l'époque de la première dynastie babylonienne. — Übersetzungen: Nagel in Beiträge zur Assyr. IV. — King, a. a. O. vol. III. — Landersdorfer, Altbabylonische Privatbriefe. — Ungnad, Beiträge zur Assyr. VI, Heft 5. — Radau, Letters to Cassite Kings from the Temple Archives of Nippur (Texte und teilweise Übersetzung). — Assyrische Texte: Harper, Assyrian and Babylonian Letters. — Übersetzungen: Delitzsch in Beiträge zur Assyr. I, II. — Johnston, The Epistolary Literature of the Assyrians and Babylonians. — v. Gelderen in Beiträge zur Assyr. IV. — Behrens, Assyrisch-babyl. Briefe kultischen Inhalts. — Neubabyl. Texte: Cuneif. texts pt. XXII. — Übersetzungen: Thompson, Late Babylonian Letters.

Druck von Hartmann & Wolf, Leipzig.

12. Jahrgang

Preis des Jahrganges (4 Hefte) 2 M., geb. 3 M.

Der Alte Orient

Gemeinverständliche Darstellungen herausgegeben von der Vorderasiatischen Gesellschaft (E. V.)

Heft 3

Einzelpreis jedes Heftes 60 Pfennig

Der Mithrakult

Seine Anfänge, Entwicklungsgeschichte und seine Denkmäler

Von

Dr. Theodor Kluge

Mit 7 Abbildungen



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1911

Die Vorderasiatische Gesellschaft (E. V.)

mit dem Sitz in Berlin

bezweckt die Förderung der vorderasiatischen Studien auf Grund der Denkmäler. Sie gibt wissenschaftliche Arbeiten ihrer Mitglieder in zwanglosen Heften als „Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft" und gemeinverständliche Darstellungen vierteljährlich unter dem Titel „Der Alte Orient" heraus. Ferner will die Gesellschaft die Beschaffung neuen Materials anregen und unterstützen. Die Gesellschaft zählt gegenwärtig 504 Mitglieder.

Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt 10 Mark, wofür die „Mitteilungen" (sonst 15 M.) und „Der Alte Orient" (sonst 2 M.) geliefert werden. — Aufnahme als Mitglied erfolgt durch den Vorstand auf einfache Anmeldung beim Schriftführer. — Zahlung der Beiträge hat im Januar an Hinrichs' Verlag, Leipzig, Blumengasse 2, zu erfolgen.

Der Vorstand besteht z. Zt. aus: Prof. Dr. F. von Luschan, 1. Vorsitzender, Südende, Berlin; Prof. Dr. M. Hartmann, 2. Vorsitzender, Hermsdorf (Mark); Dr. L. Messerschmidt, Schriftführer, Charlottenburg IV, Giesebrechtstr. 2; Prof. Dr. H. Winckler, Wilmersdorf; Prof. Dr. Br. Meißner, Breslau; Lic. Dr. Alfr. Jeremias, Leipzig; Prof. Dr. F. E. Peiser, Königsberg; Prof. Dr. Frdr. Hommel, München. — Herausgeber der „Mitteilungen": Prof. Dr. H. Winckler, Wilmersdorf b. Berlin, Bingerstr. 79, des „Alten Orient": Derselbe und Lic. Dr. Alfr. Jeremias, Leipzig, Hauptmannstraße 3.

Inhalt der bisher erschienenen Hefte des „Alten Orient" (Preis 60 Pf.):

(Fortsetzung auf der dritten Umschlagseite.

Abb. 1: Kultbild aus Rom.

Unter den großen Religionen, die die Kultur des Orientes hervorgebracht hat und die für das Abendland von mehr oder weniger Bedeutung gewesen oder geworden sind, hat nächst dem Christentum der Mithrakult die größte Bedeutung erlangt; inwiefern und in welchen Beziehungen, soll auf den nachstehenden Blättern gezeigt werden.

Bis vor wenigen Jahren galt noch das Avesta als die älteste und zugleich umfangreichste Quelle, die uns über das Wesen des Gottes Aufklärung gab. Und wenn sie das in vieler Beziehung auch heute noch ist, so ist sie doch, was das Alter anbelangt, überholt. Es ist richtig, daß die religiösen Vorstellungen, ehe sie zu dem schriftlich fixierten Niederschlag, wie er im Avesta vorliegt, geführt haben, einer sehr langen Zeit in bezug auf Entwicklung und Ausbildung bedurft haben, die sich vielleicht über Jahrhunderte erstreckt haben; aber das war lediglich eine Vermutung, die jetzt in überraschender Weise durch die Funde Wincklers in Boghazköi ihre Bestätigung erhalten hat. Es wurde dort bei den Ausgrabungen eine Tontafel gefunden, die in Keilschrift die drei Namen Mithra, Indra und Varuna enthielt. Der Schluß, daß wir

hier auf die Götter eines indogermanischen Volkes gestoßen sind, bedarf indessen noch insofern einer Einschränkung, als der Schluß von der Religion auf die Rasse erst noch bewiesen werden muß. Tatsache ist jedenfalls, daß wir um die Mitte etwa des zweiten Jahrtausends seinen Kult bereits in voller Blüte finden. Der Wichtigkeit halber will ich den Wortlaut des Dokuments hierhersetzen.

(ilani) mi-it-ra-aš-ši-il (ilani) u-ru-u-na-aš-ši-el
Variante: a-ru-na-aš-ši-il.
ilu in-dar (ilani) na-aš-a[t-ti-ia-a]n-na
Variante: in-da-ra na-š[a]-at-ti-ia-an-na.

Es handelt sich hier um Urkunden von Verträgen, die der Hetiterkönig mit dem Herrscher von Mitanni zu Anfang des 14. Jahrhunderts geschlossen hat. Als Schützer der Verträge treten die einzelnen Landesgottheiten auf und unter diesen finden sich auch die oben genannten Mithra, Indra, Varuna und Nasatya (die „Zwillinge“).

Ursprung und Bedeutung des Namens Mithra sind nach wie vor dunkel und die darüber aufgestellten Hypothesen haben zu keinem eindeutigen und einwandfreien Resultat geführt. Über die Vorstellungen, die man von seinem Wesen hatte, können wir uns aus dem Avesta orientieren. Er ist der Genius des Himmelslichtes; vor Sonnenaufgang erscheint er auf den Gipfeln der Berge, am Tage fährt sein von vier weißen Rossen gezogener Wagen am Himmel. Er hat tausend Ohren und Augen, er sieht alles, hört alles und versteht alles, er ist allwissend. Er ist ferner der Gott der Wahrheit und Rechtschaffenheit, daher die Anrufung seines Namens beim Eid. Auf Grund seines solaren Charakters und als Folge einer Auswirkung der letzteren, ist er ferner der Gott der Fruchtbarkeit und die Quelle der Lebenskraft. Er ist ferner der Beschützer der Geschöpfe des Mazda, er verfolgt das Böse, steht dem Guten bei. Er ist ferner, was in der Folgezeit für seinen Kultus von der weittragendsten Bedeutung wurde, der Gott der Krieger und Soldaten.

Man kann sich nun dem Eindruck nicht entziehen, daß der solare Charakter des Gottes, dessen sonstige Eigenschaften sich alle als sekundär erweisen, in dem Pantheon des Avesta fremd ist. Welche Funktionen er in der Mitte des zweiten Jahrtausends gehabt hat, ist aus dem keilinschriftlichen Fragment leider nicht zu ersehen, aber das eine ist sicher: wenn man die ganzen kulturellen

Einflüsse, die in Frage kommen, in Betracht zieht, so folgt daraus, daß er ursprünglich seine Heimat in Babylonien oder, allgemein gesagt, in Mesopotamien gehabt haben muß. Kann man das auch nicht beweisen — die antiken Schriftsteller wie Herodot, Quintus Curtius, ja das Avesta selbst scheinen dagegen zu sprechen, weil sie Mithra neben die Sonne stellen und nicht mit ihr identifizieren —, so kommt einmal in Betracht, daß es sich um Schriftzeugnisse handelt, deren Urheber 1000 Jahre später gelebt haben, andrerseits aber bestätigen den babylonischen Ursprung in nicht mißzuverstehender Weise die freilich aus derselben Zeit stammenden Denkmäler, wie wir später sehen werden.

In späterer Zeit wurde Mithra von dem zoroastrischen Religionssystem übernommen, aber er besitzt nicht mehr die Wichtigkeit wie früher. Ahura-Mazda ist der erste und oberste Gott. Er verschwindet in die Reihe der dii minorum gentium, den yazatas, die von Mazda geschaffen sind. Er ist noch der Gott der Krieger, aber er hat einen Gefährten, Verethraghna, den „Sieg“, erhalten, mit Sraosha und Rashna beschützt er die Seelen der Gerechten vor den Dämonen und geleitet die zum Paradies. Es sind dies die Anfänge der in späterer Zeit im Abendland zur großen Bedeutung gelangten Erlöser-Theorie.

Auch über seinen Kultus erfahren wir aus dieser Zeit einige Einzelheiten. Man opfert ihm große und kleine Tiere, auch Vögel, gleichzeitig finden Libationen und Rezitationen von rituellen Gebeten statt. Bevor sich jedoch die Opfernden dem Altar nähern, müssen die Gläubigen sich reinigen.

Ist es klar, daß die Stellung Mithras im zoroastrischen System eine weit beengtere und einflußlosere war, als wir sie im Avesta vorfinden, so haben wir doch zu der Vermutung Berechtigung, daß diese offenbar willkürliche Einschränkung seiner Funktionen sich nicht überall durchgesetzt hat oder daß das nur im Laufe der Zeit geschehen ist. So finden wir z. B. in Anrufungen neben Ahura auch Mithra: Ahura hat die Welt erschaffen, aber er hat Mithra ebenso groß gemacht wie sich selbst, und mit seiner Hilfe beherrscht er die Welt. Bezeichnend für das Verhältnis ist eine Stelle bei Plutarch, die den Gegensatz zwischen Ahura-Mazda und Ahriman erörtert. Zwischen beiden steht Mithra. Seine alte Stellung scheint er erst wieder erlangt zu haben zur Zeit der persischen Großkönige, das geht ganz deutlich aus den Inschriften hervor. Über seine steigende Bedeutung orientieren uns eine große

Menge theophorer Namen, die wir schon im 4. Jahrhundert bis nach Lykien hinein nachweisen können. Damit steigt natürlich seine Bedeutung auch im Kultus. Im Kalender ist ihm der siebente Monat heilig, im Monat selbst der 16. Tag, doch das letztere ist nicht ganz sicher. Sein Fest wurde vom Hofe mit großem Pomp gefeiert, durch Opfer usw. Diese Mithrakana wurden berühmt durch ganz Vorderasien und haben sich bis in die moderne Zeit in Persien gehalten. Leider wissen wir nicht genau, wann das Fest gefeiert wurde, für den Orient wahrscheinlich zum Winteranfang (2. Oktober), für den Okzident kommt der 25. Dezember in Betracht.

Im weiteren Verlaufe der historischen Ereignisse, die die Perserkönige dazu führten, das Erbe des babylonisch-assyrischen Weltreichs mit ihrer Kultur anzutreten, konnte es natürlich nicht ausbleiben, daß der Kult von weiteren semitischen Einflüssen angegriffen wurde, ehe er den Boden der antiken Kulturwelt betrat; so fand ebenso wie Jahrhunderte später eine Ausgleichung zwischen römischem und griechischem Pantheon, jetzt eine solche zwischen dem arischen und assyrisch-babylonischen statt: Ahura-Mazda-Bel, Mithra-Schamasch, Anahita-Ischtar. Da im Grunde genommen Wesen und Funktion so ziemlich dieselben waren, so wurde nicht viel verändert, nur verschwand allmählich bei den Persern das Bewußtsein, daß es sich bei ihrem Gott um nationales Eigentum handelte. Der Kult hatte sich inzwischen fast über ganz Vorderasien von Indien bis Assyrien ausgebreitet und fing nun an, sich auch wieder Kleinasiens zu bemächtigen. Das zeigen uns Münzen um die Wende des 1. Jahrhunderts der Könige Kanerkes und Hooerkes von Baktrien: Göttin mit Nimbus und Strahlenkranz aufrecht stehend, daneben die Inschrift MIOPO; interessant, weil Mithra hier als weibliche Gottheit dargestellt ist in griechischer Kleidung. Auf einem anderen Münzbilde trägt Mithra Tunica und Küraß, in der linken Hand ein Zepter, in der rechten eine Krone, am Gürtel hängt ein Schwert. Zuerst erschien er in Armenien und Kappadokien. Schon vorher scheint er im Pontos, Galatien und Phrygien heimisch gewesen zu sein. In Kappadokien hielt er sich bis in das 5. Jahrhundert und überdauerte fast das Christentum, das — abgesehen von Armenien, wo man aus politischen Gründen daran festhielt — in Kleinasien niemals recht Wurzel gefaßt zu haben scheint. Aus Trapezunt haben wir Münzen aus der Zeit des Alexander Severus (218 n. Chr.).

Die eigentlichen Träger des Kultes waren in der Perserzeit natürlich die Magier, die für die Weiterverbreitung desselben sorgten.

Seine Lebensfähigkeit aber bewies diese Religion in der Folgezeit dadurch, daß ihr die Zerstörung des Reichs durch Alexander den Großen nicht das mindeste anhaben konnte; im Gegenteil, der eigentliche Aufschwung begann nun von neuem, und nach dem Tode Alexanders waren es die Diadochen, die die Verbreitung der Religion förderten, und für einzelne von ihnen war Mithra weiter nichts als der Hausgott. Daß das tatsächlich der Fall war, sehen wir aus der großen Inschrift Antiochos I. Epiphanes von Commagene (69—34 v. Chr.) auf dem Nemrud-Dagh. Die Ostseite der Terrasse, auf der sich ein Tempel erhob, war mit Skulpturen (Abb. 2) geschmückt, und die große Inschrift gestattet es, deren Bedeutung mit Sicherheit festzustellen. Wichtig sind die vier Basreliefs: 1. Die Commagene, 2. Apollo, Mithra-Helios, 3. Zeus Oromazdes, 4. Artagenes Herakles-Ares; 5. stellt dar das Horoskop des Königs. Diese fünf Reliefs sind von einem anderen an beiden Enden eingefaßt, auf dem ein Löwe und Adler dargestellt ist, daneben befinden sich fünf Kolossalstatuen sitzender Götter, die ähnliches darstellen wie die Reliefs.

Abb. 2: Apollo und Mithra-Helios. Basrelief vom Nemrud-Dagh.

Leider sind wir gerade für die wichtigste Zeit des Mithraismus — die letzten drei vorchristlichen Jahrhunderte — sehr schlecht orientiert, so daß wir über seine Wandlungen so gut wie nichts wissen. Dazu trägt vor allem der ungeheuere politische Wirrwarr, der mit dem Tode Alexanders d. Gr. eintritt, bei, der erst unter der Herrschaft Roms ein Ende nimmt, wenn auch nur sehr langsam, und am Ende dieser Periode sehen wir, daß aus dem Kultus etwas anderes geworden ist, als er bisher gewesen. Dogmatik und Liturgie hatten während dieser Zeit ihre Ausbildung erfahren.

Es bleibt deshalb nichts weiter übrig, als zu versuchen, die Wandlungen, soweit die Quellen das zulassen, nach den einzelnen Landschaften zu beschreiben. In Armenien hatte sich der Kultus mit dem eingeborenen verschmolzen, außerdem waren aber auch noch syrische Einflüsse geltend. Er ist zwar eine der Haupt-Gottheiten geblieben, aber gleichzeitig ist er der Genius des Feuers, oder man identifiziert sie mit der Sonne. Daran schließen sich Legenden: Ahura habe mit seiner Mutter verkehrt, die habe dann den Mithra geboren und anderes mehr.

Im Pontos fand ein Zusammenwerfen von Men und Mithra statt, in Lydien eine solche mit Sabazios, andrerseits lassen sich die Kultvereinigungen der Magna Mater und Mithra, die wir später im Okzident finden, auch schon in Kleinasien nachweisen.

Eigentümlich ist nun das Verhältnis des Mithrakultes zur griechischen Kultur. Mit den Kriegszügen Alexanders des Großen trat bekanntlich diejenige Phase der griechischen Kultur ein, die wir gemeinhin als Hellenismus bezeichnen und die ihren Siegeslauf bis nach Baktrien und noch weiter führte, und die sich gleich in Gegensatz zum Mithrakult oder zum Mazdeismus stellte. Es ist geradezu erstaunlich, wie die Träger des Mithrakultes, die Magier, auch dieser Bewegung die Spitze abbrachen, einfach dadurch, daß sie Ahura-Mazda mit Zeus gleichsetzten, ferner Verethraghna mit Herakles usw. und so das Pantheon beider Kulturen mit einander verschmolzen. Anahita wurde zur Artemis, Mithra selbst mit Helios identifiziert. Aber diese Identifikation, so äußerlich sie auf den ersten Blick scheint, war doch von weitgehender innerer Bedeutung: denn äußerlich war das Hellenentum verschwunden, innerlich jedoch waren diese iranischen Gestalten mit einemmal festgefügte, begriffliche Typen und Personen geworden, mit dem Ideenkreis der antiken Auffassung, und es war ein Künstler der pergamenischen Schule, der zum ersten Male den Mithra tauroktonos darstellte im 2. Jahrhundert. Damit war gleichzeitig ein neues Einflußgebiet dem Kult selbst eröffnet; nämlich die Westhälfte der antiken Welt. Eine andere Folge des Zusammentreffens mit der griechischen Kulturwelt war, daß die griechische Philosophie sich damit beschäftigte.

Im einzelnen freilich ist es bewundernswert, mit welcher Zähigkeit sich in einzelnen Teilen Kleinasiens die Kulte noch bis in die allerspäteste Zeit gehalten haben, so besonders in Kappadokien, wo er noch im 4. Jahrhundert in den strengen alten Formen

gehandhabt wurde, ja sogar auch in Italien selbst, und nur langsam machte die persische Kultsprache der griechischen und die griechische der lateinischen Platz.

Im allgemeinen lassen sich in der Entwicklung dieser Religion folgende Perioden aufzeigen: 1. eine Grundschicht mit höchstwahrscheinlich semitischen Einflüssen, 2. eine iranische Schicht, Ausbildung der Typen, 3. die mazdeistische Schicht, wiederum mit semitischen Einflüssen, 4. endlich die vorläufig beendigte Entwicklung durch Aufnahme lokaler kleinasiatischer und hellenistischer Anschauungen. So vorbereitet trat die Religion in das römische Weltreich ein. Es ist eigentümlich, daß der Kultus, der die ganze Welt erfüllte, das eigentliche Griechenland fast verschont hat. Ein Denkmal aus dem Piraeos, ein anderes aus Delos (2. Jahrh.), sind die einzigen auf uns gekommenen Denkmäler.

Anders wurde das freilich unter dem Imperium. Da verbreitet sich der Kult über den ganzen Okzident: Ägypten, Nordafrika, Spanien, Gallien, Frankreich, Deutschland, Pannonien, Dacien, Mösien haben eine Unmenge von Denkmälern hervorgebracht, wie wir sie selbst in Italien nicht wieder finden. Die ältesten Anfänge der orientalischen Kulte in Italien gehen bis in das Jahr 204 v. Chr. zurück. In diesem Jahre wird ein Tempel der Magna Mater errichtet und der Kult offiziell eingeführt: andere folgen, aber es dauert noch eine geraume Zeit, ehe auch der Mithra-Kult in Rom heimisch wird. Das war abhängig von den Fortschritten Roms in Kleinasien. Erst 102 n. Chr. wird Kilikien römisch. Kommagene und Armenien erst unter Vespasien.

Abb. 3: Kultbild vom Esquilin.

Dann kamen die Expeditionen unter Trajan, Lucius Verus u. a., die das Römertum in immer innigere Berührung mit dem Orient brachten. Die Anfänge zur Ausbreitung der Kulte im Okzident begannen unter den Flaviern und entwickelten sich steigend unter den Antoninen und ihren Nachfolgern. Das älteste stadt-

römische Dokument, was wir besitzen, ist die Widmung eines flavischen Freigelassenen an Mithra, genau steht der Zeitpunkt nicht fest; etwa das Ende des 1. Jahrhunderts. Aber schon unter Trajan mehren sich die Denkmäler, und gegen die Mitte des 2. Jahrhunderts treffen wir Denkmäler, die zum größten Teil Mithräen entstammen, in allen Teilen des Reiches. Beispielsweise: Am Ende des 2. Jahrhunderts gab es allein in Ostia wenigstens vier Tempel.



Abb. 4: Tasse aus Lavunium.

Hier interessieren zunächst die Denkmäler aus Rom selbst. Das als Abb. 3 gegebene stammt vom Esquilin.

Ferner eins der schönsten Denkmäler des Kultes in guter Ausführung und damit aus einer älteren Zeit stammend, aus Rom, jetzt in Boston, etwa $^3/_4$ m hoch (Abb. 1).

Hochinteressant ist eine Tasse aus Lavunium (Abb. 4) von etwa 21 cm Durchmesser aus rotem Ton. Das Innere enthält drei Darstellungen: Mithra tauroktonos; dann folgt ein kleiner Löwe, und der ersten Darstellung gegenüber eine Szene aus der Legende: Mithra zieht den Stier in den Stall.

Aus Florenz stammt aus einem Mithräum die Statue eines löwenköpfigen, geflügelten Gottes, um dessen Leib sich Schlangen winden (Abb. 5), in der einen Hand hält er einen Schlüssel, in der anderen ein Zepter.

Aus dem unteren Pannonien ist auch die Anlage eines Mithratempels erhalten. Der nebenstehende Grundriß (Abb. 6) stellt das Mithräum in Aquincum dar, das 1888

Abb. 5: Löwenköpfiger geflügelter Gott.

in Alt-Ofen bei Budapest aufgedeckt wurde. Der Grundriß, nur dieser ist erhalten, zeigt den Tempel mit seinen Nebengelassen. Man fand in ihm einen Altar, jedoch ohne figürlichen Schmuck und ohne Inschrift. Von der Halle A gelangt man in den Pronaos C durch eine Tür b. Von hier aus gelangt man mittelst einer zweistufigen Treppe d in das Speläum, das in drei Teile geteilt wird. E, E stellen je zwei an den Langseiten befindliche Podien (ca. 1,70 m br.) dar, die etwa 60 cm über dem Fußboden von F erhoben sind, auf sie gelangte man durch zwei kleine Treppen gg. An der Hinterwand befand sich das Kultbild h, davor war eine Bema i, die von zwei Pfeilern kk flankiert wurde. o stellen kleine Pfeiler dar, die Inschriften enthielten. Der Raum A war ebenfalls nur mittelst einer kleinen Treppe zugänglich. Bei l fand sich ein Piedestal, bei m die Reste der darauf befindlichen Statue. Der Raum N war ohne Zugang und enthielt möglicherweise ein Reservoir. Die ganze Anlage fand sich in einer Tiefe von 2 m unter der Erdoberfläche, muß also zur Zeit der Benutzung weniger tief gelegen haben.

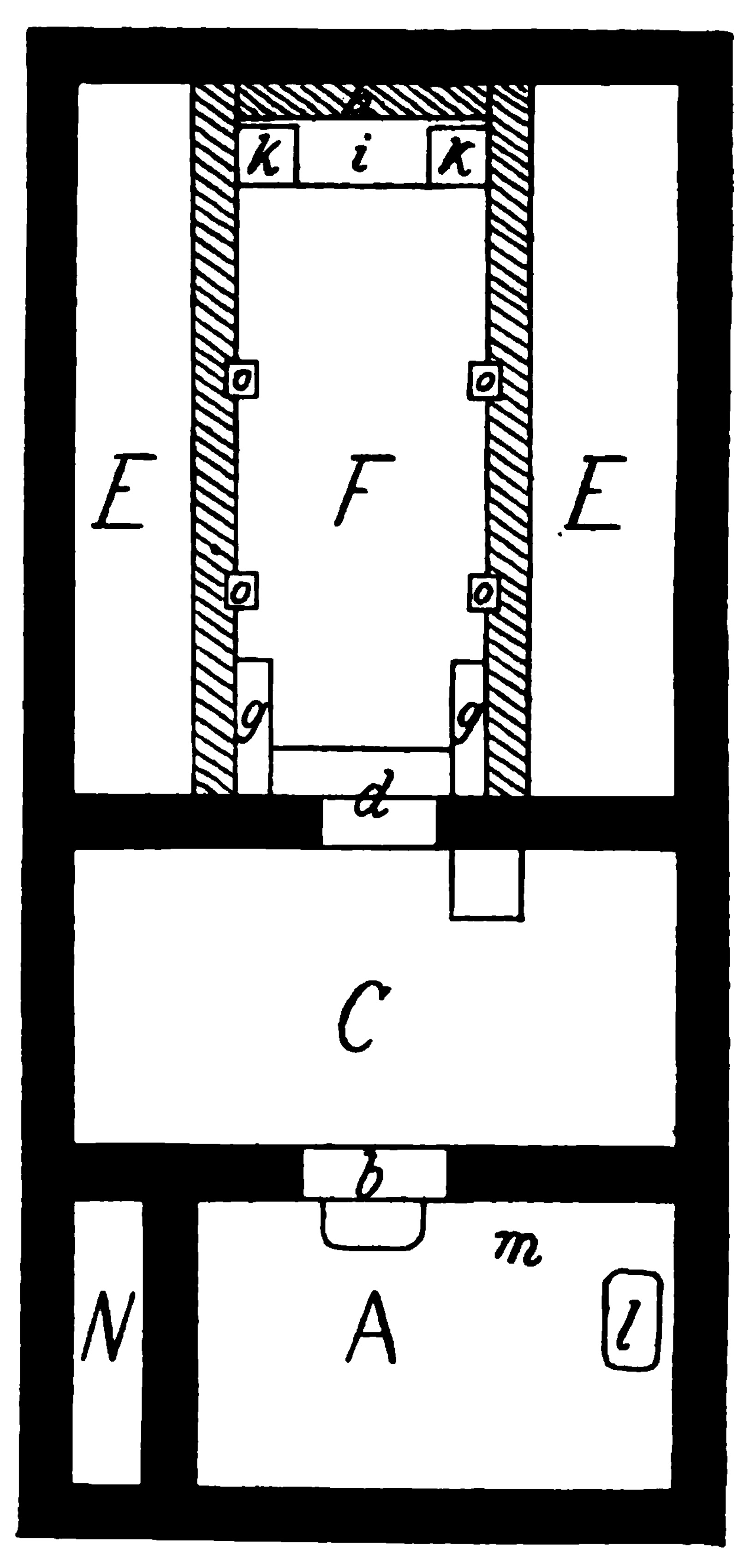


Abb. 6: Grundriß des Mithräum in Aquincum.

Ähnliche Verhältnisse zeigt auch das Mithräum zu Saarburg (Abb. 7). Es ist mit Orientation gebaut, seine Abmessungen betragen 5,40×6,20 m. Im Speläum selbst bemerkt man wiederum die bekannte Dreiteilung des Raumes, die Bänke an den Seiten sind etwas höher, 0,90—0,80 m und mit Stützmauern versehen. Im Innern fand man bei den Grabungen ein großes leider stark beschädigtes Relief

Leider besitzen die Abbildungen größerer Reliefs alle solchen Umfang, daß ich sie hier nicht abzubilden vermag, was ich um so lieber getan hätte, weil das eine gute Vorstellung gegeben hätte von der plastischen Darstellung der Bilderzyklen, die auf Pilastern und Bogen angebracht sind. So muß ich mich beschränken, zwei größere von ihnen zu beschreiben und wähle dafür die beiden besten aus: von Osterbucken im Odenwald und von Heddernheim.

Das Mittelbild des ersteren enthält die bekannte Darstellung des Mithra Tauroktonos. Der Bogen ist in drei Teile eingeteilt: In dem mittelsten Feld sieht man die Versammlung der Zwölfgötter, in der Mitte Zeus, links davon Apollo, Ares, Herakles, rechts davon Hera, Athena, Aphrodite. Alle diese nehmen den ersten Rang ein, im zweiten befinden sich in der Mitte Nike, rechts davon Poseidon, der Rest ist weniger deutlich erkennbar, es finden sich da noch Artemis, Hades, Kore und vielleicht auch Kybele. Das linke Eckfeld nimmt wie gewöhnlich Helios ein, mit seinem von Rossen gezogenen Wagen, oberhalb des Wagens fliegt ein nacktes Kind (Phosphoros) in beiden Händen Fackeln haltend, das rechte Eckfeld ist mit Selene besetzt, die auf einer Biga steht, die von zwei Stieren gezogen wird, dahinter ein Kind mit zwei gesenkten Fackeln (Hesperos), die äußersten Ecken sind mit den Gestalten der Winde ausgefüllt. Die Bilder des linken Pilasters von unten: Eine Büste, deren Bedeutung unerklärbar ist, im nächsten Feld Gaia und Atlas, ferner die drei Moiren, Zeus und Kronos, das 5. Bild zeigt Zeus im Kampf mit einem Giganten, das 6. ist nicht recht deutbar.

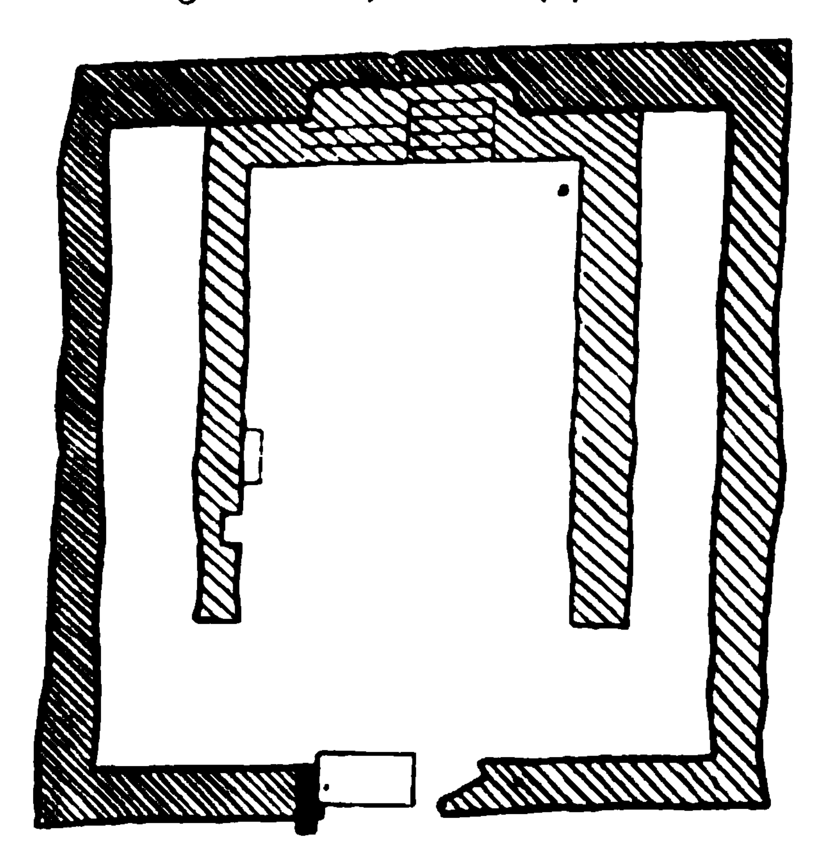


Abb. 7: Grundriß des Mithräum in Saarburg.

Unter der Darstellung der Selene nehmen auf dem rechten Pilaster die Darstellungen ihren Anfang, die sich auf die Kultlegenden beziehen, und die schon einzelne Abteilungen des dekorierten Bogenfrieses ausfüllen. Dieser enthält 12 Bilder von geringer Wichtigkeit. Auf dem nächsten Pilaster sieht man eine besondere Szene aus der Stierlegende, dann folgt Mithra und Helios,

denen der Rest der Darstellungen gewidmet ist. Merkwürdig ist eine darunter, die Mithra zu Pferde darstellt im Kampf mit einem Löwen, und das uns an die alten orientalischen Motive erinnert.

Das Relief von Heddernheim ist ähnlich. Im Mittelgrund Mithra Tauroktonos in Begleitung der beiden Dadophoren. Der Bogenfries enthält die zwölf Tierkreiszeichen, darüber Szenen aus der Stierlegende, Mithra und Sol, Sol kniend vor Mithra, neben diesen die Darstellungen Helios und Selene. Die Pilaster enthalten: In den vier Ecken Medaillons, die Windgötter, darüber und darunter wieder vier: die Jahreszeiten personifiziert. Zwei weitere Bilder in der Mitte der rechten Pilaster stellen dar zweimal Mithra in verschiedener Ausführung, links Zeus im Kampfe mit einem Giganten(?) und Okeanos(?). Das Denkmal ist insofern interessant, weil auch die Rückseite mit Reliefs versehen ist: Mithra und Sol vor einem ruhenden Stier; die Stelle der Dadophoren nehmen zwei Kinder ein, die einen Korb mit Früchten halten.

Es ist natürlich hier nicht möglich, alle die Orte aufzuführen, wo sich Mithräen gefunden haben, das würde viel zu weit führen. Begnügen wir uns mit der Tatsache, daß es so ist, so erhebt sich die Frage, woher das kommt.

Diese Verbreitung hat neben anderen Ursachen hauptsächlich darin seinen Grund, daß neben den Priestern, als denen, die die Ausübung des Kultes überwachten, die Hauptträger des Kultes der Soldat oder mit anderen Worten die Armee war. Die Mithrasreligion war Soldatenreligion geworden, das ist mit der Hauptgrund, weshalb wir soviel Denkmäler gerade an den Grenzen des römischen Reiches finden, vom Osten bis zum Westen, im Süden und im Norden.

Der Völkerwirrwarr, der in einzelnen Grenzprovinzen herrschte, läßt sich nur ahnen. Genaues wissen wir nur über Dacien, wo uns die Bevölkerungsverhältnisse einen Einblick geben, wie überhaupt die Verbreitung des Kultes in so ferne Gegenden möglich war. 107 n. Chr. wurde durch Trajan dem Reiche Dacien einverleibt, das durch langjährige Kriege völlig entvölkert war; außer alten eingeborenen Volksresten waren da nicht nur Illyrer und Pannonier, sondern Galater, Karer, Leute aus Edessa und Palmyra und anders woher; aus dem ganzen Reiche wurden Kolonisten dorthin geschafft. Ähnliche Verhältnisse herrschten in dem benachbarten Pannonien. Das interessanteste in diesem Gebiet ist, daß man das Auftreten des Gottes fast zahlenmäßig — nach der

Zeit des Auftretens in den einzelnen Gegenden — belegen kann, sobald es sich ermöglichen läßt, festzustellen, welche Legionen in den betreffenden Orten lagen und wann diese dorthin gekommen sind. Das läßt sich zum Beispiel für Carnutum in eigenartiger Weise belegen dadurch, daß wir die Zeit feststellen können, wann die legio XV Apollinaris dort ihr Standquartier hatte und von woher sie kam. Die meisten Dedikationen, womit ja die Kultausübung belegt ist, stammen von Soldaten. Später folgte hier die 14. Legion mit einem neuen Tempel, sowie die 10. und 13., so daß nach einander nicht weniger als drei Mithräen entstanden, deren einer gleichzeitig für den Kult des Jupiter Dolichenus von Commagene diente. Am zahlreichsten sind natürlich die Mithräen in den beiden Germanien, das gleichzeitig die schönsten und größten Denkmäler geliefert hat, vor allem aus dem Decumatenland.

Die bedeutendsten Fundorte will ich im folgenden aufzählen: Heddernheim (nördl. von Frankfurt) mit drei Mithracen, Friedberg in Hessen mit dreien und zwei weiteren in der Umgebung, ferner am Rhein entlang: Augst, Straßburg, Mainz, Neuwied, Bonn, Köln, Xanten usw. Es würde viel zu weit führen, wollte man alle die Orte anführen, wo sich der Kult längere oder kürzere Zeit eingebürgert hat.

Aber nicht allein der Legionssoldat kommt für die Verbreitung des Kultes in Betracht, in den Seestädten und Handelshäfen des Imperiums ist der Verbreiter des Kultes vorzugsweise der Kaufmann. Von Wichtigkeit ist Delos, Puzzuoli-Puteoli, der italienische Anlaufhafen für den zu Schiff nach dem Orient reisenden, dann Ostium, Ravenna, Salona in Dalmatien, vom Innenland kommen natürlich wiederum die großen Ströme in Betracht, Rhone, Rhein und Donau, in einzelnen Orten, namentlich mit syrischer Bevölkerung, hielt sich der Kult bis ins tiefe Mittelalter (z. B. Epitaph aus Varna 576 n. Chr.). Vom Rhonetal aus verbreitete sich der Kult bis in die entlegendsten Alpentäler. Für Italien war ein Zentrum der Verbreitung namentlich Aquileja, von dem aus sich der Einfluß bis nach Noricum und an den Comersee erstreckte.

Eine andere Kategorie von Kultverbreitern waren die orientalischen Sklaven, die bei den andauernden Kriegen der Kaiserzeit in immer größeren Massen nach Italien und in die Westhälfte des Reiches einwanderten.

Bei der großen Verbreitung des Kultes in allen Teilen des

Reiches muß es auffallen, daß ganze Gebiete Kleinasiens nicht ein einziges Denkmal oder eine Spur eines Kultes geliefert haben, Gebietsteile, die noch dazu dem Ursprungsland am allernächsten lagen, was kann da die Ursache gewesen sein?

Wir haben dafür nur eine einzige aber ausreichende Erklärung: es war der in diesen Ländern vorwiegende griechische Einfluß, der einen andern nicht aufkommen ließ.

Am Schlusse mag noch kurz das Auftreten des Kultes in Rom besprochen werden. Wie alle fremden Götter, so hatte auch Mithra jedenfalls seinen ersten Tempel außerhalb der Grenzen des Pomeriums. Erst 181 v. Chr. überschritt er diese. Leider sind die Dokumente, die uns die Geschichte des Fortschrittes in der Stadt selbst lehren könnten, so wenig zahlreich, daß sich damit wenig anfangen läßt. Wir haben etwa einhundert Inschriften, etwa sechzig bis siebzig Fragmente von Statuen und Reliefs, ferner die Reste einer Reihe von Tempeln in allen Teilen der Stadt. Die berühmteste Kultstätte scheint die Höhle am Abhange des Kapitols gewesen zu sein, die auch in der Renaissancezeit noch existierte. Ein dort gefundenes Relief geht stilistisch auf das Ende des 2. Jahrhunderts zurück. Es ist klar, daß er auch in Rom zuerst von den untern Volksschichten, vor allem natürlich Soldaten und Kaufmannsstand, verehrt wurde, das zeigen uns wenigstens die ältesten Inschriften (die Entwicklung läuft also analog wie die etwa gleichzeitige des Christentums). Aber allmählich erfolgt sein Aufsteigen in die höheren Kreise des Volkes. Er gewinnt auch hier zunächst nur das Interesse von Philosophen und Gelehrten, und über sein weiteres Vordringen sind wir auch wieder nicht orientiert. Aber eins wissen wir: der Kult gewann das Interesse der Kaiser, wohl aus Rücksicht auf das Militär, und damit hatte er endlich den vollen Erfolg. Der erste römische Kaiser, von dem wir wissen, daß er an den Kulthandlungen teilnahm, war Commodus.

Nachdem wir so die Anfänge des Kultes und der Religion durchgegangen sind, wird es auch von Interesse sein, einmal zu sehen, wie es um die innere Organisation und dem Verhältnis zum römischen Reiche stand. Da ist zunächst das Auffällige, daß der Kult allen Verfolgungen seitens der Staatsgewalt entgangen ist, wie es zum Beispiel beim Isis-Kult der Fall war; zwar Ausweisungen einzelner Magier kamen vor, aber das war nur von untergeordneter Bedeutung. Leider sind wir über die rechtliche Stellung der Kultmitglieder gar nicht orientiert, wir haben nicht

einmal zu Vermutungen ein Recht. Die Situation aber ist mit einemmale beleuchtet durch den Eintritt des Commodus unter die Zahl der Kultglieder. Man kann einigermaßen an modernen Verhältnissen abschätzen, welche Folgen das mittelbar und unmittelbar gehabt haben muß. Seit dem Anfang des 3. Jahrhunderts gab es einen eigenen kaiserlichen Priester für die neue Religion, Aurelian richtete den offiziellen Kult des Sol invictus ein, Diocletian, Galerius waren gleichfalls eifrige Anhänger, zwei Jahrhunderte später noch Julian Apostata. Die Verehrung der Kaiser für den neuen Kult kann kaum in persönlichem Interesse seinen Grund gehabt haben, es liegt viel eher näher, daran zu glauben, daß hier die Staatsraison im Spiele war. Das liegt klar auf der Hand, andererseits wurde das auch noch dadurch begünstigt, daß die Monarchie sich mehr und mehr in ein orientalisches Gewand einkleidete. Unter Nero begann diese Richtung sich langsam zu entwickeln und hat vielleicht unter Diocletian seinen Höhepunkt erreicht.

Was die innere Organisation anbelangt, so wollen wir zunächst die Lehre von den Mysterien durchgehen. Es muß bei einer so weit verbreiteten Religion, die auch auf eine Reihe von Jahrhunderten der Entwicklung zurückblicken konnte, die Frage auftauchen, ist die Lehre zu einer und derselben Zeit überall dieselbe gewesen? Daß sie im Laufe der Jahrhunderte ganz bedeutende Wandlungen durchgemacht hatte, haben wir oben schon gesehen; und den anderen Teil der Frage können wir aus Mangel an Zeugnissen nicht beantworten. Wir sind nur imstande zu sagen, daß sich an der Religion seit ihrem Heraustreten aus der asiatischen Heimat im Grunde nichts geändert hat. Andrerseits ist aber auch zu beachten, daß mit der neuen Religion auch deren Theologie wanderte. Im einzelnen ist diese ziemlich kompliziert und hat kaum Interesse, es sind die alten avestischen Vorstellungen, nur aufgeputzt mit allerlei verstandenen und mißverstandenen Zutaten des klassischen Altertums. Über alles dies sind wir nur fragmentarisch durch die Klassiker orientiert. Von allgemeinerer Bedeutung war das astrologische Element, das durch die Magier und durch die Berührung mit dem Semitischen in die ganze Lehre hineingetragen wurde. Die mächtigsten Gottheiten waren die Planeten, denen man Tugenden und Auswirkungen beilegte, jedem gehörte ein Wochentag, jedem war ein Metall heilig, eine Zahl, die zur sieben hinzugefügt eine besondere religiöse Kraft hatte.

Beim Heruntersteigen zu der Erde erhalten die Seelen von den Planeten ihre Eigenschaften und Fähigkeiten. Auch hier kreuzen sich wieder semitische und iranische Vorstellungen. Sie äußerten sich vor allem in dem doppelten Charakter der Systeme, denn dieses war der Sonne angepaßt, unter der man einmal Mithra verstand, und das andere mal etwas von diesem völlig Getrenntes. Von diesen Planetengöttern mit ihrem doppelten Charakter unterschieden sich die rein astralen oder sideralen — die Zeichen des Tierkreises; jeder hatte seinen größten Einfluß in seinem Monat. Damit war aber das System noch nicht erschöpft, auch Tiere und sogar Gegenstände zog man in den Kreis der Betrachtungen und setzte sie zu Sternbildern in Beziehung, so Löwe und Hund. Die Hemisphären wurden personifiziert (Dioskuren) usw. Das ist alles, wie man sofort sieht, nicht mehr iranischen Ursprungs, aber der Haupterfolg dieses semitischen Einflusses auf die Lehre ist die Tatsache, daß damit eine vollkommen fatalistische Theorie in das System eingefügt wurde, mit dem von nun ab im wesentlichsten gearbeitet wurde, mit der sie den größten Erfolg errungen hat, und mit der sie die Anhänger aller okkultistischen Systeme heranzog, förderte und gleichsam rechtfertigte: also Necromantik und Oneiromantik, der Glaube an Talismane usw.; alle diese Erscheinungen des antiken Heidentums wurden in ein großes System eingefügt und ihre Anhänger, die bisher in einzelne Sekten zerfielen, erhielten nun ein Rückgrat durch den Mithraismus, der mit seiner Lehre von den Dämonen alles das rechtfertigte, was Aufklärung und gesunder Menschenverstand unter anderen Umständen als Unsinn erwiesen hätte.

Von der alten Poesie ist wenig oder nichts enthalten, es sei denn das, was sich etwa auf den Denkmälern findet, und das ist wenig genug.

Mithra selbst wird im Laufe der Zeit immer mehr der religiöse Mittelpunkt der Religion. Alle Taten, alle Legenden, die in der Frühzeit auch von andern vollbracht worden sind, werden auf ihn übertragen, aber nicht nur das. Er war für die alten Magier der Gott des Himmelslichtes, und da das Licht der Träger der Luft ist, so wohnt er zwischen Erde und Hölle, man weiht ihm den 16. Tag jedes Monats, denn der ist die Mitte desselben. Aber diese Mittlerrolle, die auch nach assyrisch-babylonischen Vorstellungen z. T. noch rein lokal gedacht ist, wird weiterhin im übertragenen Sinn gebraucht. Mithra ist Vermittler (wie Christus) zwischen dem unsehbaren und unsichtbaren Gott und dem Menschengeschlecht.

Unter den bildlichen Darstellungen tritt besonders das folgende Thema hervor: Mithra zwischen zwei Kindern stehend, von denen das eine die Fackel erhebt, das andere diese senkt, beide sind eine Inkarnation seiner Person. Beide, die Dadophoren und Mithra, bilden eine Trinität, „der dreifache Mithra". Eine andere Vorstellung ist die, der eine Knabe ist die Personifikation des Lebens und der Wärme, der andere die der Kälte und des Todes. Auch andere Legenden und Erzählungen, die im Zusammenhange mit seinem Kult verbreitet wurden, werden erzählt, so die Geschichte seiner Geburt, doch ist das von geringerer Wichtigkeit. Andere seien hier noch mitgeteilt. Der erste Kampf, den Mithra zu bestehen hat, ist der gegen die Sonne, aber auch diese Episode spielt in dem Kultus keine große Rolle, dagegen die andere mit dem Stier, die ich der Wichtigkeit wegen ausführlich mitteilen will. Vorausgeschickt mag werden: Unter den figürlichen Darstellungen des Mithrakultes spielt bei einer großen Reihe von Denkmälern namentlich bei denen an der Nordgrenze des Reichs, folgende Darstellung eine Hauptrolle. Es ist im Relief eine Höhle dargestellt, die an der Seite Pilaster hat, sowie oben einen Bogen. Alles ist flach abgearbeitet und in kleine Abschnitte zerlegt, die meist mit kleinen Reliefs geschmückt sind, die sich sämtlich auf die Geschichte des Gottes oder seiner Heldentaten beziehen. In der Höhle dagegen sieht man den Gott auf einem zusammengebrochenen Stier sitzend oder reitend, dem er ein Schwert oder einen Dolch in den Hals oder Brust stößt. Diese Darstellung, die an sich noch und dadurch befremdend wird, weil sie zum Hauptgegenstand des Künstlers wird, hat folgendes legendarische zum Hintergrund: Das erste lebende Wesen, das Jupiter-Oromazdes schuf, war ein Stier.

Dieser Stier ging in die Gebirge auf die Weide, und einmal traf er zufällig auf Mithra, der von irgend einer Heldentat zurückkehrte. Der ergriff ihn bei den Hörnern und schwang sich hinauf; der Stier ging im Galopp davon, aber bald erlahmte seine Kraft. Sein Bändiger ergriff ihn an den Hinterbeinen (die Anlehnung an altbabylonische Vorbilder!) und zog ihn rückwärts in einen Stall, der ihm als Wohnung dienen sollte. Aber es gelang dem Stier, auszubrechen und er trieb sich wieder auf den Feldern umher. Das sah die Sonne und die schickte den Raben, ihren Boten, der an Mithra den Befehl überbringen sollte, den Stier zu töten. Mithra ist der Befehl nicht angenehm, er kann aber dagegen nichts machen, weil der Befehl vom Himmel kommt, er verfolgt mit

seinem Hund den Stier, entdeckt ihn in einer Höhle und, indem er ihn mit der einen Hand an der Schnauze ergreift, stößt er ihm mit der andern sein Jagdmesser in die Flanke. Da geschieht ein ganz merkwürdiges Wunder: aus der Wunde des Opfers entsprossen alle Kräuter und Pflanzen, die die Erde mit ihrem Grün bedecken, aus dem Blut der Wein bez. Weinstock für die Mysterien usw. So ist der Heros Tauroktonos durch die Tötung des Stieres der Schöpfer aller wohltätigen Wesen geworden und hat ein neues und fruchtbares Leben geschaffen.

Inzwischen ist das erste Menschenpaar fertig geworden und Mithra hat den Auftrag, darüber zu wachen. Die Mächte der Finsternis können ihnen nichts anhaben; aber Ahriman gelingt es. Eine große Trockenheit wird abgewendet, aber nicht die große Flut, einem einzigen Menschen, von den Göttern gewarnt, gelingt es, sich in ein Boot zu retten. Dann verwüstet ein Feuerbrand die Erde. Damit sind die Leiden des jungen Menschengeschlechts erschöpft und sie vermehren sich von da ab in steigendem Maße.

Dann erreicht das heroische Zeitalter seinen Abschluß und die Mission Mithras auf der Erde ist beendet. Ein Mahl wird mit den übrigen Göttern abgehalten, dann steigen sie in den Himmel hinauf. Diese Geschichte, so legendenhaft sie ist, läßt uns besser als alle inschriftlichen Denkmäler den ungeheueren kulturellen Einfluß verstehen, den der Kult in der antiken Welt gehabt hat. Mithra ist hier weiter nichts als der Demiurgos, der Schöpfer und Weltordner. Er ist anderseits eine Emanation des Weltschöpfers Ahura-Mazda. Das ist im Grunde genommen das Geheimnis der ganzen Lehre und der plastischen Darstellung im besonderen und man wird nunmehr verstehen, weshalb gerade sich diese allgemeiner Beliebtheit erfreute.

Nun erhebt sich anderseits die Frage, welche Verpflichtungen die Kultmitglieder hatten. Auf diese Frage gibt es leider keine Antwort, was das Avesta vorschreibt kann kaum noch nach so langer Zeit Geltung gehabt haben; doch scheinen sie dieselben gewesen zu sein wie bei so manchen anderen Religionsgesellschaften, das Christentum nicht ausgenommen; als Endziel: das der vollkommenen Reinheit, Kampf gegen die Sinnlichkeit, möglichste Bedürfnislosigkeit; man sieht, die üblichen Forderungen.

In diese kosmogonischen Fabeln sind nun vor allen Dingen zwei theologische Spekulationen hineingewebt: die Idee der Erlösung und Befreiung. Man glaubt an ein Fortleben nach dem Tode, an

die Qualen und Freuden des Jenseits. Die Seelen steigen auf die Erde nieder und beleben die Körper der Menschen, wenn die Seele nach einer bestimmten Zeit wiederum den Körper verläßt, dann streiten sich die Mächte der Finsternis und des Lichtes um den Besitz; ein Urteilspruch entscheidet darüber, ob sie würdig ist in das Paradies zurückzukehren.

Im anderen Falle wird sie in die Hölle geschleppt, wo sie tausend Torturen unterworfen wird. Die Himmel sind in sieben Sphären eingeteilt, jede für einen Planeten. Vor jeder Tür steht ein Hund des Ormuzd als Wächter, nur die Eingeweihten vermögen ihn zu bändigen. Von einer Sphäre zu anderen entkleidet sich die Seele der Leidenschaften, sie überläßt der Venus ihre erotischen Gelüste, Mars ihren kriegerischen Mut, Saturn ihre Faulheit, um endlich in die achte einzutreten, als erhabenes Wesen, wo auch die Götter sich aufhalten. Mithra hat den Vorsitz über den Gerichtshof, er ist auch der Seelenleiter. Es ist klar, daß die eben mitgeteilte Darstellung sich nur für Gebildete im modernen Sinne eignete, und das man für das niedere Volk eine Darstellung erfinden mußte, die greifbarer war. Die Geschichte spielt sich zu Anfang fast genau ebenso ab, wie die vorerzählte von dem Stier. Auch die Gerichtsszene ist noch so ziemlich dieselbe, nun aber tritt ein abgekürztes Verfahren ein. Nachdem Gute und Böse von einander geschieden sind, läßt Ormuzd auf Bitten der Gläubigen ein Feuer vom Himmel fallen, das nicht nur alle Bösen, sondern auch Ahriman mit seinen Dämonen vernichtet. Darauf erfreut sich das ganze Weltall einer ewigen und vollkommenen Ruhe.

Im Grunde genommen: primitive Vorstellungen entwickelt durch theologische Spekulationen und fremde Einflüsse und trotzdem ein so ungeheuerer Erfolg. Das verdankt der Kult vor allem dem Umstande, daß er eine sittliche Macht war, daß er den Unsterblichkeitsglauben predigte und den Glauben an eine endgültige und ausgleichende Gerechtigkeit. Das stellt ihn hoch über so manches andere Religionssystem seiner Zeiten.

Dem Scharfsinne Albrecht Dieterichs ist es vorbehalten gewesen, aus einem Pariser Zauberpapyrus eine Mithrasliturgie wenigstens in ihrem Hauptbestandteil, dem liturgischen Text, wieder zu rekonstruieren. Dieser ist etwa im 4. Jahrhundert nach Christo geschrieben. Aber diese vor uns liegende Niederschrift setzt sich in ihren einzelnen Bestandteilen aus älteren Stücken zusammen, aus einzelnen Stellen des Textes kann man schließen, daß er bereits

im zweiten Jahrhundert dem Gebrauch des Kultus gedient hatte. Es ergibt die weitere Untersuchung die Wahrscheinlichkeit, daß zwischen 100 und 300 die Liturgie in der Form entstanden ist, wie wir sie heute in der Handschrift besitzen.

Im folgenden gebe ich eine Übersetzung des griechischen Textes nach Dieterich[1].

Gnade sei mit dir von dir, Vorsehung und Schicksal, wenn ich schreibe diese ersten überlieferten Mysterien, allein aber für mein Kind Unsterblichkeit, einen Mysten, würdig dieser unserer Kraft, die der große Gott Helios Mithras mir hat geben lassen von seinem Erzengel, auf daß ich allein, ein Adler, den Himmel beschreite und erschaue alles.

Dies ist des Gebetes Anrufung:

„Erster Ursprung meines Ursprungs, Urgrund meines Urgrunds, Geist des Geistes, des Geistes in mir Erstling, Feuer, „das zu meiner Mischung (aus den Mischungen in mir) von Gott „gegeben ist, des Feuers in mir Erstling, Wasser des Wassers, „des Wassers in mir Erstling, Erdstoff des Erdstoffes in mir „Erstling, mein gesamter Leib des N. N., Sohnes des N. N. fertig ge„bildet von einem ehrenreichen Arme und einer unvergänglichen Rechten „in lichtloser und durchleuchteter Welt, in unbeseelter und beseelter. „Wenn es euch denn gefallen hat, mich wiederzugeben der Geburt der „Unsterblichkeit, mich, der ich gehalten werde durch meine gegebene „Natur, auf daß ich nach der gegenwärtigen und mich arg be„drängenden Not schauen möge den unsterblichen Urgrund mit dem „unsterblichen Geiste, mit dem unsterblichen Wasser, mit dem Festen „und der Luft, auf daß ich durch Geist wiedergeboren werde, daß „ich geweiht werde und in mir wehe der heilige Geist, auf daß ich „bewundere das heilige Feuer, auf daß ich schaue die abgrundtiefe, „schauervolle Flut des Aufgangs, und auf mich hört der leben„zeugende und ringsumwallende Äther; denn erschauen soll ich „heute mit den unsterblichen Augen, sterblich gezeugt aus sterb„lichem Mutterleibe, erhöht von großmächtiger Kraft und unver„gänglicher Rechten, mit unsterblichem Geiste den unsterblichen Aion „und Herrn der Feuerkronen, durch heilige Weihen gereinigt, da „unter mir steht auf ein kleines rein die menschliche Seelenkraft, „die ich wiedererlangen werde nach der gegenwärtigen und mich

1) Die Gebetsworte sind durch „ eingefaßt.

„bedrängenden bittern Not schuldentrückt, ich der N. N., Sohn der „N. N., nach Gottes unwandelbarem Ratschluß, denn es ist mir „nicht erreichbar als dem sterblich geborenen mit dem goldenen „Flammenglanz der unsterblichen Leuchte in die Höhe zu steigen. „Stehe still, vergängliche Menschennatur, und sogleich laß mich „los nach der unerbittlichen und niederdrückenden Bedürftigkeit. „Denn ich bin der Sohn .... (ich hauche ... am Morgen .. ?)"

Hole von den Strahlen Atem, dreimal einziehend so stark du kannst, und du wirst dich sehen aufgehoben und hinüberschreitend zur Höhe, so daß du glaubst mitten in der Luftregion zu sein. Keines wirst du hören, weder Mensch noch Tier, aber auch sehen wirst du nichts von den Sterblichen auf Erden in jener Stunde, sondern lauter Unsterbliches wirst du schauen. Denn du wirst schauen jenes Tages und jener Stunde die göttliche Ordnung, die tagbeherrschenden Götter hinaufgehen zum Himmel und die andern herabgehen; und der Weg der sichtbaren Götter wird durch die Sonne erscheinen, den Gott, meinen Vater; ähnlicher Weise wird sichtbar sein auch die sogenannte Röhre der Ursprung des diensttuenden Windes. Denn du wirst von der Sonnenscheibe wie eine herabhängende Röhre sehen: und zwar nach den Gegenden gen Westen unendlich als Ostwind; wenn die Bestimmung nach den Gegenden des Ostens der andere hat, so wirst du in ähnlicher Weise nach den Gegenden jenes die Umdrehung (Fortbewegung) des Gesichts sehen. Sehen wirst du aber, wie die Götter dich ins Auge fassen und gegen dich heranrücken. Du lege sogleich den Zeigefinger auf den Mund und sprich „Schweigen! Schweigen! Schweigen!", das Zeichen des lebendigen unvergänglichen Gottes, „Schütze mich, Schweigen!". Darauf pfeife lang, dann schnalze und sprich und dann wirst du sehen, wie die Götter gnädig auf dich sehen und nicht mehr gegen dich heranrücken, sondern an die Stelle ihrer Tätigkeit gehen.

Wenn du nun die obere Welt rein siehst und einsam und keinen der Götter oder Engel herankommen, erwarte zu hören gewaltigen Donners Krachen, so daß du erschüttert wirst. Sprich du aber wiederum „Schweigen! Schweigen!". Gebet: „Ich bin „ein Stern, der mit Euch seine Wandelbahn geht und aufleuchtet „aus der Tiefe". Wenn du das gesagt hast, wird sich sofort die Sonnenscheibe entfalten.

Nachdem du aber das zweite Gebet gesagt hast, wo es zweimal Schweigen heißt und das folgende, pfeife zweimal und schnalze

zweimal, und sogleich wirst du von der Sonnenscheibe Sterne herankommen sehen, fünfzackig sehr viele und erfüllend die ganze Luft. Sprich du wiederum „Schweigen! Schweigen!“ und wenn sich die Sonnenscheibe geöffnet hat, wirst du einen unermeßlichen Kreis sehen und feurige Tore, die abgeschlossen sind.

Du aber sagst sogleich das hier folgende Gebet her, deine Augen schließend. Drittes Gebet: „Erhöre mich, höre mich, den „N. N., den Sohn der N. N., Herr, der du verschlossen hast mit „dem Geisthauch die feurigen Schlösser des Himmels, Zweileibiger, „Feuerwaltender, des Lichtes Schöpfer (andere: Verschließer), „Feuerhauchender, Feuermutiger, Geistleuchtender, Feuerfreudiger, „Schönleuchtender, Lichtherrscher, Feuerleibiger, Lichtspender, Feuer„säender, Feuertosender, Lichtlebendiger, Feuerwirbelnder, Licht„erreger, Blitztosender, des Lichtes Ruhm, Lichtmehrer, Feuerlicht„halter, Gestirnbezwinger, öffne mir, weil ich anrufe um der nieder„drückenden und bittern und unerbittlichen Not willen die Namen, „die noch nie eingingen in sterbliche Natur, die noch nie in deut„licher Sprache ausgesprochen wurden von einer menschlichen „Zunge oder menschlichem Laut oder menschlicher Stimme, die „ewig lebenden und hochgeehrten Namen“. Das alles sage mit Feuer und Geist, erstmals es vollendend, dann ähnlich zum zweiten Male beginnend, bis du zu Ende gesagt hast die sieben unsterblichen Götter der Welt. Wenn du das gesagt hast, wirst du Donner hören und ein Krachen in der Luft und entsprechend wirst du dich selbst erschüttert fühlen. Du aber sprich wieder „Schweigen!“ Gebet. Dann öffne die Augen und du wirst die Türen geöffnet sehen und die Welt der Götter, die innerhalb der Türen ist, so daß von der Lust und Freude des Anblicks dein Geist mitgerissen wird und in die Höhe steigt.

Tritt nun hin sogleich und ziehe von dem Göttlichen gerade hinblickend in dich den Geisthauch, und wenn deine Seele wieder zur Ruhe gekommen ist, sprich: „Komm herzu, o Herr!“ Wenn du das gesagt hast, werden sich zu dir die Strahlen wenden und du wirst mitten unter ihnen sein. Wenn du nun das getan hast, wirst du einen Gott sehen jugendlich, schön, mit feurigen Locken in weißem Gewande und in scharlachrotem Mantel mit einem feurigen Kranze. Sogleich begrüße ihn mit dem Feuergruße: „Herr, sei „gegrüßt, großmächtiger, hochgewaltiger König, Größter der Götter, „Helios, Herr des Himmels und der Erde, Gott der Götter, „mächtig ist dein Hauch, mächtig ist deine Kraft, Herr, wenn es

„dir gefällt, melde mich dem höchsten Gotte, der dich gezeugt hat „und gemacht: ein Mensch ich der N. N., Sohn der N. N., ge„worden aus sterblichem Mutterleibe der N. N. und Lebenssaft „des Samens, und nachdem dieser heute von dir neugezeugt ist, „der aus so vielen Tausenden zur Unsterblichkeit berufen ist in „dieser Stunde nach dem Ratschluß des überschwenglich guten „Gottes, strebt und verlangt, dich anzubeten nach menschlichem „Vermögen". Wenn du das gesagt hast, wird er zum Pol kommen und du wirst ihn sehen schreitend wie auf einem Wege.

Du aber blicke zu ihm auf und ein langes Gebrüll wie mit einem Horn, deinen ganzen Atem drangebend, deine Seite pressend, gib von dir und küsse die Amulette und sprich zuerst zur Rechten: „Schütze mich!". Wenn du das gesagt hast wirst du Tore sich öffnen sehen und kommen aus der Tiefe sieben Jungfrauen in Byssosgewändern mit Schlangengesichtern. Sie werden genannt des Himmels Schicksalsgöttinnen, haltend goldene Zepter. Wenn du das siehst, begrüße sie so: „Seid gegrüßt, ihr sieben Schicksals„göttinnen des Himmels, ihr ehrwürdigen und guten Jungfrauen, „heilig und eines Lebens mit, ihr heiligsten Wächterinnen der vier „Säulen, sei gegrüßt du erste, sei gegrüßt du zweite, sei gegrüßt „du dritte, sei gegrüßt du vierte, sei gegrüßt du fünfte, sei gegrüßt „du sechste, sei gegrüßt du siebente".

Und es kommen hervor andere sieben Götter mit Gesichtern schwarzer Stiere, mit Linnenschürzen, mit sieben goldenen Diademen. Das sind die sogenannten Polherrscher des Himmels, die du in ähnlicher Weise begrüßen mußt, jeden mit seinem eigenen Namen. „Seid gegrüßt, ihr Weltaxenwächter, ihr heiligen und starken „Jünglinge, die ihr umdreht auf ein Kommando die drehbare „Axe des Kreises des Himmels und Donner und Wetterleuchten „und Erdbeben und Donnerkeile entsendet auf der Frevler Scharen, „mir aber, der ich fromm bin und gottesfürchtig, Gesundheit und „des Leibes Unversehrtheit, des Gehöres und Gesichtes Stärke, „Seelenruhe in den gegenwärtigen guten Stunden des heutigen „Tages, ihr Herren über mich und hochgewaltigen Götter: sei ge„grüßt du erster, sei gegrüßt du zweiter, sei gegrüßt du dritter, „sei gegrüßt du vierter, sei gegrüßt du fünfter, sei gegrüßt du „sechster, sei gegrüßt du siebenter".

Wenn sie aber antreten hier und dort nach der Ordnung, blicke geradeaus in die Luft und du wirst merken Blitze herabkommen und Lichter funkeln und die Erde beben und herabkommen

Gott übergewaltig mit leuchtendem Antlitz, jung; mit goldnem Haupthaar, in weißem Gewande, mit goldnem Kranz, in weiten Beinkleidern, haltend in der rechten Hand eines Rindes goldne Schulter, die da ist das Bärengestirn, das bewegt und zurückwendet den Himmel, stundenweise hinauf und hinabwandelnd, dann wirst du sehen aus seinen Augen Blitze und aus seinem Leibe Sterne springen. Und du erhebe sogleich ein langes Gebrüll, pressend deinen Leib, damit du mit erregst die fünf Sinne, lang, bis du absetzen mußt; küsse wiederum die Amulette und sprich: „(Herr) „über mich, den N. N., bleibe bei mir in meiner Seele, verlaß „mich nicht, weil es dir befiehlt". Und sieh dem Gott ins Antlitz lange brüllend und grüße ihn so:

„Herr sei gegrüßt, Herrscher des Wassers; sei gegrüßt, Be-„gründer der Erde: sei gegrüßt, Gewalthaber des Geistes. Herr, „wieder geboren, verscheide ich, indem ich erhöhet werde, und da „ich erhöhet bin, sterbe ich; durch die Geburt, die das Leben zeugt, „geboren, werde ich in den Tod erlöst und gehe den Weg, wie „du gestiftet hast, wie du zum Gesetze gemacht hast und geschaffen „hast das Sakrament".

Auf eine Interpretation der Liturgie kann ich mich nicht einlassen, weil sie zu weit in Einzelheiten hineingehen würde, und zuletzt zu einer Darstellung der antiken Kulte im Zusammenhang — aus dem sich dieser eine kaum herausnehmen läßt — führen würde. Ich muß mich darauf beschränken, hier auf die ausführliche Interpretation von Dieterich selbst zu verweisen.

Von der übrigen Liturgie des Kultes wissen wir ebensowenig etwas, wie von vielen anderen Kulten der Antike, nur einzelne Verse und andere geringe Überreste sind uns durch Augustin und Hippolyt überliefert. Wir wissen nur das eine, daß die Gathas in alexandrinischer Zeit in das Griechische übersetzt worden sind, und daß das Griechische Kultsprache war. Wir wissen auch nur durch eine Schrift des heiligen Hieronymos, daß die neuaufgenommenen Kultmitglieder sieben Grade durchzumachen hatten, eine Mitteilung, die durch Inschriftenfunde bestätigt wird, und daß die Eingeweihten nacheinander folgende Namen annahmen: Rabe (corax) . . . . . (cryphius), Soldat (miles), Löwe (leo), Perser (Perses), Bote der Sonne (heliodromos) und endlich Vater (pater). Bei gewissen Zeremonien trugen die einzelnen Leute eine ihrem jeweiligen Grade entsprechende Kleidung, wie wir aus den Denkmälern

sehen können. Auch andere Tiernamen wurden in verschiedenen Teilen der antiken Welt, in Anspielung auf die Bilder des Tierkreises, verwendet. Die weiteren Einzelheiten sind ohne Interesse. An der Spitze der Väter stand der pater patrum oder pater patratus, dem die Leitung des Kultes oblag, und der sie bis zu seinem Tode behielt. In bezug auf das Alter der Neuaufzunehmenden gab es keine Beschränkung, auch Kinder wurden in die Gemeinschaft aufgenommen. Die Novizen wurden eidlich verpflichtet, an den Lehren und Riten nichts zu ändern, je nach dem Aufsteigen in die höheren Grade verpflichtete man sie noch durch besondere Eide. Im besonderen scheint man noch Erkennungszeichen gehabt zu haben, wie aus einer Stelle bei Minucius Felix hervorgeht.

Bei den einzelnen Gottesdiensten wurde Brot und Wein gereicht, das vom Priester vorher geweiht worden war. Über diese Handlung sind wir glücklicherweise durch ein Relief gut orientiert, das diese darstellt: Vor zwei Personen, die sich in halb sitzender Stellung auf einer Ruhebank befinden, steht ein kleiner Dreifuß, auf dessen Platte vier kleine Brote liegen, jedes mit einem Kreuz versehen, darum gruppieren sich Gläubige verschiedener Grade, einer von diesen, ein Perser, reicht ihnen ein Trinkhorn, während ein zweites Gefäß von einem der übrigen gehalten wird. Einzelne andere Züge von Zeremonien sind nur noch bei den altchristlichen Kirchenschriftstellern überliefert. Nach meiner Ansicht sind aber alle Zeugnisse von dieser Seite mit Vorsicht aufzunehmen, weil man von vornherein annehmen muß, daß sie zum Zwecke der Propaganda tendenziös entstellt sind. Es versteht sich auch hier von selbst, daß eine Reihe von Gebräuchen mit der Zeit hier und da ausarteten, aber im einzelnen sind wir wiederum schlecht unterrichtet, und nur von den Bergvölkern des Taurus wissen wir, daß hier die Zeremonien zur Erlangung der einzelnen Grade besonders blutig waren. Aber im einzelnen ist hier auch viel übertrieben, besonders in den späteren Zeiten von byzantinischen und syrischen Schriftstellern.

Die meisten Kultstätten bestanden wohl da, wo man natürliche Höhlen in Felsen fand oder unter überhängendem Gestein, wo das nicht der Fall war, wie im Flachland, mußte man zu künstlichen Bauten seine Zuflucht nehmen. Über diese sind wir vornehmlich durch Privatheiligtümer in römischen Villen orientiert: Nachdem man die Vorhalle des Tempels durchschritten hatte, stieg

man eine Treppe zur Krypta herunter, in das Sanktuarium, wo in einer Nische die übliche Darstellung sich befand, die von Lampen beleuchtet wurde.

Das mystische Halbdunkel, die Fremdartigkeit der Darstellung mußte natürlich auf den Außenstehenden großen Eindruck machen.

Die Tradition des Zeremoniells wurde von den Priestern bewahrt. Aber wir wissen zweierlei nicht, einmal, woraus ergänzte sich der Priesterstand, war er erblich, oder ging das Amt durch Wahl von dem einen zum andern über, oder war es an die Zeit gebunden? Und zweitens, wie war das Verhältnis zu den „Vätern", das ist alles bis jetzt noch wenig aufgeklärt, wir wissen nur das eine, daß der Priester, aber nicht immer, zu der Kaste der Väter gehört. Aber andererseits ist ebenso wahrscheinlich, daß im gewissen Sinne eine Hierarchie bestand, an deren Spitze der Oberpriester stand, denn aus Tertullian wissen wir, daß der sich nur einmal verheiraten durfte. Im übrigen lag den Priestern die Wahrnehmung des religiösen Dienstes ob, dazu ist zu rechnen, die Aufrechterhaltung des ewigen Feuers auf dem Altar, dreimal am Tage, morgens, mittags und abends ein Gebet zur Sonne zu senden, ferner spezielle Opfer für die Götter der Ober- und Unterwelt usw. Der feierliche Augenblick der Entschleierung des Kultbildes wurde durch Glockenläuten angekündigt, von denen einige in dem Mithräum von Heddernheim gefunden wurden. Außerdem spielten natürlich auch religiöse Gesänge mit Musikbegleitung eine Rolle. Dazu kamen besondere Feiern an den Festtagen, dem 16. jedes Monats, sowie am 25. Dezember, auf welchen Tag das Hauptfest fiel. Einführungen von neuen Mitgliedern fanden meist im März oder April statt.

Im zivilrechtlichen Sinne waren die Kultvereinigungen Gesellschaften und genossen Eigentumsrechte. Mit der Wahrnehmung dieser waren besondere Beamte beauftragt, die, und das ist ganz eigentümlich, keine Mitglieder des Kultes waren, und die von der Gemeinde gewählt wurden. An der Spitze stand sozusagen der Gemeinderat (decem primi), an deren Spitze stand ein jährlich gewählter Magister, außerdem wissen wir von „Kuratoren", „Defensoren" und endlich „Patronen", meist Leuten von Einfluß und Mitteln.

Die Unkosten mußten durch freiwillige Spenden aufgebracht werden. Armen Gemeinden machte natürlich die Beschaffung eines Heiligtums große Schwierigkeiten, wie wir aus den erhaltenen Inschriften ersehen können.

Eine andere Frage, die von ebensogroßem Interesse ist, ist die, wie stand die Mithra-Religion zu den anderen Religionen? Für die Beantwortung dieser Frage ist nicht die Frühzeit des Kultes von Wichtigkeit, denn da war er ja fast der einzig herrschende, sondern die Zeit, wo er aus der asiatischen Abgeschlossenheit in die Kultur des Okzidents hinübertrat. War er noch, namentlich in der Perserzeit und Sassanidenzeit, sehr intolerant, so änderte sich das unter dem Einflusse der hellenisch-römischen Kultur und schlug fast in das Gegenteil um, in die Anpassung an andere Kulte; so haben wir am Rhein die eigentümliche Tatsache zu verzeichnen, daß auch die keltischen Götter in den Tempeln des Mithra verehrt wurden, andrerseits ist die Verquickung des Kultes mit semitischen zu verzeichnen, sowie eine tiefe Aversion gegen die aus Ägypten eingeführten, besonders den Isiskult. Eine neue Belebung erfuhr sogar der Kult der Magna Mater durch ihn. Eine Erscheinung, die ja nahe begründet ist durch die gleichen Ideen, die beiden Kulten zugrunde liegen; diese Bewegung ging besonders von Ostia aus.

Man kann vom Mithrakult nicht sagen, daß er Staatsreligion war, abgesehen davon, daß das Wort in sich schon einen Widerspruch trägt, aber er war die erste Religion, die Religion der Kaiser, im Staate geworden. Es war nur der natürliche Lauf der Geschichte, daß der Kult früher oder später mit der neuen Religion, die vorgab, besser zu sein als alle anderen, zusammen stoßen mußte. Aus dem fernen Asien an fremde Stätten verpflanzt, hatte sich der Mithra-Kult allmählich immer weiter entwickelt, war von den untersten Volksschichten in die höheren Kreise eingedrungen und war zuletzt zu einem Kult der Kaiser geworden, er hatte auf der einen Seite den höchsten äußeren Erfolg, auf der anderen, durch die Anpassung und Aufsaugung anderer Kulte, die alle zuletzt in ihm zusammenliefen mit einzelnen wenigen Ausnahmen, den größten inneren. Er mußte also auch mit dem Christentum, oder besser gesagt mit der christlichen Religion, in Berührung kommen und sich mit ihr auseinandersetzen. Auch sie war, wie so viele andere, aus dem Orient gekommen, die Geschichte ihres Stifters hat so vieles gemeinsam nicht nur mit dem Mithra-Kult allein, sondern mit der so mancher anderen Religionsgründer und -Stifter; die Grundlagen der Lehren waren, was das menschliche Leben anbetrifft, beinahe die gleichen. Glaube stand gegen Glaube; welcher von beiden der bessere war oder der richtige, ist

hier eine übrige Frage, aber warum war es auf die Dauer nicht möglich, daß beide Religionen mit einander auskommen konnten und zuletzt der Entscheidungskampf ausgefochten werden mußte. Ich glaube, daß gerade eben wegen dieser Fülle der gleichen Züge ein Nebeneinanderleben beider Religionen nicht möglich war.

Die Ursachen dieses Kampfes liegen zeitlich weiter zurück und müssen sich schon zu Zeiten abgespielt haben, von denen wir weder inschriftliche Zeugnisse noch sonst Aufzeichnungen der einen oder anderen Partei haben. Und das ist auch der Hauptgrund, weshalb wir auf die Frage keine rechte Antwort haben, es ist auch nicht erst die Überlegung der modernen Zeit, worin eigentlich das Trennende zwischen Mithrakult und Christentum lag, darüber zerbrach man sich bereits im Altertum den Kopf, ohne zu greifbaren Resultaten zu kommen. Dabei braucht man nicht einmal auf die rein dogmatischen und theologischen Streitigkeiten einzugehen, sondern wofern man sich nur mit Äußerlichkeiten der Kulturausübung befaßt, müssen diese sofort in die Augen fallen. Die Parallelstellen der Evangelien und der Mithraslegende mußten zum Nachdenken und zur Spekulation reizen, aber sie konnten ein greifbares Resultat a priori nicht ergeben. Dagegen ist auf einem Gebiet des Christentums der Einfluß der Mithrakultur unschwer nachzuweisen: auf dem der Kunst; hier wurde eine Menge übernommen, das ich im einzelnen nicht aufzählen möchte, weil es zu weit führen würde. Es kommt hier darauf an, zwischen dem zu trennen, was der Mithraskult dem Christentum geliefert hat und was die Antike im allgemeinen; die letztere hat bei weitem den größten Anteil. Andrerseits: so vieles Gemeinsame zwischen beiden Religionen war, so hatten sie doch auch ihre Gegensätze. Es läßt sich ja das im einzelnen in diesem Rahmen nicht unterbringen und es bedarf jedes Wort eigentlich eines Kommentars aber soviel kann man doch sagen: Der Mithrakult ging mit dem römischen Staat, die Kirche ging wie damals und zu allen Zeiten gegen ihn, sie war, das läßt sich zu vielen Malen belegen, im Grunde staatsfeindlich. Es ist auch hier nicht der Ort, die theoretische Frage abzuhandeln, was aus dem römischen Reich geworden wäre, wenn es ohne das Christentum hätte weiterleben müssen, oder die andere Frage nach den Ursachen des Unterganges des Römertums oder der antiken Welt überhaupt, diese gehen uns hier mehr oder weniger nichts an. Mit dem Eintreten dieser Phase in der Entwicklungsgeschichte des Römerreiches war allerdings der

Untergang des Reiches so gut wie gesichert; wenn man auch das Christentum allein für den Untergang nicht verantwortlich machen kann, die Ursachen sind noch andere und recht zahlreiche gewesen; aber den Hauptanteil an diesem Ereignis hat es doch zweifellos gehabt.

Die Hauptursachen des Unterganges des Mithraismus sind zwei. Die eine äußere: 275 n. Chr. geht Dacien dem römischen Reiche verloren, wenig später das Decumatenland, das war der Hauptschlag gegen den Mithrakult; alle bestehenden Tempel in diesem Gebiet wurden zerstört. Die andere Ursache war, daß das Verhältnis zwischen den beiden Religionen immer unleidlicher wurde. Die Christen beschuldigten nicht ohne Grund die Anhänger des Mithra als Urheber der Christenverfolgung unter Galerius. Aber noch immer hatten die Mithra-Anhänger das Übergewicht, bis mit einemmal der Übertritt Constantins alle Hoffnungen vernichtete; das gab den Ausschlag in dem jahrhundertlangen heimlichen Kampf, und wie die Folge lehrte, endete er zugunsten des Christentums. Aus einem anerkannten Kult wurde nunmehr ein geduldeter. Aber es kam noch schlimmer: Die Nachfolger Constantins waren dem Kult sogar feindlich. Legenden, Kultus usw., alles fiel dem Spott des Christentums anheim, und unter Constans herrschten Zustände, wie sie uns ein Rhetor schildert: niemand wagte mehr, Aufgang und Untergang der Sonne zu beobachten, und Bauern und Seeleute hielten sich die Hände vor die Augen, um die Gestirne nicht zu sehen. Unter der Regierung Julians fand noch einmal ein unerwarteter Aufschwung statt. Er erhielt selbst die Weihen und richtete die Kulte in Konstantinopel und Athen wieder ein. Überall stand die alte Religion wieder auf; in Alexandrien kam es zu blutigen Auseinandersetzungen zwischen beiden Parteien, der Patriarch, der eine Kirche auf den Ruinen einer Mithräums bauen wollte, wurde ins Gefängnis geworfen und dort ermordet, die Anstifter gingen straflos aus (361). Aber dieses Wiederaufleben war nur von kurzer Dauer, Julian kam in einem Feldzuge gegen Persien um und nun war die Zeit für eine gründliche Abrechnung gekommen. Schon 371 wurden viele Anhänger in ein angebliches Komplott verwickelt und hingerichtet. Später kamen eine ganze Reihe von Edikten der Kaiser, die schwerlich aus eigenem Antriebe entstanden sind, hinzu. In den Provinzen und in Rom selbst wurden die Tempel zerstört, manche weniger wahrscheinlich aus Gründen des Glaubens, sondern weil man dabei persönlich auf die Kosten kommen konnte.

Trotzdem hielt sich in Rom, das immer noch das Bollwerk des Heidentums war, der Glaube an ein Wiederaufleben, denn die römische Aristokratie war zum größten Teil der Lehre treu geblieben und das Interesse einiger späterer Kaiser machte dem Rest der Treugebliebenen wieder neue Hoffnung, und die Ereignisse wie die Tempelplünderung Gratians (382) hatten zur Folge, daß die privaten Beihilfen sich nur noch vermehrten, bis endlich (394) durch den Sieg des Theodosios, die letzte Hoffnung auf Erfolg für immer schwand.

In einzelnen Alpentälern, auch in den Vogesen hielt sich der Kult noch bis ins 5. Jahrhundert, auch in Rom und anderswo, aber nur im Verborgenen; er verlor sich nach und nach in den Orient, wo er hergekommen war, um auch hier langsam zu erlöschen. Das, was dauernd weiterlebte und durch die Christliche Kirche weiter verbreitet wurde, das waren seine Ideen. Äußerlich war die verhaßte Religion vernichtet, aber innerlich hatte das Christentum nur einen teilweisen Erfolg zu verzeichnen. Es hatte einen Teil seiner Ideen in sich aufnehmen müssen: die Motive der Unterwelt, die Sakramente, das Gericht, usw. usw., ferner eine Reihe von Riten in der christlichen Kirche, und nicht zuletzt seine astrologischen Errungenschaften, und es ist merkwürdig, daß gerade die Ideen, die das Christentum so verabscheuenswürdig an dem Kultus gefunden hatte, das Hauptmittel der Propaganda wurden: vor allem der Mystizismus. Das gilt für den Okzident.

Im Orient trat der Manichäismus das Erbe des Kults an; gegründet auf z. T. uralte babylonische Anschauungen, war er der eigentliche Kulturträger im späten Altertum und im frühen Mittelalter, und vermochte, durch eine teilweise Umformung der alten Ideen und Angleichung an christliche Lehren, eine neue Wirkungssphäre sich zu erschließen. Über diese religiöse Richtung, wenn man so sagen darf, über die wir bisher nur etwas aus Quellen zweiter Hand wußten, sind wir jetzt glücklich auch durch die Turfanfunde in überraschendster und in kaum geahnter Weise aufgeklärt, dadurch, denn es ist uns gelungen, einen nicht kleinen Bestandteil seiner Lehren in ihrer originalen Gestalt wieder aufzufinden.

Benutzte Literatur.

Cumont, Textes et monuments figurés relatifs au culte de Mithra. 2 Bde. Bruxelles 1896—1899.

Avesta (Spiegel).

Harnack, Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten. 2. Aufl. Leipzig 1906.

Burckhardt, Die Zeit Constantins des Großen. Basel 1853.

Albrecht Dieterich, Eine Mithrasliturgie. Leipzig 1903.
(Die 2. Aufl. konnte ich leider nicht mehr benutzen.)

v. Domaszewski, Geschichte der römischen Kaiser. 2 Bde. Leipzig 1909.

Die Spezialliteratur ist am vollständigsten bei Cumont verzeichnet; eine verkürzte deutsche Ausgabe, übers. v. Gehrich, erschien 1903.

12. Jahrgang

Preis des Jahrganges (4 Hefte) 2 M., geb. 3 M.

Der Alte Orient
Gemeinverständliche Darstellungen
herausgegeben von der
Vorderasiatischen Gesellschaft (E. V.)

Heft 4

Einzelpreis jedes Heftes 60 Pfennig

Heerwesen und Kriegführung der Assyrer auf der Höhe ihrer Macht

Von

Dr. Johannes Hunger

Mit 9 Abbildungen



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1911

Die Vorderasiatische Gesellschaft (E. V.)

mit dem Sitz in Berlin

bezweckt die Förderung der vorderasiatischen Studien auf Grund der Denkmäler. Sie gibt wissenschaftliche Arbeiten ihrer Mitglieder in zwanglosen Heften als „Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft“ und gemeinverständliche Darstellungen vierteljährlich unter dem Titel „Der Alte Orient“ heraus. Ferner will die Gesellschaft die Beschaffung neuen Materials anregen und unterstützen.

Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt 10 Mark, wofür die „Mitteilungen“ (sonst 15 M.) und „Der Alte Orient“ (sonst 2 M.) geliefert werden. — Aufnahme als Mitglied erfolgt durch den Vorstand auf einfache Anmeldung beim Schriftführer. — Zahlung der Beiträge hat im Januar an Hinrichs' Verlag, Leipzig, Blumengasse 2, zu erfolgen.

Der Vorstand besteht z. Zt. aus: Prof. Dr. F. von Luschan, 1. Vorsitzender, Südende, Berlin; Prof. Dr. M. Hartmann, 2. Vorsitzender, Hermsdorf (Mark); Prof. Dr. M. Sobernheim, stellvertr. Schriftführer, Berlin-Charlottenburg, Steinplatz 2; Dr. H. Winckler, Wilmersdorf; Prof. Dr. Br. Meißner, Breslau; Lic. Dr. Alfr. Jeremias, Leipzig; Prof. Dr. F. E. Peiser, Königsberg; Prof. Dr. Frdr. Hommel, München. — Herausgeber der „Mitteilungen“: Prof. Dr. H. Winckler, Wilmersdorf b. Berlin, Bingerstr. 79, des „Alten Orient“: Derselbe und Lic. Dr. Alfr. Jeremias, Leipzig, Hauptmannstraße 3.

Inhalt der bisher erschienenen Hefte des „Alten Orient“ (Preis 60 Pf.):

Ägypter als Krieger u. Eroberer in Asien. 7 Abb. W. M. Müller. 5_{1}

Schrift und Sprache der alten Ägypter. Mit 3 Abbildungen. Von W. Spiegelberg. 8_{2}

Magie und Zauberei im alten Ägypten. Von A. Wiedemann. 6_{4}

Tote u. Toten-Reiche im Glauben der alten Ägypter. 3. Aufl. Von A. Wiedemann. 2_{2}

Amulette der alten Ägypter. Von A. Wiedemann. 12_{1}

Unterhaltungsliteratur der alten Ägypter. 2. Auflage. Von A. Wiedemann. 3_{4}

Amarna-Zeit. Ägypten und Vorderasien um 1400 v. Chr. Von C. Niebuhr. 1_{2}

Arabien vor d. Islam. 2. Aufl. Von O. Weber. 3_{1}

Forschungsreisen in Süd-Arabien. 3 Kartenskizzen und 4 Abbildungen. Von O. Weber. 8_{4}

Glasers Forschungsreisen in Südarabien. Mit 1 Bild Glasers. Von O. Weber. 10_{2}

Aramäer. Von A. Sanda. 4_{3}

Asurbanipal u. die assyrische Kultur seiner Zeit. 17 Abb. Von F. Delitzsch. 11_{1}

Äthiopien. 1 Abb. W. M. Müller. 6_{2}

Politische Entwicklung Babyloniens und Assyriens. Von H. Winckler. 2_{1}

Himmels- u. Weltenbild der Babylonier. 2 Abb. 2. erweiterte Auflage. Von H. Winckler. $3_{2\,3}$

Weltschöpfung, Babylonische. 1 Abb. Von H. Winckler. 8_{1}

Dämonenbeschwörung bei den Babyloniern und Assyrern. Von O. Weber. 7_{4}

Deutung der Zukunft bei den Babyloniern und Assyrern. Von A. Ungnad. 10_{3}

(Fortsetzung auf der dritten Umschlagseite)

Das assyrische Weltreich ist ausgegangen von einer kleinen mesopotamischen Landschaft, deren Mittelpunkt die Stadt Assur war und die etwa das Gebiet zu beiden Seiten des Tigris von der Mündung des oberen bis zur Mündung des unteren Zab umfaßte. Es war ein fruchtbares Land mit einer dichten Bauernbevölkerung; heute sind die Tells dort sehr zahlreich und dicht beieinander. Sobald hier ein Staat entstand, mußte er wehrhaft sein, um die aus den Gebirgsschluchten vorbrechenden Scharen räuberischer Bergvölker und die streifenden Horden beutegieriger Steppenbewohner vom Kulturlande abzuwehren. Es hieß, toujours en vedette sein. Streif- und Rachezüge ins Gebirge und in die Steppe folgten den Einfällen, damit begann die Offensive. Später führte man auch aus anderen Ursachen Krieg, so um neues Land zur Kolonisation zu gewinnen, zu der die beginnende Übervölkerung zwang, oder auch aus reiner Kriegs- und Eroberungslust. So wurden und blieben die Assyrer ein kriegerisches Volk, und so entstand schließlich ein assyrischer Großstaat, endlich ein assyrisches Weltreich, ein imperium, das vom Persischen Golf bis zum Mittelländischen Meer und, wenn auch nur sehr vorübergehend, vom Nil bis zum Van- und Urmia-See reichte. Freilich brach es dann, aus inneren wie äußeren Gründen, überraschend schnell vollständig zusammen. Die Höhe ihrer Macht haben die Assyrer im 8. und 7. Jahrhundert v. Chr. erreicht, im sog. neuassyrischen Reich, etwa in den Jahren 745—626, der Zeit der großen Imperatoren von Tiglatpileser III. bis Assurbanipal, in der Hauptsache also unter den Sargoniden (AO. XI, 1 S. 3). Unter diesen Herrschern zogen die assyrischen Heere durch fast ganz Vorderasien; sie drangen durch die armenischen Gebirge bis zum Van- und Urmia-See vor, sie durchzogen die babylonische Ebene bis in das Sumpfland an der Mündung des Euphrat und Tigris, sie erzwangen den Eintritt durch die Gebirgspässe nach Medien und Elam, sie gewannen in Syrien von Norden her Provinz auf Provinz, sie streiften tief hinein in die nord-

arabische Steppe, sie standen schließlich an den Ufern des Nils und vor den Mauern des hunderttorigen Thebens. Wie sahen diese Heere aus? Wie führte mit ihnen der Großkönig seine Kriege?

Wie wir nun überhaupt über das neuassyrische Reich gut unterrichtet sind, während unsere Kenntnis vom Anfang und der Entwicklung des assyrischen Staates sehr gering ist, so ist uns auch das Heerwesen der Assyrer auf dem Höhepunkt ihrer Macht und damit auf dem Höhepunkt ihrer militärischen Entwicklung ziemlich gut bekannt[1]. Darum soll hier nur das Heer des neuassyrischen Reiches behandelt werden, wenn auch natürlich gelegentlich auf ältere Zeiten zurückgegriffen werden muß. Unsre Quellen sind die Kriegs- und Siegesinschriften der Könige sowie die Reliefs, mit denen sie die Wände ihrer Paläste geschmückt haben. Freilich erzählen uns die Inschriften nicht alles das, was wir gern wissen möchten, z. B. nichts über die Schlachtentaktik, und müssen auch sonst vorsichtig verwendet werden; denn von irgend einem Mißerfolg ist natürlich nie etwas zu lesen; das ist aber in offiziellen Darstellungen immer so. Die Reliefs aber haben, abgesehen von einzelnen kurzen Beischriften, keinen Kommentar, und so sind auch hier nicht alle auftauchenden Fragen zu lösen. Überdies ist auch die bildliche Darstellung offiziell. Sie zeigt die assyrischen Krieger stets in siegreichem Vordringen; verwundete oder gefallene Assyrer sieht man nicht; die Feinde aber sinken, von Pfeilen und Speeren durchbohrt, zu Boden, fliehen oder erheben flehend die Hände gegen die nachdrängenden Assyrer oder bedecken sterbend, geschändet und von Geiern angefressen, die Walstatt.

Versuchen wir nun kurz, die Entwicklung des assyrischen Heeres bis zum neuassyrischen Reich zu rekonstruieren. In den ältesten Zeiten war das Heer des Staates Assur einfach der Heerbann, d. h. alle Freien und Grundbesitzer, Adel und Bauernschaft, waren zum Waffendienst verpflichtet, bewaffneten sich auf eigne Kosten und kamen, wenn der König rief. Innerhalb dieses Volksheeres nahm der Adel wahrscheinlich bald eine bevorzugte Stellung ein;

1) Manitius, Das stehende Heer der Assyrerkönige und seine Organisation, Dissertation von Marburg, 1910. — Pancritius, Assyrische Kriegführung von Tiglatpileser I. bis auf Samsiadad III., Dissertation von Königsberg, 1904. — Billerbeck-Delitzsch, Die Palasttore Salmanassars II. aus Balawat, Beitr. z. Assyriol. VI, 1. — Billerbeck-Jeremias, Der Untergang Ninives und die Weissagungsschrift des Nahum von Elkosch, Beitr. z. Assyriol. III, 1.

nachdem man das Pferd kennen und verwenden gelernt hatte, hat er, wahrscheinlich er allein, zu Wagen gekämpft. „Wagen und Truppen bot ich auf“, so heißt es ständig in den älteren Inschriften. Die kampfgewohnten Bauern, die zudem wohl auch eifrige Jäger gewesen sind, gaben offenbar ein gutes Heer ab. Mit dem Erstarken des assyrischen Staates und der Entwicklung der assyrischen Kultur, mit dem Anwachsen der Ausdehnung nach außen und der sozialen Unterschiede im Innern, mit dem Entstehen feudaler Gewalten und einer unfreien, vom Adel abhängigen Landbevölkerung mußte sich allmählich auch der Charakter des alten Volksheeres ändern. Es mußte größer werden, um die erweiterten Grenzen zu schützen; man bot also auch die Bewohner der inzwischen mit dem eigentlichen Assur verschmolzenen Nachbargebiete auf. Nachdem das erweiterte Reich in Bezirke geteilt war, sammelten und kommandierten deren Statthalter das Kontingent ihrer Provinz unter dem Oberkommando des Herrschers. Später kamen zu den Kontingenten der eigentlich assyrischen Provinzen die Aufgebote der unterworfenen Vasallenfürsten. Die Kommandogewalt des assyrischen Königs war aber in diesem Kontingentsheer weniger unmittelbar, und das bedrohte schließlich seine Machtstellung. Denn der Treue seiner Großen und Vasallen war der Herrscher nicht überall und immer sicher; Abfall und Aufstände drohten besonders an den Grenzen, veranlaßt oder gern unterstützt von auswärtigen Mächten. Der König mußte also darauf bedacht sein, eine ihm besonders ergebene und ihm stets zur Verfügung stehende Streitmacht zu haben; ein stehendes Heer neben dem Heerbann wurde erforderlich. In ganz kleinem Maßstabe hat ja der König eine solche Macht von Anfang an gehabt, nämlich seine Leibwache. Wann sich das stehende Heer der Assyrerkönige ausgebildet hat, ist nicht ganz klar; wohl möglich ist, daß diese Entwicklung schon im 9. Jahrhundert unter Assurnasirpal und Salmanassar II. eingesetzt hat, vielleicht aber auch erst mit dem neuassyrischen Reich.

Hier begegnet uns jedenfalls ausdrücklich die Königliche Schar, kiṣir scharruti genannt, das im besonderen Sinne königliche, stehende Heer. Es wurde natürlich vom Könige selbst unterhalten, verpflegt und wohl auch einheitlich bewaffnet und gekleidet. Die Soldaten waren höchst wahrscheinlich Söldner, d. h. ihre Dienste wurden vom König auch im Frieden mit Naturalien, im Kriege mit Beuteanteilen gelohnt; das erste geschah bei dem Heerbann nicht, das zweite brauchte wohl nicht zu geschehen. Dagegen

enthielt die Königliche Schar wohl keine im Auslande geworbenen Truppen, fremde Reisläufer, in kompakten Abteilungen; stichhaltige Beweise dafür fehlen wenigstens bis jetzt durchaus. Die Inschriften der Könige und sonstige Urkunden sprechen nie von fremden Reisläufern; alle Bezeichnungen schreiben sich her von der Truppengattung oder Bewaffnung, nicht von einer fremden Nationalität, was doch bei Ausländerkorps zu erwarten wäre. National-Assyrer waren die Leute trotzdem sicher nicht alle. Wir kennen nämlich eine eigenartige Ergänzung der Königlichen Schar: es wurden aus den Heeren besiegter Fürsten ganze große Scharen zwangsweise eingereiht. In der Hauptsache aber wird sie sich wohl durch Werbung oder freiwillige Meldung aus Assyrien und seinen alten Stammprovinzen aus kriegslustigen Leuten ergänzt haben, die dann als Berufssoldaten bei den sieggewohnten Feldzeichen des Königs blieben; es sind Landsknechte, vergleichbar den römischen Legionaren der Kaiserzeit. Vielleicht gehört es mit zu den Ursachen der plötzlichen Katastrophe Assyriens, daß man je länger, je mehr das Heer durch Zwangseinreihungen ergänzen mußte; der Treue dieser Elemente war man aber offenbar nur solange sicher, als Sieg, Ruhm und Beute winkten. Diese Königliche Schar ist allmählich zu einem großen Heere angewachsen, wie man schon aus den Zahlen der zwangsweise Eingereihten schließen muß; diese werden den alten Bestand doch nie überschritten haben, sondern eher beträchtlich dahinter zurückgeblieben sein, sollte das feste Gefüge nicht gesprengt werden. Wir können eine Macht von 50—100000 Mann, alles in allem, annehmen; sie wird nicht immer beisammen gewesen sein, sondern in verschiedenen Garnisonen und Festungen gelegen und auf verschiedenen Kriegsschauplätzen operiert haben. Die unaufhörlichen Kämpfe brachten starke Abgänge mit sich, zudem scheint der König auch an Statthalter neuer Provinzen an den Grenzen Truppen abgegeben zu haben. Das Reichsheer war natürlich noch stärker als die gesamte Königliche Schar; denn bei einem großen Kriege stießen zu dem Kern, den die ganze Königliche Schar oder ein Teil davon bildete, noch die Kontingente wenigstens einer Anzahl Provinzialstatthalter und Vasallenfürsten, wohl nur derjenigen, deren Gebiete nach dem feindlichen Lande zu lagen; Kontingente vom entgegengesetzten Ende des Reiches wird man nicht immer erst haben abwarten können und auch aus Gründen der Grenzsicherheit nicht immer haben abrufen wollen. Wenn nun Delitzsch (AO. XI, 1 S. 14) die Kombattantenzahl eines solchen assyrischen

Reichsheeres im Maximalbestand auf 150000 Mann schätzt, so dürfte das kaum zu hoch sein. Und jedenfalls repräsentiert diese Zahl nicht die Gesamtzahl aller Truppen, die das ganze Reich auf die Beine bringen konnte.

Das assyrische Heer umfaßte Wagenkämpfer, Reiterei, leichte und schwere Infanterie, vielleicht auch schon eine Art Ingenieur- oder Pioniertruppen und den Troß. In der Zusammensetzung nach Truppengattung und Art der Bewaffnung werden zwischen Königlicher Schar, Provinzkontingenten und Vasallenheeren schwerlich sehr wesentliche Unterschiede gewesen sein. Doch sicher wird in Bewaffnung und Ausbildung die Königliche Schar eine Elitetruppe gewesen sein, reichlich mit Spezialwaffen versehen, soweit solche überhaupt vorhanden waren. Wir können uns deshalb bei der Behandlung der einzelnen Truppengattungen an die Königliche Schar halten, die am häufigsten erwähnt wird und am besten bekannt ist. Freilich liegt die assyrische Archäologie noch sehr im argen, die Monumente sind noch viel zu wenig verarbeitet. Auf den Reliefs königliche und andere Truppen, Garde und Linie, zu scheiden oder die Frage zu beantworten, ob etwa nur die Königliche Schar dargestellt ist, daran ist noch nicht zu denken.

Stets an erster Stelle, wie schon im älteren Reiche, erscheinen die „Wagen“, offenbar die vornehmste Truppe. Man darf wohl sagen, daß ursprünglich nur der Adel in dieser Weise kämpfte; ein kleines Wagenkämpferkorps wird der erste Anfang des stehenden Heeres gewesen sein; denn schon Tiglatpileser I. (ca. 1100) erzählt, er habe wiederum Streitwagen, mehr wie früher, bauen lassen; da stellt also wohl schon der König die Wagen. An Zahl waren die Wagen stets geringer als andre Truppenarten; doch waren sie immerhin zahlreich, wenn Sargon aus Samarien und Karchemisch je 50, aus Hamath sogar 200 (ev. sogar 300) einreiht und wenn der Statthalter von Kummuch 150 bekommt. Es waren wirkliche Streitwagen und nicht, wie bei Homer, im wesentlichen nur Mittel zur schnelleren Fortbewegung der vorkämpfenden Helden. Im Galopp stürmen sie in geschlossener Ordnung dröhnend und rasselnd auf die feindliche Linie ein, Schrecken vor sich her verbreitend (Josua 17, 16); auch bei der Verfolgung werden sie besonders hervorgetreten sein; gelegentlich beteiligen sich Wagenkämpferabteilungen auch an der Beschießung einer Festung. Es sind im neuassyrischen Reiche hohe, zweirädrige Wagen (Abb. 1), vorn und seitwärts mit halbmannshohen Wänden, hinten offen,

bespannt mit zwei reich geschirrten Hengsten mit Glöckchen am Hals und aufgebundenem Schwanze. Besetzt waren sie mit dem Wagenlenker, der Doppelzügel und Geißel führt, und dem eigentlichen Kämpfer, dessen Waffe der Bogen ist. In der Zeit Assurbanipals wenigstens kommen dazu noch zwei Krieger mit großen Rundschilden, um Kämpfer und Lenker damit vor feindlichen Geschossen

Abb. 1: Assyrische Wagenkämpfer, Reiter und Lagerszene (Place 60, 1 u. 2).

zu decken. Alle vier tragen den echt assyrischen kegelförmigen Spitzhelm mit Ohrenschutz und einen mit Lederstücken oder Metallplättchen besetzten Panzerkoller, dagegen anscheinend kein Schwert. Die Pferde sind bedeckt mit einer großen, wahrscheinlich dick wattierten Decke, die Rücken und Seiten schützt; ob auch Hals und Brust einen ähnlichen Schutz tragen, ist nicht recht deutlich; jedenfalls

sind also die Pferde quasi gepanzert. Wozu der Strick dient, der scheinbar vom Gebiß (oder Joch?) der Pferde nach der Vorderwand des Wagens geht, ist unklar; vielleicht hielt man sich, wenn man bergauf fuhr, an ihm fest. Offenbar konnte man bei den Stößen des Wagens leicht herausgeschleudert werden; deshalb zeigen Reliefs aus Nimrud, wie der schalschu (s. u.) sich an Schlingen festhält, die am Wagenkasten angebracht sind (Abb. 2), eventuell auch den Arm um den König legt und ihn hält. Während bei den Wagen Assurnasirpals und Salmanassars II. außen am Wagenkasten zwei sich kreuzende, reich geschmückte Köcher hängen, in denen Pfeile, je eine Streitaxt, auch wohl ein Reservebogen oder ein kurzer Wurfspeer stecken, sieht man das im neuassyrischen Reich nicht mehr. Offenbar hängen jetzt die Köcher innen im Wagen; denn der Kämpfer trägt keinen. Das ist eine Verbesserung in der Bewaffnung; überhaupt lassen sich eine ganze Anzahl Unterschiede bei den Wagen der Reliefs von Nimrud und Balawat einer-, von Kujundschik andrerseits feststellen und damit ein Stück Geschichte der Waffe. Es mag kurz hier darauf hingewiesen werden. Assurnasirpal fährt noch mit drei Pferden; das dritte ist offenbar nur ein Hand- oder Ersatzpferd, wie das παρήορος genannte Beipferd der griechischen Heroenzeit. Verschwunden ist im neuassyrischen Reich die Prunkdecke, die auf Reliefs von Nimrud zwischen Joch und Wagen ausgespannt ist, verschwunden der mit Stacheln besetzte, in der Mitte mit einem Löwenkopf gezierte Prunkschild, der bei Assurnasirpal und Salmanassar II. hinten am Wagen hängt oder im Kampf zur Deckung benutzt wird. Verschwunden sind die am Wagenkasten der älteren Zeit angebrachten Raubtier- oder Menschenköpfe, verschwunden die hinten schräg aufgesteckte Lanze, die beim König eine Doppelquaste trug. Bei Assurnasirpal tragen ferner die Wagenkämpfer auch im Kampfe keine Helme, nur der König seine Tiara; man hat daher vermutet, daß ihr reiches Haar eine große Perücke sei, die Kopf und Nacken schützt. Vielleicht hängen diese Vereinfachungen z. T. damit zusammen, daß nicht mehr vorzugsweise der Adel, sondern einfache Soldaten die Wagenbesatzung bilden. Die Wagen der älteren Zeit haben ferner wohl nur Kämpfer und Lenker geführt; nur auf den Wagen des Königs, des Kronprinzen und vornehmer Herren, wie der Prinzen und der Standartenoffiziere, befand sich noch ein „Dritter", schalschu, ein Adjutant etwa (שָׁלִישׁ); doch finden wir den Namen auch noch in der Sargonidenzeit. Die Wagen der älteren Zeit waren auch beträchtlich niedriger als z. B. die Assurbanipals

mit ihren hohen Rädern; offenbar ist auch diese Vergrößerung eine Verbesserung; besonders der königliche Wagen zeigt fast mannshohe Räder, wie der persische Königswagen auf dem pompeianischen Mosaik der Alexanderschlacht. Sichelwagen kennen die Assyrer übrigens noch nicht, das ist wohl eine Erfindung der Perser.

Diesem vornehmsten Korps gehört auch der König an, er kämpft, außer bei Belagerungen, stets zu Wagen. Ebenso werden die Reichsstandarten auf den Streitwagen geführt. Außerordentlich häufig sehen wir die zwei Standartenwagen auf den Reliefs Assurnasirpals und den Balawatstreifen Salmanassars. Diese zeigen, offenbar nur andeutungsweise dargestellt, Stangen mit kreisrunden Scheiben, deren geriefter Rand einen Buckel in der Mitte umschließt. Bei jenen (Abb. 2) sieht man deutlich einen Ring in durch-

Abb 2: Standartenwagen Assurnasirpals (Layard I, 22).

brochener Arbeit und darin zwei verschiedene Figuren, auf dem ersten Wagen stets einen bogenschießenden Gott, sicher Assur, über einem Stier, auf dem zweiten Wagen unterhalb einer Lanzenspitze zwei galoppierende Stiere mit der Rückseite gegeneinander. Auch an den Tortürmen einer (assyrischen) Festung sind diese beiden Standarten aufgepflanzt (AO. I, 4², Abb. 11). Das neuassyrische Reich führt eine Reichsstandarte, den Gott Assur über zwei stehenden Stieren (Abb. 3). Es scheinen also die zwei Standarten zu einer verschmolzen zu sein. Der Schaft der Standarte ist durch ein Band mit einem sichelförmigen Schmuckstück am Joch verbunden, das eine tierköpfige Gottheit zeigt und vielleicht einen dem Reichsgott Assur dienstbaren Dämon vorstellen soll, den der Gott vor sich her in die Reihen der Feinde sendet. Interessant ist, daß diesen Standarten offenbar religiöse Verehrung zuteil wurde; sie stehen auf

Geitellen vor dem Reliefbild des Königs, aber auch im Lager vor einem Altar. Auch die römischen Legionsadler werden ja als das Symbol des Juppiter Optimus Maximus als numen legionis in einer besonderen Kapelle im Lager aufgestellt.

Offenbar später als die Wagenkämpfer hat sich die assyrische Reiterei entwickelt. Man bezeichnet sie kurz als „(Reit-)Pferde"; die Assyrer drückten sich damit ebenso prägnant aus wie wir, wenn wir von soundsoviel Gewehren, Geschützen, Pferden reden. Die Krieger reiten große, reich gezäumte Hengste (Abb. 1) mit großen, dicken Schutzdecken; darauf liegt als Sattel anscheinend ein Fell. Die Pferdeschweife sind unterhalb der Mitte zusammengebunden; am Halse hängt ein Glöckchen. Die Reiter führen keinen Schild mehr, wie noch zur Zeit Assurnasirpals, wo der runde Schild an einem Tragriemen über der Schulter auf dem Rücken hängt, selbst auf der Jagd. Wie die Wagenkämpfer tragen sie als Schutzwaffen den Spitzhelm mit Ohrenschutz und den Panzerkoller; die Beine stecken in den für das neue Reich charakteristischen dicken, bis kurz übers Knie reichenden Strümpfen. Es sind keine Hosen; einzelne Abbildungen zeigen deutlich zwischen Rock und Strumpf ein Stück nackten Beines; auch das Strumpfband unter dem Knie beweist genug. An den Füßen sind sie mit Stiefeln bekleidet, die hinten bis an die halbe Wade heraufreichen, vorn aber über einer breiten Lederlasche verschnürt sind, während man in der älteren Zeit barfuß ging oder nur Sandalen mit Fersenkappe trug (so selbst der König). Die Reiter führen im breiten Gurt das Schwert; ihre Hauptwaffe aber ist wieder der Bogen, mit dem sie im vollen Galopp schießen, was eine höchst bemerkenswerte Fertigkeit im Schießen erfordert, wie

Abb. 3: Standarte (Botta II, 158).

sie ja auch von Reitervölkern wie den Parthern, Skythen u. a. bekannt ist. Der pfeilgespickte Köcher hängt auf dem Rücken; auf dem Marsche, überhaupt wohl immer außer in der Schlacht, wird auch der Bogen in den Köcher gesteckt, während er in älterer Zeit über der linken Schulter getragen wird; das Ganze steckt zuweilen in einem großen Futteral, das gelegentlich mit lang herabhängenden Quasten geschmückt ist, andermal die Form einer steifen Tüte hat, die oben in einen Hahnenkopf ausläuft; es handelt sich da wohl um Offiziere. Doch finden wir auch Lanzenreiter, die eine lange Stoßlanze führen. Ob besondere Abteilungen nur mit Lanze, andere nur mit Bogen ausgerüstet waren, ist fraglich; jedenfalls sieht man auch Reiter mit Lanze und Bogen nebst Köcher.

Die Hauptmasse des assyrischen Heeres aber bestand aus Infanterie. Doch bildet diese nicht eine gleichartige Masse, sondern umfaßt verschiedene Gattungen, leichtgerüstete Bogenschützen und schwerbewaffnete Schild- und Lanzenträger. Weitaus am zahlreichsten sind die „Bogenkrieger“ oder „Bogenträger“; 240 Schützen werden gelegentlich 240 Bogen genannt, wie wir von einem Detachement von 240 Gewehren sprechen würden. Der Bogen, an den Enden meist mit zierlich geschnitzten Vogelköpfen verziert, ist überhaupt die Nationalwaffe der Assyrer; wir sahen ja schon, daß Wagenkämpfer und Reiter ihn führen und daß auch der König stets mit ihm kämpft, nicht mit Lanze oder Schwert. Auch wenn der Herrscher Gesandtschaften, Bericht erstattende Offiziere und Beamte empfängt oder Gefangene sich vorführen läßt, fast immer hält seine Linke den Königsbogen, die Rechte vielfach einen oder mehrere Pfeile. Bemerkenswert ist, daß der neuassyrische Herrscher am inneren linken Arm bis vor zum Handballen oder Daumen einen wohl ledernen Armschutz trägt, damit die zurückschnellende Sehne den Arm nicht prellt. Gelegentlich sieht man im 9. Jahrhundert einen solchen Armschutz auch an gewöhnlichen Kriegern; ob er aber allgemein üblich war, ist doch fraglich. Die Schützen führen außer dem Bogen und dem auf dem Rücken hängenden Köcher ein Schwert im Gurt, dagegen nie den Schild; sonst sind sie verschieden gekleidet und bewaffnet. Teils tragen sie den metallenen Spitzhelm, teils eine lederne Kappe (galea), teils wohl nur eine das Haar zusammenhaltende Schnur. Bekleidet sehen wir sie entweder mit dem schon erwähnten Panzerkoller oder mit einer glatten Tunika oder, wie es scheint, nur mit einem Hüftrock mit zwei um den Oberleib sich kreuzenden breiten Bändern; der

seitwärts am Rock herabhängende, befranste Zipfel findet sich oft, aber nicht immer. Die Fußbekleidung besteht teils in den erwähnten Halbstiefeln und Strümpfen, teils gehen die Leute barfuß oder in Halbsandalen. Bei dem hoch entwickelten Heerwesen der Assyrer gehören offenbar Leute so verschiedener Tracht und Bewaffnung nicht zu derselben Abteilung; wir müssen uns also die einzelnen Schützenregimenter in Tracht und Bewaffnung verschieden vorstellen, je nachdem sie etwa zur Königlichen Schar gehörten

Abb. 4: Beschießung einer Festung (Layard II, 39).

(und darin etwa wieder zu einer Leibabteilung) oder zu einem Provinzialkontingent, zur Miliz. Es können aber auch die aus besiegten Völkern eingereihten Leute zu geschlossenen Korps formiert worden sein und dabei die Besonderheiten ihrer heimischen Tracht und Bewaffnung beibehalten haben, so daß aus Elam rekrutierte Schützen anders aussahen als national-assyrische und babylonische. Die eigentlich assyrische Uniform und Bewaffnung der Schützen in der Königlichen Schar besteht wohl aus Spitzhelm, Panzerkoller, Rock mit Zipfel und breitem Gurt,

Strümpfen und Halbstiefeln, Schwert, Köcher und Bogen. Obwohl nun die Schützen keinen Schild trugen, waren sie im Gewühl der Schlacht nicht ganz schutzlos; sie kämpften nämlich zusammen mit je einem mit Schild und Lanze bewaffneten Krieger, der auch sie deckte. Und damit sie bei der Beschießung einer Festung dem Hagel von Pfeilen, Steinen und Schleuderkugeln, die von der Mauer auf sie herabprasselten, nicht schutzlos ausgesetzt waren, trat jedem Schützen ein mit Lanze oder Dolch bewaffneter Krieger zur Seite, der einen großen Setzschild an einem Henkel hielt, hinter dem nun beide gedeckt stehen oder knien (Abb. 4 u. 9). Diese übermannshohe, seitlich gewölbte Setztartsche war wohl aus Binsen oder Rohr geflochten und lief oben in eine rückwärts gekrümmte Spitze aus, so daß sie auch von oben einen gewissen Schutz gewährte. Fuß und Spitze mögen zudem durch einen Leder- oder Metallüberzug gefestigt gewesen sein. Auf Reliefs älterer Zeit sieht man ähnliche Setztartschen, doch scheint es da ein rechteckiger Rahmen aus Bohlen zu sein, mit Flechtwerk bespannt, oben im rechten Winkel nach rückwärts geknickt; diese tragbaren Wände machen einen schwerfälligeren Eindruck als die zuerst geschilderten; man hat offenbar auch hier die Sache im neuen Reich praktischer eingerichtet. Belagerungsdarstellungen des 9. Jahrhunderts zeigen auch rechteckige Flechtschilde, die aber in der Schwebe gehalten werden, offenbar auch eine Vorstufe der geflochtenen Setztartsche der späteren Zeit.

Die Deckungsmannschaften der Schützen gehören zur schweren Infanterie, führen aber in der Feldschlacht natürlich einen anderen Schild (Abb. 5). Die Inschriften nennen uns nun noch drei Namen, zunächst Lanzenträger. Ihre Waffe ist eine ziemlich lange Stoßlanze, die aber alle Krieger führen, soweit sie nicht Schützen sind. Alle diese führen auch einen Schild, und von dem sind die zwei anderen Bezeichnungen genommen, kababu-Träger und aritu-Krieger. kababu und aritu scheinen verschiedene Schildarten zu sein. Genauer lassen sich aber die beiden Bezeichnungen noch nicht bestimmen; und zudem zeigen die Reliefs mindestens drei Schildarten, einen kreisrunden, ebenen, dann einen runden, nach der Mitte spitz zulaufenden und endlich einen großen, gewölbten, dessen unterer Rand wagerecht, dessen oberer halbrund verläuft (scutum). Dieselbe Schildart ist außerdem auf den Reliefs verschieden gezeichnet, der runde, ebene Schild z. B. teils mit, teils ohne runde Scheibe in der Mitte, seine Fläche teils geradlinig karriert, teils dreieckig gemustert; besteht

er aus Flechtwerk mit Metalleinfassung und Schildbuckel? Der große, ovale Schild zeigt teils langstreifiges Muster, teils geradlinig karriertes, teils ist er aber auch ganz glatt dargestellt und zeigt außer einer Randleiste nur einen kreisförmigen Zierat in der Mitte. Der gewölbte Rundschild ist oft mit besonders reicher Rand- und Mittenzier versehen. Auch zwei Helmformen finden wir bei den Schwerbewaffneten, neben dem Spitzhelm einen andern, der auf einem Bügel einen Kamm oder eine Raupe trägt; diesen tragen auf den Balawatstreifen die Urartäer, und vielleicht haben ihn die Assyrer ihnen entlehnt. Krieger mit Raupenhelm tragen nun teils den ebenen, runden Schild, teils den ovalen. Auch die Bekleidung ist verschieden, teils sieht man den Panzerkoller, teils nur eine runde, von Kreuzbändern gehaltene Metallscheibe auf der Brust; auch tragen die Schwerbewaffneten bald Strumpf und Halbstiefel, bald nur die Sandale mit Fersenkappe, bald gehen sie barfuß. Kurz, die Einzelheiten sind hier noch sehr unklar; ich verzichte darauf, aritu- und kabahu-Krieger nach den Monumenten zu bestimmen und verweise auf die Bemerkung oben S. 4: bei manchen Besonderheiten könnte es sich zudem um Offiziersabzeichen handeln.

Berg (Layard I, 70).

Schließlich gab es im assyrischen Heer auch noch Schleuderer. Wir kennen sie aber nur von den bildlichen Darstellungen, während sie in den Inschriften nicht vorkommen: nicht einmal ihr Name ist also bekannt. Natürlich gehören sie zur leichten Infanterie, also zu den Bogenschützen; sie werden hier erst am Ende erwähnt, weil sie offenbar keine wichtige Rolle spielten und wohl nur in geringer Anzahl vorhanden waren: auch auf den Reliefs kommen sie durchaus nicht häufig vor (Abb. 9). Sie haben keinen Schild: ihre Waffe ist die lange Schleuder aus Leder oder Ge-

flecht, die in der Mitte taschenartig verbreitert ist. Die Schleuderer haben sicher auch einen Vorrat passender Geschosse mitgeführt; zwar sieht man nicht, daß sie eine Tasche tragen, aber die Reliefs zeigen stets zu Füßen eines Schleuderers einen Haufen Steine oder eine Pyramide glatter Kugeln; das nächste Geschoß haben sie schon in der linken Hand. Meist tragen sie Spitzhelm, Panzerkoller, Schwert, Strumpf und Stiefel, auch den Rock mit Zipfel; gelegentlich sehen wir auch Leute mit (lederner?) Kappe. Die frühere Zeit scheint solche Schleuderer nicht zu kennen; das soll natürlich nicht ausschließen, daß man auch früher schon gelegentlich, z. B. bei der Verteidigung von Festungen oder beim Angriff auf sie, Steine mit der Hand geworfen hat. Auf Reliefs Assurnasirpals sehen wir zweimal (z. B. Abb. 7) einen Turm, auf dem ein Bogenschütze und neben ihm ein Soldat dargestellt ist, der in der Linken einen Schild, in der Rechten einen eirunden Schleuderstein hält; er holt eben aus, um ihn gegen die Verteidiger zu werfen.

Damit haben wir die Hauptwaffengattungen des assyrischen Feldheeres kennen gelernt. Gelegentlich mögen auch Keule und Streitaxt im Kampfe verwendet worden sein, ohne daß die Truppen allgemein mit diesen Waffen ausgerüstet waren. Die Reliefs Assurbanipals, die den elamitischen Krieg darstellen, zeigen neben Assyrern, die Doppelbeile schwingen, einen anderen, der einen Elamiten durch einen Keulenschlag auf den Kopf niederstreckt. An den Kriegswagen der älteren Zeit steckte ja in den Köchern je eine Streitaxt; Krieger, die sie im Kampfe als Waffe anwenden, sind meiner Erinnerung nach in dieser Zeit aber nicht dargestellt. Leute mit einer Keule, die ja eine der primitivsten Waffen ist, begegnen uns sowohl in älterer als in neuerer Zeit; aber es fragt sich, ob diese Keule nicht wenigstens im neuassyrischen Reich nur ein Offiziersabzeichen, eine Art Kommandostab gewesen ist; das ist ziemlich sicher der Fall auf den Reliefs Sanheribs, auf denen der König vor Lachisch von Leuten umgeben ist, die Stäbe oder Keulen tragen, offenbar doch von Offizieren. Auch bei den Transporten der großen Stierkolosse führen die Aufseher teils Stäbe, teils Keulen. Endlich ist nicht zu vergessen, daß ja auch der König, wo er als Herrscher auftritt, eine Art Keule trägt (oder von einem Beamten nachgetragen bekommt), die die Rolle unseres Scepters spielt. Erwähnt werden mag es auch, daß zwar die assyrischen Krieger fast durchweg das Schwert führen, daß aber die Reliefs es selten in

der Schlacht verwendet zeigen. Meist wird mit Lanze oder Bogen gekämpft, das Schwert steckt im Gurt. Dagegen bedrohen die Soldaten mit dem Schwert die abgeführten Gefangenen oder schneiden mit ihm auf der Walstatt Köpfe ab; ganz selten sieht man stürmende Schwerbewaffnete mit gezücktem Schwert (Abb. 9), häufiger noch ist es in der Hand der Leute zu sehen, die mit Setztartschen die Schützen decken. Es kann sich aber in vielen dieser Fälle auch um einen neben dem Schwert geführten Dolch handeln.

Auf einige Veränderungen und Verbesserungen im Heerwesen haben wir schon oben bei den Wagen (S. 9) aufmerksam gemacht. Dazu gehört weiter, daß auch der neuassyrische Strumpf mit dem eleganten Halbstiefel eine wesentliche Verbesserung gegenüber der älteren Zeit darstellt, wo der Fuß unbeschuht ist oder durch die Halbsandale nur wenig geschützt wird. Der Raupenhelm scheint auch erst neuassyrischen (und vielleicht urartäischen) Ursprungs zu sein. Die Reiter müssen noch unter Assurnasirpal und Salmanassar eine etwas merkwürdige Rolle gespielt haben; sie treten meist paarweise auf, der eine schießt, der andere deckt ihn mit dem Schilde oder lenkt mit der rechten Hand das Pferd des Schützen am Zügel. Der Schild fehlt bei den neuassyrischen Reitern; er ist durch den Panzerkoller überflüssig geworden. Denn obwohl die ältere Zeit auch schon eine Art Panzerkleidung kennt (s. u. S. 24), die aber sehr schwerfällig machte, hat doch erst die neuassyrische Zeit den kurzen, praktischen Panzerkoller allgemein eingeführt. Jedenfalls ist klar, daß viel im Heerwesen verbessert worden ist, und vielleicht beruht der Aufschwung des neuassyrischen Reiches zu einem nicht geringen Teil gerade darauf. Tiglatpileser III. und die Sargoniden (oder ihre Kriegsminister) sind auch als Organisatoren des Waffenwesens zu schätzen. Die Schaffung einer Königlichen Schar, eines stehenden Heeres ist dabei offenbar sehr förderlich gewesen; denn diese sollte natürlich eine Mustertruppe, eine Garde sein.

Zu dem Feldheer werden aber vermutlich noch Spezialtruppen gehört haben, die unseren Pionieren oder Ingenieurtruppen und dem Train entsprachen. Wenn Assurbanipal in Elam neben Bogenschützen und Schildträgern auch ummani, vielleicht „Meister" ins kiṣir scharruti einreiht, so könnte das für militärische Handwerkerabteilungen, entsprechend den fabri der Römer, sprechen. Falls es kein besonderes Korps dieser Art gab, müssen doch die assyrischen Infanteristen oder ein Teil davon in solchen Arbeiten

sorgsam ausgebildet gewesen sein. Gar mancherlei war ja zu tun, ganz abgesehen von Belagerungsarbeiten aller Art (s. u. S. 25 ff.); so mußte oft mit Äxten ein Weg gebahnt werden, besonders für die Wagenkämpfer und den Troß; man bedenke, daß assyrische Heere viel in Gebirgsgegenden, besonders in Armenien, zu kämpfen hatten. Sodann mußte das Heer häufig Flüsse und Ströme, besonders den Euphrat und Tigris, überschreiten, z. T. bei Hochflut, wie die Inschriften hervorheben. Bei den größeren Strömen mindestens erforderte das, wenn es nicht zu lange aufhalten sollte, technische Vorbildung und Schulung. Wagen, Kriegsgerät und wohl auch viele Mannschaften mußten auf Fahrzeugen übergesetzt werden, die man schwerlich immer in genügender Anzahl in der Nähe des Übergangsortes requirieren konnte, sondern mindestens zum Teil selbst rasch her-

Abb 6: Der König wird über einen Strom übergesetzt (Layard I, 15).

stellen mußte. Man benutzte außer langen Kähnen (Abb. 6) jene charakteristischen runden, aus Binsen geflochtenen und mit Asphalt überzogenen Schiffe, Kuffe oder Goffa genannt, die noch heute dort üblich sind und mehrere Menschen und Pferde aufnehmen können (v. Hoffmeister, Kairo, Bagdad, Konstantinopel, Abb. S. 156). Letztere freilich müssen bei den Assyrern, vom Boote aus an Stricken gehalten, den Strom durchschwimmen. Die Menschen wurden aber auch auf Flößen aus Balken oder auf den noch heute in Mesopotamien verwendeten Keleks übergesetzt, Flößen über einer Schicht luftgefüllter Schläuche aus Hammelhäuten. Die Reliefs zeigen uns gelegentlich das Herbeibringen und Aufblasen dieser Luftsäcke, und die Inschriften erwähnen wiederholt: „den Euphrat (oder: Tigris) überschritt ich auf Schiffen von Hammelhäuten". Auch

einzelne Soldaten (Abb. 6) benutzten oft solche Schläuche, um bequem den Strom zu durchschwimmen; den Schild haben sie dabei manchmal auf dem Rücken; noch heute verfahren die Bewohner Mesopotamiens so; vgl. die Abb. bei Lehmann-Haupt, Histor. Semiramis, S. 21. Über kleinere Wasserläufe, die man aber doch nicht durchwaten und durchfahren konnte, wußte man aber auch schon im 9. Jahrhundert ganz kunstgerecht Pontonbrücken zu schlagen. Die Balawatstreifen (z. B. AO. XI, 1, Abb. 5) zeigen uns den Übergang der Wagen über eine solche Brücke, deren 4 bis 5 dicht aneinander liegende Pontons wohl in Wirklichkeit etwas weiter voneinander entfernt zu denken sind; über den Kähnen liegen Balken und Bretter; am Ufer sind sie mit Heftpflöcken kunstgerecht befestigt. Zu Wasser gekämpft haben die Assyrer nur in Ausnahmefällen. So zeigen uns einige Reliefs wohl Kämpfe im Sumpflande Südbabyloniens, im „Meerlande“; auf den schmalen Kanälen und den schilf- und rohrbewachsenen Inselchen spüren die Assyrer die Flüchtlinge, Männer und Weiber, auf, brechen den letzten Widerstand und führen die Gefangenen ab. Sie benutzen ebensolche Fahrzeuge, wie die Feinde, ganz kleine, aus Binsen zusammengeschnürte Kähne, wie man sie ganz ähnlich in Ägypten aus Papyrusstengeln fertigte und zur Vogeljagd auf den Nilsümpfen verwendete. Schon Salmanassar II. hat im Lande Zamua am Urmia-See seine Gegner, die auf Schilfkähnen auf den See hinaus geflohen waren, auf Flößen von Hammelhäuten verfolgt: „ich schlug in der Mitte des Sees eine gewaltige Schlacht, brachte ihnen eine Niederlage bei, den See färbte ich mit ihrem Blute wie Wolle“, so berichtet er stolz. Man mußte also bei dergleichen Gelegenheiten gewiß eine stattliche Anzahl solcher Fahrzeuge rasch herstellen. Vom eigentlichen Kriegsschiffbau verstanden die Assyrer nach der Lage ihres Landes natürlich nichts; wirkliche Seekriege führten sie ja nicht. Auch Sanheribs große Expedition gegen das Nordostufer des Persischen Golfes (AO. VI, 3 S. 15 f.) war kein eigentlicher Seekrieg, sondern der König setzte nur seine Truppen an die elamitische Küste über. Dazu aber ließ er von Phönikern am Euphrat und Tigris Schiffe bauen, bemannte sie mit phönikischen und ionischen Matrosen, ließ sie an die Mündung der Ströme kommen und setzte so sein Heer über; er selbst scheint vorsichtigerweise nicht mitgefahren zu sein. Diese pseudo-assyrische Kriegsflotte mag also ähnlich ausgesehen haben wie die auf dem bekannten Relief aus Sanheribs Palast (AO. XI, 1, Abb. 1). Die Schiffe haben zwei

Reihen Ruderer (Dieren) und z. T. einen langen, scharfen Rammsporn; die Krieger scheinen ihre Schilde rund um die Bordwand gehängt zu haben. — Doch abgesehen vom Brückenschlagen und vom Herstellen der Flöße, Keleks oder Binsenfahrzeuge gab es auch andere technische Arbeiten für assyrische Soldaten. Das Heer kannte befestigte Feldlager, die schon auf den Balawatstreifen häufig erscheinen (Abb. 8). Es sind wohl keine täglich errichteten Marschlager, wie sie die römischen Legionen allabendlich anlegten, sondern Standlager, von denen aus rings in das feindliche Gebiet Streifzüge gemacht werden. Ob die Umwallung dieser ovalen oder auch rechteckigen Lager aus Erdwällen oder Ziegelmauern bestand, ist fraglich; jedenfalls stellen aber die Reliefs in regelmäßigen Zwischenräumen zahlreiche rechteckige, turmartige Vorbauten mit Zinnenbekrönung dar, die auch überkragen und dann auch Senkscharten gehabt haben werden. Eine Straße durchschneidet das Lager und führt zu den einander gegenüberliegenden Toren, die von Türmen flankiert sind. Innerhalb der Umwallung sehen wir hohe, bequeme Zelte, aber auch feste Gebäude, sehr häufig auch den Pavillon des Königs, den ein reich drapiertes Zeltdach und schlanke Türsäulen mit Lilien- oder Palmettenkapitellen und anderem Zierat schmücken (Abb. 8). In den Lagern zeigen die Reliefs Diener, die Speisen zubereiten oder Ruhelager herrichten, aber auch Pferde, die gefüttert oder geputzt werden, Last- und Schlachtvieh, ebenso schmausende Soldaten.

Dem assyrischen Heere folgte offenbar ein großer Troß mit vielen Knechten und Sklaven, Wagen und Geräten. Die vornehmen Krieger und hohen Offiziere sind sicher nicht ohne all' und jedes Gepäck ausgezogen, am allerwenigsten der Großkönig; man denke an den besonderen Kiosk im Lager. Die Lagerszenen zeigen in den Zelten ja auch Ruhebetten, Tische, Stühle usw.; Köche und Kammerdiener und ähnliche Leute haben sicher nicht gefehlt. Es scheint eventuell auch weibliche Wesen im Lager gegeben zu haben; wenigstens erscheinen auf einem Relief bartlose Gestalten in langem Gewande; jeder von vier schmausenden Soldaten hat eine zur Seite: das können sehr wohl weibliche Wesen sein; ob gerade Ehefrauen der Landsknechte, ist fraglich. Der Troß mußte ferner zum Nachschub von Proviant und Kriegsgerät aller Art vorhanden sein; auch die Beute mußte ja fortgeschafft werden. Zu alledem waren Lastkarren nötig, mit ihnen Zugochsen oder Maultiere, dazu Treiber und Bedeckungsmannschaft. Wir sehen auf den Reliefs (Abb. 1) solche niedrige Gefährte mit zwei plumpen Rädern, an deren (hier

schräg gerichteter) Deichsel deutlich das Joch erkennbar ist; beladen sind sie mit großen Packen und Krügen. Diese Troßkarren wurden neben vielen anderen Dingen in der Reichshauptstadt Ninive im großen Zeughaus aufbewahrt. Es war das ein großer Palast, von Sanherib und später wieder von Assarhaddon erneuert und erweitert, weil er zu eng und baufällig geworden war. Diese gewaltige Rüstkammer trug ihre Bezeichnung „Palast, der alles aufbewahrt" mit vollem Rechte. Es ist interessant zu lesen, was sie enthielt; da gab es Remisen für Karren und Wagen aller Art, ferner große Ställe für Pack- und Zugtiere, für Rosse, Maultiere, Esel, Dromedare, Ochsen, und Räume für die notwendigen Geschirre. Dann lag da aufgehäuft Schlachtgerät aller Art, Köcher, Bogen, Pfeile, Speere. „Nach dem Gebote Assurs, des Königs der Götter, und der Götter Assyriens sollte ich . . . (alles dies) . . und die Beute der Feinde jährlich und unaufhörlich darin aufbewahren", sagt Assarhaddon. Wir sehen auch hier, wie gut das assyrische Reich auf den Krieg vorbereitet war und wie planmäßig man alles organisiert hatte.

Ganz besonders aber erkennen wir die hoch entwickelte Kriegstechnik der Assyrer aus dem Festungskrieg und der Belagerungskunst, die schon im 9. Jahrh. zu bemerkenswerter Höhe gelangt war; vgl. hierzu Billerbeck, Der Festungsbau im alten Orient, AO. I, 4[2]. Assyrische Städte und Burgen freilich zeigen uns die Monumente nicht (sie stellen die Assyrer ja überhaupt niemals in der Defensive dar!) oder ganz selten (AO. I, 4[2], Abb. 11 f.), wohl aber haben wir zahlreiche Darstellungen feindlicher Burgen und Städte und können uns daraus wohl ein Bild assyrischer Befestigungskunst machen. Diese zeigt dieselben Prinzipien und Mittel, wie die Befestigungskunst der Griechen und Römer und auch wie die unseres Mittelalters, da ja in der Hauptsache auch die Angriffswaffen bis dahin dieselben geblieben sind; erst die Erfindung der Pulvergeschütze hat eine Wandlung im Festungsbau verursacht. Wir finden also auch bei den assyrischen Festungen den Hauptwall, aufgeworfen mittels der Erde, die durch das Ausschachten des Festungsgrabens gewonnen ist, außen aber mit gebrannten Ziegeln oder mit Hausteinen lotrecht verkleidet; statt eines Erdwalles findet sich wohl auch eine massive Lehmziegel- oder Steinmauer. Der Mauerlauf wird in Zwischenräumen von etwa 30 m (um Ziel- und Treffsicherheit zu gewährleisten) unterbrochen von pfeilerartig vorspringenden und die Mauer überragenden Türmen, deren je zwei, oft besonders stark, die Tore flankieren. So kann man

den Feind, falls er bis an den Mauerfuß vordringt, von beiden Flanken her beschießen. Man vermeidet daher auch einen runden Mauerzug und löst die Linie der Mauer in rechtwinklig aufeinanderstehende Teilstrecken auf. Runde Umwallungen finden sich bei den assyrischen Feldlagern und bei kleinen Burgen. Taludierte, d. h. geneigte (AO. I, 4², Abb. 13) oder geknickte Mauern, die das Anlegen von Sturmleitern erschweren sollen, wie sie die ägyptische Grenzfeste Semneh zeigte, scheinen ganz selten zu sein. Die Höhe der Mauern ist verschieden; da Sturmleitern, sollten sie handlich sein, nicht zu groß sein durften, genügten wohl ca. 10 m Höhe für die Mauer; doch schätzt man die von Dur-Sarrukin auf 14, die von Susa auf 18 m. Die Dicke war beträchtlich, $^1/_3$—$^2/_3$ der Höhe; der untere Teil der Mauer war massiv, ohne Hohlraum, oft aber vorn besonders mit Quadern verkleidet, um gegen die Stöße des Widders und die Arbeit der Mineure gesichert zu sein. Erst etwa in 3—4 m Höhe legte man in der Mauer Kasematten (gemauerte Hohlräume mit Schießscharten) an. Die Türme überragen meist die Mauer nicht sehr, selten um ein ganzes Stockwerk, sind aber oben vertikal über die Mauer vorgebaut, so daß man durch Senkscharten die Feinde am Mauerfuß beschießen oder ihnen Feuerbrände, siedendes Wasser, Öl oder Pech auf die Köpfe werfen oder gießen kann. Türme und die zwischen ihnen liegenden Mauerstrecken tragen oft Zinnenbekrönung. Dann wurden aber in der höchsten Not noch besondere hölzerne, galerieartige Aufbauten auf den Türmen errichtet, nach vorn und seitwärts ausladend, und ebensolche Kanzeln vor den Zinnen und den Fenstern der Kasematten, um in dringender Gefahr eine ganz besonders große Anzahl von Verteidigern mit freiem Schußfeld postieren zu können. Wenn gelegentlich im Innern von Festungen besonders hohe, turmartige Bauten emporragen, so fragt sich's, ob das besondere militärische Beobachtungstürme waren oder öffentliche Gebäude, etwa Zikkurats; auch diese können bei Belagerungen eine militärische Rolle als Beobachtungsposten oder als letzte Zuflucht gespielt haben. Vor der Hauptmauer lag, aus Stabilitätsgründen etwas entfernt, der Graben, entweder in den Felsen gehauen oder, wenn aus Erde ausgehoben, oft von senkrechten Stützmauern eingefaßt, die nebenbei auch den Mineuren unangenehm sein mußten; er war wohl, wenn irgend möglich, mit Wasser gefüllt; bei Festungen auf Berggipfeln hat er wohl immer gefehlt. War die Festung besonders stark, so wurde auf die Eskarpenmauer, d. h. die dem Hauptwall zugekehrte

Grabenseite, noch eine Mauer, eventuell auch zinnenbekrönt, aufgesetzt, der sog. Niederwall (fausse-braye), als zweite Verteidigungslinie. War endlich der Landstreifen zwischen Nieder- und Hauptwall recht breit, so errichtete man dort noch eine dritte Mauer. Doch wird dies wohl nur bei ganz starken Festungen der Fall gewesen sein; nur solche werden auch selbständige Außenwerke, Forts, besessen haben. War reichlich Wasser in der Nähe, so gab es vielleicht auch Stauwerke und Anlagen zur Überflutung und Versumpfung des Vorgeländes, um das Herankommen des Feindes zu erschweren. So müssen auch assyrische Festungen eingerichtet gewesen sein.

Aber die Assyrer verstanden sich auch sehr wohl auf die Erstürmung solcher Festen; Technik und Taktik des Festungskrieges waren hoch entwickelt, besonders im neuen Reich. Man begnügte sich nicht, friedliche Burgen und Städte nur einzuschließen und dann auf Mangel, Krankheiten oder Verrat als Bundesgenossen zu warten, wie es das Wesen der älteren griechischen Belagerung war. Gewiß haben auch die Assyrer gelegentlich Umwallungslinien errichtet; so sagt Sanherib, als er Jerusalem belagerte: „Schanzen warf ich wider ihn (Hiskia) auf", und ebenso Assurbanipal bei der Belagerung von Tyrus. Aber viel lieber und häufiger ging man möglichst bald zum förmlichen Angriff, zum Sturm über. Es kam natürlich zunächst darauf an, möglichst an die feindliche Mauer heranzukommen, wozu man den Graben ausfüllen, eventuell das Wasser ableiten mußte; dann konnte man entweder gleich mit Leitern stürmen oder erst Bresche legen. Beides übten die Assyrer; Sturmkolonnen von hauptsächlich schwerer Infanterie wurden formiert und Belagerungsmaschinen herangeführt. Aber damit diese nicht das gesamte Feuer der noch frischen Besatzung auf sich zogen und dadurch allzu große Verluste erlitten, mußte erst das feindliche Feuer durch eifrige Beschießung geschwächt und möglichst von den Sturmkolonnen abgelenkt werden. So formierte man besondere Unterstützungstrupps, hauptsächlich aus Bogenschützen und z. T. aus Schleuderern bestehend (Abb. 9). Gelegentlich scheinen auch Wagenkämpfer als solche Unterstützungstruppen an dem „Bombardement" teilgenommen zu haben. Auch der König ist häufig dargestellt, wie er, begleitet von einem Schildhalter und Köcherträger oder von Pagen, die ihm die Pfeile zureichen, zu Fuß an der Beschießung teilnimmt. Damit die unbeschildeten Bogenschützen möglichst wenig Verluste erlitten, bekam jeder einen Mann mit Setztartsche zuge-

wiesen (vgl. S. 14). Die Setztartschen entsprechen also ungefähr den ἄμπελοι der Griechen. Es scheint aber nicht, daß die Assyrer diese Setztartschen, etwa in Reihen nebeneinander gestellt, zu einer Art gedeckten Ganges nach Art der ἀμπελοχελῶναι oder vineae verwendet hätten (ebensowenig wie sie mit den Schilden eine testudo bildeten). Nur gelegentlich findet sich etwas Ähnliches; so hat nach einer Darstellung aus den ägyptischen Feldzügen Assurbanipals (AO. XI, 1, Abb. 3) ein Mann seine Setztartsche umgekehrt an die Festungsmauer gestellt, so daß er wie unter einer Laube sitzt und gedeckt mit seiner Brechstange die Mauer in Ruhe bearbeiten kann (wie unter einer χελώνη διορυκτίς). Die Reliefs Assurnasirpals und die Balawatstreifen Salmanassars II. zeigen eine später (offenbar wegen ihrer Schwere) aufgegebene Art des Schutzes gegen den Geschoßhagel der Verteidiger. Wir sehen da Krieger, die in einen schweren und langen, bis auf die Füße reichenden Panzerrock gekleidet sind, der offenbar dick wattiert und gesteppt ist (Abb. 7 u. 8), etwa so, wie ihn die Reiterei mancher Negersultane im Sudan noch heute trägt. Dazu tragen sie den assyrischen Spitzhelm, der aber ebenfalls mit dicker, bis auf die Schultern herabfallender Nacken- und Kehlberge versehen ist, so daß nur ein kleiner Teil des Gesichtes frei bleibt. So geschützt, beschießen sie die Stadt; gelegentlich ist der König selbst derart gepanzert; auch Sturmkolonnen, die die Leitern ersteigen, tragen diesen Panzer. Freilich, beim Steigen muß er doch sehr hinderlich gewesen sein, obwohl er, da vorn geschlitzt, ein Schreiten ermöglichte; später hat man ihn seiner Schwere wegen zugunsten der Setzschilde und der Panzerkoller aufgegeben.

Ferner ist hervorzuheben, daß die Assyrer noch keine Geschütze hatten, wie sie die hellenistische und römische Zeit in den καταπέλται (tormenta) besaß. Aber die assyrische Belagerungskunst ist jedenfalls eine höchst beachtenswerte Vorstufe der in hellenistischer Zeit erreichten Höhe der Poliorketik, wie sie besonders Demetrios Poliorketes mit seinen Riesenmaschinen und der Verbindung von Wandelturm und Geschützen erreicht hat.

Unter dem Schutze des Geschoßhagels solcher Unterstützungstrupps gingen nun, wenn die Mauern nicht zu hoch und die Verteidiger nicht zu stark waren, Kolonnen schwerer Infanterie mit Sturmleitern vor und suchten auf ihnen die Mauerkrone zu gewinnen; mit dem Schild in der Linken sich deckend, die Lanze in der Rechten, kletterten sie gewandt hinauf; ob sie dabei, ohne sich anzuhalten, auf den Sprossen im Gleichgewicht haben bleiben

können, wie es die Abbildungen darstellen, ist mir doch etwas fraglich. Vielleicht ist es Ungenauigkeit der Darstellung; andernfalls setzte es eine katzenartige Gewandtheit voraus. Man denkt an die Schilderung Joels von dem unaufhaltsamen Vordringen eines Kriegsheeres unter dem Bilde eines Heuschreckenschwarmes; da heißt es 2, 7: wie Helden laufen sie, wie geübte Krieger ersteigen sie die Mauern; vgl. ferner V. 9 f. Wenn aber der Angriff mit Sturmleitern nicht zum Ziele führte oder die Mauern durch ihre Höhe überhaupt sturmfrei waren, dann mußte Bresche gelegt werden. Am einfachsten war es, die Tore anzubrennen; verschiedentlich sehen wir (wenigstens fasse ich z. B. die Darstellung AO. XI, 1, Abb. 3 so auf) Soldaten, die, mit dem Schilde sich deckend, mit langer Brandfackel sich bis an die Tore vorgewagt haben, um sie anzu-

Abb. 7: Belagerung unter Assurnasirpal (Layard I, 19).

zünden. Die Tore aber werden dagegen durch Erzbeschlag oder andere Mittel zu schützen gewesen sein. Andere Soldaten zertrümmern die Mauern mit einer von beiden Händen geführten Stange mit Hammerkopf (Abb. 7). Wieder andere bohren mit einem schwertartigen Instrumente, wohl einer kurzen Brechstange, ein Loch und allmählich eine große Höhlung in die Mauer, in der sie gedeckt weiter zu arbeiten vermögen. Die Höhlung wird immer mehr erweitert und zunächst durch Stehenlassen von Pfeilern oder durch Stützbalken gegen Einsturz gesichert; ist sie groß genug, so werden die Pfeiler abgebrochen oder die Stützbalken angebrannt, so daß durch den Einsturz Bresche entsteht. Abb. 7 zeigt zwei Assyrer, die helmlos, also ganz ungeschützt, in einer solchen Höhlung oder Mine arbeiten: die Spitze über ihren Händen soll offenbar

einen Stützpfeiler vorstellen. Die Fortsetzung des Reliefs nach links zeigt, wie ein anderer liegend und kriechend sich in die Mauer hineingewühlt hat; da ist der Pfeiler deutlicher sichtbar. Diese Mineure werden aber auch, wenn möglich, einen Gang durch die ganze Mauer hindurchgegraben haben, so daß eine Kolonne durch ihn hindurch in die Festung gelangen konnte. Minengänge waren nun freilich unmöglich bei massiven Mauern anzulegen. In solchen Fällen schafften die Sturmböcke (κριός, aries) Rat. Schon Assurnasirpal besaß fahrbare Widder; sie bestehen aus schweren Balken, die an der Spitze mit Metallkopf versehen sind und an einem Balkengerüst unter einem Schutzdach (einer χελώνη κριοφόρος, einer Widderschildkröte) an Tauen aufgehängt sind. Auf den Balawatstreifen freilich (Abb. 8) scheint der Widder ein vorn

Abb. 8: Lager (oben) und Belagerung (unten) (Balawatstreifen D 3).

spitz und wohl in einen großen Tierkopf auslaufendes Gefährt zu sein, das gegen die Mauer gestoßen wird; wenn nicht die Darstellung ungenau ist, war da kein freihängender Balken vorhanden. Das Schutzdach läßt z. T. die Räder sehen, teils bedeckt es sie mit; es könnte sich freilich in letzterem Falle auch um ein fest auf dem Boden ruhendes Gestell ohne Räder handeln (Abb. 7). Meist aber sehen wir, daß der Widder auf zwei oder drei Achsen mit je zwei Rädern aufmontiert ist; das Vorschieben der Maschine und die Bewegung des Balkens wurden von Soldaten vom Innern der Maschine aus besorgt. Schon im 9. Jahrhundert hat man das Vorderteil des Widders erhöht und ein oder mehrere Stockwerke aufgesetzt, die oben mit einem kuppelförmigen Dache bedeckt sind, unter dem einige Fenster sichtbar werden. Hier sieht man auch, daß

das aus Flechtwerk bestehende Schutzdach auf der Vorderseite durch einen Lederüberzug gegen Brandpfeile geschützt ist. Wenn auf Abb. 7 die Schildkröte mit einer Darstellung des lebhaft schreitenden, bogenschießenden Gottes Assur versehen ist, so dient das wohl weniger zum Schmuck, denn als schützendes, siegverleihendes Amulett. Die Widder der Balawatschienen sehen eigentlich unvollkommener aus als die Assurnasirpals; es sind Kasten auf vier Rädern, vorn zugespitzt; andererseits zeigen sie schon eine Besatzung von Schützen (sind also eine Vorstufe der ἑλεπόλεις, jedenfalls dienen sie zugleich zur Beschießung und Mauerzerstörung); in dem kuppelförmigen Aufbau steht (oder kniet?) wahrscheinlich der, der die Bewegung des Widders leitet. Aus neuassyrischer Zeit haben wir Widderbilder von Sanherib; seine Darstellung der Belagerung von Lachisch (vergl. einen Teil Abb. 9) zeigt sieben nebeneinander tätig. Auch hier haben die Widder zwei Achsen und vorn einen halbrunden Aufbau mit Fenstern; ferner sind sie jetzt ganz mit Leder oder Häuten bekleidet; man sieht deutlich die Nähte, zusammengehalten anscheinend durch Knebel, die durch eine Art Knopflöcher gesteckt sind. Dieselben Reliefs zeigen uns eine zweite Art des Widders; der hier ganz besonders lange Balken trägt vorn keinen stumpfen Metallkopf, sondern eine riesige Speerspitze. Es kommen auch Maschinen vor, in denen zwei solche Speere aufgehängt sind. Assurnasirpals Reliefs (Abb. 7) zeigen hinter den Widdern, wohl unabhängig von diesen, mit Schützen und Schleuderern besetzt, schlanke Türme (πύργοι), wohl Holzgestelle mit Flechtwerk verkleidet, eventuell mit einem Lederbezug; Fenster lassen auf eine Art Kasematte unter der obersten Plattform schließen. Ob sie fahrbar, also Wandeltürme sind, läßt sich nicht erkennen, da der Fuß verdeckt ist. Jedenfalls dienen sie nur dazu, um von einem die gegnerische Mauer überhöhenden Standpunkte ein besonders wirksames Feuer auf die Verteidiger zu eröffnen. Wenn sie auch weder Fallbrücken noch Geschütze enthalten und auch noch nicht die spätere charakteristische Verjüngung nach oben zu zeigen, so sind sie doch immerhin eine Vorstufe zu den hellenistischen ἑλεπόλεις. Daß nun diese Maschinen fertig mitgebracht wurden, ist unwahrscheinlich; man baute sie wohl an Ort und Stelle oder, was das Wahrscheinlichste ist, man setzte die z. T. fertig mitgebrachten Stücke (z. B. den Balkenkopf) an Ort und Stelle zusammen (vgl. πύργοι φορητοί der Griechen); jedenfalls war zur sachgemäßen Montierung und Bedienung eine geschulte und wohl einexerzierte

Mannschaft unerläßlich. Diese war ja besonders nötig bei dem Vorwärtsbewegen gegen die Mauern, das gewiß beschwerlich war und vom Gegner mit allerhand Mitteln gestört ward. Da mußte der Grund geebnet oder aufgefüllt werden, es mußten eventuell feste Bahnen aus Bohlen oder Ziegeln (Abb. 9) errichtet werden, damit die Maschinen nicht einsanken und umschlugen. Die Verteidiger waren aber auch nicht müßig, wie die Reliefs zeigen; wir können deutlich das Hin und Her des Kampfes erkennen.

Abb. 9: Belagerung von Lachisch unter Sanherib (Layard II, 21, z. T.).

Zunächst warf man, wenn auch der dichteste Pfeil- und Schleudersteinhagel das Nahen der Maschinen und Türme nicht aufhielt, große Brandfackeln und Feuerbrände, um Holz- und Flechtwerk in Flammen zu setzen. Dagegen schützte man sich durch Verkleidung mit Leder, am besten frischen Häuten, außerdem durch häufiges Begießen der Maschinenfront mit Wasser. Das besorgen (Abb. 9) die in dem Aufbau postierten Leute mit dem langen löffelförmigen Instrument. Auch auf Abb. 7 schüttet einer der Verteidiger bren-

nende Stroh- und Wergbündel gegen Turm und Schildkröte; vom Turm aus aber scheint aus zwei Rohren Wasser zu strömen. Ferner lassen die Verteidiger eine starke Kette hinab, fangen damit den Stoßbalken ab und ziehen ihn hoch, um seine Stöße unwirksam zu machen. Aber auch diesen Angriff parieren die Assyrer; mit bereitgehaltenen Haken greifen sie in die Glieder der Kette und ziehen sie herab, indem sie sich mit aller Kraft daranhängen; dadurch wird der Balken wieder frei. So ging der Kampf hin und her, bis die Festung erobert war; dann ward sie geschleift und angezündet, falls sie die Assyrer nicht selbst als Stützpunkt benutzen wollten; in diesem Falle wurden ihre Werke wiederhergestellt und womöglich verstärkt. Der Festungskrieg mit seinen Besonderheiten erforderte, da seine technischen Mittel bei den Assyrern so hoch entwickelt waren, offenbar besondere Übung der Truppen sowohl in der Herstellung der Minen und Maschinen als auch in deren Handhabung, so daß es wohl das Wahrscheinlichste ist, daß es eine besondere Truppe der fabri gab, besonders in der wohlorganisierten Königlichen Schar.

Aus der großen Masse der verschiedenen Truppen heben sich nun besonders bevorzugte und ausgezeichnete Leibtruppen hervor. Wenn wir die Statthaltertruppen als Linienregimenter bezeichnen, so wäre die Königliche Schar das Gardekorps. Wie nun heutzutage innerhalb eines solchen gewisse Regimenter oder Teile von ihnen in einem besonders nahen Verhältnis zum Monarchen stehen, so gab es wahrscheinlich auch assyrische Leibregimenter im stehenden Heere. Sie führen den Zusatz „der Füße" (des Königs), wohl weil sie unmittelbar dem Könige folgen oder weil der Ausdruck, ursprünglich nur vom königlichen Leibwagen gebraucht, dem „Wagen der Füße", allmählich die allgemeine Bedeutung „eigenst, persönlich" bekommen hat, wie ja auch der Ausdruck „Leib" in unserer Ausdrucksweise. Neben diesen Leibregimentern hat aber noch eine andere assyrische Leibtruppe existiert, die mutir puti, wörtlich „Verwehrer der Front", also Leibwächter, Trabanten, die den Zugang zum König wehren und verteidigen, eine Art Garde-du-corps-Regiment, aber zu Fuß. Wahrscheinlich ist dies die alte Leibwache, die der assyrische Herrscher längst schon gehabt hat, als es noch kein stehendes Heer gab; im neuassyrischen Reiche gehört sie dann zur Königlichen Schar. Auch der Kronprinz und die Königin-Mutter haben solche Leibwächter. Diese Trabanten sind, da sie zum persönlichen Schutze des Königs und hervorragender Glieder seines Hauses und damit zur Be-

wachung der Paläste bestimmt waren, sicher ausgesucht tüchtige und verläßliche Leute gewesen, deren Anhänglichkeit und Treue der Herrscher offenbar durch prunkvolle Bewaffnung, hohen Sold und reichliche Auszeichnungen sich sicherte. Nun treffen wir freilich mutir puti oft als Leiter von Gefangenentransporten, Überbringer königlicher Handschreiben oder als Königsboten zur Untersuchung vorgekommener Unregelmäßigkeiten; hier handelt es sich vielleicht nicht um einfache Gardisten. Wenn man dabei nicht an Trabantenoffiziere denken will, muß man annehmen, daß der König neben der Leibwache noch ein „Gefolge“, ἑταῖροι, besitzt, vornehme Herren im Offiziersrang, die auch mutir puti heißen und die er gern zu besonderen Vertrauenssendungen benutzt.

Was nun die taktische Gliederung des Heeres anbetrifft, so muß bei der hohen Truppenzahl eine solche vorhanden gewesen sein. Jede Waffengattung bildete für sich eine Einheit; jede zerfiel in Unterabteilungen derselben Waffe. Die Inschriften und Urkunden geben uns auch hier keine vollständige Übersicht; doch ist soviel klar, daß die Haupteinheit des assyrischen Heeres kiṣru oder Schar hieß, befehligt von einem rab kiṣir, dem Großen über eine Schar, etwa Hauptmann. Da auch rab chansche, der Große über 50, vorkommt und eine Einheit von 50 Soldaten oft erwähnt wird (beides auch in Israel und Juda, 2. Kö. 1, 9 ff. und Jer. 3, 1 ff.), so hat man geschlossen, daß ein kiṣru = 50 Mann, ein rab chansche also ein rab kiṣir sei. Gewiß bildete ein kiṣru des stehenden Heeres bei der eigentümlichen Art seiner Ergänzung durch Einreihung fremder, besiegter Truppen auch national eine Einheit: so formiert z. B. Assurbanipal einen kiṣru aus den Überlebenden von Akko, ferner elamitische Schützen-kiṣru's. Ferner werden verschiedene kiṣru's, natürlich der gleichen Waffe, zu größeren Verbänden unter höheren (also Stabs-) Offizieren vereinigt gewesen sein, man vermutet nach Andeutungen der Inschriften und nach Analogien speziell auch israelitischer Heereseinteilung zu 100 und 1000 Mann. Es gab aber auch Unterabteilungen des kiṣru von je 10 Mann; denn es begegnet uns der rab escherte, der Große über 10, also der assyrische Unteroffizier. Über die höheren Offiziere im assyrischen Heere sind wir fast gar nicht unterrichtet, wenn wir auch eine Anzahl Titel nennen können, die wenigstens teilweise militärischer Art sind. Oberster Heerführer war natürlich zunächst der Kriegsherr selbst, der König, der meist selbst zu Felde zieht (s. o. S. 10). Es kann nicht bezweifelt werden, daß die Herrscher

des neuassyrischen Reiches große Militärs waren, die vor keiner Schwierigkeit zurückschreckten und allerhand Strapazen mit ihren Truppen teilten. Wenn nun auch neuassyrische Reliefs den König nicht im Kampfgewühl darstellen, so heben doch die Inschriften seine eifrige Beteiligung an den Feldzügen hervor. So nennt sich Sargon „den machtvollen Helden, mit Schrecken gewappnet, der in Kampf und Schlacht einen Überwinder nicht fand, der massige Gebirge mit steilen Pässen ohne Zahl erschloß und ihre Wege schaute, auf unbetretenen und schwer zu passierenden Pfaden dahinzog, deren Lage Schrecken erregte, der Quellschluchten überschritt“ usw. So erzählt Sanherib, daß er inmitten hoher Gebirge, schwierigen Geländes, zu Pferde geritten sei und seinen Leibwagen auf den Nacken von Dienern habe nachtragen lassen. Das Reiten des Königs kommt offenbar sonst kaum vor; auf dem Marsch und im Kampf fährt der König; nur auf der Jagd sehen wir Assurbanipal reiten. Aus älterer Zeit erinnere ich mich nur an eine Darstellung der Balawatstreifen, auf der der König zu Pferde sitzt, dort aber auch nur, um einen Fluß zu durchreiten. Sanherib erzählt ferner, daß er seinen Wagen verlassen und sich in einer Sänfte habe tragen lassen, ja daß er wie ein Steinbock gestiegen sei, ermattet gleich seinen Soldaten auf einem Felsblock geruht und sich mit einem Trunk kühlen Bergwassers erfrischt habe. An anderer Stelle hebt er hervor, er habe eigenhändig den feindlichen Heerführer gefangen genommen. Ob man freilich allen stolzen Worten in den Eingängen der Königsinschriften und Schlachtberichte ganz trauen darf, ist etwas fraglich. Sanherib z. B. schildert sein Auftreten in der Schlacht bei Chalule, die mindestens unentschieden war, mit folgenden Worten: „Wie ein Löwe ergrimmte ich und zog den Panzer an, mit dem Helm, dem Zeichen des Kampfes, bedeckte ich das Haupt, meinen mächtigen Kriegswagen, der da wegfegt die Widerspenstigen, bestieg ich im Grimme meines Herzens eiligst, den mächtigen Bogen, den Assur mir verliehen, faßte ich mit meiner Hand, die Lanze, die lebenvernichtende, ergriff ich, brüllte wie der Sturmgott“ usw. Aber trotz gelegentlicher Übertreibung ist nicht daran zu zweifeln, daß die Assyrerkönige tatkräftige Krieger und Feldherren waren. Sie wurden wohl auch in ihrer Jugend schon auf ihren Soldatenberuf vorbereitet; erzählt doch wenigstens Assurbanipal, daß er neben seinem wissenschaftlichen Unterricht auch reiten, schwimmen und mit dem Bogen schießen gelernt habe. Wir finden auch Prinzen im Feldzug und Kriegslager, als bartlose,

jugendliche Krieger dargestellt, wohl immer zu Wagen dienend und als Offiziere. Es ist freilich nicht ausgeschlossen, daß es sich bei diesen Darstellungen gelegentlich um hohe Hofbeamte (Eunuchen) handelt, die auch militärische Funktionen übten, obwohl sie ursprünglich Zivilbeamte waren. Ein solcher Prinz hat dann auch im Lager sein besonderes Zelt; so erklärt sich, daß auf den Balawatstreifen Lager mit zwei Kiosken dargestellt sind, einem großen und einem kleineren. Dem entsprechen auch zwei Lagerpräfekten oder besser die Kommandeure des königlichen und des prinzlichen Hauptquartiers.

Der oberste Offizier nächst dem Könige, die höchste Charge des assyrischen Heeres überhaupt, war der Turtan, der Kronfeldherr von Assyrien, der Generalissimus des Reichsheeres; er ist auch gleich nach dem Könige limu oder Eponym. Natürlich treffen wir ihn oft als selbständigen Heerführer, auch als Statthalter von Provinzen begegnet er uns. Auffallenderweise gab es wenigstens später zwei assyrische Turtan's, scha imni und scha schumeli genannt; wie diese Bezeichnung sich erklärt, ist unklar; vielleicht: „der zur Rechten“ und „der zur Linken des Königs steht“. Ursprünglich gab es einen, der bei feierlicher Gelegenheit als Repräsentant des Heeres zur Rechten des Herrschers stand; mit der Ausbreitung des Reiches brauchte man mehr hohe Offiziere und ernannte daher einen zweiten turtanu, der nun zur Linken des Königs trat, vielleicht auch hinter dem scha imni rangierte. Übrigens gab es auch einen schanu des Turtans, der aber nichts weiter gewesen zu sein braucht als ein Adjutant, vielleicht aber auch der Stellvertreter des Turtan gewesen ist.

Ebenfalls ein sehr hoher Offizier, ein General, war der rab-SAG, den man rab-schaqe gelesen und als Großen der SÂG = Elitetruppen und deshalb als Leibwachenoberst erklärt hat, der später Kommandeur des ganzen kiṣir scharruti geworden sei; dazu würde allerdings gut passen, daß von ihm allein berichtet wird, daß er ein (oder mehrere) kiṣru von mutir puti hat, also selbst eine Leibwache. Dadurch erscheint er fast als zur königlichen Familie gerechnet; die Statthalter werden freilich auch Leibwachen gehabt haben; aber sie sind eben auch Vizekönige. Auch er ist oft selbständiger Heerführer (vgl. Jes. 36 u. 2. Kö. 18, 17, wo der ursprüngliche Text nur ihn nennt), erscheint auch einmal unter den Eponymen, scheint aber nicht Statthalterposten erhalten zu haben. Aber es gab offenbar nicht bloß einen, sondern mehrere rab-SAG's, des Königs, aber auch des Kronprinzen, vielleicht auch der Königin-Mutter und anderer; an Rang und Einfluß übertraf sie natürlich

der rab-SAG, d. h. der des Königs. Natürlich ist das eine besondere Vertrauensstellung, Kommandeur der Leibwache zu sein, und es ließe sich verstehen, daß ein solcher, dem König persönlich nahestehender Offizier auch andere wichtige Kommandos bekommt und daß er, als ein besonderes kiṣir scharruti entsteht, eine Leibwache im großen, an deren Spitze gestellt ward. Freilich wird der Name rab-SAG auch rab-schaqu gelesen und (nach Zimmern) als „Mundschenk“ erklärt. Dann müßte dieser hohe Hofbeamte allmählich auch militärische Funktionen übernommen haben.

Ein anderer hoher Offizier ist der rab-mugi (oder rab-mugu), Jer. 39, 3, 13 רַב־מָג; wir treffen einen solchen der Wagen und einen solchen der Reiterei; er hat auch einen schanu, einen Adjutanten oder Stellvertreter. Hohe Offiziere sind sicher auch die Standartenoffiziere gewesen, ferner vielleicht der Lagerpräfekt, der auf den Lagerdarstellungen bei dem königlichen Kiosk dargestellt ist; er trägt als Abzeichen einen schmalen, langen Schal oder eine Schärpe über der linken Schulter, dazu einen Stab; da er zwar mit einem Schwert bewaffnet, aber bartlos ist, so ist er vielleicht auch weniger Soldat als Hofbeamter, der für das königliche Hauptquartier zu sorgen hat (s. oben S. 32). Andere Offiziere oder Beamte, die auch militärische Funktionen üben, sind der sukkallu, nagiru, rab-BI-LUB, abarakku usw.

So hätten wir ein Bild von der Einrichtung des Heerwesens im neuassyrischen Reiche gewonnen; es erübrigt noch, einige Bemerkungen über die Art der Kriegführung zu machen. Freilich ist hier von vornherein zu betonen, daß über die Schlachtentaktik der Assyrer fast nichts bekannt ist. Wir wissen nicht, wie sie ihre Schlachtordnung aufstellten, wie die einzelnen Waffen darin verteilt waren und wie der Führer sie in der Schlacht einsetzte. Darüber sagen die Inschriften nichts, und die Monumente stellen nur typische Szenen oder ganz einzelne Momente einer Schlacht dar (besonders bei Assurbanipal); vor allem ist es dem assyrischen Künstler ganz unmöglich, eine größere Truppenabteilung in Massen darzustellen, geschweige denn zwei kämpfende Heere; er deutet die verschiedenen Waffen nur durch einige Figuren an. Natürlich haben die Assyrer auch die feineren Züge der Taktik entwickelt; Andeutungen, wie Sanheribs „Angriff auf Front und Flanke“, lassen darauf schließen. Die Infanterie hat wohl nicht als geschlossene Phalanx angegriffen (wie es uns die altbabylonische Geierstele zeigt), sondern aufgelöst in kleinere taktische Verbände, aber mit energischem Vorstoß (AO.

XI, 1 S. 13). Ein Hauptzug assyrischer Strategie ist aber wohl deutlich: man huldigt der sog. Niederwerfungsstrategie, d. h. die schneidige Waffe, die das assyrische Heer bot, wurde energisch geschwungen, Offensive, rücksichtsloses Draufgehen, „immer vorwärts" war der Grundzug assyrischer Heerführung, soweit wir sehen können. Der Beweis dafür liegt schon in der hoch entwickelten Belagerungstechnik; nicht Blockade, sondern Sturm war die Losung, mit allen Mitteln wird dem Gegner in der Festung auf den Leib gerückt. Wenn man demgegenüber die griechische Kriegführung bis etwa zum peloponnesischen Krieg betrachtet, fällt der Unterschied auf; so relativ gemütlich, wie die älteren griechischen Bürgerheere, führte der assyrische Großkönig keinen Krieg. Nach einem Siege blieb er nicht auf der Walstatt stehen, ließ den Feind ruhig abziehen und zog dann selbst befriedigt nach Hause, sondern er ließ den fliehenden Feind energisch verfolgen, um ihn völlig zu zersprengen (s. o. S. 19). Vorbedingung zu diesem energischen Offensivcharakter assyrischer Kriegführung ist gute Ausbildung und Bewaffnung der Soldaten. An Verstärkung und Verbesserung der Waffen und Heereseinrichtungen ist offenbar in Assyrien eifrig gearbeitet worden, und den Exerzierplatz hat man wohl eifrig benutzt. So ist es erklärlich, daß das gut geschulte und wohl bewaffnete Assyrerheer der Schrecken und sicher auch das Vorbild für ganz Vorderasien war und daß ihm lange Zeit niemand widerstehen konnte. Jesaias (5, 26 ff.) schildert es bewundernd mit folgenden Worten: „Siehe, eilend und schnell kommen sie daher, und ist keiner unter ihnen müde und schwach, keiner schlummert noch schläft. Keinem geht der Gürtel auf von seinen Lenden oder reißt der Riemen seiner Schuhe; ihre Pfeile sind geschärft, alle ihre Bogen gespannt. Die Hufe ihrer Rosse gleichen Kieseln und ihre Räder dem Wirbelwind. Ihr Gebrüll ist wie das der Löwen, sie brüllen wie Jungleuen, knurren und packen den Raub und bergen ihn, niemand vermag zu erretten!"

Wahrscheinlich zog man nicht in den Feldzug oder in die Schlacht, ohne vorher die Götter um Sieg und um günstige Orakel gebeten zu haben. Besonders Assur, der Nationalgott, war es, der den Assyrerkönigen Sieg verlieh, aber auch die Istar, die „Göttin des Kampfes" und „Herrin der Schlacht", die dem Assurbanipal in Flammen gekleidet erscheint, rechts und links je einen Köcher tragend, den Bogen in der Hand, ein scharfes Schwert zückend, und die, wie ein Hymnus von ihr sagt, „in der Schlacht wie eine Schwalbe

dahinfliegt". Daß man vor Kriegszügen um Orakel fleht, zeigen die Anfragen an Schamasch, den Sonnengott, dem ganz detaillierte Fragen vorgelegt werden, ob der und der Heerführer siegen, ob der Feind diese oder jene Stadt erobern werde usw. Doch scheint diese Ängstlichkeit in der Zeit Assarhaddons und Assurbanipals schon ein Moment des Niederganges assyrischer Macht und Herrlichkeit zu bezeichnen. Daß man vor der Schlacht auch opferte, um aus der Eingeweideschau günstige Auspizien zu gewinnen, ist sehr wahrscheinlich; wenn Assurnasirpal erwähnt, daß vor dem Heere feindlicher Aramäerstämme Wahrsagepriester einherzogen, so ist zu vermuten, daß die Aramäer diese Sitte von den Assyrern entlehnt oder sie wenigstens mit ihnen geteilt haben.

Sehr ausführlich sind wir unterrichtet über die Art, wie man die Besiegten und Unterworfenen behandelte; man verfuhr jedenfalls oft mit großer Härte und entsetzlicher Grausamkeit. Der Fürst, der sich dem heranziehenden Assyrerkönig ohne Widerstand unterwarf, „wer die Füße des Königs küßte und die Erde mit seinem Barte ebnete", mußte sein Land von ihm zu Lehen nehmen und pünktlich den ihm auferlegten Tribut zahlen; er kam so noch gut weg. Wer aber hartnäckig Widerstand leistete oder abfiel, d. h. seinen Tribut nicht oder nicht rechtzeitig zahlte, der wurde als Rebell mit äußerster Strenge behandelt (wenn nicht gerade besondere Umstände die Assyrer einmal zur Milde z w a n g e n). Er ward abgesetzt, sein Land ward Provinz unter einem Statthalter. Die eroberten Städte und Festungen wurden ausgeplündert und verbrannt, in Schutthaufen und Ruinen verwandelt, oft wurden auch Dattel- und Palmenhaine ringsum abgehauen (vgl. dagegen Dt. 20, 19 f.). Die Reliefs zeigen uns, wie das Vieh fortgetrieben wird, wie die Soldaten allerhand Geräte, Kessel und Krüge, Tische, Stühle und Ruhebetten davonschleppen oder von Gefangenen schleppen lassen; Schmuck und Kostbarkeiten werden sie erst recht nicht zurückgelassen haben. Auch die Götter der Besiegten wurden gefangen genommen, ihre Statuen werden in den Tempeln Assyriens als Weihegeschenke und Siegestrophäen aufgestellt; sie stehen nun dienend vor den assyrischen Göttern. Ferner nahm man auch die Königsstatuen als besondere Trophäen gern mit; so hat Assarhaddon aus Memphis 55 Königsstatuen fortgeschleppt und Assurbanipal 20 Götter- und 36 Königsstatuen aus Susa nach Assyrien gebracht. Den Statuen folgten natürlich auch alle Kostbarkeiten und Weihgeschenke, die man in den Palästen und

Tempeln fand; es wurde gewiß alles reinlich ausgeräumt. Die noch lebenden Einwohner wurden gefangen abgeführt und natürlich nicht sonderlich zart behandelt; die Männer wurden zu zweien mit einem Arm aneinander gefesselt oder die Arme ihnen auf den Rücken geschnürt. Soldaten mit geschwungenen Stöcken treiben sie vorwärts und bedrohen sie auch gelegentlich mit erhobenem Schwert. Die Balawatstreifen zeigen häufig, wie man ihnen auch noch die Hälse in lange und offenbar schwere Holzgabeln oder -bretter gespannt hat, z. T. zu zweit! Auch an den Füßen sind die Gefangenen häufig mit Stricken oder Ketten gefesselt; und es mag wohl auch vorgekommen sein, daß man bevorzugten Gefangenen einen Ring durch die Unterlippe zog und sie so am Strick wie einen Hund vor den Großkönig führte. Weiber und Kinder wurden glimpflicher behandelt; sie wurden nicht gefesselt und durften z. T. Karren benutzen; doch findet sich auf den Balawatstreifen auch öfters eine entehrende Behandlung der Frauen; sie müssen den Rock vorn in die Höhe nehmen (vergl. Nahum 3, 5).

Vielfach wurden an die Stelle der zerstörten Städte assyrische Neugründungen gesetzt und mit dem Namen der Sieger oder assyrischer Götter benannt (z. B. Assarhaddons-, Sargons-, Assur-, Istarburg); man denke an die Alexanderstädte und an den Namen, den Jerusalem nach dem Bar-Kochba-Aufstand von Aelius Hadrianus erhielt: Aelia Capitolina. Dabei ist natürlich vor allem assyrischer Kult eingeführt worden und die Stadt mit Assyrern oder Leuten aus anderen Provinzen besiedelt worden. Die alte Bevölkerung, soweit sie noch am Leben war, ward weit weg ins Innere des assyrischen Reiches oder an die entgegengesetzte Grenze versetzt, wie das ja von der Bevölkerung Samariens allbekannt ist. Offenbar hat man vielfach Kriegsgefangene als Fronarbeiter bei den großen Terrassenanschüttungen, Palastbauten und den dazu gehörigen Transporten, z. B. von Stierkolossen, verwendet; denn häufig umgibt ein Kordon von Soldaten die Fronarbeiter. Gelegentlich wurde aber auch alles massakriert, die Leichen wurden oft zu Hunderten auf Pfähle gespießt (Abb. 8 und 9) und so rings um die Stadt herum aufgestellt. Oder man schnitt allen die Köpfe ab und stapelte diese schrecklichen Trophäen vor dem Stadttor in großen Pyramiden auf; gelegentlich stellte man auch Pfähle auf, die man von oben bis unten mit Köpfen behängte. Wenn uns die Anzahl der getöteten Feinde in einer Königsinschrift ganz genau angegeben wird, so können wir uns auf diese Zahlen verlassen. Denn die Darstel-

lungen zeigen oft, wie nach dem Kampfe assyrische Soldaten den Gefallenen die Köpfe abschneiden (Abb. 5) und sie jauchzend und z. T. damit Fangball spielend (Abb. 2) zusammenschleppen vor zwei Beamte, von denen der eine auf eine Tontafel mit dem Griffel, der andere wohl mit Tinte und Feder auf einem Papyrusstreifen die Anzahl der Köpfe notiert. Diese Aufzeichnungen haben sicher den Hofhistoriographen bei Abfassung der Siegesinschriften schätzenswertes, authentisches Material geboten. Am schlimmsten und grausamsten scheint nach seinen Inschriften Assurnasirpal im 9. Jahrhundert gewütet zu haben. So erzählt er wiederholt, daß er die Gefangenen verbrannt und keinen einzigen als Geisel am Leben gelassen habe, besonders Knaben und Mädchen läßt er meist in der Glut der angezündeten Stadt verbrennen; einmal heißt es: „viele Gefangene verbrannte ich, viele nahm ich lebendig gefangen; den einen schnitt ich Hände und Arme ab, anderen Nase und Ohren, vielen Männern stach ich das Auge aus". Manchmal ließ er auch, offenbar zum Hohn, die abgeschnittenen Köpfe als grausige Frucht an die Weinstöcke in den betr. Stadtgebieten binden. Eine andere Strafe war das Schinden; man zog dem unglücklichen Gefangenen die Haut ab und hing diese Trophäe dann meist auf der Stadtmauer auf. Die Monumente zeigen dergleichen Opfer an Armen und Beinen am Boden angepflöckt, so daß man nun den Wehrlosen ruhig die Haut abschälen kann. Noch bei Assurbanipal lesen wir, daß er die abgefallenen Einwohner ägyptischer Städte niederschlagen läßt, groß und klein, und daß er ihre Leichen auf Stangen zu hängen und ihnen die Haut abzuziehen befiehlt, mit der dann die Stadtmauern bekleidet werden. Derselbe König läßt gefangenen Feinden die Zungen ausreißen oder die Lippen abschneiden; als Totenopfer für seinen Großvater Sanherib läßt er an der Stelle, wo dieser ermordet worden war, Gefangene abschlachten und ihr zermetzeltes Fleisch den Hunden, Schweinen, Geiern und Fischen zum Fraße geben. Besonders mußten natürlich die Könige und Fürsten der Staaten, die mit Waffengewalt hatten bezwungen werden müssen, die Grausamkeit der Assyrer erfahren. Daß sie an Händen und Füßen gefesselt, mit eisernen Ketten beladen, samt Frau und Kindern mit ihrem Gefolge nach Assyrien wandern mußten, das war noch das Wenigste und Mildeste. Ihre Frauen und Töchter kamen in den Harem des Assyrerkönigs, die Söhne wurden als Geiseln am Hofe erzogen, um später gelegentlich in der Politik ausgespielt zu werden; von einem solchen chaldäischen Prinzen sagt z. B. San-

herib einmal, daß er wie ein kleiner Hund in seinem Palast groß geworden sei. Die Fürsten selbst wurden häufig in Käfige gesperrt, oft sogar zusammen mit Hunden und Schweinen, also verachteten Tieren, dazu noch mit einem Hundehalsband angebunden oder mit einem Strick, der durch die Backe gezogen war, und in diesen Käfigen zum Gaudium des assyrischen Pöbels an den Stadttoren von Ninive zur Schau gestellt. Assurbanipal spannte einmal vier gefangene Könige an seinen Prunkwagen und ließ sich von ihnen nach dem Tempel der Belit ziehen. Vielfach wurden die Fürsten aber auch, nachdem sie offenbar beim Triumpheinzug aufgeführt worden waren, getötet, entweder geköpft oder geschunden. So ließ Assurbanipal einen gefangenen Fürsten in Ninive auf ein „Schindebrett", also auf die Folterbank legen und „wie ein Schaf" schlachten. Selbst die Toten waren nicht sicher. Als Ummanaldas von Elam die in Salz gelegte und so konservierte Leiche des Nabu-bel-schumate, der durch eigene Hand gestorben war, an Assurbanipal geschickt hatte, ließ sie dieser erst unbeerdigt liegen, dann aber noch den Kopf abschlagen, der einem seiner Großen auf den Nacken gebunden wurde. Ferner ließ Assurbanipal die elamitischen Königsgräber zerstören und die Gebeine nach Assyrien schleppen; die Gebeine eines aufrührerischen Gambuläerhäuptlings wurden ebenfalls nach Ninive gebracht, seine gefangenen Söhne aber mußten sie an dem Stadttor zerschlagen. Man muß dabei bedenken, daß mit dem Zerstören des Grabes und der Leichen Totenspenden am Grabe unmöglich werden und dadurch der Geist der Toten ruhelos gemacht wird. Hatte man das Strafgericht aber vielleicht schon im Felde selbst, vor dem Stadttor der eroberten Residenz der betreffenden vollzogen, so brachte man doch die Köpfe nach Ninive; sie wurden gefangenen Großen der Könige um den Hals gehängt oder auf den Nacken gebunden, und diese Getreuen mußten mit dieser grausigen Bürde unter Gesang und Saitenspiel und dem Jubel des assyrischen Volkes im Triumphe in Ninive einziehen.

Wir brauchen diese Bilder nicht weiter auszumalen; man versteht, warum Nahum die Boten, die Ninives Untergang verkünden, Freudenboten nennt und warum er jauchzt, daß „die Stadt der Blutschuld" untergehen soll (2, 1; 3, 1). So wird man geneigt sein, in das bekannte Urteil A. von Gutschmids einzustimmen, der die Assyrer als ein „unsäglich scheußliches Volk" bezeichnete. Gewiß, barbarisch ist das Verfahren, das die Assyrer anwandten,

aber man muß doch, um gerecht zu sein, die Sitten und Kriegsgebräuche des alten Orients überhaupt berücksichtigen; so sehr ragen dann die Assyrer über den Durchschnitt nicht hinaus. Ich will hier nur auf die Bibel und die Geschichte Israels verweisen. Bei der Eroberung Kanaans durch die Scharen Israels wurden die Einwohner der mit Gewalt bezwungenen Orte als חרם betrachtet, d. h. als Weiheopfer an Jahwe als Kriegsgott; sie wurden sämtlich getötet, ihre Habe wurde verbrannt. Noch Samuel haut eigenhändig den Amalekiterkönig Agag in Gilgal „vor Jahwe", d. h. am Altar, in Stücke. Und noch die relativ späte Zeit des Deuteronomiums ist nicht viel milder; das Gesetz von 621 schreibt (Dt. 20, 10f.) vor: wenn eine Stadt die Aufforderung zur Kapitulation abgelehnt hat und nun gewaltsam erstürmt worden ist, sollen alle Männer mit dem Schwert getötet, Weiber und Kinder versklavt und die Habe geraubt werden. Das Buch Josua erzählt ferner, daß eine ganze Anzahl Städte, z. B. Jericho, so hart behandelt wurden, daß alles in ihnen Lebende, sogar das Vieh, getötet, die Habe aber verbrannt worden sei, auch daß Könige von besiegten Städten „auf den Pfahl gehängt wurden"; ebenso tut es nach den Worten seiner Stele König Mesa von Moab mit Israeliten „als Lust für Kamosch und für Moab". Selbst David tötet als philistäischer Vasallenfürst von Ziglag alles in dem von ihm überfallenen südlichen Gebiete, Mann und Weib. Auch 2. Sam. 12, 31 bei der Bestrafung der Ammoniter, die des Königs Gesandte geschändet hatten, ist es doch noch fraglich, ob hier nicht statt an Zwangsarbeit mit eisernen Äxten und Sägen und mit der Ziegelform vielmehr an ein Foltern mit solchen Geräten und mit den Eisenzacken der Dreschschlitten zu denken ist. Jehu veranlaßt, daß die Leute von Samarien siebzig Omriden abschlachten und ihm ihre Köpfe in Körben nach Jesreel schicken, wo er sie in zwei Haufen vor dem Stadttor aufschichten läßt (2. Kö. 10). Eine Scheußlichkeit aber, wie sie 2. Kö. 15, 16 von Menahem erzählt wird, kommt meines Wissens bei den Assyrern nicht vor. Wir müssen also auch bei dem Urteil über die barbarische Behandlung der Besiegten durch die Assyrer uns immer gegenwärtig halten, daß man überhaupt im alten Orient außerordentlich grausam verfuhr; wenn wir dann an Kolonialkriege, an den Kongostaat oder z. B. auch an unseren Dreißigjährigen Krieg und an die Albigenserkreuzzüge denken, dann werden wir die Assyrer wohl noch grausam und barbarisch nennen, aber doch etwas milder urteilen als vorher.

Jedenfalls aber ist festzuhalten, daß die Assyrer ein kriegslustiges, kriegsgewohntes und kriegstüchtiges Volk waren, dessen Heer der Schrecken und wahrscheinlich auch das Muster und Vorbild für Vorderasien war. Und die großen Könige des neuassyrischen Reiches waren wohl Despoten, die mit Furcht und Schrecken herrschten, aber doch auch gewaltige Imperatoren, die sich in ihrem Heer eine schneidige Waffe schufen und sie schneidig zu gebrauchen wußten.

Hartmann & Wolf, Leipzig.

Der Alte Orient

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft

Dreizehnter Jahrgang



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1911/12

13. Jahrgang

Preis des Jahrganges (4 Hefte) 2 M., geb. 3 M.

Der Alte Orient
Gemeinverständliche Darstellungen
herausgegeben von der
Vorderasiatischen Gesellschaft (E. V.)

Heft 1

Einzelpreis jedes Heftes 60 Pfennig

Babylonische Hymnen und Gebete

Zweite Auswahl

Von

Dr. Heinrich Zimmern
ord. Professor an der Universität Leipzig



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1911

Die Vorderasiatische Gesellschaft (E. V.)

mit dem Sitz in Berlin

bezweckt die Förderung der vorderasiatischen Studien auf Grund der Denkmäler. Sie gibt wissenschaftliche Arbeiten ihrer Mitglieder in zwanglosen Heften als „Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft" und gemeinverständliche Darstellungen vierteljährlich unter dem Titel „Der Alte Orient" heraus. Ferner will die Gesellschaft die Beschaffung neuen Materials anregen und unterstützen.

Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt 10 Mark, wofür die „Mitteilungen" (sonst 15 M.) und „Der Alte Orient" (sonst 2 M.) geliefert werden. — Aufnahme als Mitglied erfolgt durch den Vorstand auf einfache Anmeldung beim Schriftführer. — Zahlung der Beiträge hat im Januar an Hinrichs' Verlag, Leipzig, Blumengasse 2, zu erfolgen.

Der Vorstand besteht z. Zt. aus: Prof. Dr. F. von Luschan, 1. Vorsitzender, Südende, Berlin; Prof. Dr. M. Hartmann, 2. Vorsitzender, Hermsdorf (Mark); Prof. Dr M. Sobernheim, stellvertr. Schriftführer, Berlin-Charlottenburg, Steinplatz 2; Dr. H. Winckler, Wilmersdorf; Prof. Dr. Br. Meißner, Breslau; Lic. Dr. Alfr. Jeremias, Leipzig; Prof. Dr. F. E. Peiser, Königsberg; Prof. Dr. Frdr. Hommel, München. — Herausgeber der „Mitteilungen": Prof. Dr. H. Winckler, Wilmersdorf b. Berlin, Bingerstr. 79, des „Alten Orient": Derselbe und Lic. Dr. Alfr. Jeremias, Leipzig, Hauptmannstraße 3.

Inhalt der bisher erschienenen Hefte des „Alten Orient" (Preis 60 Pf.):

Ägypter als Krieger u. Eroberer in Asien. 7 Abb. W. M. Müller. 5_1
Schrift und Sprache der alten Ägypter Mit 3 Abbildungen. Von W. Spiegelberg. 8_2
Magie und Zauberei im alten Ägypten. Von A. Wiedemann. 6_4
Tote u. Toten-Reiche im Glauben der alten Ägypter. 3. Aufl. Von A. Wiedemann. 2_2
Amulette der alten Ägypter. Von A. Wiedemann. 12_1
Unterhaltungsliteratur der alten Ägypter. 2. Auflage Von A. Wiedemann. 3_4

Amarna-Zeit. Ägypten und Vorderasien um 1400 v. Chr. Von C. Niebuhr. 1_2

Arabien vor d. Islam 2. Aufl. Von O. Weber. 3_1
Forschungsreisen in Süd-Arabien. 3 Kartensk. und 4 Abbildungen. Von O. Weber. 8_4
Glasers Forschungsreisen in Südarabien. Mit 1 Bild Glasers. Von O. Weber. 10_2

Aramäer. Von A. Sanda. 4_3
Asurbanipal u. die assyrische Kultur seiner Zeit. 17 Abb. Von F. Delitzsch. 11_1
Äthiopien. 1 Abb. W. M. Müller. 6_2

Politische Entwicklung Babyloniens und Assyriens. Von H. Winckler. 2_1
Himmels- u. Weltenbild der Babylonier. 2 Abb. 2 erweiterte Auflage. Von H. Winckler. $3_{2/3}$
Weltschöpfung, Babylonische. 1 Abb. Von H. Winckler. 8_1
Dämonenbeschwörung bei den Babyloniern und Assyrern. Von O. Weber. 7_4
Deutung der Zukunft bei den Babyloniern und Assyrern. Von A. Ungnad. 10_3

(Fortsetzung auf der dritten Umschlagseite)

Die im folgenden gebotene neue Auswahl von Texten aus der religiösen Poesie der Babylonier und Assyrer bildet eine Fortsetzung und Ergänzung zu meinem Hefte „Babylonische Hymnen und Gebete in Auswahl“ (AO. VII, 3). Die dort gegebenen einleitenden Bemerkungen über das Alter, den literarischen Charakter, die metrische Form der babylonischen Hymnen gelten darum in entsprechender Weise auch für die im vorliegenden Hefte mitgeteilten Texte. Bei dieser neuen Auswahl ließ ich mich von dem Gesichtspunkt leiten, zunächst überhaupt einige weitere in das frühere Heft noch nicht aufgenommene charakteristische und möglichst vollständig erhaltene Hymnentexte vorzulegen, sodann aber namentlich auch einige der Texte aus der altbabylonischen Zeit hinzuzufügen, die erst neuerdings bekannt geworden und dem Verständnis einigermaßen erschlossen worden sind. Werden doch insbesondere aus der alten Tempelbibliothek in Nippur, deren Existenz man bis vor kurzem sogar ihrem wissenschaftlichen Entdecker, Hilprecht, gegenüber abzustreiten gewagt hat, jetzt erfreulicherweise in immer steigendem Maße zahlreiche Hymnentexte aus dem dritten vorchristlichen Jahrtausend uns zugänglich gemacht, Texte, die sich immer deutlicher als die direkten Originale und Vorlagen zu den Hymnen aus späterer Zeit herausstellen, die wir aus der Bibliothek Assurbanipals oder aus der neubabylonischen Zeit besitzen. Freilich habe ich speziell diese Texte aus der altbabylonischen Zeit nur mit einem gewissen Zagen in diese Sammlung eingereiht. Denn da sie durchweg nur in sumerischer Sprache und noch dazu vielfach in einer eigenartigen Schreibweise dieser Sprache überliefert sind, so ist die Sicherheit in der Übersetzung dieser Texte bei weitem nicht dieselbe, wie bei denjenigen, die in semitisch-babylonischem Sprachgewande vorliegen. Auch durch Fragezeichen, wie ich solche bei diesen Texten in ziemlicher Anzahl angebracht habe, läßt sich nicht vollständig der Grad der Sicherheit oder Unsicherheit kenntlich

machen, der unserer Erklärung dieser Literaturgattung bis jetzt noch anhaftet. Endlich wollte ich nicht verfehlen, den inhaltlich recht wichtigen großen Hymnus an den Sonnengott Schamasch in, soweit möglich, vollständiger Übersetzung zu bieten und dazu dann als Anhang den sich eng damit berührenden interessanten Text mit Weisheitssprüchen vorzulegen, soweit es auch hier bei dem leider immer noch recht fragmentarischen Zustande dieses wichtigen Textes möglich ist.

Es mögen nun zunächst einige weitere an den Mondgott Sin[1] gerichtete Hymnen hier ihre Stelle finden, und zwar zuerst ein solcher aus der Bibliothek Assurbanipals, der zur Gattung der „Beschwörungshymnen"[2] gehört und der speziell dazu bestimmt ist, den schlimmen Vorzeichen, die eine Mondfinsternis mit sich bringt, zu begegnen[3]:

Sin, Nannar[4], leuchtend [am glänzenden Himmel,]
Sin, Neu-erglänzender, Erheller [der Finsternis;]
der Helligkeit bringt den [blöden] Menschen,
die schwarzköpfigen Menschen recht zu leiten li[egt in deiner Hand!]
Hell ist dein Licht am [glänzenden] Himmel, 5
strahlend deine Fackel gleich dem Feuergott, [dem glühenden.]
Es erfüllt dein Glanz die Erde, die weite,
es strahlen die Menschen, erstarken, da sie dich sehen.
O Anu des Himmels, dessen Ratschluß niem[and] erlernt,
riesig ist dein Licht, gleich Schamasch, [deinem] Erstgeborenen. 10
Es beugen sich vor dir die großen Götter, die Entscheidung der Länder liegt vor dir.
Wegen des Bösen einer Mondfinsternis, die in dem und dem[5] Monat, an dem und dem[5] Tage stattgefunden,
des Bösen an Zeichen und Gesichten, schlimmen, unguten, die in meinem Palaste und meinem Lande waren,
befragen dich die großen Götter, und du erteilst Rat,
sitzen sie insgesamt da, besprechen sich zu deinen Füßen; 15
Sin, leuchtender von Ekur[6], sie befragen dich, und du erteilst das Orakel der Götter,
zur Verschwindungszeit[7], dem Tag deines Orakels, der Entscheidung der großen Götter,
dem dreißigsten Tage, deinem Feste, dem Freudentag deiner Gottheit.

---

[1] Vgl. den Hymnus an Sin in der ersten Auswahl S. 11 f.
[2] Vgl. ebenda S. 13 ff.
[3] King, Mag. Nr. 1 (Perry Nr. 2, Combe Nr. 2).
[4] Beiname Sins mit der Bedeutung „Leuchter".
[5] Hier war im konkreten Falle der Benutzung des Hymnus der betreffende Monat und Tag einzusetzen.
[6] Name des Weltberges und des darnach benannten Ellil-Tempels in Nippur.
[7] Die Zeit der Unsichtbarkeit des Mondes am Monatsende.

O Namra-ṣit[1], an Kraft ohne gleichen, dessen Ratschluß nie[mand] erlernt!
Ich schüttete dir hin eine reine Spende der Nacht, goß dir aus das beste
ich beuge mich, stehe da, suche dich auf, ja d[ich;] [Bier, 20
Gedanken des Guten und Rechten richte auf [mich!]
Mein Gott und (meine) Göttin, die seit vielen Tagen [mir] zürnten,
in Recht und Gerechtigkeit seien sie mir (wieder) geneigt;
mein Weg sei günstig, mein Pfad sei [gerade!]
Nachdem gesandt Zaqar, der Gott der Träume, 25
möge inmitten der Nacht von der Lösung meiner Sünden ich hören, meine Schuld mögest du ver[geben;]
so will ich für immer ergeben [dir] huldigen!

Der folgende Sin-Hymnus, ebenfalls aus der Bibliothek Assurbanipals stammend, gehört einer liturgischen Sammlung von Gebeten an, die zur Begleitung von allerlei mit der Orakelbefragung verknüpften Kulthandlungen vom Priester zu sprechen waren[2]:

Sin, heller, glänzender Gott, Nannar [des Himmels,]
Erbsohn Ellils, [leuchtender von] E[kur!]
Im Königtum über das All beherrschst du die Länder,
se[tzest hin am glänzenden] Himmel den Thron;
ein hehres Linnen legst du an, mit der Herrschermütze [bedeckst du dich,] 5
sprießender, leuchtender [Gott!]
Herrscher, Sin! Sein Licht, den Menschen, [ihnen] geht es voran,
fürstlicher, leuchtender [Gott!]
Dessen Befehl nicht geändert wird, auch dessen Ratschluß ein Gott,
wer immer auch, nicht kennt. 10
O Sin, bei deinem Erscheinen versammeln sich die Götter,
werfen die Könige insgesamt ihr Antlitz nieder.
Nannar, Sin, . . [. . . . . .], Sin du gehst heraus
mit glänzendem Rotstein und Lasurstein;
beim Aufleuchten Sins jauchzen die Ste[rne,] 15
freut sich die Nacht.
Es wohnt fürwahr Sin inmitten des glänzenden Himmels,
Sin ist ein gehegter Erbe, ein geliebtes Kind [Ellils.]
Ein Fürst, ein Berater ist der Erbsohn Ellils, ein [gewaltiger An]führer,
eine Leuchte des Himmels, ein Herr der Länder des [Alls?]. 20
In Eridu ist sein Wort genehm [. . . . .]
du hast gegründet Ur, im Göttergemach [. . . . .]
Sin, Nannar [. . . . .]

(Fortsetzung fehlt.)

Endlich noch ein Hymnus an Sin, der unter der Bezeichnung „Flötenklage für Sin“ bereits aus altbabylonischer Zeit in sumerischer Sprache vorliegt, der aber, wie so manche andere Götter-

[1] Beiname Sins mit der Bedeutung „von glänzendem Aufgang“.
[2] K. 3794 und K. 2792 (Perry Nr. 5, Combe Nr. 9).

hymnen[1], noch bis in die späteste Zeit der Pflege babylonischer Literatur, z. T. mit assyrischer Interlinear-Übersetzung, in nahezu gleichem Wortlaut weiter überliefert wurde[2]:

In der glänzenden Barke des Himmels Herrscher von selbst,
Vater, Nannar, Herr von Ur,
Vater, Nannar, Herr von Ekischschirgal[3],
Vater, Nannar, Herr, Namra-ßit,
Herr, Nannar, Hauptsohn Ellils! 5
Wenn du dahinfährst, wenn du dahinfährst,
vor deinem Vater, vor Ellil, du Herrscher bist,
Vater, Nannar, wenn du Herrscher bist, wenn du Anführer (?) bist,
in der Barke, die durch des Himmels Mitte fährt, du Herrscher bist,
Vater, Nannar, ja du, wenn du die glänzende Behausung besteigst, 10
Vater, Nannar, wenn wie ein Schiff durch die Flut du dahinfährst,
wenn du dahinfährst, wenn du dahinfährst, du, wenn du dahinfährst,
wenn du dahinfährst, wenn du leuchtest (?), du, wenn du dahinfährst,
wenn leuchtend (?) den Weg (?) du vollendest (?), du, wenn du dahinfährst,
Vater, Nannar, Hirte (?), wenn für die Herde du besorgt bist, 15
sieht dein Vater mit frohem Blick dich an, ist wohl besorgt für dich —
Heil den Königsruhmestaten, da in Lichtglanz (?) du aufgehst! —
hat Ellil ein Zepter auf ferne Tage für deine Hand vollendet.
Wenn in Ur die glänzende Barke du besteigst,
von (?) dem Herrn, Nudimmud[4], wohl besorgt bist, 20
wenn in Ur die glänzende Barke du besteigst[5],
Held, Vater Nannar, wenn du wohl besorgt bist,
goldhelles Göttergemach, das im Lande prächtig ist,
silberhelles Göttergemach, das im Lande erhaben ist!
O Herr! Wer ist wie du? Wer kommt dir gleich? 25
Großer Held! Wer ist wie du? Wer kommt dir gleich?
Herr, Nannar! Wer ist wie du? Wer kommt dir gleich?
Wenn du deine Augen erhebst, wer entränne da?
Wenn du deine Schritte öffnest, wer entkäme da?
Du, dein Wort, wenn es an das Meer ergeht, erschrickt selbiges Meer, 30
du, dein Wort, wenn es an die Marsch ergeht, wehklagt die Marsch,
wenn es an den Euphrat (?) ergeht,
die Hochflut . . . . tilgt es.
O Herr, Nannar, ...
. . . . 35
Mit Wasser die Marsch durch deine Barke (?), die glänzende, füllst du.
Das Meer, dessen Grund Fische, Vögel . . . .
Heil den Ruhmestaten, soviel ihrer bekannt, Heil den Ruhmestaten, soviel ihrer bekannt,
Herr, Namra-ßit, Heil den Ruhmestaten, soviel ihrer bekannt!

---

[1] Vgl. dazu erste Auswahl S. 4. [2] Cun. Texts XV, 17 und Reisner, Hymn. Nr. 38 (Perry Nr. 3 u. 4, Combe Nr. 3 u. 4, Langdon Nr. 33). [3] Tempel Sins in Ur. [4] Beiname des Gottes Ea. [5] Von hier ab nach dem spätbabylonischen Exemplar.

Gesänge der Herrschermacht, Gesänge der Herrschermacht, 40
Gesänge der Herrschermacht singe man!
Strahlende Königsmütze, in der Stadt, deren Lage gut ist ....
der ein Zepter auf ferne Tage als [Geschick bestimmt.]
(Die Fortsetzung fehlt; vom Schluß ist nur noch ein unbedeutender Rest in dem altbabylonischen Exemplar erhalten.)

An den Wettergott Adad ist folgender Hymnus aus altbabylonischer Zeit gerichtet, der wiederum nur in sumerischer Sprache vorliegt und der in der Unterschrift als „Flötenklage für Adad" bezeichnet ist[1]:

[„Adad,] prächtiger" ist dein Name, [herrlicher] Gott,
[„Herr (?)], Adad, großer Stier, prächtiger" ist dein Name, [herrlicher] Gott.
„Adad, Kind des Himmels(gottes), großer Stier, prächtiger" ist dein Name, he[rrlicher] Gott,
„Herr von Bit-karkar[2], großer Stier, prächtiger" ist dein Name, herr[licher] Gott.
„Adad, Herr des Überflusses, großer Stier, prächtiger" ist dein Name, [herrlicher] Gott, 5
„Zwilling des Herrn, des Gottes Ea, großer Stier, prächtiger" [ist dein Name, herrlicher Gott.]
„Vater Adad, Herr, der auf dem Wetter einherfährt" ist dein Name, herrlicher Gott,
„Vater Adad, der auf dem großen Wetter einherfährt" ist dein Name, herrlicher Gott.
„Vater Adad, der auf dem großen Löwen (?) einherfährt" ist dein Name, herrlicher Gott,
„Adad, Löwe (?) des Himmels, großer Stier, prächtiger" ist dein Name, [herrlicher Gott. 10
Dein Name, das Land überwältigt (?) er,
dein Glanz, das Land wie ein Gewand bedeckt er es.
Auf dein Dröhnen, der große Berg, der Vater Ellil, wird erschüttert,
dein Brüllen, die große Mutter, die Ninlil, läßt es erstarren.
Ellil seinen Sohn, den Adad, beorderte also: 15
„Du mein Sohn, Wetter, Meister, mit ringsblickendem Auge, Wetter, Meister, mit erhobenem Auge,
„Adad, Wetter, Meister, mit ringsblickendem Auge, Wetter, Meister, mit erhobenem Auge,
„Wetter, der du wie das Siebengestirn (?) von Überfluß (?) erfüllt (?) bist, Wetter, Meister, mit erhobenem Auge,
„Wetter, möge deine Stimme ihren Klang ertönen lassen, Wetter, Meister, mit erhobenem Auge!
„Der Blitz, dein Wesir, möge vorausziehen! Wetter usw. 20
„Du mein Sohn, zieh dahin, zieh dahin, wer kann wie du angreifen?
„Tut das Feindesland Böses dem Vater, deinem Erzeuger, wer kann wie du angreifen?

[1] Cun. Texts XV, 15 (Langdon Nr. 29; Ungnad in Greßmann, Altoriental. Texte I, 83). Vgl. die Adadhymne in der ersten Auswahl S. 12 unten. [2] Kultort des Adad.

„Die kleinen Steine[1] meisterst du trefflich (?), wer kann wie du angreifen?
„Die großen Steine[1] meisterst du trefflich (?), wer kann wie du angreifen?
„Deine kleinen Steine, deine großen Steine laß über jenes los! 25
„Das Feindesland, deine Rechte zerstöre es, dein weitreichender Arm werfe es nieder!“
Adad den Worten des Vaters, seines Erzeugers, schenkte er Gehör,
Vater Adad, da aus dem Hause er herausging, wie brausendes Wetter war er;
da aus dem Hause, aus der Stadt er herausging, ein jugendkräftiger Löwe (?) war er,
da aus der Stadt er [seinen Weg (?)] nahm, ein durchdringendes (?) Wetter war er. 30

Für den Götterherrn Ellil selbst bestimmte Hymnen besitzen wir leicht begreiflicherweise eine ganze Anzahl unter den sumerischen Liedern aus altbabylonischer Zeit. Folgende „Flötenklage“ für Ellil sei als ein Beispiel dieser Ellil-Hymnen mitgeteilt[2]:

Herr, Weisheit des Landes, Herrscher von selbst,
Ellil, Herr, Weisheit des Landes, Herrscher von selbst!
Vater Ellil, Herr der Länder,
Vater Ellil, Herr des festen Wortes;
Vater Ellil, Hirte der Schwarzköpfigen[3], 5
Vater Ellil, scharfblickender von selbst;
Vater Ellil, Held, der die Mannen bei Wohlsein erhält (?),
Vater Ellil, der die Mengen (?) wohnen läßt;
Lagernder Wildochse, Stier, der zerstört ohne gleichen (?),
Ellil, Besitzer der weiten Erde! 10
Herr, der da beruft (?) seine Mannen, Oberster der Erde,
Herr, der Öl für die Mannen, Milch für die Jungen (?) reichlich macht;
Herr, der Wohlsein (?) wohnen läßt, die Stadt beschützt (?),
in seiner Kammer ist das Orakel groß.
Von dem Berge des Sonnenaufgangs bis zum Berge des Sonnenuntergangs 15
im Berge der Herr des Lebens (?) bist du, der Herr des . . . . . bist du.
Ellil, in den Bergen die Herrin des Lebens (?), deine Gemahlin, die Herrin des . . . .
Gewaltiger, die Furchtbarkeit des hohen (?) Himmels, dir kommt sie zu (?),
Ellil, der Stab der Götter, dir kommt er zu (?)!
Vater Ellil, der das Kraut sprießen läßt, bist du, der das Korn sprießen läßt, bist du, 20
Ellil, dein Glanz, in der Meerestiefe die Fische erleuchtet er,
die Vögel des Himmels, die Fische der Meerestiefe, du sättigst sie!
Vater Ellil, mit erhabenem Gesange (?) kommen wir (?), das Beste wird im Korbe (?) dir als Geschenk dargebracht.
Herr des Landes, Feigen an (deine) Stätte setzen wir hin, einen Korb (?) . . . . . .
Vater Ellil, die richtige Gabe, die reichliche Gabe, nimm sie an! 25

[1] Darunter ist wohl der Hagel zu verstehen. [2] Cun. Texts XV, 10 (Langdon Nr. 28). Vgl. das Klagelied an Ellil (Bel) in der ersten Auswahl S. 31. [3] Bezeichnung für „die Menschen“.

Eine andere solche „Flötenklage" für Ellil lautet nach zwei altbabylonischen, sumerischen und einem neuassyrischen Texte mit Interlinearversion[1]:

Weiser, Berater, wer verstände deinen Plan?
  Mit Kraft begabter, Herr von E-kur[2]!
Geboren im Gebirge, Herr von E-schar[2],
  Wetter von gewaltiger Kraft, Vater Ellil!
Göttlicher Sproß, hehrer, der du in der Schlacht als ihr Verschluß (?) dastehst, 5
  der du das Land wie Mehl ausbreitest (?), wie Getreide abmähst (?).
Ein losbrechender (?) Flutsturm, wenn nach dem Feindesland du ausziehst,
  ein Angreifer (?), wenn das Gebirge du verheerst.
Das Feindesland wie mit einem Knüttel (?) schlägst du aufs Haupt,
  die Berge insgesamt wirfst du nieder. 10
„Der Berge große Mauer bin ich, ihr Verschluß bin ich"[3],
  die Stolzen schlägst du nieder.
Die Türflügel des Himmels[4] rückst du beiseite,
  die Riegel des Himmels[4] schiebst du weg;
den Verschluß des Himmels[4] löseft du, 15
  das Schloß des Himmels[4] sprengst du.
Das unbotmäßige Land breitest du hin wie . . . . . .
  das feindliche, unbotmäßige Land vernichtest du.
O Herr, der du überall Hungersnot geschaffen, wie lange noch, bis nicht mehr vernichtet wird?
  Dein zorniges Herz, wer kann es besänftigen? 20
Der Ausspruch deines Mundes (bringt) Zerstörung ohne Gleichen,
  gegen dich, wer vermag sich aufzulehnen?
O Herr, ein Löwe (?) des glänzenden Himmels bist du, ein Gewaltiger im Lande bist du!
  „Die Fische des Meeres lasse ich gedeihen (?), die Vögel des [Himmels] lasse ich fliegen" (?)[3].
Ein Landmann, der das Feld (?) bebaut, o Ellil, bist du; 25
  ein erhabener Herr, ein Held . . . . . bist du!
Aus deiner Rechten entkommt kein Feind,
  aus deiner Linken entrinnt kein Böser.
(fehlt eine Zeile)
  auf das Auftun deines Mundes zur Stelle nicht [kehrt zurück]. 30
Wenn du das Feindesland verflucht hast, keiner kann dann [. . . . . .]
  [Dich zu besänf]tigen (?), o Ellil, [vermag Niemand (?)].
[Herr] von E-kur, von ausgedehnter Macht [bist du,]
  [. . . . .] der Götter bist du!

---

[1] Cun. Texts XV, 11 f.; VAT 617, III, 28 ff. (Zeitschr. f. Ass. XXV, 201); Macmillan Nr. 6 (Langdon Nr. 13 und 14; vgl. Radau, Nin-ib S. 21 ff.). [2] Bezeichnungen für den kosmischen Weltberg, der seine Nachbildung in dem E-kur-Tempel und der E-schar-Kapelle in Nippur hatte. [3] Ellil selbst in den Mund gelegte Worte. [4] Oder auch: „Die hohen Türflügel" usw., wie die assyrische Übersetzung bietet.

[. . . . .] der Anunnaki bist du, 35
[. . . . .] o Ellil, bist du!
[. . . . .] der Anunnaki bist du,
Herr der Leier(?) o Ellil, bist du!

Und wie an Ellil selbst, finden wir speziell schon wieder unter jenen sumerischen Liedern aus altbabylonischer Zeit auch eine ganze Reihe an seinen Sohn Nin-ib gerichtet. Das folgende, worin Nin-ib insbesondere als mächtiger kriegerischer Gott gefeiert wird, möge als eine Probe dienen[1]:

Mein König, der das Haus des Feindeslandes . . . . . niederschmettert, der du vom großen Herrn Ellil mit Kraft begabt bist,
Herr, Nin-ib, der das Haus des Feindeslandes . . . . niederschmettert, der du vom großen Herrn Ellil mit Kraft begabt bist!
Mein König, die Äußerungen(?) deines Innern sind wie heulende Stürme(?), wie eine Schlange spritzest du wütend dein Gift aus,
Herr, Nin-ib, die Äußerungen(?) deines Innern sind wie heulende Stürme(?), wie eine Schlange spritzest du wütend dein Gift aus!
Mein König, die Worte deines Mundes reißen die böse Stätte aus, schmettern das Gebälk im Hause des Feindeslandes nieder, 5
Herr, Nin-ib, die Worte deines Mundes reißen die böse Stätte aus, schmettern das Gebälk im Hause des Feindeslandes nieder.
Mein König, dein Gericht ist wie das große Gericht ohne Begünstigung, deine Entscheidung ist . . . . . ohne Ansehn der Person,
Herr, Nin-ib, dein Gericht ist wie das große Gericht ohne Begünstigung, deine Entscheidung ist . . . . . ohne Ansehn der Person.
Mein König, wenn gegen den Feind du ziehst, seine Anschläge(?), wie Gras(?) mähst du sie nieder(?), wie Ruinen(?) zerstörst(?) du sie,
Herr, Nin-ib, wenn gegen den Feind du ziehst, seine Anschläge(?), wie Gras(?) mähst du sie nieder(?), wie Ruinen(?) zerstörst du sie. 10
Für das Haus des Gegners bist du fürwahr ein Widersacher, für seine Stadt bist du fürwahr ein Feind,
Herr, Nin-ib, für das Haus des Gegners bist du fürwahr ein Widersacher, für seine Stadt bist du fürwahr ein Feind!
Herr, für den Unbotmäßigen bist du fürwahr ein Widersacher, [für seine Stadt] bist du fürwahr ein Feind,
Herr, Nin-ib, für den Unbotmäßigen [bist du fürwahr] ein Widersacher, für seine Stadt [bist du fürwahr] ein Feind!

(Die Fortsetzung fehlt.)

Insbesondere aber sind wir durch diese neuerdings zugänglich gewordenen altbabylonischen sumerischen Hymnentexte in den Besitz einer ganzen Anzahl von Liedern auf den Gott Tamuz gekommen, diese eigenartige Gestalt eines Repräsentanten der aufsprießenden und im Hochsommer dahinwelkenden Vegetation im babylonischen

[1] Radau, Nin-ib Nr. 4.

Pantheon, die durch ihr Fortleben im Tamuz-Adonis-Kult Vorderasiens noch über das babylonische Altertum hinaus in mehrfacher Hinsicht unser besonderes Interesse beanspruchen kann. Es sei darum von diesen Liedern auf Tamuz zunächst noch ein weiteres[1] aus der späteren assyrisch-babylonischen Literatur mitgeteilt[2]:

(Anfang fehlt[3].)

[Wo(?)] festge[halten ist das Mutterschaf und sein Lamm,]
wo(?) gebunden ist die Ziege und [ihr Zicklein.]
Das Mutterschaf und sein Lamm rauben sie,
die Ziege und ihr Zicklein rauben sie.
Das Mutterschaf und sein Lamm fällen sie, 5
die Ziege und ihr Zicklein fällen sie.

„Zum Kampfe(?) gehe ich, der Mannhafte, den Weg ohne Rückkehr"[4].
Wehe, Held des Ninazu[5],
wehe, mein Mannhafter, mein Damu,
wehe, [Kind des Ningischzid]a, 10
wehe, [Nagar, Herr des Netzes],
wehe, Anführ[er, Herr-des-Gebets],
wehe, Ka-[di, Igi-schuba],
wehe, [mein] Mann der [Himmels(?)]-Klage,
wehe, Dagal-uschumga[l-anna], 15
wehe, Bruder der Mutter Geschtin-[anna]!
Er geht, er entrinnt zur Brust der Erde,
die Sonne geht ihm unter, nach dem Lande der Toten.
Von Wehklage ist er erfüllt, am Tage, da er in Ungemach fiel,
im Monat, der nicht Heil bringt seinem Jahr. 20
Nach dem Wege, der den Menschen den Garaus macht,
zu der Klage um den Herrn,
der Mannhafte, zur fernen Erde, die unsichtbar ist.

Wie lange noch mit dem Sprießen, das festgehalten ist,
wie lange noch mit dem Grünen, das gebunden ist; 25
mit dem Schicksal(?), das niedergehalten ist, so daß der Hirte in Vernichtung dasitzt,
mit der Satzung des Landes, die niedergehalten ist?
Aus dem Hause des Hages ging er heraus,
er, der Mannhafte, aus dem Hage ging er heraus.
Wehe, Held des Ninazu, 30
wehe, mein Mannhafter, mein Damu,

---

[1] Für ein anderes vgl. erste Auswahl S. 10f. [2] IV R 30 Nr. 2 und Reisner, Hymn. Nr. 37 (Zimmern, Tamuzlieder Nr. 1; Langdon, Tammuz Nr. 2; vgl. Ungnad in Greßmann a. a. O. S. 94f.). [3] Es war darin voraussichtlich das Aufhören der Fruchtbarkeit im Pflanzen- und Tierreich geschildert, wovon hier noch der Schluß erhalten ist. [4] Wahrscheinlich Worte des Tamuz selbst. [5] Diese und die folgenden Bezeichnungen dieser Litanei beziehen sich alle auf Tamuz.

wehe, Kind des Ningischzida,
wehe, Nagar, Herr des Netzes,
wehe, Anführer, Herr-des-Gebets,
wehe, Ka-di, Igi-schuba, 35
wehe, mein Mann der Himmels(?)-Klage,
wehe, Dagal-uschumgal-anna,
wehe, Bruder der Mutter Geschtin-anna!
In seiner Jugend lag er in einem versinkenden Schiffe,
als Erwachsener tauchte er im Getreide unter und lag (darin); 40
im Südsturm, Unwetter lag er,
. . . . in Ruhe legte er sich nicht.
(Fortsetzung fehlt; nur wenige Zeilenreste vom Schlusse sind noch erhalten.)

Im folgenden nun einige jener bereits aus altbabylonischer Zeit stammenden Tamuz-Lieder in sumerischer Sprache, die, wie man aus dem ersten derselben ersieht, auch schon jene charakteristische Litanei auf Tamuz, wenn auch in einer noch etwas kürzeren Form, aufweisen, die uns im vorhergehenden Tamuzliede begegnet war[1]:

[O über den Herrn, der schmerzvoll dasitzt,] o über den Herrn [der schmerzvoll dasitzt,]
m[ein Dam]u, der [da]sitzt, o über den Herrn, der schm[erzvoll dasitzt,]
Dagal-uschumgal-anna, der dasitzt, o über den Herrn, der schmerz[voll dasitzt.]
Wehe, Mannhafter, [mein] Damu,
wehe, Kind des Ningischzi[da], 5
wehe, Ka-di, Igi-sch[uba],
wehe, Nagar, Herr des N[etzes],
wehe, Anführer, Herr-[des-Gebets],
wehe, mein Mann der Himmels(?)-Klage!
Ein rasender Sturm hat ihn gebrochen, zum(?) Berge hat er seinen Weg genommen(?), 10
wie ein Rohr ist er zerbrochen, am Haupte ist er [. . . . .]
Der Mannhafte, sein Feld hat er verlassen,
der Hirte, Tamuz, in Bedrängnis ist er.
Seine Mutter, Wehklage um ihn möge sie anstellen,
Wehklage, Seufzen um ihn möge sie anstellen. 15
Indem sie geht, schmerzliche Wehklage erhebt sie,
indem sie sitzt, streckt sie die Hand nach dem Herzen.
Wehklage läßt sie erschallen, Wehklage, die schmerzlich ist,
Geschrei läßt sie erschallen, Geschrei, das schmerzlich ist.
Seine Schwester, indem sie aus der Hürde(?) herauskommt, 20
Geschtin-anna, (seine) leibliche(?) Schwester, indem sie aus der Hürde(?) herauskommt —
der Späher, der Gallu-Dämon tritt ihr entgegen,
zu der Mutter, der Geschtin, spricht er also:
„Warum(?) zu(?) deinem Bruder, dem beweinten, willst du eintreten(?),
„warum(?) zu(?) Tamuz, dem beklagten, willst du eintreten(?)?“ 25

[1] Cun. Texts XV, 20f. (Zimmern, Tamuzlieder Nr. 4; Langdon, Tammuz Nr. 3).

Mit(?) dem Gallu-Dämon schlägt sie den Weg ein,
der Totschläger(-Dämon), auf der Straße begleitet(?) er sie;
der Unterjocher(?)(-Dämon), zu jenem geht er mit ihr,
der Alu-Dämon, zu jenem geht er mit ihr.

Die zweite Hälfte des Liedes, die ein Wechselgespräch zwischen der in die Unterwelt gelangten Geschtin-anna und ihrem Bruder Tamuz enthält, das sich auf die Rückkehr des letzteren aus dem Totenreiche bezieht, ist zu lückenhaft erhalten, um hier im Wortlaute mitgeteilt werden zu können. Unterschrieben ist das Ganze mit „Flötenklagelied für Tamuz".

Eine weitere solche altbabylonische, sumerische „Flötenklage für Tamuz", die wohl der Göttin Ischtar, der Gattin des Tamuz, in den Mund gelegt ist, lautet[1]:

[Der Herr des Geschickes(?) wohnt nicht (mehr)], der Herr des Geschickes(?) wohnt nicht (mehr);
[. . . . .] wohnt nicht (mehr), der Herr des Geschickes(?) wohnt nicht (mehr),
[. . .], der Mann der K[lage(?),] wohnt nicht (mehr), der Herr des Geschickes(?) wohnt nicht (mehr);
Ich(?), [die Herrin(?)], mein Gatte wohnt nicht (mehr),
mein Damu wohnt nicht (mehr); 5
Dagal-uschumgal-anna wohnt nicht (mehr),
der Herr des Totenreichs wohnt nicht (mehr);
der Herr von Dur-gurgurri[2] wohnt nicht (mehr),
der Hirte, der Herr, Tamuz, wohnt nicht (mehr);
der Herr der Hirtenwohnung wohnt nicht (mehr), 10
der Gatte der Himmelsherrin wohnt nicht (mehr);
der Herr des Viehhofes wohnt nicht (mehr),
der Bruder der Mutter Geschtin-anna wohnt nicht (mehr);
[der da schafft(?)] das Sprießen des Landes wohnt nicht (mehr),
der Herr der Kraftfülle(?) des Landes wohnt nicht (mehr). 15
Wenn er(?) daliegt, ruhen Schaf und Lamm auch(?),
wenn er(?) daliegt, ruhen Ziege und Zicklein auch(?).
Ich, auf die Wohnung(?) der Tiefe(?) will ich achten,
auf die Wohnung(?) des Kraftvollen will ich achten.
„Der [Ma]nnhafte, mein Herr, wo ist er(?)" will ich sagen, 20
„[Speise] esse ich nicht" will ich sagen,
„[Wasser] trinke ich nicht" will ich sagen.
Meinem guten [We]ibe will ich sagen,
meinem guten [Manne] will ich sagen:
„Dein [He]rr(?), der kraftvolle, ist nach dem Berge gefahren, 25
dein [. . . .], der kraftvolle, ist nach dem Berge gefahren."

---

[1] Cun. Texts XV, 18 (Zimmern, Tamuzlieder Nr. 5; Langdon, Tammuz Nr. 4; vgl. Ungnad in Greßmann a. a. O. S. 95f.). [2] Kultstadt des Tamuz.

[Der Kraftvo]lle, im Berge ist er eingeschlossen(?),
[der Kraft]volle, im Berge ist er überwältigt(?).
Wegen des Kraftvollen, des Herrn, wegen des Herrn:
Speise esse ich nicht, wegen des Herrn, 30
Wasser trinke ich nicht, wegen des Herrn.
Meinem guten Weibe, wegen des Herrn,
meinem guten Manne, wegen des Herrn:
„Der Mannhafte, euer Herr, ist zugrunde gegangen,
Gott Ab-u, das Kind, euer Herr, ist zugrunde gegangen.“ 35
Sein gnädiger Blick verleiht kein Erbarmen (mehr),
sein gnädiger Ruf(?) gewährt(?) keine Lösung(?) (mehr).
Der . . . . . an seinem Ruheplatz(?) wie(?) ein Hund ruht er,
des(?) Herrn Führer(?) wie(?) ein Rabe sitzt er da.
Das Klagelied über ihn ertönt im Sturme(?), 40
über den Herrn der Gesang ertönt im Unwetter(?).

Von diesen altbabylonischen, sumerischen Tamuzliedern finden sich mehrere auch zu einem ganzen Liederzyklus vereinigt, wobei dann die Einzellieder als erster, zweiter usw. Abschnitt bezeichnet werden. Einer dieser Liederzyklen beginnt[1]:

Ein Tag der Fülle wars, eine Nacht der Üppigkeit,
ein Monat der Freude, ein Jahr des Jubels —
An jenem Tage, um des Hirten Herz zu erfreuen,
in den Viehhof zu gehen, seinen Sinn zu erheitern,
die glänzende Hürde(?) dem Tag gleich zu erleuchten: 5
Zum Hirten, Tamuz, dem glänzenden Sproß(?) Anu's,
die Herrin des Himmels, die Herrin des Himmels und der Erde
spricht zu ihm, mit sich(?) zu Rate gehend,
an Dagal-uschumgal-anna richtet sie das Wort:
„O(?) Gatte, an den Ort der Zeugung will ich gehen, 10
„für meinen weiten Viehhof will ich sein Schicksal bestimmen,
„meiner glänzenden Hürde(?) Ergehen will ich erkunden.
„Dem Kleinen Speise zu essen will ich beschaffen,
„Wasser zu trinken, süßes, für ferner will ich beordern.“
Ihr Gatte spricht zu ihr, 15
seinen Rat an sie erteilt er,
seiner Gattin erwidert er:
„Glänzende, Herrin des Himmels, in E-tur-kalama[2]
„mögest(?) du eintreten, Wehklage wird sich dann niederlassen;
„Hierodule, Herrin des Himmels, Schmerz(?) wird sich dann festsetzen(?).“ 20

Eine Zwischenzeile bezeichnet das vorstehende Lied als ersten Abschnitt einer längeren Komposition, worauf der Text mit folgendem, als dem zweiten Abschnitte, unmittelbar fortfährt:

An jenem Tage zu dem Hirten auf das Feld ging sie hinaus:
„Ich, zu Tamuz nach dem Viehhof will ich gehen“;

[1] Cun. Texts XV, 28 (Zimmern, Tamuzlieder Nr. 8; Langdon, Tammuz Nr. 6). [2] Name eines Ischtarheiligtums in Erech.

seine Schwester, die Herrin der Tafelschreibung,
im Himmel und auf Erden wandert sie umher.
Die glänzende Hürde(?), den Ort ...., 5
für den Hirten, seine Schwester, seine Stätte zu erhellen(?),
ihn zu beleben(?), den Hirten zu beleben(?),
seine Schwester, die gesanges(?)kundige, den Dasitzenden(?) zu beleben(?),
daß der Viehhof mit Überfluß erfüllt werde(?),
die Hürde(?) mit Üppigkeit gesättigt werde, 10
zu essen, herrliche Speise zu essen,
zu mischen Honig und Dickmilch,
zu trinken Bier und Wein,
daß dem Tamuz seine Schwester sein Herz erfreue:
Nach dem Hirten, Tamuz, dem glänzenden Sproß(?) Anu's, 15
schaut sie aus(?), in den Viehhof tritt sie ein.

Die Fortsetzung enthält dann ein im einzelnen noch nicht ganz durchsichtiges Wechselgespräch zwischen Tamuz und seiner Schwester, worin, wie es scheint, diese ihrem Bruder von dem Dahinsiechen der Tierwelt, repräsentiert durch Mutterschaf, Lamm und Zicklein, berichtet und ihn zur Wiederkehr auf die Oberwelt ermuntert, um der Trauer in der Natur durch sein Wiedererscheinen abzuhelfen.

Wahrscheinlich einen Teil desselben Liederzyklus, und zwar dessen fünften bis neunten Abschnitt, bilden die folgenden Tamuzlieder[1]:

Um den Verschwundenen erhebt sich Klage,
„O mein Kind!" um den Verschwundenen erhebt sich Klage.
„Mein Damu!" um den Verschwundenen (erhebt sich Klage,)
„Mein Beschwörungspriester!" um den Verschwundenen (erhebt sich Klage.)
Bei(?) der glänzenden Zeder, am Ort, wo die Mutter ihn gebar, 5
in E-anna[2], oben und unten, erhebt sich Klage.
Als Klage, die um das Haus des Herrn sich erhebt, erhebt sich Klage,
als Klage, die um die Stadt des Herrn sich erhebt, (erhebt sich Klage.)
Diese Klage ist eine Klage um das Kraut, das im Beete(?) nicht mehr wächst,
diese Klage ist eine Klage um das Korn, das in der Ähre nicht mehr wächst, 10
um die Wohnstatt, den Besitz ist's eine, um die Wohnstatt, den Besitz, die nicht mehr wachsen,
um die schwachen Gatten, schwachen Kinder ists eine, die in Kraft(?) nicht mehr wachsen.
Diese Klage ist eine um den großen Fluß, woran Weiden nicht mehr wachsen,
diese Klage ist eine um das Feld ...., worauf Korn und Kraut nicht mehr wächst.

[1] Cun. Texts XV, 26f. und 30 (Zimmern, Tamuzlieder Nr. 7; Langdon, Tammuz Nr. 6). [2] Tempel der Ischtar in Erech.

Diese Klage ist eine um den Teich, worin . . . . . .-Fische nicht mehr wachsen, 15
 diese Klage ist eine um das Röhricht, worin . . . . . .-Rohre nicht mehr wachsen.
Diese Klage ist eine um die Wälder, worin Tamarisken nicht mehr wachsen,
 diese Klage ist eine um die Steppe, worin . . . .-Bäume nicht mehr wachsen.
Diese Klage ist eine um die Gründe des Baumgartens, worin Honig und Wein nicht mehr wächst,
 diese Klage ist eine um die Wiesen, worauf . . . .-Pflanzen nicht mehr wachsen. 20
Diese Klage ist eine um den Palast, worin Langlebigkeit nicht mehr wächst.

In dem unmittelbar folgenden, bis jetzt allerdings vielfach für das Verständnis noch recht dunkelen sechsten Abschnitte scheint immer noch die Klage um den verschwundenen Tamuz das Hauptmotiv zu bilden. Dann aber geht, so scheint es, die Komposition mit dem folgenden siebenten Abschnitte in Freudenhymnen — wohl auf den wieder zur Erde zurückgekehrten — über:

Groß ist er, groß ist er, der Herr ist groß;
 der Herr, der Gebieter ist groß, der Herr ist groß.
Damu, der Gebieter, ist groß, der Herr ist groß;
 der Beschwörungspriester, der Gebieter, ist groß, der Herr ist groß:
 Ka-di, der Gebieter, ist groß, der Herr ist groß!
Sein Haus ist ein großes Haus, der Herr ist groß;
 seine Stadt ist eine große Stadt, der Herr ist groß!

Es folgen in diesem und den beiden nächsten kürzeren Abschnitten noch einige weitere, teilweise verstümmelte Zeilen ähnlichen lobpreisenden Inhalts; darauf bricht der erhaltene Text ab.

Nächstverwandt mit diesen altbabylonischen Tamuzliederzyklen sind einige Liederzyklen, ebenfalls aus altbabylonischer Zeit und in sumerischer Sprache, die für den gemeinsamen Ischtar-Tamuz-Kult bestimmt waren und in denen darum speziell das Gattenverhältnis zwischen Ischtar und Tamuz mehrfach ausdrücklich hervorgehoben und näher ausgemalt wird. Von einem dieser Zyklen sei hier wenigstens ein Abschnitt, der speziell an Ischtar gerichtet ist, im Wortlaut mitgeteilt[1]:

Der Hierodule[2] will ich die Wohnstätte glänzend machen, Gesänge ihr erschallen lassen,
 mit Dickmilch, Datteln, Käse(?), Geröstetem(?), sieben Fischen
den Tisch „Verkünder des Landes“ will ich ihr füllen,
 dunkeln Wein will ich ihr spenden,
hellen Wein will ich ihr spenden, 5
 dunkeln Wein und Bier!

---

[1] Radau, Misc. Sumer Texts Nr. 2. [2] Bezeichnung für Ischtar.

Meiner Fürstin Bier,
Trank, der das Herz festigt, Trank, der ......, in Unterwürfigkeit(?)
und mit Gebet(?) will ich ihr darbringen.
Sie zu erfreuen(?), Honig und Dickmilch [will ich ihr spenden,]
sie gnädig zu stimmen(?), [Honig] und Dickmilch [will ich ihr spenden.] 10
Gebäck, Honig, [Dick]milch [will ich ihr spenden,]
funkelnden Wein [will ich ihr spenden.]
Honig, funkelnden Trank will ich [ihr spend]en,
auf daß der Schutzgott, mit essend(?), mit trinkend(?), beständig bleibe(?)!
Der Hierodule will ich [die Wohnstätte] glänzend machen, Ge[sänge] ihr
erschallen lassen, 15
meiner Fürstin droben und drunten ihre Güte(?) will ich verkünden.
Der glänzenden Ischtar, vor ihr will ich rühmen(?):
Fürstin, bis zum Himmel erhaben(?), Ischtar, du bist [gro]ß!
Weib, I[schtar,] dich will ich(?) verehren,
Fürstin, bis zum Himmel er[haben(?)], Göttin .... du bist [gro]ß! 20

In dem unmittelbar folgenden Abschnitte wird nun in einem weiteren an Ischtar gerichteten Liede ausdrücklich Bezug genommen auf die Zeit des Neujahrsfestes, wo sie mit ihrem Gatten Tamuz im Schlafgemach des Tempels in Liebe sich vereinigt.

Im Anschluß an diese altbabylonischen Tamuz-Ischtar-Kultlieder möge hier ferner ein für den Beschwörungspriester bestimmtes Bußritual aus der Bibliothek Assurbanipals, ergänzt durch ein Fragment aus spätbabylonischer Zeit, mitgeteilt werden, worin Gebete an Ischtar und Tamuz eingeschlossen sind[1]:

(Anfang verstümmelt.)

.... ein Räucherbecken mit Zypressenholz sollst du hinsetzen, Sprengungen sollst du ausführen, Mehlhaufen [hinschütten,] (5) [neben(?)] das Bett für den Totengeist der Familie ...... für die Anunnaki[2] eine Spende spenden, ... und Bier, geröstetes Getreide sollst du opfern, [Mus für die Hi]rtenknaben des Tamuz hinsetzen, [Brotspenden für die Priester, Prie]sterinnen, Wahrsager und Wahrsagerinnen [darbringen, (10) darauf] sollst du zu Ischtar [ihn[3]] also sprechen lassen:

[O Ischtar, die da vor]anschreitet vor dem Vieh [........]
(es fehlen voraussichtlich nur wenige Zeilen)
Göttin Mammitu [..........]
Schild(?), Ischtar, die ....
Göttin Guschea, die da verleiht Weherufe(?);
Hoheitsvolle, Ischtar, die zum Kampf gerüstet ist,
Herrin, die mit Glanz bedeckt, mit Wut bekleidet ist! 5

[1] K. 2001 und K. 6475 (Craig, Rel. Texts I, 15 ff. und Zimmern in Zeitschr. f. Ass. XXV, 1/2) nebst neubab. Duplikat (Pinches in Proc. Soc. Bibl. Arch. XXXI, 62). [2] Die Götter des unteren Bereichs.
[3] Nämlich den Büßer.

Eine tönende Flöte, von schönem Klang,
eine Wildkuh, die in die Weltgegenden stößt,
ein Brandscheit, die einen Kampf kämpft, Himmel und Erde bedrängt(?)!
Hohe Ischtar, die die Weltgegenden beherrscht,
gewaltige Ischtar, die die Menschen erschafft; 10
die da einzieht vor dem Vieh, die den Hirten liebt,
von allen Ländern, der Gesamtheit des Alls ihre Hirtin!
Hirtin des Viehs, vor dir kniet man, sucht dich auf,
den Mißhandelten und Zerschlagenen machst du heil, verschaffst ihnen Recht.
Ohne dich wird ein Fluß nicht geöffnet, ein Fluß nicht verstopft, 15
der da Leben führt; ohne dich wird ein Kanal nicht geöffnet,
ein Kanal nicht verstopft, woraus trinken die ausgebreiteten Menschen.
Ohne dich wird Einkommen, Anteil, Opfer, Brodspende nicht geschenkt.
Ischtar, barmherzige Herrin, ich schaute dein Antlitz.
Ich rüstete dir eine reine Zurüstung zu von Milch, Reinem, Aschenkuchen. 20
Ich stellte dir ein Spendegefäß auf, erhöre mich und willfahre mir!
Ich schlachtete dir ein reines Lamm, ein makelloses von dem Vieh des Feld(gott)es.
Ich brachte dar Mus für die Hirtenknaben des Tamuz,
setzte hin Brodspenden für die Priester, Priesterinnen, Wahrsager und Wahrsagerinnen.
Ich schenkte dir eine Vulva aus Lasurstein, gefüllt(?) mit Gold, [ein Zubehör deiner Gottheit]. 25

Von hier an fehlt, bis auf die letzte, wieder erhaltene Zeile, die Fortsetzung des Gebetes an Ischtar, das jedenfalls eine nähere Schilderung des Leidens, vielleicht Unfruchtbarkeit, und darauf die Bitte um Heilung enthält. Alsdann fährt der Text, mit der letzten Zeile des Gebetes an Ischtar wieder einsetzend, fort:

am heutigen T[age] reiß ihn[1] aus meinem Leibe aus und gew[ähre] deinem zornigen Herzen [Besänftigung!]

Dies soll er[2] vor Ischtar dreimal wiederholt hersagen und darauf dreimal also hersagen:

Du, o Ischtar, deren Buhle Tamuz ist,
Tochter Sin's, gewaltige, die das Land durchzieht,
die da liebt die Fluren, die da liebt alle Menschen, ja du! 5
Ich schenkte dir dein großes Geschenk,
eine Vulva aus Lasurstein, gefüllt mit Gold, ein Zubehör deiner Gottheit.
Bei Tamuz, deinem Buhlen, leg Fürsprache für mich ein:
Tamuz, dein Buhle, nehme meine Mühsal hinweg!

Dies soll er vor Ischtar dreimal hersagen und darauf vor Tamuz also hersagen: 10

Tamuz, Herr, Hirte Anu's, Sohn Ea's, du;
Buhle der Ischtar, der Gattin, Anführer des Landes!

---

[1] Nämlich den bösen Dämon. [2] Der Büßer.

Bekleidet mit der Binde, den (Hirten)stab tragend,
der da schafft den Nachwuchs der Kühe(?), Herr der Viehhürde,
der da ißt Reines, Aschenkuchen, 15
der da trinkt lauteres Schlauchwasser!
Ich NN., Sohn des NN., dessen Gott NN., dessen Göttin NN., wandte mich zu dir, suchte dich auf.
Den bösen Aufpasser, der mein Haupt böse packt,
der an mich gefesselt ist, mich böse verfolgt,
den bösen Aufpasser, der mein Haupt böse packt, der an mich gefesselt ist: 20
dem gewaltigen Lumma[1], dem Dämon, der keine Verzeihung gewährt, übergib ihn;
von mir möge er losgetrennt werden und so schenke mir mein Leben,
auch aus meinem Leibe reiß ihn aus und führe ihn mit dir fort!
Ich aber, dein Knecht, möge leben und heil sein [und will rühmen deine Gottheit,]
zum Staunen für spä[tere] Tage [will ich deinen Preis preisen,] 25
[will] deine Hoheit [verkünden den weitausgedehnten Menschen.]

Hier klafft wieder eine Lücke, in der voraussichtlich zunächst Kultanweisungen standen, worauf sodann eine vom Beschwörungspriester zu sprechende Beschwörungshymne an Tamuz folgte, von der der Schluß wieder erhalten ist:

Wann du auf deinem Wege gehst,
bezaubere(?) den Bösen, daß er vor dir von dannen gehe;
wann du den Chubur-Fluß überschreitest,
beschwöre ihn bei Ea, daß er nicht zurückkehre;
wann du nach der Steppe gehst, 5
beschwöre ihn bei der Flur, daß er nicht umkehre;
wann du das Vieh aufstehen läßt,
führe das Vieh ihn fort über die ganze Flur!
Rette den Kranken, auf daß er deine Gottheit rühme,
deinen Preis preise vor den weitausgedehnten Menschen! 10

Nachdem du solches vor Tamuz dreimal rezitiert hast,

---

soll der Kranke in den unteren Teil des Schlafraumes eintreten, die Stirn(?) seines Gesichtes bedecken, sein Gesicht auf das Fußende richten; dann sollst du ihn mit einer Rute mit sieben Knoten(?) siebenmal schlagen; während du ihn schlägst, soll er von selbst(?) niederfallen(?) (15) und also sprechen: „O Ischtar, dein Geliebter, [Tamuz], möge dir zur Seite gehen!" Dann soll er aus dem untern Teil des Schlafraumes wieder herausgehen, das Büßergewand anziehen, sich die Seiten schlagen, sich siebenmal nach [rechts], siebenmal nach links wenden, auf dem Bußschemel niederhocken und also sprechen:

O Ischtar, auf deinem Bußschemel hocke ich vor dir nieder. Da [du] die Menschen [liebst(?)], (20) darum den bösen Aufpasser, der mein Haupt

[1] Ein Untergott im Gefolge Ellils.

böse packt, der in meinem Leibe, meinem Fleische, meinen Gliedern steckt, an mich gefesselt ist und mich böse verfolgt: am heutigen Tage reiß ihn aus meinem Leibe aus und gewähre deinem zornigen Herzen [Besänftigung!]

Siebenmal soll er es sprechen und dann sein Gesichtstuch und [seine] Kleidschnur [. 25

(Der Schluß fehlt.)

Aus dem Nabu (Nebo)-Kulte sei im folgenden ein interessantes Wechselgespräch zwischen dem König Assurbanipal und dem Gotte Nabu im Wortlaute mitgeteilt[1]:

[Ich verkün]de deine Erhabenheit, o Nabu, in der Menge der großen Götter;
[bei der Menge(?)] meiner [Fein]de werde mein Leben nicht erhascht!
[Im Tempel(?) der Königin(?) von Nini]ve flehe ich zu dir, dem Helden unter den Göttern, seinen Brüdern:
[du bist die Hi]lfe(?) Assurbanipals für immer und ewig!
[Dein Knecht(?) bin i]ch, ich lege mich Nabu zu Füßen; 5
[verlaß mich nicht(?)], o Nabu, bei der Menge meiner Feinde!
„I[ch schütze(?)] dich, Assurbanipal, ich, Nabu, bis ans Ende der Tage[2],
„deine Füße sollen nicht erlahmen, deine Hände nicht erschlaffen,
„diese deine Lippen da sollen nicht ermatten, mich anzuflehen,
„deine Zunge soll nicht gebunden sein innerhalb deiner Lippen: 10
„weil ja ich gütige Rede an dich richte,
„dein Haupt erhebe, deine Gestalt einherziehen lasse in E-masch-masch“[3].

Nabu sprach also: Dein Mund sprach Gutes,
da er flehte zu Urkittu[4].
Um deine Gestalt, die ich geschaffen, flehte sie mich an, daß sie ruhe(?) in E-masch-masch. 15
Um deine Form, die ich geschaffen, flehte sie mich an
also: Wohlbestellt(?) bring sie(?) nach E-gaschan-kalama[5]!
Um deine Seele flehte sie mich an also: Verlängere das Leben Assurbanipals!

Niedergesunken auf seine Knie, Assurbanipal flehte zu Nabu, seinem Herrn:
Ich bin dir ergeben(?), o Nabu, verlaß mich nicht; 20
mein Leben ist vor dir geschrieben, meine Seele anbefohlen im Schoß der Ninlil;
ich bin dir ergeben(?), o Nabu, Gewaltiger, verlaß mich nicht inmitten meiner Feinde!

Es antwortete ein Zaqiqu(-Priester) von Seiten Nabu's, seines Herrn:
Fürchte dich nicht, Assurbanipal! Langes Leben will ich dir geben,
guten Odem will ich für deine Seele beordern; 25
mein Mund, der Gutes kündet, segnet dich in der Menge der großen Götter.

---

[1] Craig, Rel. Texts I, 5 f. (vgl. A. Jeremias, Art. Nebo in Roschers Lexikon; Jastrow, Relig. I, 442 ff.; Pinckert, Nebo Nr. 2). [2] In Z. 7—12 wird wahrscheinlich von Assurbanipal ein früheres gnädiges, ihm von Nabu zuteil gewordenes Orakel zitiert. [3] Tempel der Ischtar von Ninive. [4] Beiname der Ischtar. [5] Ein Name des Ischtartempels.

Es öffnete Assurbanipal seine Hände, flehte zu Nabu, seinem Herrn:
Wer zu den Füßen der Königin-von-Ninive Platz genommen, ist nicht verachtet(?) in der Menge der großen Götter;
wer an den Saum der Urkittu gebunden ist, ist nicht verachtet(?) in der Menge seiner Feinde.
Bei der Menge meiner Feinde verlaß mich nicht, o Nabu, 30
bei der Menge meiner Widersacher verlaß nicht meine Seele!

Klein (warst) du, Assurbanipal, als ich dich überließ der Königin-von-Ninive;
schwach (warst) du, Assurbanipal, als du saßest im Schoße der Königin-von-Ninive,
von den vier Zitzen, die in deinen Mund gelegt waren, an zweien sogest, in zwei dein Gesicht bargst[1].
Deine Feinde, o Assurbanipal, sollen wie Korn(?) vor dem Wasser sein,
wie Graupeln(?) im Frühjahr sollen sie dahinschmelzen(?) vor deinen Füßen.
Du aber stehst da, o Assurbanipal, den großen Göttern gegenüber Nabu erhebend.

Eine ziemlich große Rolle spielen in der babylonischen Hymnenliteratur diejenigen Lieder, die vom „Worte" des und des Gottes und seiner mächtigen Wirkung handeln. Ursprünglich scheinen diese Lieder, die z. T. ebenfalls schon in die altbabylonische Zeit zurückgehen, vor allem auf das Wort des Götterherrn Ellil sich bezogen zu haben, später sind dann auch andere Götter, wie insbesondere Marduk, an Ellils Stelle getreten, und so erklären sich auch allerlei spätere Einschaltungen in den ursprünglichen Text dieser Lieder. Als eine charakteristische Probe von diesen auf das „Wort" der Gottheit bezüglichen Liedern möge der folgende Text dienen, der in seiner jetzigen Gestalt erst aus der späteren Zeit stammt[2]:

Das wie ein Wetter fest gegründet ist, dessen Inneres nicht zu durchschauen ist,
sein Wort, das wie ein Wetter festgegründet ist, dessen Inneres nicht zu durchschauen ist.
Das Wort des großen Anu, das wie ein Wetter festgegründet ist usw.
Das Wort Ellils, das wie ein Wetter usw.
Das Wort Eas, das wie ein Wetter usw. 5
Das Wort Marduks, das wie ein Wetter usw.
Das Wort des Enbilulu[3], das wie ein Wetter usw.
Das Wort Nabus, das wie ein Wetter usw.
Das Wort des Schitrukischarra[4], das wie ein Wetter usw.
Das Wort des Schamasch, das wie ein Wetter usw. 10
Das Wort, das droben den Himmel erschüttert,
das Wort, das drunten die Erde wanken macht,
das Wort, das den Anunnaki Verderben bringt.

---

[1] Ischtar ist hier als Kuh vorgestellt. [2] Reisner, Hymn. Nr. 1 ff. (Jastrow, Relig. II, 26 ff.; Langdon Nr. 4). [3] Ein Beiname Marduks.
[4] Ein Beiname Nabus.

Sein Wort hat keinen Wahrsager, hat keinen Seher;
sein Wort ist eine sich erhebende Sturmflut, der Niemand widersteht. 15
Sein Wort erschüttert den Himmel, macht die Erde wanken;
sein Wort wischt Mutter und Tochter wie eine Rohrmatte weg.
Des Herrn Wort knickt das Röhricht in seinen Halmen(?),
das Wort Marduks ertränkt die Feldfrucht in ihrer Reife.
Des Herrn Wort ist eine sich erhebende Hochflut, die das Antlitz verdüstert, 20
das Wort Marduks ist eine Überschwemmung, die den Damm einreißt.
Sein Wort, große . . . . . . Bäume fegt es weg,
sein Wort ist ein Wetter, das Alles zur Vernichtung(?) bringt.
Das Wort Ellils wütet(?), ohne daß ein Auge es sieht.

Berghoch ist sein Wort, berghoch ist sein Wort; 25
berghoch ist das Wort des Gewaltigen, berghoch ist sein Wort.
Des großen Anu, berghoch usw.
Ellils, berghoch usw.
Eas, berghoch usw.
Des Helden Marduk, berghoch usw. 30
Des Herrn Enbilulu, des erstgebornen Sohnes Eas, berghoch usw.
Des Helden Nabu, berghoch usw.
[Des Herrn Schitrukischarra], des Sohnes von Esagil[1], berghoch usw.
Des Herrn Schamasch, berghoch usw.
Wird sein Wort einem Wahrsager überbracht, so wird selbiger Wahrsager erschüttert, 35
wird sein Wort einem Seher überbracht, so wird selbiger Seher erschüttert:
wird sein Wort zu einem wehvollen Manne gesprochen, so wehklagt selbiger Mann,
wird sein Wort zu einer wehvollen Frau gesprochen, so wehklagt selbige Frau.
Sein Wort geht es klein einher, so vernichtet es das Land,
sein Wort – geht es groß einher, so zerstört es die Häuser. 40
Sein Wort ist ein zugedeckter Mischkrug, wer kennt seinen Inhalt?
sein Wort ist wie ein Netz verdeckt, worein er fängt.
Sein Wort, sein Inneres wird nicht erfaßt, sein Äußeres tritt nieder,
sein Wort, sein Äußeres wird nicht erfaßt, sein Inneres tritt nieder.
Sein Wort macht die Menschen krank, schwächt die Menschen. 45
Sein Wort, wenn es droben dahinfährt, macht es das Land krank,
sein Wort, wenn es drunten dahingeht, verheert es das Land.
Sein Wort ist ein Wetter, aus einem Haus von Fünf treibt es Fünf heraus,
sein Wort ist ein Wetter, aus einem Haus von Zehn treibt es Zehn heraus
Sein Wort, eilt es droben dahin, so werde ich in Trauer versetzt, 50
sein Wort, wird es drunten verkündet, so erschüttert es drunten.
Des Herrn Wort, wegen seines Unheils sitze ich da und wehklage:
durch sein Wort wird droben der Himmel von selbst erschüttert, berghoch ist sein Wort!

Ferner sei hier der große Hymnus an Schamasch[2] aus der Bibliothek Assurbanipals seinem ganzen Wortlaute nach, soweit

[1] Der Marduktempel in Babylon. [2] Zu weiteren Schamasch-hymnen s. erste Auswahl S. 14f.

sich dieser bis jetzt herstellen läßt, mitgeteilt, worin der Sonnengott Schamasch neben seiner Naturseite vor allem auch als der Gott der Gerechtigkeit gefeiert wird, der das Gute belohnt und das Böse bestraft[1]:

Erleuchter [der Finsternis, Richter(?)] des Himmels,
  Vernichter [des Bösen] droben und drunten;
Schamasch, Erleuchter [der Finsternis, Richter(?)] des Himmels,
  Vernichter des Bö[sen] droben und drunten!
[Es wirft] nieder wie ein Fangnetz [. . . . . .] dein Glanz, 5
  gewaltigen Gebirgen [. . . . . . .] des Meeres.
Bei deinem Erscheinen freuen sich [. . . . .] . . . .
  jauchzen dir zu alle [. . . . .] Igigi[2]
Ein beständiges Geheimnis ist das Lehren deines [. . . . . . .]
  im Strahl deines Lichtes ihr Schritt [. . . . . . .] 10
Dein Glanz sucht auf [. . . . .]
  die vier Weltgegenden wie Feuer [. . . . . . .]
Aufgetan ist das Tor für alle [. . . . . . .]
  von allen Igigi ihre Gaben [. . . . . .]
Schamasch, bei deinem Aufgang beugen sich die [. . . . . .] 15
  [. . . . . .] Schamasch, . . . [. . . . .]
Erleuchter, Öffner der Finsternis, . . . [. . . . .]
  Entflammer des Tages . . . . . . Anpflanzen von Getreide . . . . .
Die gewaltigen Berge sind umgeben von deiner Glorie,
  von deinem Glanze sind erfüllt die platten Länder. 20
Du bist mächtig (?) über die Gebirge, schaust über die Erde,
  die Säume der Länder hängst du in des Himmels Innerem auf.
Die Menschen der Länder, sie alle beaufsichtigst du,
  was Ea-König, der Berater, geschaffen, alldarüber führst du Aufsicht.
Die belebten Geschöpfe insgesamt weidest du, 25
  ja du bist der Hirte alldessen, das droben und drunten.
Du wandelst beständig am Himmel,
  zur . . . . . . der Erde kommst du tagtäglich.
Über Meerestiefe, Gebirge, Erde, Himmel
  wie . . . . beständig kommst du tagtäglich. 30
Das Unterreich [E]as, Azagsuds, der Anunnaki beaufsichtigst du,
  das Oberreich der Wohnstätten insgesamt regierst du.
Hirt des Unteren, Hüter des Oberen,
  Lenker des Lichts für das All, o Schamasch, ja du!
Du überschreitest das Meer, das breite, das weite, 35
  wovon die Igigi nicht kennen sein tiefstes Inneres.

[1] Brünnow, Zeitschr. f. Ass. IV, 7 ff.; Gray, Samas Nr. 1 (vgl. Jastrow, Relig. I, 432 ff.; Weber, Liter. S. 123 ff.; A. Jeremias, Art. Schamasch in Roschers Lexikon). Bei diesem Texte ist die Periodeneinteilung auch im Original durch Linien nach je zwei Versen an die Hand gegeben; allerdings kollidiert diese äußere Einteilung stellenweise mit der aus inneren Gründen zu fordernden, vgl. z. B. Z. 112 ff., Z. 131 ff., Z. 174 ff.; doch wurde sie dem Original entsprechend beibehalten. [2] Die Götter des oberen Bereichs.

[O Schamasch,] deine Strahlen dringen in die Wassertiefe hinein,
[die Grü]nde(?) des Meeres schauen dein Licht.
[O Schamasch,] wie mit einer Schnur bindest du, wie ein Sturmwind [. . .]st du,
dein [wei]ter Schirm wirft die Länder nieder. 40
[Nicht] bist du betrübt tagtäglich, nicht ist düster dein Antlitz,
du läßt dauern allnächtlich, läßt aufleuchten [Feuer(?)].
Zu unbekannten, fernen Strichen, von ungezählten Meilen,
o Schamasch, eilst du, des Tags dahinlaufend und des Nachts dahinstür[mend(?)].
Nicht ist in der Gesamtheit der Igigi, der sich abmüht außer dir, 45
unter den Göttern des gesamten Alls, der überragend ist wie du!
Bei deinem Aufgang versammeln sich die Götter des Landes,
dein furchtbarer Glanz überwältigt das Land.
Von sämtlichen Ländern, soviel Zungen erklingen:
du kennst ihre Pläne, ihre Schritte überschaust du. 50
[Es blicken(?)] auf dich insgesamt die Menschen,
[o Schamasch], nach deinem Lichte sehnt sich die Gesamtheit.
[. . . . .] die Schale der Wahrsagung zur Zurüstung von Zedernholz,
[der du] vernehmen läßt die Seher die Deutung der Träume.
. . . .] . Zurüstungen beugen sich vor dir, 55
[vo]r dir beugen sich Böse und Gerechte.
[Wer ist, der hin]absteigt in die Wassertiefe außer dir?
[Bei Gu]ten (?) und Bösen fertigst du ihr Urteil.
Der A[lu-Dämon(?) . . . .]
ergießt sich über ihn und Schlaf [. . . . .] 60
Du lässest erbeben(?) den Übeltäter, der nicht [. . . . .]
du bringst herauf aus der Tiefe(?) die das Recht beugten(?) . . . .
Durch das gerechte Urteil, o Schamasch, das du sprichst [. . . . .]
ist herrlich dein Name, wird nicht geändert . . . . [. . . . .]
Du stehst bei dem Wanderer, dessen We[g] beschwerlich, 65
dem Meerbefahrer, der die Flut fürchtet, verleihst du [Mut(?)].
Wege, die nie erspäht, den Jäger [führst(?)] du,
[auf Höh]len(?) zieht er, gleichkommend dem [Son]nengott.
[. . . . .] Gewichtsstein, aus der Finsternis rettest du,
[. . . . .] voll von Dunkelheit, verleihst du Flügel. 70
[. . . . .] Städte zeigst du,
[. . . . . ni]cht(?) kennen, zeigst du Beute.
(2 Zeilen ganz zerstört)
Der durch Besitz(?) . . . .] 75
den Gekauften, der in . . . [. . . . .]
Der dessen Gott von ihm [gewichen(?), ...]
durch Sehen . . . . du [. . . . .]
Du stehst bei dem . . [. . . .]-Mann, [. . . . .]
du untersuchst [seine] Ver[hältnisse, ...] 80
Du bringst [. . . . .]
im „Land ohne Rückkehr" [. . . . .]
Die zürnenden Göttinnen [. . . . .]
bist nicht erhaben d[u? . . . .]

O Schamasch, aus [deinem] Fangnetz [. . . . .] 85
  aus deiner Schlinge nicht [entrinnt(?) . . . .]
Der gegen Eidschwur [. . . . .
  dem, der nicht fürchtet . . . [. . . . .]
Ausgebreitet ist dein wei[tes] Netz [. . . . .]
  der zum Weibe seines Genossen erhe[bt sein Auge(?).] 90
An einem ihm nicht vorbestimmten Tage nim[mt ihn hinweg(?) . . . . . .]
  festgesetzt(?) ist ihm Brand, der Same(?) . . [. . . . . . .]
Erreicht ihn deine Waffe, so [gibt es] keinen Retter,
  bei seinem Gerichte tritt nicht auf [sein] Vater.
Beim Ausspruch des Richters stehn nicht Rede sie, seine Brüder. 95
  in eherner Falle wird er niedergeschlagen, ohne es zu wissen.
Der Schlechtigkeit plant, dessen Horn vernichtest du,
  der auf Unterdrückung(?) sinnt, dessen Stätte wird verkehrt.
Den schlechten Richter lässest du Fesselung sehen,
  der Bestechung annimmt, nicht rechtleitet, dem erlegst du Strafe auf. 100
Der nicht Bestechung annimmt, der Fürsprache einlegt für den Schwachen:
  wohlgefällig ist das Schamasch, fördert das Leben.
Ein gewissenhafter Richter, der gerechtes Urteil fällt,
  fertigt (sich?) einen Palast, eine Fürstenwohnung ist seine Wohnstätte.
Der Geld gibt auf Wucherzinsen(?), was fördert er? 105
  er betrügt(?) sich um Gewinn, leert seinen Beutel.
Der Geld gibt auf mäßige Zinsen(?), einnimmt einen Sekel für . . . [. . . ,]
  wohlgefällig ist das Schamasch, fördert das Leben.
Der die Wa[ge] hält [. . . . .] . . . . .
  der da ändert die Gewichtssteine, ... [. . . . er]niedrigt, 110
der betrügt(?) sich um Gewinn, lee[rt seinen Beutel.]
  Des Ehrlichen, der die Wage hält, viel sind [. . . . .]
Alles mögliche viel . . . . [. . . . .]
  Der das Maß hält, ausübt . . . [. . . . . .]
[. . . . . . .] bei der Weide, der zuviel entrichten läßt, 115
  [. . . . .] der Fluch der Leute wird ihn erhaschen.
[Wer] seinen [. . . . .] . . . . t, Abgabe fordert,
  [. . . . .] nicht wird besitzen sein Erbe,
in das [. . . . . .] werden nicht eintreten sie, seine Brüder.
  Der [. . . . . .], der Getreide gibt für . . . . . fördert das Gute, 120
[wohlgefä]llig ist das Schamasch, fördert das Leben;
  er erweitert die Familie, nimmt Reichtum in Besitz,
gleich Wassern der Tiefe, unversieglichen, wird sein Same unver[sieglich sein.]
  Der gute Hilfe zu üben einen Unverständigen be[auftragt(?),]
der Untergebene(?) unterdrückt(?), mit dem Schreibgriffel wird er auf-
ge[zeichnet(?):] 125
  die da Böses tun, ihr Same hat nicht [Bestand,]
deren Mund voll Leugnen, da gilt vor dir:
  Du verbrennst ihren Ausspruch, lösest ihn auf, ja du!
Du hörst, da über sie du hinziehst, die Eingezwängten, machst ausfindig ihr Recht,
  ein jeder, jedweder ist deiner Hand anvertraut. 130
Du regelst ihre Orakel, was gebunden ist, lösest du,
  du erhörst, o Schamasch, Gebet, Flehen und Huldigen,

Niederwerfung, Knien, Flüstergebet und Fußfall.
Aus tiefster Kehle schreit der Elende zu dir,
der Hinfällige, Schwache, Geplagte, Arme, 135
mit einem Klagelied(?), einem Schriftstück beständig geht er dich an.
Dessen Familie fern, dessen Stadt weit weg,
mit dem Ertrag des Feldes der Hirt geht dich an.
Der [. .] . . .(?) im Aufstand, der Hirt unter dem Feind,
[o Scha]masch, geht dich an, da einen Weg er zieht des Schreckens. 140
Der reisende Kaufherr, der Händler, der den Beutel trägt,
[. . . . . . .] geht dich an, der Fischer der Tiefe.
Der Jäger, der Schlachter, der Wärter(?) des Viehs,
im . . . . . . des Rohrzauns der Vogelfänger geht dich an.
Der Einbrecher, der Dieb, ob auch Feind des Schamasch, 145
auf dem Pfad der Steppe der Landstreicher geht dich an.
Der umherirrende Tote, der flüchtige Schatten,
o Schamasch, gingen dich an [. . . . .]
Nicht wiesest du ab, die [dich] angingen, [. . . . .
dem . . [. . . . .] . . ., o Schamasch, [. . . . .] 150
. . . [. . . . . .] . , o Schamasch, . . [. . . . .]
dein [. . . . . . .] . . [. . . . .]
[Um zu regeln(?)] ihre Orakel (?), auf dem . . .[.]. . . . sitze[st du,]
nach den vier Windrichtungen entscheidest du ihre Verhältnisse.
Den Leuten(?) der platten Wohnstätten ihre Ohren öffnest du, 155
da für die Pfanne [ihrer] Augenschau nicht genügte der Himmel,
für die Schale der Wahrsagung nicht genügten alle Länder.
Zur Zeit des Gebets(?) jauchzest du voll Jubel und Freude,
issest, trinkst ihren lauteren Wein, edles Bier von der Tonne,
da sie dir spenden Bier, das edle, nimmst du (es) an. 160
Sie die umringte [. .] . . . Flut, die rettetest ja du,
ihr reines, lauteres Räucheropfer nimmst du an,
trinkst ihre Mischung von Wein,
die Wünsche, die sie hegten, läßt erreichen ja du.
Die da niederknien, denen schaffst lösend du ihre Reinheit, 165
die da huldigen, deren Huldigung nimmst du an.
Sie aber fürchten dich verehren deinen Namen,
vor deiner Größe beugt man sich für immer.
Die aber töricht sind mit der Zunge, Gott[loses] reden,
das wie die Wolken nicht hat Vorn und [Hinten], 170
die da hinziehen über die weite Erde,
die da betreten die hohen Berge,
Gott Lachmu [überwältigt sie(?)], der voll von Furchtbarkeit ist.
Der Ertrag des Meeres, was aus der Tiefe kommt,
die Gebühr des Flusses, die da eingeht, o Schamasch, (liegt) vor dir! 175
Was für Berge, die nicht bekleidet wären mit deinem Glanze,
was für Gegenden, die nicht erwärmt wären von dem Strahl deines Lichts!
Der du die Finsternis erhellst, das Dunkel erleuchtest,
die Dunkelheit öffnest, die weite Erde erleuchtest!
Der du den Tag aufhellst, herabsteigen läßt Glut(?) auf die Erde des Mittags, 180

erglühen läßt wie eine Flamme die weite Erde!
Der du die Tage verkürzest, die Nächte verlängerst,
[herbeiführst] Kälte, Frost, Schauer, Schnee!
[Der du . . . .] . . . den Riegel des Himmels, auftust die Tür der Welt,
[. . . . .] Band, Schlüsselpflock, Türsockel. 185
[. . . . . . .] unnachsichtig, der Leben schenkt,
[. . . . .] . . . . in der Verwirrung inmitten des Todes.
[. . . . .] Rat zu pflegen, Plan zu fassen,
[. . . . .] . . . . Morgenröte den weitausge[breiteten] Menschen,
[. . . . .] Thron(?) Zypresse [. . . . .] 190
(4 Zeilen verstümmelt)
[. . . . .] glänzend, die Wohnung deiner Lust, 195
[. . . . .] . . . ein Mahl der Weltgegenden,
[. . . . .] . . . Priesterherr und Fürst,
[. . . . .] ihren Tribut mögen sie dir bringen,
[. . . . .] mit dem Opfer der Fülle der Länder,
[. . . . .] dein Heiligtum möge erneuert werden, 200
[. . . . .] dessen Ausspruch nicht geändert wird.
[. . . . .] im Hause des Schlafgemaches
[. . . . .] möge zu dir sprechen!

Und im Anschluß an diese Schamaschhymne folge nun noch der interessante, leider immer noch recht fragmentarische Text aus der Bibliothek Assurbanipals (nebst einem neubabylonischen Exemplar) mit Weisheitssprüchen, der sich aufs engste mit den Partien des vorstehenden Hymnus berührt, die von Schamasch als Richtergott handeln[1]:

(Anfang verstümmelt)
In einer Versammlung [zum] Anführer erhebe [dein Auge]!
Am Orte des Streites vermehre nicht den [Lä]rm(?)!
Im Streite dein . . . .
auch du zum G[uten(?)] richte empor dein [Ant]litz!
(Die 6 folgenden, z. T. verstümmelten Zeilen, handeln gleichfalls z. T. noch vom richtigen Verhalten bei Streitigkeiten)
Von deinem Widersacher . . . .
dem, der dir Böses tut, vergilt ihm mit [G]utem!
(folgen noch einige weitere Zeilen, die vom Verhalten gegenüber dem Feinde, Widersacher und Schadenfrohen handeln; darauf eine Lücke)
Vertraue nicht [. . . . .]
Schau auf den älteren Bruder . . . . .
. . . . fürchte . . . .
. . . . gewähre ihm Gnade!

[1] Nach mehreren einander gegenseitig ergänzenden Texten des Brit. Mus.; vgl. Macmillan, Rel. Texts Nr. 2 und Zimmern in Ztschr. f. Assyr. XXIII, 367 f.; s. auch Weber, Liter. S. 309 und Ungnad in Greßmann a. a. O. S. 98 f.

. . . . ihre Lässigkeit nicht . . .!
Herrisch sollst du sie nicht unterdrücken!
Wegen solchem zürnt ihm (sein) Gott,
nicht wohlgefällig ist das Schamasch, er vergilt es ihm mit Bösem.

Gib Speise zu essen, Wein zu trinken,
mit richtigem Wohlgeruch(?) versorge und . . . .!
Wegen solchem freut sich über ihn (sein) Gott,
wohlgefällig ist das Schamasch, er vergilt es ihm mit Gu[tem].

(Die folgenden verstümmelten 7 Zeilen handeln u. a. von der Behandlung der Magd im Hause)
heirate nicht eine Hure, die ihre Hurerei ausübt(?).

Eine Hierodule, die einem Gotte geweiht ist,
eine Buhldirne, deren Gewalt(?) reichlich ist:
aus deinem Schmerz wird sie dich nicht emporheben,
in deinem Streit lästert sie gegen dich. 5

Ehrfurcht und Unterwürfigkeit wohnen nicht bei ihr,
fürwahr, kommt sie ins Haus, so führe sie daraus heraus.
Ist der Spur eines Fremden ihr Sinn zugewandt,
[wo(?)] sie in ein Haus eintritt, wird es zerstört, nicht bleibt heil(?), wer [sie] heiratet.

[Dem Kö]nig (untersteht) sein Großer, dem Großen du selbst, 10
[bew]ahrst du sein Siegel, so sei es angebunden(?).
[Öff]nest du seinen Schatz, so tritt hinein,
[wenn] ein fremdes Siegel nicht (daran) war.

[H]abe ohne Zahl wirst darinnen du schauen,
(aber) auf irgend etwas solches richte dein Auge nicht. 15
Nicht sei dein Herz angetrieben, Heimliches zu verüben,
hinterdrein doch wird die Sache kund(?) werden.

[Trug(?)] und Heimlichkeit, die du verübt, wird offen[bar] werden,
hören wird davon der Große und wird [dich zur Rechenschaft ziehen(?)]
(folgen noch einige weitere verstümmelte Zeilen; darauf eine Lücke)

Verläumde nicht, sage Schönes aus,
Böses sprich nicht, rede Gutes!
Wer verleumdet, Böses aussagt,
zur Vergeltung dafür wird Schamasch ihm nach dem Haupte trachten.

Mach deinen Mund nicht groß, hüte deine Lippe, 5
die Regungen(?) deines Innern sprich nicht alsbald(?) aus!
Wenn eilig du redest, mußt du's später bereuen(?),
auch mußt du durch Schweigen deinem Sinn Mühe machen.

Täglich huldige deinem Gotte
mit Opfer, Gebet, Gehörigem an Räucherwerk; 10

zu deinem Gotte mögest du Herzenstrieb haben,
solches ist es, was der Gottheit zukommt.

Beten, Flehen und Niederwerfen aufs Antlitz
sollst du morgens ihm darbringen, so wird deine Kraft(?) gewaltig(?) sein,
auch im Übermaße wirst du mit Gott Gelingen haben. 15

Bei deiner Lehre ersieh aus der Tafel:
(Gottes)furcht erzeugt Gutergehen,
Opfer macht das Leben reichlich lang,
auch löst Gebet die Sünde(nschuld).

Wer die Götter fürchtet, nicht wird dem entgehen [sein Lohn(?)] 20
Wer die Anunnaki fürchtet, der verlängert [seine Tage.]
Mit Freund und Genossen rede nicht [Schlechtes(?)]
Gemeines rede nicht, Gutes [sprich mit ihm(?)]!

Wenn du versprochen hast, so gib es [. . . . . .],
wenn du ermutigt hast, [so gewähre Hilfe(?)]! 25
[Hast du] dem Genossen [(etwas) versprochen], so gi[b es ihm],
[auch] wenn du den Freund ermutigt hast, [so gewähre ihm deine Hilfe(?)]!

[Bei] deiner Lehre [ersieh aus der Tafel:]
(Der Schluß fehlt.)

Da Anfang und Ende dieses Textes noch fehlen, so kann bis jetzt leider auch noch nicht festgestellt werden, in welchem Zusammenhang diese babylonischen „Sittengebote" oder „Weisheitssprüche" auftreten, ob sie einfach als Teil einer größeren selbständigen Weisheitslehre zu gelten haben, oder ob sie etwa, was recht wohl denkbar wäre, speziell als Ermahnungen eines Gottes oder eines frommen, der Gottheit nahestehenden Menschen der Urzeit in einen mythischen oder epischen Zusammenhang eingereiht waren.

Endlich sei hier noch aus der Assurbanipal-Bibliothek aus einem Ritual für eine Hausweihe ein Gebet an Schamasch mitgeteilt, das der Beschwörungspriester nach allerlei vorhergegangenen Zeremonien, speziell auch einer Opferzurüstung für Schamasch, an diesen sprechen soll[1]:

Schamasch, Herr Himmels und der Erde, Erbauer von Stadt und Haus, ja du!
Bestimmungen zu bestimmen, Schicksale zu gestalten, liegt in deiner Hand!
Eine Bestimmung des Lebens, ja du [bestimmst sie,]
ein Schicksal des Lebens, ja du [gestaltest es!]
Das Wort deines Mundes [wird] ni[cht geändert,]
der Ausspruch deines Mundes [wird] ni[cht gewandelt.]

[1] Zimmern in Zeitschr. f. Ass. XXIII, 369 ff.

O Schamasch, am heutigen Tage dem Ziegelgott [. . . . .]
Dies Haus, das NN., Sohn des NN., gebau[t hat, segne!]
Eine gütige Bestimmung bestimme ihm;
ein gütiges Schicksal gestalte ihm!
Möge dies ein Ziegel sein, der [Heil] bringt seinem Erbauer,
auch dies ein Haus, das Heil brin[gt seinem Erbauer!]
möge [es] ein Haus des Lebens und der Erha[ltung] für NN., seinen Besitzer, sein!
O Schamasch, NN., der dieses Haus ge[baut hat,]
in der Festigkeit deines Herzens [. . . . .]
eine gütige Bestimmung best[imme ihm,]
ein gütiges Schicksal gestalte ihm!
An [seiner] Fülle möge er sich sättigen,
das Haus, das er gebaut, werde [alt,]
auf lange Zeit möge er leben!
[O Schamasch, dies Haus] zu einem gütigen Vorzeichen für [NN., seinen Herrn,] setze es!
In diesem Hause möge er [Herzensfreude] betätigen, tagtäglich [sich freuen;]
soviel er auch begehrt, [möge er erlangen,]
das Vorhandene [erneuert werden!]

Auf dieses Gebet folgen in der Liturgie wieder allerlei Ritualanweisungen, die sich auf die Behandlung des Götterbildes des Ziegelgottes beziehen. Dieser wird, wie aus dem folgenden hervorgeht, nach vollendetem Hausbau am Schlusse dieser Hausweihzeremonie in Gestalt seines Bildes in einem Schiffchen dem Fluß preisgegeben und, wie sonst ein böser Dämon, beschworen, sich zu entfernen und nicht mehr zur Stelle des neuerbauten Hauses zurückzukehren. Bei dieser Zeremonie am Fluß ist vom Beschwörungspriester vor dieser Zauberhandlung mit dem Bilde des Ziegelgottes zunächst noch ein Gebet an Ea und Marduk zu richten, das fast mit den gleichen Worten, wie das obige Gebet an Schamasch, auch diese beiden Götter um ihren Segen für das neue Haus und seinen Besitzer angeht. Auf der weitgehenden Übereinstimmung im Wortlaut bei diesen beiden Gebeten beruhen auch die Ergänzungen im vorstehenden Text des Schamaschgebetes.

* * *

Auch diese zweite, hier gebotene Auswahl von babylonischen Hymnen und Gebeten erschöpft keineswegs auch nur annähernd das reichhaltige Material, das die Keilschriftliteratur auf diesem Gebiete aufweist, wenn auch, im Zusammenhalt mit der ersten Auswahl in AO. VII, 3, die wichtigsten Arten dieser Hymnen- und Gebetsliteratur in charakteristischen Proben vertreten sein

dürften. Von dem Ziel, das uns als erstrebenswertes Ideal vorschweben muß, nämlich die babylonischen Hymnen in ihrer vollständigen Gestalt und auch in ihrer jeweiligen Zusammenfassung in kleineren oder größeren Sammlungen, sowie in ihrer liturgischen Einordnung und Verwendung sämtlich wiederzugewinnen, sind wir ohnedies bei dem sehr fragmentarischen Zustand gerade dieses Literaturzweiges noch recht weit entfernt. Immerhin berechtigen die oben eingangs erwähnten neueren Funde und Veröffentlichungen von Hymnen aus der altbabylonischen Zeit, zu denen sich allerneuestens auch solche aus Telloh-Lagasch gesellen, zu der Hoffnung, daß wir in Bälde jenem Ziele um ein gutes Stück näher kommen werden.

Zur Literatur.

M. Jastrow, Die Religion Babyloniens und Assyriens, 1905ff., I, 393ff., II, 1ff. — C. Weber, Die Literatur der Babylonier und Assyrer, 1907, S. 114ff. — A. Ungnad in Greßmann, Altorientalische Texte und Bilder, 1909, I, 80ff. — St. Langdon, Sumerian and Babylonian Psalms, 1909.

H. Zimmern, Babylonische Bußpsalmen, 1885. — R. E. Brünnow, Assyrian Hymns (in Zeitschr. f. Assyriologie IV, 1889 und V, 1890). — L. W. King, Babylonian Magic and Sorcery being "The Prayers of the Lifting of the Hand", 1896. — F. Martin, Textes religieux assyriens et babyloniens, 1900 und 1903. — J. Hehn, Hymnen und Gebete an Marduk (Beiträge zur Assyriologie V, 3, 1905). — K. D. Macmillan, Some Cuneiform Tablets bearing on the Religion of Babylonia and Assyria (ebenda V, 5, 1906). — J. Böllenrücher, Gebete und Hymnen an Nergal (Leipziger Semitistische Studien I, 6, 1904). — E. G. Perry, Hymnen und Gebete an Sin (ebenda II, 4, 1907). — J. Pinckert, Hymnen und Gebete an Nebo (ebenda III, 4, als Dissertation Leipzig 1907). — C. D. Gray, The Šamaš Religious Texts, 1901. — Th. G. Pinches, The Hymns to Tammuz in the Manchester Museum (Manchester Memoirs XLVIII, 25, 1904). — M. J. Hussey, Some Sumerian-Babylonian Hymns of the Berlin Collection (in Americ. Journ. of Semit. Languages XXIII, 1907). — A. Schollmeyer, Der Ischtarhymnus K. 41 nebst seinen Duplikaten (Mitteil. der Vorderasiat. Gesellsch. 1908, 4). — Ct. Combe, Histoire du culte de Sin, 1908. — H. Zimmern, Sumerisch-babylonische Tamuzlieder (Berichte der phil.-hist. Kl. der Sächs. Ges. der Wiss. LIX, 4, 1907). — H. Radau, Miscellaneous Sumerian Texts from the Temple Library of Nippur (Hilprecht Anniversary Volume, 1909, S. 374ff.). — H. Radau, Sumerian Hymns and Prayers to God Nin-ib, 1911 (The Babyl. Expedition of the Univ. of Pennsylvania, Series A, Vol. XXIX, 1).

Inhalt.

Hartmann & Wolf, Leipzig.

13. Jahrgang

Preis des Jahrganges (4 Hefte) 2 M., geb. 3 M.

Der Alte Orient

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft (E. V.)

Heft 2

Einzelpreis jedes Heftes 60 Pfennig

Assyrische Jagden

Auf Grund alter Berichte und Darstellungen geschildert von

Bruno Meißner

Mit 21 Abbildungen



Leipzig

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung

1911

Die Vorderasiatische Gesellschaft (E. V.)

mit dem Sitz in Berlin

bezweckt die Förderung der vorderasiatischen Studien auf Grund der Denkmäler. Sie gibt wissenschaftliche Arbeiten ihrer Mitglieder in zwanglosen Heften als „Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft" und gemeinverständliche Darstellungen vierteljährlich unter dem Titel „Der Alte Orient" heraus. Ferner will die Gesellschaft die Beschaffung neuen Materials anregen und unterstützen.

Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt 10 Mark, wofür die „Mitteilungen" (sonst 15 M.) und „Der Alte Orient" (sonst 2 M.) geliefert werden. — Aufnahme als Mitglied erfolgt durch den Vorstand auf einfache Anmeldung beim Schriftführer. — Zahlung der Beiträge hat im Januar an Hinrichs' Verlag, Leipzig, Blumengasse 2, zu erfolgen.

Der Vorstand besteht z. Zt. aus: Prof. Dr. F. von Luschan, 1. Vorsitzender, Südende, Berlin; Prof. Dr. M. Hartmann, 2. Vorsitzender, Hermsdorf (Mark); Prof. Dr. M. Sobernheim, Schriftführer, Berlin-Charlottenburg, Steinplatz 2; Dr. H. Winckler, Wilmersdorf; Prof. Dr. Br. Meißner, Breslau; Lic. Dr. Alfr. Jeremias, Leipzig; Prof. Dr. F. E. Peiser, Königsberg; Prof. Dr. Frdr. Hommel, München. — Herausgeber der „Mitteilungen": Prof. Dr. H. Winckler, Wilmersdorf b. Berlin, Bingerstr. 79, des „Alten Orient": Derselbe und Lic. Dr. Alfr. Jeremias, Leipzig, Hauptmannstraße 3.

Inhalt der bisher erschienenen Hefte des „Alten Orient" (Preis 60 Pf.):

Ägypter als Krieger u. Eroberer in Asien. 7 Abb. W. M. Müller. 5_1

Schrift und Sprache der alten Ägypter. Mit 3 Abbildungen. Von W. Spiegelberg. 8_2

Magie und Zauberei im alten Ägypten. Von A. Wiedemann. 6_4

Tote u. Toten-Reiche im Glauben der alten Ägypter. 3. Aufl. Von A. Wiedemann. 2_2

Amulette der alten Ägypter. Von A. Wiedemann. 12_1

Unterhaltungsliteratur der alten Ägypter. 2. Auflage. Von A. Wiedemann. 3_4

———

Amarna-Zeit. Ägypten und Vorderasien um 1400 v. Chr. Von C. Niebuhr. 1_2

———

Arabien vor d. Islam. 2. Aufl. Von O. Weber. 3_1

Forschungsreisen in Süd-Arabien. 3 Kartenskizz. und 4 Abbildungen. Von O. Weber. 8_4

Glasers Forschungsreisen in Süd-arabien. Mit 1 Bild Glasers. Von O. Weber. 10_2

———

Aramäer. Von A. Sanda. 4_3

Asurbanipal u. die assyrische Kultur seiner Zeit. 17 Abb. Von F. Delitzsch. 11_1

Äthiopien. 1 Abb. W. M. Müller. 6_2

———

Politische Entwicklung Babyloniens und Assyriens. Von H. Winckler. 2_1

Himmels- u. Weltenbild der Babylonier. 2 Abb. 2. erweiterte Auflage. Von H. Winckler. $3_{2\cdot 3}$

Weltschöpfung, Babylonische. 1 Abb. Von H. Winckler. 8_1

Dämonenbeschwörung bei den Babyloniern und Assyrern. Von O. Weber. 7_4

Deutung der Zukunft bei den Babyloniern und Assyrern. Von A. Ungnad. 10_3

(Fortsetzung auf der dritten Umschlagseite)

Dieser (Nimrod) war ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn; daher pflegt man zu sagen: ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn wie Nimrod.

Der Tierreichtum Mesopotamiens ist sehr groß. Der Löwe, der König der Tiere, und zwar die persische Abart fand sich bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts im ganzen Iraq recht häufig. Layard hat vielfach welche beobachtet und erwähnt, daß er bei seinen Ausgrabungen in Nuffar fast täglich frische Spuren von ihnen bemerkt habe[1]. Am Tigris sollen Löwen damals bis in die Gegend von Qal'at Schergat vorgekommen sein, am Eufrat gar bis Bir. Im Sindschargebirge und an den Ufern des Chabur wurden sie von den Arabern häufig gefangen. In größerer Anzahl, in Rudeln von drei bis vier Stück, fanden sie sich in Chuzistan, wo sie von den Häuptlingen der nomadisierenden Araber gejagt wurden[2]. Merkwürdige Nachrichten über Löwenjagden der Maidan-Araber hat uns Layard aufbewahrt[3]: „Nachdem der Jäger seinen rechten Arm mit Schienen von Tamariskenholz gepanzert hat, nimmt er ein starkes, ungefähr ein Fuß langes Stück von demselben Holz, das im Feuer gehärtet und an beiden Enden gespitzt ist, in die Hand und sucht dann keck das Tier in seinem Lager auf. Springt nun dasselbe auf ihn zu, so zwängt er das Holz in den geöffneten Rachen der Bestie, welcher dadurch aufgesperrt erhalten wird, und kann dann bequem das verblüffte Tier mit dem Pistol, das er in der Linken hält, abtun." Noch sonderbarer und märchenhafter ist seine Erzählung, die er dem ersten Berichte anschließt: „Die Araber erzählen ferner, daß ein kleines Tier, Nis genannt, welches auf einem Baume die Gelegenheit dazu abpaßt, dem Löwen auf den Rücken springe und trotz aller Versuche desselben, es abzuschütteln, ihm das Blut aussauge, bis er tot sei. Ich kenne den Ursprung dieses Märchens nicht, — denn daß es ein solches sei, steht nicht zu bezweifeln; — doch habe ich oft Araber gefunden, welche versicherten, den Nis auf dem Löwen gesehen zu haben."

1) S. Layard, Ninive̊h und Babylon S. 433.
2) S. Layard, Populärer Bericht über die Ausgrabungen zu Niniveh S. 175.
3) S. Layard, Niniveh und Babylon S. 433.

Jetzt liegen die Verhältnisse ganz anders; bei der Ausdehnung der Kultur und den verbesserten Schießwaffen hat sich der Wüstenkönig immer mehr zurückgezogen. Im nördlichen Mesopotamien soll er sich fast gar nicht mehr zeigen und auch nur selten noch in den Dschungeln des südlichen Iraqs vorkommen[1]; aber auch hier wird er nach Abholzung des Tamariskengebüsches und bei zunehmendem Dampferverkehr immer seltener[2].

Ähnlich wie mit den Löwen ist es auch mit dem übrigen Wilde gegangen. Die Jagdverhältnisse sind nicht mehr so gute wie früher, wenn auch den Jäger immerhin Genüsse erwarten, die er in Europa nicht haben kann. Es finden sich in den Dickichten und Steppen des Zweistromlandes wohl immer noch (wenigstens um die Mitte des vorigen Jahrhunderts) Leoparden, Panther Luchse, Wildkatzen, Wölfe, Hyänen, Schakale, Füchse, Stachelschweine Wildschweine, Gazellen, Antilopen, Steinböcke, Hirsche, Hasen, Kaninchen und viele andere Tiere[3]. An jagdbaren Vögeln sind besonders das Wüstenhuhn, das Rebhuhn, die Frankoline und die Trappe zu erwähnen[4]. Außerdem sind die Spitzen der Palmen von zahllosen Tauben bevölkert, die ebenfalls einen schmackhaften Braten abgeben. An den Sümpfen gibt es Pelikane, Flamingos, Reiher und Kraniche in Menge[5]. Ob aber der Strauß, den Xenophon[6] beobachtet haben will, wirklich im Zweistromlande vorkam, ist mir fraglich.

„Die Jagd wird meist in der Weise ausgeübt, daß man den Tieren, insbesondere den Gazellen, an den Plätzen, wo sie zu trinken pflegen, auflauert und sie aus dem Versteck schießt. Oft werden zu diesem Zwecke kleine Schießstände aus Stein zur Verdeckung des Jägers errichtet. Die Muntefiq sollen große Schilde in Erdfarbe anstreichen nnd dieselben vorsichtig vorschiebend sich dem Wilde nähern. Hasen und Kaninchen werden meistens mit den Windhunden gehetzt oder auch mit Wurfstöcken erlegt. Mit derselben Waffe verstehen auch schon die Knaben Vögel, wie die Wüstenhühner, Rebhühner, sowie die Frankoline, die sich hauptsächlich am Wasser vorfinden, zu erlegen. Der Beduine schießt nie den Vogel im Fluge, was ihm mit seinem primitiven Gewehr

---

1) S. v. Oppenheim, Vom Mittelmeer zum Persischen Golf II, 147.

2) S. v. Oppenheim a. a. O. II, 284.

3) S. Layard, Niniveh und Babylon S. 433; v. Oppenheim a. a. O. II, 146.

4) S. v. Oppenheim a. a. O. II, 104.

5) S. Sachau, Am Euphrat und Tigris S. 24; 65.

6) S. Anabasis I Kap. 5.

auch schwer möglich wäre. Das größere Wild, Gazellen und Trappen, wird von den Schammar auch mit abgerichteten Falken gejagt. Der Falke findet sich meistens nur bei den Scheichs, da die Wartung sehr kostspielig ist. Im Zelte hat das Tier seinen Platz auf einer kleinen Querstange in der Männerabteilung. Die Falkenjagd wird nur am frühen Morgen betrieben, weil am Tage das Tier infolge der Sonnenhitze bald ermüdet und dadurch leicht eine Beute von Adlern und Geiern wird. Auch auf Gazellen läßt man Falken stoßen, da aber der Vogel nicht stark genug ist, die Gazelle zu Boden zu reißen, so gehört zu dieser Jagd noch der Windhund" [1]. Eine andere Art der Falkenjagd auf Vögel ist mir folgendermaßen beschrieben worden [2]: „Auf einer Palme wird oben ein Netz ausgebreitet. Nun wird dem Falken, der früher versteckt gehalten war, die Kappe gelüftet; er wird freigelassen, schießt nach oben in die Krone der Palme und jagt die Vögel in das Netz, das samt seinem Inhalte dann von dem Jäger heruntergeholt wird." Außer den Falken sollen übrigens früher im Iraq, wie auch jetzt noch in Indien gezähmte Panther zu Jagdzwecken benutzt worden sein [3].

Im Altertum war der Tierreichtum im Zweistromlande zweifellos noch viel größer, auch gab es damals noch eine Reihe von wilden, jagdbaren Tieren, die später ausgestorben sind. Löwen waren in Massen vorhanden. Schon das Heroenpaar Gilgamesch und Enkidu rühmen sich, zusammen Löwen getötet zu haben [4], und König Tiglatpileser I. hat beinahe tausend Stück erlegt. Sie galten immer als besonders edles Jagdtier; darum wurden sie häufig in Massen gefangen und in Käfigen für Jagdzwecke des Königs aufbewahrt. In alten Omentexten wird mehrfach das Überhandnehmen der Löwenplage als Folgeerscheinung eines besonders ungünstigen Vorzeichens geweissagt [5], und in der Sintfluterzählung macht der Gott Ea den Vorschlag, anstatt durch eine allgemeine Sintflut alles lebende Wesen zu vernichten, die Frevler durch eine Löwenplage vertilgen zu lassen [6]:

Statt daß du eine Sintflut machtest,
hätte ein Löwe sich erheben und die Menschen verringern können.

---

1) S. v. Oppenheim a. a. O. II, 104. Nähere Angaben über Falkenjagden, s. Layard, Niniveh und Babylon S. 226; 255.

2) S. Meißner, BA. IV, 422.

3) S. Meißner, Mitteil. des Semin. f. orient. Sprachen zu Berlin IV, Abt. 2 S. 103; Hughes, Dict. of Islam S. 182.

4) S. Jensen, Keilinschriftl. Bibl. VI, 224, V, 11.

5) S. z. B. III R. 60, 64 usw.

6) S. Jensen a. a. O. S. 242, 187.

Auch aus dem Gesetzbuch Hammurapis ersehen wir, daß Löwen nicht selten das Vieh raubten; z. B. § 244:

Wenn jemand ein Rind oder einen Esel mietet und dann auf dem Felde ein Löwe (das Tier) tötet, so ist das Sache seines Eigentümers.

oder § 266:

Wenn im Stalle eine Seuche (?) ausbricht oder ein Löwe (ein Tier) tötet, soll der Hirt vor der Gottheit den Reinigungseid leisten, und dann soll den Schaden ihm der Besitzer des Stalles abnehmen[1].

An der eben erwähnten Sintflutstelle erscheint neben dem Löwen der barbaru, der ebenfalls die Frevler dezimieren soll, und auch in den Omentexten wird er neben den Löwen oft als Landplage in Aussicht gestellt[2]. Zuweilen aber begnügt er sich auch mit einem Lämmchen, das sich verirrt hat[3]. Vielleicht darf man den barbaru mit dem Leoparden identifizieren[4].

Daneben aber wurden mehrere Tiere in dieser Zeit noch eifrig gejagt, die jetzt in diesen Gegenden ganz oder fast ganz ausgestorben sind.

Da ist besonders zu nennen der Wildochs, jedenfalls dem Auerochsen nahe verwandt[5]. Er lebte besonders in unzugänglichen Gebirgen, deren höchste Spitzen er erkletterte[6]. In seiner ungebändigten Kraft zerstampfte er alles mit seinen Hufen[7]. Darum galt er geradezu als Zeichen der Kraft, und die Könige ließen deshalb häufig steinerne oder eherne Abbilder von ihm an den Toren zum Schutze ihrer Paläste aufstellen[8].

Sodann müssen wenigstens in früher Zeit in Nordmesopotamien auch noch Elefanten vorgekommen sein, deren Stoßzähne sowie deren Haut sehr geschätzt wurden. Allerdings rühmen sich nur Tiglatpileser I. (c. 1050 v. Chr.) und Asurnasirpal (884 – 860 v. Chr.) Elefanten erlegt oder gefangen zu haben, nach ihrer Zeit scheinen sie in diesen Gegenden bald ausgestorben zu sein. Übrigens ist es nicht auszumachen, welcher Art die mesopotamischen Elefanten angehörten, der kleinohrigen indischen oder der afrikanischen. Wenn man annehmen wollte, daß der Zeichner des Elefanten auf dem schwarzen Obelisken Salmanassars (s. u. S. 19) das Tier nach alten mesopotamischen Vorbildern dargestellt habe, würde man den syrischen Elefanten als Abart des indischen ansehen müssen.

---

1) S. Code Hamm XXI, 4; XXII, 78. 2) S. z. B. III R. 58, 59b.
3) S. Sm. 954, 12 (Delitzsch, Assyr. Lesest. 3. Aufl. S. 134ff.).
4) Diese Identifikation ist aber recht unsicher. Andere Gelehrte haben ihn als Schakal oder Wolf erklären wollen. 5) S. C. Keller, Naturgeschichte der Haustiere S. 111ff. 6) S. Sanherib Tayl. I, 69; Kuj. 1, 10.
7) S. Salman. Mon. Rs. 52. 8) S. z. B. V R. 64, II, 14.

Ein anderes interessantes, jetzt in diesen Gegenden wohl fast ganz ausgestorbenes Tier war der Wildesel, dessen Schnelligkeit sprichwörtlich war [1]. Er muß mit den Gazellen zusammen der hauptsächlichste Bewohner der Steppe gewesen sein, der besonders Ruinen als Wohnplatz schätzte [2], zuweilen sich aber auch bis an die Stadtmauern heranwagte [3]. Jagden auf ihn waren sehr beliebt und werden nicht selten auch bildlich dargestellt. Diese hier abgebildeten Tiere sind in letzter Zeit zwar von autoritativer Seite [4] nicht als Wildesel, sondern als Wildpferde erklärt worden, allein andere Kenner [5] sind wieder zu der alten Auffassung zurückgekehrt. Jedenfalls ist zu bemerken, daß die Ohren des Tieres zwar kurz sind, aber ihr Schwanz wie beim Esel nur in seinem untersten Drittel mit langen Haaren bedeckt ist, und daß die Assyrer selbst augenscheinlich eben dieses Tier Esel der Steppe, nicht Pferd der Steppe nennen, es also selbst für einen Wildesel hielten Sodann ist noch zu erwähnen, daß auch Xenophon [6] im Zweistromlande wilde Esel angetroffen hat, und daß sie um die Mitte des vorigen Jahrhunderts im Sindschargebirge und auch sonst vorgekommen sein sollen [7].

In einigen Jagdberichten scheinen auch Affen, vielleicht eine bestimmte Art davon erwähnt zu werden. Im allgemeinen scheinen sie aber im Zweistromlande selten gewesen zu sein.

Außer diesen jetzt ganz oder fast ganz verschwundenen Tieren hat Mesopotamien im Altertum vermutlich noch alle oben aufgeführten, jetzt dort vorkommenden Tiergattungen in großen Mengen beherbergt. Eine ganze Reihe assyrischer Tiernamen sind aber noch nicht identifiziert, so daß man sich noch keinen ganz genauen Überblick über die Fauna dieser Länder im Altertum verschaffen kann.

Alles dieses Viehzeug suchte nun nach Nahrung und fügte dem angesiedelten Menschen großen Schaden zu. Nicht nur, daß große Tiere wie der Löwe in das Pferch einbrachen und Vieh und Menschen töteten, auch das kleine Wild schädigte die Saaten und Anpflanzungen bedeutend. Darum wird schon in alten juristischen Urkunden dem Pächter eines Feldes aufgetragen, „die Gazellen wegzufangen und die Raben zu verscheuchen“ [8]. Überdies galt es

---

1) S. Sanherib Tayl. IV, 22; IV R. 56, 48b.
2) S. V R. 6, 104. 3) S. z. B. III R. 41, II, 18.
4) S. Keller, Die Abstammung der ältesten Haustiere S. 93.
5) S. Hilzheimer, Die Haustiere in Abstammung u. Entwicklung S. 41.
6) S. Anabasis I Kap. 5.
7) S. Layard, Popul. Ber. S. 52; 140. 8) S. II R. 14, I, 13.

auch für unglückbringend, wenn wilde Tiere in die Stadt kamen. Sie mußten sofort getötet werden. In mehreren Prodigienbüchern wird es als böses Omen angesehen, wenn Löwen, Panther, Hirsche und ähnliches Getier das Weichbild der Stadt betraten[1]. Wenn so ein Fall passierte, hielt man ihn sogar für wichtig genug, ihn dem Könige mitzuteilen. So berichtet der Schreiber Nabûa[2]:

Am 7. Kislev ist ein Fuchs in die Stadt Assur eingedrungen. Im Garten des Gottes Assur ist er in einen Brunnen gefallen. Da hat man ihn herausgeholt und getötet.

So ergab sich denn schon aus diesen Gesichtspunkten die Jagd ganz von selbst, ganz abgesehen von dem Vergnügen, das hoch und niedrig an dem teils gefährlichen, teils anregenden Kampf mit der Kreatur fanden. Nicht nur Nimrod war ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn, sondern auch seine Nachfolger.

In der alten sumerischen Sprache wird das Jagen durch das Zeichen [Keilschriftzeichen] ausgedrückt, das das Bild eines umschlossenen Raumes ausdrückt und ursprünglich „umgeben" bedeutet. Schon aus der Wahl dieses Zeichens erkennt man, daß die Jagd ursprünglich durch Einfangen mit Netzen oder Gruben betrieben wurde. Diese Anschauung ist so verbreitet, daß in der ältesten Zeit die Könige die Gefangennahme von Feinden so ausdrückten, daß sie über sie das Netz eines Gottes geworfen hätten. Über einen militärischen Erfolg gegenüber den Einwohnern der Stadt Umma berichtet Eannatum[3]:

Über die Leute von Umma habe ich Eannatum das große Netz des Gottes Enlil geworfen.

Auf der dazu gehörigen bildlichen Darstellung (Abb. 1) sieht man den Gott Ningirsu in der Linken ein gewaltiges Netz haltend, in welches die nackten Körper der erschlagenen Feinde geworfen sind. Aber auch noch in späterer Zeit werden Götter und Könige mit einem Netz der unbotmäßigen Feinde verglichen[4], und mancher Fürst rühmt sich, ein feindliches Land wie mit einem Netze überwältigt zu haben[5]. Bezeichnenderweise trägt auch Marduk in dem Urkampfe mit dem Ungeheuer Tiamat neben andern Waffen ein Netz[6]:

Er richtete ein Netz her, um Tiamat damit zu umschließen,
ließ die vier Winde (es) ergreifen, damit nichts von ihr entkäme.

---

1) S. CT. XXIX, 48, 11; King, Chronicles II, 74, 6; 75, 9; 76, 12 usw.
2) K. 551 (Delitzsch, Assyr. Lesest. 4. Aufl. S. 76).
3) Thureau-Dangin, Vorderasiat. Bibl. I, 15.
4) S. z. B. IV R. 17, 13b; 27, 59a; I. Tiglatpil. III, 33 usw.
5) S. z. B. II R. 67, 13 usw. 6) S. Jensen a. a. O. S. 23, 41 ff.

Von Süden, Norden, Osten, Westen
brachte er an ihre Seite das Netz heran, das Geschenk seines Vaters Anu.

Als es zum Kampfe kommt, fängt er zuerst das Ungetüm mit dem Netze, daß es ihm nicht entrinnen kann, und gebraucht erst dann die andern Waffen, den Sturmwind und den Speer, um seiner Feindin vollends den Garaus zu machen.

Abb. 1.

Daß auf diese Weise in alter Zeit auch die Jagd meist betrieben wurde, zeigt uns auch das babylonische Nationalepos, die Geschichte des Gilgamesch. Hier beklagt sich der Jäger, daß der sonderbare Heilige Enkidu, der Tierfreund, der mit den Gazellen zusammen Kraut ißt, mit dem Wild zusammen an der Tränke sich satt trinkt und sich mit dem Fischgewimmel vergnügt, ihm immer die Jagd verdirbt[1]:

1) S. Jensen a. a. O. S. 125, 36 ff.

Er hat die Fallgruben gefüllt, die ich [selbst] gegraben,
hat meine Netze ausgerissen, die ich ausgebreitet,
hat aus meinen Händen entkommen lassen das Wild, das Gewimmel des [Feldes],
gestattet mir nicht die Ausübung der [Jagd].

Ebendort wirft Gilgamesch der Göttin Istar ihre vielen Liebschaften vor; aller ihrer Liebhaber sei sie bald überdrüssig geworden und habe sie dann vernichtet[1]:

Auch den Löwen liebtest du, vollkommen an Kraft;
aber (nachher) grubst du ihm sieben und sieben Fallgruben.

Also Gruben und Netze waren es, mittels deren man das Wild in ältester Zeit fing. Übrigens blieb diese Sitte keineswegs auf das hohe Altertum beschränkt, sondern sie hielt sich bis in späte Zeiten, wenn sie auch nicht mehr das Hauptmittel der Jagd bildete. Uns sind noch eine ganze Reihe von Namen für Netze erhalten, die speziell für Gazellen-, Vogel- und Fischfang gebraucht wurden[2]. Besonders natürlich, wenn es darauf ankam, Tiere lebendig zu fangen, mußte man sich des Netzes bedienen; als Tiglatpileser I. sich einen zoologischen Garten anlegen wollte, griff er auch zu diesem Mittel (s. u. S. 15). Sodann haben die Vogelfänger sich meist der Netze bedient, wenngleich Vögel auch geschossen wurden. Schließlich gehört in diese Kathegorie noch das Lasso, das besonders benutzt wurde, um die flüchtigen Wildesel einzufangen (s. u. S. 27).

Mit der fortschreitenden Kultur verbesserten sich aber allmählich auch die Waffen, die die Jagd wesentlich vereinfachten. Vor allem waren Pfeil und Bogen wichtige Verbündete des Schützen, da man mit ihnen auf verhältnismäßig weite Entfernungen das Tier erreichen konnte. Für die Vögel war der Pfeil zudem neben der Schlinge fast die einzige Waffe. Daneben kam dann für die Jagd besonders noch der Wurfspieß und ein schwererer Speer zum Stoßen in Betracht. Nur auf den Nahkampf waren verschiedene Arten von Schwertern und längeren und kürzeren Dolchen berechnet. Aber trotz der zweifellos gefährlichen Situation sehen wir nicht selten den König auf Reliefs dargestellt, wie er zu Fuß furchtlos den Löwen mit seinem Schwerte angreift.

Außer diesen Angriffswaffen aus Bronze oder Eisen gibt es noch einige aus anderem Material. Vor allem die Keule, die bis auf den heutigen Tag im Iraq noch ganz allgemein im Gebrauch

---

1) S. Jensen a. a. O. S. 171, 51 f.

2) S. z. B. II R. 22 Nr. 1; K. 4241 + 4556 (Meißner, Supplem. Autogr. S. 11); Sch. 31 (ZA. IX, 220 ff.) usw.

ist. Ihr Kopf besteht heute gewöhnlich aus hartem Asphalt, während er im Altertum, soweit wir wissen, meist aus Stein fabriziert wurde. Im Kriege fand auch die Schleuder ausgiebige Verwendung, ob auch auf der Jagd, läßt sich nicht sicher ausmachen; wenigstens haben sich bisher diesbezügliche Angaben noch nicht gefunden. Zum Schlusse erwähne ich noch eine merkwürdige Waffe, die nach den häufigen Abbildungen[1] zu schließen, nichts anders als ein zwei- oder dreizüngiger Karbatsch zu sein scheint (s. u. S. 23). Wie man es aber wagen konnte, mit solcher Waffe einem Löwen gegenüberzutreten, ist mir unerfindlich. Vielleicht diente sie den Begleitern des Königs nur dazu, um das Tier aufzuscheuchen und wild zu machen.

Außer durch diese Waffen suchte der Mensch sich die Überlegenheit über das Tier auch noch durch andere Verbündete zu verschaffen. So begab man sich häufig in größerer Gesellschaft auf die Jagd, oder man nahm wenigstens einen Knappen mit, der den Schützen durch einen Schild deckte oder ihm die Pfeile reichte. Dann aber zog man sich auch Verbündete aus der Tierwelt heran. Ein großer Fortschritt in dieser Beziehung war zweifellos die Einführung des Pferdes; denn naturgemäß konnte man von diesem hochbeinigen Tiere herab das Wild mit viel größerer Sicherheit erlegen als beim Kampfe zu ebener Erde. Noch größere Vorteile boten sich dem Jäger, wenn er den mit Pferden bespannten Wagen bestieg; nun besaß er die Schnelligkeit, die Höhe des Kampfpunktes und zudem noch die Sicherheit gegen Angriffe von unten her. Pferde gab es übrigens in Mesopotamien vermutlich nicht von der Urzeit her, jedenfalls war das gewöhnliche Last- und Reittier der Esel und ist es bis heute geblieben, das Pferd war immer das Tier des vornehmen Mannes. Mit Sicherheit können wir das Pferd bis in die Zeit der ersten babylonischen Dynastie (ca. 2000 v. Chr.) zurück verfolgen[2]; neuerdings veröffentlichte Urkunden scheinen Pferde und Maultiere sogar schon einige Jahrhunderte früher zu erwähnen[3]. Trotzdem zeigt allein schon die ideographische Bezeichnung des Pferdes als „Esel des östlichen Gebirges“, daß

1) S. z. B. Botta, Monument de Ninive I, 57; II, 108; Mansell, Phot. des British Mus. Nr. 474; 483; 493; 505.

2) S. Ungnad in der Oriental. Literaturzeitung 1907 S. 638 f.

3) S. Thureau-Dangin, Inventaire des tablettes de Tello I, 2, 6. Vgl. auch Ward in Journ. of the archaeol. Instit. of America II, 159 ff.; Heuzey-Thureau-Dangin, Restitution matérielle de la stèle des vautours S. 19 ff.

es von Osten her nach Babylonien importiert sei. Unsicher ist nur der Zeitpunkt, wann das geschah.

Neben dem Pferde war besonders der Hund der treue Begleiter des Menschen auf der Jagd. Von ihm kamen jedenfalls mehrere Rassen vor. Noch Herodot[1] erzählt uns, daß der persische Satrap in Babylonien eine „solche Menge indischer Hunde gehalten habe, daß vier große Dörfer in der Ebene dazu bestimmt

Abb. 2.

waren, den Hunden ihr Futter zu besorgen". Auch die assyrischen Tierlisten zählen mehrere Sorten von Hunden auf[2], speziell elamitische Hunde scheinen geschätzt gewesen zu sein und werden noch von den klassischen Autoren erwähnt[3]. Die uns erhaltenen Abbildungen scheinen allerdings fast ohne Ausnahme eine und dieselbe schwere, bis ca. 80 cm hohe Rasse zu repräsentieren, die zu

1) S. I, 192. 2) S. CT. XIV, 1, 16 f.
3) S. Pollux, Onomasticon V,37 nach Delitzsch, Assyr. Stud. S. 38.

dem Doggengeschlechte zu rechnen ist[1] (Abb 2). Auf den Reliefs sehen wir (s. u. S. 27), wie die Meute tapfer auf Leuen wie Wildesel geht und sie zu Boden reißt. Diese Jagdhunde waren darum von den Besitzern sehr geschätzt; der Pariahund dagegen war wie noch heute im Orient nicht sehr beliebt. Er trieb sich herrenlos in den Straßen der Städte umher und besorgte im Verein mit den Geiern und Schweinen die Säuberung derselben vom Unrat[2].

Schließlich scheint auch der Falke, der, wie wir oben gesehen haben, noch heute im Orient als Jagdvogel benutzt wird, auch schon im assyrischen Altertum zu diesem Behufe abgerichtet worden zu sein. Wenigstens berichtet Layard[3], er habe in Khorsabad ein Relief gesehen, auf welchem, wie es schien, ein Falkonier mit dem Falken auf der Faust abgebildet war. Leider ist dieses Bildwerk niemals reproduziert worden, so daß eine Entscheidung nicht zu fällen ist. Auch durch literarische Texte ist diese Frage noch nicht zu entscheiden[4]. In der Omenliteratur werden nämlich häufig von jagenden Falken Vorzeichen abgeleitet; aber an diesen Stellen wird nicht direkt bemerkt, ob der Falke auf eigene Faust jagt oder als Jagdvogel eines Menschen. Da aber ebendort auch Kämpfe zwischen Falken und Raben vor dem Könige erwähnt werden, ist die Möglichkeit, daß es sich dabei wirklich um abgerichtete Jagdfalken handelt, wenigstens nicht ausgeschlossen. Mit Sicherheit ist also vorläufig die Frage noch nicht zu entscheiden, ob auch die Babylonier die ars venandi cum avibus kannten. Einige der eben erwähnten Omina lauten[5]:

Wenn .... der Falke Jagd macht und von der Rechten des Königs nach der Linken des Königs fliegt, wird der König, wohin er geht, Sieg gewinnen.

Wenn .... der Falke Jagd macht, seinen Fang aufnimmt und vor dem König herfliegt, wird der König, wohin er geht, seinen Wunsch erreichen.

Wenn .... der Falke Jagd macht, vor den König hinfliegt und sich niederläßt, wird des Königs Feind zu ihm herauskommen und Frieden machen.

---

1) S. C. Keller, Die Abstammung der ältesten Haustiere S. 35ff.; derselbe, Naturgeschichte der Haustiere S. 78f.

2) S. Asurbanipal Rassam-Zyl. IV, 74, 81. In Tetuan in Marokko traf ich auf den Straßen der Vorstadt auch eine Herde Schweine, die dort von Spaniern gehalten werden. Mein an einen solchen unreinen Anblick nicht gewöhntes Maultier scheute und wollte mich abwerfen.

3) S. Layard, Niniveh u. Babylon S. 369.

4) S. Meißner, BA. IV, 418; Hunger, Babylonische Tieromina S. 26ff.

5) S. Hunger a. a. O. S. 28ff.

Wenn . . . . der Falke Jagd macht, seinen Fang mit seinem Schnabel zerbricht und vor dem König herfliegt, wird der König, wo er geht, Sieg und Gefangenschaft über seinen Feind bringen.

Wenn . . . . der Falke und der Rabe vor dem Könige einen Kampf aufführen, und der Falke den Raben tötet, werden die Waffen des Königs gegen die Waffen seines Feindes wüten, er wird die zerstörte Stadt des Feindes einnehmen und ruhig (dort) wohnen.

Da, wie man sieht, die Jagdliebhaberei allerlei Anforderungen an den Geldbeutel des Jägers stellt, wird sie, wie auch heute noch, — natürlich abgesehen von den berufsmäßigen Jägern und Vogelstellern — jedenfalls im wesentlichen ein Privileg der Reichen gewesen sein. Daher kommt es denn auch, daß wir meist nur von Königen und Fürsten Berichte und Bildnisse von Jagden haben, und unter diesen zeichnen sich wieder die rauhen, kriegerischen Assyrer bedeutend vor ihren südlichen Nachbarn aus, die wohl mehr Interesse für die Künste des Friedens hatten, es jedenfalls nicht für der Mühe wert hielten, über ihre Jagdfreuden zu berichten.

Tiglatpileser I. (ca. 1050 v. Chr.) war augenscheinlich ein großer Jäger vor dem Herrn, ja man merkt seinen Berichten noch so recht die Freudigkeit an, die er bei seinen Erlebnissen empfand. Das Andenken daran ist auch so stark, daß noch spätere Nachkommen von ihm seine Taten weitererzählen[1]. Über seine Jagdergebnisse erzählt er uns folgendes[2]:

Ninib und Nergal liehen ihre wütenden Waffen und ihren erhabenen Bogen der Unterstützung meiner Herrschaft. Auf Befehl Ninibs, meines Gönners, habe ich vier mächtigen, riesigen Wildstieren in der Wüste im Lande Mitani und in der Stadt Araziq, welche vor dem Hethiterlande liegt, mit meinem mächtigen Bogen, dem eisernen Speer und meinen spitzen Lanzen den Garaus gemacht. Ihre Felle, ihre Hörner brachte ich nach meiner Hauptstadt Assur. Zehn mächtige Elefantenmännchen tötete ich in Harran und an den Ufern des Chabur. Vier Elefanten fing ich lebendig. Ihre Häute, ihre Zähne samt den lebenden Elefanten brachte ich nach meiner Hauptstadt Assur. Auf Befehl Ninibs, meines Gönners, habe ich 120 Löwen tapferen Herzens in meinem heldenhaften Kampfe zu Fuß getötet und 800 Löwen von meinem Kriegs(?)wagen aus erlegt. Allerlei Wild des Feldes und beschwingtes Gevögel des Himmels machte ich zu meiner Jagdbeute(?).

Anderes Wild hat er in großen Mengen gefangen und es dann in halber Gefangenschaft gehalten, wo es sich regelrecht fort-

1) Daß dieser spätere Berichterstatter nicht Asurnassirpal, sondern ein viel älterer König ist, weisen Budge-King, Annals of the kings of Assyria S. 140 nach.

2) S. I. Tiglatpil. VI, 58ff. Der entsprechende spätere Bericht findet sich I R. 28, I, 6ff. = Budge-King a. a. O. S. 128ff.

pflanzte. Vermutlich wird es in großen Parks gehalten sein, um gelegentlich weggeschossen werden zu können. Aus späterer Zeit ist uns ein Relief erhalten, wo eine Jagd auf Hirsche in einem eingefriedigten Raume dargestellt ist (Abb. 3). Über diese Tätigkeit erzählt der spätere Bericht[1]:

> In den Tagen der Kälte, des Frostes und der Regenschauer, in den Tagen des Aufganges des Sirius(?)-Sternes, der wie Bronze glüht, hat er . . . in den Gebirgen von Assyrien, im Gebirge Chana an der Seite des Landes Lulume und in den Bergen von Armenien [ ][2] weibliche und männliche Steinböcke, [ ][2] weibliche und männliche Hirsche in Netzen gefangen, sie in Herden gesammelt und sie gebären lassen. Ihren Besitz wie Besitz an Kleinvieh rechnete er. Panther, midinu[3], asi[3], Wildschweine, lurmu-Vögel (Frankolinen?) tötete er. Wildesel, Gazellen, Leoparden(?) und simkurri[3] erlegte er.

Abb. 3.

Einen ganz exotischen Genuß hatte der König, als er von der nordphönizischen Stadt Arvad aus zu Schiff in das mittelländische Meer hinausfuhr und bei dieser Gelegenheit einen nachiru erlegte. Da der Name das Tier als „Nasenlochbläser“ bezeichnet, und ferner von ihm neben der Haut besonders die Zähne, die als Ersatz von Elfenbein dienen, begehrt sind, hat man es gewiß zurecht mit dem Pottwal identifiziert[4]. Ein späterer König erzählt uns[5],

1) S. I R. 28, I, 13 = Budge-King a. a. O. S. 128 ff.

2) Die Zahlen sind vom Schreiber ausgelassen.

3) Der asû (fem. Plur. asâti), der sowohl in der Wildnis gejagt, als auch mit Hunden und Schweinen in der Stadt in Käfigen gehalten wurde, könnte vielleicht die Wildkatze bezeichnen. Der mi(n)dinu muß ein großes, dem Löwen ähnliches Tier gewesen sein. sim(n)kurru ist dagegen noch ganz unklar.

4) S. Haupt in Orient. Literaturztg. 1907 S. 263

5) S. I R. 28, II, 16.

daß er zwei nacliru aus Basalt an den Toren seiner Hauptstadt Assur aufgestellt habe. Bruchstücke dieser Statuen sind bei den Ausgrabungen der Deutschen Orient-Gesellschaft in Assur zutage gekommen[1], die nach ihrer Zusammensetzung vermutlich diese Frage lösen dürften.

Dieses Interesse an fremden Tieren beseelte nicht nur den König, sondern auch das gesamte Volk; denn derartige Sendungen aus der Ferne befriedigten einerseits die Neugier, andrerseits aber zeigten sie auch deutlich die Macht des eigenen Fürsten. Speziell das alte Wunderland der Pyramiden war mit dem Nimbus des Absonderlichen umgeben; deshalb ist auch Tiglatpileser I. so stolz auf eine solche Sendung aus Ägypten[2]:

> Einen großen Affen(?), ein Krokodil, einen „Flußmann" (Rhinozeros?), Getier des großen Meeres hatte der König von Ägypten gesandt, und er (Tiglatpileser) zeigte sie den Leuten seines Landes.

Daß es bei diesen Sendungen nicht immer ganz ehrlich zuging, sondern daß man es dabei auf die Täuschung des Publikums absah, scheinen einige Stellen der Amarnakorrespondenz zu beweisen, wo sich vorderasiatische Könige nicht nur mit falschen ägyptischen Prinzessinnen, sondern auch mit ausgestopften Tieren begnügen. Schon Kadaschman-Charbe bittet Amenophis III. alles Getier zu übersenden, worum er ihn gebeten habe[3]. Burraburiasch (ca. 1400 v. Chr.) gibt dann Amenophis IV. direkt an, wie die fremden Tiere hergerichtet werden sollen[4]:

> Getier, sei es des Landes, sei es des Flusses, möge man der Gestalt von lebendigem gleich machen; das Fell möge gemäß dem vom lebendigen gemacht werden. Dein Bote möge es bringen. Wenn aber alte fertig vorhanden sind, mögen Wagen, sowie mein Bote Schindi-schugab bei dir eintrifft, . . . sie eilends aufnehmen und zu mir bringen.

Nach Tiglatpilesers I. Tode ging es mit der assyrischen Macht abwärts, erst Tukulti-Ninib (889—884 v. Chr.) fand wieder Muße, sich dem Waidwerk zu widmen. Besonders seinen sechsten Feldzug beschreibt er mit behaglicher Breite, wie er von Assur aus in der Wüste längs dem Wadi Tharthar südwärts bis nach Sippar zog und dann längs dem Eufrat über Hit und Ana in nördlicher Richtung zurückkehrte. Daß hierbei auch die Jagd nicht zu kurz kam, ist bei dem Charakter der Assyrerkönige selbstverständlich. Am

---

1) S. Mitteil. d. Deutschen Orient-Gesellsch. Nr. 26, 53.
2) S. I R. 28, I, 29ff.
3) S. Knudtzon, Die El-Amarna-Tafeln S. 75, 35.
4) S. Knudtzon a. a. O. S. 93, 33ff.

Wadi Tharthar erlegt er neun Wildstiere[1]. Auf dem Rückwege hat er lurmu-Vögel (Frankolinen?) erlegt und Junge gefangen, ebenso Hirsche, teils geschossen, teils lebend gefangen[2]:

Bei den Jagden (?) in der Wüste habe ich lurmu-Vögel getötet und junge lurmu-Vögel gefangen genommen. Bei den Jagden (?) an den Eufratufern habe ich Hirsche getötet und junge Hirsche mit der Hand gefangen genommen.

In denselben Bahnen wie seine Vorfahren wandelte auch Tukulti-Ninibs Sohn und Nachfolger Asurnassirpal (884—860 v. Chr.). Im Lande Laqi, am rechten oberen Eufratufer, pirschte er auf Wildstiere und Frankolinen (?)[3]:

In jenen Tagen habe ich am jenseitigen Eufratufer fünfzig Wildochsen getötet und acht Wildochsen gefangen genommen, zwanzig lurmu-Vögel habe ich getötet und zwanzig lurmu-Vögel lebendig gefangen genommen.

Seine ganze Jagdbeute zählt er dann an anderer Stelle auf[4]:

Dreißig Elefanten tötete ich mit dem Bogen. Zweihundertsiebenundfünfzig gewaltige Wildstiere erlegte ich von meinem Kriegs(?)wagen aus in meinem königlichen Kampfe, dreihundertsiebzig gewaltige Löwen tötete ich wie Käfigvögel mit dem Speere (?).

Aber außerdem brachte er eine reiche Kollektion von allerlei Getier zusammen und verteilte sie in die Parks seiner verschiedenen Paläste[5]:

In jenen Tagen habe ich große und kleine Affen (?) mit ihrem Tribut von ihnen empfangen. Ich brachte sie nach meinem Lande Assur, ließ in Kalach ihre Herde zahlreich sich vermehren und zeigte sie allen meinen Untertanen. Durch das Ausstrecken meiner Hand und den Mut meines Herzens habe ich fünfzehn starke Löwen aus den Bergen und Wäldern gefangen genommen. Fünfzig Löwenjunge habe ich genommen und setzte sie in Kalach und den Palästen meines Landes in Käfige. Ihre Jungen ließ ich sich reichlich vermehren. Lebende mindinu[6] ergriff ich mit den Händen, Herden von Wildochsen, Elefanten, Löwen, lurmu-Vögeln (Frankolinen?), männlichen und weiblichen Affen (?), Wildeseln, Gazellen, Hirschen, asâti[6], Pardern und sinkurri[6], allen möglichen Tieren des Feldes und Gebirges, brachte ich in meiner Stadt Kalach zusammen und zeigte sie allen meinen Untertanen.

Wir haben hier also einen oder mehrere regelrechte zoologische Gärten.

Seine Heldentaten auf der Jagd hat König Asurnassirpal auf den Wänden seines Palastes in Kalach auch bildlich darstellen

1) S. Annales de Tukulti-Ninib II (ed. Scheil) Vs. 45f.
2) S. ib. Vs. 80ff. 3) S. Asurnassirpal Ann. III, 48f.
4) S. Layard, Cuneif. Inscr. 44, 23ff. – Budge-King a. a. O. S. 201ff.
5) S. Layard, Cuneif. Inscr. 43, 11ff. – Budge-King a. a. O. S. 201ff. 6) S. S. 15 Anm. 3.

lassen. Auf einem Relief sehen wir, wie zwei Krieger einen Wildstier verfolgen (Abb. 4), auf einem andern ist der König selbst dargestellt, wie er von seinem Wagen herab einen Ochsen bekämpft, während



Abb. 4.

ein zweiter tot unter den Hufen der Pferde liegt. An anderer Stelle libiert der König unter Musikbegleitung über einem getöteten Stiere. Ganz analog sind des Königs Löwenjagden dargestellt

Abb. 5.

Auf der ersten Platte sehen wir einen toten Löwen unter den Pferden des Wagens liegen, gegen den König auf dem Wagen springt eine zweite Bestie, die er mit Pfeil und Bogen bekämpft.

Auch die Darstellung des Trankopfers über dem toten Löwen ist ganz ähnlich der über dem Wildstier (Abb. 5).

Merkwürdigerweise halten es die späteren Könige kaum mehr für wichtig genug, über ihre Jagdabenteuer zu berichten, trotzdem

Abb. 6

sie, wie ihre Reliefs uns zeigen, dieser Leidenschaft ebenso ergeben waren wie ihre Vorfahren.

Von Salmanassar (860—824 v. Chr.) haben wir auch keine eigentlichen Jagdberichte, aber auf seinem schwarzen Obelisken hat er

Abb. 7

uns den zoologisch sehr wichtigen Tribut des Landes Mussri dargestellt (Abb. 6 u. 7). Trotzdem der Elefant nur kleine, nicht wie der afrikanische große Ohren hat, und es in Ägypten keine zweihöckerigen

Dromedare gegeben haben soll, wird Mussri hier wie auch meist sonst Ägypten bedeuten[1]. Schon ein Vergleich mit der Sendung seltener Tiere aus Ägypten zur Zeit Tiglatpilesers I. (s. o. S. 16) macht das sehr wahrscheinlich; dann aber haben wir ja auch schon ebendort gesehen, wie solche Menagerien zustande kamen. Vielfach waren es nicht einmal lebende Tiere, sondern ausgestopfte, nur fabriziert, um die Neugier der Menschen zu befriedigen. So erklärt es sich denn einerseits, daß auch fremde, gar nicht an dem betreffenden Orte vorkommende Tiere vorgeführt werden konnten, und andrerseits, daß die assyrischen Künstler daher nicht immer in der Lage waren, einwandfreie Abbildungen zu liefern. Die Reliefs zeigen zwei zweihöckerige Kamele; einen Stier mit einem zottigen Schwanz, wahrscheinlich ein Auerochs; ein Tier mit einem Horn zwischen Nase und Stirn, vielleicht die mißlungene Darstellung eines Rhinozeros; eine kräftige Antilope, wahrscheinlich Bubalisantilope; einen Elefanten; zwei Affen, die von zwei Männern geführt werden, nebst einem kleinen, der auf der Schulter des einen Mannes hockt; und zwei größere Affen, die jedenfalls Paviane darstellen sollen. Die auf den Tribut bezügliche Unterschrift ist noch nicht sicher zu übersetzen; sie lautet[2]:

> Als Tribut des Landes Mussri habe ich zweihöckerige Kamele, ein Rind(?) des Flusses Sakea(?) (Rhinozeros?), eine Bubalisantilope(?), weibliche Elefanten, baziâti-Affen(?) und Paviane(?) erhalten.

Unter den Sargoniden sind es besonders der Stifter der Dynastie Sargon (722—705 v. Chr.) und der berühmte Sardanapal-Asurbanipal (668—626 v. Chr.), denen wir Nachrichten über ihre Jagdabenteuer verdanken.

Sargon hat die Wände seines Palastes in Dur-Scharrukin ganz mit der Darstellung seiner Taten ausgeschmückt. Er be-

---

1) S. Schrader, Keilinschr. u. Geschichtsforsch. S. 272f.; Hommel, Gesch. Bab. u. Assyr. S. 602ff. Für die Identifikation des Landes Mussri mit Ägypten, das früher meist nach Osten verlegt wurde, tritt W. Max Müller in Oriental. Literaturztg. 1908 S. 218f. ein. Dromedare sind nach Keller, Die Abstammung d. ältest. Haustiere S. 211ff., ursprünglich fast auf Asien beschränkt; indes kommen Kamele, wie mich Dr. Burchardt belehrt, von den ältesten Zeiten an in Ägypten vor. Sie galten für typhonisch und verabscheuenswert, und daher mag sich auch ihre seltene Darstellung und die Vermeidung des Wortes in der Literatur erklären. Auerochsen gab es, soweit wir wissen, in Ägypten nicht; aber in dem schon S. 16 erwähnten Briefe scheint Burraburiasch Amenophis IV. auch um Wildstiere gebeten zu haben; vielleicht wurden sie aus Syrien bezogen.

2) S. Layard, Cuneif. Inscript. 98, III.

schränkt sich dabei nicht auf die kriegerischen Ereignisse, sondern er hat z. B. in einem Zimmer nur Jagden auf Vögel abbilden lassen, die in einem Koniferenwalde stattfinden[1]. Da reiten zwei Reiter im Walde, einer mit einem dreizüngigen Karbatsch, der andere mit einer Lanze bewaffnet. In der Luft fliegen Vögel, vermutlich Frankolinen oder eine andere Hühnerart. Zwei Diener zu Fuß tragen einen geschossenen Hasen und einen Vogel. Daneben wird dieselbe Vogelart von Leuten mit dem Pfeil und Bogen gejagt. Ein Diener hält in der rechten Hand einen Hasen und eine Peitsche, in der linken ein Pferd. Daneben steht ein Mann mit einer Keule (s. o. S. 10). Etwas abseits wird zur Übung nach zwei Scheiben geschossen, auf deren einer ein Löwe, deren anderer

Abb. 8.

ein Stern oder eine sternartige Blume gemalt ist (Abb. 8). Ähnliche Szenen wiederholen sich in diesem Zimmer immer wieder.

Sargons Sohn Sanherib (705—681 v. Chr.) scheint sich nach allem, was wir wissen, mehr den Fragen der Technik und der Kunst gewidmet zu haben. Er beschreibt uns die Technik des Bronzegusses, die Anlage von Schöpfmaschinen, und erzählt uns seine Bemühungen um die Einführung der Baumwollenbäume und vieler Spezereipflanzen. Ob er daneben auch Zeit für die Jagd gehabt hat, ist ungewiß. Neben seinem Palaste in Ninive legte er aber auch einen künstlichen Teich an, den er mit Schilfgestrüpp einfaßte. In diesen Dschungeln setzte er Schwäne (?), Schweine und

1) S. Botta a. a. O. II, 108—113; Layard, Monuments of Nineveh II, 32 stammt auch aus Khorsabad und gehört hierher.

Hirsche (?) (Abb. 9) aus, und es ist immerhin möglich, daß er diese Tiere gelegentlich auch abschoß.

Zu großem äußeren Glanze vor dem letzten Falle gelangte Assyrien noch unter der langen Regierung Sardanapals (668—626 v. Chr.). Die Künste und Wissenschaften blühten und erfuhren reiche Förderung, aber auch das Krieg- und Jagdhandwerk fand in dem temperamentvollen König einen begeisterten Verehrer. Überhaupt scheint gerade damals die Jagd wieder besonders eifrig betrieben worden zu sein, und daß die Schützen mutig dran gingen und unter Umständen sogar ihr Leben riskierten, beweist uns die

Abb. 9.

Nachricht, daß der Scheich der Gambuläer, der sich gegen seinen Lehnsherren Asurbanipal empört hatte, auf der Jagd durch den Biß eines Wildschweines sein Leben einbüßte[1]. Der exzentrische König aber, der alle seine Handlungen als Ausfluß des Willens der Götter hinzustellen liebt, bringt es sogar fertig, seiner Jagdleidenschaft ein religiöses Mäntelchen umzuhängen. Er schildert in mehreren seiner Inschriften, wie unter seiner Regierung durch die Gnade der Götter der Natursegen besonders reich ist. An einer Stelle aber stellt er sich wegen seiner Löwenvertilgung geradezu

1) S. Schrader, Keilinschr. Bibl. II, 245, 56.

als Wohltäter der Menſchheit hin, der augenſcheinlich in der Jetztzeit eine ähnliche Rolle ſpielt, wie die großen Götter der Urzeit, die durch die Bezwingung der Tiamat und des „Löwen“ Labbu geordnete Zuſtände auf der Erde hergeſtellt haben. Er berichtet über dieſe ſeine Tätigkeit[1]:

> Seitdem ich mich auf den Thron des Vaters, meines Erzeugers, geſetzt hatte, ließ Adad ſeine Regengüſſe los, ſpaltete Ea [ſeine Quellen], wuchſen die Wälder gewaltig, ſchoſſen die Rohrſtauden in den Dickichten empor, ſo daß [niemand] hineindringen konnte. Darin gedieh die Löwenbrut, und ohne Zahl [vermehrten ſie ſich(?)]. Durch den Fraß von Rindern, Kleinvieh und Menſchen wurden ſie (die Löwen) zornig und ergrimmten [gewaltig]. Von ihrem Gebrüll erdröhnen die Berge, es entſetzte ſich das Wild der Steppe [fürchterlich]. Das Vieh des Feldes ſtrecken ſie beſtändig nieder, vergießen das Blut der Menſchen [ohne Zahl]. Gleich einer Niederlage durch den Peſtgott ſind hingegoſſen die Leichen der toten Menſchen, Rinder [und des Kleinviehs]. Es weinen die Hirten, die Aufſeher, daß die Löwen [alles ver-

Abb. 10.

> nichten]. Es trauern die Wohnſtätten Tag und Nacht ... Die Untaten ſelbiger Löwen verkündete man mir ... Im Verlauf meines Zuges in [ihre Lager drang ich ein], zerſprengte ihre Neſter ... Die Leute, die die Stadt bewohnen, [befreite ich aus der Gefahr].

Daß Aſurbanipal in ſeinem langen Leben vielen Löwen das Lebenslicht ausgeblaſen hat, iſt ſicher. Ob ihn aber dabei nur menſchenfreundliche Abſichten geleitet haben, iſt baß zu bezweifeln. Jedenfalls würde man, wenn man nur dieſe Abſicht vorausſetzt, nicht recht verſtehen können, warum er ſich nicht mit den Wüſtenlöwen begnügt, ſondern auch andere einfangen läßt und ſie in Käfigen hält, um ſie dann gelegentlich aus ihren Gefängniſſen herauszulaſſen und dann auf ſie Jagd zu machen. Sodann aber erzählt der König auf einigen Beiſchriften von Reliefs ganz offenherzig, daß er die Jagden zu ſeinem Vergnügen unternommen

1) S. S. A. Smith, Die Keilſchriftt. Aſurbanipals II, 2, 24 ff. Vgl. zur Überſetzung Zimmern, Zum Streit um d. Chriſtusmythe S. 16 f.

habe. Eine solche Inschrift auf einem Relief, wo der König zu Fuß einen Löwen am Schwanze packt, um ihn mit dem Schwerte(?) zu durchbohren, während ein anderer Löwe sich zum Sprunge duckt gegen einen Reiter, der einen Karbatsch trägt, lautet[1] (Abb. 10):

Ich bin Asurbanipal, der König der Welt, der König von Assyrien. Zu meiner fürstlichen Belustigung habe ich einen Wüstenlöwen am Schwanze ergriffen und ihm auf Befehl des Ninib und Nergal, der Götter, meiner Helfer, mit dem zweischneidigen Schwerte sein Hirn gespalten.

Eine andere Szene zeigt den König, wie er einen Löwen bei den Ohren ergreift und ihm mit einem Speere den Garaus macht. Die Beischrift lautet[2]:

Ich bin Asurbanipal, der König der Welt, der König von Assyrien. Zu meinem Vergnügen habe ich einen grimmen Wüstenleuen an seinen Ohren

Abb. 11

ergriffen und unter dem Beistande des Gottes Assur und der Istar, der Herrin der Schlacht, mit dem Speere meiner Hände seinen Leib durchbohrt.

Schließlich libiert der König, von Dienern und Begleitern umgeben, vor einem Altar unter Musikbegleitung über vier toten Löwen[3] (Abb. 11):

Ich bin Asurbanipal, der König der Welt, der König von Assyrien, dem Assur und Belit erhabene Kräfte verliehen haben. Auf die Löwen, die ich getötet, habe ich den grimmigen Bogen der Istar, der Herrin der Schlacht, gestützt, eine Spende über ihnen dargebracht und Wein über ihnen ausgegossen.

Auf andern Reliefs ohne Beischriften werden uns alle Details der Löwenjagd im Bilde vorgeführt. Die Diener ziehen mit

1) S. I R 7 D. 2) S. I R. 7 B. 3) S. I R. 7 A.

Jagdhunden aus, andere tragen Speere und Netze, noch andere bringen aufgewickelte Seile und Stricke, die an einer Seite einen Nagel, an der andern Seite eine Öse haben. Aus diesen Materialien werden Gehege fabriziert, die ein Entkommen der Tiere ver-

Abb. 12.

hindern sollen. Dann sehen wir eine schöne Waldlandschaft, in der ein Löwe und eine Löwin lagern (Abb. 12), die dann vom Könige angegriffen werden. Auf andern Bildern ist die Jagd auf Löwen dargestellt, die in Käfigen gehalten wurden, nun aber freigelassen

Abb. 13

werden (Abb. 13). Ein großes Terrain ist dabei von zwei Reihen Soldaten umstellt, von denen die erste mit Schilden und Speeren, die zweite mit Pfeil und Bogen bewaffnet ist. Hier wurden nun die armen geängstigten Bestien in Massen hingeschlachtet. Das

ganze Feld ist voll von verwundeten und toten Löwen; besonders naturalistisch wiedergegeben ist ein auf den Tod getroffener, blutspeiender Löwe (s. Titelbild) und eine mehrfach verwundete Löwin,

Abb. 14

die vor Schmerzen brüllend nur mühsam ihr Hinterteil nach sich zieht (Abb. 14).

Trotzdem der Löwe zweifellos das Lieblingsjagdtier des Königs war, verschmähte er auch anderes Wild nicht. Die Treibjagd auf

Abb 15

Hirsche in einem eingefriedigten Raume ist schon oben S. 15 erwähnt worden. Aber auch Antilopenherden waren vor seinem Geschosse nicht sicher (Abb. 15). Besonders naturgetreu sind die flüchtenden

Wildesel im Bilde wiedergegeben. Auch hier war ein großes Feld, auf dem Wildesel sich aufhielten, von Treibern umstellt, die die fliehenden Tiere zurückjagten. Dann wurden sie entweder von Reitern im Verein mit Hunden gehetzt, die das Tier zu Boden rissen, oder sie wurden von Leuten zu Fuß mit dem Lasso gefangen, den, wie es scheint, zwei Jäger gemeinsam dem Tier um den Hals warfen (Abb. 16).

Nach Asurbanipals Tode ging es dann mit der assyrischen Macht schnell bergab, und schon im Jahre 606 v. Chr. sank Ninive in Schutt und Asche, ohne sich wieder erholen zu können. An

Abb 16

seine Stelle trat das neubabylonische Reich. Aber die Inschriften dieser Herrscher sind für unsern Zweck ganz unerheblich, da sie fast ausschließlich von Bauten und frommen Stiftungen für die Götter erzählen. Ob Nebukadnezar (604—561 v. Chr.) und seine Nachfolger große Jagdliebhaber gewesen sind, ist daher nicht zu entscheiden. Wie die deutschen Ausgrabungen in Babylon gezeigt haben, ließ der große König die Wand seiner Prachtstraße auch mit schön glasierten Ziegeln schmücken, die abwechselnd Löwen, Wildstiere und Drachen darstellten, und selbst noch der unkriegerische Nabonid (555—539 v. Chr.) stellt vor dem Eingange zu den Tempeln nach alter Manier Wildochsen und andere Tiere

aus Stein oder Bronze auf[1]; aber aus diesen rein dekorativen Tierfiguren wird man schwerlich auf eine Neigung zur Jagd seitens der Bauherren schließen dürfen.

Anders wurde es wieder, als die bogenschießenden Perser das neubabylonische Reich über den Haufen gerannt hatten. In der persischen Kunst spielt ja bekanntlich der löwenwürgende König eine große Rolle, und ein besonders fein ausgeführtes Siegel zeigt zwischen zwei Palmen den König Darius, wie er vom Wagen herab Löwen jagt (Abb. 17). Von den Jagden der Perser zu Kyros' Zeit gibt auch Xenophon interessante Nachrichten[2].

Sehr häufig sind Jagddarstellungen dann wieder in der hethitischen Kunst. Statt vieler erwähne ich hier nur einige wenige. Im Tell Halaf fand Freiherr v. Oppenheim mehrere Orthostaten, deren einer eine Hirschjagd darstellt. Sehr charakteristisch ist eine

Abb. 17

Darstellung aus Üjük, wo ein knieender Schütze eben im Begriffe steht, seinen Pfeil auf ein anstürmendes Wildschwein abzuschießen (Abb. 18). Diese wenigen Bemerkungen mögen zum Beweise dafür genügen, daß auch die Nachbarvölker der Assyrer nicht nur eifrige Jäger waren, sondern diese Dinge auch mit Vorliebe bildlich darstellten.

In den meisten semitischen Sprachen bedeutet die Wurzel ṣâd nicht nur „jagen", sondern auch „fischen": jedenfalls wieder ein neuer Beweis für die oben geäußerte Ansicht, daß man Tiere wie Fische ursprünglich in Netzen fing. Da beide Beschäftigungen als identisch angesehen wurden, müssen wir zum Schluß wenigstens einen flüchtigen Blick auch auf den Fischfang werfen.

---

1) S. z. B. Schrader, Keilinschriftl. Bibl. III, 2, 101, II, 14.
2) Xenophon, Cyropaed. I c. 2

Eufrat und Tigris sind sehr reich an Fischen, die zum Teil eine beträchtliche Größe haben. Eine Art gehört nach Layard[1] zum Geschlechte der Barben, die, obwohl das Fleisch nicht zart und voller Gräten ist, doch viel gegessen werden. Im Tigris dagegen ist eine Karpfenart schmackhafter[2]. Wahre Riesenfische beherbergt der Diala, der etwas südlich von Bagdad in den Tigris mündet. Wenn man morgens in die Gegend von Gerara kommt, trifft man ganze Karawanen von Eseln; jeder von ihnen trägt nur einen Fisch quer über dem Rücken, jedoch ist er meistens so groß, daß Kopf wie Schwanz bis auf die Erde reichen. Gefangen werden

Abb 18.

sie heute meistens in recht primitiven Netzen oder auch mit der Angel. Eine andere, merkwürdige Art des Fanges sieht man auch besonders im Frühjahr, wenn das Land weit und breit überschwemmt ist. Dann erschaut man nicht ganz selten vom Wege kilometerweit entfernt weit im Wasser regungslose, mit einem Dreizack bewaffnete Gestalten. Diese modernen Neptune sind

1) S. Layard, Niniveh u. Babylon S. 488. Eine Reihe arabischer Namen von Fischen aus dem Euphrat zählt Sachau, Am Euphrat u. Tigris S. 61 auf.

2) S. C. F. Lehmann, Die histor. Semiramis S. 20.

Fischer, die auf Beute warten und den ahnungslosen Fisch mit ihrer Waffe aufspießen. Neben diesen Fischen wimmelte und wimmelt noch heute das Wasser von Aalen, mehreren Sorten Schildkröten, Krebsen, Schnecken und Fröschen (s. AO. XI, 1 S. 5), so daß also dem Fischer reicher Lohn winkte.

Unter diesen Umständen ist es ganz selbstverständlich, daß der Fischfang eines der ältesten Handwerke ist. Schon der alte Heros Adapa, der nach babylonischer Anschauung ebenso wie Adam die Menschen um die Unsterblichkeit gebracht hat, begibt sich bei der Stadt Eridu auf die See, um das Heiligtum seines Gottes Ea mit Fischen zu versorgen. Der böse Südwind aber, um ihn zu ärgern, fängt plötzlich zu wehen an und taucht ihn und sein Schiff ins Meer. Aus Rache zerbricht Adapa nun dem Südwind die Flügel, daß er nicht mehr wehen kann. Deswegen zur Verantwortung vor den erzürnten Göttervater Anu gerufen, berichtet er über seine Tätigkeit[1]:

> Als Adapa sich dem König Anu näherte, sah Anu ihn an und rief: „Wohlan, Adapa, warum hast du des Südwinds Flügel zerbrochen?" Adapa antwortet dem Anu: „Mein Herr, für das Haus meines Herrn fing ich inmitten des Meeres Fische. Während noch das Meer einem Spiegel glich(?), wehte (plötzlich) der Südwind, tauchte mich unter und warf mich(?) in das Haus der Fische. Im Zorn meines Herzens [habe ich dann seine Flügel zerbrochen(?)].

So ist es denn erklärlich, daß schon zu Urukaginas Zeit und noch früher Privatleute Teiche anlegten, um darin Fische für ihren Haushalt zu ziehen[2], und der berühmte Priesterkönig Gudea es als eine seiner Hauptaufgaben betrachtet, „Kanäle mit fließendem Wasser anzufüllen und schuchur-Fische in den Teichen sein zu lassen"[3]. Der Fischerstand hat darum auch zu allen Zeiten viele Vertreter gehabt, die z. B. als Zeugen in juristischen Urkunden des öfteren fungieren. Gerade in den ältesten Zeiten scheint man übrigens verschiedene Arten von Fischern unterschieden zu haben; so werden z. B. Fischer von Schildkröten[4], Fischer mit Netzen[5] erwähnt, während später diese feinen Unterschiede nicht mehr zutage treten. Schon diese Spezialisierung der Fischer mit Netzen, die übrigens, wie öfters in Vergleichen betont wird, so fein geknüpft sind, daß

1) S. Jensen, Keilinschriftl. Bibl. VI, 1, 97, 10ff.
2) S. Thureau-Dangin, Vorderasiat. Bibl. I, 55, Ovale Pl. II, 10ff.
3) S. Thureau-Dangin a. a. O. S. 155, Zyl. B, XIV, 25ff.
4) S. Thureau-Dangin, Inventaire de tablettes de Tello I, 16.
5) S. Cros, Nouvelles fouilles de Tello S. 183 (Thureau-Dangin).

kein Fisch aus ihren Maschen entrinnen kann[1], zeigt, daß es auch noch andere Arten des Fischens gab. Das Angeln war, wie wir von den Reliefs wissen, ebenfalls schon im Altertum bekannt, ob aber auch das Stechen mit dem Dreizack, ist unsicher, wenn auch nicht unwahrscheinlich: wenigstens kommt der Zweizack und Dreizack auf Siegelzylindern als Götterwaffe vor. Im allgemeinen scheint aber der Fischfang von den Großen der Erde nicht so als

Abb. 19.

Sport betrieben zu sein wie die Jagd; er war eben mehr ein Gewerbe wie viele andere auch.

Unter den neusten Funden aus Tello ist auch die sehr alte Darstellung eines Fischers aufgetaucht, der wahrscheinlich irgend einen altbabylonischen Heros vorstellen soll. Er trägt seinen Fang, in der einen Hand drei, in der andern zwei Fische an einem Ringe (?) oder einer Schnur (?) (Abb. 19). Vermutlich in denselben Ideenkreis

1) S. IV R. 26, 25a = Reisner, Hymn. 106, 78.

gehört nach Heuzey[1] ein Siegelzylinder, der vielleicht hethitischen Ursprungs ist. Hier sehen wir eine nackte Figur, in der Linken zwei Fische an einem Ringe (?), in der Rechten einen Stab über der Schulter haltend, an welchem eine Schildkröte oder ein Seekrebs hängt.

Auch aus assyrischer Zeit sind ähnliche Szenen nicht selten. Auf einem Relief z. B. durchschwimmt ein Mann, wie noch jetzt gewöhnlich, auf einem aufgeblasenen Felle reitend einen Fluß und

Abb. 20.

angelt dabei Fische. Recht interessant ist auch die Darstellung eines Teiches, in welchem ein Mann mit der Angelschnur Fische fängt. (Abb. 20).

Ziehen wir nun das Fazit, so müssen wir zugestehen, daß die alten Assyrer allen Zweigen des Jagdhandwerks große Begeisterung entgegenbrachten und daß sie wie kaum jemand anders den Vergleich mit ihrem großen Ahnen wirklich verdienten: „ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn wie Nimrod."

1) S. Cros, Nouvelles fouilles de Tello S. 32ff.

Hartmann & Wolf, Leipzig

13. Jahrgang

Preis des Jahrganges (4 Hefte) 2 M., geb. 3 M.

Der Alte Orient
Gemeinverständliche Darstellungen
herausgegeben von der
Vorderasiatischen Gesellschaft (E. V.)

Heft 3

Einzelpreis jedes Heftes 60 Pfennig

Kyros der Große

Von

Justin V. Prášek

Mit 7 Abbildungen im Text



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1912

Die Vorderasiatische Gesellschaft (E. V.)

mit dem Sitz in Berlin

bezweckt die Förderung der vorderasiatischen Studien auf Grund der Denkmäler. Sie gibt wissenschaftliche Arbeiten ihrer Mitglieder in zwanglosen Heften als „Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft“ und gemeinverständliche Darstellungen vierteljährlich unter dem Titel „Der Alte Orient“ heraus. Ferner will die Gesellschaft die Beschaffung neuen Materials anregen und unterstützen.

Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt 10 Mark, wofür die „Mitteilungen“ (sonst 15 M.) und „Der Alte Orient“ (sonst 2 M.) geliefert werden. — Aufnahme als Mitglied erfolgt durch den Vorstand auf einfache Anmeldung beim Schriftführer. — Zahlung der Beiträge hat im Januar an Hinrichs' Verlag, Leipzig, Blumengasse 2, zu erfolgen.

Der Vorstand besteht z. Zt. aus: Prof. Dr. F. von Luschan, 1. Vorsitzender, Südende, Berlin; Prof. Dr. M. Hartmann, 2. Vorsitzender, Hermsdorf (Mark); Prof. Dr. M. Sobernheim, Schriftführer, Berlin-Charlottenburg, Steinplatz 2; Dr. H. Winckler, Wilmersdorf; Prof. Dr. Br. Meißner, Breslau; Lic. Dr. Alfr. Jeremias, Leipzig; Prof. Dr. F. E. Peiser, Königsberg; Prof. Dr. Frdr. Hommel, München. — Herausgeber der „Mitteilungen“: Prof. Dr. H. Winckler, Wilmersdorf b. Berlin, Bingerstr. 79, des „Alten Orient“ Derselbe und Lic. Dr. Alfr. Jeremias, Leipzig, Hauptmannstraße 3.

Inhalt der bisher erschienenen Hefte des „Alten Orient“ (Preis 60 Pf.):

Ägypter als Krieger u. Eroberer in Asien. 7 Abb. W. M. Müller. 5_1

Schrift und Sprache der alten Ägypter. Mit 3 Abbildungen. Von W. Spiegelberg. 8_2

Magie und Zauberei im alten Ägypten. Von A. Wiedemann. 6_4

Tote u. Toten-Reiche im Glauben der alten Ägypter. 3. Aufl. Von A. Wiedemann. 2_2

Amulette der alten Ägypter. Von A. Wiedemann. 12_1

Unterhaltungsliteratur der alten Ägypter. 2. Auflage. Von A. Wiedemann. 3_4

———

Amarna-Zeit. Ägypten und Vorderasien um 1400 v. Chr. Von C. Niebuhr. 1_2

———

Arabien vor d. Islam. 2. Aufl. Von O. Weber. 3_1

Forschungsreisen in Süd-Arabien. 3 Kartensk. und 4 Abbildungen. Von O. Weber. 8_4

Glasers Forschungsreisen in Süd-arabien. Mit 1 Bild Glasers. Von O. Weber. 10_2

———

Aramäer. Von A. Sanda. 4_3

Asurbanipal u. die assyrische Kultur seiner Zeit. 17 Abb. Von F. Delitzsch. 11_1

Äthiopien. 1 Abb. W. M. Müller. 6_2

———

Politische Entwicklung Babyloniens und Assyriens. Von H. Winckler. 2_1

Himmels- u. Weltenbild der Babylonier. 2 Abb. 2. erweiterte Auflage. Von H. Winckler. $3_{2/3}$

Weltschöpfung, Babylonische. 1 Abb. Von H. Winckler. 8_1

Dämonenbeschwörung bei den Babyloniern und Assyrern. Von O. Weber. 7_4

Deutung der Zukunft bei den Babyloniern und Assyrern. Von A. Ungnad. 10_3

(Fortsetzung auf der dritten Umschlagseite)

Seit der Mitte des 9. Jahrhunderts v. Chr. dringen durch die Kaukasospforten neue Ankömmlinge nach Vorderasien, die eine von den Semiten unterschiedliche Völkerwelle repräsentieren. Ihre Wiege stand auf den südrussischen Steppen, woraus bereits im 2. Jahrtausend einzelne Völkerscharen nach Kleinasien und Mesopotamien verschlagen wurden. Der Tafelfund H. Wincklers von Boghasköj und die ersten glücklichen Entzifferungsversuche auf dem schwierigen Gebiete der Mitannisprache legen davon Zeugnis ab. Jene ersten osteuropäischen Eindringlinge haben im Sturme der Jahrhunderte Vorderasien wieder verlassen und tauchen erst im weitentfernten Indostale als Inder wieder auf. Weit bedeutender war die Einwanderung arischer Stämme, die durch das Urmiaseegebiet gegen Südosten, nach den gebirgigen Teilen Westirans, vordrang und durch Ankunft verwandter Stämme aus den Steppen Turkestans, die allmählich die Mitte und den Osten Irans eingenommen hatten, eine solche Erstarkung erfuhr, daß sie dem ganzen Hochland zwischen Zagros und Hindukuh ihren bis heute gebräuchlichen Namen gab.

Dieser Einbruch der Arier in Westiran bedeutet im 7. vorchristlichen Jahrh. eine durchgreifende Wendung in der Geschichte des alten Orients. Ihrer Führung verdankten in erster Linie die einheimischen Bewohner des Madailandes die politische Konzentrierung und eine Dynastie, die zwar mandäischen Ursprungs war, bald aber mit den Einheimischen verwuchs und ihr Reich auch nach den letzteren benannte. Dieses medische Reich, 678/7 v. Chr. gegründet, war berufen, in die Geschichte Vorderasiens entscheidend einzugreifen. Unter den wuchtigen Schlägen des Mederkönigs Kyaxares sank das übermächtige assyrische Weltreich in Trümmer und das degenerierte Semitentum am unteren Euphrat, in Babylon, wurde nur für kurze Spanne Zeit durch zwei tüchtige Könige chaldäischen Ursprungs, Nabopolassar und seinen Sohn Nebukadnezar, von demselben Schicksal gerettet. Aber selbst Nebukadnezar wagte

es nicht, die in Medien staatlich organisierten Arier anzugreifen, was einer indirekten Anerkennung ihrer Überlegenheit gleichkam, und war bestrebt, die Nordostfront seines Reiches den Medern gegenüber nach Tunlichkeit zu befestigen. Vielsagend ist die von ihm errichtete sogenannte „medische" Mauer, deren Name schon an die Hand gibt, wessen sich Nebukadnezar vorzusehen durch ihre Herstellung beflissen war.

Medien selbst zeigte sich allerdings dem letzten Überrest des semitischen Staatensystems am Euphrat und Tigris wenig gefährlich. Es hat sich wohl unter Kyaxares rasch in ein Achtung gebietendes Reich verwandelt, aber dem Sohne und Nachfolger des Eroberers von Ninive, Ischtumegu oder Astyages II., gebrach es an nötigen Eigenschaften, um den Koloß im Innern zu befestigen und die einzelnen Teile desselben fest miteinander zu verbinden. Dagegen blühte im fernen elamitischen Osten ein anderer Arierzweig auf, die Nachkommen einstiger, den mandäischen Medern eng verwandter arischer Bewohner des atropatenischen Parsua, die aus ihren Sitzen von Sargon vertrieben, nach einer Generation wieder an der Ostgrenze von Elam aufgetaucht und unter dem neuen, ihren einstigen parsuäischen Sitzen entlehnten oder nachgebildeten Namen Paras, Parsa, woraus die griechische Form Πήρσαι, Πέρσαι, zu weltgeschichtlicher Bedeutung gelangt waren.

Leider sind sehr karg die uns überlieferten Nachrichten über die Schicksale des Volkes, welches bald unter dem Namen der Perser den gesamten alten Orient politisch vereinigen sollte. Wir wissen nur soviel, daß diese Vorfahren der Perser unter dem Namen der Parsuasch oder Parsuäer bei Chaluli an der Seite Elams gegen Sanherib im Jahre 690 v. Chr. mitgefochten haben. Wer ihr damaliger Anführer oder Beherrscher war, entzieht sich aus Mangel an gleichzeitigen einschlägigen Angaben unserer Kenntnis.

Erst etwa seit dem Jahre 630 v. Chr. ist uns die Reihe der Beherrscher dieser Parsuäer oder Perser bekannt. In seiner großen Felseninschrift von Bisutun führt Dareios I. acht seiner Vorfahren im allgemeinen als Herrscher der Perser an und sagt ausdrücklich, wie es jetzt nach der Revision der Inschrift feststeht, daß dieselben die Herrschaft in zwei Reihen ausgeübt haben. Er selbst nennt zwar seinen Vater Vistaschpa-Hystaspes, aber legt ihm den königlichen Titel nicht bei, was einer Ausschließung desselben aus der Reihe der persischen Könige gleichkommen muß. Dareios führt bloß diejenige Reihe, der er selbst entstammt war, auf einen Tschisch-

pisch, Sohn des Hachamanisch, zurück. In dem Namen Hachamanisch wird die griechische Umbildung Achaimenes wieder erkannt.

Es entstammte daher Dareios I. dem jüngeren Zweige des Achämenidengeschlechtes, da er zwar in seiner erwähnten Inschrift seinen Vater Vistaschpa, seinen Großvater Arschama und Urgroßvater Arijaramna nahmhaft macht, aber nicht in seinem Vater, sondern in Kambyses und dessen Vater Kyros seine königlichen Vorgänger anerkennt. Aus seiner weiteren Aussage, sein Geschlecht wäre von altersher königlich, wird öfters und auch noch jüngstens der Schluß gezogen, daß das Geschlecht der Achämeniden in zwei nebeneinanderlaufenden Reihen, die von zwei Söhnen des Teispes, Kyros und Arijaramna abstammten, die Perser vor ihm beherrscht hat. Nun ist die ältere Reihe, Teispes-Kyros-Kambudschija oder Kambyses-Kyros der Große-Kambyses, auch inschriftlich belegt, dagegen ist bis jetzt für den königlichen Charakter der jüngeren Linie vor Kambyses kein Nachweis vorhanden, ja der Umstand, daß Dareios I. nicht bloß seinem eigenen Vater, sondern auch seinem Großvater und Urgroßvater die königliche Würde abspricht und sich als direkter gesetzlicher Nachfolger des Kambyses ansieht, muß als gewichtigster Grund gegen den königlichen Charakter der jüngeren Achämenidenlinie betrachtet werden. Unseres Dafürhaltens ist sonach die bei Herodot VII, 11 erhaltene und gewiß aus guter persischer Quelle stammende Genealogie, die nach Achaimenes und vor Dareios I. eine ununterbrochene Reihe von acht Ahnen anführt, deren erste vier auch der älteren Linie angehören, allen vorzuziehen. Wir müssen also annehmen, da die ältere Linie mit Ausschluß des als Heros Eponymos anzusehenden Achaimenes — ein der medischen Geschichte analogischer Vorgang, wo auch ein Daiukku-Deiokes an die Spitze des Herrscherhauses gestellt wurde, ob zwar er erwiesenermaßen um einige Dezennien früher der Gründung des Reiches und der Dynastie anzusetzen ist — eben acht Vorgänger des Dareios I. in aufsteigender Linie aufweist, daß diese acht Vorgänger mit den acht königlichen Vorfahren des Königs identisch sind und die jüngere Linie erst mit Dareios I. zur Herrschaft gelangt war. Beide Linien führten ihren Ursprung auf Achaimenes zurück, dem etwa die Bedeutung des Deiokes in der medischen Anagraphe zukommt. Nach dem vierten geschichtlich beglaubigten Achämenidenherrscher, Teispes II., hat sich die jüngere Linie abgezweigt, die, wie die persönlichen Umstände des Hystaspes bekräftigen, wohl als nächstens dem königlichen Hause verwandt

galt, aber erst nach dem Erlöschen der älteren königlichen Linie durch Kambyses thronberechtigt wurde.

Dieses ursprüngliche Königtum der Achämeniden war lange Zeit bloß auf das Gebiet des Stammes der Pasargaden beschränkt. Der Name des Stammes der Pasargaden, dem man auch in dem Namen der Stadt Pasargadä wiederbegegnet, trotzt bislang jedweder Erklärung, aber das Gebiet des Stammes, etwa von dem jetzigen Bachteganſee bis zur Meeresküste, wird sich mit dem Gebiete einer Stadt Anschan gedeckt haben, nach welcher auch die Könige aus dem Hause der Achämeniden seit Teispes II., wie inschriftlich feststeht, ihren königlichen Titel führten. Dieser Titel hängt wohl mit der Erweiterung des ursprünglichen Stammgebietes der Pasargaden durch Einbeziehung des Gebietes der Maraphier und Maspier, zwei wahrscheinlich den Persern naheverwandter Stämme, zusammen, die seither mit den letzteren zu einem Ganzen zusammengeschmolzen waren und nach Kyros auch ihre Namen eingebüßt haben, kann aber nicht dem Lande Anschan oder Anzan der babylonischen Angaben gleichgestellt werden. Der Name Anschan selbst ist uralt, aber es gelang noch nicht, weder denselben zu erklären noch nachzuweisen, daß ihm während der drei Jahrtausende, in deren Verlauf er namhaft gemacht wird, dieselbe lokal begrenzte Bedeutung zukam. Das Anschan der Achämeniden ist jedenfalls vom Anschan des Gudea oder der babylonischen geographischen Listen verschieden und wir werden nicht fehlgehen, wenn wir mit ihm den gräcisierten Flußnamen Andanis und den landschaftlichen Namen Assan arabischer Geographen in Zusammenhang bringen. Teispes II. ist keilinschriftlich als König von Anschan belegt und all seine Nachfolger bis auf Kyros den Großen führen denselben Titel.

Nach babylonischen Angaben folgten Teispes II. Kyros II. und Kambyses II., beide, und zwar als Vater und Sohn, auch Herodot, beziehungsweise dem Hekataios und den persischen Gewährsmännern dieses letzteren, bekannt. Kambyses war Vater Kyros des Großen, da dieser aber ein Zeitgenosse des Hystaspes war, so liegt der Schluß nahe, daß die Mitglieder der jüngeren Linie, Arijaramna und Arsames, als gleichwohl von Teispes II. abstammend mit Kyros II. und Kambyses II. gleichzeitig lebten.

* * *

Kambyses II. war sein Sohn Kyros, altpersisch Kurusch, Kurasch der Babylonier und Susier, Koresch der Juden, nachgefolgt. Wann er geboren wurde, entzieht sich unserer Kenntnis, es ist aber zweifellos, daß er bereits in vorgeschrittenerem Alter den Thron von Anschan bestiegen hat. Wenn spätere Nachrichten besagen, daß Kyros als siebzigjähriger Greis aus dem Leben schied, so wird man schwerlich berechtigt sein, die Richtigkeit dieser Angabe zu bezweifeln. Dagegen steht das Datum seiner Thronbesteigung fest. Die griechischen Chronographen setzen einstimmig dieses Ereignis in das mit dem 21. Juli 560 v. Chr. anhebende Jahr an und sohin ist das Jahr 560/559 v. Chr., chronologisch 559 v. Chr., als das Antrittsjahr des Kyros anzusehen.

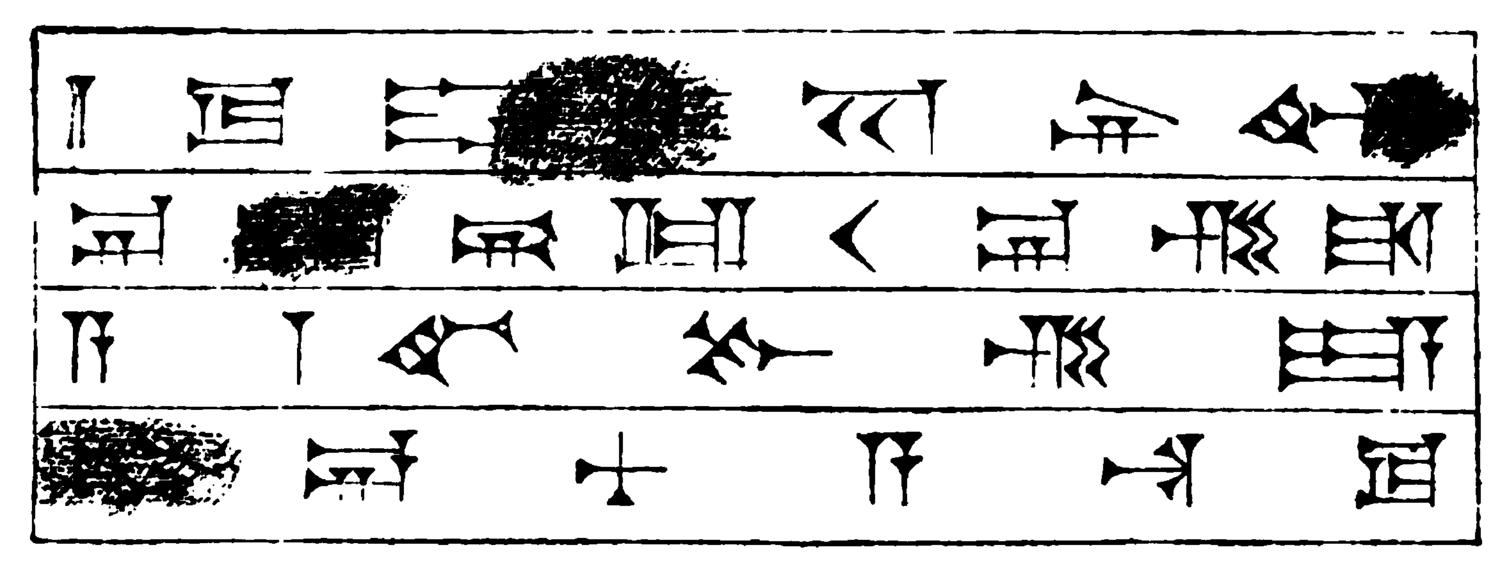


Abb. 1. Backsteininschrift aus Uruk.

Über die Jugend des Begründers des Perserreichs wird uns so gut wie nichts überliefert, abgesehen von der nie ermüdenden Sage, die sich seiner Persönlichkeit, insonderheit aber seiner Jugendzeit bald bemächtigte und auf ihn die bekannten Attribute des wunderbar erretteten und siegreichen Sonnenheros übertrug. In der medischen Harpagidentradition, die der Herodoteischen Erzählung zugrunde liegt, heißt die Mutter des Kyros Mandane, eine bereits durch Anklang an bekannte medische, mit Manda zusammengesetzte Namen Verdacht erregende Angabe. Mandane soll Erbtochter des Mederkönigs Astyages II. gewesen sein, die der Vater aus Furcht vor Unruhen an einen angeblich den Medern unterworfenen „mittelmäßigen" Perser Kambyses verheiratet haben soll, und als sie einen Sohn gebar, denselben durch seinen Hofbeamten Harpagos aussetzen ließ. Auf wunderbare Weise entging der Knabe dem Tode. Nach der medischen Sage beauftragte Astyages seinen Anverwandten und Vertrauensmann Harpagos mit der Aufgabe, den

Knaben im Gebirge auszusetzen. Harpagos betraute mit dieser heiklen Mission seinen Hirten, dem eben das Weib einen toten Knaben gebar. Der Hirt setzte im Einvernehmen mit seiner Frau das tote Kind aus und behielt den Kyros in seinem Hause. Kyros wurde folglich als Hirt erzogen und erst später erfuhr der König, daß seine Anordnung nicht befolgt wurde. Er nahm wohl seinen Enkel in Gnaden auf und entließ ihn zu dessen Eltern, aber Harpagos wurde auf echt sultanische Art für seinen Ungehorsam bestraft. Es waren noch mehrere Versionen der Sage in Umlauf, die größtenteils medischen Ursprungs waren und den Zweck verfolgten, den Sieger über den letzten Mederkönig als dessen Untertan hinzustellen. Deshalb wurde Kyros für einen Sprößling armer Eltern angesehen.

Nun sind die in der Sage enthaltenen Züge längst als ungeschichtlich erwiesen. Die Kritik hat erkannt, daß derselben die Tendenz zugrunde liegt, einesteils Kyros als den erbberechtigten Nachfolger des letzten Mederkönigs hinzustellen, anderenteils Harpagos' an Astyages begangenen Verrat zu rechtfertigen. Die ganze Geschichte beweist zum Überfluß, daß hier eine medische Erzählung vorliegt, weit davon entfernt, den wirklichen Verhältnissen zu entsprechen.

Aber auch die andere, von dem zu Ktesias' Zeit am persischen Hofe vorherrschenden Hoftratsch abhängige Sagengruppe, die in Kyros den Sohn eines armen „mardischen" d. h. elamitischen Hirten namens Agradates und seiner Gemahlin Argoste ersieht, verdient wenig Vertrauen. Liegt ja allen drei Versionen der Sage die Voraussetzung zu grunde, daß Kyros ein gottgewählter Mann war, der durch das Schicksal vor die Aufgabe gestellt wurde, das medische Reich zu erobern und an seiner Stelle ein neues Universalreich zu stiften.

* * *

Bereits Kyros' erstes Auftreten kündigt einen Staatsmann, der mit der bislang in Vorderasien üblichen Politik vollends brach und im Friedenswege den Grund zu seiner Macht legte. Die älteste gleichzeitige Nachricht über ihn, die wir dem großen Nabonnedzylinder aus Abu Habba verdanken, legt Kyros noch im J. 553 v. Chr. den Titel eines Königs von Anschan bei, drei Jahre später heißt er bereits König der Perser. Hier muß sich inzwischen jedenfalls eine größere Begebenheit ereignet haben. Die Keil-

inschriften bieten zwar bis jetzt keine Beleuchtung derselben, Herodot aber hat uns eine wichtige Andeutung hinterlassen, die uns ermöglicht, über die in Rede stehende Begebenheit eine ziemlich begründete Vermutung auszusprechen. Entnehmen wir ja dem Vater der Geschichte, daß Kyros zuvörderst über drei Stämme der Perser herrschte, aber in einer nicht näher angegebenen Zeit noch andere mit seinem Volke vereinigt hatte. Die drei ersten Stämme sind wohl, wie bereits gesagt, für den Bereich der Landschaft Anschan in Anspruch zu nehmen, durch die Vereinigung von sieben übrigen war aber nach Herodot das Perservolk entstanden. Drei von ihnen waren Ackerbauer, die Panthialäer, Derusiäer und Germanier, vier, ein Teil der arischen Sagartier in Ostmedien, der von einem Zweig der medischen Deiokiden beherrscht wurde, die protomedischen oder turkmänischen Daer nördlich von den letzteren, in Parthien und Hyrkanien, die Marder im gebirgigen Nordostelam und die sonst unbekannten Dropiker. In den Germaniern sind längst die Bewohner des östlichen Teiles von Persien, der seit Dareios I. den Namen Karmania führt, erkannt worden.

Die uns zu Gebote stehenden Quellen wissen von der Art, wie die Vereinigung dreier Stämme zu dem Volke der Perser zustandegebracht wurde, blutwenig zu berichten, es ist aber keinesfalls zu bezweifeln, daß durch diese Tatsache ein neues kräftiges Staatswesen zustande gebracht wurde, ja daß erst der Heranziehung dieser Gebiete an das Land Anschan das Perserreich seine Entstehung verdankte. Es läge auch der Schluß nahe, daß eine solche Vereinigung schwerlich ohne Anwendung von Machtmitteln vor sich gegangen war. Nun sind aber Notizen bei griechischen Schriftstellern erhalten, die schließen lassen, daß die Existenz des sogenannten Siebenfürstenkollegiums bei den Persern mit diesen Vorgängen eng zusammenhing. Zuerst taucht bei dem Tragiker Äschylos die Nachricht auf, daß es in Persien sechs erbliche Fürsten gegeben habe, die dem Könige selbst an Würde und Bedeutung nahe gekommen wären. Herodot zählt sie namentlich auf, führt aber ihre Privilegien auf ihr Zusammengehen mit Dareios I. gegen den falschen Bardes zurück, ungeachtet er an anderen Stellen bei einzelnen ihre privilegierte Stellung bereits unter Kyros und Kambyses hervorhebt. Ihre Vorrechte gehen also bis auf Kyros und zwar auf dessen Anfänge zurück, wie die Vermählung des Kyros mit der Tochter des Stammfürsten Pharnaspes Kassandane und die hervorragende Rolle des Stammfürsten Gobryas bei der Er-

oberung von Babylon bestätigen. Auch der König war einer der Stammfürsten, besaß aber unter ihnen den Ehrenplatz, während den übrigen bedeutsame Ehrenrechte, ja sogar Berechtigung zum Tragen königlicher Insignien zustanden. Man wird also geneigt anzunehmen, daß Kyros die Anführer einzelner Stämme wohl unterworfen hatte, aber dieselben durch Verleihung erblicher Ehrenrechte an sich zu ketten bestrebt war. Auf diese Weise entstand in Westiran ein neues Reich, welches die Verbindung der medischen Arier mit den stammverwandten Völkern des Ostens, insonderheit mit dem kulturell sehr wichtigen Baktrien, unterbrach. Als Herrscher eines von dem Persischen Meerbusen bis zum Kaspisee heranreichenden Gebietes konnte schon Kyros den Angriff auf Medien wagen.

Astyages' Reich umfaßte außer Medien auch das einstige Reich Urarthu und das östliche Kleinasien bis zum Halys, wo es an Lydien grenzte. Die Grenzverhältnisse zwischen Medien und Babylon sind an der Hand der uns zu Gebote stehenden Angaben bloß annähernd festzustellen. Es steht allenfalls fest, daß das ehemalige Assyrien ganz zu Medien gehörte, dagegen war Mesopotamien in seinem südwestlichen Teil im Besitz der Babylonier verblieben. Nachdem Kyros die im Osten von Medien hausenden Stämme seiner Herrschaft unterworfen hatte, mußte in ihm der Gedanke auf die Eroberung des in den Krieg mit Babylonien verwickelten Reiches des Astyages von selbst auftauchen.

Nach dem, was uns über den medisch-persischen Krieg überliefert wird, ist der letzte Vorwand zu demselben in den medischeu Thronstreitigkeiten zu suchen, die Kyros klug und geschickt für seine Eroberungspläne auszunützen verstand. Herodot sowie Ktesias bestätigen, daß Astyages keinen Sohn, sondern lediglich eine einzige Tochter hatte, die sonach erbberechtigt war. Bei Herodot heißt sie Mandane, bei Ktesias Amytis. Astyages beschloß die Verheiratung seiner Tochter, was in den Kreisen des medischen Adels große Rivalität hervorrief. Nach der ihrem inneren Wert nach vorzuziehenden Angabe bei Ktesias siegte ein Meder, namens Spitamas, aber die medischen Großen waren mit derartiger Lösung der Sukzessionsfrage nicht zufrieden und einer der einflußreichsten, der Kronfeldherr Harpagos, welcher auch mit dem königlichen Hause nahe verwandt war, jetzt aber abgestoßen wurde, sann auf Rache und suchte Annäherung an Kyros, der eben damals disparate Nomadenstämme zu einem an sich schon ziemlich mächtigen Ganzen

vereinigt hatte. Die medische Harpagidentradition versucht es, Harpagos von dem Makel des Landesverrats reinzuwaschen, indem sie Kyros als verstoßenen erbberechtigten Enkel von Astyages und Harpagos als dessen Lebensretter, der aber dafür von Astyages grausam bestraft wurde und in der Folge aus Rachsucht mit Kyros konspirierte, hinstellt.

Hiermit betreten wir erst den geschichtlichen Boden. Harpagos' Persönlichkeit und seine landesverräterische Verbindung mit Kyros sind geschichtlich beglaubigt; taucht ja nachher Harpagos als Vertrauensmann von Kyros in Lydien auf, setzt dort die Eroberungen des Perserkönigs fort, wird in dem eroberten Lykien mit Ländereien und Gerechtsamen bedacht, wird Stifter eines halbselbständigen Fürstenhauses, seine Nachkommen tragen den Namen Harpagos und einer von ihnen ist noch auf der Stele von Xanthos verewigt. Ein Meder und solche Gnadenerweisungen von Seiten des Begründers des Perserreichs und seiner Erben! Dies läßt doch auf besonders wichtige Verdienste des Harpagos um Kyros schließen, die die bei Herodot erhaltene Harpagidentradition des Näheren hervorhebt.

Wir haben uns den Hergang der Ereignisse folglich etwa in der Weise zu denken, daß Kyros nach Vereinigung zahlreicher Stämme zu einem Volk auf Eroberungen sann, die Aufmerksamkeit der Unzufriedenen in Medien an sich zog, daß sich insonderheit der in seinem Ehrgeiz verletzte Kronfeldherr, Prinz Harpagos, mit ihm in verräterisches Einvernehmen setzte und infolgedessen sich Kyros mächtig genug fühlen konnte, es in erster Linie mit dem mächtigsten unter den damaligen Herrschern aufzunehmen.

Hiebei ist die sehr oft aufgeworfene Frage der angeblichen Untertänigkeit des Kyros unter Astyages zu erledigen, die anscheinend durch Angaben babylonischer Zeitgenossen gestützt wird. In der Inschrift des bereits erwähnten Rassamzylinders wird nämlich Kyros als ardu, d. h. „Sklave" des Astyages, bezeichnet und hierin ersehen viele namhafte Forscher eine Bestätigung der durch Herodot erhaltenen Harpagidentradition, die Persien vor Kyros als ein von Medien abhängiges Land betrachtet und dem Vater des Kyros Kambyses den königlichen Titel vorenthält. Dieselbe Tradition will wissen, daß bereits der Mederkönig Phraortes, nach Berossos Astyages I., die Perser unterworfen habe. Diese Auffassung ist geschichtlich falsch. Die Nabonned-Kyros-Chronik legt vom Anfang an Kyros den Titel eines Königs von Anschan bei, und die

bekannte Tafel von Senkere geht noch weiter, indem sie seine zwei unmittelbaren Vorgänger, Kyros und Kambyses, ebenfalls als Könige von Anschan bezeichnet. Die Einleitung der großen Dareiosinschrift von Behistun schließt durch ihre bestimmte Fassung eine solche Anschauung vollends aus, und die kritische Analyse der Harpagidentradition führt zu der Erkenntnis, daß die angebliche Oberherrschaft der Meder über Persien nur zu dem Zwecke er-

Abb. 2. Die Nabonned-Kyros-Chronik.

funden wurde, um die jäh hereingebrochene Niederlage der Meder nicht als Sieg der persischen Tüchtigkeit, sondern lediglich als Folge des Verrates des Harpagos zu erklären. Die politische Lage während der letzten Jahre Assurbanipals, die hier chronologisch in Betracht zu ziehen sind, berechtigt zu derlei Auffassung nicht im mindesten, da damals Medien durch Assyrien und das mächtige Skythenreich noch stark bedroht war. Und wenn die Inschrift des Rassamzylinders Kyros als ardu des Astyages bezeichnet, so ist

damit noch nicht gesagt, daß dem Begriffe auch im gegebenen Falle eine staatsrechtliche Bedeutung innewohnt.

Der Anfang des medisch-persischen Krieges wird durch die Nabonned-Kyros-Chronik und den Rassamzylinder in das Jahr 553 v. Chr., sein Ausgang in das Jahr 550 v. Chr. gesetzt. Er dauerte demnach volle drei Jahre, wodurch die Annahme bestätigt wird, daß Astyages tatkräftig seine Krone verteidigte.

Abb. 3. Die Nabonned-Kyros-Chronik.

Nach derselben babylonischen Quelle wurde er durch den Angriff des Kyros, den er unterschätzte, während der Belagerung der babylonischen Stadt Charran überrascht Er hatte eben das babylonische Nordmesopotamien mit seinen Streitkräften überzogen und bedrohte schon Babylon. Der unvermutete Einfall des Kyros in sein Reich mußte folglich in dem unter Nabonneds Szepter erschlafften Babylon glückverheißend wirken und wurde als Strafe der Götter für die Verwüstung des uralten

Heiligtums des Gottes Sin in Charran betrachtet. Einigermaßen muß die unverhoffte Überrumpelung Mediens durch einen bisher sehr wenig bekannten und unterschätzten Fürsten — hier liegt die Erklärung für die Bezeichnung des Kyros als „Sklaven", d. h. Untertan des Mederkönigs — in Babylon überrascht haben, aber ihre Konsequenz, die Astyages genötigt hat, nach Medien zurückzukehren, war allenfalls willkommen und zeugt auch von großer Umsicht des Kyros.

Leider vermissen wir nähere Angaben über den Verlauf des Krieges. Die babylonische Chronik hebt lediglich hervor, daß Kyros mit einem verhältnismäßig kleinen Heere das „ausgedehnte" Reich des Astyages vernichtet, daß dieser durch Revolte seiner eigenen Truppen dem Perser überliefert und von diesem in sein eigenes Land geschleppt wurde. Die medische Volksüberlieferung bei Herodot weiß auch noch zu erzählen, daß es zwischen Kyros und den Medern zu zwei Schlachten gekommen war. In der ersten Schlacht ging Harpagos mit seinem Anhang zu den Persern über, wodurch der bereits gewonnene Sieg den Händen des Astyages entwunden ward. Aber dem Verrat zu Trotz waren die Meder noch mächtig genug, Kyros eine zweite Schlacht unter der Führung von Astyages selbst zu bieten. Wir müssen annehmen, daß, entsprechend den chronologischen Angaben der babylonischen Chronik, zwischen den zwei Schlachten eine längere, beiderseits zum Ansammeln der Kräfte erforderliche Zeit verlief. In der zweiten Schlacht siegte Kyros nach hartnäckigem Ringen bei Pasargadä. In dem entscheidenden Augenblick feuerten die persischen Frauen ihre Männer an und trugen zum Siege bei, wofür sie unter allen Nachfolgern des Kyros gewisser Ehrenrechte teilhaftig waren. Gegen Astyages revoltierten jetzt auch seine eigenen Truppen und lieferten ihn dem Sieger aus. Durch die Gefangennahme des Königs war der Krieg entschieden und in den Augen der Meder galt jetzt Kyros als gesetzlicher Nachfolger des gestürzten Astyages. Eine folgenschwere Wendung in der Geschichte Vorderasiens war vor sich gegangen.

Der Sieger eilte nach Agbatana, wo er von den dort aufgehäuften königlichen Schätzen Besitz genommen und sich der nächsten Verwandten des Astyages versichert hat. Wenn Ktesias behauptet, daß der Schwiegersohn des Astyages Spitamas auf Geheiß des Kyros hingerichtet und seine Witwe Amytis zur Gemahlin des Ersteren wurde, so wird diese Angabe der Wahrheit entsprochen haben; wenigstens muß man sie ganz natürlich finden. Die ehe-

liche Verbindung mit Amytis wird Kyros den nötigen Rechtstitel verliehen haben und diesem selbst der Vorwand geboten worden sein, als Rechtserbe von Astyages aufzutreten. Auf diese Weise ließe sich die bei den Griechen noch zu Herodots Zeit allgemeine Gewohnheit, Kyros als Meder und dessen Reich als medisch zu bezeichnen, erklären. Immerhin ist es aber bemerkenswert, daß Ktesias, dessen Angaben doch auf spezielle persische Quellen zurückgehen, von dieser Fiktion nichts weiß.

Astyages selbst, allen uns überlieferten Nachrichten zufolge, wurde schonungsvolle Behandlung und eine seinem Rang entsprechende Versorgung seitens Kyros zuteil.

Mit Medien sind auch seine Nachbarländer, das einstige Urarthu in dem heutigen Armenien und das östlich vom Halys sich ausdehnende Plateauland, an Kyros anheimgefallen. Beide Länder wurden während der medischen Periode von neuen arischen Ankömmlingen, Armeniern und Kappadokiern, in Besitz genommen, nach denen sie auch benannt wurden, und haben seither ein ausgesprochen arisches Gepräge. Ob diese Arianisierung von Armenien und Kappadokien mit der Überwältigung der Skythen durch die Meder im Zusammenhang steht, muß man dahingestellt sein lassen. Auch die einheimische Dynastie von Elam, die seit Kyaxares politisch von Medien abhängig war, verschwindet für immer von der Oberfläche. Ihr letztes Mitglied, auf welches einer der elamitischen Gegner unter Dareios seinen Ursprung zurückführte, hieß Immanisch.

* * *

Das entscheidende Ereignis des Sturzes des Mederreichs lag darin, daß das siegreiche Persien jetzt unmittelbar an Lydien, Kilikien und Babylon grenzte. Auch wirkte die Katastrophe des Astyages auf die Herrscher Vorderasiens entmutigend, weckte aber Hoffnungen unter den unterjochten Völkern, insonderheit den in babylonischer Gefangenschaft detenierten Juden.

Es war kein Zweifel mehr, daß Kyros an die Gründung eines gewaltigen Weltreichs denke, und seine kluge Taktik gegen Babylon, wo er die einflußreichsten Persönlichkeiten und Kreise an sich zu ziehen gewußt hat, konnten als Bestätigung von bereits überall gehegten Befürchtungen angesehen werden. Ein neues, von

der Kultur noch unberührtes, aber tüchtiges Volk war unter seinem tatkräftigen und weltklugen Herrscher hervorgetreten und ein großer, seinem Namen nach unbekannter jüdischer Prophet, Deuterojesaja der Exegeten, tröstete bereits seine Volksgenossen in Babylon mit der bestimmt zur Schau getragenen Hoffnung auf baldige Befreiung aus der Übermacht Babels und auf Wiedererrichtung von Jerusalem und dem Tempel des Jahve

* * *

Am peinlichsten war der Eindruck des Sturzes von Medien in Sardes. Hier herrschte seit 561 v. Chr. Kroisos, Sohn des Alyattes und Bruder der Aryenis, die anläßlich des am Halys zwischen Lydien und Medien vereinbarten Vertrags mit Astyages vermählt wurde. Lydien hat sich durch Alyattes' Verdienst zu einer Großmacht emporgeschwungen, die über die gesamte Westhälfte Kleinasiens gebot und durch den Halys im Osten begrenzt war. Nachdem auch Kappadokien von den Persern besetzt worden war, lag die Ostgrenze Mediens dem persischen Anprall offen und Kroisos hielt es für ratsam, Kyros zuvorzukommen. Ungeachtet daß Kroisos über eine ansehnliche Kriegsmacht, speziell aber über eine ausgezeichnete Reiterei verfügte, täuschte er sich dennoch nicht, daß er der persischen Macht nicht gewachsen sei, und ließ sich deshalb in Verhandlungen mit Nabonned von Babylon und Amasis von Ägypten ein, um einen mächtigen Bund gegen die rasch aufstrebende Persermacht zustande zu bringen. Zum erstenmal sollten auch die europäischen Griechen in die politischen Verwicklungen Vorderasiens mit einbezogen werden, indem es Kroisos nicht an Versuchen fehlen ließ, für den geplanten Angriff auf Persien auch die damalige griechische Vormacht Sparta zu gewinnen. Für die schwerfällige Politik der Ephoren war jedoch der Krieg in dem den Griechen damals so gut wie unbekannten Innern von Vorderasien eine zu weit entlegene Ungeheuerlichkeit, weshalb sie das direkte Eingreifen in die lydisch-persischen Verhältnisse abgelehnt haben.

Nun zeugt der Gedanke einer Allianz vorderasiatischer Mächte gegen Kyros von großer politischer Einsicht des Lyderkönigs, allen Anekdoten zum Trotz, die ihn als ehrgeizigen aber auch unfähigen Hüter seiner enormen Schätze hinstellen möchten.

Sein Gedanke war gut; er mußte aber einesteils an der kriegerischen Untüchtigkeit seiner beiden Bundesgenossen, anderenteils an den weiten Entfernungen zwischen Babylon, Ägypten und Lydien scheitern. Kroisos selbst beging auch einen schweren Fehler, da er auch den Syennesis von Kilikien, in dessen Händen sich die für die Verbindung von Ägypten und Babylon hochwichtigen Schlüssel zu den Tauruspässen befanden, für die antipersische Allianz nicht zu gewinnen vermochte. Dagegen müssen wir nach alledem, was uns über diese Ereignisse überliefert wird, annehmen, daß sich Kyros im Vorhinein der Neutralität Kilikiens zu vergewissern wußte und auf diese Weise dem babylonisch-ägyptisch-lydischen Bund jegliche Bedeutung entzog. Es wird zwischen Kyros und Kilikien ein Vertrag abgeschlossen worden sein, der noch unter Xerxes zu Recht bestand. Der Syennesis unterwarf sich formell der persischen Oberhoheit, sonst aber behielt er seine innere Selbständigkeit und verpflichtete sich bloß zu einem mäßigen Tribut. Kyros hatte solcherweise seinen Zweck erreicht: die Verbindung zwischen Lydien, Babylon und Ägypten war verhindert und die Hoffnung des Kroisos auf die Hilfeleistung beider Mächte in dem Kampf gegen Persien enttäuscht.

Die Chronologie des lydisch-persischen Krieges war lange Zeit eine offene Frage, jetzt aber, auf Grund der Angaben der Nabonned-Kyros Chronik steht fest, daß der Krieg im Frühjahre 547 v. Chr. ausgebrochen ist. Kroisos eröffnete den Krieg durch einen Einfall in das persische Kappadokien, das er verwüstete und eine große, sonst aber unbekannte Stadt, namens Pteria, berannte. Kyros dagegen wollte zuerst Babylons vorausgesetzte Mithilfe lahmlegen und konzentrierte deshalb sein Heer in Assyrien. Im Monate Nisan, März-April, bot er seine Truppen auf und setzte unterhalb Arbelas über den Tigris. Inzwischen wird er sich mit dem Syennesis ins Einvernehmen gesetzt haben und nachdem er Nabonned durch Aufstellung eines Korps in Elam zur Untätigkeit gezwungen hatte, zog er samt seinem Heere gegen Kroisos los.

Bei Pteria stießen beide Heere aneiander. Den ersten Tag soll nach Herodot die Schlacht unentschieden geblieben sein, den zweiten Tag gab aber Kroisos das Feld auf und zog sich auf seine Hauptstadt in der Hoffnung zurück, daß die Perser während der rauhen Winterzeit keinen Angriff wagen würden, wodurch die Ägypter und Babylonier zum Eingreifen bewogen werden könnten. Aber Kyros folgte den Lydern auf den Fersen und lieferte ihnen

in der Paktolosebene eine zweite Schlacht, worin die persische Kamelreiterei den Ausschlag gegeben haben soll. Nun wurde Kroisos mit seinem Heere in Sardes belagert. Vergebens forderte er seine Verbündeten zur schleunigsten Hilfeleistung auf. Babylon und Ägypten hielten sich aus Furcht vor Kyros ruhig und bloß die Spartiaten sollen eine Flotte ausgerüstet haben, eine Nachricht, die aber die Kritik herausfordert, da Sparta erst nach der Besiegung Athens über eine ansehnlichere eigene Flotte verfügte.

Aber alle Hoffnungen des Kroisos zerrannen, als am fünfzehnten Tage der Belagerung, etwa im Januar 546 v. Chr., die Stadt durch die Perser erstürmt wurde. Kroisos selbst fiel mit seinen Schätzen in Gefangenschaft, aber auch er wurde von dem Sieger schonungsvoll behandelt, ja es hat den Anschein, daß auch seiner Familie das Privateigentum der Dynastie belassen wurde. Die Griechen haben wohl erzählt, daß der gestürzte Lyder-König von Kyros zum Tode auf dem Scheiterhaufen verurteilt, auf dem Scheiterhaufen den Namen des athenischen Weisen Solon angerufen und hierauf begnadigt wurde, aber diese Erzählung entspricht keineswegs den Tatsachen. Das Vorgehen des Kyros dem besiegten Kroisos gegenüber kam allerdings in der damaligen Welt unerhört, ja unglaublich vor und der priesterliche Chronist von Babylon hat eine Version verzeichnet, derzufolge Kroisos auf Geheiß des Kyros getötet werden sollte. Es ist immerhin möglich, daß Kroisos selbst seinen Fall nicht überleben und sich als Sühnopfer den Göttern einweihen lassen wollte, woraus die Herodoteische, dem wirklichen Stand der Dinge widersprechende Erzählung über seine Verurteilung zum Tode auf dem Scheiterhaufen und über seine wunderbare Errettung ihren Ursprung mag genommen haben. Die den Ereignissen zeitlich nahe stehenden Griechen melden fast einstimmig, daß Kyros den gestürzten Lyderkönig am Leben ließ und daß der letztere noch unter Kambyses in der allerdings nicht zu beneidenden Rolle eines Höflings auftrat.

Das gesamte Lyderreich wurde jetzt zur persischen Provinz und zum erstenmal in der Geschichte stieß ein vorderasiatisches Reich unmittelbar an die Sitze der Griechen an, insonderheit an ihren östlichen, an der ionischen Küste angesiedelten Zweig. Kyros ließ es zwar vor dem Ausbruch des Krieges mit Kroisos an lockenden Versuchen nicht fehlen, die Griechen durch Versprechungen an seine Seite herüberzuziehen, aber die Ionier lehnten diesmal sein Anerbieten ab. Jetzt, nach der Gefangennahme des Kroisos, waren

natürlich die Griechen ob der rasch herannahenden Gefahr bestürzt und dies mag die Ionier und Äoler veranlaßt haben, Boten an Kyros zu senden und demselben den Gehorsam unter Bedingungen, wie solche mit den Lyderkönigen früher vereinbart wurden, anzubieten. Aber Kyros wies die Boten kurzweg ab; bloß Milet wurde die eigene Verwaltung unter der persischen Oberherrschaft belassen.

Inzwischen verließ Kyros Lydien, nachdem er mit der Verwaltung des Landes einen Perser, namens Tabalos, und mit der Obhut über die Schätze des Kroisos einen Lyder, Namens Paktyas, beauftragt hatte. Kyros gab durch diese Maßregel kund, daß er die Unterwerfung von Lydien als vollendet ansah, er sollte sich aber bald überzeugen, daß mit Kroisos wohl der König, aber noch nicht sein Volk besiegt war. Denn gleich nach seinem Abzuge griffen die Lyder zu den Waffen; Paktyas selbst stellte sich an die Spitze der Aufständischen, denen sich auch die Ionier angeschlossen hatten, und belagerte Tabalos auf der Burg von Sardes. Da entsandte Kyros den medischen Heerführer Mazares mit Verstärkung nach Lydien. Paktyas floh vor der Übermacht zu den Griechen, Tabalos wurde befreit und die Lyder entwaffnet. Seither verlor das lydische Volk seine berühmte Kriegstüchtigkeit. Nachdem Lydien entwaffnet wurde, griff Mazares auch die uneinigen Griechen an. Einige von den letzteren, die den weisen Rat des Physikers Thales, einen Verteidigungsbund mit dem Mittelpunkte zu Teos zu schließen, verschmäht haben, ergaben sich freiwillig den Persern, andere, Priene voran, leisteten vereinzelt Widerstand. Nach dem Ableben des Mazares setzte Harpagos den Kampf fort, bemächtigte sich nach tapferer Abwehr Phokäa's, Teos' und anderer Städte der Ionier, deren Bewohner teils nach den fernen Westen auswanderten, teils zur Unterwerfung, Tribut und Leistung der Heeresfolge an die Perser gezwungen wurden. Dasselbe Schicksal traf auch die Inselbewohner; bloß Chios erfreute sich nachher glimpflicherer Bedingungen. Auch Karien und Lykien waren gegen die Perser aufgestanden. Karien unterwarf sich Harpagos ohne Kampf, die Städte der Lykier leisteten aber Widerstand, in erster Linie Xanthos und Kaunos. Mit der erblichen Verwaltung der eroberten Länder wurde Harpagos betraut.

* * *

Durch die Eroberung Lydiens wurde Babylon in seiner politischen Existenz aufs äußerste bedroht. Abgesehen von dem entfernten Ägypten hatte es keinen Hinterhalt mehr und der Angriff der Perser war jeden Augenblick zu erwarten. Einen Vorstoß unternahmen die Perser bereits im Frühjahr 546 v. Chr. von Elam aus und in Erech wurde ein persischer Statthalter eingesetzt, aber vorderhand richtete Kyros sein Augenmerk auf das meistenteils stammverwandte Ostiran. Es steht jetzt fest, daß Mediens Macht nie über die große Salzwüste hinausreichte; im fernen Oxosbecken blühte das Reich Baktrien auf, das auch in der Margischen Wüste gebot. Die Existenz dieses arischen, durch seine Kultur hervorragenden Reiches ist fraglos, aber die geschichtliche Überlieferung ist nahezu gänzlich verklungen. Als ein Land des Ostens wird zwar Baktrien in Avesta öfters genannt und in den Yascht kommt auch ein König von Baktra, namens Vistaschpa, vor, der irrtümlich dem gleichnamigen Achämeniden gleichgesetzt wird, aber sonst wird absolut nichts über Baktrien berichtet; lediglich entnehmen wir der großen Behistuninschrift des Dareios, daß bei seiner Thronbesteigung Baktrien mit Margiana als ein besonderes, von einem Satrapen verwaltetes Gebiet dem Perserreich einverleibt ward, ein Vorgang, der den Rückschluß gestattet, daß Baktrien unter Kyros als ein selbständig abgegrenztes, von einem besonderen Landpfleger verwaltetes Staatsgebiet erobert wurde. Nordöstlich von Baktrien hausten arische Stämme der Sogder, in der Umgegend des Hamunsees der Haraiva-Areier, Dranger, Arachoten und Saken. Diese Stämme waren vor Kyros' Auftreten selbständig, aber beim Regierungsantritt des Dareios zählten sie bereits zu persischen Provinzen. Nach Herodot, der hier einer guten persischen Quelle folgt, unterwarf Kyros unmittelbar nach dem lydischen Kriege das „obere Asien", indem er ein Volk nach dem andern überwältigte. Die Niederlassung Kyreschata am Jaxartes beweist durch ihren Namen, daß sie entweder von Kyros selbst oder als Denkmal seiner Eroberungen in Sogdiana angelegt wurde. Es hat sich auch eine Erinnerung an den Kampf des Kyros mit den Drangern erhalten. Das einstige Reich der Baktrer erhielt jetzt mit Margiana einen königlichen Statthalter. Drangiana, Arien, Chorasmien, Sogdiana, Arachosien, einzelne Stämme im Gebiete des Hamunsees, wie die Sattagyden, und Maka im späteren sogenannten Gedrosien bildeten seither selbständige Satrapien. Der Bereich dieser Eroberungen

wurde durch den Flußlauf des Jaxartes und Indos begrenzt, die Kyros, wie wir annehmen dürfen, als äußerste Grenze seines Reiches in Aussicht nahm.

Wie lange die Kämpfe in Ostiran dauerten, ist nicht auszumachen. Natürlicherweise nahm die Eroberung und Organisation ausgedehnter, von einander durch Wüsten und Steppen abgetrennter Gebiete mehrere Jahre in Anspruch. Unter solchen Verhältnissen mag Nabonned von Babylon die von Osten her seinem Reiche drohende Gefahr unterschätzt haben. Indem er seine Kraft in Streitigkeiten mit der mächtigen Priesterschaft vergeudete und den eingewurzelten Aberglauben seines Volkes durch die Bevorzugung der alten Götter und Vernachlässigung des babylonischen Götterkreises auf harte Probe stellte, ging Kyros sehr behutsam vor. Der verläßlichste unter den persischen Stammfürsten Gobryas wurde an die Spitze der Verwaltung von Assyrien gestellt, welches die Tigrisfurten beherrschte, und mit den unzufriedenen Elementen in Babylon hatte man Verbindungen angeknüpft. Die in babylonischer Gefangenschaft lebenden Juden erfreuten sich zwar eines großen Wohlstands und betrieben mit Eifer Handel, aber die Hoffnungen auf die Wiederherstellung der Stadt Jerusalem und des Tempels erhielten durch die Eroberungen des Kyros und durch seine den Babyloniern feindselige Stimmung neue Nahrung. In den Deuterojesajanischen Reden wird Kyros als der gottgesendete Mann genannt, der die Juden in ihr Vaterland freilassen wird, wir müssen daher annehmen, daß zwischen ihm und den Juden Beziehungen angeknüpft wurden. Die babylonische Priesterschaft in ihrem Eifer hatte es übersehen, daß sie mit der Stellung des verhaßten Königs auch die Selbständigkeit des Landes preisgab, Nabonned dagegen war um die Sicherung der Grenzen besorgt und sein Sohn Belscharussur, der Belschazar der Bibel, bezog mit dem babylonischen Heere das Lager an der Nordgrenze, wo der Hauptangriff der Perser erwartet wurde.

Im Jahre 539 v. Chr. wurde der lange geplante Angriff vorgenommen. Kyros setzte über den Fluß Dijala, drang mit seinen Truppen in das Gebiet von Sippar ein und lieferte Nabonned bei Opis am Kanal Nisallat eine Schlacht. Die Babylonier wurden geschlagen, Nabonned suchte sich nach Borsippa zu retten. Sippar fiel ohne Schwertstreich in die Hände des Siegers und in Akkad brach gegen Nabonned ein Aufstand aus.

Gobryas, der persische Stammfürst und damals Statthalter von Assyrien, eilte mit dem persischen Vortrab gegen Babylon und die ungeheure Festung ergab sich den Persern. Dieses Ereignis kam den Zeitgenossen so unglaublich vor, daß Erzählungen in Umlauf gesetzt wurden, die die Einnahme der Stadt einer Überlistung durch die Perser zuschrieben. Auf diese Weise wird die Erzählung über Ableitung des Euphratwassers durch Kyros bei Herodot entstanden sein. Es ist immerhin die Vermutung ansprechend, daß Gobryas das Bassin von Sippar aufgelassen und durch Abführung des Flußwassers in parallel laufende Kanäle die Babylonier eingeschüchtert hat, worauf am 16. Tišri, etwa Anfang Oktober, die Stadt kapitulierte. Nur das stark befestigte Königsviertel hielt noch unter dem Königssohn Belsazar stand. Nabonned setzte von Borsippa aus den Kampf fort, wurde aber gefangen genommen. Sein weiteres Schicksal ist unbekannt. Bereits am 3. Marcheschvan hielt Kyros, von den Priestern und dem Volke mit Jubel begrüßt, seinen Einzug in Babylon. Acht Tage nachher nahm Gobryas das königliche Viertel, wobei Belschazar den Soldatentod gefunden hat.

Auf solche Weise wurde in nicht ganz zwanzig Jahren das gesamte Vorderasien von Kyros und dessen Persern erobert. Aber der kluge Perserfürst verließ die Fußstapfen seiner assyrischen Vorgänger und war eifrig bestrebt, seine Herrschaft in den Augen der Völker nicht als Eroberung, sondern lediglich als Dynastiewechsel erscheinen zu lassen. Noch mehr als in Medien gab sich Kyros in Babylon für den gesetzlichen Nachfolger des Nabonned aus und der blinde Eifer der Mardukpriester hat ihm dabei vortreffliche Dienste geleistet. Er ließ das Reich Babylon formell bestehen,

Abb. 5. Der Rassamzylinder.

nahm den Titel eines Königs von Babylon an, der die selbständige babylonische Eponymie zur Voraussetzung hatte, so daß er sich seither König von Babylon, König der Länder nannte und diese Titulatur bis auf Xerxes I. als rechtmäßig angesehen wurde. Der Titel „König der Länder" bezeichnete die Herrschaft über ganz Vorderasien mit Ausschluß von Babylon und die Einnahme dieser allgemein als geistliches Zentrum Asiens und geheiligter Göttersitz hochgehaltenen Stadt war zu seiner Einführung am besten geeignet. Auf diesen Umstand hin wird wohl die Tatsache zurückzuführen sein, daß Kyros und seine Nachfolger sogar den Titel eines Königs von Babylon jenem der Länder voranstellten. Kyros faßte somit unter der Bezeichnung „Länder" den ganzen Komplex seiner Herrschaft auf, in welchem aber Babylon eine bevorzugte Stellung einnahm; er war auch bestrebt, zwischen Persien und Babylon eine Art Personalunion bestehen zu lassen, deren Ausdruck in der Ernennung des zur Nachfolge berechtigten Sohnes Kambyses zum Könige von Babylon zu ersehen ist.

Kyros war nicht als Eroberer nach Babylon eingezogen. Sein erstes Werk war die Verkündung des Friedens, der der Fürsorge des zum Statthalter von Babylon bestellten Gobryas anvertraut wurde. Eine gewisse Unklarheit liegt allerdings in Verhältnissen, die Kyros in Babylon eingeführt hat: an einer Seite steht sein Sohn als König von Babylon, an anderer sein Vertrauensmann als Statthalter. Die Erklärung bietet einigermaßen die Inschrift des Rassamzylinders, die über die Vorgänge während der ersten Tage der persischen Herrschaft Aufschluß gibt. Demselben zufolge kehrten die Götter von Akkad, welche Nabonned nach Babylon herabgeführt hatte, in ihre Städte zurück, nach der damaligen babylonischen Auffassung im Zorne, daß Nabonned die fremden Götter eingeführt hatte. Marduk stand an der Seite des Kyros, der „seine Hand ergriffen hat", er blickte „auf die Taten, die segensvollen, und auf seine (des Kyros) gerechte Hand . . . Seinen (des Kyros) Zug nach . . . Babylon befahl er". Wir ersehen daraus, daß sich Kyros allen formellen Verpflichtungen eines gesetzmäßigen Königs von Babylon unterzogen hat, daß er dem alten Herkommen gemäß die Hand des Bel ergriff und daß er von der Priesterschaft und dem Volke als König an Nabonneds Stelle anerkannt wurde. Nabonned wurde danach nicht nur geschlagen und gefangen genommen, sondern von der Priesterschaft wegen angeblichen Frevels gegen Marduk und sein babylonisches Götter-

gefolge des Thrones verlustig erklärt und Kyros an seiner Stelle und im Namen des Marduk-Bel zum Könige von Babylon ausgerufen. Nachdem Kyros die Hände des Bel ergriffen hatte, war er nach der babylonischen Rechtsanschauung berechtigt, seinen Sohn zum Könige von Babylon zu ernennen und ihn in dieser Eigenschaft auch die vorgeschriebenen Kultverpflichtungen verrichten zu lassen. Wir befinden uns im glücklichen Besitze eines Kontrakttäfelchens (Kyros Nr. XVI bei Straßmaier; vgl. meine Forschungen zur Geschichte des Altertums I, 27 fgd.), das in dieser Frage die Entscheidung abschließend treffen läßt, denn in diesem Kontrakttäfelchen werden gleichzeitig das erste Jahr von Kyros, Königs der Länder, und Kambyses, Königs von Babylon erwähnt. Gegen diese ganz bestimmte Annahme muß jeder Zweifel verstummen. Wahrscheinlich wurde Kambyses mit dem Titel eines Königs von Babylon ausgestattet, um Kyros als König bei gewissen Zeremonien zu vertreten, da diese Titulatur noch während des ersten Jahres des Kyros wieder erlosch.

Mit Babylon wurden auch die bisherigen babylonischen Westländer, Mesopotamien und Syrien, dem Perserreich einverleibt. Die Könige und Bewohner dieser Länder brachten Tribut nach Babylon und huldigten Kyros. Es sind darunter die Könige von Moab, Edom, Philisteren und den Phönizierstädten zu verstehen; insonderheit wurden in Tyros Könige und Richter von Kyros als König von Babylon bestellt. Durch die Politik wurden diese Bewohner Syriens für Persien gewonnen, ein bei der damals bereits in Aussicht genommenen Expedition nach Ägypten nicht zu unterschätzender Umstand. Der Schlußstein dieser Politik, gewissermaßen der Anfang des Angriffes auf Ägypten, ist in dem Verhalten des Kyros gegen die in Babylon gefangen gehaltenen Juden zu ersehen.

Die Hoffnungen der in Babylon lebenden Juden, ebenso wie die seinen Namen verherrlichenden Weissagungen waren Kyros wohl bekannt, und es war eine seiner ersten Herrscherhandlungen in Babylon, daß er zur Rückkehr der Juden nach Jerusalem und zur Wiederherstellung des Tempels seine Einwilligung erteilt hat. Die Juden sollten den Persern untertänig bleiben, sich aber in nationalen und kultischen Angelegenheiten einer beschränkten Selbstverwaltung unter der Oberaufsicht eines dem persischen Statthalter unterstehenden Beamten erfreuen. Bereits im Jahre 538 v. Chr. erließ Kyros den berühmten Befehl, den Tempel des Gottes in Jerusalem in genau angegebenen Dimensionen auf seine Kosten

aufzubauen, und die einst von Nebukadnezar aus dem Salomonischen Tempel weggeführten und nach Babylon gebrachten goldenen und silbernen Geräte zurückzustellen. Gleichsam wurde den babylonischen Juden gestattet, nach der Heimat ihrer Väter zurückzukehren und sich in dem wüst liegenden Jerusalem und in der Umgegend anzusiedeln. Unter der Leitung von zwölf Ältesten, an deren Spitze der Davidide Zerubbabel und der Zadokide Josua standen, zogen im Jahre 537 v. Chr. 42360 freie Männer mit ihren Familien und Sklaven nach Jerusalem; mit der Vollziehung des königlichen Erlasses wurde ein königlicher Beamter, namens Scheschbassar, beauftragt. Da nun die Juden die Nachkommen der im Lande verbliebenen Israeliten von der Tempelgemeinschaft auszuschließen bestrebt waren, die Abgewiesenen aber Beschwerde an den König ergriffen, war der Tempelbau ins Stocken geraten. Ein beträchtlicher Teil der Juden, meistenteils Handelsleute, verblieb in Babylon und größeren Städten des Reichs. Jüdische Kolonien in Babylon, Susa, Agbatana, Rhagä kommen bereits unter Xerxes I. vor.

* * *

Nachdem nun das gesamte Vorderasien unterworfen worden war, traf Kyros Vorbereitungen zu dem entscheidenden Angriff auf Ägypten und übergab dessen Leitung seinem tatkräftigen Sohn Kambyses. Die Analogie mit den Feldzügen gegen Lydien und Babylon läßt auch hier der begründeten Vermutung Raum, daß Kyros erst nach gründlicher Erwägung der einschlägigen Verhältnisse und nach allseitigen Vorbereitungen den entscheidenden Schlag gegen das morsch gewordene Pharaonenreich zu führen entschlossen war. Da er aber mit der Unterwerfung der Steppenstämme im Nordosten seines Reiches vollauf beschäftigt war, und die als Voraussetzung des geplanten Zuges nach Ägypten zu betrachtende Ordnung der Dinge in dem Grenzlande Ägyptens, in Palästina und Syrien — wie seither die persische Satrapie „jenseits des Stromes“ vulgär genannt wird —, mehrere Jahre in Anspruch nehmen mußte, beauftragte Kyros seinen Sohn Kambyses mit den nötigen Vorbereitungen, ja zu Ende seiner Herrschaft, als er sich selbst an die Spitze des Heeres stellte, um die unbändigen Nomaden des Jaxartesgebietes zu Paaren zu treiben, ernannte er in Befolgung eines bei den Persern herkömmlichen Gesetzes, welches den König verpflichtete, vor einem Feldzuge, den er selbst zu führen die Absicht hatte, seinen Nachfolger zu ernennen, ihn

zum Reichsverweser, der speziell mit den Vorbereitungen zu dem ägyptischen Feldzuge betraut war. Kyros selbst zog nach dem äußersten Nordosten der damals bekannten Welt gegen wenig bekannte Nomadenstämme am rechten Ufer des Jaxartes. Es handelte sich nicht um Eroberungen, sondern Kyros wollte den Einfällen der Nomaden in das ihm unterworfene reiche Kulturland am Oxos ein Ziel setzen. Aus den spärlichen Quellen, die uns darüber überliefert worden sind, erhellt nur so viel, daß sich die von den Persern kollektiv als Saker bezeichneten Nomaden tapfer verteidigten und daß im Kampfe mit ihnen im Hochsommer des Jahres 530 v. Chr. Kyros selbst seinen Untergang gefunden hat. Die Nachrichten über seinen Tod gehen weit auseinander; als Tatsache darf nur behauptet werden, daß er in den nördlich von Margiana gelegenen Steppen, entweder bereits beim Einbruch in das Steppenland, oder durch starke Gegenwehr der Nomaden zum Rückzug gezwungen, in einem Treffen verwundet wurde und bald darauf gestorben ist. Der mächtige Eroberer erlag sonach den im Kampfe mit den Nomaden erhaltenen Wunden und wurde in Pasargadä beigesetzt, wo sein Grabmal noch zur Zeit der makedonischen Eroberung unversehrt dastand. Mit dem in einiger Entfernung von

Abb. 6. Das sogenannte Grab des Kyros

Murghab auf den Trümmern eines antiken Palastes befindlichen und mit einer kurzen, auf einen näher nicht bezeichneten König Kyros aus dem Hause der Achämeniden bezug habenden Inschrift versehenen Kenotaph wird das von den Begleitern des Alexander beschriebene Grabmal schwerlich identisch sein. Es wurde mit Recht von Weißbach hervorgehoben, daß der hier genannte Kyros

den Titel eines Königs der Länder nicht führt, demnach weit eher für Kyros den Jüngeren in Anspruch zu nehmen sei.

Kyros hat von Kassandanen zwei Söhne, Kambyses und Bardija, und drei Töchter, Atossa, eine zweite, die mutmaßlich Roxane hieß, und Artystone, hinterlassen. Noch während seiner Lebenszeit hatte Kyros seinen älteren Sohn Kambyses zur Nachfolge bestimmt und mit den zwei älteren Töchtern vermählt. Der jüngere Bardija wurde als Statthalter mit der Verwaltung des einstigen Reiches von Baktra betraut. Kassandane war ihrem Gemahl im Tode vorangegangen.

Eine große geschichtliche Gestalt hat durch Kyros' Tod ihr Ende gefunden. Als Eroberer hat er seine babylonischen, assyrischen und ägyptischen Vorgänger weit übertroffen und ein Weltreich gestiftet, daß sich allen Unbilden der Zeit zum Trotz, durch zwei volle Jahrhunderte als lebensfähig erwies, als Staatsmann steht er aber einzig da. Sein Reich bedeutet einen großen Fortschritt in der Geschichte der Menschheit und insonderheit der juridisch-sozialen Anschauungen. Kyros war ein gewaltiger, von Glück begünstigter Eroberer, der während zweier kurzer Dezennien das gesamte, damals bekannte Vorderasien unter seinem Szepter vereinigt hat, er war aber auch ein weitblickender Staatsmann, der mit den der Vergangenheit entnommenen Mustern gebrochen hat, seine Eroberungen auch noch mit dem Schein der Legitimität zu stützen bestrebt war und den eroberten Staaten ein gewisses Maß von Selbständigkeit beließ, indem er überall als legitimer König auftrat und lediglich die denselben einverleibten Länder als Provinzen seines „Reiches der Länder" organisiert hat. Er war in allen seinen Fasern ein Perser. Wenn während der letzten Dezennien auf Grund einiger monumentaler Angaben, die nicht gut erklärt wurden, die persische Abstammung des Kyros in Zweifel gezogen und er selbst für einen Elamiten ausgegeben wurde, so ist dieser Erklärung der Umstand entgegenzuhalten, daß die ihr als Grundlage dienende Voraussetzung der Herrschaft der Achämeniden in Elam vor Kyros keinesfalls den Tatsachen entspricht. Die Vorfahren des Kyros herrschten bloß in Anschan, der größere Teil Elams wurde dagegen von einem Herrscherhaus verwaltet, welches uns den Nachweis seiner Existenz in den Inschriften von Mal Amir hinterlassen hat. Diese Fürsten von Mal Amir nennen sich A'apir-ira, die einzige uns erhaltene Angabe der Alten über die Abstammung des Kyros, die des Berossos bezeichnet ihn aber ausdrücklich als „eingeborenen

Perser". Als Perser stiftete Kyros ein großes Nationalreich, indem er aus der Mitte seiner Volksgenossen größtenteils seine Feldherrn und Satrapen zu wählen pflegte, die Perser als herrschendes Volk von allen Steuern und Gaben befreite und sie lediglich zur Heerfolge verpflichtete. Als Vergütung für ihre Dienste erhielten die Perser Ländereien in eroberten Ländern, speziell in Lydien, wo eine hyrkanische Niederlassung am Pidasos und an einigen Zuflüssen des Hermos erwähnt wird.

Abb. 7. Der sogenannte Grabstein des Kyros

Formell verblieb Agbatana der Rang einer Residenzstadt, wo das königliche Archiv und Schatzhaus untergebracht wurden, ebenso Babylon, aber tatsächlich lief beiden persischen Städten die neue, noch in Trümmern erhaltene, Krönungs- und Begräbnisstadt Parsargadä den Vorrang ab, zu der sich auch das elamitische Susa gesellt hat. Die nationalen Institutionen blieben bestehen, ja sogar nationale Dynastien in mehreren Ländern, wenn sie auch der Obhut persischer Statthalter unterstellt wurden.

Es waren gewiß klug ersonnene Einrichtungen, die den unterworfenen Völkern die verloren gegangene Selbständigkeit wenigstens formell ersetzen sollten. Dem äußeren Gepräge der babylonischen aus der Zeit des Kyros stammenden Kontrakttäfelchen entnehmen wir, daß den Babyloniern diese Fiktion der Selbständigkeit geschmeichelt hat. Aber Kyros verstand es auch den gegenseitigen Haß unter einzelnen Völkern vorteilhaft auszunützen, insonderheit wo Interessen stammverwandter Stämme oder Städte hart aneinander gerieten. Deshalb blieb der Streit zwischen Juden und

Samaritern unerledigt und der Tempelbau von Jerusalem wurde eingestellt. Unter den phönizischen Städten wurde Sidon gegen Tyros, unter den ionischen Miletos begünstigt. Die unruhige Bevölkerung dieser Städte wurde einesteils durch Bevorzugung einzelner vornehmer Geschlechter, anderenteils durch vorbehaltlose Begünstigung der Tyrannen im Zaum gehalten.

Auch auf dem religiösen Gebiete bedeutet das Reich des Kyros einen großen Fortschritt. Könige von Assur kämpften und mordeten im Namen ihres gleichnamigen Nationalgottes, betrachteten ihre Gegner als Feinde desselben und sahen den Kampf mit ihnen als religiöse Verpflichtung an. Ganz anders war Kyros verfahren. Er war ein Arier und deshalb werden wir nicht fehlgehen, wenn wir in ihm einen Verehrer der arischen Lichtgötter sehen. Daß die Arier ihre eigene, wenn auch sehr einfache Naturreligion nach Iran mitgebracht haben, ist unbedingt anzunehmen. Die Bezeichnung des höchsten oder größten arischen Gottes als Bagmaschtu, arisch Bagamazda, der bereits im Jahre 714 v. Chr. in Mussassir einen Tempel besaß, haben uns die assyrischen Inschriften erhalten. Bei Herodot finden sich aber Anklänge an die ursprüngliche medische Religion, die sich von den arischen Anschauungen grundsätzlich unterschied, indem sie die in der Erde gebundenen Naturkräfte göttlich verehrte. Da der Opferdienst und die mit demselben verbundene Wahrsagekunst und Träumedeutung bei den Medern in der Hand eines besonderen Standes, der Mager oder Magier, lag, so bezeichnet man die medische Religion als Magismus. Aber zur Zeit des Kyros entstand eine neue Lehre die auf Grundlage der urarischen Anschauungen aufgebaut, eine ethische Vertiefung derselben repräsentiert. Ihr Hauptgrundsatz ist die Heiligkeit des Feuers, die in dem besonderen haoma genannten Opfertranke zum Ausdrucke kommt und sich als Reinlichkeit der Seele im menschlichen Leben wiederspiegeln soll. Nach der späteren Legende war der fromme Prophet Zarathuschtra Stifter dieser stark positivistisch angehauchten Lehre; dieselbe Legende versetzt merkwürdigerweise seine Wiege nach Nordwestmedien, in das heutige Aderbeidschan, das bekanntermaßen als Durchzugspforte der Arier galt. Die Persönlichkeit des Zarathuschtra ist ungeschichtlich, aber chronologische Angaben über seine Zeit sowie die der Stiftung seiner Lehre und der Name seines mächtigen Schirmherrn, eines „Königs“ Vistaschpa, sind von großer Bedeutung. Die Überlieferung der Perser setzt den Antritt seines Lehramtes in das erste Jahr des Kyros und damit

stimmt aufs genaueste die Ära jener heiligen Zypresse, welche an der Stelle gepflanzt worden sein soll, wo Zarathuschtra den König Vistaschpa bekehrt hatte, und die auf Geheiß des Chalifen Mutawwakil gefällt worden sein soll. Zur Zeit des Kyros war der Achämenide Vistaschpa, also ein Mann aus dem königlichen Geschlechte, Statthalter von Parthien und sein Sohn Dareios verlieh der neuen Lehre die Bedeutung einer Religion des königlichen Hauses, es liegt demnach nahe, den „König" Vistaschpa der Legende dem gleichzeitig lebenden königlichen Fürsten desselben Namens gleichzustellen. Die persönliche Stellung des Kyros zur neuen Lehre ist nicht bekannt, läßt sich aber doch einigermaßen erkennen.

Wir haben zwar keinen direkten Beweis, daß Kyros ein Auramazdäer gewesen, aber es steht fest, daß zu seiner Zeit die dem Zarathuschtra zugeschriebene Lehre unter den Persern und den ihnen stammverwandten Ariern ihren Ursprung genommen hat und daß das dem Kyros sehr nahestehende Oberhaupt des jüngeren Achämenidenzweiges, der Satrape von Parthien Hystaspes, ihr eifrigster Beschirmer war. Es entstanden bereits zu Kyros' Zeit Tempel und Altäre der neuen Lehre, die die Reaktion unter dem falschen Bardija zu beseitigen bestrebt war. Wenn auch der Standpunkt des Kyros zu dieser Lehre uns unbekannt ist, läßt doch die Verfolgungswut des falschen Bardija der Vermutung Raum, daß sie sich seines Schutzes erfreut hat. Und dennoch nahm Kyros keinen Anstand, in Babylon mit seinem Sohne den Marduk nach der herkömmlichen Weise zu preisen, seine und anderer Götter Tempel wiederherzustellen und zu verschönern und in Jerusalem die Baukosten für den neuen Jahvetempel zu tragen.

Der Fiktion eines Bundesstaates zum Trotz schuf Kyros gesamtstaatliche Institutionen, die die Verschmelzung einstiger Staaten zu einem Weltreich anbahnen sollten. Hierher gehört in erster Reihe der königliche oberste Gerichtshof, dem außer der Rechtsprechung auch die Erklärung der Gesetze oblag. Er bestand aus sieben für die Lebenszeit vom Könige ernannten persischen Richtern, die für ihr Gebahren im Amte persönlich verantwortlich waren. Auf Kyros geht auch die Institution der „Wohltäter des Königs" zurück, der Stämme, Städte und Personen, die sich auf irgend eine Weise um den König verdient gemacht hatten.

Soweit sich die uns zu Gebote stehenden Quellen überblicken lassen, war Kyros Freund der babylonischen Kultur. Er hat die babylonische Datierungsweise behalten und seine Kanzlei bediente sich

der babylonischen, aramäischen und wohl auch griechischen Schrift und Sprache. Den hohen Wert der Bildung wußte er wohl zu schätzen, da später die Nachricht herumging, daß seine Tochter Atossa, und zwar als erste Frau unter den Persern, Briefe schrieb, aber an persische Schrift ist dabei nicht zu denken. Bisher sind auch weder ein Baudenkmal noch eine Inschrift bekannt, die auf Kyros zurückzuführen wären.

Den Nachkommen verblieb Kyros noch in guter Erinnerung. Zur Zeit Herodots priesen in ihm die Perser den Vater und stellten ihm Kambyses als Herrn, Dareios als Krämer entgegen. Der mit den persischen Verhältnissen gut vertraute griechische Geschichtsschreiber Xenophon, dem die Mißwirtschaft auf dem Hofe Dareios II. und Artaxerxes II. wohl bekannt war, stellte in einem geschichtlichen Tendenzroman Kyros, wenn auch in Einzelheiten auf Kosten der geschichtlichen Treue, als Muster eines re[...]ten und weisen Herrschers auf; an seiner Auffassung freilich hat die Geschichtsforschung sehr viel auszusetzen.

Druck von Hartmann & Wolf, Leipzig.

13. Jahrgang

Preis des Jahrganges (4 Hefte) 2 M., geb. 3 M.

Der Alte Orient
Gemeinverständliche Darstellungen
herausgegeben von der
Vorderasiatischen Gesellschaft (E. V.)

Heft 4

Einzelpreis jedes Heftes 60 Pfennig

Entstehung und Herkunft der Jonischen Säule

Von

Felix von Luschan

Mit 41 Abbildungen im Text



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1912

Die Vorderasiatische Gesellschaft (E. V.)

mit dem Sitz in Berlin

bezweckt die Förderung der vorderasiatischen Studien auf Grund der Denkmäler. Sie gibt wissenschaftliche Arbeiten ihrer Mitglieder in zwanglosen Heften als „Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft“ und gemeinverständliche Darstellungen vierteljährlich unter dem Titel „Der Alte Orient“ heraus. Ferner will die Gesellschaft die Beschaffung neuen Materials anregen und unterstützen.

Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt 10 Mark, wofür die „Mitteilungen“ (sonst 15 M.) und „Der Alte Orient“ (sonst 2 M.) geliefert werden. — Aufnahme als Mitglied erfolgt durch den Vorstand auf einfache Anmeldung beim Schriftführer. — Zahlung der Beiträge hat im Januar an die J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Verlag, Leipzig, Blumengasse 2, zu erfolgen.

Der Vorstand besteht z. Zt. aus: Prof. Dr. F. von Luschan, 1. Vorsitzender, Südende, Berlin; Prof. Dr. M. Hartmann, 2. Vorsitzender, Hermsdorf (Mark); Prof. Dr. M. Sobernheim, Schriftführer, Berlin-Charlottenburg, Steinplatz 2; Dr. H. Winckler, Wilmersdorf; Prof. Dr. Br. Meißner, Breslau; Lic. Dr. Alfr. Jeremias, Leipzig; Prof. Dr. F. E. Peiser, Königsberg; Prof. Dr. Frdr. Hommel, München. — Herausgeber der „Mitteilungen“: Prof. Dr. H. Winckler, Wilmersdorf b. Berlin, Bingerstr. 79, des „Alten Orient“ Derselbe und Lic. Dr. Alfr. Jeremias, Leipzig, Hauptmannstraße 3.

Inhalt der bisher erschienenen Hefte des „Alten Orient“ (Preis 60 Pf.):

Ägypter als Krieger u. Eroberer in Asien. 7 Abb. W. M. Müller. 5 1
Schrift und Sprache der alten Ägypter. Mit 3 Abbildungen. Von W. Spiegelberg. 8 2
Magie und Zauberei im alten Ägypten. Von A. Wiedemann. 6 4
Tote u. Toten-Reiche im Glauben der alten Ägypter. 3. Aufl. Von A. Wiedemann. 2 2
Amulette der alten Ägypter. Von A. Wiedemann. 12 1
Unterhaltungsliteratur der alten Ägypter. 2. Auflage. Von A. Wiedemann. 3 4

Amarna-Zeit. Ägypten und Vorderasien um 1400 v. Chr. Von C. Niebuhr. 1 2

Arabien vor d. Islam. 2. Aufl. Von O. Weber. 3 1
Forschungsreisen in Süd-Arabien. 3 Kartenskizzen und 4 Abbildungen. Von O. Weber. 8 4
Glasers Forschungsreisen in Süd-arabien. Mit 1 Bild Glasers. Von O. Weber. 10 2

Aramäer. Von A. Sanda. 4 3
Asurbanipal u. die assyrische Kultur seiner Zeit. 17 Abb. Von F. Delitzsch. 11 1
Äthiopien. 1 Abb. W. M. Müller. 6 2

Politische Entwicklung Babyloniens und Assyriens. Von H. Winckler. 2 1
Himmels- u. Weltenbild der Babylonier. 2 Abb. 2. erweiterte Auflage. Von H. Winckler. 3 2, 3
Weltschöpfung, Babylonische. 1 Abb. Von H. Winckler. 8 1
Dämonenbeschwörung bei den Babyloniern und Assyrern. Von O. Weber. 7 4
Deutung der Zukunft bei den Babyloniern und Assyrern. Von A. Ungnad. 10 3

(Fortsetzung auf der dritten Umschlagseite)

Dem Andenken

von

Otto Puchstein

geb. 6. Juli 1856

gest. 9. März 1911

Vorwort.

Den Kopf einer orientalischen Schönheit kann man von vielen Gesichtspunkten aus betrachten. Man kann ihn einfach als Ganzes bewundern und ihm gegenüber denselben ästhetischen Genuß empfinden, den uns ein Sonnenuntergang in der Wüste gewährt oder eine Mondnacht auf der Burg von Athen oder ein Morgen im Hochgebirge. Man kann aber ebensogut sich im einzelnen über die großen dunklen Augen oder über die zart gebogene Nase freuen oder die marmorgleiche Haut bewundern und man kann ihn auch anthropologisch zergliedern und darüber nachdenken, ob in ihm hethitische Elemente überwiegen oder semitische.

Genau ebenso werden verschiedene Menschen sich auch der ionischen Säule gegenüber sehr verschieden verhalten. Der Ästhetiker wird sagen, daß sie zu den schönsten Dingen gehört, die uns überhaupt aus dem Altertum überkommen sind, der Historiker wird ihre Entwicklung verfolgen und vielleicht ihre schönste Blütezeit auf der Burg von Athen und ihren Verfall unter den römischen Kaisern betrachten und der Techniker wird uns zeigen, wie ihr Schaft ursprünglich aus Holz gewesen sein muß und wie ihre Vorbilder noch heute überall im Orient erhalten sind: Die Balken, die das Vordach tragen, steckt man selbstverständlich nicht in die feuchte Erde, sondern man stellt sie auf eine steinerne Basis und ebenso versieht man sie oben mit einem Sattelholz.

Aber auch vom Standpunkt des Ethnographen kann die ionische Säule studiert werden, und eine solche Betrachtung sollen die nachfolgenden Blätter enthalten. Sie werden sich nicht mit der ästhetischen Wirkung und nicht mit konstruktiven oder metrischen Einzelheiten beschäftigen, sondern überwiegend mit der ornamentalen Ausgestaltung des Kapitells. Diese kann naturgemäß der Ethnograph besser beurteilen, als irgend jemand sonst, weil er die großartigen Ornamentserien der „primitiven" Völker kennt, neben

deren Reichtum jede andere Ornamentik an Masse und an Bedeutung weit zurücktritt.

Das Ergebnis meiner Untersuchung habe ich im IV. Teile der „Ausgrabungen in Sendschirli" (Berlin, Georg Reimer, 1911) kurz angedeutet und in der Sitzung der Berliner Archäologischen Gesellschaft vom 7. Nov. 1911 sowie in der Versammlung der Vorderasiatischen Gesellschaft vom 3. Januar 1912 etwas näher ausgeführt. Es wird hier zum ersten Male einem größeren Kreise zugänglich gemacht.

Diese Blätter sind dem Andenken von Otto Puchstein gewidmet, mit dem mich eine fast dreißigjährige, niemals getrübte Freundschaft verbunden hat und der nur durch seinen allzufrühen Tod verhindert war, seine grundlegenden Forschungen über die ionische Säule zu dem Abschlusse zu bringen, zu dem ich sie nun führen zu können glaube.

Die Mehrzahl der in diesem Hefte enthaltenen Abbildungen sind der in demselben Verlage erschienenen Schrift Puchsteins entnommen, die 1907 unter dem Titel „Die ionische Säule" erschienen ist. Außerdem verweise ich schon jetzt auf das 47. Berliner Winckelmann-Programm — Otto Puchstein, Das ionische Kapitell, Berlin, Georg Reimer, 1887, und auf das dort gegebene sehr vollständige Literatur-Verzeichnis. Ebenso muß ich schon hier voll Dankbarkeit der schönen Untersuchung von E. B. Tylor gedenken, die unter dem Titel „The winged figures on Assyrian and other ancient Monuments" 1890 in den „Proc. Soc. Bibl. Arch." erschienen ist. Dieser ausgezeichnete Anthropologe, der sich noch jetzt als der Nestor unserer englischen Fachgenossen uneingeschränkter Verehrung erfreut, hat damals als vollständiger outsider den Orientalisten zum ersten Male die wahre Bedeutung des bis dahin unverstandenen und für mystisch gehaltenen „Lebensbaumes" klar gemacht. Seine schöne Untersuchung hat eine Anzahl von Zusammenhängen ergeben, die in der Kette der hier von mir anzuführenden Tatsachen von wesentlicher Bedeutung sind.

Berlin, den 12. Januar 1912.

v. Luschan.

Abb. 1. Kapitell vom Athene-Tempel zu Priene.
(Nach Puchstein, Die ionische Säule.)

Für die Frage nach der Entstehung und Herkunft der ionischen Säule kommt allein nur das Kapitell in Betracht. Die Basis ist aus dem an sich selbstverständlichen Bestreben hervorgegangen, den ursprünglich hölzernen Schaft von dem feuchten Erdboden zu isolieren und die isolierende Steinplatte künstlerisch zu gestalten; natürlich kann der einfache oder geriefelte schlanke Schaft nur auf eine hölzerne Säule zurückgeführt werden, die erst im Laufe einer langen Entwicklung durch Stein ersetzt wurde. Um so schwieriger ist bisher das Verständnis des Kapitells gewesen. Ich selbst vermutete seit Jahrzehnten, daß die ionische Säule auf eine Dattelpalme zurückgeht und daß ihr Kapitell einfach die Krone der Palme ist, aber eine lückenlose Beweisführung ist erst durch einen Fund möglich geworden, der 1908 unweit von Sendschirli, in Saktsche-Gözü, von John Garstang gemacht wurde. Durch diesen Fund wird vor allem den unfruchtbaren Versuchen, die ionische Säule mit einer „Lilie" zu vergleichen, für immer der Boden entzogen.

Wenn ich nun daran gehe, im einzelnen zu zeigen, wie sich aus der naturalistischen Darstellung einer Palme allmählich die ionische Säule entwickelt hat, verzichte ich von vornherein auf eine genaue Beschreibung des Kapitells; eine solche möge man bei Puchstein[1] nachlesen, der an der Hand einer schönen Zeichnung von R. Koldewey auch den grundlegenden, aber nicht ganz leicht zu erfassenden Text des Vitruv wiedergibt und erläutert. Ebenso habe ich hier nichts über den Abacus, den Canalis und den Astragalus zu sagen, die ich als verhältnismäßig späte Zutaten betrachte,

1) „Das ionische Capitell", Berlin 1887.

und ebenso spielen Pulvinus und Balteus bei meiner Untersuchung nur eine ganz untergeordnete Rolle. Gewicht lege ich allein nur auf die Voluten, auf das Kymation mit dem „Eierstab" und auf die von Vitruv zwar nicht erwähnten, aber doch sehr bedeutsamen Palmetten in den Zwickeln zwischen den Voluten und dem Kymation. Vergl. Abb. 1 und 2.

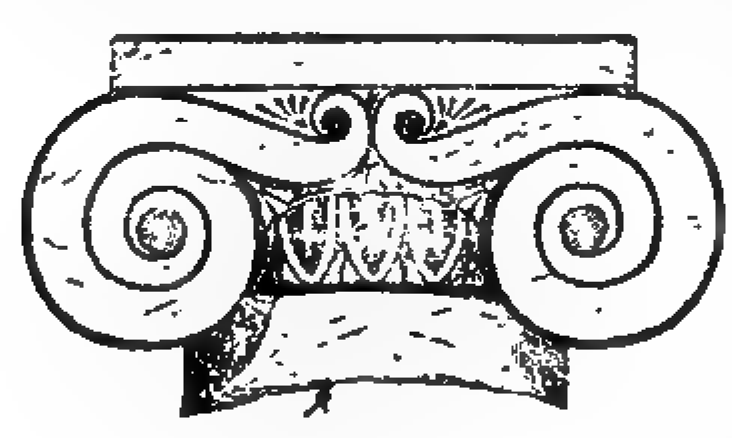


Abb. 2. Altionisches Kapitell von der Akropolis zu Athen, nach Puchstein, Die ionische Säule.

Indem ich vorausſende, wie später zu zeigen sein wird, daß diese Zwickel-Palmetten den Fruchtständen der Palme und die Voluten ihren Blattwedeln entsprechen, wende ich mich sofort zu einer Erklärung des Eierstab-Kymations. Schon aus der Abb. 2 erhellt, daß dieses Kyma sich nur aus einem Blätterkranze entwickelt haben kann, und ältere Formen lassen diese Annahme als eine durchaus zwingende erscheinen. Wen die beiden, hier Fig. 2

Abb. 3. Altionisches Kapitell von der Akropolis zu Athen, nach Puchstein, Die ionische Säule.

und 3 abgebildeten Kapitelle von der Burg von Athen noch nicht hiervon überzeugen, den verweise ich auf das hier (Fig. 4) abgebildete Kapitell von Neandria mit seinen zwei Blattkränzen, von denen die Blätter des einen nach unten hängen, während die des zweiten nach oben gerichtet und mit ihren Spitzen durch ein torusartiges Band zusammengehalten sind.

Kymatia solcher Art sind uns aus Assyrien lange bekannt, und meine Ausgrabungen in Sendschirli haben zwei große Basen ergeben, die sicher in diesen Kreis gehören. Am klarsten sind die Blattkränze bei einem Bronzemöbel des Britischen Museums zu

Abb. 4. Ur-ionisches („aeolisches") Kapitell aus Neandria, Koldewey, nach Puchstein, Die ionische Säule.

erkennen, von dem ich hier (Fig. 5) eine Abbildung reproduziere. Solche Blattkränze scheinen in der Sargonidenzeit recht häufig gewesen zu sein; selbstverständlich gehören auch die vier „kronenförmigen Zierate" aus dem N. W. Palaste von Nimrud, die A. H. Layard[1] beschreibt, ebenso wie die gleichzeitig gefundenen Löwen- und Stierfüße, zu einem solchen Bronzemöbel. Sie haben etwa 15 cm im Durchmesser. Ein ähnliches, nur sehr viel massiveres Möbel, angeblich ein Thron, vielleicht ein Ruhelager, ist aus Van bekannt; ein einzelner Fuß ist bei Perrot und Chipiez,

1) Nineveh and Babylon, p. 180 der englischen Ausgabe und S. 136 der Zenkerschen Übersetzung.

II S. 725, abgebildet; wenn die Zeichnung zuverlässig ist, befinden sich auf dem gegossenen Stücke zwei Blattkränze übereinander, beide mit den Spitzen nach unten und von einander durch ein kurzes zylindrisches Stück und durch einen flachen Torus getrennt.

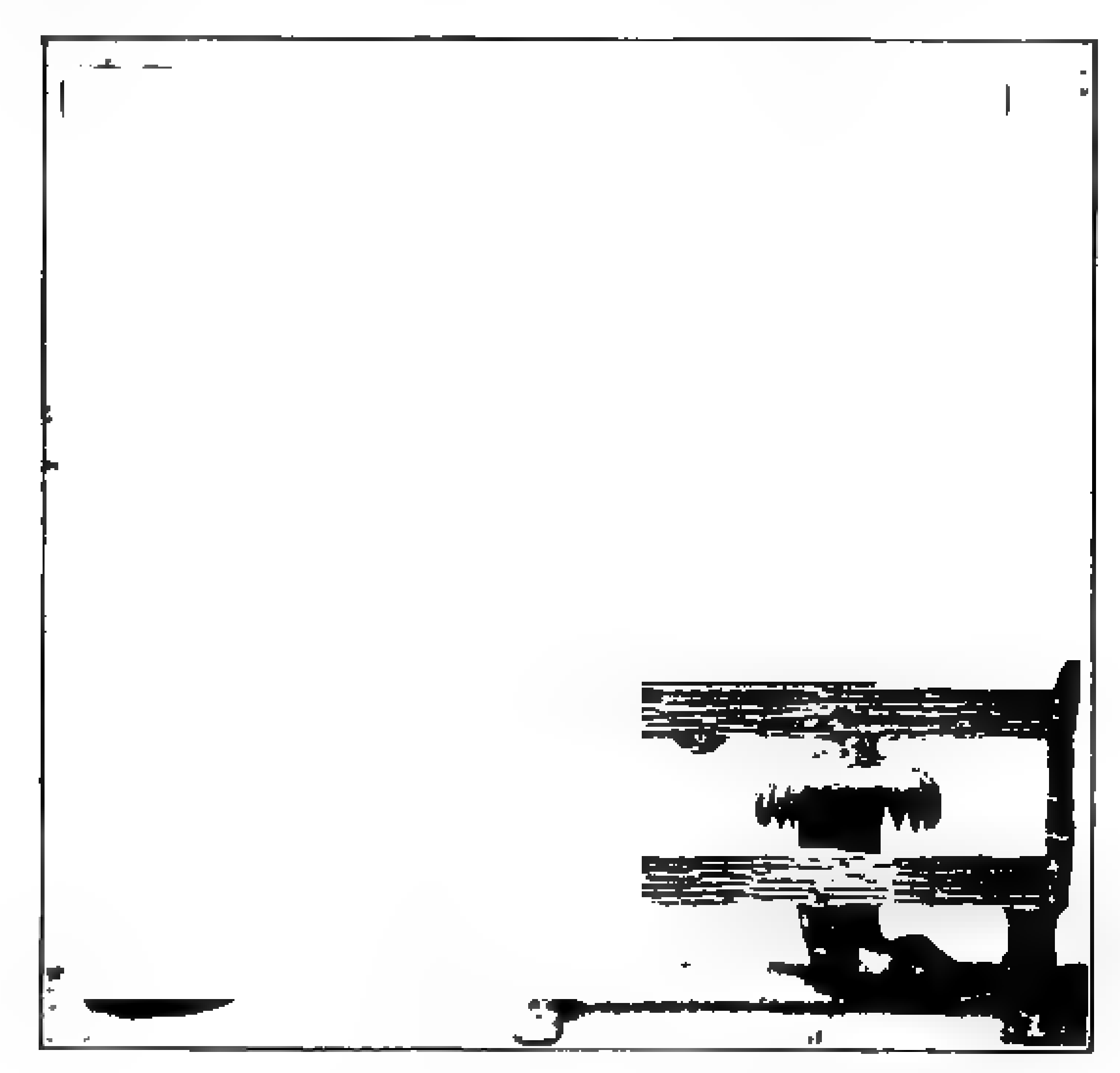


Abb. 5. Assyrischer Thron und Schemel aus Bronze. — Original im Brit. Museum.

Von einem weiteren, ganz besonders zierlichen und kunstvollen Möbel dieser Art befindet sich ein einzelner Fuß im Britischen Museum. Wie Abb. 6 zeigt, ruht der eigentliche, mit einem Blattkranz geschmückte Fuß des Möbels auf dem Kopf eines sphinxartigen Fabelwesens, dessen Kopf ursprünglich wohl aus Elfenbein gewesen war und verloren gegangen ist.

Wo diese Verwendung von Blattkränzen für Möbel ursprünglich zu Hause ist, bedarf noch der Untersuchung; jedenfalls finden sich ähnliche Stücke, aber aus Stein und in sehr großen Dimensionen als Säulenbasen verwandt, in früher Zeit schon in Nord-

Syrien. Die hier (Fig. 7 und 8) abgebildeten Stücke stammen aus Sendschirli; das erstere, 0·96 im Durchmesser haltend, ist in der Nähe des Asarhaddon-Palastes gefunden, aber in sekundärer Lagerung; sein Alter ist daher nicht mit Sicherheit zu bestimmen.

Abb. 6. Fuß eines assyrischen Möbels. Bronze, Original im Brit. Museum.

Hingegen stammt das zweite, noch sehr viel größere (1·54 Durchmesser), aus einem Bauwerk, das mit einiger Sicherheit in das 9. vorchristl. Jahrh. zu verlegen ist und jedenfalls schon um 720 v. Chr. durch Brand vernichtet wurde. Da[1] standen am Ende

1) Vgl. „Ausgrabg. i. Sendschirli", H. IV, Berlin 1911, G. Reimer, Taf. LIII.

einer mächtigen Freitreppe drei nahezu gleiche Basen dieser Art in situ. Zu ihrem Verständnis muß auf die einfachere (und wohl ältere) Form des Fig. 7 abgebildeten Stückes zurückgegriffen werden. Man erkennt da sofort die beiden Blattkränze, von denen der untere mit den Spitzen seiner Blätter nach oben gerichtet ist, der obere nach unten; an beiden Kränzen sind die Spitzen wie eingerollt oder eingebogen und außerdem noch gemeinsam durch einen großen mittleren Wulst zusammengehalten.

Bei den drei größeren Basen, von denen eine hier (Fig. 8) abgebildet ist, erscheint der untere Blätterkranz dem der kleineren Base völlig gleichartig gebildet; Mittelrippen und Blattränder sind

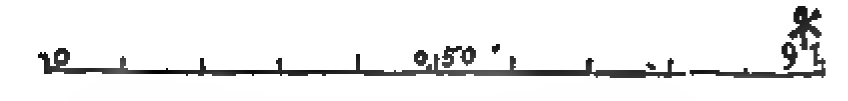


Abb. 7. Basis aus Sendschirli, 1/15 der wirklichen Größe.

hier wie dort durch flache Rundstäbe hervorgehoben, und hier wie dort sind in den Zwischenräumen zwischen den sich verjüngenden Blattenden Gruben entstanden, die besonders bei den drei größeren, wie ich annehme, jüngeren Basen deutliche Eiform zeigen. Auch der die beiden Blattkränze zusammenhaltende mittlere Wulst ist beiden Basen gemein; daß er bei dem kleineren Stücke glatt und bei den größeren mit einem Flechtband und mit Rosetten geschmückt ist, entspricht nur der reicheren Ausführung dieser Stücke. Hingegen ist bei ihnen der obere Blattkranz völlig selbständig

weiterentwickelt; zwar sind seine Umrisse noch erhalten, aber die sonst durch Rundstäbe hervorgehobenen Blattränder sind verschwunden und die Mittelrippen durch einen tauartig gewundenen Wulst ersetzt. Zwischen diesen Mittelrippen sind so 18 oder 19 Felder entstanden, die gleichmäßig je von einer einheitlichen und in sich geschlossenen Komposition ausgefüllt erscheinen, deren Symmetrieaxe in der Gegend der alten Blattränder liegt und

Abb. 8. Basis aus Sendschirli, um 850 v. Chr., etwa 1/10 der wirklichen Größe.

die im wesentlichen aus drei Volutenpaaren besteht. Auf diese letzteren werde ich wegen der „Tropfen" noch zurückkommen; einstweilen muß hier schon festgestellt werden, wie dem Schöpfer dieser großen Basen sichtlich das Verständnis für die wahre Natur seiner Blattkränze gefehlt hat.

Ein solcher Sachverhalt wird zweifellos manchem verwunderlich, ja völlig unglaubwürdig erscheinen, da man ja im allgemeinen von dem Handwerksmeister und von dem Künstler annimmt, daß sie verstehen, was sie arbeiten. Nur wir Ethnographen wissen das

besser; wir kennen zahlreiche Serien aus dem Ornamentenschatz der primitiven Völker, die einwandfrei zeigen, wie leicht dem Künstler

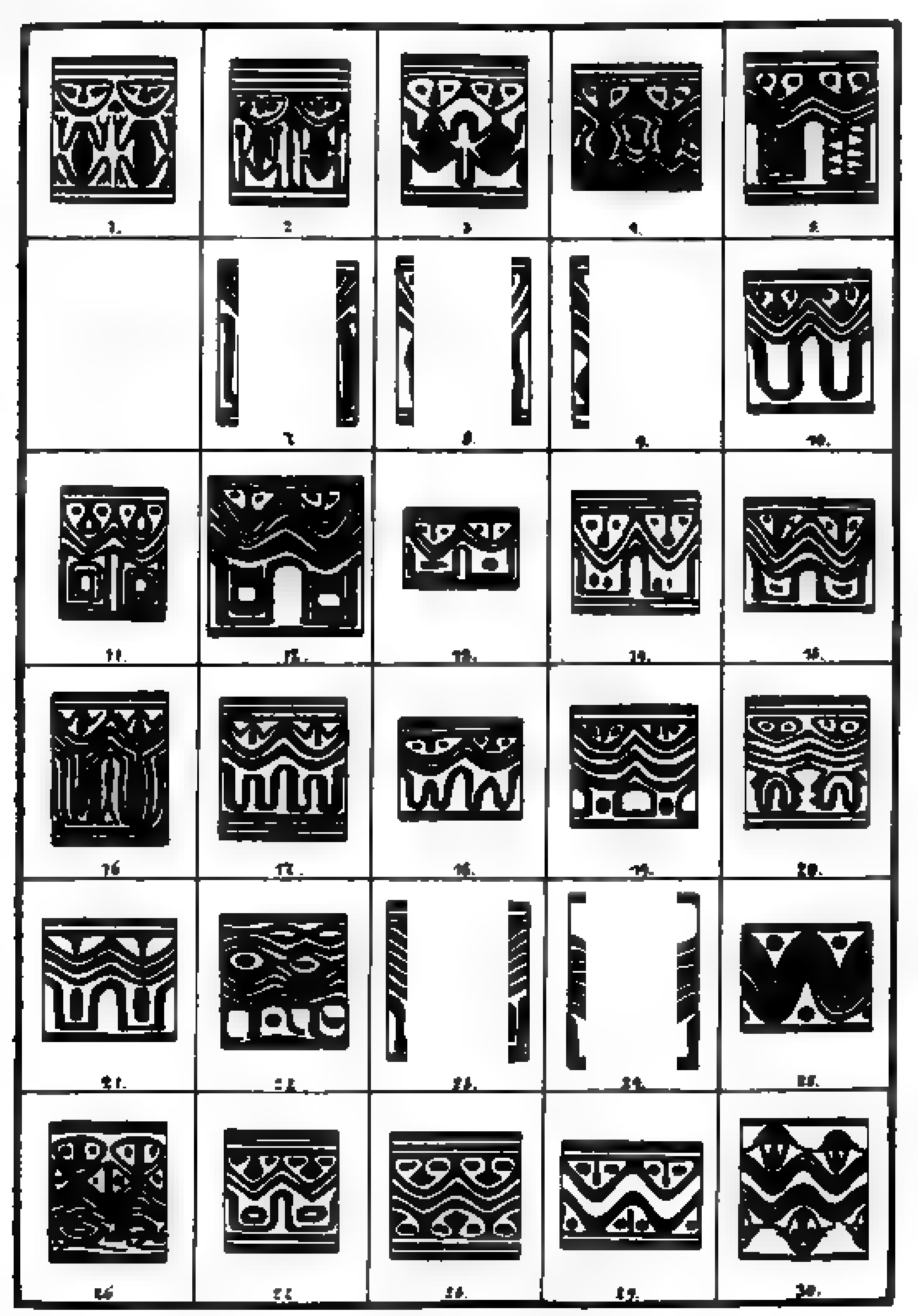


Abb. 9. Serie von Verzierungen auf Speeren von den Salomo-Inseln. Vgl. v. Luschan, Beiträge zur Völkerkunde der Deutschen Schutzgebiete, Berlin, D. Reimer 1897.

über der allgemeinen Form der ursprüngliche Begriff verloren gehen kann. Schlagende Beispiele hierfür habe ich 1897 in meinen

„Beiträgen zur Völkerkunde der Deutschen Schutzgebiete" veröffentlicht. Da der Band jetzt vergriffen ist, reproduziere ich hier (Abb. 9) eine der Tafeln, die ein regelmäßig auf den Wurfspeeren einiger Inseln der Salomogruppe wiederkehrendes Ornament zeigt. Diese Speere sind drehrund; das Ornament befindet sich an der Übergangsstelle zwischen Schaft und Spitze, wie auf einem Zylindermantel und ist hier von dreißig, aus einer sehr viel größeren Anzahl von Speeren ausgewählten Stücken abgerollt wiedergegeben. Daß es sich ursprünglich um zwei nebeneinander hockende Männchen handelt, ist ohne weiteres einleuchtend; man sieht auch, wie diese immer nachlässiger und flüchtiger dargestellt werden, bis schließlich — auf dem letzten Stücke der vorletzten Reihe — nur mehr einige „Wellenlinien" und runde Scheibchen übrig geblieben sind. Dazwischen aber gibt es Stücke, bei denen der Schnitzer vergessen zu haben scheint, was oben und was unten ist, oder bei denen er da, wo eigentlich die Beine sind, ein Gesicht zu sehen glaubt, wie etwa bei Nr. 13, 15, 21 oder 23; dann kommt ein Stadium, in dem der Mann es anscheinend als unrecht empfindet, daß auf der einen Hälfte des Feldes zwei Gesichter stehen und auf der anderen nur eines; er macht den Fehler gut und schnitzt nun auch auf der unteren Hälfte zwei Gesichter, genau wie auf der oberen, bewußt und mit voller Überlegung, denn auf verschiedenen Speeren sind ausnahmslos die Gesichter beider Hälften untereinander immer völlig gleichartig stilisiert, wie aus den Stücken der untersten Reihe von Abb. 9 hervorgeht. So können aus vier Beinen zwei menschliche Gesichter werden — genau so, wie z. B. der heraldische Doppeladler sich nachweisbar aus der geflügelten Sonnenscheibe entwickelt hat. Den Ethnographen, wie gesagt, sind solche Wandlungen bekannt und geläufig, aber es schien mir nötig, sie hier auch vor einem größeren oder wenigstens anderen Leserkreise zu erwähnen. Nur von einem solchen Gesichtspunkte aus sind die drei großen Basen von Sendschirli überhaupt verständlich.

Inzwischen geht schon aus der kleinen hier Fig. 7 abgebildeten Basis von Sendschirli hervor, auf wie einfache Art ein Eierstab-Kymation aus einem Blätterkranze entstehen kann. Die Fig. 2 und 3 abgebildeten alten ionischen Kapitelle zeigen primitive Weiterbildungen dieses Typus. Derartige Wandlungen haben sich vermutlich an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten mehrfach und von einander unabhängig vollzogen; doch wird man bis auf weiteres wohl Nord-Syrien und das 8. oder 9. vorchristl.

Jahrhundert als Heimat und als Entstehungszeit des Eierstab-Kymations betrachten dürfen[1].

In ganz ähnlicher Art werden wir aber auch für die Voluten des ionischen Kapitells westasiatischen Ursprung annehmen müssen und dabei von dem hier Fig. 4 abgebildeten Kapitell von Neandria ausgehen können. Freilich müssen wir, um diesen wunderbaren Fund Koldeweys ganz zu verstehen, die landläufige Erklärung seiner Form aufgeben und nach einer neuen suchen. Noch Puchstein meint, die Lilie habe hier „nach syrischer Art ihren Kelch verloren und eine palmettenartige Füllung erhalten, während

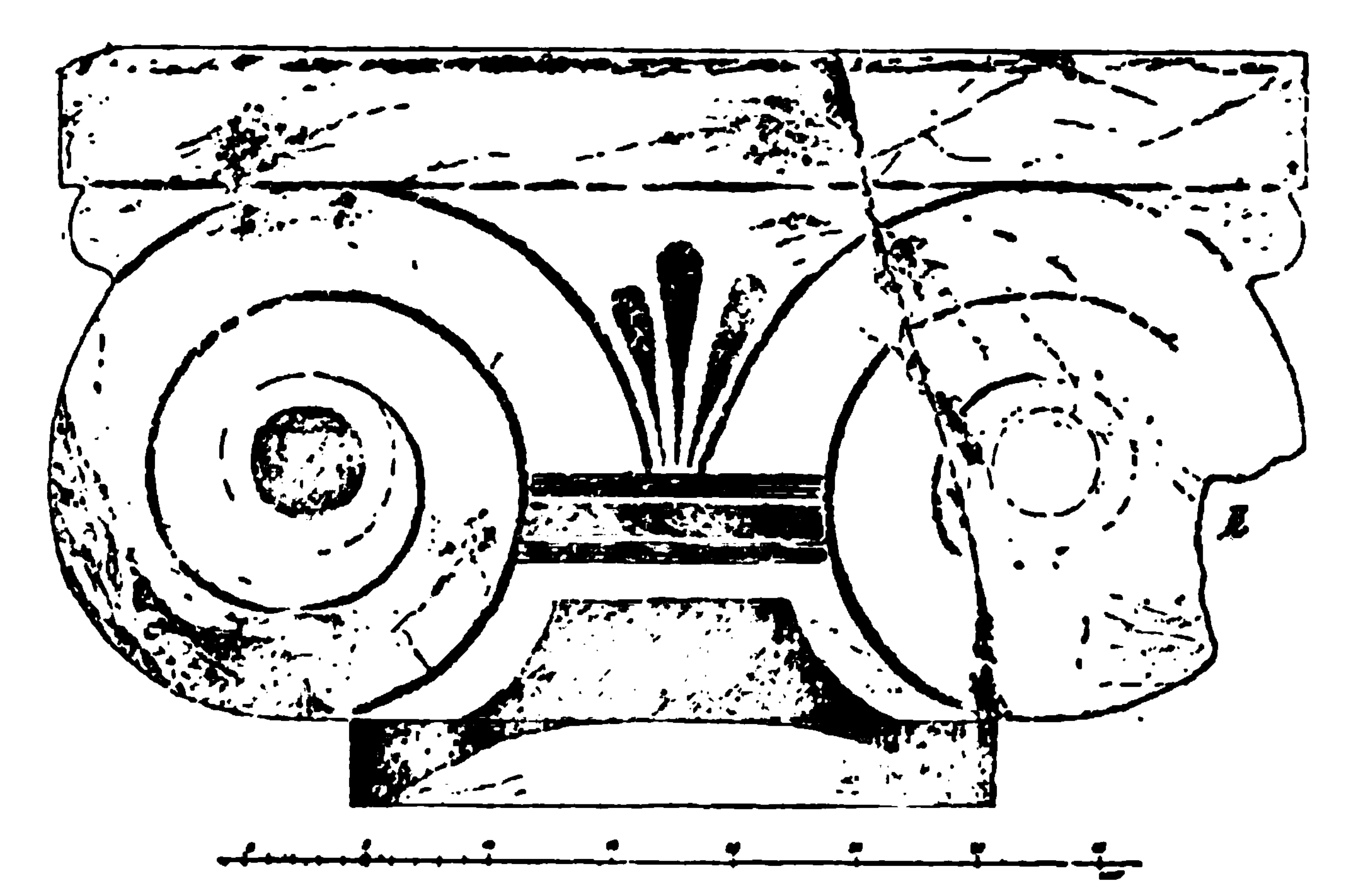


Abb. 10. Aeolisches Kapitell von der Burg zu Athen, nach Puchstein, Die ionische Säule.

die beiden Blütenblätter zu kolossalen, sehr wirksamen Schnecken oder Voluten entwickelt worden sind, so daß sich das naturalistische Vorbild in eine ganz künstlerische, nur noch durch Linien und Formen wirkende Schöpfung verwandelt hat". Welche Bewandtnis es hier mit der „Lilie" und ihren „beiden Blütenblättern" hat, soll gleich gezeigt werden; vorher aber möchte ich noch auf das hier Fig. 10 abgebildete aeolische Kapitell hinweisen. Es steht so

1) Eugen Petersen hatte die große Güte, mich auf das hierher gehörige schöne Stück etrurischen Fundortes aufmerksam zu machen, das sich im Museo preistorico ethnogr. in Rom befindet. Es ist der berühmte Kesselträger, der von Helbig (Führer II² u. 1531) beschrieben ist. Vgl. Mon. inedit. d. Inst. XI. 2. 7. Er hat zwei Blattkränze.

vollkommen in der Mitte zwischen dem Kapitell von Neandria und dem typischen ionischen Kapitell, daß es als echte und sichere Übergangsform bezeichnet werden muß. Niemand, wenigstens niemand, der mit ethnographischen Ornamentreihen vertraut ist, wird auch nur einen Augenblick daran zweifeln können, daß wirklich die späteren ionischen Kapitelle sich aus Formen entwickelt haben, die dem Kapitell von Neandria verwandt waren.

Wie ist aber das Kapitell von Neandria entstanden! Daß man es immer und immer wieder auf eine Lilie zurückführen wollte, ist ein eigenartiger und kunsthistorisch sicher sehr interessanter und lehrreicher Irrtum. Er schließt sich an eine schöne Untersuchung von L. Borchardt an, der — zweifellos mit Recht — in zwei Pflanzen, dem Papyrus und dem Lotus, alte Vorbilder für die ägyptische Ornamentik erkannt hat. Neben diesen beiden bekannten und gerade für Ägypten so ganz besonders typischen Pflanzen erscheint nun nach Puchstein „eine neue, in der Gesamtform ähnliche Pflanze, deren Vorbild in der Natur noch nicht wiedererkannt worden ist. Sie hat eine Blüte mit dreiblättrigem Hüllkelch, zwei nach außen überfallenden Blumenblättern und einem Kolben in der Mitte und darf kurz als ‚Lilie' bezeichnet werden". Puchstein setzt hier das Wort „Lilie" zwischen „Gänsefüßchen" und hat dabei ursprünglich vielleicht gar nicht an eine wirkliche Lilie gedacht, mit der die gemeinte ägyptische Ornamentform auch äußerlich kaum etwas gemein hat, sondern an die heraldische Lilie, besonders an die typische Lilie der Bourbon, die in der Tat eine sehr große Ähnlichkeit mit jenen altägyptischen Formen hat.

Abb. 11. „Dickicht von Papyrus und Lilien", vom Fuß einer ägyptischen Tempelwand, 18. Dyn. Nach Puchstein, Die ionische Säule.

Leider, vielleicht nur durch einen unglücklichen Zufall, sind in den späteren Ausführungen Puchsteins bei dem Worte „Lilie" dann die „Gänsefüßchen" weggeblieben, so daß er später von wirklichen Lilien spricht und schließlich auch an solche denkt. Um was es sich dabei handelt, geht aus den Abb. 11 und 12 hervor; was da als „Lilien" bezeichnet wird, ist freilich untereinander recht ver-

schieden. Die oben wiederholte Beschreibung deckt sich mit keinem der beiden abgebildeten Typen. Bei den „Lilien" der Abb. 12 vermissen wir den dreiblättrigen Hüllkelch, und die „Lilien" der Abb. 11 haben außer diesem, den zwei großen „Blumenblättern" und dem Kolben, noch zwei weitere, sehr eigenartige Gebilde, die wie hängende Tropfen aussehen. Diesen selben „Tropfen" begegnen wir nicht selten in der ägyptischen Ornamentik; so finden wir sie an „Lilien" selbst dann, wenn diese als Hängeschmuck angebracht sind, wie z. B. auf dem Gebälk eines Baldachins (vgl. Abb. 13). Daß dann die „Tropfen" selbst nach aufwärts streben, beweist nichts weiter, als daß sie mit den „Lilien" selbst zu einem organischen Ganzen geworden sind, zu einem in sich geschlossenen Ornament, das in beliebiger Orientierung verwendet werden kann. Tatsächlich sehen wir vielfach in Ägypten und auch in Assyrien (vgl. Abb. 14) ähnliche Ornamente auch gegenständig angebracht, und Abb. 15 zeigt, daß derartige, einmal in eine feste Form geprägte Ornamente auch, abwechselnd nach oben und nach unten orientiert, nebeneinander vorkommen können.

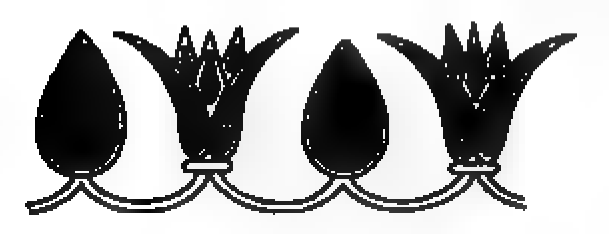
Abb. 12. „Lilien und Lotus", vom Wandfuß eines thebanischen Grabes der 18. Dyn. Nach Puchstein, Die ionische Säule.

Abb. 13. „Lilien, Knospen u. Rosetten" am Gebälk eines Baldachins, Zeit Amenophis II. Nach Puchstein, Die ion. Säule.

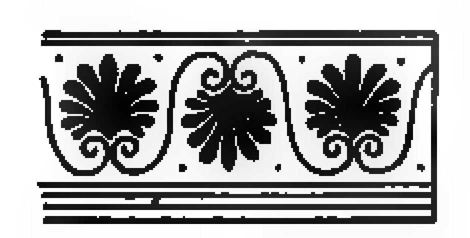
Ich weiß nicht, ob die verschiedenen, als „Lilien" bezeichneten Formen der ägyptischen Ornamentik alle auf ein und dasselbe pflanzliche Vorbild zurückgehen oder nicht, aber ich halte es für mehr als bloß wahrscheinlich, daß wenigstens die „Lilien" mit den hängenden „Tropfen" ursprünglich von der fruchttragenden Palme ihren Ausgang genommen haben. Man muß in Ägypten oder sonst im Oriente die schwer herabhängenden großen traubigen

Fruchtstände der Dattelpalme selbst gesehen haben und man muß ihre wirtschaftliche Bedeutung kennen, um zu verstehen, wie die

Abb. 14. Assyrischer Fries auf einem bunt glasierten Ziegel aus dem Palast Asurnassirpals in Nimrod. Nach Puchstein, Die ionische Säule.







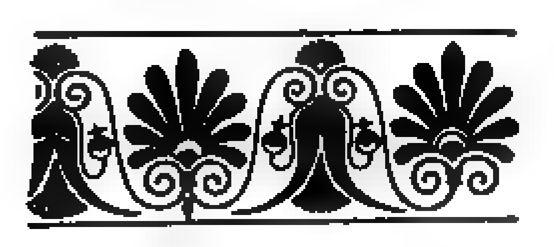


Abb. 15. Ornamente von griechischen Vasen, nach Montelius, bei Puchstein, Die ionische Säule. Natürlich hat das in England honey suckle genannte Ornament nichts mit Lonicera zu tun; es geht auf die Palme zurück: Palmette!

Dattelpalme da immer wieder von neuem das Vorbild für Zierformen aller Art abgibt und schon in sehr früher Zeit zum heraldischen Symbol für Oberägypten wird.

In seiner sonst so außerordentlich wertvollen Studie über die ägyptische Pflanzensäule der Spätzeit (Recueil de Trav. rel. à la Phil. et à l'Arch. égypt. et assyr., Vol. XXV) bezweifelt A. Köster freilich, daß der alten oberägyptischen Wappenpflanze, die ihrerseits wieder das Vorbild für die ägyptischen Liliensäulen abgab, überhaupt eine bestimmte Pflanze zugrunde liegt, und meint, wir müßten „vielmehr annehmen, daß wir es hier mit einer rein ornamentalen Form zu tun haben". Dieser Meinung des gelehrten Ägyptologen kann ich mich nicht anschließen; jeder Ethnograph weiß, daß selbst rein geometrischen Zierformen ursprünglich meist organische Vorbilder zugrunde liegen. Die Vorstellung, daß gerade eine so reich entwickelte Zierform, wie die heraldische „Lilie" von Oberägypten, die als Wappenpflanze die ganze Landschaft charakterisiert, auf freier Erfindung beruhen solle, muß daher von vornherein als ganz unmöglich abgelehnt werden. Dasselbe gilt natürlich erst recht von der Ansicht Riegls (Stilfragen S 59 ff.), der nach Goodyears Vorgang die „Lilie" als Lotosblüte „in halber Vollansicht" erklärt und die Entstehung der tropfenförmigen Anhängsel auf dekorativ künstlerische Gesichtspunkte zurückführt. Dem gegenüber halte ich mit aller Entschiedenheit daran fest, daß die heraldische Lilie von Oberägypten eine stilisierte Dattelpalme ist und daß ihre tropfenförmigen Anhängsel die herabhängenden Datteltrauben bedeuten.

Abb. 16. Ägyptische Palmsäule des Berliner Museums, vom Totentempel des Unas bei Sakkara. Nach Puchstein, Die ionische Säule.

Bedenkt man, wie in vielen Teilen Ägyptens die Dattelpalme auch das einzige, überhaupt für größere Bauten

verwendbare Bauholz liefert und wie da ihre schlanken Stämme seit jeher und noch bis auf den heutigen Tag als Träger und Stützpfeiler verwendet werden, so erscheint es nur selbstverständlich, daß im alten Ägypten schon früh auch große steinerne Säulen die Form von Palmbäumen annahmen. Wie aus den Abb. 16 und 17 zu sehen, hat man sich da nicht mit dem Schaft allein begnügt, sondern den ganzen Baum mit seinen Wedeln zur Säule gemacht, indem man die in der Natur breit ausladenden Wedel durch Umwickeln mit einem Bande zusammenraffte und so eine einfache, technisch und ästhetisch gleich befriedigende Säule schuf. So wenigstens ist die ägyptische Palmsäule richtig zu erklären; andere freilich wollen wissen, daß sie aus der Sitte hervorgegangen sei, das obere Ende von glatten Steinsäulen bei festlichen Gelegenheiten mit Palmwedeln zu schmücken; aber die Art, wie auch glatte und gebündelte Papyrussäulen oben mit Bändern zusammengebunden sind,

Abb. 17. Kapitell einer ägyptischen Palmsäule nach Prisse I., pl. 61, bei Puchstein, Die ionische Säule.

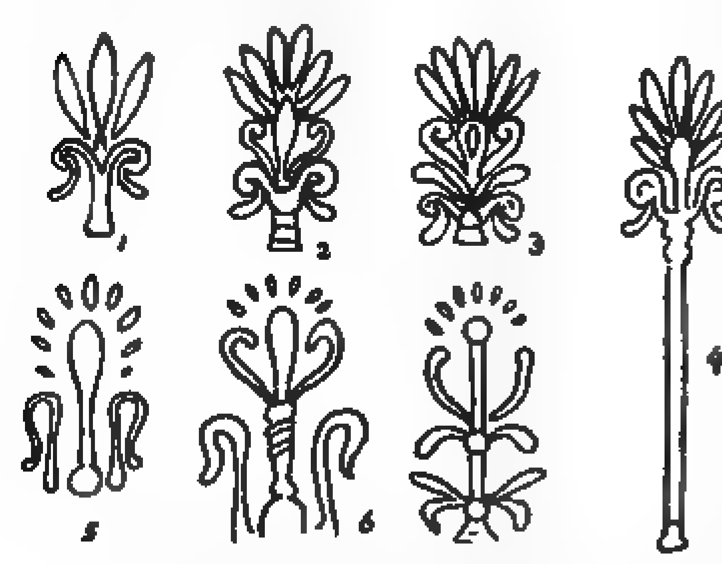


Abb. 18. Ägyptische Palmetten-Säulen und ihre Ableitungen, nach Arthur J. Evans, The Mycenaean Tree and Pillar Cult. London 1901, 1—3 Ägyptisch, 4—7 Kyprisch und Mykenisch.

um die schwanken und an sich nicht tragfähigen Knospen und Blüten tragfähig erscheinen zu lassen, scheint mir ganz eindeutig zu beweisen, daß bei den ägyptischen Palmsäulen wirklich der ganze Baum zur Säule gemacht wurde.

Wie aus Abb. 18 hervorgeht, kennt auch die altkretische und die mykenische Kunst die Entstehung von Säulen und ähnlichen



Abb. 19. Dattelpalme auf einem ägyptischen Relief der 18. Dyn. An ihr die beiden Arme einer Speise und Trank spendenden Göttin.

Abb. 20. Dattelpalme auf einem assyrischen Relief („Assurbanipal in der Weinlaube"). Man beachte die naturalistischen Wurzelschößlinge; anderswo sind sie kapitellartig stilisiert, vergl. Abb. 32 auf S. 32. Nach Puchstein, Die ionische Säule.

Zierformen aus Bäumen. Die schönste und reichste Entwicklung aber hat die Palmsäule auf westasiatischem Boden gefunden, und da sind aus ihr im Laufe von wenigen Generationen die unmittelbaren Vorläufer der ionischen Säule entstanden. Dies würde schon Puchstein erkannt haben, wenn er nicht durch einen unglücklichen Zufall die heraldische Lilie von Oberägypten für eine wirkliche Lilie gehalten hätte. Den richtigen Zusammenhang wird man am besten erkennen, wenn man von der Betrachtung einer wirklichen, fruchttragenden Dattelpalme ausgeht, deren Formen uns ja allen,

sei es aus wirklicher Anschauung, sei es aus Photographien und anderen Abbildungen geläufig sind. Es gibt übrigens aus Ägypten und aus Assyrien zahlreiche alte erstaunlich naturgetreue Darstellungen von Dattelpalmen, aus denen Puchstein die hier Abb. 19 und 20 reproduzierten gewählt hat, freilich ohne den nun erst von

Abb. 21. Teil einer Wandbekleidung aus bunt glasierten Ziegeln, von der Fassade des Thronsaales Nebukadnezars in Babylon, nach W. Andrae.

mir nachzuweisenden Zusammenhang mit der ionischen Säule zu kennen.

Für diesen Nachweis ist allerdings noch ein Rückblick auf Babylon nötig: Abb. 21 zeigt nach einem sehr weit verbreiteten und allgemein bekannten in Buntdruck ausgegebenem Blatte der Deutschen Orient-Gesellschaft einen Teil der aus bunt glasierten Ziegeln hergestellten Wandbekleidung von der Fassade des Thronsaales Nebukadnezars vom Kaṣr in Babylon. Nach der land-

läufigen Erklärung enthält es oben einen Fries von fächerförmigen Gebilden, die durch Bögen miteinander verbunden sind, und unten eine Reihe von Stielen, die zwei lilienartige, ineinander gesteckte Blüten tragen, deren Blätter weit überfallen und sich einrollen. „Auch hier verbinden Bögen, mit einem einfachen Blütenschema besetzt, die großen doppelten Lilien und stellen einen fortlaufenden Fries her."

In gleicher Weise spricht Puchstein bei der Beschreibung des hier Fig. 22 abgebildeten Standartenendes von Assur von einer

Abb. 22. Standartenende (?) aus Assur, nach Puchstein, Die ionische Säule.

Scheibe, die auf zwei Kelchen mit aufgerollten Blättern ruht. Den Schlüssel zum Verständnis jener „doppelten Lilien" und dieser zwei Kelche bildet die hier Abb. 23 reproduzierte Orthostatenreihe von Saktsche-Gözü. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der in der Mitte des einen Blockes unter der geflügelten Sonnenscheibe befindliche Gegenstand mit den „doppelten Lilien" vom Kaßr in Babylon identisch ist und ebenso auch mit den zwei Kelchen der Standarte von Assur. Dieser Gegenstand aber ist ohne jede Möglichkeit eines Zweifels ein Palmbaum; er muß trotz seiner dreifachen Krone als solcher schon wegen der Bildung seines Stammes an-

gesprochen werden, aber auch wegen der ihn umgebenden Dämonen. Gewiß erscheint manchem der dreifache Wipfel auffallend, aber er ist nicht auffallender als die übereinandergesetzten Lilien und Kelche, mit denen wir ihn vergleichen müssen; derartige Verdopplungen sind zwar unter den Zierformen der Kulturvölker verhältnismäßig selten, aber sie finden sich bei vielen „primitiven" Völkern so häufig, daß sie dem Ethnographen als eine ganz alltägliche Erscheinung bekannt sind.

Hingegen bedürfen die Dämonen auf den beiden Orthostaten von Saktsche-Gözü hier noch einer Erläuterung. Die Darstellung selbst ist allerdings nur eine ungeschickte und künstlerisch sehr

Abb. 23. Orthostaten von Saktsche-Gözü nach Garstang. Zwei Dämonen halten die Sonne über einen eben befruchteten Palmbaum fest. (Die Zinkätzung gibt durch ein Versehen das Spiegelbild.)

minderwertige Replik einer assyrischen Gruppe, aber sie ist inhaltlich von nicht geringer Bedeutung. Die Orientalisten kennen schon lange assyrische Reliefs von der Art der hier Fig. 24 und 25 abgebildeten Bilderwerke. Man hat sie in früherer Zeit völlig mißverstanden und allerhand mystisches Zeug in sie hineingeheimnißt. Wir wissen heute, seit der eingangs erwähnten Studie E. B Tylors, daß der mystische „Lebensbaum" ganz einfach eine Dattelpalme ist, die von Dämonen befruchtet wird, genau so, wie noch heute überall in Ägypten und im Zweistromland die Dattelbäume künstlich von Menschen befruchtet werden müssen, wenn sie eßbare Früchte liefern

bis E. B. Tylor ihn erkannte und beleuchtete. Ihm ist auch die Zusammenstellung zu verdanken, die hier Fig. 26 reproduziert ist

Abb. 27. Assyrische Fruchtbarkeits-Dämonen.

und in ihrer schlagenden Überzeugungskraft weiter keiner Erläuterung bedarf. Tylor stellte auch einige der assyrischen Befruchtungs-Dämonen zusammen (vgl. Abb. 27), er wies darauf hin, daß sie

die Vorbilder seien, aus denen sich in der späteren, besonders in der christlichen Kunst die Engel entwickelt hätten, und zeigte auch, welche Bedeutung dabei den Palmbäumen und den Cherubim in der Vision des Ezechiel vom Tempel Salomonis zukommt. Niemand kann heute daran zweifeln, daß diese Deutung durchaus zutrifft. Auch daß diese befruchtenden Dämonen immer geflügelt dargestellt sind, aber niemals fliegend, können wir unschwer verstehen; dadurch und durch ihre majestätische Haltung soll die fast übernatürliche Macht zum Ausdruck gelangen, die der wirtschaftlichen Bedeutung der Dattelpalme entspricht; wissen wir doch, wie für viele Landschaften des Orients ein Ausbleiben der Dattelernte Hungersnot, Elend und Verderben zur Folge hat.

Khorsabad.

Abb. 28. Fruchtbarkeits-Dämonen nach Place, Pl. 15 bei E. B. Tylor.

Ihrer eigentlichen Funktion entsprechend, werden diese geflügelten Dämonen ursprünglich immer mit der männlichen Palmenblüte in der einen und einem Körbchen in der anderen Hand dargestellt, genau wie man noch heute in Ägypten Arbeiter sehen kann, die, wenn sie auf einen Palmbaum klettern, um ihn zu befruchten, ein Körbchen tragen, in dem sich noch weitere männliche Blütenstände befinden; Hunderte von weiblichen Fruchtständen können mit dem Pollenstaube einer einzigen männlichen Blüte befruchtet werden, aber wenn eine solche keinen Staub mehr gibt, wird sie aus dem Körbchen durch eine neue ersetzt. So werden dieses und der „konische Zapfen“ zu feststehenden Attributen, aus denen man auf die Bedeutung einer Darstellung selbst dann noch schließen kann, wenn sie sonst an sich völlig unverständlich wäre.

So wird z. B. das rein ornamentale Bildwerk verständlich, das uns von dem bunt glasierten Torbogen von Khorsabad bekannt ist. Die Originalziegel sind ja unwiederbringlich verloren, aber wir wissen, wie da immer ein „Rad“ mit einem unserer typischen Fruchtbarkeits-Dämonen abwechselte (vgl. Abb. 28) — genau wie in der Vision des Ezechiel. Wir wissen jetzt, daß dieses „Rad“ die Stelle eines Palmbaumes einnimmt, und werden wohl annehmen dürfen, daß es wirklich auch einen Palmbaum bedeutet, der in der Ansicht von oben dargestellt ist.

Abb. 29. Teil eines Reliefs von Persepolis.

Genau wie wir von den Naturvölkern aus hundertfältiger Erfahrung wissen, daß eine ursprünglich rein naturalistische Darstellung im Laufe der Zeit mehr und mehr stilisiert wird, so daß ihre ursprüngliche Bedeutung allmählich ganz in Vergessenheit gerät und nur mehr dem Ethnographen bekannt ist, nicht mehr dem Eingebornen selbst, der sie schnitzt oder malt oder flicht, so sehen wir auch das assyrisch-babylonische Befruchtungsmotiv im Laufe der Jahrhunderte immer undeutlicher dargestellt werden. Jede Erinnerung an Inhalt und Bedeutung geht allmählich verloren, und nur eine unbestimmte Ähnlichkeit der Form bleibt erhalten. Unvergleichlich schöne Beispiele hierfür geben die hier Fig. 29 und 30 nach Tylor reproduzierten Darstellungen aus Persepolis und

von der François-Vase. Ich hoffe, daß sie auch für ein nicht ethnographisch geschultes Auge überzeugend sind, aber ich möchte, um ganz deutlich zu sein, hier noch einmal auf die Abb. 9 S. 14 dieses Heftes verweisen, auf der uns die wechselnden Schicksale einer ornamental gewordenen Darstellung ganz besonders deutlich werden.

Abb. 30. Stilisierte Darstellung von Palmbäumen und Dämonen auf der François-Vase. Nach E. B. Tylor.

Wenden wir uns nach diesem ethnographischen Exkurs wieder zurück zu den Orthostaten von Saktsche-Gözü, so werden wir nicht einen Augenblick mehr daran zweifeln können, daß hier ein richtiger Palmbaum dargestellt ist, eine Dattelpalme; ein Dämon, der

Abb. 31. Feld-Baldachin des Königs Asurnassirpal (884—859). Nach Perrot, II, Fig. 67 bei Puchstein, Die ionische Säule.

sie eben befruchtet hat, ist im Begriffe, sich zu entfernen, zwei andere Dämonen stehen neben ihr und halten an Bändern die Sonne über ihr fest, um das Reifen der köstlichen Himmelsgabe zu sichern — genau wie auf dem assyrischen Relief, das hier (Fig. 25) S. 26 reproduziert ist.

Von dieser Darstellung eines sicheren und an sich einwandfreien Palmbaumes ausgehend, wird man nun auch eine ganze

Reihe verwandter und ähnlicher Formen richtig verstehen und nun auch aufhören, von „Lilien" zu reden, wo ganz zweifellos Dattelbäume wenigstens der ursprünglichen Darstellung zugrunde liegen. Wie lange die alte Verwechslung der heraldischen „Lilie" von Oberägypten mit einer wirklichen Lilie fortgewirkt und wie hartnäckig sie eine richtige Deutung vieler alter Zierformen ver-

Abb. 32. Laube des Sonnengottes von Sippara, babylonisch, 9. Jahrh. v. Chr. Nach Perrot, II, Fig. 71, bei Puchstein, Die ionische Säule.

hindert hat, geht in sehr lehrreicher Weise aus Puchsteins Auffassung der Stützen auf den hier (Fig. 31 und 32) abgebildeten Lauben oder Baldachinen hervor. Wörtlich sagt er von diesen Stützen: „Ihr Schaft ist wie ein Palmbaumstamm gebildet, mit der charakteristischen Borke aus Blattstümpfen, aber statt der zu erwartenden Blattkrone finden wir überraschenderweise ein Lilienkapitell[1], unten wie bei einem Bukettkapitell umschnürt und der Kelch abgeschnitten oder verdeckt — eben die Form der Lilie, die uns das schöne Ziegelornament aus dem Palaste Nebukadnezars geboten hatte. Dies wunderbare Komposit von

1) Von mir gesperrt. v. L.

Palmstamm und Lilie[1] hat auch Fußblätter, aber nicht in der realistischen Weise des ägyptischen Papyrus, sondern ebenfalls lilienartig".

So ist selbst ein so ungewöhnlich scharfsinniger und kritisch veranlagter Forscher wie Puchstein durch ein Mißverständnis seiner Vorgänger in fast tragisch zu nennender Weise wie durch ein Irrlicht auf einen Abweg geleitet und so um die ihm sonst sichere Frucht einer ebenso geistreichen als mühevollen Studie gebracht worden.

Ich selbst aber habe, dem Schlusse dieser kurzen Abhandlung zueilend, hier nur noch das weitere Schicksal der reifen Datteltrauben zu beleuchten, die wir Abb. 19 und 20 in noch völlig naturalistischer Darstellung gesehen haben. Ich habe bereits gezeigt, wie sie bei der Wappenlilie von Oberägypten sich zu den „herabfallenden Tropfen" entwickelt haben, und ich möchte hier noch darauf hinweisen, wie sie sich als solche durch länger als ein Jahrtausend gehalten. Man kann ihre Spuren noch auf den abenteuerlich überladenen zusammengesetzten ägyptischen Kapitellen des Neuen Reiches und ebenso auf denen von Persepolis verfolgen, die hier (Fig. 33 und 34) abgebildet sind. Das erstere zeigt auf einem Bündelschaft zunächst zwei übereinander stehende Lotos-Kapitelle, dann ein typisches „Lilien-Kapitell" und über diesem noch einen von zwei Uräusschlangen gestützten Blattkelch. Von den Voluten des „Lilien-Kapitells" aber hängen jederseits drei unverhältnismäßig lange „Tropfen" herunter, die völlig unverständlich wären, würde man sie nicht von den lang herabhängenden Fruchttrauben der Dattelpalme ableiten können.

Noch interessanter ist das zusammengesetzte Kapitell von Persepolis (Abb. 34); da sehen wir zunächst unten, direkt dem Säulenschaft aufsitzend, einen nach abwärts gewandten Blattkelch, ähnlich wie bei dem Kapitell von Neandria oder wie bei den drei hier (Fig. 1 bis 3) abgebildeten Kapitellen von Priene und von der Burg von Athen; dann folgt, aufwärts gekehrt, ein nur wenig stilisiertes ägyptisches Palmkapitell und dann, zwischen diesem und den mächtigen, das Gebälk tragenden Stieren, ein hohes Verbindungsstück mit einem Ornament, das an Muffen oder an Klammern von Thronbeinen erinnert. Bei näherer Betrachtung erweist es sich aber als aus zwei Paaren von typischen Voluten bestehend, nur

1) Von mir gesperrt. v. L.

daß deren Verbindungsstück lotrecht orientiert ist, statt wagrecht, wie das der ursprünglichen Entwicklung dieser Zierform entsprechen

Abb. 34. Persisches Kapitell nach Flandin et Coste. voyage en Perse, II pl. 61 bei Puchstein, Die ionische Säule.

33. Ägyptische Säule mit zusammengesetztem Kapitell, aus einem Grabe der 20. Dynastie, nach Borchardt, bei Puchstein, Die ion. Säule.

würde. Wir kennen zahlreiche assyrische Möbel (vgl. z. B. hier die Abb. 5 auf S. 10), bei denen das alte Palmkapitell im Hand-

werk sekundär und in gleicher Weise mißverstanden zur Verwendung gelangt. Ebenso können auch Muffen, Klammern oder andere Verbindungsstücke gleich der hier (Fig. 35) abgebildeten Klammer an assyrischen Möbeln gleichmäßig in aufrechter und in liegender, also eigentlich unorganischer Orientierung vorkommen. Bei jenen persischen Kapitellen nun zeigt sich in den Winkeln der Voluten ein kleiner rundlicher Tropfen, in dem ich abermals einen Rest der ursprünglichen Datteltrauben erkennen zu sollen glaube. Den gleichen Ursprung schreibe ich auch den Tropfen in den Voluten der großen Vasen von Sendschirli zu (vgl. Abb. 8 S. 13), wenngleich hier die mangelnde Symmetrie der einzelnen Voluten die Sicherheit der Deutung etwas beeinträchtigt.

Völlig anders ist die Entwicklung, die jene Fruchtstände der Dattelpalme auf griechischem Boden genommen zu haben scheinen;

Abb. 35. Klammer aus Bronze oder Kupfer zur Verbindung zweier Schaftstücke; aus dem N. W. Palast in Nimrud. Nach Perrot II, Fig. 388, bei Puchstein, Die ionische Säule.

ich glaube wenigstens mit einiger Sicherheit annehmen zu dürfen, daß die häufig an den Wurzeln der Voluten angebrachten Zwickelpalmetten des entwickelten ionischen Kapitells (vgl. z. B. hier die Abb. 1) auch auf jene Fruchtbüschel der Dattelpalme zurückgehen. Einer meiner ältesten und scharfsinnigsten Freunde hat sich allerdings gesprächsweise und auch brieflich gegen diese Deutung ausgesprochen und sich dabei vor allem auf Kapitelle, wie das hier (Abb. 2) auf S. 8 abgebildete, gestützt. In der Tat scheinen hier wenigstens die oberen Zwickelpalmetten eine rein ornamentale Bedeutung zu haben, und es ist von vornherein klar, daß sie an dieser Stelle nichts mit Datteltrauben zu tun haben können. Aber auch die Anfänge der Voluten dieses Kapitells sind selbst durchaus untypisch, und ich würde nicht zögern, das ganze Kapitell für mißverstanden und für spielerisch degeneriert zu halten, wenn es nicht so alt wäre. Wie die Dinge liegen, wird natürlich zuzugeben sein, daß seine oberen Zwickelpalmetten nicht unmittelbar

als Fruchtstände einer Palme angesprochen werden dürfen. Ich möchte sie aber mit Reduplikationsformen vergleichen, wie wir solche aus dem Ornamentenschatz der primitiven Völker zahlreich kennen; eine einmal irgendwo zur Entwicklung gelangte Zierform kann da beliebig oft wiederholt und auch an Stellen angebracht werden, denen sie ursprünglich ganz fern sein sollte.

Natürlich wird es jedem freistehen müssen, für die Zwickelpalmetten des typischen ionischen Kapitells einen anderen Ursprung anzunehmen, und ich habe sie auch selbst lange Zeit auf bloßen horror vacui zurückgeführt, aber ich möchte jetzt und bis auf weiteres dabei bleiben, daß sie auf die Fruchtbüschel der Dattelpalme zurückgehen. Natürlich ist ihre äußere Form stets durch den zwischen Kymation und Voluten vorhandenen Raum beeinflußt, in den sie gleichsam hineinkomponiert werden und den sie oft restlos ausfüllen; aber ihrem Wesen und ihrem Ursprung nach haben sie sicher eine ernste Bedeutung und müssen entwicklungsgeschichtlich, nicht nur als bloße Raumfüllungen betrachtet werden.

Dies ist hier wohl auch der Platz, einen anderen Einwand zu besprechen, den ich selbst mehrfach gegen meine Ableitung der ionischen Säule aus der Dattelpalme in Erwägung gezogen habe. Die Palme, wenn wir sie uns aus ihrer wirklichen und natürlichen Form in ein säulenartiges Gebilde aus Stein übergegangen denken, sollte von Rechts wegen eine Art Rotationsfigur bilden, wie die dorische Säule oder wie etwa die ägyptische Palmsäule. Statt dessen zeigt ihr Kapitell eine ganz hervorragende Differenzierung seiner Flächen mit dem denkbar größten Unterschiede zwischen Vorder- und Seitenansicht. Dieser Einwand hat mir nicht wenig Kopfzerbrechen gemacht und mich immer wieder von neuem zu einer Überprüfung meiner Anschauung von dem Zusammenhange zwischen Dattelpalme und ionischer Säule veranlaßt. Ich glaube indes, den scheinbaren Widerspruch aus dem eigenartigen Verhältnis zwischen Relief und Rundskulptur erklären zu sollen. Gewöhnlich nimmt man an, daß die bildende Kunst von der Rundskulptur ausgeht und erst später zur plastischen Ausgestaltung der Fläche, zum Relief, gelangt. Dies scheint für das vorhistorische Europa Geltung zu haben und gilt sicher für die große Mehrzahl der primitiven Völker — aber es gilt n i c h t für den alten Orient. Die assyrischen Torkolosse mit ihren drei Vorderbeinen und die Sphinxbasen von Sendschirli mit den drei Hinterbeinen und den zwei Schweifen, reden da eine sehr beredte Sprache. Im alten

Orient ist man, wenigstens in einer gewissen Zeit, auch bei der Rundskulptur von einer mehr oder weniger rein flächenhaften Betrachtung — es darf wohl gesagt werden, vom Relief — ausgegangen. Auch wenn man eine freistehende Basis etwa in der Form von zwei nebeneinander stehenden Sphinxen herstellen wollte, bildete man zunächst die zwei Seitenansichten, dann, immer in etwas höherem Relief, die Vorderansicht und schließlich, meist

Abb. 36. Doppelsphinx-Basis von Sendschirli, um 730 v. Chr. Nach „Ausgrabungen in Sendschirli", IV, Berlin, G. Reimer 1911.

wiederum recht flach, die Ansicht von hinten. Dabei konnte es leicht geschehen, daß jede Sphinx, wie die Abb. 36 zeigt, in der Seitenansicht zwei und in der von hinten wiederum zwei Hinterbeine bekam. Ganz besonders hilflos war man aber in der Behandlung der Flügel; in der Seitenansicht zwar gab es weiter keine Schwierigkeit, da konnte man gleichsam aus dem Vollen schaffen; um so schwieriger war das Problem für die Ansicht von hinten; da wußte man keine andere Lösung, als die aus unserer

Abbildung ersichtliche, mit ihren großen glatten Flächen; man verzichtete auf jede künstlerische Ausschmückung und begnügte sich damit, eine ebene Unterlage für die Säule zu schaffen.

In ähnlicher Weise, möchte ich glauben, ist auch die Differenzierung der Vorder- und der Seitenansicht beim ionischen Kapitell zu erklären. Man begnügte sich damit, die Palmwedel nur für die Vorderansicht reliefartig, als Voluten, zu bilden, und schuf für die Seitenansichten glatte, fast schmucklose Flächen, die — vielleicht nicht ganz zufällig — an die Rückseite unserer Doppelsphinxbasen erinnern.

Abb. 37. Aedicula von Yasili-Kaja nach Perrot.

Keine geringe Schwierigkeit für den logischen Ablauf dieser Untersuchung bildet schließlich die hethitische Aedicula von Boghas-Köi und Yasili-Kaja. Sie ist hier (Fig. 37) abgebildet, nur der Vollständigkeit willen, ohne daß ich wagen möchte, ihre beiden Säulen mit Sicherheit auf den Palmbaum zu beziehen. Ich würde nicht zögern, das zu tun, und würde ihre Voluten für späte und recht degenerierte Palmwedel erklären, wenn man nicht die Bildwerke von Boghas-Köi jetzt sämtlich in eine so sehr frühe Zeit zurückversetzen würde. Freilich dürfen wir uns nicht verhehlen, daß die Chronologie von Boghas-Köi gegenwärtig noch völlig in der Luft liegt. Datierbar und datiert sind bis jetzt ganz allein

nur die Tontafeln, die wir gerne mit H. Winckler und Anderen in das 13. vorchristl. Jahrh. setzen. Aber niemand weiß heute, in welchem zeitlichen Verhältnisse diese Schrifttafeln zu den Bauwerken und zu den Reliefs von Boghas-Köi stehen. Niemand hat bisher festzustellen vermocht, ob diese Tafeln mit den großen Bau-

Abb. 38. Bronzeschale, angeblich in Olympia gefunden, jetzt im Museum von Athen, etwa 1/[illegible] d. w. Gr. Außen am Rande mit einer in das 6. vorchr. Jahrh. gesetzten aramäischen Inschrift. Nach Perrot, III, p. 783.

werken, mit der Hauptmasse der Reliefs und mit der hethitischen Felseninschrift von dort gleichaltrig sind oder ob sie nicht etwa als Schutt längst vergangener Jahrhunderte bei irgend welchen Planierungs- oder Aufschüttungsarbeiten an ihren letzten Fundort gelangt sind. Diese vollständige Unsicherheit ist aus mehr denn einem Grunde sehr beklagenswert — so empfinde ich es wie einen persönlichen Schmerz, daß wir über das wirkliche Alter des von

Puchstein an einem der Burgtore von Boghas-Köi entdeckten Königs, dieses schönsten Bildwerkes des ganzen hethitischen Kulturkreises, auch nicht annähernd unterrichtet sind — aber ich glaube,

Abb. 39. Palme zwischen Sphinxen auf einem mykenischem Siegelring. 3/1 d. w. Gr. nach A. J. Evans.

daß gerade diese Unsicherheit in der Chronologie von Boghas-Köi uns auch der Verpflichtung überhebt, uns schon jetzt näher mit jener Aedicula und ihren Säulen zu beschäftigen. Wohl aber möchte ich hier

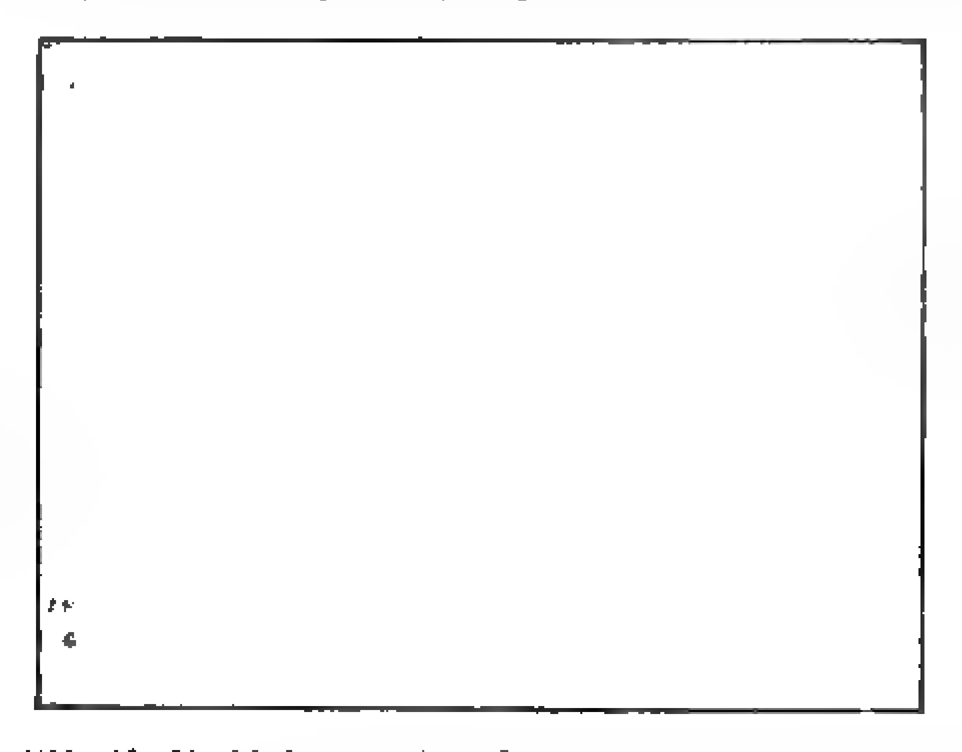


Abb. 40. Ausschnitt aus einer Schale von Amathus, Cypern.

noch daran erinnern, daß die Aedicula von Boghas-Köi in völlig gleicher Art auch in der hethitischen Inschrift von dort (Jasili-Kaja) erscheint und daß sie eine Verwandte auf einer angeblich in

Olympia gefundenen Bronzeschale hat, von der eine Abbildung hier Fig. 38, S. 39, nach Perrot reproduziert ist und die nicht leicht jemand in eine so frühe Zeit wie das 13. vorchristl. Jahrh. zurückzuversetzen geneigt sein dürfte. Sie trägt eine aramäische Inschrift: Dem Nagid, Sohn des Mepha.

Jedenfalls möchte ich es einstweilen noch dahingestellt sein lassen, ob die Voluten der hethitischen Aedicula von Boghas-Köi mit frühen „ionischen" Voluten, also mit einer Palmkrone zusammenhängen oder ob sie etwa auf andere, vielleicht ägyptische Pflanzenformen zurückgehen. Um hier Klarheit zu schaffen, würde das ganze große hierher gehörige Material aus Cypern und aus dem mykenischen Kulturkreise herangezogen werden müssen, wozu es hier an Raum gebricht. Vielleicht kann ich bei einer künftigen Gelegenheit auf diese interessanten Formen zurückkommen. Hier möchte ich nur zwei Proben geben, die eine (Abb. 39) von einem Siegelring aus Mykenä, die andere (Abb. 40) vom Rande einer Schale aus Amathus auf Cypern. Die mykenische Darstellung wird man mit einiger Sicherheit auf einen Palmbaum beziehen dürfen. Die scheibenförmige Bildung der Fruchtstände ist wohl wie die anscheinende Roheit der ganzen Arbeit auf die spröde Technik und auf die Kleinheit der verfügbaren Fläche zurückzuführen.

Hingegen ist die cyprische Darstellung wirklich roh und zeigt außerdem die denkbar größte Degeneration eines uns schon von früher her bekannten Motives, das in seiner ursprünglichen Form etwa unserer Abb. 25 auf S. 26 entsprochen haben muß. Man erkennt eben noch, daß es sich um einen Palmbaum handelt, der von Dämonen befruchtet wird, die gleichzeitig die Sonne über ihm halten.

Eine noch weiter vorgeschrittene Degeneration sehen wir auf der Schale von Kurium, Cypern, die ich hier (Abb. 41) nach Perrot (III, S. 789) reproduziere. Ohne die vorhandenen Zwischenformen würde niemand imstande sein, die schalenförmigen Gebilde zwischen den Dämonen richtig zu deuten.

Nach diesem Exkurse, bei dem es mir nur darauf ankam, anzudeuten, welche großen Arbeitsgebiete hier noch nahezu brach liegen und wie lohnend eine rein ethnographische Betrachtung der

Zierformen des mykenischen Kreises und ihrer Verwandten sein würde, fasse ich nunmehr den Inhalt der vorstehenden Blätter in die folgenden Thesen zusammen:

1. Die „Wappenlilie" von Oberägypten ist eine Dattelpalme.
2. Das Eierstab-Kyma und seine Verwandten sind aus Blattkränzen entstanden.
3. Die ionischen Voluten haben nichts mit irgend welchen Lilien zu tun, sie sind aus Palmwedeln hervorgegangen.
4. Die ionische Säule geht auf naturalistische Darstellungen der Dattelpalme zurück, genau wie das griechische Alphabet auf das „phönizische".

Nachschrift!

Kurz vor der Ausgabe dieses Heftes erhalte ich durch die besondere Güte von Prof. Eugen Petersen Kenntnis einer Mitteilung von Giovanni Pinza im Annuario della Associazione artistica fra i cultori di architettura, Rom 1912, p. 74—79. Die Mitteilung ist betitelt: „Le origini della colonna negli ordini ionico e dorico" und ist zweifellos unabhängig von meinen eigenen hier veröffentlichten Untersuchungen, obwohl sie zeitlich sehr nahe mit ihnen zusammenfällt. Meine erste vorläufige Mitteilung (in „Ausgrabungen in Sendschirli", Heft IV, p. 359 ff.) ist im Sommer 1911 gedruckt, mein ausführlicher Vortrag in der Berliner Archaeologischen Gesellschaft ist am 7. November 1911 gehalten, Pinza's Vortrag in Rom zwei Tage später am 9. November. Er kommt zu dem Schlusse, daß die ionische und die dorische Säule sich aus dem Palmbaume entwickelt hätten, die eine unter malerischen, die andere unter plastischen Gesichtspunkten. Was Pinza für den Zusammenhang der dorischen Säule mit dem Palmbaum anführt, erscheint mir nicht zwingend; umsomehr freue ich mich der Übereinstimmung unserer Ansichten über den Ursprung der ionischen Säule.

Abb. 41. Silberne und vergoldete Schale von Curium, Cypern, jetzt in New-York, fast 1/3 d. w. Gr. Nach Perrot, III, p. 789

Der Alte Orient

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft

Vierzehnter Jahrgang



Leipzig

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung

14. Jahrgang

Preis des Jahrganges (4 Hefte) 2 M., geb. 3 M.

Der Alte Orient
Gemeinverständliche Darstellungen
herausgegeben von der
Vorderasiatischen Gesellschaft (E. V.)

Heft 1

Einzelpreis jedes Heftes 60 Pfennig

Der Tierkult der alten Ägypter

Von

Dr. Alfred Wiedemann
Professor an der Universität Bonn



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1912

Die Vorderasiatische Gesellschaft (E. V.)

mit dem Sitz in Berlin

bezweckt die Förderung der vorderasiatischen Studien auf Grund der Denkmäler. Sie gibt wissenschaftliche Arbeiten ihrer Mitglieder in zwanglosen Heften als „Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft" und gemeinverständliche Darstellungen vierteljährlich unter dem Titel „Der Alte Orient" heraus. Ferner will die Gesellschaft die Beschaffung neuen Materials anregen und unterstützen.

Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt 10 Mark, wofür die „Mitteilungen" (sonst 15 M.) und „Der Alte Orient" (sonst 2 M.) geliefert werden. — Aufnahme als Mitglied erfolgt durch den Vorstand auf einfache Anmeldung beim Schriftführer. — Zahlung der Beiträge hat im Januar an die J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Verlag, Leipzig, Blumengasse 2, zu erfolgen.

Der Vorstand besteht z. Zt. aus: Prof. Dr. F. von Luschan, 1. Vorsitzender, Südende, Berlin; Prof. Dr. M. Hartmann, 2. Vorsitzender, Hermsdorf (Mark); Prof. Dr. M. Sobernheim, Schriftführer, Berlin-Charlottenburg, Steinplatz 2; Dr. H. Winckler, Wilmersdorf; Prof. Dr. Br. Meißner, Breslau; Lic. Dr. Alfr. Jeremias, Leipzig; Prof. Dr. F. E. Peiser, Königsberg; Prof. Dr. Frdr. Hommel, München. — Herausgeber der „Mitteilungen": Prof. Dr. H. Winckler, Wilmersdorf b. Berlin, Bingerstr. 79, des „Alten Orient": Derselbe und Lic. Dr. Alfr. Jeremias, Leipzig, Hauptmannstraße 3.

Inhalt der bisher erschienenen Hefte des „Alten Orient" (Preis 60 Pf.):

Ägypter als Krieger u. Eroberer in Asien. 7 Abb. W. M. Müller. 5_1

Schrift und Sprache der alten Ägypter. Mit 3 Abbildungen. Von W. Spiegelberg. 8_2

Tierkult der alten Ägypter. Von A. Wiedemann. 14_1

Magie und Zauberei im alten Ägypten. Von A. Wiedemann. 6_4

Unterhaltungsliteratur der alten Ägypter. 2. Auflage. Von A. Wiedemann. 3_4

Tote u. Toten-Reiche im Glauben der alten Ägypter. 3. Aufl. Von A. Wiedemann. 2_2

Amulette der alten Ägypter. Von A. Wiedemann. 12_1

——

Amarna-Zeit. Ägypten und Vorderasien um 1400 v. Chr. Von C. Niebuhr. 1_2

——

Arabien vor d. Islam. 2. Aufl. Von O. Weber. 3_1

Forschungsreisen in Süd-Arabien. 3 Kartenskizzen und 4 Abbildungen. Von O. Weber. 8_4

Glasers Forschungsreisen in Südarabien. Mit 1 Bild Glasers. Von O. Weber. 10_2

——

Aramäer. Von A. Sanda. 4_3

Asurbanipal u. die assyrische Kultur seiner Zeit. 17 Abb. Von F. Delitzsch. 11_1

Äthiopien. 1 Abb. W. M. Müller. 6_2

——

Politische Entwicklung Babyloniens und Assyriens. Von H. Winckler. 2_1

Himmels- u. Weltenbild der Babylonier. 2 Abb. 2. erweiterte Auflage. Von H. Winckler. $3_{2,3}$

Weltschöpfung, Babylonische. 1 Abb. Von H. Winckler. 8_1

Dämonenbeschwörung bei den Babyloniern und Assyrern. Von O. Weber. 7_4

(Fortsetzung auf der dritten Umschlagseite)

Im Altertum haben im Kreise der morgenländischen wie der abendländischen Völker die Ägypter als die weisesten aller Menschen gegolten. Herodot, der erste griechische Besucher des Niltales, dessen Schilderung erhalten geblieben ist, der um 450 v. Chr. das Land durchforschte, war von einer geradezu fanatischen Schwärmerei für das Volk erfüllt. Die Historiker und Geographen der späteren Jahrhunderte folgten seinen Gedankengängen. Es galt als besonderer Ruhmestitel und gelegentlich geradezu als Erfordernis für einen berühmten Mann, in Ägypten gewesen zu sein, dort den Lehren der Priester gelauscht zu haben, von ihnen über die weltbewegenden Fragen unterrichtet worden zu sein. Von großen Staatsmännern, wie Lykurg und Solon, wurden derartige Studienreisen ebenso gut berichtet wie von den bedeutendsten Dichtern, wie Homer, Orpheus und Euripides, von Mathematikern, wie Eudoxus und Archimedes, von Philosophen, wie Thales und Plato. Wenn auch die meisten, wenn nicht alle diese Erzählungen nicht auf Tatsachen, sondern ausschließlich auf freier Erfindung beruhen, so zeigt doch gerade der Umstand, daß man solche Fabeln für erforderlich hielt, um so deutlicher, in wie hohem Grade man als beste Quelle der verschiedenartigsten Weisheit das Niltal anzusehen sich gewöhnt hatte.

Die christlichen Schriftsteller blieben mit ihren Lobsprüchen hinter den heidnischen nicht zurück. Die Apostelgeschichte hob als einen Ruhmestitel des Moses hervor, daß er in aller Weisheit der Ägypter unterrichtet gewesen sei. Die Kirchenschriftsteller konnten selbstverständlich die Abgötterei der Ägypter nicht billigen, aber sie beurteilten doch diese heidnische Religion im Vergleiche zu den Glaubensformen anderer Völker auffallend mild. Wenn sie die Lehren der alten Ägypter tadelten und verwarfen, so hoben sie daneben immer wieder die sonstige bewundernswerte Einsicht und Kenntnisfülle des Volkes an den Ufern des Niles mit besonderem Nachdrucke hervor.

Diese Hochachtung hat den Fall der altägyptischen Kultur zu überdauern vermocht. Während des ganzen Mittelalters und bis tief in die Neuzeit hinein hat sie sich ungeschwächt fortgeerbt. Stets von neuem war von ägyptischen Geheimnissen die Rede, zahlreiche Geheimlehrer und ihre Gefolgsleute, Rosenkreuzer- und Freimaurerschulen behaupteten in ihrem Besitze zu sein. Allgemein geläufig ist die Szene in der Zauberflöte von Schikaneder und Mozart, in welcher die Einweihung in die tiefsten Geheimnisse unter Anrufung der ägyptischen Götter, Isis und Osiris, erfolgt. Selbst in den Gelehrtenkreisen herrschte der Glaube an das Fortleben der altüberlieferten, ägyptischen Weisheit. Am Anfange des 19. Jahrhunderts spielten im Niltale selbst die Brüder von Luxor oder wie sie sich unter Verwertung einer falschen Ableitung des Namens von Luxor von dem lateinischen lux „Licht" auch nannten, die Fratres lucis „die Brüder vom Licht", eine große Rolle. Sie behaupteten, niemals das Bewußtsein ihres echten und engen Zusammenhanges mit den uralten Vorfahren, den Ägyptern, verloren zu haben. Champollion, der Begründer der Ägyptologie, ließ sich, als er auf seiner ägyptischen Reise nach Kairo kam, durch ihre Behauptungen bewegen, sich in der großen Pyramide in ihre Geheimnisse einweihen zu lassen. Er hoffte auf diesem Wege tatsächlichen Aufschluß über das Land seiner Studien gewinnen zu können.

Eigentlich war es erst die durch Champollion's von diesen phantastischen Lehren unbeirrten Scharfsinn begründete Entzifferung der Hieroglyphen, die Erschließung des Inhaltes der ägyptischen Texte, welche den uralten Ruhm des Volkes zerstörte oder doch wesentlich einschränkte. Sie hat gezeigt, daß die Bedeutung Ägyptens auf seinen Leistungen auf dem Gebiete der verfeinerten Lebenskunst, des Handwerkes, des Kunstgewerbes, der staatlichen Organisation, der Gesetzgebung, des bis in das einzelnste dringenden wenn auch meist wenig systematischen, religiösen und mystischen Denkens und Träumens beruhte. Zugleich aber hat die Wissenschaft erwiesen, daß die alten Ägypter gerade auf denjenigen Gebieten keine Meister waren, deren Erforschung ihnen die Schriftsteller des Altertums zum besondern Ruhme anzurechnen pflegen. Weder die exakten Wissenschaften, wie Mathematik und Astronomie, noch die abstrakte Wissenschaft der Philosophie haben auf dem Boden des alten Niltales eine tatsächliche Blüte zu gewinnen vermocht.

Dies alles ist aber neuere Erkenntnis, für das gesamte Altertum stand die Tatsache der hohen Weisheit der Ägypter felsenfest. Diese Weisheit überragte nach allgemeiner Überzeugung das Wissen aller andern Völker in dem gleichen Grade, in dem das Alter der ägyptischen geschichtlichen Überlieferung die Zeitdauer der Geschichte der übrigen Stämme übertraf. Konnte man doch, wie dies noch Plato durch einen Priester aus Saïs aussprechen läßt, im Vergleiche zu den Ägyptern die Griechen nur als Kinder bezeichnen. So groß aber diese Ehrfurcht vor dem Volke, seinem Tun und Wissen auch sein mochte, es konnte doch nicht ausbleiben, daß der Reisende, der von ihr erfüllt in das Niltal kam, hier manches fand und hörte, was seinen Empfindungen widersprach, sein Urteil umzustürzen drohte. In einzelnen Fällen handelte es sich dabei um Nachrichten über Gebräuche der Vorzeit. So wenn berichtet wurde, man habe im Lande einst Menschenopfer dargebracht, diese seien aber im Laufe der Zeit allmählich aus dem Gebrauche geschwunden. Dann konnten die Ägyptenschwärmer behaupten, hier handele es sich um böswillige Verleumdungen oder um unabsichtliche Irrtümer schlecht unterrichteter Berichterstatter, eine derartige Barbarei könne bei den Männern an den Ufern des Niles unmöglich vorgekommen sein. Ganz anders lag die Sache, wenn Sitten in Betracht kamen, welche noch fortbestanden und welche niemand übersehen konnte, der auch noch so flüchtig den Boden Ägyptens betrat. Unter derartigen Erscheinungen war für Griechen und Römer, für Heiden und Christen am auffallendsten und am schwersten verständlich der Tierkult, der im ganzen Lande und in allen Kreisen der Bevölkerung herrschte.

Die Griechen hatten damals längst vergessen, daß einst auch auf hellenischem Boden Tierkult bestanden hatte. Die letzten Spuren einer derartigen Verehrungsform waren noch vorhanden in der Verbindung bestimmter Gottheiten mit bestimmten Tieren, des Zeus mit dem Adler, der Hera mit dem Rinde oder Pfau, der Athena mit der Eule, auf welche Dichter und plastische Denkmäler anspielten und welche bis in die Römerzeit hinein auf den im Auftrage des Staates und der Gemeinden geprägten Münzen festgehalten wurden. Allein, diese Verknüpfungen mit Tieren hatten andere Erklärungen und Umdeutungen gefunden. Diese Geschöpfe waren zu Begleitern, Dienern, Symbolen, künstlerischen Ausdrucksweisen der Gottheiten oder ihrer Eigenschaften, ihres Aussehens, ihres Blickes geworden. Der Grundgedanke, die gött-

liche Natur des Tieres, war den Griechen der klassischen Zeit völlig entschwunden. Sie hatten sie vergessen ebenso wie der Bauer, der in Deutschland das Storchnest auf seinem Hause schont und die Eule über seinem Scheunentor annagelt, nicht mehr an die göttliche oder dämonische Natur dieser Vögel denkt. Er fährt nur fort, eine Sitte zu beobachten, die ihm von seinen Vorfahren als richtig und nutzbringend überliefert worden ist.

In Ägypten ließ sich eine solche Auffassung der Tiere, wie sie in ihrer lockerer gewordenen Verbindung mit den Göttern in Hellas möglich war, nicht annehmen. Dort waren diese Wesen nicht Begleiter und niedere Diener, nicht der Ausdruck bestimmter Eigenschaften der Gottheit. Da hauste in prächtigen Tempeln, Hainen, Seen das Gott-Tier, von einer zahlreichen Schar von Priestern und Frommen gehegt und gepflegt, genährt und angebetet. In den Privathäusern hielt man in kleinen kapellenartigen Käfigen aus Stein, Holz oder Bronze Vögel, Schlangen, kleine Vierfüßler und brachte ihnen als Hausgöttern Geschenke und Opfer dar. Auf den Feldern vor den Toren und in den Straßen der Städte wandelten Sperber, Ibise, Katzen umher, deren Quälen und Töten streng, gegebenenfalls mit dem Tode bestraft wurde. Prozessionen konnte man sehen, bei denen ein Tier, wie der Apisstier von hymnensingenden Jünglingen begleitet, den Mittelpunkt der Verehrung der gläubigen Menge bildete. Kostspielige Begräbnisse zogen vorüber, bei denen das verstorbene heilige Tier zu seiner letzten Ruhestätte überführt wurde. Galt das Tier als besonders ehrwürdig, so bildete sein Grab einen eigenen Bau. So erhoben sich um 1500 v. Chr. im Bereiche der Gräberstadt von Saqqara auf erhöhten Terrassen kleine Kapellen. An jeder ihrer vier Ecken war ein Pfeiler angebracht; an drei Seiten verband eine Wand dieselben, während an der vierten Seite der Raum offen war und hier eine Treppe zu der Kapelle hinaufführte, um den Andächtigen einen bequemen Zugang zu gewähren. Das Tier selbst, dem ihre Verehrung galt, ruhte, umgeben von seinen Beigaben, unter der Kapelle in einer Felsengruft.

Häufiger als in solchen Einzelgräbern bestattete man die Geschöpfe in großen Anlagen, in welchen, wie in der Apisgrabstätte des Serapeums zu Memphis, jedes einzelne in einer gesonderten Zelle seine Totenkammer und zugleich ein Wohngemach für seine unsterbliche Seele erhielt. In der Nähe war der gemeinsame Kultraum für alle die Insassen der Gruft zu suchen. Die Macht der

hier ruhenden Wesen wurde sehr hoch veranschlagt. Vornehme Persönlichkeiten, wie ein königlicher Prinz, ein Sohn Ramses II., ließen sich in ihrer Mitte ihre letzte Ruhestätte bereiten, um Anteil an ihrem göttlichen Schutze zu gewinnen. Lieber als solche Neuanlagen herzustellen, legte man in kunstloserer und weniger kostspieliger Weise umfangreiche Massengrüfte an. Hierzu verwertete man gern natürliche Höhlen im Gebirge oder auch alte Gräber, deren einstige menschliche Inhaber von Grabräubern ihrer Beigaben beraubt worden waren und deren Leichname gleichfalls der Vernichtung anheim gefallen waren. In ihnen häufte man die Tierleichen zu Hunderten und Tausenden auf. Meist enthielt dabei jede einzelne Anlage, je nach dem Glauben des Gaus, in welchem sie sich befand, nur eine bestimmte Tierart, wie die seit Jahrhunderten ausgebeuteten Ibisgrüfte bei Saqqara, die Riesengruft für Krokodile bei Monfalut, eine Affengruft zu Theben. An andern Stellen brachte man aus der Umgegend oder auch von fern her alle verendeten heiligen Tiere zusammen und bettete sie unbekümmert um ihre verschiedenen Arten gemeinsam in die gleiche Gruft oder auf dem gleichen Gräberfelde.

Die Behandlung der Leichen war dabei nicht immer eine besonders sorgsame, doch sind in einer Reihe von Fällen die Tiere so gut erhalten, daß ihre zoologische Bestimmung, die Untersuchung der Einzelheiten ihres Knochenbaus, ihrer Muskeln und Sehnen, ihres Felles und ihrer Federn dem Tierkundigen möglich ist. Nicht selten hat man die Leichname vergoldet in Särge gebettet, mit Leinewandbinden und dem sogenannten Mumienkarton umgeben, mit Lagen von Leinewand und Papyrus, welche man vermittelst Gummi arabicum zu einer festen Masse zusammengeklebt hatte. Zu solchem Zwecke benutzte man aus Sparsamkeitsgründen meist statt neuem Papyrus alte bereits beschriebene, nunmehr aber nicht mehr gebrauchte Blätter. Bei der Auflösung solcher Kartonagen haben die modernen Forscher wertvolle Urkunden aus der Ptolemäerzeit, Teile von Handschriften griechischer Dichter und Schriftsteller, freilich vielfach zerrissen und beschmutzt, zutage zu fördern vermocht. Die Mühe und die bisweilen erheblichen Kosten, welche bei derartigen Bestattungen der heiligen Tiere aufgewendet werden mußten, zeigten dem fremden Reisenden im Altertum deutlich, wie sehr die richtige Zubereitung der Geschöpfe für das Jenseits dem alten Ägypter am Herzen lag, wie wenig man an der im Lande weitverbreiteten Hochachtung vor dem Tiere zweifeln durfte.

Die Tatsache war da. Das Tier, welches der Grieche als tief unter sich stehend ansah, welches nur zu seinem Dienste, seiner Nahrung oder zu seinem Vergnügen diente, dasselbe Tier galt hier bei den weisesten aller Menschen als heilig und als göttlich. Dieser Gedanke erschien den griechischen Beobachtern, den Reisenden wie den Schriftstellern, so eigenartig und unfaßbar, daß sie glaubten, sich eifrigst bemühen zu müssen, um Erklärungen für den ägyptischen Tierkult zu finden, welche geeignet waren, ihn mit der zum Dogma gewordenen höheren Einsicht der Niltalbewohner in Einklang zu bringen. Eine lange Reihe hierher gehöriger Vorschläge sind von den Schriftstellern des Altertumes gemacht worden. Vor allem geschah dies durch einen Mann, der zu den nicht sehr zahlreichen Vertretern der griechischen Literatur gehört, deren Name den Kreis der Fachgelehrten zu überschreiten vermocht hat. Es war dies Plutarch von Chaeronea, dessen Lebensbeschreibungen berühmter Männer bis in das vorige Jahrhundert hinein im gesamten Bereiche der europäischen Kulturwelt eine weitverbreitete und beliebte Lektüre bildeten. In einer besonderen Schrift, welche er in dem hohen Alter von etwa achzig Jahren um 120 n. Chr. verfaßte, hat er die Sage von Isis und Osiris behandelt und bei dieser Gelegenheit auch über die sonstigen Lehren der ägyptischen Religion und ihren tieferen Sinn sich geäußert. Freilich würde man irren, wenn man hoffte bei Plutarch wirklich rein ägyptische Lehre zu finden. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er Ägypten selbst nicht kannte. Jedenfalls verstand er seine Sprache nicht und war überall auf andere Gewährsmänner angewiesen, deren Angaben er, wie er das von seinen Biographien her gewohnt war, in eifriger Sammeltätigkeit zusammentrug. Die derart gewonnenen Aufschlüsse gab er nicht in ihrer ursprünglichen Fassung wieder; er brachte sie in ein System, das von griechisch-philosophischen Vorstellungen ausging. Wie seine ganze Zeit glaubte er, daß die Götter der Völker eigentlich überall die gleichen seien und hielt sich daher für berechtigt, zur Erklärung ägyptischer Lehren ohne weiteres griechische Gedankengänge zu verwerten. Infolgedessen erhält man in seinem Werke nicht echt ägyptische Religionsauffassungen, sondern ein Bild von dem, was man im Beginne des zweiten Jahrhunderts n. Chr. in gebildeten, griechischen Kreisen über die ägyptische Religion dachte. Von diesem Standpunkt aus erfolgte denn auch seine Behandlung des ägyptischen Tierkultes, bei der die große Zahl der vorgebrachten Beschönigungsversuche von vornherein

zeigt, daß er selbst keinen einzigen derselben als wirklich durchschlagend ansah.

Unter den Vorschlägen Plutarchs spielt die Nützlichkeitstheorie eine große Rolle. Wegen ihres Nutzens und ihrer Brauchbarkeit habe man das Rind, das Schaf, das Ichneumon verehrt. Aus gleichem Grunde gelte der Ibis als heilig, der dem Menschen die Anwendung des Klystiers gelehrt habe. Ägyptisch sind solche Gedankengänge ebenso wenig wie die daneben von Plutarch angeführten, man habe eine Reihe von Tieren hochgehalten, weil man in ihnen gewisse undeutliche Bilder der göttlichen Macht wahrzunehmen geglaubt habe, die zum Gottume sich etwa so verhielten, wie das Bild der Sonne in den Regentropfen zur Sonne selbst. So habe man das Krokodil verehrt, weil es keine Zunge habe und auch das göttliche Wort keiner Stimme bedürfe. Oder das Wiesel, weil es mit dem Ohr empfange und mit dem Munde gebäre, also ein Abbild der Entstehung der Rede sei. Oder die Schlange, weil sie nicht altere und ohne Glieder leicht hingleitend sich fortbewege und damit den Sternen gleiche. Unägyptisch ist ferner die von Plutarch verzeichnete Furchttheorie. Jede unvernünftige und tierische Natur sei ein Teil des bösen Geistes, dementsprechend sei auch die Seele des unheilbringenden Gottes Typhon in Tiere verteilt worden. Um diese böse Macht zu besänftigen und zu begütigen, habe man den Tieren mit Verehrung gedient. Freilich habe man gelegentlich auch die dem Typhon geweihten Tiere getötet, um dem Gotte wehe zu tun und die Zahl seiner Freunde zu vermindern, oder um ihn zu bestrafen, wenn er eine Landplage über Ägypten schickte. Eine andere Erklärung ließ den Kult auf eine staatskluge Vorschrift zurückgehen. Ein listiger König habe den verschiedenen Ägyptern befohlen, verschiedene, von Natur einander feindlich gesinnte Tiere zu verehren, um hierdurch Uneinigkeit zwischen die Verehrer verschiedener Tiere zu bringen. Hier ist Ursache und Wirkung verwechselt. Tatsächlich hat sich gelegentlich zwischen den Anhängern verschiedener Tiergattungen Feindschaft entwickelt. Diese wurde durch die Verschiedenheit der in den einzelnen Orten verehrten Tiere veranlaßt, der Gegensatz ist aber nicht zu ihrem Zwecke erfunden worden.

Ein weiterer Gedanke, den Plutarch nur andeutet, Diodor, der 57 v. Chr. Ägypten bereiste, dagegen breiter behandelt, hat bis in unsere Zeit hinein Anhänger zu finden vermocht. Danach hätte ein König oder der Gott Osiris, um Unordnung unter den ein-

zelnen Abteilungen seines Heeres zu vermeiden, den verschiedenen Truppenteilen Standarten verliehen, welche die Anführer zu tragen hatten. Auf diese Standarten setzte man die Bilder von Tieren. Dank der hierdurch erreichten Ordnung siegten die Ägypter im Kriege und glaubten nun den Tieren ihr Heil zu verdanken. Von diesem Dankesempfinden beseelt, führten sie die göttliche Verehrung der Tiere ein. — Richtig ist hier, daß die Bilder heiliger Tiere auf Standarten getragen wurden, ähnlich wie sich auch in Assyrien entsprechende Standarten finden. Man hat aber nicht aus Mißverständnis diese Zeichen später angebetet, sondern man hat als Standartenzeichen für Priesterkollegien, Bürgerabteilungen, Soldatenkorps die Bilder derjenigen Tiere verwertet, welche sie verehrten, und die daher in Krieg und Frieden ihre Schutzdämonen bildeten. Nicht das Standartenbild ist das Ursprüngliche, das heilige Tier hat ihm Entstehung gegeben.

Andere Vorschläge, welche Plutarch erwähnt, können übergangen werden. Nur eines, den er selbst verwirft, muß noch gedacht werden, da er in der sonstigen antiken Literatur, besonders bei dem unter Augustus lebenden Grammatiker Hygin und auch bei modernen Gelehrten Vertretung gefunden hat. Ihm zufolge hätten sich die Götter, um dem bösen Set-Typhon zu entgehen, in Tiere verwandelt. Die Geschöpfe, deren Gestalt sie damals gerettet habe, seien ihnen geweiht geblieben und hätten Verehrung gefunden. In den ägyptischen Texten ist in der Tat davon die Rede, daß gelegentlich Götter die Gestalt von heiligen Tieren annahmen. So wurde berichtet, daß Isis einst die Gestalt einer heiligen Kuh erwählte und Horus die des Apis, um unbehelligt von dem Gotte Set nach der Stadt Apis zu gelangen. Allein, an dieser und ähnlichen Stellen soll nicht der Tierkult erklärt werden; er wird vielmehr vorausgesetzt. Weil die Tiere heilig waren, darum fühlten sich die Götter in ihrer Gestalt geborgen. Es liegt genau der gleiche Gedankengang vor, wie wenn der Tote erklärt, sein Gesicht sei wie das des Anubis-Schakals oder wenn der Zauberer sich bei seinen Beschwörungen für einen Gott ausgiebt. Die Angleichung an eine vorhandene, allgemein verehrte Gestalt soll höhere Macht, Ansehen und Schutz gewährleisten.

So war denn keiner der von Plutarch und ebenso wenig ein anderer von den Klassikern verzeichneter Grund für die Tierverehrung auf ägyptischer Überlieferung begründet und ebenso wenig konnte einer von ihnen als die tatsächliche Veranlassung dieser Er-

scheinung angesehen werden. Unter den modernen Forschern befaßten sich naturgemäß zunächst die Ägyptologen mit der Frage. Von den zahlreichen Vorschlägen, die von diesen ausgingen, genügt es eines weiter verbreiteten zu gedenken. Ihm zufolge wäre der Tierkult ursprünglich gar nicht ernst gemeint. In der Poesie und in naiver Phantasie habe man etwa den Mondgott einem Ibis, die Göttin Bast einer Katze verglichen. Solche poetische Vorstellungsart sei auch in der bildenden Kunst üblich geworden und habe schließlich für tatsächlich wahr gegolten. Bei anderen heiligen Tieren hätten wohl wirkliche Ereignisse der Vorstellung zugrunde gelegen wie bei dem Phönix. Reiher hätten vielleicht einst in dem Tempelbezirk von Heliopolis genistet, wären längere Zeit alljährlich wiedergekehrt, dann aber fortgeblieben. Da habe es als Wunder erscheinen müssen, wenn sich an derselben Stelle später doch einmal wieder ein Reiher einstellte.

Dieser Erklärungsversuch deutet die wesentlichen Züge der ägyptischen Erzählung vom Phönix, von seinem Tode, seiner Selbstverbrennung, der Entstehung des neuen Phönix aus der Asche nicht. Sie könnte nur für die von klassischen Autoren behauptete, in den ägyptischen Texten jedoch nirgends erwähnte Wiederkehr des Phönix nach vielen Jahren angeführt werden. Aber auch abgesehen hiervon würde eine solche rationalistische Ableitung uralter religiöser Vorstellungen aus mißverstandenen poetischen Bildern und Tatsachen nicht im Einklange mit dem stehen, was die Religionsforschung über die Bildung derartiger Glaubenssätze gelehrt hat.

Vor allem muß eine solche Erklärungsweise schweren Bedenken unterliegen, wenn es sich um ein Geschöpf handelt, das, wie der Phönix, überhaupt nicht von dieser Welt ist. Der ägyptische Phönix besteht gleichzeitig nur einmal als ein Fabelwesen, als das heilige Tier des Sonnengottes, die Verkörperung der in der Glut der Morgenröte neu entstehenden, an dem Himmel emporsteigenden Morgensonne. Seine Gestalt wird in zahlreichen, freilich nicht immer untereinander übereinstimmenden, ägyptischen Darstellungen im allgemeinen als die eines Reihers vorgeführt. Sein Name ist Bennu, woraus das griechische Phönix entstanden ist, und dieses Wort bezeichnet den göttlichen, nicht den irdischen Reihervogel. In jüngerer Zeit, in der klassischen und in der christlichen Literatur erscheint der Phönix als buntfarbiger Adler und noch später sogar als Pfau.

Die Auffassung als Adler findet sich bereits bei Herodot, ohne daß zu ersehen wäre, wie dieser zu ihr gekommen ist. In der bisher bekannten Mythologie des alten Ägyptens spielt der Adler keine Rolle. Die Angabe griechischer Schriftsteller, er sei in Theben göttlich verehrt worden, läßt sich aus den Denkmälern nicht belegen, wenn sich auch Adlermumien mehrfach in Oberägypten gefunden haben. Das Schriftzeichen für den Buchstaben a, in welchem man einen Adler hat sehen wollen, stellt vielmehr, wie von zoologischer Seite gezeigt worden ist, den ägyptischen Aasgeier dar. Der Vogel, der in Ägypten als königliches und göttliches Geschöpf erscheint, ist der Sperber, in dessen Gestalt der Sonnengott auftritt, besonders auch wenn er den König mit seinen Flügeln zu schützen bedacht ist. In seiner Formung fliegt nach dem Tode die Seele des Königs zu dem Reiche der Götter hinauf.

Erst in hellenistischer Zeit wird in Ägypten der Adler der königliche Vogel. Er ist das Zeichen, mit dem die ptolemäischen Königsmünzen geziert sind. In römischer Zeit ist er das Geschöpf, welches die Götter trägt, wie dies besonders zahlreiche Darstellungen auf Tonlampen zeigen. Vor allem bildet er den Vogel, welcher sich bei der Apotheose der Kaiser über dem Scheiterhaufen erhebt. Münzen der konstantinischen Epoche, welche der Wiederkehr glücklicher Zeiten gelten, zeigen den Phönix, wie er auf dem Holzstoße steht. In koptischen Zeiten endlich gilt der Phönix-Adler als Sinnbild der Auferstehung und ist in dieser Bedeutung ebenso wie der Pfau in die christliche Bildersprache übergegangen, in welcher er dann als der aus seiner Asche zu neuem Leben erwachende Phönix weiterlebte. Wie der Adler überhaupt zu einer solchen Stellung kommen konnte, ist besonders in jüngster Zeit mehrfach erörtert worden. Man hat festgestellt, daß er insbesondere in Syrien wenigstens seit dem 3. vorchristlichen Jahrhundert entsprechend aufgefaßt wurde und hat angenommen, ihn als derartigen Göttervogel in Asien auch bis in ein weit höheres Altertum hinauf verfolgen zu können. Nach einer babylonischen Legende hätte Etana einen Adler vor einer Schlange gerettet, der Adler habe ihn hierauf in den Himmel getragen, wo er eine Reihe der Herrschersymbole des Anu geraubt zu haben scheint, dann aber wieder zur Erde herabgestürzt wurde. Hier kommt in der Tat ein Adler vor, allein seine Stellung ist eine wesentlich andere, wie bei der Phönix-Sage und bei der Kaiser-Apotheose, so daß zwischen beiden Auffassungen bisher eine feststellbare Verbindung

fehlt. Möglich wäre es ja, daß an die griechische Phönixvorstellung anklingende Gedankengänge bereits in vorhellenistischer Zeit in Vorderasien herrschten und von hier aus zu Herodots Zeit nach Ägypten vorgedrungen wären, beweisen läßt sich diese Annahme aber bisher noch nicht.

Der Hauptfehler in allen antiken und in dem größten Teile der modernen Erörterungen über den Tierkult beruht darauf, daß sie sich ausschließlich auf ägyptische Erscheinungen stützen zu können glauben. Die göttliche Verehrung aller Tiere oder bestimmter Tierarten findet sich aber auf der Erde bei den verschiedensten Völkern so weit verbreitet, daß diese Gedankengänge nicht auf örtlichen, eng umgrenzten Vorstellungen beruhen können. Mögen die einschlägigen Anschauungen noch so wechselnde und mannigfache Ausgestaltung gefunden haben, sie entspringen doch in ihrer ersten Grundlage allgemein menschlichen Gedankenkreisen oder vielleicht richtiger Gedankenkreisen, welche sich bei dem Menschen auf einer bestimmten Kulturentwicklungsstufe einzustellen pflegen. Sie gehen auf eine Zeit zurück, in welcher der Mensch der ihn umgebenden Natur hilflos gegenüberstand, in welcher er in allem, besonders in allem ihm nicht ohne weiteres Verständlichen das Walten geheimnisvoller Kräfte zu erkennen glaubte. Das Tier, das von ihm äußerlich so verschieden war und ihm doch wieder in vielen seiner Lebensäußerungen glich, welches folgerichtig handelte, oft besser wie er selbst, mußte ihm als der Sitz solcher dämonischen Macht erscheinen. Es konnte ihm nützen, mehr aber noch schaden; im Wachen wie im Traume mußte ihn sein Bild und sein Einfluß verfolgen. Eine Grenze zwischen seinesgleichen und dem Tiere zog der Mensch am Anfange seiner Entwicklung ebenso wenig, wie es noch jetzt das Kind tut. So kam er bald dazu, diese Geschöpfe zu vermenschlichen und ihnen, um sie gut zu stimmen und um den Schaden abzuwehren, mit dem sie ihn und die Seinigen bedrohen konnten, Verehrung zu widmen. Diese brauchte dann nicht in einer wirklichen Anbetung zu bestehen, sie beschränkte sich vielmehr, auch in Ägypten, häufig auf ein Schonen des Tieres und auf ein Sorgen für seine Bequemlichkeit, besonders für seine Speise und Trank.

Von religionswissenschaftlicher und auch von ägyptologischer Seite hat man vielfach den ägyptischen Tierkult als Totemismus bezeichnet. Ursprünglich geht dieser Begriff bekanntlich auf den Glauben der nordamerikanischen Indianer zurück, daß ihr Stamm

von einem Totem, einem Tiere, bisweilen auch einer Pflanze, abstamme, deren Bild sie dann eintätowiert tragen. Das Totemtier wird bald gefürchtet, bald verehrt, seine Tötung meist streng bestraft. Mit dem Totemismus verbinden sich häufig Ehesitten. Die Anhänger des Totem dürfen nicht untereinander heiraten, oder müssen im Gegenteil mit ihren Stammesgenossen zur Ehe schreiten.

In Ägypten fehlt zunächst letzterer Gebrauch. Der Angehörige eines Gaus, in dem ein heiliges Tier verehrt wird, kann ebensogut einen Gaugenossen ehelichen, der das gleiche Tier verehrt, wie den Angehörigen eines anderen Gaus, der dieses Tier nicht achtet und verzehrt. Ebensowenig ist von einer Abstammung von einem Tiere für seine Anhänger die Rede. Selbst der König, dem unmittelbarer göttlicher Ursprung zugeschrieben wird und der von dem meist als Falke gedachten Sonnengotte abstammt, wird nicht von diesem Tiere erzeugt. Der Gott nimmt vielmehr nach ägyptischen eingehenden Berichten, um Vater des künftigen Königs zu werden, die menschliche Gestalt des augenblicklich auf dem Throne sitzenden Herrschers an.

Meist verbinden sich mit dem Totemismus Speiseverbote oder Gebote, indem ein Verzehren des Stammvaters als strafbare Sünde erscheint, da es denselben vernichtet, oder umgekehrt als eine Notwendigkeit, um in völlige Gemeinschaft mit ihm zu treten. In Ägypten bestanden Speisevorschriften so gut wie überall auf der Erde. Sie spielen aber keine größere Rolle und werden nur selten erwähnt. Systematisch aufgeführt werden sie erst in den Gaulisten der Spätzeit, in welchen für jeden Gau die rituellen Verbote angemerkt werden. Unter diesen erscheinen auch Speiseverbote, allein diese haben mit Totemismus nichts zu tun, denn sie betreffen gelegentlich überhaupt nicht die heiligen Tiere des betreffenden Gaus, sondern ganz andere Geschöpfe. Woher dieselben stammen, entzieht sich unserer Kenntnis. Man hat vielfach an hygienische Gedankengänge gedacht und scheint dafür zunächst die Sitte zu sprechen, daß bisweilen bei der Schlachtung der Rinder ein ärztlicher Beamter zugegen war, um das Tier und sein Blut zu prüfen, ob es rein und damit eßbar sei. Tatsächlich darf man aber hier nicht die moderne Fleischbeschau vergleichen. Das Tier, welches Zeichen von Krankheit, eigenartiges Benehmen, Verwachsungen, sonderbare Färbungen zeigte, erwies sich damit als mit einem Dämon behaftet. Wer davon aß, lief Gefahr, den Dämon

in sich aufzunehmen, zu seiner Wohnung zu werden und in seine Gewalt zu kommen. So genügt es in dem Märchen von den beiden Brüdern, daß die Frau einen Spahn des Baumes, in dem sich Batau verkörpert hat, verschluckt, damit Batau nunmehr in ihr weilt. Als sie ein Kind gebiert, tritt er als dieses wieder an das Tageslicht.

Eine längere Reihe der Verbote war auf bestimmte Tage beschränkt. So sollte man am 22. des Monats Thoth keine Fische essen, weil sich an diesem Tage die Körper von Gegnern der Gottheit in Fische verwandelt hatten. Ebensowenig durfte man die Tiere am 28. Choiak zu sich nehmen, da sich damals der Insasse der Stadt Mendes in einen Fisch verwandelte. Besonders bei klassischen Schriftstellern sind derartige Angaben erhalten, doch macht die Verknüpfung der Vorschrift mit einem mythologischen Ereignisse häufig einen sehr gezwungenen Eindruck. Sie ist allem Anscheine nach erst entstanden, als der eigentliche Grund des Gebrauches im Kreise des ägyptischen Volkes bereits vergessen war.

Die einzige Stelle, an der in einer historischen Inschrift von der Unreinheit die Rede ist, welche das Essen eines bestimmten Tieres mit sich bringe, findet sich in dem Siegesberichte des Königs Pianchi von Äthiopien. Als dieser um 730 v. Chr. ganz Ägypten bis nach Memphis hin durchzog, da empfing er diejenigen Fürsten nicht in seinem Palaste, welche Fische aßen, denn das mache unrein. Hier ist es charakteristisch, daß der Fisch nicht das heilige Tier der Äthiopen war, sondern der Widder des Amon von Napata, so daß also auch in diesem Falle das Speiseverbot auf Erwägungen zurückgehen muß, die von dem eigentlichen Tierkulte unabhängig waren. Jedenfalls müßte man, um den ägyptischen Tierkult in den Totemismus einzufügen, diesen ohnehin allmählich recht unklar gewordenen Begriff aller der Eigenheiten entkleiden, welche ihm ursprünglich zukamen, und das wird sich keinesfalls empfehlen können.

Meist haben die Völker den Glauben an die göttliche Natur der Tiere abgestreift oder doch abgeschwächt, wenn sie auf eine höhere Stufe der Entwicklung gelangt waren. In Ägypten blieben die gleichen Gedankengänge bis in die spätesten Zeiten erhalten, trotz aller Hochentwicklung der sonstigen materiellen und geistigen Kultur. Der streng konservative Sinn des Volkes, der auf allen Gebieten, vor allem aber auf dem der religiösen Vorstellungswelt stetig herrschend blieb, hat auch diesen Überresten der Denkart einer

uralten Vorzeit Dauer und Blüte während langer Jahrtausende zu erhalten vermocht. Gelegentlich hat man freilich geglaubt, einen umgekehrten Entwicklungsgang im Niltale annehmen zu sollen und hat vermutet, der Tierkult beruhe auf einer Steigerung des Aberglaubens, auf einer Überwucherung des Kultes der großen idealen Götter durch diese niederen Wesen, der Verfall Ägyptens habe diese Erscheinung mit sich gebracht. Man wurde zu einer solchen Ansicht dadurch geführt, daß der Tierkult in der Spätzeit Ägyptens eine sehr große Rolle spielte, wie dies die Berichte der Klassiker erwiesen und zahlreiche Tier-Nekropolen aus diesen jüngeren Zeiten bestätigten. Dagegen schienen die Inschriften der älteren Zeit des Kultes nur selten zu gedenken. Für einzelne Tiere mußte man dabei freilich gleich eine Ausnahme machen. Die große Verbreitung des Kultes des Apisstieres ging aus zahlreichen Texten von 1500 v. Chr. an etwa abwärts hervor; andere Angaben, darunter solche in den Pyramideninschriften, erwiesen sein Vorhandensein bereits in der Blütezeit des Alten Reiches. Der Gedanke widersprach auch der bei den griechischen Schriftstellern erhaltenen ägyptischen Überlieferung, welche die Einführung der Verehrung des Apis, des Mnevis-Stieres, des Bockes den ersten Königen des Landes zuschrieb. So sollte nach dem im allgemeinen gut unterrichteten, in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts v. Chr. tätigen ägyptischen Geschichtsschreiber Manetho Kaiechos, der zweite König der zweiten Dynastie, die Verehrung einer Reihe heiliger Tiere angeordnet haben, während Älian, jedenfalls einer älteren Angabe folgend, bereits den angeblich ersten König des Landes Menes als Veranlasser des Apiskultes nennt. Wenn auch eine solche auf königlichen Befehl erfolgte Einrichtung der Verehrung sagenhafter Natur ist, so zeigt die Erzählung doch, daß man am Nile den Glauben an die Göttlichkeit der Tiere in die ältesten Zeiten des Ägyptertums zurückführen zu müssen glaubte.

Die Richtigkeit dieser Anschauung hat die Entdeckung der Grabfelder der Nagadazeit, welche der Pyramidenzeit in Ägypten vorangegangen war, erwiesen. In ihnen und auf den ihnen entstammenden Denkmälern spielten die heiligen Tiere eine große Rolle. Vor den Häusern wurde das Bild des Stieres oder seines Kopfes als Übel abwehrendes Zeichen aufgepflanzt, der Kopf allein über Fenstern und Türen angebracht; ähnliche Bilder grub man zu gleichem Zwecke auf Töpfen ein. Wenn sich der König seinem Volke in feierlicher Weise zeigte, dann wurden die Bilder heiliger

Tiere vor ihm einhergetragen. Auf den Barken pflanzte man sie auf Standarten auf, um in ihnen Schutzgottheiten zu gewinnen. Kapellen wurden abgebildet, in denen Tiere, wie der Ibis, als Gottheiten weilten. In Tierform ausgeschnittene, flache Steinplatten wurden vorn auf der Brust getragen und dem Toten in das Grab gelegt. Auf kunstgewerblichen Gegenständen, Kämmen, Messergriffen usw. wurden heilige Tiere, in langen Reihen angeordnet, eingegraben.

Von dieser Zeit an ist der Tierkult im Lande stets vorhanden geblieben. Freilich ist es ihm ergangen wie der Verehrung zahlreicher anderer ägyptischer Gottheiten. Er erfreute sich nicht immer der gleichen Beliebtheit. Seine Verbreitung war eine wechselnde und meist waren es nur wenige besonders auserwählte Tiere, wie der Apis, das Suchos-Krokodil, der Horus-Falke, welche in weiteren Kreisen zahlreiche Anhänger besaßen, während die große Masse der heiligen Tiere sich mit wenigen Verehrern begnügen mußte. Was dem Tierkulte zeitweise schadete, war eine Art Aufklärung und Höherentwicklung des Gottesbegriffes. Die mehr geistig aufgefaßten Gottheiten traten in einzelnen Perioden mehr in den Vordergrund. Sie beherrschten von himmlischen Gegenden aus die Welt und wählten menschliche Gestalt, wenn sie sich ihren irdischen Anhängern zeigen wollten. Die höher gebildeten Priester mußten, wenn sie dieser erhabenen Wesen gedachten, schweren Anstoß an der Roheit der Tiergottheiten nehmen. Trotzdem wurde der Kult der Tiere auch in den größeren Tempeln niemals wirklich aufgegeben. Einzelne von ihnen blieben stetig die Insassen der Tempelsanktuare, andere lebten in ihrer Nähe als ihre Genossen, Freunde und Verwandte, wie in Memphis Kühe für den Apis oder in einem thebanischen Tempel eine Reihe von Hundskopfaffen.

Weit umfassender als in den großen Tempeln blieb während der Zeit der Blüte Ägyptens die Betonung des Tierkultes im Kreise der breiten Masse des Volkes. Von diesen Volkskulten sprechen die Inschriften der Tempel und Gräber nur ausnahmsweise. Sie beschäftigt der Glaube der herrschenden und reichen Teile der Bevölkerung, den Anschauungen der Niedriggestellten gegenüber verhalten sie sich möglichst ablehnend. Wo sie sich ihnen nicht völlig verschließen konnten, da suchten sie sie wenigstens den Tempellehren einzufügen und sie ihre ursprüngliche Selbständigkeit ganz oder doch teilweise einbüßen zu lassen. Lieber noch wies man nur in unklaren Andeutungen auf die volkstümlichen Vor-

stellungen hin und erklärte sie für ein großes Geheimnis. So geschah dies, wenn man etwa des uralten Volksglaubens gedachte, daß sich die Auferstehung des Gottes Osiris auf vegetativem Wege vollzogen habe. Aus seinem Leichname seien Ähren gesproßt und in diesen habe sich das neue Leben des Osiris als der Gott Nepera, der Gott Saatkorn gezeigt.

Von dem tatsächlichen Glauben des ägyptischen Kleinbürgers und Bauern und vor allem von dem für diese äußerst wichtigen Tierkulte legen die Stelen ärmerer Leute Zeugnis ab, welche in künstlerischer Durchführung häufig viel zu wünschen übrig lassen, religionsgeschichtlich aber nicht selten um so interessanter sind. Ihre Angaben werden ergänzt durch zahlreiche Tierstatuen, bisweilen in Lebensgröße und prächtiger Ausführung, wie die Kuh, welche Naville in einer Kapelle zu Der el bahari entdeckte und welche eine der schönsten überhaupt vorhandenen Tierstatuen bildet. Hierzu treten zahllose Amulette in Tiergestalt in glasierter Kieselerde, in hartem Stein, in Bronze und sogar in Edelmetall. Ferner gelegentliche Darstellungen der Verehrung von Tieren, von Bock, Widder, Krokodil, Affe und anderen in den sonst diesem Glauben gleichgültiger gegenüberstehenden Totenpapyris und Reliefs. Endlich ist einer langen Reihe von sorgfältig einbalsamierten, zuweilen in liebevoller Weise und in fast humoristisch wirkenden, lebenswahren Stellungen zur letzten Ruhe gebetteter Tiermumien zu gedenken. Einzelne unter ihnen sind genau so behandelt worden wie vermögende, verstorbene Menschen und haben umfangreiche, schön geschmückte Särge und Beigaben, Herzens-Skarabaeen, Diener-Statuetten und anderes mehr erhalten. Im wesentlichen aber bildete in dieser Zeit der Blüte des Landes, von den Pyramiden-Erbauern an abwärts bis etwa zum Jahre 1000 v. Chr. die Tierverehrung im wesentlichen einen Volkskult, in den höheren Kreisen wurde sie damals lauer betrieben. In diese drang der Glaube erst im ersten Jahrtausend v. Chr. wieder mit voller Macht ein.

Diese Erscheinung hing nicht so sehr mit einem Wechsel in religiösen Grundanschauungen zusammen, als mit politischen Vorgängen. Die großen Götter des Landes, Amon, Ptah, Month und andere waren es gewesen, auf welche in der Blütezeit des Reiches die Pharaonen, der Hof, die Vornehmen und Reichen ihr Zutrauen setzten. Diese Gestalten bewährten sich jetzt, in den Kämpfen Ägyptens mit dem Auslande in der ersten Hälfte des ersten Jahrtausends v. Chr. nicht. Es gelang ihnen nicht, die

Niederlagen der Ägypter in den Kriegen mit den Äthiopiern, Assyrern, Babyloniern, Persern zu verhindern. Auch im Innern erfüllten sie die berechtigten Erwartungen des Volkes nicht. Der Rückgang des Volksvermögens, die Zerfahrenheit aller Verhältnisse, die Verarmung der Grundbesitzer, die Unsicherheit der Straßen, die Bürgerkämpfe, das alles zeigte deutlich, daß die alten Götter entweder nicht die nötige Macht besaßen, um die Ägypter gegen solche Unbill zu schützen, oder daß sie an ihren Anhängern im Niltale das warme, schutzbereite Interesse verloren hatten, welches sie ihnen in der Vorzeit zuzuwenden gewohnt gewesen waren. Ob aber Machtlosigkeit oder Untreue der Grund zu der mangelhaften Götterhilfe war, jedenfalls hatte unter solchen Umständen das ägyptische Volk auch in seinen höhern Kreisen keinerlei Interesse mehr daran, sich dem Kulte dieser Götter zu widmen, ihre Tempel zu beschenken, in ihrem Dienste zu frohnden.

So kam denn der Kult der großen Götter in Abnahme, ihre Tempel verödeten, ihre Anhänger wurden immer weniger an Zahl und nachlässiger in der Verehrung. Andere Götter traten an ihre Stelle. Zunächst war es Osiris, der von der veränderten Gesinnung des Volkes Nutzen davontrug. Das Ansehen dieses Totenherrschers wuchs je mehr man aus dieser stetig unerfreulicher werdenden Welt seine Blicke auf das Jenseits richtete, in der Hoffnung, in diesem das Glück zu finden, welches das Diesseits dem Lande versagte. Die Priesterkollegien der großen Tempel versuchten, wie sich dies insbesondere bei dem großen Amon-Tempel zu Theben noch verfolgen läßt, zunächst diesen an Macht und Einfluß wachsenden Osirisglauben in den Bereich ihres Tempelkultes hineinzuziehen. Sie errichteten Osiris-Kapellen und formten die alten Mythen zugunsten ihrer Heiligtümer um. So wurde im Gegensatze zu den ältern Berichten behauptet, Osiris sei in Theben in oder bei dem Amon-Tempel geboren worden. Bei dem Chunsu-Tempel zu Karnak entstand als Geburtsraum des Gottes der Tempel der Apet, einer Göttin, welche in Gestalt eines Nilpferdes Osiris das Leben gegeben haben sollte. Noch Plutarch weiß von der Verbindung des Osiris mit Theben zu berichten. Er erzählt, ein Mann, namens Pamyles in Theben habe beim Wasserschöpfen eine Stimme aus dem Tempel des Zeus, d. h. des Amon vernommen, welche ihm befahl, die Geburt des großen Königs, des wohltätigen Osiris, zu verkündigen. Er habe dann auch den Gott auferzogen.

Der Versuch der thebanischen Priesterschaft mißlang. Der Glaube an die alten Heiligtümer des Osiris, besonders an das zu Abydos, war im Volke zu fest eingewurzelt, als daß sie hätten verdrängt werden können. Dazu mußte aber für das Empfinden des Volkes die Erwägung treten, daß Osiris zwar für das jenseitige Dasein von größter Bedeutung war, daß man aber daneben danach trachten müsse, für das Diesseits Ersatz zu finden für die bisherigen, als ungenügend erkannten Götter. Diesen Ersatz suchte man in den alten während Jahrtausenden verehrten, aber nicht entsprechend beachteten Volksgottheiten. Sie hatten sich im Verlaufe der Zeiten für den einzelnen und seine Familie nützlich erwiesen, sie hatten dem Kleinbürger und Bauern in Krankheit und Not beigestanden. Jetzt sollten sie auch für die höhern Stände in weiterem Umfange tätig sein. Sie sollten ganz Ägypten, im Innern und dem Auslande gegenüber, zur Seite stehen.

Das erste der heiligen Tiere, welches auf Grund dieser politisch religionsgeschichtlichen Gedankengänge in den Vordergrund trat, war die Katze, welche in ihrer heiligen Stadt Bubastis im Delta bereits in der Frühzeit Verehrung gefunden hatte. In einer Katze pflegte sich die Göttin dieses Gaus, die milde, Gutes spendende Göttin Bast zu verkörpern. Neben dieser göttlichen Bast-Katze wurden hier auch die übrigen Katzen verehrt. Zahlreiche Katzenmumien und Katzenstatuetten, welche man in gut naturalistischer Weise aus Bronze zu fertigen wußte, haben sich in den unweit des heutigen Ortes Zagazig gelegenen Trümmerhügeln der Stadt Bubastis gefunden. Die klassischen Autoren sprechen von der hier herrschenden Katzen-Verehrung und zahlreiche Bewohner der Gegend tragen Namen, welche mit dem Namen der Katze gebildet waren, wie ihr zu Ehren sogar ein König Ägyptens Pimai „der Kater" hieß. Ihre große, ganz Ägypten umspannende Macht erwies die Katze kurze Zeit, nachdem man begonnen hatte, ihr höhere Verehrung zu widmen. Sie verschaffte ihren Anhängern, einer in Bubastis ansässigen Offiziersfamilie, die Pharaonenwürde. Der Begründer dieser Königsdynastie, der um 950 v. Chr. auf den Thron gekommene Scheschonk I., der Sisak des Alten Testamentes, zog gegen Palästina in das Feld. Es gelang ihm, Jerusalem zu erobern, seinen Tempel auszuplündern und so die siegreiche, Beute bringende Kraft seiner Gottheit auch im Auslande zu erproben.

Seinen Hauptaufschwung nahm der Tierkult in der sog. saitischen Zeit, von etwa 700 v. Chr. an abwärts. Damals gelang

es den Ausländern in stetig wachsender Zahl in das Niltal einzudringen, sich hier häuslich niederzulassen und geschlossene Kolonien zu gründen. Dieses Vordringen der Fremden rief im Kreise des Ägyptertums auf allen Gebieten, insbesondere auch auf dem des Glaubens, eine starke nationalistische Bewegung hervor. Bei den Griechen herrschte in religiösen Dingen eine Art internationaler Auffassung. Sie vermeinten ihre Götter, wie bereits bemerkt, überall in der Fremde wieder zu finden. Der ägyptische Amon entsprach ihnen dem Zeus, Ptah von Memphis dem Hephaestos, der Sonnengott Horus dem Apollo, der Sonnengott Ra dem Helios, die Bast von Bubastis der Artemis, die Neith von Saïs der Athena. Derartige Gleichstellungen wurden von den Herrschern des Niltales begünstigt, deren Bemühungen darauf gerichtet sein mußten, das von ihnen beherrschte ägyptische Volk ihren ausländischen Untertanen, den Söldnern und Kaufleuten, von denen die Steuerkraft und der Schutz des Landes sehr wesentlich abhing, anzugleichen. Gegen solche Bestrebungen bildete der Tierkult die naturgemäße Reaktion. Er widersprach dem Gefühl der Kleinasiaten, der Perser, der Hellenen, der Israeliten in gleicher Weise, er widerstand allen Identifikationsversuchen. So ward er zum Kennzeichen des echten Ägypters, mit dessen innersten Wesen er verwachsen blieb, auch als das philosophischer werdende Denken ihn eigentlich zum Absterben hätte bringen und durch höher entwickelte Gottheiten hätte ersetzen sollen.

So ist es gekommen, daß, als die alte ägyptische Religion zusammenbrach, als der alte Glaube höhern Religionen weichen mußte, daß da die großen Götter des Niltales verhältnismäßig schnell verschwanden, die Tierverehrung aber blieb. Eine ganze Reihe dieser einst göttlich verehrten Geschöpfe hat noch bei den jetzigen Bewohnern des Landes ihr Ansehen sich bewahrt: die Schlange, an einzelnen Orten das Rind, vor allem aber die Katze. Vor letzterer war die Hochachtung so groß, daß der Islam suchen mußte, sich mit ihr abzufinden, für sie aus der muhamedanischen Überlieferung eine Berechtigung abzuleiten. Man behauptete, der Prophet Muhamed habe die Katzen sehr geliebt und in Erinnerung hieran verdienten diese Geschöpfe besondere Pflege und Schonung Der Umstand, daß diese Behauptung gerade am Nile auftritt, weist auf ihren Ursprung hin. Es handelt sich um eine Erfindung, welche den Zweck verfolgte, ein uraltes Volksempfinden, welches man nicht auszurotten vermochte, so weit als möglich zu

islamisieren. Der Elefant, der in der Frühzeit als Gottheit galt, wie flache Platten in seiner Gestalt und sein auf einem Pfahle aufgepflanztes Bild als Barken-Standarte beweisen, hat bis in unsere Zeit hinein seine Übel abwehrende Bedeutung behalten. Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts hing zu diesem Zwecke ein ausgestopfter kleiner Elefant über dem Eingange in einen arabischen Hof neben dem alten Hôtel du Nil in Kairo. An anderen Stellen in ägyptischen Städten dient ein ausgestopftes Krokodil zu ähnlichem Schutze und so lassen sich zahlreiche weitere Beispiele für ein Fortleben der alten Gedankengänge aufführen.

Die Zahl der Tiere und Tiergattungen, welche im Niltale Verehrung fanden, war eine ungemein große. Unter ihnen begegnete man Affen, Löwen, Katzen, Wölfen, Schakalen, Hunden, Ichneumon, Ratten, Elefanten, Nilpferden, Okapi, Rindern, Ziegen, Schafen, Krokodilen, Schildkröten, Fröschen, Raubvögeln aller Art, Eulen, Ibisen, Reihern, Schwalben, zahlreichen Fischen, Schlangen, Käfern, Fliegen und vielen anderen. Sogar aus Menschen- und Tierteilen zusammengesetzte Fabelwesen sind zu nennen, welche die alten Ägypter freilich für wirklich vorhandene Geschöpfe hielten, denen man gelegentlich auf der Jagd begegnen konnte. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß nach Ausweis der ägyptischen Texte, der klassischen Schriftsteller und der Tiermumien weitaus der größte Teil der den Ägyptern bekannten Tierwelt zwar nicht im ganzen Lande, aber doch über dessen Gaue und Ortschaften verteilt, Hochachtung und Anbetung gefunden hat.

Um durch das Gewirr dieser Geschöpfe einen Leitfaden zu gewinnen, muß man von einer bereits im Altertum gemachten Beobachtung ausgehen. Dieselbe rührt von Strabo von Amasia her, der um 25 v. Chr. Ägypten bereiste und unter der Regierung des Kaisers Tiberius starb. Seine Schilderung des Niltales, welche das 17. Buch seiner Geographie bildet, ist pedantisch und nicht selten recht langweilig geschrieben. Andrerseits ist er aber weit kritischer als der ansprechender erzählende, naive und übermäßig leichtgläubige Herodot und die meisten andern klassischen Schwärmer für Ägypten und Ägyptertum. Strabo bemerkt, in Momemphis unweit von Alexandria werde eine Kuh gehalten wie in Memphis der Apis, in Heliopolis der Mnevis. Diese hielten die Ägypter für Götter. Bei andern Ägyptern innerhalb und außerhalb des Deltas gälten die Rinder, Stiere oder Kühe nicht als Götter, sondern als heilig. Er macht demnach einen Unterschied

zwischen Tierindividuen, die Götter waren, und Tiergattungen, die als heilig galten. Diese Verschiedenheit wird durch die Denkmäler in vollem Umfange bestätigt. Aus diesen geht hervor, daß es jeweils auf Erden nur einen Apis geben konnte, der als Gott Verehrung beanspruchte und fand Es gab nur eine Göttin Katze in Bubastis, nur einen Amon-Widder im großen Tempel zu Karnak, nur ein Suchos-Krokodil in dem Haupttempel zu Crocodilopolis im Fayûm. Dagegen konnte man zahllose heilige Rinder, Katzen, Widder, Krokodile im Lande finden. In ersteren Geschöpfen hatte eine Gottheit ihre irdische Verkörperung genommen. Letztere waren deren Artgenossen und konnten als solche möglichste Schonung und freundliche Behandlung, nicht aber eine ausgesprochene Anbetung beanspruchen.

Die Gott-Tiere waren die Inhaber einer Reihe von Tempeln. Der 120 n. Chr. in Samosata am Euphrat geborene Lucian bemerkt: „Die ägyptischen Tempel waren groß und schön, aus wertvollen Steinen erbaut und mit Gold und Malerei geschmückt. Wenn man aber nach dem Namen des Gottes frug, dem sie geweiht waren, dann erfuhr man, daß dieser Gott ein Affe, ein Ibis, ein Bock oder eine Katze war.“ Clemens von Alexandrien, der um 150 n. Chr. als Heide geboren wurde, später zum Christentume übertrat, die Stellung eines Presbyters erlangte und etwa 218 n. Chr. starb, bestätigt Lucians Angabe mit den Worten: „Wenn man in das Allerheiligste eines ägyptischen Tempels eintrat, so zeigten die Priester eine Katze, ein Krokodil, eine Schlange, die den Gott des Tempels bildete.“ Diese Schilderungen treffen für zahlreiche ägyptische Tempel zu. Der sog. Naos, der in dem Allerheiligsten stand und der die Gottheit selbst umschloß, bildete in einer Reihe von Fällen einen Käfig, in dem das heilige Tier hauste. An anderen Orten, an denen sich das Tier in dem engen Käfig gar zu unbehaglich befunden hätte, diente zu seinem Aufenthaltsorte eine besondere, mit dem Tempel in Verbindung stehende Anlage.

In Memphis wurde, wie Strabo berichtet, der Apis in einem heiligen Raume göttlich verehrt. Vor diesem befand sich ein Hof, bei dem auch ein besonderer Raum für die Mutter des Stieres angelegt war. In diesen Hof ließ man zu bestimmten Zeiten den Stier, besonders um ihn Fremden zu zeigen. Diese konnten ihn aber auch durch die Türe seines heiligen Gemaches sehen. Wenn der Apis kurze Zeit in dem Hofe herumgesprungen war, dann

führte man ihn in seine Behausung zurück. Derselbe Schriftsteller beschreibt auch einen Besuch bei dem Krokodile im Fayûm: „Bei der Stadt Crocodilopolis lebt in einem See ein Krokodil, das den Priestern gegenüber zahm ist. Es heißt Suchos und wird mit Brot, Fleisch und Wein gefüttert, welches die Fremden mitzubringen pflegen, wenn sie kommen, um das Tier zu sehen. Mein Gastfreund, ein sehr geachteter Mann, welcher uns dort die heiligen Dinge zeigte, ging mit uns an den See. Er hatte von der Mahlzeit einen kleinen Kuchen, gebratenes Fleisch und ein Fläschchen Honigmeth mitgebracht. Wir fanden das Tier am Ufer liegend. Da gingen die Priester hin, einige öffneten ihm den Rachen, einer steckte den Kuchen hinein, dann das Fleisch und goß den Meth hinterher. Hierauf sprang das Krokodil in den See und schwamm an das jenseitige Ufer. Unterdessen kam ein anderer Fremder, der eine gleiche Gabe bei sich hatte. Die Priester nahmen diese in Empfang, gingen um den See herum und, als sie das Krokodil gefunden hatten, gaben sie ihm das Mitgebrachte auf die gleiche Weise wie die vorige Gabe." Ein etwa 2800 Jahre älteres Relief aus dem Sonnen-Heiligtum zu Abusir zeigt, daß das Tier am Ufer des Sees eine Art Hürde besaß, welche teilweise gedeckt war und in die es sich zurückziehen konnte.

Unähnlich diesen Gott-Tieren, welche in mehr oder weniger enger Gefangenschaft ihr Leben verbrachten, lebten die heiligen Tiere in Freiheit. Sie schützte der Glaube der Menge. Auf ihrer Verletzung standen schwere Strafen, bisweilen sogar der Tod. iWer, sagt Diodor, eins der heiligen Tiere vorsätzlich umbringt, st des Todes schuldig. Tötet man aber eine Katze oder einen Ibis, so muß man auf jeden Fall sterben, mag man das Tier absichtlich oder unabsichtlich getötet haben. Die Menge läuft zusammen und mißhandelt den Täter auf die grausamste Weise und das geschieht bisweilen ohne jedes richterliche Urteil. Im Anschluß hieran wird ein charakteristischer Einzelfall erzählt, der sich in der Zeit nicht lange vor 59 v. Chr. zugetragen haben muß. Damals tötete ein Römer eine Katze. Da sammelte sich die Menge bei dem Hause des Täters und weder die Fürbitte angesehener Männer, die der König abgesandt hatte noch die allgemeine Furcht vor Rom waren imstande, die Todesstrafe von dem Manne abzuwenden, obwohl er die Tat nicht mit Absicht vollbracht hatte.

Das Verhältnis zwischen den Gott-Tieren und den heiligen Tieren malte man sich, soweit man dies zu verfolgen vermag, in der

Art einer Monarchie aus. Das Gott-Tier war der König seiner Gattung, für die es sorgte, die es schützte und für die es im Ermordungsfalle die Blutrache zu übernehmen verpflichtet war. Diese Vendetta wurde entweder von ihm selbst in die Hand genommen und an dem Menschen vollzogen, oder sie fiel seinen übrigen Untertanen, den Geschlechtsgenossen des erschlagenen Tieres zu. Eine vermutlich in der Nähe von Memphis gefundene Stele des Berliner Museums, welche zu oberst das Bild einer mit zwei Hörnern und der Sonnenscheibe gekrönten Brillenschlange trägt und welche einer getöteten Schlange geweiht ist, läßt diese selbst letzteren Gedanken in griechischen Versen aussprechen: „Bleibe gegenüber dem großen Steinblocke am Kreuzwege stehn, oh Fremdling, und Du wirst finden, daß er von Schriftzeichen durchfurcht ist. Laute Klage lasse über mich ertönen, die ich durch feindlich gesinnte Hände zu den Unterirdischen gebracht wurde, ich die heilige, langlebige Schlange. Was nützt es Dir, Du Furchtbarster der Menschen, daß Du mich dieses Lebens beraubt hast? Denn Dir und mit Dir Deinen Kindern, wird meine Nachkommenschaft zum göttlichen Verhängnis werden, denn Du hast in mir kein Wesen getötet, das allein auf Erden wäre. Sondern so zahlreich, wie der Sand am Strande des Meeres, so zahlreich ist auch das auf der Erde weilende Geschlecht der Tiere. Fürwahr, nicht als Ersten, sondern als Letzten werden sie Dich in den Hades stürzen, nachdem Du mit Deinen eignen Augen den Tod Deiner Kinder gesehen haben wirst.“

Die Verletzung des Tieres war demnach ein Verbrechen gegen sein ganzes Geschlecht und gegen seinen König. Es war nicht geradezu ein Göttermord, wie wenn man den Apis tötete, es war aber doch ein Eingriff in das Reich der Gottheit. Sah man sich durch die Verhältnisse gezwungen, ein solches Geschöpf zu töten, so suchte man wenigstens die Tat wieder gut zu machen und das Tier zu versöhnen. Man brachte ihm vor der Schlachtung ein Opfer dar, wie dies das Märchen von den beiden Brüdern schildert, oder sorgte für ein ehrenvolles Begräbnis nach dem Tode. Unterließ man eine solche Maßregel oder war das Tier allzu heilig und seinem Könige gar zu sehr an das Herz gewachsen, dann mußte seine Ermordung den Zorn des Gottes gegen den Täter und das Gemeinwesen, das ihn gewähren ließ, herausfordern. So griff man denn zu schweren Strafen, um das Gott-Tier zu verhindern, Unglück über das Land zu bringen, seine Orakel zu ver-

weigern, Unheil vorherzusagen und herbeizurufen, seine Artgenossen gegen die Menschen auszusenden. Der Schutz der heiligen Tiere beruhte demnach nicht nur auf einer Hochachtung vor den Geschöpfen selbst, sondern vor allem auf der Furcht vor dem Tierkönige, dem auch im Tempelkulte eine Stellung eingeräumt war.

In der historischen Zeit des Ägyptertums hat das Gott-Tier im Niltale eine doppelte Bedeutung besessen. Es war zunächst, wie eben ausgeführt, der Oberste seiner Gattung. In diesem Sinne sprechen bereits die Pyramidentexte von dem Stier der Stiere. Ebenso gab es den Widder der Widder, der noch auf einer von Ptolemäus Philadelphus errichteten Stele erscheint, den Schakal der Schakale usw. Der gleiche Gedanke wird in den Reliefs auch bildlich dargestellt. So wird auf einer Stele die Göttin des Westens, die Schlange Merseker, angerufen; das Begleitbild zeigt aber nicht nur eine Schlange, sondern deren zwölf, die Göttin ist von einer Reihe ihrer Artgenossen begleitet. In demselbem Sinne zeigen weitere Stelen lange Reihen von Schlangen, Widdern und sonstigen Tieren. Außer als Tierkönig gilt das Gott-Tier aber auch als die Verkörperung der geistiger aufgefaßten Gottheiten der einzelnen Gaue des Niltales. Der Apis ist das wiederholte neue Leben des Ptah, die Wiederholung des Ptah, der Erneuerer des Lebens des Ptah; der Widder in Theben ist die Inkorporation des dortigen Gottes Amon, das Krokodil in Fayûm die des Gottes Sebak.

Man hat diese Verkörperungsformen der Götter als ein Ergebnis der materiellen Denkweise der alten Ägypter aufgefaßt. Diese hätten sich keinen Gott denken können, der hoch oben vom Himmel her, aus weiter Ferne, seine Macht ausübte. Sie hätten ihre Götter persönlich in ihrer Mitte haben wollen und sie sich aus diesem Grunde in Tieren verkörpert vorgestellt, welche man in Tempeln bewahrte und verehrte. Dabei habe man sich für die einzelnen Heiligtümer jeweils diejenigen Tiere ausgewählt, welche besonders hervorstechende Eigenschaften besaßen, die man auch dem betreffenden Tempelgotte zuschrieb. Diese Erwägungen sind insofern richtig, als sie die materielle Denkweise der Ägypter hervorheben und ihren Wunsch, ihre Götter persönlich bei sich hier auf Erden zu haben. In ihrem zweiten Teile aber, in dem Hinweis auf die Gründe für die Auswahl der einzelnen Tierverkörperungen für bestimmte Gottheiten, entsprechen sie nicht den Tatsachen.

Sebak hat in seinem göttlichen Kern nichts mit Eigenschaften des Krokodils zu tun, Osiris ist kein Zeugungsgott, der dem Widder ähnelte, Bast gleicht als Göttin nicht der Katze. Und das geht noch weiter! Obwohl das Tier als Verkörperung des Gottes gilt, wird es trotzdem im Glauben ganz anders aufgefaßt wie dieser. Der Apis soll Ptah entsprechen, aber er gilt nicht als Schöpfer und Ptah gibt seinerseits keine Orakel, wie dies der lebende Apis zu tun weiß. Im übrigen wirkt Ptah bei Lebzeiten als Gott, der Apis gewinnt erst nach seinem Tode seine volle göttliche Kraft. Man sollte ferner erwarten, daß man sich, wenn Apis der Tier gewordene Ptah war, über die verwandtschaftliche Beziehung beider Gestalten einig geworden wäre. Das war aber nicht der Fall. Wenn auch eine lange Reihe von Texten den Apis als Sohn oder als Erzeugnis des Ptah bezeichnet, so wird doch die Art seiner Erzeugung durch den Gott nirgends geschildert. Und andere Gewährsmänner berichten, der Apis sei durch einen Mondstrahl erzeugt worden, obwohl der Mond weder mit Ptah noch mit einer andern Gestalt seines Kreises in näherer Beziehung steht. Nur eins der heiligen Tiere ist mit seinem Gotte wirklich verschmolzen, während die übrigen ihren Göttern dauernd fremd blieben. Es war dies der Sperber oder Falke, der mit dem Sonnengotte eine untrennbare Einheit bildete.

Gerade diese Ausnahme gegenüber dem sonstigen Zwiespalte zwischen Gott und Verkörperung läßt das Verständnis dieser eigenartigen Gestaltung des ägyptischen Tierkultes gewinnen. Man hat in der Erscheinung das Ergebnis eines religiösen Kompromisses vor sich. Die älteste Bevölkerungsschicht des Niltales huldigte dem Tierkulte. In kleinen Kapellen, in Ortschaften und Häusern wurden im Beginne der bereits erwähnten Nagadazeit Tiere gehegt und angebetet. In dem jeweiligen Hauptorte der verschiedenen Kleinreiche, in welche damals noch das Niltal zerfiel und welche im großen und ganzen den späteren Gauen entsprachen, hauste im Tempel das Obertier der Gegend, ein Stier, ein Krokodil, eine Katze, ein Falke und derartige Geschöpfe mehr. Im Verlaufe der genannten Periode drang von Osten her ein Erobererpolk in das Niltal ein, welches höher entwickelte und geistiger gedachte Götter mit sich brachte. Diese menschenähnlichen Gestalten, welche meist in den himmlischen Höhen weilten und sich nur ausnahmsweise auf Erden im Kreise ihrer Anhänger persönlich zeigten, suchte man mit den alteingesessenen Tiergöttern zu verschmelzen. Man erklärte

jeweils ganz schematisch das Gautier für die Verkörperung desjenigen Gottes, welchen der Stamm der den einzelnen Gau besetzenden Eroberer am höchsten verehrte, ohne sich weiter um Gleichheit oder Ähnlichkeit des Sinninhaltes der beiden göttlichen Gestalten zu kümmern. Beide Gedankenreihen waren andrerseits auch zu verschiedenartig und im Augenblicke ihrer Zusammenschweißung zu fest ausgebildet, als daß sie ohne weiteres im Laufe der Zeit sich von selbst ausgeglichen hätten. So galten denn Tier und Gott theoretisch als gleich, entsprachen sich aber in Wahrheit keineswegs. Nur an einem Punkte gelang die Ausgleichung. Es war dies in Hieraconpolis, der Sperberstadt, in welcher die Eroberer am frühesten und am längsten ihren Einfluß geltend machten. Hier wurden der Sonnengott Horus und der Falke wirklich eins. Vor allem trug zu dieser Verschmelzung bei, daß von Hieraconpolis das ägyptische Pharaonentum ausging, dessen leitende Gottheit einerseits der Sonnengott und andrerseits der Falke war. Infolgedessen fanden zunächst hier und dann auch im übrigen Ägypten Falke und Sonnengott im und durch das Pharaonentum ihren inneren Zusammenhang und ihre Einheit. Dieselbe ist demnach auch hier nicht durch eine wirkliche Gleichheit von Gott und Tier eingetreten, sondern auf indirektem Wege durch ihre beiderseitige Beziehung zum Königstum des Landes.

Der rein äußerliche Kompromiß, der, abgesehen von diesem einen Punkte, zwischen den menschengestaltigen Göttern der Eroberer und den Tiergottheiten der Eingeborenen stattfand, läßt sich auch in der ägyptischen Kunst verfolgen. Er hat seinen bildlichen Ausdruck in den Mischgestalten gefunden, welche in großer Zahl auf ägyptischen Denkmälern vorgeführt werden und diese so fremdartig wirken lassen. Auf den menschlichen Leib, der dem einen Teile der Mischgestalt zukam, hat man den Kopf desjenigen heiligen Tieres gestülpt, welches man ihm angliedern wollte. Nur sehr vereinzelt tritt das umgekehrte Verhältnis ein, wie bei der Sphinx, die auf dem Tierleib den Menschenkopf trägt. Diese gilt aber den Ägyptern als ein wirklich lebendes Tier, in dessen Gestalt sich die Götter auf Erden zeigten, wenn sie als Wächter des Toten oder bestimmter Gegenden aufzutreten gedachten. Niemals hat man den Versuch gemacht, zwischen den beiden Bestandteilen der Bilder eine innere Verbindung zu gewinnen, wie dies in entsprechenden Fällen die Griechen mit ihrem feiner entwickelten Kunstempfinden getan haben. Wenn diese Mischgestalten vorführen wollten, wie etwa den

Minotaurus, der in dem Labyrinthe auf Kreta der Sage nach gehaust hatte und der auf dem Leibe eines Menschen den Kopf eines Stieres trug, so gaben sie bei seiner Darstellung dem Stierkopfe etwas Menschliches, dem Menschenleibe etwas Rohes, Tierisches, um aus beiden Bestandteilen eine Art Einheit zu formen. Nicht anders verfuhren, häufig freilich in kindlich naiver Weise, die mittelalterlichen Künstler, wenn sie bei der Vorführung der Evangelisten auf deren Menschenkörpern ihre symbolischen Tierköpfe anbrachten, bei Lukas das Haupt des Stieres oder bei Johannes das des Adlers. Den Ägyptern lag ein ähnliches Bestreben fern. Hier blieb das Aufsetzen des Tierkopfes stets unorganisch und vollkommen äußerlich.

Die Verbindung erscheint in den ägyptischen Reliefs mit ihrer gewollten schematischen Steifheit zur Not erträglich. Geradezu karikaturenhaft aber wirkt sie in der Spätzeit, wenn die Götter selbst in unägyptischer Gewandung und in freierer Haltung erscheinen. Wenn dann ein als Römer gekleideter Mann mit dem Sperberkopfe zu Pferde sitzt, um als Horus das Krokodil mit seiner Lanze zu erstechen oder mit dem Schakalkopfe dasteht, um als der Einführer der Toten Anubis aufzutreten, dann begreift man den Spott, mit dem die römischen Satyriker die ägyptischen Kulte überhäuften. Es ist dabei nicht uninteressant, zu beobachten, wie häufig moderne Karikaturenzeichner, wenn sie tierköpfige Gestalten als Menschen sich bewegen lassen, zu völlig gleicher Darstellungsweise gelangen wie die griechisch-ägyptischen Künstler, als sie, von ernsten Grundgedanken ausgehend, ihren Göttern die Kleidung der damaligen Herren der Welt, der römischen Legionare, verliehen.

Die altägyptischen Mischbilder sind demnach nicht, wie nicht selten angenommen worden ist, Hieroglyphenzeichen, welche bei der mangelhaften Ausdrucksfähigkeit des künstlerischen Könnens der alten Ägypter den einzelnen Gott durch ein besonders in die Augen fallendes Merkmal kennzeichnen sollten. Es sind völlig ernst gemeinte Darstellungen, in denen die beiden ursprünglich getrennten höhern Wesen, welche in dem neuen Mischgotte der historischen Zeit mit einander verbunden worden waren, in ihrer Doppelnatur zur Anschauung kamen. Also etwa Amon vereint mit dem Widder, Sebak mit dem Krokodil, Thoth mit dem Ibis, Bast mit der Katze.

Während des gesamten Zeitraumes von etwa 1000 v. Chr. an abwärts war das Ansehen der heiligen Tiere ein sehr großes.

Es galt in der Zeit der Psammetichiden und noch zu der der Ptolemäer als ein besonderer Ruhmestitel der Pharaonen, wenn sie für diese Geschöpfe, für ihre Inthronisation und für ihre Bestattung gesorgt und reiche Geldmittel zur Verfügung gestellt hatten. Nur selten erhob sich eine zweifelnde Stimme, wie nach dem Berichte des Historikers Dio Cassius die des Kaisers Augustus, der den Apis nicht kennen lernen wollte und erklärte, er pflege nur Götter anzubeten, nicht Stiere. Sympathien wird er sich mit derartigen aufklärerischen Gedanken bei dem tiergläubigen Volke nicht erworben haben. Sein Enkel Germanikus war anderer Ansicht. Bei seinem Aufenthalte im Niltale besuchte er den Apis, der ihm freilich dadurch, daß er nicht aus seiner Hand fressen wollte, den Tod vorhersagte. Mehrere der spätern Kaiser erkannten den Kult des Stieres von Memphis an. Noch Julian ließ, als er während seiner kurzen Regierung versuchte, das Heidentum zu neuem Leben zu erwecken, auf Münzen das Bild des Apis anbringen. Er gab ihm die Beischrift „Die Sicherheit des Staates" und dachte dabei zweifelsohne an die bedeutungsvolle göttliche Kraft, welche er der Tiergottheit zuschreiben zu müssen glaubte.

Bei dem ägyptischen Volke selbst führte der Tierkult bis in späte Zeiten hinein mehrfach zu schweren Konflikten. Unter Hadrian brach ein Aufstand aus, als man nach längerer Zeit einen Apis gefunden hatte, da man sich über dessen Aufenthaltsort nicht zu einigen vermochte. Vor allem aber brachte die Tatsache Streitigkeiten mit sich, daß die heiligen Tiere der verschiedenen Gaue verschiedene waren und blieben. In einer Reihe von Fällen wurde das Geschöpf, welches der eine Gau verehrte, von den Bewohnern des Nachbargaus verfolgt und gegessen. Dieser Zwiespalt gab besonders in Festzeiten zu Prügeleien, zu Mord und Totschlag Veranlassung. Dies ging, wie Juvenal in einer seiner Satyren berichtet, noch in der Zeit um 100 n. Chr. so weit, daß die fanatisierte Menge der oberägyptischen Stadt Dendera bei einem derartigen Handgemenge die Leiche eines im Kampfe gefallenen Gegners in Stücke zerriß und diese menschlichen Überreste verschlang. Ein ähnlicher Vorfall spielte sich nicht lange danach in Mittelägypten ab. Die Bewohner der Stadt Oxyrhynchos waren darüber erbost, daß die Einwohner von Kynopolis, der Hundsstadt, ihren heiligen Fisch, den Oxyrhynchos, aßen. Sie fingen daher einige der von den Kynopoliten hoch verehrten Hunde, schlachteten dieselben und verzehrten sie als Opfermahl. Hierüber entbrannte ein förmlicher

Bürgerkrieg, der solchen Umfang annahm, daß die Römer einschreiten mußten, obwohl sie sich sonst im allgemeinen prinzipiell nicht um die religiösen Zwistigkeiten ihrer Untertanen kümmerten. Sie brachten die Streitenden auseinander und bestraften die Schuldigen, ohne hierdurch freilich dem Gegensatze ihrer Glaubensanschauungen ein Ende bereiten zu können.

Die Ägypter schlugen sich wegen des Schonens und des Nicht-Schonens der einzelnen heiligen Tiere die Köpfe blutig. Hätte man sie aber gefragt, worin denn eigentlich der Unterschied bestehe zwischen den den verschiedenen Tieren zugrunde liegenden tieferen Gedankengängen, so wären sie um eine zutreffende Antwort sehr verlegen gewesen. Tatsächlich bestand, soweit Angaben aus dem Altertum vorliegen, zwischen der Bedeutung, die man den einzelnen Tieren zuschrieb, keinerlei Gegensatz. Ein solcher war hier ebensowenig vorhanden wie zwischen den geistig höherstehenden, menschenähnlichen Göttern des Landes. Wenn man auch bisweilen bei dem einen seine Schöpfermacht, bei dem andern seine Herrschertätigkeit, bei dem Dritten seine kriegerische Gesinnung mehr betonte, so wollte man damit den übrigen Gottheiten die gleichen Eigenschaften nicht absprechen. Sie konnten dieselben Tätigkeiten im gegebenen Augenblicke genau ebenso gut ausüben wie der in dem jeweiligen Texte bestimmt genannte und angerufene Gott. Im Grunde genommen entsprachen sich alle ägyptischen Götter in ihrer Natur und in ihrem Wirkungskreise so gut wie vollkommen. Das gleiche ist bei den heiligen Tieren der Fall Nur der völlige Mangel an systematischem Sinn, die Gleichgültigkeit gegen die Ergebnisse logischen Denkens auf religiösem Gebiete, welche die Ägypter dauernd beherrschten, haben es ermöglicht, daß alle die verschiedenen Tiere, welchen sie glaubten ihre Verehrung zollen zu müssen, trotz ihrer gleichartigen Aufgaben und Leistungen, durch die Jahrtausende hindurch nebeneinander ihre Göttlichkeit sich bewahrten. Hierdurch sind sie zu einer der hervorstechendsten Eigenheiten der ägyptischen Religion im Volksglauben und vielfach auch im Kulte der höhern Kreise geworden und bis in die Zeit des Untergangs des Ägyptertums geblieben.

Literatur.

Wiedemann, A., Le Culte des Animaux en Égypte (Muséon. VIII S. 211ff., 309ff.).

— Quelques Remarques sur le Culte des Animaux en Égypte (Muséon. N.S. VI S. 113ff.).

— Herodots Zweites Buch S. 271ff.

— Zu dem Tierkult der alten Ägypter (Mélanges Charles de Harlez S. 372ff.).

Maspero, G., Quelques Cultes et quelques Croyances populaires des Égyptiens (Études de Mythologie II S. 395ff.).

Zimmermann, F., Der ägyptische Tierkult nach der Darstellung der Kirchenschriftsteller und die ägyptischen Denkmäler (Bonner Dissertation). Kirchhain N.-L. 1912.

— Die Phönixsage (Theologie und Glaube IV S. 202ff.).

Druck von Hartmann & Wolf, Leipzig.

14. Jahrgang

Preis des Jahrganges (4 Hefte) 2 M., geb. 3 M.

Der Alte Orient

Gemeinverständliche Darstellungen herausgegeben von der Vorderasiatischen Gesellschaft (E. V.)

Heft 2

Einzelpreis jedes Heftes 60 Pfennig

Kambyses

Von

Justin V. Prášek



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1913

Die Vorderasiatische Gesellschaft (E. V.)

mit dem Sitz in Berlin

bezweckt die Förderung der vorderasiatischen Studien auf Grund der Denkmäler. Sie gibt wissenschaftliche Arbeiten ihrer Mitglieder in zwanglosen Heften als „Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft" und gemeinverständliche Darstellungen vierteljährlich unter dem Titel „Der Alte Orient" heraus. Ferner will die Gesellschaft die Beschaffung neuen Materials anregen und unterstützen.

Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt 10 Mark, wofür die „Mitteilungen" (sonst 15 M.) und „Der Alte Orient" (sonst 2 M.) geliefert werden. — Aufnahme als Mitglied erfolgt durch den Vorstand auf einfache Anmeldung beim Schriftführer. — Zahlung der Beiträge hat im Januar an die J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Verlag, Leipzig, Blumengasse 2, zu erfolgen.

Der Vorstand besteht z. Zt. aus: Prof. Dr. F. von Luschan, 1. Vorsitzender, Südende, Berlin; Prof. Dr. M. Hartmann, 2. Vorsitzender, Hermsdorf (Mark); Prof. Dr. M. Sobernheim, Schriftführer, Berlin-Charlottenburg, Steinplatz 2; Prof. Dr. H. Winckler, Wilmersdorf; Prof. Dr. Br. Meißner, Breslau; Lic. Dr. Alfr. Jeremias, Leipzig; Prof. Dr. F. E. Peiser, Königsberg; Prof. Dr. Frdr. Hommel, München. — Herausgeber der „Mitteilungen": Prof. Dr. H. Winckler, Wilmersdorf b. Berlin, Bingerstr. 79, des „Alten Orient": Derselbe und Lic. Dr. Alfr. Jeremias, Leipzig, Hauptmannstraße 3.

Inhalt der bisher erschienenen Hefte des „Alten Orient" (Preis 60 Pf.):

Ägypter als Krieger u. Eroberer in Asien. 7 Abb. W. M. Müller. 5_1

Schrift und Sprache der alten Ägypter. Mit 3 Abbildungen. Von W. Spiegelberg. 8_2

Tierkult der alten Ägypter. Von A. Wiedemann. 14_1

Magie und Zauberei im alten Ägypten. Von A. Wiedemann. 6_4

Unterhaltungsliteratur der alten Ägypter. 2. Auflage. Von A. Wiedemann. 3_4

Tote u. Toten-Reiche im Glauben der alten Ägypter. 3. Aufl. Von A. Wiedemann. 2_2

Amulette der alten Ägypter. Von A. Wiedemann. 12_1

Amarna-Zeit. Ägypten und Vorderasien um 1400 v. Chr. 3. Auflage. Von C. Niebuhr. 1_2

Arabien vor d. Islam. 2. Aufl. Von O. Weber. 3_1

Forschungsreisen in Süd-Arabien. 3 Kartenſk. und 4 Abbildungen. Von O. Weber. 8_1

Glasers Forschungsreisen in Südarabien. Mit 1 Bild Glasers. Von O. Weber. 10_2

Aramäer. Von A. Sanda. 4_3

Asurbanipal u. die assyrische Kultur seiner Zeit. 17 Abb. Von F. Delitzsch. 11_1

Äthiopien. 1 Abb. W. M. Müller. 6_2

Politische Entwicklung Babyloniens und Assyriens. Von H. Winckler. 2_1

Himmels- u. Weltenbild der Babylonier. 2 Abb. 2. erweiterte Auflage. Von H. Winckler. $3_{2/3}$

Weltschöpfung, Babylonische. 1 Abb. Von H. Winckler. 8_1

Dämonenbeschwörung bei den Babyloniern und Assyrern. Von O. Weber. 7_4

(Fortsetzung auf der dritten Umschlagseite)

Im Hochsommer des Jahres 530 v. Chr. ereilte Kyros den Großen in den Steppen Inneriranss unerwartet der Tod und nach dem Willen des großen Toten bestieg sein älterer Sohn Kambudschija, in gräzisierter Form Kambyses, den Thron des „Reiches der Länder“, das sein Vater in verhältnismäßig wenigen Jahren durch Umsicht und Energie auf den Trümmern morsch gewordener Weltreiche Vorderasiens geschaffen hatte.

Im Gegensatz zu Kyros ist es eine weit schwierigere Aufgabe, ein dem wahren geschichtlichen Sachverhalt entsprechendes Bild von des Kambyses Leben und Wirken zu entwerfen. Der zweite Perserkönig selbst hat keine Nachrichten hinterlassen; es ist immerhin möglich, daß bei der in absehbarer Zeit zu erhoffenden systematischen Erforschung, speziell des klassischen Bodens von Agbatana, Originaldokumente aus seiner Zeit auftauchen werden. Die Ausgrabungen in Susa und Babylon haben jedoch bisher nichts dergleichen an den Tag gebracht. Die aus der Zeit des Kambyses herrührenden Kontrakttäfelchen aus Babylon sind nur von Wert für die Feststellung der Chronologie des Kambyses, die jetzt als definitiv feststehend anzusehen ist. Für die Charakterisierung des Kambyses stehen uns daher lediglich Berichte zu Gebote, die uns Griechen, in erster Linie Herodot und Ktesias, hinterlassen haben. Der Herodotische Bericht ist leider stark beeinflußt von der vorgefaßten Beurteilung alles Persischen, die seit den letzten Jahren des Dareios I. in Ägypten vorherrschend war, und geht von der irrigen Annahme aus, Kambyses habe im Übermut und Jähzorn die scheußlichsten Frevel begangen und sei schließlich in Wahnsinn verfallen.

Die noch zu erörternde Erzählung von dem angeblichen Apismord bestätigt dies zur Genüge. Wir haben es im gegebenen Falle mit einer ägyptischen, gegen Kambyses grundsätzlich unfreundlichen Erzählung zu tun, die sich auch Herodot seiner bekannten

Auffassung entsprechend zurecht gemacht hat. Er zog sie einem ihm gleichfalls bekannten, anders lautenden persischen Bericht vor, weil sie seiner Anschauung von der durch die Götter zur Sühnung seiner Frevel über Kambyses verhängten Strafe entsprach. Es ist bezeichnend, daß die persischen, von Herodot hie und da verwerteten Angaben nichts von den angeblichen Greueltaten des Kambyses zu berichten wissen. Wir haben es hier also mit einer späteren ägyptisch-griechischen Mache, einem tendenziösen Roman zu tun, der die Aufstände der Ägypter gegen die Perser rechtfertigen wollte und daher mit größter Vorsicht heranzuziehen ist.

Kambyses stand zur Zeit des Hinscheidens seines Vaters wohl in der ersten Blüte des Mannesalters, wenn wir die in dem Hause der Achämeniden stets eingehaltene Regel, derzufolge lediglich derjenige Sohn des früheren Königs, welcher seinem Vater nach dem vollzogenen Regierungsantritte als erster geboren wurde, als Thronerbe anzusehen war, bereits für die Zeiten vor Dareios I. gelten lassen wollen. Da Kambyses nach Herodots hier gewiß verläßlichem persischen Bericht der Ehe des Kyros mit der Tochter des Achämeniden Pharnaspes, Kassandane, entsprossen war und aus politischen Erwägungen der zeitliche Ansatz dieser Ehe vor die Thronbesteigung des Kyros in Anschan, die im J. 559 v. Chr. stattgefunden hatte, nicht einzuräumen ist, so steht der Geltendmachung des erwähnten Thronbesteigungsgesetzes nichts im Wege. Wohl wurde medischerseits Kambyses für einen Sohn der Erbtochter des von Kyros gestürzten Astyages, Amytis, ausgegeben, aber dieser durchsichtigen Fiktion lag lediglich die Tendenz zugrunde, die Achämeniden als direkte und erbberechtigte Nachfolger des letzten Mederkönigs hinzustellen.

Der Ehe des Kyros mit Kassandane war noch ein dem Kambyses väterlicher- wie mütterlicherseits ebenbürtiger Sohn namens Bardija (babylonisch Barzia, gräzisiert Smerdis) entsprungen. Nach Ktesias hieß dieser jüngere Sohn des Kyros Tanyoxarkes, nach Xenophon Tanaoxares; es ist immerhin möglich, daß dies der ursprüngliche Name ist, der später, als der Prinz heranwuchs, dem Namen Bardija weichen mußte. Man will aber auch den Namen Tanyoxarkes als tanwachšathraka, minore imperio fretus, also als eine Art Titel auffassen, was für das Erstlingsrecht des Namens Bardija zeugen würde. Allerdings behielt der letztere Name die geschichtliche Berechtigung. Außer den beiden Söhnen hinterließ Kyros noch drei Töchter. Die älteste hieß Atossa, ein Name, der im Avesta in der

Form Hutaosa wiederkommt. Es ist zwar nirgends überliefert, daß auch sie Kassandanens Tochter gewesen, aber die hohen ihr von den Persern bezeugten Ehren sowie der Umstand, daß sie nacheinander Gemahlin von drei persischen Königen geworden, scheinen diese Vermutung zur Tatsache zu erheben. Der Name der zweiten Tochter, welche Kambyses auch zu seiner Gemahlin erkoren, ist zwar nicht angegeben, aber aus dem Ktesianischen Bericht geht hervor, daß die Schwester und Gemahlin des Kambyses, die sich der höchsten Gunst des Königs erfreute und ihn auch nach Ägypten begleitete, den Namen Roxane trug. Herodot sagt ausdrücklich, daß diese zweite Tochter des Kyros auch mütterlicherseits mit Kambyses und Bardija verschwistert war. Die dritte und jüngste Tochter, die spätere Lieblingsgemahlin des Dareios I., hieß Artystone.

Kyros hat Kambyses sehr früh zur Nachfolge bestimmt und ihm unmittelbar nach der Einnahme von Babylon den Titel eines Königs von Babylon beigelegt. Eine gewisse Unklarheit ist in dieser Maßregel nicht zu verkennen (AO. XIII, 3, 24), da nach den uns vorliegenden inschriftlichen Quellen dieses babylonische Königtum des Kambyses noch in seinem ersten Jahre aus uns unbekannten Gründen wieder aufgehört hat zu existieren und nach fünf Jahren Kambyses in einem Kontrakttäfelchen einfach als „Sohn des Königs“ namhaft gemacht wird, bald darauf jedoch als der mit großen Vollmachten ausgestattete Reichsverwalter und Mitherrscher seines Vaters im Vordergrund erscheint, als dieser sich anschickte, seinen letzten Feldzug gegen die Steppennomaden des Ostens zu unternehmen, mit der ausdrücklichen Aufgabe, die zum Angriff auf Ägypten nötigen Vorbereitungen zu treffen. Gleichzeitig soll Kyros den jüngeren Sohn Bardija als Statthalter mit der Verwaltung des einstigen Reiches von Baktra betraut haben, eine Angabe, die allerdings vom geschichtlichen Standpunkt aus einem berechtigten Zweifel begegnen muß.

Über die Jugendzeit des Kambyses liegen äußerst spärliche Nachrichten vor. Wir wissen lediglich, daß er im J. 539 in Begleitung seines Vaters an dem Feldzuge gegen Babylon teilnahm. Freilich ist dabei der Umstand nicht außer acht zu lassen, daß er damals blutjung war, da er bei seiner Thronbesteigung noch kinderlos war und die Geburt seines Erben erst erwartete.

Mit Kambyses übernahm ein tatkräftiger, seiner Ziele wohlbewußter Herrscher die Verwaltung des großen, vom Pamir und der Solimankette bis zum Flusse von Ägypten und dem Gestade

der Propontis sich ausdehnenden Reiches der Perser. Zweierlei, soweit es gestattet ist, aus den spärlich überlieferten Angaben der Alten sich ein Urteil zu bilden, hat Kambyses vorgeschwebt: die innere Ausgestaltung des riesig angewachsenen Weltreichs und die Eroberung des afrikanischen Kontinents. Zunächst hatte er natürlich die erste Aufgabe zu lösen. Die uns zu Gebote stehenden Quellen bieten zwar sehr wenige Anhaltspunkte zur Beurteilung der von Kambyses in der Reichsverwaltung eingeschlagenen Richtung, es läßt sich aber doch aus den Brosamen der geschichtlichen Überlieferung ein bestimmter, den bekannten Maßregeln des Kyros entgegengesetzter Zug in den staatsmännischen Absichten des Kambyses ermitteln. Kyros, wie aus dessen Bevorzugung der Meder und der gegen Babylon an den Tag gelegten Handlungsweise hervorleuchtet, berücksichtigte bis zur äußersten Grenze der Zulässigkeit die Eigentümlichkeiten der eroberten Reiche, so daß das Perserreich zu seiner Zeit viel mehr einem Konglomerat von formell selbständigen, nur durch die Persönlichkeit des Herrschers und durch die privilegierte Stellung der Perser als Herrschervolk verbundenen Staatsgebilden, dem sogenannten „Reiche der Länder“, als einem fest zusammengefügten Reiche ähnlich war. Kambyses jedoch, im Gegensatz zu der von seinem Vater eingehaltenen Richtschnur, sah das Reich als einen bloß durch seinen Willen verwalteten Einheitsstaat an. Zentralisation der Verwaltung zum Zwecke weiterer Eroberungen und selbstherrliche Regierungsform sind Hauptmerkmale der Kambyseischen Reichspolitik, welche in der bei den Persern üblichen Beurteilung des Kambyses als unumschränkter Beherrscher, δεσπότης, im Gegensatz zum „Vater“ Kyros, ihren treffenden Ausdruck fanden.

Nach der unter den Persern vorherrschenden Gewohnheit, die später auch in den avestischen Satzungen als religiöses Verdienst angesehen wurde und hie und da im Orient noch heutzutage vorkommt, heiratete Kambyses zuerst seine zwei älteren Schwestern, Atossa und eine jüngere, für die nach der unseres Dafürhaltens begründeten Vermutung der Name Roxane in Anspruch zu nehmen ist. Später führte er noch mehrere edle Perserinnen heim, unter denen namentlich Phaidyme, die Tocher des Achämeniden Otanes, erwähnt wird.

Diese Eheverbindungen scheinen zu großer Rivalität einzelner königlicher Frauen Anlaß geboten zu haben. Ein sehr wichtiger Umstand wurde von der Forschung bisher nicht nach Gebühr be-

rücksichtigt, nämlich die Stellung der Atossa zu Kambyses, insonderheit im Vergleich mit ihrem späteren Verhältnis zu Dareios. Die Nachrichten über Atossas Einfluß auf die Regierungshandlungen des Hystaspiden fließen wohl unverhältnismäßig zahlreicher, aber eins stellt sich aus allen heraus: die Tatsache, daß Atossa als die älteste Tochter des Kyros ihrer Nachkommenschaft das Thronfolgerecht unter allen Umständen zu wahren verstand und auch ihrem Sohn Xerxes zur Herrschaft verhalf. Wie standen nun die Dinge unter Kambyses? Zur Beantwortung dieser Frage ist in erster Reihe hervorzuheben, daß allen Nachrichten zufolge Atossa ihren Bruder und Gemahl Kambyses nach Ägypten nicht begleitete; ja die von Herodot verwertete persische Überlieferung besagt ausdrücklich, daß Kambyses nicht von ihr, sondern von der zweiten jüngeren Schwester und Gemahlin, die mit ihm den ägyptischen und äthiopischen Feldzug mitmachte, die Nachkommenschaft erwartete. Dies berechtigt zur Annahme, daß zwischen Kambyses und Atossa ein gespanntes Verhältnis eingetreten war, eine eheliche Entfremdung, die durch die Hinneigung des Kambyses zur Roxane und deren Bevorzugung noch zunehmen mußte. Nach Herodot nahm Pseudo-Smerdis Atossa als königliche Gemahlin in seinen Harem auf, nirgends wird aber erwähnt, daß Atossa in ihm den Betrüger, der sich den Namen und die Rechte ihres leiblichen Bruders Bardija angemaßt hat, entdeckt hätte.

Das Verhältnis des Kambyses zu Atossa war demnach von Anfang an kein freundliches und wird sich im Verlauf der Zeit noch verschlimmert haben. Aber auch Bardija wird über die von Kambyses in der Reichsverwaltung und wohl auch in dem königlichen Hause eingeschlagene Richtung ungehalten geworden sein. Möglich ist es immerhin, daß bei dem gespannten Verhältnis zwischen Kambyses einerseits und Bardija und Atossa andrerseits noch andere Umstände mitgespielt haben. Der unbekannte Verfasser des letzten Buches der Xenophontischen Kyropädie berichtet über Unruhen, die im Perserreich nach dem Ableben des Kyros ausbrachen. Es entstand ein Kampf unter seinen beiden Söhnen, der einigen Gebieten den willkommenen Vorwand zum Aufruhr bot. Auch Herodot betont, daß einige Völkerschaften von Kambyses „nachher wiederum“ unterworfen wurden, und diese Nachricht ist nur unter der Annahme, daß einige bereits von Kyros unterworfene Länder gegen Kambyses zu den Waffen griffen und wiederum gebändigt werden mußten, erklärlich.

An diesen Unruhen war auch Bardija beteiligt. In seiner monumentalen Inschrift auf dem Felsen von Behistun sagt Dareios lapidarisch kurz: „Jener Kambyses hatte einen Bruder, namens Bardija, von derselben Mutter und demselben Vater wie Kambyses. Da tötete Kambyses jenen Bardija.“ Nun wirft sich von selbst die Frage nach dem Grunde dieser gräßlichen Maßregel auf. Die klassischen Quellen wissen von einer Schuld des Bardija gar nichts zu berichten, sondern beschuldigen einhellig den Kambyses, daß dieser, durch unbegründeten Verdacht verführt, seinen einzigen Bruder umbringen ließ. Der Umstand, daß der an Bardija begangene Mord strengstens verheimlicht werden sollte, und der knappe Bericht des Dareios lassen vermuten, daß Kambyses allen Grund hatte, in bezug auf den Tod seines Bruders etwas zu verschweigen oder zu verdecken, und damit stimmen die griechischen Schriftsteller überein, wenn sie bestrebt sind, Bardija als Opfer des Kambyses hinzustellen, wobei auch ein persönliches Motiv, die Eifersucht auf gewisse in Perserkreisen gepriesene Vorzüge des Bardija mitgespielt haben soll. Hierher gehören die Erzählungen von der körperlichen Geschicklichkeit des Bardija, die er vor Kambyses dadurch bekundet haben soll, daß er allein in dem gesamten Perserheere — diese Erzählung würde allerdings voraussetzen, daß Bardija den ägyptischen Feldzug des Kambyses mitmachte — imstande war, einen von dem Äthiopenkönig an Kambyses gesandten Bogen zu spannen. Diese persönlichen Vorzüge des Bardija haben wohl in dem von Natur herrschsüchtigen und mißtrauischen Kambyses den Verdacht erregt, daß Bardija nach der Herrschaft strebe, und dieser Verdacht wird kein unbegründeter gewesen sein. Ein Traum oder die dem Bardija in einem Falle zuteil gewordene Anerkennung einiger Perser können unmöglich allein als Ursache eines Brudermordes angesehen werden. Die Beliebtheit des Bardija bei den Persern, das unfreundliche Verhältnis der Atossa zu Kambyses und die Aufstände einiger Völker werden Kambyses weit eher veranlaßt haben, den Bruder heimlich umbringen zu lassen, um sich bei dem beabsichtigten Heereszug nach Ägypten den Rücken zu decken. Irgend eine dem Kambyses feindliche Handlung des Bardija muß als unmittelbare Veranlassung zur Ausführung der wohl überlegten Maßregel angenommen werden. Es liegt daher die begründete Vermutung nahe, daß Bardija zu den bei Beginn der Herrschaft des Kambyses ausgebrochenen Unruhen in gewisser Beziehung Stellung genommen hat, und auf diese seine Stellungnahme wird die unheilvolle Ent-

scheidung des Kambyses, den Bruder heimlich beseitigen zu lassen, zurückzuführen sein. In dieser Beziehung ist die Inschrift von Behistun als der verläßlichste und den Begebenheiten zeitlich nächste Zeuge anzusehen. Nach derselben ließ Kambyses seinen Bruder in strengster Verborgenheit vor dem Aufbruche nach Ägypten umbringen. Der Mord wurde durch längere Zeit geheim gehalten und bloß einige Vertrauensmänner des Kambyses waren in das Geheimnis eingeweiht, welches erst gegen Ende der Regierung des Kambyses zur Kenntnis breiterer Kreise der Bevölkerung gelangte. Wenn ein Magier es wagen durfte, öffentlich als Bardija aufzutreten, so muß wohl das Geheimnis zunächst nur für einen sehr engen Kreis der persischen Hofgesellschaft entschleiert gewesen sein. Nach Herodot war es der an dem Mord des Bardija beteiligte und wegen seiner Treue von Kambyses hochgeschätzte Perser Prexaspes selbst, nach Ktesias ein Magier und einige Hofeunuchen, die das Geheimnis verrieten. Über die Art des Mordes waren verschiedene Versionen in Umgang. Herodot selbst hat deren zwei verzeichnet: nach einer derselben soll Bardija von Prexaspes auf die Jagd gelockt und bei dieser Gelegenheit umgebracht worden sein, nach der andern wurde er im Roten Meere ertränkt. Nach Ktesias hat es der Hauptanstifter des Mordes, der Magier Sphendadates, durch feingesponnene Umtriebe bewirkt, daß Bardija heimlich Stierblut trinken mußte, worauf der dem hingerichteten Königssohne persönlich ähnliche Mörder an seiner Statt mit der Statthalterschaft von Baktrien betraut worden sein soll. Das letztere trifft aber nicht zu, da inschriftlich der Perser Dadarschisch als Satrap von Baktrien zur Zeit des Kambyses genannt wird. Sonst war die Überzeugung allgemein, daß sich Bardija noch am Leben befinde, aber auf Geheiß seines königlichen Bruders wegen staatsgefährlicher Umtriebe in Verwahrsam gehalten werde. Auch die Quelle des Trogus, der der richtige, jetzt auch inschriftlich bezeugte Name des späteren Pseudo-Smerdis bekannt war, nennt einen Magier als Vollstrecker des Mordes, ein Umstand, der die spätere selbstbewußte Handlungsweise des Pseudo-Smerdis begreifen läßt.

* * *

Mit dem Tode des Bardija war das letzte Hindernis für den längst geplanten ägyptischen Feldzuge beseitigt. Es liegt allerdings nahe, daß durch die inneren Wirren auch die in den letzten Jahren

des Kyros bereits in Angriff genommenen Vorbereitungen wenn nicht abgebrochen, so doch wenigstens unterbrochen wurden. Die griechischen Schriftsteller, in erster Reihe Herodot, der hier eine gute persische Quelle zu Rate gezogen hat, erzählen einmütig, daß Kambyses in großartigem Maße Vorbereitungen für den geplanten ägyptischen Feldzuge traf, aber sie gehen alle von der Voraussetzung aus, daß Kambyses die vier von seiner Thronbesteigung bis zum Aufbruch aus Syrien verflossenen Jahre auf diese Vorbereitungen verwendete. Dies erscheint bei eingehender Beurteilung der Ereignisse unmöglich. Die inneren Angelegenheiten haben zweifellos die Zeit des Königs länger in Anspruch genommen, als man vermutet. Die Begebenheiten nach dem Tode des Kambyses mögen dabei als Maßstab gelten. Dareios konnte erst nach mindestens drei oder vier Jahren die einzelnen Aufstände bewältigen. Wenn wir auch zugeben, daß die Stellung des Kambyses als Sohn und rechtlicher Erbe des Kyros günstiger war als jene des Dareios, so müssen wir dennoch eine längere Spanne Zeit, wohl zwei oder drei Jahre, voraussetzen, die zur Wiederherstellung der inneren Verhältnisse erforderlich waren. Auch der Vergleich mit den assyrischen und babylonischen Vorgängern, deren Beispiel Kambyses in mancher Beziehung nachahmte, läßt dies vermuten. Sanherib, Assarhaddon, Assurbanipal, Nebukadnezar kämpften auch mit Ägypten, Assarhaddon und Assurbanipal beherrschten das eroberte Land durch mehrere Jahre, Nebukadnezar durchzog es siegreich bis nach Syene — dies läßt auf umfassende Vorbereitungen schließen, an die man sich zur Zeit des Kyros und Kambyses wohl noch lebhaft erinnerte. Waren doch seit dem Zuge Nebukadnezars bis zur Thronbesteigung des Kambyses erst 38 Jahre verflossen. Aber nirgends erfahren wir, daß die Vorbereitungen vier oder noch mehr Jahre gedauert hätten, wie es bei Kambyses der Fall gewesen sein soll.

Nun müssen auch die damaligen Verhältnisse in Ägypten in richtige Erwägung gezogen werden. Seit 570 herrschte am Nil ein Emporkömmling, Amasis, der sich zwar nach Kräften bemühte, Ägyptens Macht und besonders seine Wehrkraft zu heben, aber damit nur geringen Erfolg hatte. Einesteils begegnete der die Fremden und in erster Linie die Griechen begünstigende König der Unzufriedenheit der höheren, von der Priesterschaft geführten Klassen, andernteils war das ägyptische Volk längst physisch degeneriert. Die Sicherheit der Grenzen war seit den Zeiten der XXI. Dynastie den fremden Söldnern anvertraut, die aber größten-

teils zur Zeit des ersten Psammetich dem Lande den Rücken kehrten. Amasis wurde zwar durch eine Art nationaler Opposition gegen die fremden Söldner auf den Thron erhoben, aber die Verhältnisse erwiesen sich mächtiger als das verletzte Gefühl des Volkes, und der neue König, wollte er Ägypten vor der Eroberungssucht Babylons retten, mußte sich noch mehr als seine Vorgänger auf die Griechen verlassen, ja später sogar die Einkünfte der Tempel für den Unterhalt derselben verwenden. Mit Hilfe der Griechen schuf Amasis eine starke Flotte auf dem Mittelmeer und schloß mit dem Tyrannen von Samos, Polykrates, ein Schutz- und Trutzbündnis. Das Hervortreten der Perser unter Kyros veranlaßte ihn, mit Lydien, Babylon und Sparta einen Defensivvertrag einzugehen, aber im entscheidenden Augenblick, als der Krieg mit Kroisos ausbrach, versagte der Bund, Lydien und bald nachher auch Babylon fielen in die Hände der Perser und Amasis wurde genötigt, seine ganze Aufmerksamkeit dem Schutz der eignen Grenzen zu widmen, da ihn die Politik des Kyros in Syrien über die Absichten der Perser auf Ägypten nicht im unklaren ließ.

Also erst nach Bewältigung der Aufstände und nach Beseitigung des unbequemen Bruders war Kambyses imstande, zu dem lange geplanten Angriff auf Ägypten zu schreiten. Der Umstand, daß dieser Angriff bereits zu Lebzeiten des Kyros eine beschlossene Sache war — war doch nach der Einnahme von Gaza der Zugang zu der Wüstenstraße in persischen Händen —, gab später die Veranlassung zu Erzählungen, durch welche die Perser wie die Ägypter der persischen Eroberung den Schein der Legitimität verschaffen wollten. Wieweit die persischen Vorbereitungen zum Angriff auf Ägypten zur Lebenszeit des Kyros vorgeschritten waren, läßt sich nicht mehr feststellen. Es ist anzunehmen, daß Kambyses einen neuen Plan entwarf, um Ägypten gleichzeitig von der Land- und Seeseite anzugreifen. Dies erhellt insbesondere aus dem Bemühen seiner Diplomatie, die Araber und die Griechen Ägyptens zu gewinnen, da sich in den Händen der ersteren der Schlüssel des Landweges befand, die letzteren dagegen durch ihre Flotte den Einlauf in die Nilmündungen beherrschten. Kambyses trat daher in Verhandlungen mit den Arabern der Sinaihalbinsel, die ihm das zum Durchzug der Wüste erforderliche Wasser beschaffen sollten, suchte Beziehungen zu den Griechen anzuknüpfen und führte gleichzeitig geheime Verhandlungen mit der dem Amasis feindlichen ägyptischen Priesterpartei.

Alle Hauptquellen bestätigen, daß es den Persern gelang, einflußreiche ägyptische Würdenträger zum Verrat zu bewegen. Nach Herodot war es ein engerer Landsmann des Geschichtsschreibers, der griechische Söldnerführer Phanes aus Halikarnassos, der, angeblich von Amasis beleidigt, sich mit Kambyses in geheime verräterische Verbindung setzte, jedoch, vorzeitig entlarvt, zu hastiger Flucht nach Kilikien veranlaßt wurde. Er selbst entkam glücklich, wenn auch mit knapper Not, seinen Verfolgern, aber seine Kinder blieben in Ägypten. In ihm gewann Kambyses einen genauen Kenner des ägyptischen Heerwesens; auch waren seine Dienste für den Wüstenzug wichtig. Nach Ktesias verriet ein einflußreicher Verschnittener des Pharao, namens Kombapheus, dem der ägyptische Statthalterposten als Preis des Verrats in Aussicht gestellt wurde, die ägyptischen Verteidigungsmaßregeln, Brücken und Wege an die Perser. Dieser Verschnittene scheint mit dem Oberpriester der Neith von Sais und Großadmiral Uzahorsutennet identisch zu sein, der uns ein hochwichtiges Dokument seines verräterischen Treibes in der Inschrift seiner jetzt im Vatikan aufbewahrten Grabstele hinterließ. Sohn des Obervorstehers des berühmten Neithheiligtums zu Sais, Pefaneith, und einer hochgeborenen Mutter, die denselben Namen Tumiritis trug wie eine Tochter des von Amasis gestürzten Königs Apries, mag Uzahorsutennet von Haus aus dem Amasis feindlich gegenüber gestanden haben. Nach der demotischen Chronik hat Amasis den Priesterschaften von Memphis, Heliopolis und Bubastis die schönsten Güter entzogen und dieselben an die griechischen Söldner verteilt, wodurch er sich den grimmigen Haß des gesamten ägyptischen Priesterstandes zuzog. Uzahorsutennet berichtet selbst, daß er auf Geheiß des Amasis, infolge von Umtrieben, die die „Fremden“, wohl Griechen, gegen ihn angezettelt hatten, seines Postens als Oberpriester von Sais enthoben wurde, worauf er das Amt eines Großadmirals bekleidete. Dieser priesterliche Würdenträger tritt in seiner Inschrift dermaßen für die Perser ein, daß der Gedanke an den von ihm selbst bereits vor dem Einfalle der Perser begangenen Verrat nicht abzuweisen ist.

Auf Anraten des Phanes oder vielmehr dem Beispiele seiner assyrischen Vorgänger folgend, ließ sich Kambyses in Verhandlungen mit den Wüstenarabern ein.

Ein für die Perser hochwichtiger diplomatischer Erfolg war der Abfall des durch die Umtriebe samischer Flüchtlinge in Sparta beunruhigten Tyrannen von Samos, Polykrates, von Amasis, der

unverzüglich 40 Kriegsschiffe ausrüstete und mit den ihm verdächtigen Samiern bemannte, wobei er dem Kambyses insgeheim ansann, weder Schiffe noch Bemannung je heimkehren zu lassen. Durch den Abfall des Polykrates und den Verrat des Uzahorsutennet, durch dessen Verschuldung die ägyptische Flotte untätig blieb, erlangte Kambyses das Übergewicht über die ägyptische Seemacht und die Perser konnten mit Recht behaupten, daß er ihnen das Meer erobert habe.

Der Krieg wurde 526 v. Chr. eröffnet. Im Hochsommer dieses Jahres waren bereits die Perser in Syrien konzentriert und setzten sich gegen Ägypten in Bewegung. Ihre aus phönizischen, ionischen und kilikischen Schiffen bestehende Flotte versammelte sich bei Ake, dem jetzigen Akkâ. Den Oberbefehl über die gesamte persische Streitmacht übernahm Kambyses selbst, begleitet von seiner zweiten Schwester und Gemahlin und von dem Achämeniden Dareios, dessen Vater Hystaspes die Verwaltung von Parthien und Hyrkanien übertragen war. Atossa nahm an dem Feldzuge nicht teil. Dagegen werden der einstige König von Lydien, Kroisos, damals schon ein gebrechlicher Greis, und der Bruder des Polykrates von Samos, Syloson, als Kambyses' Begleiter genannt.

Wenn Akkâ als Versammlungsort der persischen Flotte genannt wird, so liegt die Vermutung nahe, daß Kambyses mit seinem Heere die Richtung der uralten Königsstraße einschlug und das landeinwärts liegende Jerusalem mied. In dem festen, den Zugang von der ägyptischen Seite zu der Königstraße hütenden Gaza soll der König seine Schätze deponiert haben. Von den Arabern reichlich mit Wasser versehen, konnte es Kambyses wagen, den kürzeren, aber wasserlosen Weg über Jenysos, an dem Berge Kasios vorbei, zu wählen. Während des Marsches, Oktober—November 526 v. Chr., starb Amasis und hinterließ seinem Sohne Psammetich III., dem Psammenit des Herodot, die Verteidigung des Reiches, unter Umständen, die den ohnedies gesunkenen Mut der Ägypter zu heben keinesfalls geeignet waren.

Zwei wichtige Begebenheiten, der Abfall des Polykrates und ein höchst seltenes Naturereignis, begleiteten das Ableben des Amasis. Der bereits erwähnte Abfall des Polykrates fiel in die Zeit des Wüstenzuges und zur selben Zeit wurde aus Theben ein Regenfall gemeldet, der das abergläubige Volk der Ägypter in den größten Schrecken versetzte. Die Perser durchzogen unterdessen die Wüste und näherten sich der Grenzfestung und dem be-

festigten Lager von Pelusion, wo die ägyptischen Streitkräfte, außer den eingeborenen Kriegern auch die ionisch-karischen Söldner, Aufstellung genommen hatten. Der Anblick des persischen, von dem Verräter Phanes geführten Heeres versetzte die Ägypter und Griechen in eine solche Wut, daß sie seine Kinder sozusagen vor den Augen des Vaters abschlachteten und ihr Blut mit Wein gemischt tranken.

Vor Pelusion kam es bald nachher zu einer großen Schlacht, in der die Perser siegten und die Ägypter in die Flucht geschlagen wurden. Noch nach mehr als 70 Jahren sah Herodot auf dem Schlachtfelde bleichende Knochen der beiderseits in der Schlacht gefallenen Krieger, welche über das Schicksal des tausendjährigen ägyptischen Reiches für immer entschied.

Psammetich warf sich mit dem geschlagenen Heere nach Memphis, Kambyses jedoch belagerte Pelusion, um sich durch die Einnahme dieses wichtigen Bollwerkes den Rücken zu decken, die Verbindung mit Asien zu sichern, von hier aus die Eroberung des Deltas fortzusetzen und Memphis von der Flotte abzuschneiden. Die persische Flotte erhielt Befehl, in die östlichen Nilmündungen einzulaufen. Diese Aufgabe stieß allerdings auf Hindernisse, da sich die Bemannung der samischen Schiffe die Heimkehr erzwang und Samos selbst zu belagern anfing; auch die Besatzung von Pelusion widerstand tapfer den Persern und die Festung wurde erst nach längerer Belagerung erobert. Erst jetzt, wohl im Einvernehmen mit Uzahorsutennet, gelang es der persischen Flotte, in die Nilmündungen einzulaufen und einige Deltastädte zu besetzen. Der Weg nach Memphis stand frei und Kambyses faßte den Entschluß, die alte Residenzstadt der Pharaonen zu belagern.

Angesichts der Tatsache, daß die gesamte ägyptische Streitmacht in Memphis eingeschlossen war, konnte man mit Sicherheit voraussehen, daß der Widerstand von kurzer Dauer sein werde; im günstigsten Fall hätte sich die Stadtzitadelle, die berühmte „weiße Mauer“, in der sich Psammetich mit seiner Familie eingeschlossen hatte, längere Zeit halten können. Kambyses forderte daher durch einen mytilenischen Herold die Stadt zur Übergabe auf; als aber das Heroldschiff vor den Stadtmauern Anker warf, wurde es von der Bevölkerung genommen und die Bemannung niedergemacht; einzelne Körperteile der Ermordeten wurden sogar dem Psammetich in die Zitadelle gebracht. Der Grimm des Perserkönigs flammte ob dieser Verletzung des geheiligten Rechtes mächtig

auf und die Belagerung der Riesenstadt wurde energisch in Angriff genommen. Nach geraumer Zeit kapitulierte Memphis samt dem König auf Gnade und Ungnade, zwischen 28. März und 29. Mai 525 v. Chr.

Mit dem Fall der Hauptstadt war das Schicksal des Pharaonenreichs besiegelt. Das ganze Land folgte dem Beispiele von Memphis und fügte sich der persischen Herrschaft. Nur die heilige Priesterstadt Heliopolis leistete Widerstand, wurde aber mit leichter Mühe überwältigt und erlitt dabei Verwüstungen, deren Spuren noch nach Jahrhunderten sichtbar waren.

Kambyses trat in Ägypten in die Fußstapfen seines Vaters und gab sich mit bloßer Angliederung des eroberten Reiches an sein „Reich der Länder" zufrieden. Die herkömmliche Verwaltung des Landes ließ er bestehen; bloß in die wichtigsten Festungen und Städte legte er persische Besatzungen. Die ägyptisch-nationalen Traditionen und insonderheit der nationale Kultus der Götter sollten auch unter der persischen Herrschaft fortleben. Kambyses selbst besuchte bald nach dem Falle von Memphis die Heimstätte der entthronten ägyptischen Dynastie, Sais, wo er von dem in seine früheren Würden wieder eingesetzten Uzahorsutennet feierlich empfangen und in die Mysterien der Göttin Neith eingeweiht wurde. Die ganze schroffe Opposition der übermächtigen Priesterschaft gegen Amasis erklingt aus Uzahorsutennets Worten auf der Vatikanischen Stele, jedoch beleuchtet sie auch die Stellung dieser Priesterschaft zu der Fremdherrschaft: „Nachdem der Großherr aller Völker Kambathet gekommen war nach Ägypten — damals waren die Völker aller Länder bei ihm —, beherrschte er als König dieses Land in seiner ganzen Ausdehnung.... Er übertrug mir das Amt eines Obersten der Ärzte und ließ mich bleiben an seiner Seite als Freund und Tempelpriester. Sein amtlicher Name wurde ihm zu Teil als König Masturia. Ich gab ihm Kenntnis von der Größe der Stadt Sais, als der Stätte der Neith ....., nach allen ihren Seiten hin, dazu auch von der hohen Bedeutung der Gemächer der Neith ... dazu auch von der hohen Bedeutung der Südkammer, der Nordkammer, der Kammer der Morgensonne Ria und der Kammer der Abendsonne Tum. Das sind die geheimnisvollen Plätze aller Götter. Und ich beklagte mich beim Könige Kambathet wegen aller Fremden, welche sich niedergelassen hatten im Gotteshause der Neith, daß sie hinausgetrieben würden, damit das Gotteshaus der Neith dastünde in seinem vollen Glanze,

wie es früher der Fall war. Da gab der König den Befehl, hinauszutreiben alle Fremden, welche sich niedergelassen hatten in dem Gotteshause der Neith, und niederzureißen alle ihre Hütten und alle ihre Geräte in diesem Gotteshause, und mußte jener selber sich hinausbegeben außerhalb der Umwallung dieses Gotteshauses. Der König gab Befehl, zu reinigen dieses Gotteshaus der Neith und ihm zurückzugeben alle seine Bewohner und zu ernennen die Leute als Diener des Gotteshauses. Er gab den Befehl, zurückzustellen das heilige Vermögen der Neith, der großen Mutter, und aller Götter in Sais, wie es früher gewesen war. Er gab den Befehl, wieder aufzurichten die Ordnung aller ihrer Feste und aller ihrer Umzüge, wie es früher der Fall war. Das alles tat der König, dieweil ich ihm Kenntnis gegeben habe von der hohen Bedeutung von Sais . . . Nachdem der König Kambathet nach Sais gekommen war, begab er sich selber in das Gotteshaus der Neith. Er bezeugte die Verehrung der großen, erhabenen, heiligen Göttin in jeder guten Weise, der Neith, der großen Mutter, und den großen Göttern in Sais, wie es getan hatten alle frommen Könige . . . Es erwies der König alles Gute dem Gotteshause der Neith. Er ließ reichen die Trankesspenden dem Ewigen im Hause der Neith, wie es getan hatten alle Könige früherer Zeit. Er tat solches, dieweil ich ihm Kenntnis gegeben hatte von allem Guten zu tun diesem Gotteshause. Ich stellte fest das Vermögen der Neith, der großen Mutter, wie solches der König befohlen hatte, für die Dauer der Ewigkeit. Ich ließ aufrichten die Denkmäler der Neith, der Herrin von Sais, in aller guten Weise, wie es tun soll ein geschickter Diener seines Herrn. Ich war ein guter Mann vor seinem Angesichte. Ich schützte die Leute bei dem sehr schweren Unglück, welches sich ereignete im ganzen Lande und wie gleiches sich nicht ereignet hatte in diesem Lande. Ich schirmte den Schwachen gegen den Mächtigen, ich schützte den, welcher mich ehrte, und es ward ihm sein bestes Teil."

Diese Zeugenschaft eines in hoher Stellung lebenden Zeitgenossen, abgesehen von dem unmäßigen Lob, das er sich selbst zollt, und von der abstoßenden Schwärmerei für die Fremdherrschaft, straft die tendenziösen Angaben des von Herodot verwerteten griechisch-ägyptischen Romans Lügen. In schroffem Gegensatz zu dem saitischen Oberpriester berichtet Herodot von der Schändung des Leichnams des Amasis auf Geheiß des Perserkönigs. Kambyses habe den Befehl gegeben, ihn aus seinem Grabe hervorzuzerren, ihn zu

geißeln, ihm die Haare auszureißen und alle mögliche Schmach anzutun, und, da der einbalsamierte Leichnam Widerstand leistete, schließlich seine Verbrennung angeordnet. Herodot bemerkt selbst, daß dies einen argen Frevel gegen die religiösen Satzungen nicht nur der Perser, sondern auch der Ägypter bedeutete, aber der Mär schenkt man heute noch Glauben, wiewohl die Stele des Uzahorsutennet gerade das Gegenteil berichtet.

Diese hochwichtige Quelle gestattet uns einen willkommenen Einblick in die Politik des Kambyses gegen Ägypten. Wir sehen, daß ein Teil der ägyptischen Priesterschaft der persischen Herrschaft nicht feindlich gegenüberstand und daß Kambyses gegen die religiösen Gewohnheiten der Ägypter schonend vorging, ein Verfahren, das seiner Politik ein günstiges Zeugnis ausstellt. Ein großes Entgegenkommen zeigte er auch in der Behandlung der Griechen die aus den ägyptischen Heiligtümern entfernt wurden. Ebenso wurden, wie die jüngst entdeckten aramäischen Papyri lehren, die jüdischen Kolonisten in der Umgegend von Syene und Elephantine mit Milde behandelt, wohl deshalb, weil sie bei dem beabsichtigten Heereszug nach Äthiopien nicht entbehrlich waren.

In wenigen Monaten eroberte Kambyses das letzte Weltreich des alten Orients und der Eindruck dieser Katastrophe war ein so mächtiger, daß sich auch die griechischen Nachbarstaaten Kyrene und Barka nebst einigen nomadischen Libyerstämmen, die an der Küste von Marmarika ihr Leben kümmerlich fristeten, freiwillig dem Kambyses unterwarfen. Die schonungsvolle Behandlung der Kyrenäerin Ladike, der verwitweten Gemahlin des Amasis, die Kambyses mit allen Ehren in ihr Vaterland entließ, mag dazu in hohem Maße beigetragen haben. Der König Arkesilaos III. von Kyrene schloß mit dem Perserkönig einen Vertrag und verpflichtete sich zur jährlichen Tributleistung.

Dem Beispiele seines Vaters folgend ließ Kambyses anfangs dem entthronten Psammetich rücksichtsvolle Behandlung zuteil werden. Der tendenziöse ägyptisch-griechische Roman des V. Jhdts. fabuliert allerdings von der Hinrichtung des Sohnes des Psammetich und der Entwürdigung seiner Tochter durch Kambyses, aber der Zusammenhang der Erzählung setzt auch die Entwürdigung der Töchter mehrerer ägyptischer Großen voraus, folglich eine allgemeine Verfolgung der höheren Schichten des Volkes, die die gleichzeitigen Berichte ausschließen. Dagegen hat es den Anschein,

daß Psammetich mit seiner Familie im Innern von Persien interniert wurde.

* * *

In verhältnismäßig sehr kurzer Zeit wurde das uralte Pharaonenreich unterworfen und der tatkräftige Perserkönig konnte jetzt daran denken, die Eroberung von ganz Afrika, soweit es damals bekannt war, in Angriff zu nehmen.

Die Kenntnisse der Alten von Afrika waren zur Zeit des Kambyses äußerst dürftig. Den Ägyptern waren lediglich der mittlere Teil des Flußgebiets des Nils, die Küste des Roten Meeres und einige Oasen der libyschen Wüste bekannt. Die Kyrenäer und Barkäer unterhielten gewisse Beziehungen zu den Bewohnern des zentralen Sudans und vielleicht auch des Nigergebiets, aber ihre Informationen reichten nicht so weit, um die nötige Grundlage für die Unterwerfung des innern Afrika zu bieten; war doch die Wüste Sahara bis in die neueste Zeit herein ein für größere militärische Unternehmungen ein unüberwindliches Hindernis, wie der italienische Feldzug in Tripolis beredt bezeugt. Dabei ist noch der wichtige Umstand zu beherzigen, daß die Beziehungen der Kyrenäer zu Zentralafrika nicht unmittelbar, sondern bloß durch Vermittlung der Saharabewohner, namentlich der Nasamonen, unterhalten wurden.

Die beste Kenntnis des damaligen Afrika war bei den Phöniziern vorauszusetzen. Die tyrischen und in ihren Fußstapfen die karthagischen Schiffer hatten die Westküste Afrikas bis nach Senegambien hin bereits entdeckt und von Leptis und den Häfen der kleinen Syrte aus betrieben die Karthager einen lebhaften Tauschhandel mit den Oasiten der mittleren Sahara und mit den Bewohnern des Tsadseebeckens. Den Phöniziern selbst gelang es zwischen 608 bis 605 v. Chr., ganz Afrika in der ost-westlichen Richtung zu umschiffen. Einen praktischen Erfolg hatte diese schwer zu bezweifelnde Fahrt allerdings nicht, aber die Anschauungen von den wirklichen Raumverhältnissen Afrikas haben dadurch doch eine willkommene Korrektur erfahren.

Kambyses wollte ganz Afrika erobern, soweit es damals bekannt war, und plante behufs Ausführung seines Gedankens drei Expeditionen: gegen Karthago — diese in Verbindung mit den Phöniziern —, gegen die Ammonsche Oase und gegen den äthiopischen Priesterstaat von Napata. Es ist mit Recht anzunehmen,

daß der Verwirklichung dieser Absichten, welche alle bisherigen Unternehmungen asiatischer Großreiche gegen Afrika weitaus in Schatten stellten, die volle Beruhigung Ägyptens und die Befestigung der persischen Herrschaft in dem unterworfenen Lande vorangehen mußten. Herodot gibt selbst zu, daß Kambyses auch bei den Vorbereitungen zu diesen geplanten Expeditionen mit großer Umsicht vorging und insonderheit über Napata genaue Erkundigungen durch einheimische Kundschafter einziehen ließ.

Zuerst sollte Karthago durch ein phönizisches Schiffsheer angegriffen werden, aber dieser Plan scheiterte an dem entschiedenen Widerstand der Phönizier, mit ihrer Flotte ihre eignen Stammesgenossen zu bekriegen, wobei sie sich auf einen mit Kambyses vor dem ägyptischen Feldzuge abgeschlossenen Vertrag beriefen. Da Kambyses über keine eigene Flotte verfügte, mußte der Plan der Eroberung Karthagos aufgegeben werden.

Kambyses faßte also jetzt eine Expedition gegen die Ammonsoase und eine andere gegen Napata ins Auge. Theben in Oberägypten wurde als Ausgangspunkt beider ausersehen. Gegen die Oase wurden leichtere, gegen die Unbilden der Wüste widerstandsfähige Fußtruppen bestimmt. Nach einem siebentägigen Marsch sollen sie die Stadt Oasis, heute el-Chardscheh, erreicht haben, nachher ging aber jedwede Spur von ihnen verloren. Der im Altertum allgemein verbreiteten Meinung, das persische Heer sei durch Flugsand verschüttet worden, stellen sich die Erfahrungen neuerer Zeit entgegen, die eine derartige Katastrophe als unmöglich erscheinen lassen. Wir sehen uns daher genötigt, die Erörterung des Mißerfolges der Perser dahingestellt bleiben zu lassen. Wenn die Oasiten später behaupteten, sie wären infolge des persischen Mißerfolges unbehelligt geblieben, so ist dagegen hervorzuheben, daß sie dem Nachfolger des Kambyses, Dareios I., tributpflichtig waren, wie die bekannte Tempelinschrift von el-Chardscheh berichtet.

An die Spitze des Zuges gegen Napata stellte sich Kambyses selbst. Der Aufbruch dieser Expedition ist in die Wintermonate 524 bis 523 v. Chr. zu setzen. Die uns zu Gebote stehenden Berichte stammen insgesamt von den Griechen, sind größtenteils verworren und der richtige Gang der Ereignisse ist nur auf dem Wege einer eingehenden Prüfung derselben zu erkennen, da sie übermäßig den späteren Anschauungen der aufständischen Ägypter Rechnung tragen. Die Herodotische Erzählung geht von der Voraussetzung aus, daß die Expedition planlos unternommen wurde

und infolge dieser Planlosigkeit scheiterte, wobei sich entsetzliche Hungerszenen ereignet haben sollen, die Kambyses zu einem in höchstem Maße beschwerlichen und mit ungeheuren Verlusten verbundenen Rückzuge veranlaßten. Die späteren Berichte sind meistenteils von Herodot abhängig. Nun aber sprechen gegen diese Richtung der älteren griechischen Geschichtsschreibung die Tatsachen. Unter persischen Satrapien zur Zeit Dareios' I. werden auch abgabefreie Äthiopier angeführt, Kambyses hat sich somit einen beträchtlichen Teil von Nordäthiopien unterworfen. Die Spuren von Maßregeln, die Kambyses traf, bestätigen, daß er den schwierigen Wüstenweg nach Abu Hamed mied und den alten Pharaonenweg über Korosko vorzog. Seine Vorratskammern in der Umgegend des dritten Nilfalles blieben noch nach drei Jahrhunderten als bestimmte Spuren seiner Expedition evident. Aus deren Lage zu schließen drang also Kambyses weiter gegen Süden vor als seine assyrischen Vorgänger, und das Ziel, welches er erreichte, war das geheiligte Napata am Götterberge Barkal, damals Sitz eines wohl mächtigen, aber wahrscheinlich in gewisser politischer Beziehung von Ägypten abhängigen Reichs (A.O. VI, 2, 24), durch dessen Eroberung der Perserkönig die größten Herrscher von Ninive, Babylon und Sais in Schatten stellen wollte. Dies ist ihm, wenn auch nur teilweise, gelungen. Die Äthiopen unter dem Namen Kuschija erscheinen seither in dem Verzeichnis der den Persern zur jährlichen Tributleistung und Heeresfolge verpflichteten Völkerschaften. Die starke persische Besatzung von Elephantine hatte die Aufgabe, die persische Oberhoheit über Äthiopien zu sichern. Hier hatte Kambyses infolge einer Fehlgeburt seine Schwester und Gemahlin verloren; dieses Ereignis kann als verbürgt betrachtet werden, wenn auch der ägyptisch-griechische Roman tendenziös bestrebt ist, Kambyses selbst als den unmittelbaren Urheber des Todes der Königin hinzustellen.

* * *

Vor Napata sah sich Kambyses plötzlich zur Rückkehr genötigt. Aus Ägypten kamen ernste Nachrichten, die ihm den Verzicht auf weitere Eroberungen auferlegten. Der Rückzug geschah auf kürzestem Wege durch die schreckliche nubische Wüste, wobei der König zwischen Pselchis und dem späteren Premnis einen großen Teil seines Heeres einbüßte. Noch zur Zeit des Augustus wurden Sandhügel

an der Stelle gezeigt, wo das zurückkehrende Heer größtenteils den Unbilden des Wüstenzuges unterlag.

Die Ereignisse in Ägypten scheinen in nahem Zusammenhang mit der gefährlichen Bewegung gestanden haben, deren Schauplatz Persien mit den Nachbarländern eben damals bot. Die lange Abwesenheit des Königs und des ihm treu ergebenen Heeres hatte in Persien Erscheinungen hervorgerufen, die auf eine allgemeine Gärung in breiten Schichten des herrschenden Volkes schließen ließen und die unverzügliche Wiederkehr des Kambyses gebieterisch forderten. Leider sind wir außerstande, irgend einen plausiblen Grund für diese Erscheinungen anzuführen. Nur das steht fest, daß der an Bardija begangene und vor dem Volke verheimlichte Mord die Gärung zur Folge hatte.

In seiner knappen Art berichtet der Nachfolger des Kambyses in der berühmten Felseninschrift von Behistun, daß während seiner Abwesenheit in Ägypten unter den Persern, die „klanmäßig" lebten, ein Aufstand ausbrach, der sich gegen die Herrschaft und die Person des Kambyses richtete. An die Spitze der Bewegung, die in ihren letzten Zielen das Haus der Achämeniden überhaupt bedrohte und die Wiederherstellung des Mederreichs vorsah, stellte sich in einem sonst unbekannten, wohl irgendwo in Ostpersien zu suchenden Orte Pischijauvada ein Magier, namens Gaumata. Der Umstand, daß der Aufstand unter der Führung eines Magiers und höchstwahrscheinlich in Ostpersien, in dem Stammgebiete der Achämeniden, seinen Ursprung nahm, ist bedeutungsvoll, da aus ihm zu folgern ist, daß der Magier klugerweise die Unzufriedenheit der Perser mit Kambyses für sich und wohl auch für die Magier auszubeuten strebte. Den Schlüssel zu der Situation bietet aber der weitere Bericht des Dareios, welcher im Einklang mit den griechischen Schriftstellern des V. und IV. Jhts. v. Chr. bestätigt, daß sich Gaumata — Cometes der Quelle des Trogus Pompeius — für den ermordeten Bardija ausgab.

Der Aufstand nahm an einem 14. Adar des sechsten oder siebenten Jahres des Kambyses — je nach der Stellung, die man zu der zur Stunde noch offenen Frage des altpersischen Kalenders einnimmt — seinen Anfang. Bis zu dieser Zeit blieb der Tod des Bardija verheimlicht, und wenn es Gaumata wagen durfte, sich für den getöteten Königssohn auszugeben, so mußte er in das Geheimnis seines Todes eingeweiht gewesen sein und in näheren Beziehungen zu demselben gestanden haben. Aus den Angaben

des Herodotischen und des Ktesianischen Berichtes stellt sich heraus, daß ein Magier an der Ermordung des Bardija in hervorragender Weise beteiligt war, daß er sich später für den letzteren ausgab und daß erst während des afrikanischen Kriegszuges der wahre Sachverhalt, natürlicherweise zuerst den nächsten Mitgliedern des königlichen Hauses, bekannt wurde. Die drohende Gefahr, daß Kambyses keinen männlichen Erben hinterließ, mag dabei mitgespielt haben.

Es zeugt von großer Klugheit des Gaumata, daß er anfangs nicht als medischer Magier, sondern als Perser, als der nächste Anverwandte des Königs auftrat. Brach doch der von ihm geleitete Aufstand in Persien aus und fand Anhang zuerst unter einem Teil der Perser, demjenigen, welcher sich nach dem Liebling des Volkes Bardija sehnte und an dem Glauben festhielt, daß dieser noch am Leben sei.

Rasch verbreitete sich der Aufstand nach den Nachbarländern, in erster Reihe nach Medien. April-Mai wurde bereits nach dem neuen König Barzia auch in Babylon datiert. Es ist sehr wahrscheinlich, daß dabei Gerüchte über den angeblich ungünstigen Stand des afrikanischen Feldzuges ausschlaggebend waren.

Nun war es für Gaumata eine Lebensfrage, auch den Westen des Reichs zu gewinnen, bevor Kambyses mit seiner Armee aus Ägypten zurückkehrte. Er schickte daher nach seiner Krönung Boten in alle Länder des Westens und auch nach Ägypten, um den Völkern und dem Heere zu verkündigen, daß sie fortan an Stelle des Kambyses dem Bardija Gehorsam schuldeten.

Zu Ende des Jahres 523 v. Chr. erschien Kambyses mit seinem wohl durch ungeheure Verluste geschwächten, aber trotzdem noch schlagfertigen Heere in Ägypten, wo bereits Spuren einer alle Schichten des Volkes durchdringenden Unzufriedenheit wahrzunehmen waren. Die Umwälzung in Persien hatte bei den Ägyptern die Hoffnung auf die Abschüttlung der bereits lästig gewordenen Fremdherrschaft wachgerufen. Infolgedessen fand Kambyses eine durchaus veränderte Lage vor: den Aufstand in den Kerngebieten des Reichs, der für den Fall, daß der wahre Sachverhalt von dem Schicksal des Bardija noch weiterhin geheim gehalten werden sollte, das Geschlecht der Achämeniden, die Stellung der angestammten Fürstenhäuser und des Perservolkes aufs schwerste bedrohte, und die Unzufriedenheit eines Teils der Ägypter mit seiner Herrschaft.

Kambyses mußte sich daher für die Bekanntgebung des an Bardija begangenen Mordes als das einzige Mittel, den Betrug

des Magiers zu entlarven, entscheiden. Hierdurch und durch die nunmehr zur Gewißheit gewordene Vermutung, daß das Aussterben des älteren Zweiges der Achämeniden heranrücke, werden wohl die Erscheinungen der Unzufriedenheit und Unbotmäßigkeit im Perserheere hervorgerufen worden sein, die Kambyses energisch unterdrückte. Es kann bei dem Ernst der Lage nicht wunder nehmen, wenn er dabei rücksichtslos, ja nach unseren oder auch nach damaligen griechischen Begriffen grausam vorging. Wir haben uns bei Beurteilung der dem Kambyses zugeschriebenen Greueltaten immer zu vergegenwärtigen, daß alle Nachrichten über solche aus der trüben Quelle des dem Kambyses grundsätzlich feindlich gesinnten ägyptisch-griechischen Romans stammen und deshalb mit größter Vorsicht aufzunehmen sind.

Anders stand es mit der Bewegung unter den Ägyptern. Es wird später von argen Verwüstungen berichtet, die Kambyses während seines dem Rückzuge aus Äthiopien folgenden Aufenthaltes im Lande angerichtet haben soll. In Theben wurden noch zur Zeit Strabons Tempel gezeigt, deren Zerstörung Kambyses zur Last gelegt wurde. Es liegt nahe anzunehmen, daß sich Theben irgend eine Verschuldung gegen den König hatte zu schulden kommen lassen, die eine strenge Maßregelung durch Kambyses und infolge dessen auch den Niedergang der Stadt herbeiführte. Wird doch Kambyses allgemein als Zerstörer der berühmten Ammonstadt betrachtet, wenn sich auch nicht in Abrede stellen läßt, daß deren Niedergang bereits seit der Einnahme und Plünderung durch die Assyrer Assurbanipals datierte. Jedenfalls muß das Verschulden Thebens sehr schwer gewesen sein oder in einer kritischen, für die Pläne des Königs besonders bedrohlichen Zeit stattgefunden haben, wie der Vergleich mit der Handlungsweise des Kambyses gegen Memphis lehrt, dessen Bewohner sich doch arg an seinem Herold vergriffen hatten und trotzdem verhälnismäßig glimpflich davonkamen; es ist daher die Vermutung berechtigt, daß im gegebenen Falle die Unterdrückung eines gefährlichen Aufstandes der Thebäer in Frage stand. In dieselbe Zeit ist auch der Versuch des entthronten Psammetich, die verlorene Doppelkrone zurückzugewinnen, zu verlegen, denn sonst wäre es schier undenkbar, daß er noch angesichts der gesamten persischen Heeresmacht, nach seiner Niederlage in der entscheidenden Schlacht, nach dem Falle seiner Hauptstädte und nach seiner Gefangennahme solch einen Versuch gewagt haben sollte. Die unbestimmten Nachrichten über den von ungeheuren Verlusten begleiteten Rückzug der Perser aus Äthiopien, die wohl dem

zurückkehrenden Heere des Kambyses vorausgeeilt waren, mögen Psammetich zu dem Versuch, sein Volk gegen den persischen Eroberer aufzuwiegeln, veranlaßt haben. Kambyses war aber auf seiner Hut; die Pläne des Psammetich blieben ihm nicht verborgen und er traf Maßregeln, um den drohenden Aufstand im Keime zu ersticken. Psammetich als Anstifter des Komplotts büßte sein Leben ein. Daß seine Hinrichtung eine in den Augen der Nachkommen schwer wiegende Verschuldung war, bestätigt in seinen Betrachtungen indirekt Herodot selbst, wenn er sagt, Psammetich hätte wohl Ägypten wieder bekommen, also daß er Landpfleger darüber geworden wäre, weil die Perser die Söhne der Könige in Ehren zu halten pflegten; und selbst wenn die Väter sich empört hatten, war es bei den Persern Gewohnheit, deren Herrschaft den Söhnen zurückzuerstatten. Natürlich verfielen mit dem entthronten König auch vornehme Ägypter, die sich mit ihm kompromittiert hatten, den strafenden Anordnungen des Kambyses; daß diese hart, ja sogar grausam waren, läßt sich durch die Gewohnheit der Zeit und durch den Ernst der Lage erklären. Der ägyptisch-griechische Roman schöpfte aus den Maßregeln gegen Unbotmäßige den willkommenen Stoff zur Konstruierung einer wirklichen Schreckensherrschaft, der zudem durch Vorfälle in der nächsten Umgebung des Königs neue Nahrung erhielt.

In der Mitte der tendenziös gegen Kambyses aufgebauschten ägyptisch-griechischen Erzählungen, die später in dem von Herodot verwerteten Roman Aufnahme gefunden haben, steht der angebliche Apismord. „Als Kambyses nach Memphis kam“, berichtet der Vater der Geschichte, „war den Ägyptern der Apis erschienen, und als dieser erschienen war, legten die Ägypter sofort ihre schönsten Kleider an und jubelten. Da nun Kambyses sah, wie die Ägypter also taten, hatte er sie schon im Verdacht, daß sie so freudig wären, weil es ihm in Äthiopien unglücklich ergangen, und ließ die Vorsteher der Stadt zu sich entbieten. Und als sie vor ihn gekommen, fragte er sie, warum die Ägypter nichts dergleichen getan, als er das erstemal zu Memphis gewesen, sondern erst jetzt, da er käme, nachdem er einen Teil seines Heeres verloren. Da sagten sie, es wäre ihnen ein Gott erschienen, der sehr selten zu erscheinen pflegte, und wenn er erschiene, so feierten alle Ägypter ein Freudenfest. Als Kambyses dies gehört, sagte er, sie belögen ihn, und als Lügner bestrafte er sie mit dem Tode. Nachdem er nun diese umgebracht, ließ er die Priester zu sich entbieten, und als die

Priester ihm denselben Bescheid gaben, sagte er, er wollte bald erfahren, ob ein zahmer Gott zu den Ägyptern gekommen. Als er dies gesprochen, befahl er den Priestern, sie sollten den Apis herholen, und sie gingen hin, ihn zu holen. Als nun die Priester den Apis brachten, zog Kambyses, gleich wie ein Rasender, seinen Dolch und wollte ihn dem Apis in den Bauch stoßen, traf aber den Schenkel. Alsdann lachte er noch die Priester als Dummköpfe aus, da sie Götter ehren, die Fleisch und Blut haben und Eisen fühlen. Zuletzt gebot er die Priester zu geißeln, die aber von den Ägyptern feiernd angetroffen würden, zu töten. Der Apis verendete nachher infolge seiner Verwundung und die Priester begruben ihn, ohne daß es Kambyses erfuhr."

Diese Erzählung fand allgemein Glauben und noch in unserer Zeit sind namhafte Forscher bestrebt, ihre Glaubwürdigkeit zu retten, obgleich der unbefangene Leser derselben den Eindruck gewinnt, daß sie als Voraussetzung des angeblichen Wahnsinns des Kambyses ersonnen ist. Wir haben genügende Beweise von der für die damalige Zeit ungewöhnlichen Unbefangenheit des Kyros und des Kambyses in bezug auf die religiösen Vorstellungen und Gebräuche unterworfener Völker. Als junger Mann nahm Kambyses an des Vaters Statt an den Neujahrsfeierlichkeiten in Babylon teil und in Sais ließ er sich sogar in die Mysterien der Neith einweihen. Grundsätzlich erkannte er sonach die Berechtigung des Kultes von Volks- und lokalen Gottheiten an. Hatte er der Stadtgöttin von Sais die ihr zugehörige Ehre erwiesen, so ist umsomehr vorauszusetzen, daß er auch die höchste Gottheit des Landes, den im Stier verkörperten Spender der Nilschwelle, in Ehren hielt. Schon der Umstand, daß der Gott als Stier in Ägypten verehrt wurde, mußte auf sein Gemüt einwirken. Auch den Ariern in Iran war das Rind wegen der Wohltaten, die es dem Menschen darbietet, heilig und mit dem Urin der Kuh nimmt noch heutzutage der persische Priester die vorgeschriebene Reinigung vor. Es ist somit ausgeschlossen, daß sich Kambyses bei gesundem Verstand ein derartiges, die Gefühle aller Ägypter in höchstem Grade verletzendes Benehmen habe zu schulden kommen lassen. Herodot setzt auch ausdrücklich voraus, daß Kambyses bereits nach seiner Rückkehr aus Äthiopien wahnsinnig geworden war, aber gleichzeitig läßt er ihn Maßregeln treffen, die von einem durchaus gesunden Verstand Zeugnis ablegen. Uzahorsutennet lebte noch zu Zeiten des Dareios, aber von einer solchen Greueltat, wie der dem Kambyses zugeschriebene Apismord, weiß

er nichts zu berichten. Nach der Beseitigung des Gaumata durch Dareios erhoben sich die meisten arischen Länder des Ostens mit Babylon gegen die Achämeniden, aber das zuletzt eroberte Ägypten blieb ruhig. Wäre dies begreiflich, wenn sich Kambyses wirklich solch eine Verletzung des religiösen Gefühls des Volkes hätte zu schulden kommen lassen?

Nun sind wir in der Lage, monumental zu erweisen, daß sich in dem Apismord des Kambyses eine spätere, den Ansichten des Volkes zur Zeit eines Inaros oder Amyrtaios entsprechende Erdichtung wiederspiegelt. Mariette verdanken wir die Entdeckung des Serapeion von Memphis. Unter zahlreichen Apismumien, die dort vorgefunden wurden, gibt es zwei Apisstelen aus der Zeit des Kambyses. Einer der Stiere wurde der Inschrift der Stele gemäß im November 524 v. Chr., also während des äthiopischen Feldzuges, als Kambyses von Ägypten abwesend war, in herkömmlicher Weise beigesetzt. Sein unmittelbarer Nachfolger verendete im J. 518 v. Chr., es hat somit während der Herrschaft des Kambyses in Ägypten lediglich eine einzige Apisbeisetzung stattgefunden und Kambyses war überhaupt nicht in der Lage, bezüglich dieser Beisetzung irgend etwas anzuordnen. Die Steleninschrift des in Rede stehenden Apis bestätigt weiter, daß der Apis des Jahres 524 v. Chr. in der durch Herkommen vorgeschriebenen Weise zu seinen Vorgängern im Serapeion versammelt wurde. Wenn die Steleninschrift die Angabe, wann der im J. 518 v. Chr. verendete Apis installiert wurde, außer acht läßt, so ist dieses Schweigen dahin zu deuten, daß der in Frage stehende Stier erst nach der Beisetzung seines Vorgängers zum Vorschein gekommen, daß sein oft erwähnter Vorgänger auf natürliche Weise verendet und seine Mumie mit Beibehaltung des vorgeschriebenen Zeremoniells beigesetzt worden ist. Nach H. Brugsch ist auf der Stele Kambyses knieend, also als Verehrer des Apis abgebildet. Der Erzählung des ägyptisch-griechischen Romans wird somit durch diese Tatsachen vollends der Boden entzogen.

Nun muß folgerichtig die Frage aufgeworfen werden, wann die Erzählung von dem Apismord entstand und zu welchem Zwecke sie erdichtet wurde. Von einem Augenzeugen oder Zeitgenossen kann sie unmöglich herrühren. Ein Apismord hätte die Gefühle der Ägypter ohne Unterschied des Standes aufs tiefste verletzt und sie mit unversöhnlichem Haß gegen Kambyses und die Perser erfüllt. Von einer solchen Gesinnung findet sich aber

in Ägypten keine Spur, ja die Tatsachen bestätigen eher das Gegenteil. Einem wahnsinnigen Wüterich, der sich an ihrem Allerheiligsten vergriffen, ihre Gottheiten verlacht, gemordet und verbrannt hätte, würden die erst vor kurzer Zeit unterworfenen. Ägypter kaum die Treue gehalten haben. Die Erzählung kann also erst nach Kambyses' Tod entstanden sein und Herodot hat sie sich seiner Auffassung gemäß zurechtgemacht, da sich in ihr seine Anschauung von der durch die Götter als Sühnung seiner Frevel über Kambyses verhängten Bestrafung widerspiegelte.

Indessen sandte Gaumata Herolde nach dem Westen und nach Ägypten, die dem Heere verkündigen sollten, daß fortan Bardija, Sohn des Kyros, als König an Stelle des Kambyses Gehorsam beanspruche. Wollte Kambyses seinen aufs höchste gefährdeten Thron retten, so mußte er energisch und zielbewußt vorgehen. Er entschloß sich daher zur eiligen Rückkehr nach Persien, betraute mit der Verwaltung Ägyptens einen vornehmen Perser, namens Aryandes, und brach im Frühjahr 522 v. Chr. unverzüglich nach Syrien auf. Irgendwo in Mittelsyrien, am wahrscheinlichsten in Hamat, das die Legende später in Agbatana umtaufte, begegnete einer der Boten des Gaumata dem persischen Heere. Seine Versicherungen fanden bei den Persern Glauben, wodurch eine gefährliche Bewegung inmitten derselben entstanden sein muß.

Kambyses erkannte die Gefahr in ihrem ganzen Umfange. Er ließ überall bekannt machen, daß ein Betrüger nach der Krone greife, und wollte in größter Eile Persien erreichen. Aber bei Besteigung des Pferdes verwundete er sich am Schenkel und starb nach zwanzig Tagen. Ob sich Kambyses die Verwundung vorsätzlich zugefügt hat oder ob es ein bloßer Zufall gewesen ist, ist aus den uns zu Gebote stehenden Nachrichten nicht mehr zu entscheiden. Wahrscheinlich ist allerdings, daß hier ein unglücklicher Zufall waltete. Sterbend soll Kambyses den Persern den wahren Sachverhalt entdeckt, sein Vorgehen gegen Bardija bedauert und die Perser zum Kampf gegen den Betrüger ermuntert haben.

Der Tod hat Kambyses in einer für Persien höchst gefahrvollen Zeit ereilt. Kambyses war kinderlos und mit ihm starb die ältere Linie der Achämeniden aus. Die jüngere von Teispes II. abstammende Linie, deren fortschreitende Reihe Ariaramnes, Arsames und Hystaspes bildeten, wurde jetzt erbberechtigt. Ihre Schicksale bis zum Tode des Kambyses sind nahezu unbekannt. Von

Ariaramnes und Arsames ist außer den Namen nichts überliefert, Dareios nennt sie wohl als seine unmittelbaren Vorfahren, aber in einer Art und Weise, die bloß auf ihren Charakter als Privatmänner schließen läßt. Es ist immerhin möglich, daß diesen Prinzen als nahen Verwandten des königlichen Hauses höhere Ämter anvertraut waren. Hystaspes war zu Kambyses' und wohl auch schon zu Kyros' Zeit Satrap von Parthien und Hyrkanien, der älteste seiner Söhne, Darjavosch, gräzisiert Dareios, bei Kyros' Tod ungefähr zwanzig Jahre alt, versah als Arschtibara oder Lanzenträger eine der höchsten Hofstellen, in welcher Eigenschaft er den ganzen afrikanischen Feldzug mitmachte. Es liegt auf der Hand, daß sich bei der Kinderlosigkeit des Kambyses und nachdem das Geheimnis des Schicksals des Bardija enthüllt worden war, die Augen der Perser auf den durch seine ausgezeichneten Eigenschaften hervorragenden Dareios richteten. Vielleicht geht der Bericht über einen wunderbaren Traum, der Kyros die zukünftige Bedeutung des Jünglings ahnen ließ, auf diese Hoffnungen der Perser zurück.

Das Thronfolgerecht des Dareios war zweifellos, wenn es gelang, dem Magier Gaumata als Betrüger bloßzustellen; es war aber keine leichte Aufgabe, das verführte Volk in den Ostprovinzen des Reichs von dem richtigen Sachverhalt zu überzeugen. Gaumatas Vorgehen war sehr klug. Um jedem Zweifel über seine Identität mit dem jüngeren Kyrossohn den Boden zu entziehen, trat er anfangs überall als Perser auf und nahm auch Atossa in seinen Harem auf. Dies mag am meisten zu seiner allgemeinen Anerkennung als König beigetragen haben. Außer Lydien und Ägypten haben alle Länder dem Gaumata gehuldigt, ja es hat den Anschein, daß sich anfangs auch Dareios der schwierigen Situation anbequemen mußte, wollte er die Führung über die unter seinem Oberbefehl aus Ägypten zurückkehrende Armee in seiner Hand behalten. Die Satrapen Oroites in Lydien und Aryandes in Ägypten blieben neutral, allerdings in der Absicht, im Trüben zu fischen und aus Satrapen selbständige Herrscher zu werden.

Alle Nachrichten bestätigen, daß die ägyptische Armee unter Dareios' Führung nach Iran zurückgekehrt war. Unterdessen war Gaumata eifrig bestrebt, seine Herrschaft allseitig zu befestigen und auch nach Westen auszubreiten. Wie weit ihm dies gelang, entzieht sich unserer Kenntnis; soviel steht aber fest, daß sein Betrug auch weiterhin unentdeckt blieb. Die in das Geheimnis eingeweihten Personen werden sich wohl gehütet haben, den richtigen Sachver-

halt zu verraten, da Gaumata vor Grausamkeiten nicht zurückschreckte, und die Beteuerungen des sterbenden Kambyses blieben unbeachtet.

Dareios selbst gibt in seiner Inschrift an, daß es niemand gegeben hat, weder einen Perser noch einen Meder noch irgend einen des königlichen Geschlechtes, der dem Gaumata die Herrschaft entrissen hätte. Das Volk fürchtete nach seinen Worten, Gaumata könnte viele Leute töten, die vormals Bardija gekannt hatten, und infolgedessen wagte niemand eine Äußerung gegen ihn, bis Dareios kam. Um die Westländer zu gewinnen, verfügte Gaumata die Befreiung vom Kriegsdienste und von allen Steuern auf drei Jahre und überhäufte nach Herodots Bericht alle Völker mit großen Wohltaten, eine Maßregel, die ihre Wirkung, abgesehen von Ägypten und Lydien, nicht verfehlt hat.

Dagegen stellte Gaumata Versuche an, den Persern gegenüber die Zügel der Regierung strammer anzuziehen. Wenn Dareios später berichtet, daß er Tempel aufbaute, die Gaumata zerstört hatte, und daß er dem Volke das Weideland, die Viehherden und die Wohnungen, und zwar in den Häusern, die ihnen Gaumata entrissen hatte, wiedergab, so ist daraus zu folgern, daß Gaumata der von Hystaspes begünstigten neuen arischen Lehre feindlich gegenübertrat und daß er auch einen Teil der Perser feindlich behandelte. Da er nicht in Persien, sondern in Medien seinen Sitz aufgeschlagen hatte, so ist die Vermutung begründet, daß Gaumata, nachdem er von den meisten Provinzen anerkannt worden war, die Perser selbst feindlich zu behandeln anfing, indem er die neue arische Lehre verfolgte und den herrschenden persischen Geschlechtern oder Klanen ihr Eigentum entzog.

Die Wirkungen dieser Maßregel lassen sich nicht beurteilen, da die Herrschaft Gaumatas zu kurz bemessen war. Am 9. Garmapada hatte er die Herrschaft an sich gerissen und am 10. Bagajadisch wurde er erschlagen, es betrug also der Zeitabstand zwischen seiner Thronbesteigung und seinem Falle schwerlich mehr als drei Monate. Nachdem inzwischen die persische Armee unter Dareios' Oberbefehl aus Ägypten zurückgekehrt war, setzte sich dieser insgeheim ins Einvernehmen mit den persischen Stammfürsten, die sich ebenfalls durch die Usurpation des Gaumata in ihrer privilegierten Stellung gefährdet fühlten. Der allem Anschein nach nichts ahnende Gaumata wurde im Sikajauvatisch überfallen und nach tapferer

Gegenwehr am 10. Bagajadisch oder Tischri, Ende September 522, erschlagen, worauf Dareios die Zügel der Herrschaft ergriff.

Kambyses gehört zu jenen großen Gestalten des Altertums, deren Bild durch die spätere einseitige Geschichtsschreibung gefälscht wurde. Mit Themistokles, Alkibiades und Tiberius teilt der Sohn des Kyros dasselbe Schicksal. Wie die Beurteilung des Tiberius bis in die jüngste Zeit herein von der durch den Standpunkt der Senatorenopposition beeinflußten Schilderung des Tacitus abhängig war, so war es auch Kambyses beschieden, der Nachwelt im Lichte des ägyptisch-griechischen Romans als gottvergessener, von maniakalischer Tobsucht besessener Wüterich zu erscheinen. Erst die inschriftlichen Funde und die wissenschaftliche Kritik unserer Zeit haben auch in die Kambysische Frage klares Licht gebracht. Zu der falschen Anschauung von der Bedeutung des Kambyses mag auch die kurze Dauer seiner Regieruug beigetragen haben; ebenso wird auf diesen Umstand zurückzuführen sein, daß sein Andenken in der Heldensage seines Volkes so gut wie erloschen ist. Erst kürzlich hat Hüsing mit dem ihm eigenen Scharfblick in dem Aurwataspa der iranischen Heldensage den hinterlistigen Reichsverweser entdeckt, den der König, im Begriff einen weiten Feldzug durch öde Wüsten zu unternehmen, von dem er nicht zurückkehren soll, als seinen Vertreter in der Verwaltung des Reichs einsetzt, bis dieser sich als ein Glaubensfeind entpuppt. Diese Erzählung birgt in sich eine wenn auch sehr stark verblaßte Erinnerung an den ägyptischen Feldzug des Kambyses und an die verräterische Rolle des Magiers Gaumata, aber der Name des Kambyses kommt in ihr nicht mit vor.

Einzelne Tatsachen aus der Regierung des Kambyses waren auch den Juden bekannt, aber der Name des Königs selbst verfiel bei ihnen der Vergessenheit. Es hat lediglich den Anschein, daß unter dem vielbesprochenen Dareios dem Meder Kambyses gemeint ist.

Von großem Interesse wären verläßliche Angaben über die Stellungnahme des Kambyses zu der geistigen Strömung, die damals den größeren Teil der Perser und wohl auch der Arier des iranischen Ostens ergriffen hat. Leider müssen wir in dieser Beziehung mit Vermutungen vorliebnehmen, da es keinen einzigen Bericht gibt, der uns Aufschluß geben könnte. Den einzigen Anhaltspunkt bietet die Inschrift von Behistun. Wenn

in derselben von den Maßnahmen des Gaumata gegen Tempel berichtet wird, die Dareios wiederherstellen ließ, so setzen diese Maßnahmen den bestimmten Gegensatz zu Kambyses voraus und lassen den Schluß zu, daß Kambyses der von Hystaspes und später von Dareios begünstigten neuen arischen Lehre freundlich gegenüberstand.

Inhaltsverzeichnis.

---

14. Jahrgang

Preis des Jahrganges (4 Hefte) 2 M., geb. 3 M.

Der Alte Orient

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft (E. V.)

Heft 3

Einzelpreis jedes Heftes 60 Pfennig

Nach Boghasköi!

Ein nachgelassenes Fragment

von

Hugo Winckler



Leipzig

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung

Die Vorderasiatische Gesellschaft (E. V.)

mit dem Sitz in Berlin

bezweckt die Förderung der vorderasiatischen Studien auf Grund der Denkmäler. Sie gibt wissenschaftliche Arbeiten ihrer Mitglieder in zwanglosen Heften als „Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft" und gemeinverständliche Darstellungen vierteljährlich unter dem Titel „Der Alte Orient" heraus. Ferner will die Gesellschaft die Beschaffung neuen Materials anregen und unterstützen.

Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt 10 Mark, wofür die „Mitteilungen" (sonst 15 M.) und „Der Alte Orient" (sonst 2 M.) geliefert werden. — Aufnahme als Mitglied erfolgt durch den Vorstand auf einfache Anmeldung beim Schriftführer. — Zahlung der Beiträge hat im Januar an die J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Verlag, Leipzig, Blumengasse 2, zu erfolgen.

Der Vorstand besteht z. Zt. aus: Prof. Dr. F. von Luschan, 1. Vorsitzender, Südende, Berlin; Prof. Dr. M. Hartmann, 2. Vorsitzender, Hermsdorf (Mark); Prof. Dr. M. Sobernheim, Schriftführer, Berlin-Charlottenburg, Steinplatz 2; Prof. Dr. O. Weber, Berlin-Niederschönhausen; Prof. Dr. Br. Meißner, Breslau; Lic. Dr. Alfr. Jeremias, Leipzig; Prof. Dr. F. E. Peiser, Königsberg; Prof. Dr. Frdr. Hommel, München. — Herausgeber der „Mitteilungen": Prof. Dr. O. Weber, Berlin-Niederschönhausen, Lindenstr. 35, des „Alten Orient": Derselbe und Lic. Dr. Alfr. Jeremias, Leipzig, Schreberstraße 5.

Inhalt der bisher erschienenen Hefte des „Alten Orient" (Preis 60 Pf.):

Ägypter als Krieger u. Eroberer in Asien. 7 Abb. W. M. Müller. 5_1

Schrift und Sprache der alten Ägypter. Mit 3 Abbildungen. Von W. Spiegelberg. 8_2

Tierkult der alten Ägypter. Von A. Wiedemann. 14_1

Magie und Zauberei im alten Ägypten. Von A. Wiedemann. 6_4

Unterhaltungsliteratur der alten Ägypter. 2. Auflage. Von A. Wiedemann. 3

Tote u. Toten-Reiche im Glauben der alten Ägypter. 3. Aufl. Von A. Wiedemann. 2_2

Amulette der alten Ägypter. Von A. Wiedemann. 12_1

———

Amarna-Zeit. Ägypten und Vorderasien um 1400 v. Chr. 3. Auflage. Von C. Niebuhr. 1_2

———

Arabien vor d. Islam. 2. Aufl. Von O. Weber. 3_1

Forschungsreisen in Süd-Arabien. 3 Kartensk. und 4 Abbildungen. Von O. Weber. 8_4

Glasers Forschungsreisen in Südarabien. Mit 1 Bild Glasers. Von O. Weber. 10_2

———

Aramäer. Von A. Sanda. 4_3

Asurbanipal u. die assyrische Kultur seiner Zeit. 17 Abb. Von F. Delitzsch. 11_1

Äthiopien 1 Abb. W. M. Müller. 6_2

———

Politische Entwicklung Babyloniens und Assyriens. Von H. Winckler. 2_1

Himmels- u. Weltenbild der Babylonier. 2 Abb. 2. erweiterte Auflage. Von H. Winckler. $3_{2|3}$

Weltschöpfung, Babylonische. 1 Abb. Von H. Winckler. 8_1

Dämonenbeschwörung bei den Babyloniern und Assyrern. Von O. Weber. 7_4

(Fortsetzung auf der dritten Umschlagseite)

Etwa seit Beginn der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts hatte die Erkenntnis sich Bahn gebrochen, daß neben oder zwischen den beiden großen Kulturen der Euphrat-Tigrisländer und des Niltales eine dritte mit dem Sitze in Kleinasien und Syrien zu unterscheiden wäre. Wenngleich sie gewiß jenen beiden nicht an Bedeutung völlig gleichzustellen war, schien doch die Entwicklung eines eigenen Schriftsystems ihr eine gewisse Selbständigkeit zu sichern und nötigte das Volk, das ihr Träger war, mit etwas anderen Augen anzusehen, als so manche andre, die wir nur aus den Angaben der Keilinschriften oder der ägyptischen Nachrichten kennen. Es waren zuerst in den 70er Jahren durch Reisende einige der Inschriften in einer bis dahin völlig unbekannten hieroglyphenartigen Schrift bekannt geworden, welche zuerst in Syrien (Hamath) und dann auch im Taurusgebiet aufgefunden worden. Zuerst brachte W. Wright, der seine Ergebnisse in einem Buche „The empire of the Hittites" zusammenfaßte, diese Inschriften mit dem namentlich durch seine Kämpfe mit den ägyptischen Königen der 18. und 19. Dynastie aus den ägyptischen Inschriften bekannten Volke der „Cheta" in Zusammenhang und eine Untersuchung von Sayce, nebst einer Veröffentlichung aller bis dahin bekannten Inschriften im 7. Bande der Transactions of the Society of Biblical archaeology verhalf dieser Erkenntnis wohl zu allgemeiner Geltung.

Die erste Hälfte der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts hat in Deutschland manchen jungen Mann dem Studium der altorientalischen Kulturen zugeführt, dessen Arbeiten seitdem maßgebend geworden sind für die Entwicklung jener bis dahin in Deutschland nur vereinzelt gepflegten Wissenschaft. Diese müßten nicht den Feuereifer der Jugend besessen haben, wenn sie nicht das neue Problem angezogen hätte Der Schreiber dieser Zeilen hat damals mit guten Freunden auch seine noch im Drill befindlichen Kräfte an dem schwierigen Gegenstande versucht — natürlich mit dem Erfolge, den die Bemühungen von ABC-Schützen an einem Gegenstand höchster Kritik nur haben können. Aber ans Herz

gewachsen ist die „hethitische" Frage wohl allen geblieben und mancher hat sich später mit geübteren Kräften und im Vollbesitz aller von der Wissenschaft gelieferten Hilfsmittel noch einmal daran versucht. Wenn das Rätsel der „hethitischen" Hieroglyphen noch immer nicht als gelöst gilt, so hat es nicht am Mangel von Scharfsinn und Fleiß gelegen. Es fehlen eben gewisse Vorbedingungen, welche z. B. für die Entzifferung der Keilschrift und der Hieroglyphen geboten waren.

Die Beschäftigung mit dem Gegenstande konnte aber nicht mehr unterbrochen werden. Wenn auch die neueren Inschriften ihre — übrigens wohl kaum sehr inhaltsvollen — Nachrichten nicht hergeben wollten, so betrachtete man doch die Angaben der übrigen orientalischen Völker über die „Cheta" mit anderen Augen und gelangte dazu, sich eine einigermaßen richtige Vorstellung von ihrer Bedeutung für den Entwicklungsgang der Vorderasiatischen Geschichte zu bilden. Die zusammenfassende Behandlung in Perrot-Chipiez' Histoire de l'art dans l'antiquité ist als erster Versuch, die geschichtlichen Nachrichten im Zusammenhange mit den monumentalen Überresten kleinasiatischer Baukunst zu behandeln, für ihre Zeit klassisch gewesen und noch jetzt wertvoll.

Die Zahl der Inschriften in der Hieroglyphenschrift vermehrte sich seitdem fast alljährlich und jede neue Forschungsreise bringt jetzt eine oder einige unbekannte ans Licht. Es handelt sich dabei ausschließlich um öffentlich aufgestellte Denkmäler — also im wesentlichen Stelen oder Felsinschriften, Weihinschriften u. dgl. —, zu denen man noch eine Anzahl von Siegeln fügen kann. Das bis jetzt bekannte ist zusammengefaßt in dem bis auf die letzte Zeit fortgeführten „Corpus inscriptionum Hettiticarum" von L. Messerschmidt (Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft Leipzig. Hinrichs). Die Entzifferungsfrage ist durch dieses Anwachsen des Stoffes aber nicht wesentlich gefördert worden. Die wichtigsten Angaben über die „Cheta"-Geschichte in den Denkmälern anderer Völker waren zweifellos die der ägyptischen Inschriften. Nur durch sie und die deutlich erkennbare Bedeutung der Cheta zur Zeit der 18. und 19. Dynastie hatte man überhaupt den Schlüssel für das Verständnis der ganzen Cheta-Frage finden können. Die bekanntesten und wichtigsten dieser Urkunden waren wohl der Siegesbericht Ramses' II über seinen Krieg gegen den Cheta-König Muttalu und die „Schlacht bei Kadesch" (am Orontes) sowie der Wortlaut des mit Muttalu's Bruder und Nachfolger

geschlossenen Freundschaftsbündnisses, der in so merkwürdigem Gegensatze zu der Art steht, mit der die „elenden Cheta" in den Siegesberichten behandelt zu werden pflegten. Im diplomatischen Verkehr bediente man sich eben einer anderen Ausdrucksweise als in den Siegesberichten.

Weniger konnte man den assyrischen Nachrichten entnehmen. Zur Zeit der Ausdehnung der Cheta war Assyrien selbst erst im Aufstreben begriffen und in der Zeit, wo es Vorderasien beherrscht hat, war die so erobernde Kraft des kleinasiatischen Reiches längst gebrochen und sein Gebiet von neuen Völkern überschwemmt worden. Es konnte also zu keinen Zusammenstößen zwischen beiden Mächten mehr kommen und darum sich in assyrischen Siegesberichten auch nicht viel Bedeutendes über die Geschichte der Cheta — oder wie sie dort heißen Chatti — finden.

Eine sehr deutliche Spur der erobernden Tätigkeit der Cheta fand sich allerdings auch in den Inschriften der Assyrer vom 11. bis 7. Jahrhundert. Sie bezeichnen als Chatti-Land weniger das ihnen fern liegende Kleinasien, sondern vor allem Syrien, wohl auch mit ziemlich weit nach Süden reichender Ausdehnung bis zum nördlichen Palästina hin. Der Grund hierfür wird uns später zu beschäftigen haben. Im Anfang hat diese Tatsache im Zusammenhange mit dem Umstande, daß auch die Ägypter vorwiegend von ihren Zusammenstößen mit den Cheta in diesen Gegenden sprechen und daß die „hethitischen" Hieroglypheninschriften ebenfalls vorwiegend in Syrien und dem Taurusgebiete gefunden wurden, dazu geführt, daß vielfach daran festgehalten wurde, auch in diesen Gegenden den eigentlichen Sitz der Chattimacht zu suchen. Es war indessen unmöglich, hier einen geeigneten Mittelpunkt und vor allem ein Gebiet zu finden, das einer ausdehnungsfähigen, erobernden Bevölkerung als Ausgangspunkt und Rückhalt hätte dienen können. Vielmehr konnte man nur im Herzen von Kleinasien, also in Kappadokien, nach einem solchen suchen und zugleich von hier aus auch eine Ausdehnung der betreffenden Kultur nach dem westlichen Kleinasien zugestehen. Kappadokien war also das zunächst liegende Land, welches den für den gesuchten Mittelpunkt entsprechenden Bedingungen genügen konnte. Von hier aus verstand sich eine Ausbreitung der Bevölkerung sowohl ostwärts nach dem nördlichen, und von hier fortschreitend über das übrige Syrien bis in den Taurus hinein. Und nach der anderen Seite verstand es sich, wenn zu Ende des 8. Jahrhunderts, wo Kappadokien stark unter assyrischen

Einfluß geraten war, die westliche Nachbarlandschaft Phrygien als Sitz einer kleinasiatischen Großmacht erscheint, welche das Erbe der alten Chatti anzutreten bemüht ist (s. unten über Mitâ von Muski).

Die sonstigen Nachrichten gestatten kaum, über das hinauszukommen, was die Inschriften der beiden großen Kulturreiche boten. Aus der älteren Zeit waren nur die Erwähnungen in einem alten babylonischen astrologischen Werke vorhanden. Da das aber nur in Abschrift aus dem 8. Jahrhundert erhalten ist und gelegentlich auch Ereignisse aus einer späteren Zeit als der seiner Abfassung enthält, so konnte auch nicht zweifellos sein, ob die Bezugnahme auf das Land Ḫâti (so oft hier geschrieben!) nicht erst aus einer verhältnismäßig späteren Zeit herrührte. Auch ist der Inhalt dieser Erwähnungen geschichtlich und geographisch bedeutungslos.

Auch die gelegentliche Nennung von Chatti in den armenischen Keilinschriften des 8. Jahrhunderts gewährt nur belanglose Einzelheiten über eine Zeit, deren Verhältnisse man aus den assyrischen Nachrichten besser kannte. Es handelt sich nur um Begebenheiten, welche weiter kein Licht über die allgemeine Bedeutung der Chatti ergaben und sie sind eigentlich kaum je beachtet worden.

Das letztere kann man allerdings nicht sagen von den paar Erwähnungen in der Bibel. Im Gegenteil hat man sofort erkannt, daß die hier genannten Chittîm die Cheta oder Chatti sein müßten. Man hat davon sogar den Namen Hittiter oder Hethiter für das Volk geprägt. Aber es handelt sich dabei nur um gelegentliche Erwähnungen, welche zunächst ihrerseits erst einer weiteren Aufklärung durch inschriftliche Nachrichten bedurften, ehe sie manche Feinheiten ihrer Angaben enthüllten. Zunächst konnte man im Anschluß an das, was die ägyptischen Nachrichten boten, nicht vielmehr entnehmen, als daß auch die biblische Überlieferung in vorisraelitischer Zeit eine Herrschaft der Chittîm in Palästina annahm und noch in geschichtlicher Zeit Überreste einer Chittîm-Bevölkerung an der Nordgrenze des Landes Israel, am Hermon, kannte.

Wenn eine Aufklärung der geschichtlichen Bedeutung der Chatti nur von inschriftlichen Nachrichten erwartet werden konnte, so waren in dem weiten Gebiete, welches die Chatti besessen hatten inzwischen eine beträchtliche Anzahl von Denkmälern der darstellenden und der Baukunst bekannt geworden, welche eine Vorstellung von dem

Wesen und der Ausbreitung der „hethitischen" Kultur gaben. Alles was von früher her bekannt war, hatten Perrot-Chipiez zusammengefaßt. Die von ihnen ausführlich geschilderte Ruinenstätte von Boghasköi war darauf von Humann noch einmal besucht und ein Stadtplan aufgenommen worden. Von Einzelfunden abgesehen waren in Jerabis, der Stätte des alten Karchemis, von englischer Seite Versuchsgrabungen angestellt worden, deren Ergebnisse sich im Britischen Museum befinden. Es sind Skulpturen und „hethitische" Hieroglypheninschriften, welche offenbar einer Zeit nicht vor 1000 v. Chr. angehören. Perrot-Chipiez konnten diese noch in einem Nachtrage zu ihrer „Histoire" schildern. Trotz der vielverheißenden Anfänge sind diese ersten Unternehmungen der neuen „Hethiter"-Begeisterung erst in der allerjüngsten Zeit, und zwar, soweit bis jetzt bekannt ist, mit ganz außerordentlichem Erfolge fortgesetzt worden.

Auch in Deutschland war das neue Forschungsgebiet entsprechend der nachhaltigen Förderung der Wissenschaft vom alten Orient, die gerade bei uns in die 80er Jahre fällt, nicht außer acht gelassen worden und das zur Veranstaltung von Ausgrabungen begründete „Deutsche Orient-Comité" glaubte seine Tätigkeit am verheißungsvollsten auch auf dem neuen Gebiete beginnen zu können.

In der Ebene nördlich vom See von Antiochia, dem sogenannten Amk (d. i. eine Ebene zwischen zwei Gebirgszügen), waren vom Direktor des Ottomanischen Museums Hamdi-bey sowie von deutschen Gelehrten beim Dorfe Sendschirli in einem Ruinenhügel zu Tage liegende Skulpturen bemerkt worden, und da man sich hier im eigentlichsten Chatti-Lande zu befinden glaubte, so konnte man sich erfolgreiche Ausgrabungen und eine Aufklärung der Chattifrage von dort versprechen. Unter der Leitung von F. v. Luschan ist seit 1888 vier mal dort gegraben und ein großer Teil der Ruinen bloßgelegt worden. Das Ergebnis war von großer Wichtigkeit für die Geschichte Syriens und seiner Zustände im 2. Jahrtausend bis etwa zum 8. Jahrhundert v. Chr.; die eigentliche Chattifrage ist aber gerade durch die Ergebnisse an dieser Stelle wenig aufgehellt worden. Es war eben eine irrige Anschauung, daß die Chatti ihre Heimat, den Mittelpunkt ihrer Macht, im nördlichen Syrien gehabt hätten. Auch hier bestätigte sich vielmehr, daß Syrien ein von den Chatti einst überschwemmtes, aber sehr bald auch anderen Einflüssen unterworfenes Gebiet war, so daß die chattische Bevölkerung und Kultur sehr bald von einer anderen Bevölkerung wenn nicht verdrängt, so doch mit ihr verquickt wurde.

Sendschirli stellte sich als die Stätte des in den Keilinschriften des 9.—7. Jahrhunderts häufig erwähnten kleinen syrischen „Königreichs" — wir würden etwa sagen G a u e s — Sam'al heraus. In seinen Denkmälern konnte man eine ältere, noch vor 1000 anzusetzende Kunst von der des 9. und der folgenden Jahrhunderte unterscheiden. Eine führende Stellung haben Gau und Stadt nie gehabt, man hat sich also vorzustellen, daß das, was es hier gab, auch in den vielen gleichartigen „Hauptstädten" ähnlicher „Königreiche" Syriens zu finden gewesen ist. Die reichsten Mittel und damit die ersten Kräfte standen den Fürsten dieser „Staaten" nicht zu Gebote und das hier Geleistete kann also nur den Durchschnitt einer „Provinz"-Kunst gebildet haben. Die Denkmäler sind zudem in einer Zeit entstanden, wo Syrien und Palästina in der Zersplitterung ihrer kleinstaatlichen Organisationen Ansätze zu einem von den Großstaaten unabhängigen Leben machten. Die Erzeugnisse ihrer Bestrebungen stellen sich also dar als das Werk einer aus früheren, chattischen und dann namentlich aramäischen Bestandteilen gemischten Bevölkerung, welche in einem gewissen G e g e n s a t z e zu den Großstaaten stand, ohne daß sie natürlich imstande gewesen wäre, in ihrer Zersplitterung eine e i g e n e Kultur frei zu entwickeln. Die Anlehnung an das frühere und an die Macht mächtiger Nachbarn — wie namentlich Assyrien — macht sich sofort bemerklich.

Inschriften sind aus der früheren Zeit nicht gefunden worden, also vor allem keine in „hethitischen" Hieroglyphen. Dagegen sind mehrere in der Buchstabenschrift, der sogenannten „phönicischen", zu Tage gekommen, welche von Gaukönigen von Sam'al herrühren, die zum Teil aus den assyrischen Inschriften des 9. und 8. Jahrhunderts bekannt waren. Sie zeigen im Anfang noch eine kanaanäische oder amoritische (phönicische) Sprache, um allmählich immer mehr den aramäischen Einfluß zu verraten. Die letzten können als rein aramäisch bezeichnet werden (um 720). Man kann hier also den entsprechenden Vorgang wie in Assyrien feststellen, wo ungefähr in der gleichen Zeit die alte Landessprache ebenfalls als Umgangssprache vom Aramäischen verdrängt worden ist. Eine große Stele Assarhaddons zeigt Sam'al dann als assyrische Provinzhauptstadt, was es um 700 geworden sein dürfte

Unmittelbare Aufschlüsse über die Chattifrage haben sich aus diesen Funden also nicht ergeben, wir sehen vielmehr die Schicksale einer nordsyrischen Stadt unter dem Einflusse der verschiedenen Eroberungen und Bevölkerungsschichten, welche sich allmählich über sie ergossen haben. Von den eigentlich chattischen, können wir u n m i t t e l b a r e Spuren nicht nachweisen, sondern nur im allgemeinen Sinne deren Einflüsse erkennen.

Solche Einflüsse müssen dann naturgemäß in den Skulpturen der älteren Zeit gefunden werden, für die uns die unmittelbaren inschriftlichen Zeugnisse in Sendschirli selbst fehlen. Es ist selbstverständlich, daß auch das Gebiet von Sam'al von der großen Einwanderung betroffen worden ist, deren Einwirkungen wir jetzt bis nach Babylonien hin feststellen können. Das gleiche gilt natürlich auch vom übrigen Syrien und weitere Funde haben das bestätigt. So hat in Ras-el-ain, im Quellgebiet des Chabûr, also schon im linkseuphratensischen Gebiet, im eigentlichen Mesopo-

tamien, M. v. Oppenheim Denkmäler von ganz gleicher Art — sowohl dem Gegenstand als der Technik nach — gefunden, wie die älteren von Sendschirli. Und ebenso haben die Ausgrabungen der Liverpool-University in Saktsche-gözu Erzeugnisse derselben Kunst zu Tage gefördert. Man kann sie nicht als chattisch im engeren Sinne bezeichnen, wohl aber sind sie aus einer Kultur hervorgegangen und zeigen die starken Einwirkungen oder Nachwirkungen eben jener ersten uns bekannten chattischen Bevölkerungsschicht, deren Einwanderung wir im Beginne des 2. Jahrtausend feststellen können, und die einen nachhaltigen Einfluß auf die Zusammensetzung der vorderasiatischen Bevölkerung gehabt hat. Andererseits aber müssen diese Denkmäler auch als Erzeugnisse der landschaftlichen Verschiedenheit gelten. In all den Gauen und „Königreichen" Syriens sind auch die übrigen Bevölkerungselemente an der Beeinflussung der Bevölkerung beteiligt. Man kann diese Erzeugnisse und die Kultur, welche sie hervorgebracht hat, nicht als chattisch im engeren Sinne bezeichnen, wohl aber in dem Sinne, daß eine starke, ja die grundlegende Beeinflussung von der ersten Chattischicht ausgegangen ist. Wie das im einzelnen sich darstellt oder in wie weit wir über die Vorgänge bereits tatsächliches feststellen können, wird uns noch zu beschäftigen haben.

Bei der ganzen Beurteilung dieser Frage muß man sich von der lange Zeit gangbar gewesenen Vorstellung freimachen, als ob man bei der Erklärung größerer Kulturabschnitte vom Wesen einer Bevölkerung ausgehen könnte, welche uns als politische Einheit durch die Einheitlichkeit ihrer Sprache bezeugt ist. Kulturvölker sind nie rasserein, sondern stets das Erzeugnis einer ganzen Anzahl von Schichtungen mehr oder minder verschiedener Völkermassen. Insofern zu einer gewissen Zeit — die aber in den altorientalischen Verhältnissen nicht zu weit zu begrenzen ist — die Bevölkerung eines Kulturlandes gewisse einheitliche Merkmale entwickelt hat, die sie als ein einheitliches Volk erscheinen lassen — wie die heutigen Kulturnationen Europas — kann man auch diese als Träger des betreffenden Kulturabschnittes auffassen. Sie ist dann aber kein Urvolk im Sinne der Sprachwissenschaft, sondern das Ergebnis einer Mischung der früheren und der letzten Eroberungsschichten. In der Regel gibt die letzte der Bevölkerung die Sprache und damit ein Kennzeichen, das ihr für uns leicht den Stempel aufzudrücken scheint. In Wirklichkeit braucht das durchaus nicht zuzutreffen und vor allem sind die früheren Schichten ebenfalls in Ansatz zu bringen. So sind die modernen Franzosen keine Romanen, sondern lassen keltisches Wesen erkennen. Die Rumänen sind noch weniger Romanen, sondern zeigen vielmehr slawische Merkmale. Wäre in Frankreich die keltische Kultur der erobernden römischen überlegen gewesen (d. h. wäre die römische Überschwemmung Galliens nicht die Kolonisierung durch ein Kulturvolk, sondern die Einwanderung eines primitiven Volkes), so wäre die Sprache vielleicht keltisch geblieben und wir würden Frankreich und seine Kultur als Erzeugnis

einer keltischen Bevölkerung ansehen — ebenso falsch. Dieses Verhältnis besteht z. B. in Norditalien mit seiner durch germanische Einwanderung beeinflußten Bevölkerung, welche sich so stark vom süditalienischen Wesen unterscheidet.

Ein Kulturvolk ist das Erzeugnis von verschiedenen nacheinander im Lande ansässig gewordenen Bevölkerungsschichten, welche miteinander verschmolzen sind und dadurch neue Eigenschaften entwickelt haben. Jede neu hinzukommende hat dem Lande und den früheren Schichten etwas Neues gebracht und ist vom Lande und den älteren Insassen beeinflußt worden — das ist besonders in den uns hier beschäftigenden Verhältnissen der Fall. Zur Entwicklung einer Kultur gehört also die Bodenständigkeit ihrer Träger, und wenn wir deshalb einen bestimmten Kulturabschnitt zeitlich mit dem Namen einer Nation in Verbindung bringen wollen, so ist das Erfordernis dafür, daß die Nation, die uns in der betreffenden Zeit als etwas einheitliches erscheint, sich auf dem Boden des in Betracht kommenden Landes in der gedachten Weise entwickelt hat, und daß die kennzeichnenden Merkmale ihrer Kultur ihr Werk und in dieser Zeit und auf diesem Boden entwickelt sind.

In diesem Sinne aber kann man von Syrien und gar den Euphratländern nicht als Heimat einer „hethitischen" Bevölkerung und Kultur sprechen. Wohl können wir immer klarer sehen, daß die Bevölkerung dieser Länder ethnologisch wie kulturell stark durch die chattische Eroberung beeinflußt worden ist. Wohl mag aus den unmittelbar der Eroberungszeit angehörenden Denkmälern sich herausstellen, daß sie auch die Kultur dieser Länder stark beeinflußt haben — namentlich in Mesopotamien bis nach Assyrien hinein, wird sich vielleicht noch vieles in dem Sinne aufklären — aber den Boden dieser Länder kann man als Heimat einer hethitischen Kultur nicht ansehen. Der kann vielmehr nur das Land gewesen sein, wo die Chatti, so lange sie als großes Volk bestanden, ihren eigentlichen Sitz gehabt und von wo sie sich über die anderen Länder erobernd ausgebreitet haben. Das ist aber Kleinasiien mit dem Zentrum Kappadokien. Hier hat sich die chattische Nation entwickelt, von hier aus ist sie vorgedrungen und hier hat sie das herausgebildet, was im strengen Sinne als ihre Kultur angesehen werden muß.

Die Verschiebung des geographischen Begriffes Chatti durch die Assyrer, von der wie noch zu sprechen haben, und seine Übertragung auf Syrien kann bei Nachrichten, welche Quellen entstammen, die sich dieser Bezeichnungsweise bedienen, zu Zweifeln führen, ob man es wirklich mit ursprünglichen

„chattischen" Erscheinungen zu tun hat, oder ob es sich um die Übertragung handelt, die dann natürlich auch ganz anders geartetes, als chattisch bezeichnen kann. So sprachen die Assyrerkönige seit Tiglat-Pileser III., von einer Neuerung in ihren Palastbauten, die sie als „nach dem Muster eines Chatti-Palastes" eingeführt hervorhoben. Ein bêt-chilâni, d. i. ein Torgebäude mit Säulen, war bis dahin in Assyrien fremd. Aber war es chattisch oder ist hier vielmehr Chatti im assyrischen Sinne zu fassen, der Syrien und Phönicien mit umfaßt? Doch wohl eher das letztere und dann handelt es sich kaum um etwas eigentlich „Chattisches", d. h. um eine Einrichtung, welche ihren Ursprung in chattischer Baukunst und Erfindungsgabe gehabt hat.

Eine sehr wesentliche Erweiterung unseres Einblickes in die hethitische Geschichte brachte der seit 1888 bekannt gewordene Tontafelfund von el-Amarna in Ägypten. Die Briefe der Könige der vorderasiatischen Staaten sowie der syrischen und palästinensischen Vasallenfürsten an den Pharao brachten wieder Aufschlüsse über die Bevölkerungsverhältnisse der verschiedenen Länder und der größte Anteil dieser Aufschlüsse kam wohl der Hethiterfrage zugute. Werden doch, abgesehen von der Aufhellung der politischen Beziehungen Ägyptens und seiner Vasallenstaaten zu den Chatti im 14. Jahrhundert zwei Sprachen neu bekannt (Mitani und Arzawa s. unten S. 14) und zum ersten Male das Übergreifen „hethitischer" Völker nach Mesopotamien und Assyrien bezeugt. Auch die Erkenntnis vom inneren Kleinasien als eigentlichen Sitz der Chattimacht mußte sich aus diesen Briefen ergeben, wenngleich viele der Aufschlüsse erst sehr allmählich gewürdigt werden konnten oder erst gelegentlich durch Hinzukommen neuer Einzelheiten. in ihrer Bedeutung erkannt werden.

Die wichtigste und von vornherein in die Augen fallende Tatsache, welche der Fund lehrte, war aber die der Verbreitung und Bedeutung babylonischen Schriftwesens im vorderen Orient. Die Rolle des Babylonischen erschien wie die des Lateinischen im Mittelalter, und es drängte sich schon damals die Frage auf, ob nicht auch der berühmte Cheta-Vertrag Ramses' II. ursprünglich in Keilschrift und babylonischer Sprache abgefaßt gewesen wäre, da ja der Pharao sich desselben Verständigungsmittels im Verkehr mit seinen eigenen Vasallenfürsten wie mit allen übrigen Königen Vorderasiens bediente[1]. Was man damals voraussehen konnte, fand

[1] Ich warf die Frage in meiner ersten Mitteilung über die el-Amarna-Briefe (Sitzungsberichte der Berliner Akad. d. Wissensch. 1888) auf und sie wurde bejaht und in der Folge weiter in den ägyptischen Quellen verfolgt von W. M. Müller (Asien und Europa u. MVAG. 1912,3 S. 6). Das Jahr 1907

dann mancherlei Bestätigung in Eigentümlichkeiten der ägyptischen Inschriften bei Nachrichten über die vorderasiatischen Länder, um schließlich durch die neueren Funde, die uns hier besonders beschäftigen sollen, in seltener Weise bestätigt zu werden.

Der Zufall fügte es, daß ungefähr gleichzeitig Urkunden bekannt wurden, welche ebenfalls Zeugnis für die Verbreitung der Keilschrift und zwar gerade in Kleinasien ablegten, also auf dem eigentlichen Boden der Chattimacht. Freilich war man sich ja über diese Bedeutung Kappadokiens noch nicht klar und die neuen Urkunden mußten zunächst die Meinung geradezu irre führen. Sie sind in einem entstellten Babylonisch abgefaßt, dessen Wesen zu erkennen erst den vereinten Bemühungen scharfsinniger Forscher gelang. Vom „hethitischen" Wesen lassen sie wenig oder nichts erkennen und der hervorstechendste Anhaltspunkt war wohl die häufige Verwendung des Landesgottes von Assyrien in der Bildung der Personennamen, welche auch sonst babylonischen oder assyrischen Charakter tragen. Man war daher geneigt, diese Urkunden in eine Zeit assyrischen Einflusses in jenen Gegenden zu setzen und da sie schon ihrer Schrift nach in möglichst frühe Zeit zu setzen waren, so dachte man an die erste bekannte Ausdehnung Assyriens gegen Kleinasien hin, unter Salmanassar I. (um 1300).

Wir werden sehen, daß diese Annahme zweifellos irrig war und jetzt wohl auch ohne weiteres aufgegeben worden ist. Wenn es bisher hatte scheinen können, als wenn diese Urkunden kaum mehr als eine fremde Merkwürdigkeit in der kleinasiatischen Geschichte darstellten, so wird sich uns ergeben, daß sie im Gegenteil jetzt sich aus der regelmäßigen Entwicklung Kleinasiens verstehen und ein wichtiges Zeugnis der „Hethiter"-Geschichte bilden.

Zunächst fanden sie wenig Würdigung, da sie eben als eine vereinzelte Merkwürdigkeit erschienen und auch zu gering an Anzahl waren, als daß sie viele Aufschlüsse hätten geben können. Freilich hätte wohl in den mehr als zwanzig Jahren seit ihrem ersten Bekanntwerden viel mehr für die Erweiterung ihres Verständnisses geschehen können. Während sie ursprünglich als im Handel erworben nur allgemein als aus „Kappadokien" stammend bekannt geworden waren und deshalb als „kappadokische Keilschrifturkunden" bezeichnet wurden, gelang es, den Ort ihrer Herkunft

---

brachte dann die Keilschrifttexte solcher Urkunden und darunter auch die von Ramses II. (unten S. 27 f.).

genau festzustellen. Es ist der Ruinenhügel Kül-tepe beim Dorfe Kara-Üjük, etwa drei Stunden östlich von Kaisarije. Außer den seinerzeit von Golenischeff veröffentlichten sind noch vereinzelte Tafeln seitdem bekannt gegeben worden, aber außerdem ist eine noch größere Anzahl, die in Kaisarije und Konstantinopel jahrelang verkäuflich waren, in den Handel gekommen. Eine Sammlung davon besitzt H. V. Hilprecht, sie sind indessen noch nicht veröffentlicht worden.

Das Bekanntwerden von immer neuen Inschriften in der „hethitischen" Hieroglyphenschrift belebte das Interesse an dem kleinasiatischen Kulturgebiet stets neu, wenn auch der eigentliche Schlüssel zum Verständnis dieser Inschriften wie der Chatti-Geschichte überhaupt noch immer fehlte. In den 90er Jahren des letzten Jahrhunderts führte Chantre zwei Forschungsunternehmungen aus, welche der Untersuchung kleinasiatischer und vorwiegend kappadokischer Ruinenstätten gewidmet waren. Auch Kül-tepe und das altbekannte Boghasköi wurden von ihm aufgesucht und Versuchsgrabungen angestellt. Chantre's Aufmerksamkeit galt aber mehr vorgeschichtlichen oder archäologischen Gegenständen und so war sein Ergebnis für das Bekanntwerden von geschriebenen Urkunden nur gering — wenigstens wenn man es an dem mißt, was das von ihm aufgesuchte Boghasköi später geliefert hat.

Immerhin brachte er von dort ein paar Stücke von Tontafeln mit Keilschrift und in einer unbekannten Sprache heim, die von Scheil in dem Berichte über die Ausgrabungen veröffentlicht wurden[1]. Auch der deutsche Leutnant Schäfer hatte ein gleichartiges Stück von dort mitgebracht, und als dann W. Belck auf einer Umschau nach verheißungsvollen Ausgrabungsstätten in Kleinasien Boghasköi besuchte, konnte auch er diesen Tatsachen Entsprechendes feststellen[2].

In Deutschland waren inzwischen die Ausgrabungen der neu begründeten Deutschen Orient-Gesellschaft mit reichen Mitteln in Babylon und dann in Assur in Angriff genommen worden. Die Anteilnahme weiterer Kreise war dadurch naturgemäß nach den alten maßgebenden Mittelpunkten des Alten Orients gelenkt und für die Nebengebiete konnten höchstens die bescheidenen Mittel Vereinzelter in Anspruch genommen werden. Trotzdem mußte der Fachmann sich

---

[1] Chantre, Mission en Cappadoce.

[2] vgl. den Reisebericht Belcks in der Zeitschr. für Ethnologie.

sagen, daß die wichtigsten Funde auf unserem Gebiet nicht immer dort gemacht worden waren, wo man sie vermutet hatte und daß das Unverhoffte eine große Rolle in der Ausgräbertätigkeit spielt. Waren doch die so außerordentlich erfolgreichen französischen Ausgrabungen in Susa abermals ein Zeugnis dieser alten Erfahrung. Wohl hatten auch sie wichtige und zahlreiche Urkunden und Denkmäler der elamischen Kultur und Geschichte geliefert, aber nicht weniger und fast noch wichtigere aus dorthin verschleppten Denkmälern Babyloniens.

Immerhin mußte man sich sagen, daß nach den bekannt gewordenen Tatsachen der Boden von Boghasköi mehr als die von den Besuchern aufgelesenen Bruchstücke an Urkunden bergen würde und daß man daher hier im Herzen von Kleinasien hoffen durfte, Denkmäler zu finden, welche unter den bestehenden Verhältnissen die nächste Möglichkeit bieten würden, verständliche oder doch dem Verständnis erschließbare Nachrichten zu liefern. Was man weiter noch schließen konnte war folgendes: el-Amarna hatte uns zwei neue Sprachen kennen gelehrt, welche dem „hethitischen" Bevölkerungsgebiete angehörten. Die von Mitani und die, deren sich der König von Ägypten in einem Schreiben an den König von Arzawa bedient. Die letztere findet sich zugleich in einem wenig verständlichen Briefe, der die „Söhne Lapaja" erwähnt, die in Nord-Israel sitzen, etwa im Gebiete des späteren „Ephraim". Mit der „Mitanisprache" boten die Texte von Boghasköi keine Berührung, das konnte man sofort erkennen. Dagegen waren Anhaltspunkte vorhanden, allerdings bei dem geringen Umfange der Texte nicht streng beweisende, welche auf eine nahe Berührung oder gar Gleichheit mit der Sprache der anderen beiden Briefe deuteten. Da der einigermaßen verständliche der beiden Briefe an den König von Arzawa gerichtet war, so nannte man sie „Sprache von Arzawa", und suchte dieses Land zunächst im hethitischen Machtbereiche, ohne daß eine nähere Unterbringung glücken wollte. Wir werden sehen, daß diese auch jetzt noch nicht ganz sicher ist — wenn nicht die Urkunden von Boghasköi noch weitere Aufschlüsse enthalten. Wenn sich die Vermutung über die Sprache bestätigte, so konnte man zunächst vermuten, in Boghasköi die Hauptstadt eben von Arzawa zu finden. Daß dieses Land dann auch im Chattibereiche eine maßgebende Rolle gespielt haben mußte, hätte sich ohne weiteres ergeben und man konnte auf jeden Fall hoffen, auf diese Weise der Lösung der Chattifrage um ein gutes Stück näher zu kommen.

Das war der Stand der Dinge, als ich mich entschloß, den Versuch zu machen, eine Untersuchung der Ruinenstätte von Boghasköi ins Werk zu setzen. Daß ein Erfolg zu erhoffen sei, konnte man annehmen; daß bei wissenschaftlichen Forschungen der Ausgang oft ein anderer ist, als man vorher annimmt, und daß das besonders von Ausgrabungen gilt, war mir ein in Fleisch und Blut übergegangener Gedanke. Daß der Erfolg die Annahme übertreffen und die aus den wenigen wissenschaftlichen Anhaltspunkten gewonnenen Berechnungen in ungeahnter Weise übertrumpfen würde, war eine gern ertragene Enttäuschung. Die Annahme, daß Boghasköi die Stätte von Herodots Pteria sei — wie man meist annahm — war damit noch verträglich. Die Unmöglichkeit ergab die Ausgrabung.

II.

Ein mittelloser Gelehrter hatte für Bestrebungen zur Durchführung von Ausgrabungen zu der Zeit, wo mir diese Idee kam, keinen leichten Stand. Wie bemerkt, waren seit einigen Jahren die Aufmerksamkeit und die öffentlichen Mittel zu Ausgrabungen durch die Unternehmungen der Deutschen Orient-Gesellschaft festgelegt. Auch wäre es wohl nicht leicht gewesen, selbst beim Vorhandensein von Mitteln auf dem gewöhnlichen Wege durch Regierungsvermittlung einen Ferman für Ausgrabungen von der Türkischen Regierung zu erhalten. Gerade die letztere Schwierigkeit hat mich auf den Weg geführt, auf dem ich meine Absicht durchzuführen vermochte. Allerdings muß ich dabei bemerken, daß es auch eine Verkettung von glücklichen Umständen war, welche mich auch mit den für die Durchführung geeigneten Persönlichkeiten zusammenführte und daß ich das Glück gehabt habe, bei diesen Arbeiten Freunde und Mitstreiter zu finden, ohne deren Beistand es mir nicht möglich gewesen wäre, irgend etwas zu erreichen.

Im Jahre 1892 hatte mein für die Erforschung Phöniziens interessierter alter Freund und Schüler Wilhelm von Landau auf meinen Vorschlag hin die Idee aufgegriffen, der damals bekannt gewordenen Auffindung von phönizischen Inschriften bei Sidon nachzugehen. Eine Unterredung mit dem Direktor des Ottomanischen Museums Dr. O. Hamdi-bey, der selbst einst berühmt gewordene Funde in Sidon gemacht hatte (besonders den Sarg Tabnits, des Vaters Eschmunazars und den sogenannten „Alexander-Sarkophag") ergab, daß die einfachste und mit verhältnismäßig bescheidenen Mitteln durchführbare Möglichkeit einer Ausgrabung wäre, sie im Namen und unter Leitung eines Beamten des Ottomanischen Museums auszuführen, wobei vollkommene Verfügung über die Ver-

öffentlichung des Gefundenen und etwaige Doppelstücke als Anteil zugestanden wurden.

Unter diesen Bedingungen wurden die Mittel von Freiherr von Landau für 1903 zur Verfügung gestellt. Die Fundstelle der Inschriften war beim Bekanntwerden des Fundes von Theodore Macridi-bey, Konservator am Ottomanischen Museum, aufgesucht und erstmalig untersucht worden. Er war daher der gegebene Vertrauensmann des Museums, der die Leitung der Ausgrabungen übernehmen sollte. Ich habe in den Jahren 1903 und 1904 den beidemale mit den von W. v. Landau zur Verfügung gestellten Mitteln durchgeführten Ausgrabungen beigewohnt, welche hauptsächlich der Fundstätte jener Inschriften galten, welche sich als Tempel des Eschmun (schar kodesch) herausstellte. Bei dieser Gelegenheit habe ich in Macridi-bey einen fürsorglichen und auf das kleinste bedachten Mann kennen gelernt. Die gemeinsam verbrachte Zeit bei den dortigen Arbeiten ist für mich eine Lehrzeit gewesen, welche viele meiner hergebrachten europäisch-„wissenschaftlichen“ Ansichten geändert hat.

Ehe man an eine Ausgrabung von Boghasköi gehen konnte, war es nötig, sich an Ort und Stelle von den vermutlichen Aussichten zu überzeugen. Die Mittel zu einer solchen Erkundigungsreise stellte Freiherr W. v. Landau zur Verfügung, der auch selbst die Zeit der Einleitungsverhandlungen mit mir in Konstantinopel verbrachte. Zur Reise war ein großherrliches Irade nötig, das durch bereitwilliges Entgegenkommen der k. Deutschen Botschaft sehr schnell beschafft wurde. Die Zeit drängte, denn es war schon Ende September 1905 und im Oktober wird das Wetter in den höher gelegenen Teilen Kleinasiens manchmal schon recht unbehaglich. Wir sollten Proben davon denn auch kennen lernen.

Auf meine Bitte war Macridi-bey mir von der Verwaltung des Ottomanischen Museums als Begleiter mitgegeben worden. In Eski-schehir, wo die Anatolische Eisenbahn ihre Züge die erste Nachtruhe halten läßt, trafen wir uns — er über Smyrna von Ayasoluk (Ephesus) kommend — und legten am nächsten Morgen weiter mit der Geschwindigkeit, welche anatolische Eisenbahnen entwickeln, die öde und wenig besiedelte Strecke von Eski-schehir nach Angora zurück.

Von Angora sind es fünf Tagemärsche bis Boghasköi. Hier begann die Inlandreise. Nach dreitägigem Herumlaufen und

Feilschen war das nötigste beisammen, oder besser das, was Angora von diesem zu liefern vermochte, und wir konnten also als Kundschafter ins Land der Hethiter losziehen. Ich würde niemand empfehlen, gleichfalls ohne Reiseausrüstung nach Angora zu gehen. In der Eile konnten wir nicht einmal einigermaßen leidliche Pferde erhalten. Als Sättel dienten uns die orientalischen Marterwerkzeuge, welche zweifellos in Europa einen Platz in der Folterkammer beanspruchen könnten. Für die kurze Reise glaubten wir es aber aushalten zu können, weil wir eben mußten, und es ist ja auch gegangen. Aber philosophischer Ergebung und spartanischer Duldung von Gliederschmerzen hat es bedurft.

Am 14. Oktober konnten wir von Angora aufbrechen. Das war für das anatolische Klima reichlich spät. Von Angora bis Boghasköi liegen die Ebenen des großen kleinasiatischen Hochplateaus zwischen 750 bis 1000 m über Meer und man muß sich nicht die Vorstellungen von orientalischer Hitze machen, wenn man sich für dieses Klima rüstet. Es gibt einen recht kühlen Herbst und kräftigen Winter. In Boghasköi selbst, in einer Höhe von ungefähr 1000 m habe ich von der Hitze auch im Hochsommer nicht zu leiden gehabt — abgesehen etwa vom Sonnenbrand —, wohl aber mir die Nächte etwas wärmer gewünscht. Von der Hitze war also jetzt nichts zu befürchten, im Nachtquartier tat ein Feuer im offenen Herde sehr wohl, und wenn man die Mittagsrast machte, so suchte man nicht den Schatten auf, sondern blieb im Sonnenschein sitzen — wenn die Sonne schien. Zu befürchten war nur der Ausbruch anhaltender Regengüsse. Die Wege werden dann schnell unbenutzbar, denn wenn nicht die ganze Straße versumpft oder weggeschwemmt wird, so bietet die erste Stelle, wo der Weg einen Wasserlauf kreuzt, Halt. Es scheint gegen die Natur des anatolischen Bauern zu sein, sein Leben einer Brücke anzuvertrauen. Er fährt oder reitet neben dieser durch das Wasser. Was ich an Brücken (mit Ausnahme der großen Steinbrücke über den Halys) gesehen habe, bestand auch nur aus Gerippen von Balkenlagen. Wahrscheinlich hatte man den Bohlenbelag nützlicher verwendet, als ihn so nutzlos auf dem Wege liegen zu lassen. Brennholz ist hier ein rarer Gegenstand. Da die Wasserläufe in den Hochebenen oft wenig Gefälle haben, neigen sie zur Versumpfung und bei starkem Regen wird deshalb das Land neben der Brücke unter Wasser gesetzt und damit ist jeder Verkehr unterbrochen.

Es ging alles ohne weitere Schwierigkeiten ab, am fünften

Tag konnten wir unsern Einzug in Boghasköi halten. Aufsehen erregte er weiter nicht, man ist hier gewohnt, Reisende zu sehen. Auch hat der türkische Bauer zu viel Lebensart in sich, um eine abweichende Erscheinung mit unziemlicher Neugier zu begaffen. Das kommt höchstens einmal in einer Stadt seitens der halbwüchsigen Jugend vor, wird aber auch da bald von den Erwachsenen unterdrückt werden. In Berlin würde eine entsprechend fremdartige Erscheinung einen Auflauf zur Folge haben, der ein beträchtliches Polizeiaufgebot in Bewegung setzen würde. Im Orientalen steckt eben als angeborenes Erbe innerlich verarbeitete Gesittung. In den anatolischen Dörfern besteht eine wohltuende Einrichtung. Jeder Ort hat eine Musâfir-ôda, ein Reisenden-Unterkommen. Ein besonderes Haus ist bestimmt, dem Fremden als Unterkommen zu dienen und die Verpflegung nebst Versorgung von Nachtlager usw. wird abwechselnd von den Ansässigen übernommen. Der Einheimische genießt das Unterkommen umsonst, denn er erwidert es an seinem Orte, der Fremde zahlt Bachschisch. Dem Unterkommen in Chans ist das meist vorzuziehen, es muß schon ein recht armseliges Dorf sein, wo man so schlecht in der Musafir-oda untergebracht ist, wie in einem Durchschnittchan. Ich habe manche recht auskömmliche Musafir-oda gefunden. Allerdings hatten wir gelegentlich auch einmal als Mitbewohner ein paar Stück Rindvieh, indessen ist dieses Geschlecht durchaus verträglich und der menschlichen Natur entschieden weniger zuwider, als die sonstigen Mitbewohner, die dem Menschen gegenüber von so aufdringlicher Zutunlichkeit sind, wie ich sonst nur den christlichen Syrer gefunden habe. Vor diesen müssen aber die kleinen Springtiere, die auch in der Musâfir-ôda überall zahlreich waren, schon gar keine andere Rettung mehr sehen, wenn ich ihnen genießbar erscheinen soll. Unser Verhältnis ist darum ein kühles — und ich habe nie das Verlangen nach einer Änderung empfunden, wenn ich mit ansah, wie andere Europäer weniger gleichgültig empfanden. Schlimmer ist das Geschlecht, das ich mehr in den Chans und den städtischen „Hotels“ (!) verbreitet gefunden habe und dem ich stets das Zimmer überlasse: der Türke als ursprünglicher Nomade hat es nicht gekannt, denn das Zeltleben vertragen nur Floh und Laus. Er nennt es „Bettlaus“ (tacht-biti), ein Beweis, daß er es erst mit dem verweichlichenden Einfluß der Kultur kennen gelernt hat.

Unser Weg ging in den fünf Tagen bis Asli-Jozgad, Kyryk, Kara-bekir,

Songurlu. Von hier ist es nur etwa fünf Stunden bis Boghasköi, wo wir am nächsten Tage nachmittags eintrafen, nachdem wir noch das etwa eine halbe Stunde davon gelegene Dorf Jükbas nach Altertümern durchforscht hatten. Es fanden sich nur einige Grabsteine aus spätbyzantinischer Zeit, meist in Häusern vermauert.

Die durchzogene Landschaft bietet wenig Bemerkenswertes. Dieser ganze Teil Anatoliens besteht aus Talebenen, die ringsum von Randgebirgen umgeben sind, so daß sie große Kessel mit flachem Boden darstellen. Hat man das Randgebirge überschritten, so steigt man in einen gleichartigen Kessel hinab. Das Land ist dünn bevölkert, man muß oft einen halben Tag und mehr reiten, ohne eines der an die Felsen geklebten Dörfer zu Gesicht zu bekommen.

Das Land ist überall ein mehrere Meter mächtiger fruchtbarer Erdboden. Auch die niederen Berge sind von einer starken Erdkruste bedeckt und müssen einst starke Bewaldung getragen haben. Die Bevölkerung ist spärlich, die Wasserläufe sind wenig reichhaltig. Die Randgebirge und die Hochebenen sind zu niedrig um dauernde Zuflüsse zu speisen.

Unterwegs sahen wir eine Versammlung von Millionen von Staren, welche bereit waren, in wärmere Gegenden abzufliegen. Sie bedeckten einen ganzen Berg. Sonst waren Wasservögel in den sumpfigen Gegenden zu bemerken, zahlreiche Störche, darunter auch schwarze.

In Boghasköi besteht keine Musâfir-ôda, sondern hier ist es Ehrenpflicht des Grundbesitzers aus altem vornehmen Geschlecht, Zia-bey, in einem stattlichen Hause, das für den Orientalen ein Schloß darstellt, die Reisenden aufzunehmen. Hier ist jeder bekannt, der die altberühmte Ruinenstätte besucht hat und von jedem wußte man etwas zu erzählen. Hier hatten wir auch das einzige nennenswerte Abenteuer unserer Reise. Als vornehmeren Fremden hatte man uns schöne seidene Betten (Matratzen) gegeben und ich dankte dem Schöpfer, nach den Strapazen des endlosen Empfangsmahles, mit meinem Gefährten und meinen Verdauungsbeschwerden allein zu sein, als Macridi-bey plötzlich sehr lebhaft wurde. Es stellte sich heraus, daß sein schönes Staatsbettzeug von jenen Tierchen wimmelte, die ohne Vorurteil Seide wie Wolle und Baumwolle als Wohnstätte wählen, am liebsten aber dabei dem Menschen überallhin folgen. Der ansässige Europäer macht nicht oft im Leben ihre Bekanntschaft, man muß eben bei uns oder im Orient nach alter Weise reisen, wenn man auch das kennen lernen will. Dem Schaden war aus den reichen Vorräten des Hauses leicht von der harmlos dazu lachenden Dienerschaft abgeholfen und wir lagen wieder auf seidenem Pfühle mit — juckendem Gefühl. Der arme Macridi hat sich gekratzt, bis er wieder in Angora einen anderen Menschen anziehen konnte. Er hatte auch hier sich wieder als Freund und in orientalischer Gastfreundschaft für mich in die Schanze geschlagen.

Die nächsten drei Tage (19.–21. Oktober) waren der Untersuchung der Ruinen gewidmet und unsere Aufmerksamkeit galt natürlich vor allem der Feststellung des Fundortes der Tontafeln. Schon am Vorabend hatte man uns bestätigt, daß solche vielfach gefunden und von Reisenden gekauft worden wären. Allzu große Wichtigkeit legten die unverdorbenen Gemüter diesen Schätzen nicht bei. Erzählt und anschaulich geschildert wurde auch, daß Tontafeln von einer Größe darunter gewesen seien, wie sie mein Stutzen erregen mußte, denn dergleichen war eigentlich nur in einem Falle bekannt: die Mitani-Tafeln von el-Amarna. Man versprach auch uns Proben von Tafeln zu verschaffen, so daß wir schon am Abend uns mit geschwelltem Herzen zur Ruhe gelegt hatten, bis die Hochstimmung die geschilderte Abkühlung fand.

Die eigentliche Fundstelle war bald festgestellt und wir konnten teils selbst kleinere Stücke aufheben, teils sie von freiwilligen Suchern aufheben sehen, welche auf dem Abhange der „großen Kale", dem beherrschenden Hauptberg des Stadtgebietes, zwischen den hinabgerollten Steinen der Befestigung lagen. Auch ein oben geöffneter Graben ergab einige Stücke, und wir konnten also ohne weiteres feststellen, daß eine Ausgrabung an dieser Stelle einzusetzen haben würde. Daß ein früherer Ausgräber bei dieser Sachlage die Kale unberührt gelassen hatte, verwunderte uns etwas, erregte aber unseren Groll durchaus nicht.

Auf diese Weise wurden während unserer Anwesenheit im ganzen 34 kleine Bruchstücke gefunden oder, wie versprochen, früher gefundene gebracht. Einige davon bestätigten die uns gemachten Angaben über früher gefundene Tafeln von außergewöhnlicher Größe. Es müssen also wohl recht ansehnliche Stücke von Reisenden erworben und verschleppt worden sein. Um die gleiche Zeit wird es wohl gewesen sein, daß unser späterer Bankier in dem sechs Stunden entfernten Jozgad, Tschauschoghlu, ein Stück einer Tafel mittlerer Größe nach Liverpool brachte. Es ist von Pinches und Sayce veröffentlicht worden.

Die von uns aufgelesenen oder erworbenen Stücke waren wenig umfang- und inhaltreich. Sie sprachen mehr durch ihr Vorhandensein und ihr Äußeres als durch ihren Inhalt. Dieses Äußere erinnerte in Schrift und Behandlung des Tones sowie durch die außergewöhnliche Größe einiger davon sofort an die Mitani-Tafeln des Fundes von el-Amarna. Nur hier und dann wieder in der neu-assyrischen Zeit findet sich diese sorgfältige Behandlung des

Tones und von einigen außergewöhnlichen Stücken derselben Bibliothek abgesehen, mußten die großen Tafeln als eine Eigenheit von Mitani erscheinen.

Wenn solche Äußerlichkeiten irgendwie in den durch el-Amarna vertretenen Kulturzusammenhang wiesen, so ließen aber einige kleine Stücke mit Sicherheit erkennen, daß man es mit Urkunden aus ungefähr der gleichen Zeit zu tun habe. Außer den Stücken in der unbekannten, an die von Arzawa erinnernden Sprache, waren drei darunter, welche babylonisch abgefaßt waren. Davon war das eine, wenngleich nur je wenig Worte aus der Mitte der Zeilen erhalten waren, deutlich der Anfang eines Briefes und zwar ganz in dem Tone der Königsbriefe von el-Amarna. Dem äußeren Aussehen nach würde jeder, wenn das Stückchen nicht an Ort und Stelle gefunden worden, sondern vielleicht im Handel aufgetaucht wäre, es ohne Bedenken als aus dem el-Amarnafunde herrührend angesehen und versucht haben, ob es nicht an eine der bekannten Mitanitafeln angefügt werden könnte.

Es ist ein Stück vom Anfange des Briefes, der den formelhaften Inhalt und dementsprechend auf der Rückseite den Schluß des Briefes enthält. Auf der Vorderseite sind je ein oder zwei Worte der ersten 17 Zeilen, auf der Rückseite die letzten 6 Zeilen. Vom Namen des Empfängers oder Absenders ist in Zeile 1 nur ein Zeichen erhalten, eine Vermutung in dieser Hinsicht war danach nicht möglich, dagegen zeigten die anderen Zeilen, daß ein „Großkönig" an seinen „Bruder", einen anderen Großkönig geschrieben hatte, und daß von dem Verkehr durch „Boten" die Rede gewesen war. Unter Vergleich der später bekannt gewordenen Stücke von Briefen wird man wohl annehmen können, daß es sich um einen der Briefe handelt, welche zwischen Ramses II. und Hattusil gewechselt wurden, als sie ihr großes Bündnis schlossen. Indessen bleibt dabei manches dunkel. Das braucht uns in diesem Falle nicht allzusehr zu kränken, denn die Bedeutung dieses Stückes beruht nicht in dem, was es uns mitteilt, sondern in der Rolle, die es in der Geschichte unseres Fundes spielt. Darin war es ein Wegweiser, der nicht mehr trügen konnte, und mit ihm hielt ich die Gewißheit in der Hand, daß in Boghasköi Nachrichten aus der el-Amarna-Zeit gefunden werden müßten.

Das wurde durch die beiden anderen Stücke bestätigt. Es ist trotzdem lehrreich, wie man bei anscheinend zweifellosen Tatsachen irre gehen kann. Denn wenngleich hier die Folgerung „el-Amarna-Zeit" ebenfalls richtig war, so weiß ich jetzt nicht, ob das damals als zweifellos Angesehene in jeder Hinsicht richtig ist.

Es handelt sich wieder um ein kleines Bruchstück, das nur ein paar Zeilenanfänge enthält. Dem äußeren Ansehen — Ton und Schrift nach — müßte man sofort annehmen, daß es zu der Gattung der „Vasallenbriefe" gehört hätte, wie sie von Syrien und Palästina an den Großkönig nach Ägypten, hier also nach Chatti, geschickt wurden. Diese zeigen bekanntlich eine eigene

rohe Schrift und eine ziemlich nachlässige Behandlung des Tones. Diese finden sich auch hier und ganz wie beim weißen Stücke würde sicher jeder, der das Stückchen im Handel gefunden hätte, es auf seine Zugehörigkeit zum el-Amarna-Funde untersucht haben. Das ist so auffällig, daß ich auch jetzt die Annahme nicht von der Hand weisen möchte, daß es sich um ein solches Stück handelt. Dem widerspricht nur, daß solche Briefe von Vasallen anderweitig überhaupt nicht gefunden worden sind. Allerdings bilden ja auch die erhaltenen Stücke des Briefwechsels mit Königen nur einen verschwindenden Anteil des vom großen Königsarchive gefundenen.

Dagegen können wir die Gelegenheit, welche das Schriftstück betraf, jetzt feststellen. Es handelt wirklich von nordsyrischen Angelegenheiten und zwar von Abmachungen zwischen dem von Subbiluliuma zum König von Nuchasche ernannten Tetti. Wir haben den Vertrag, der das beiderseitige Verhältnis regelt. Unser Stück könnte also von einer zweiten Abschrift herrühren und zu einem in dem erhaltenen Teil des Vertrages fehlenden Paragraphen gehören. Es kann aber auch ein Stück eines Briefes sein, welcher zu den vorhergegangenen Verhandlungen gehörte, wie wir ähnliches bei dem großen Ägyptervertrage haben. Dem Äußeren des Stückes nach ist das verständlicher, denn es kann schwerlich von einer großen Vertragstafel herrühren.

Die wenigen erhaltenen Worte lauten:

1. — Mine Silber in — — — — — — —
2. der König von Chatti — — — — — —
3. auszieht — — — — — — — —
4. Tette — — — — — — — — — —
5. Streitwagen — — — — — — —
6. inmitten — — — — — — — — —
7. — — — — — — — — — — — —

Merkwürdig ist die Einrückung von Zeile 3 und 5. Das wenig erhaltene läßt doch den Schluß zu, daß es sich um die Abmachung der Vasallenpflichten Tetti's handelt (Tribut; Heeresfolge).

Das dritte Stück in babylonischer Sprache gehört einem Bericht an, für den bis jetzt noch kein genau entsprechendes Seitenstück vorliegt. Es ist klar geschrieben und hat von Beute gesprochen. Da es babylonisch abgefaßt ist, so muß es sich um ein mit einem anderen Staate gewechseltes Schriftstück gehandelt haben, man denkt also zunächst ebenfalls an einen Vertrag, wenngleich die erhaltenen so genaue Einzelheiten, wie sie hier gegeben gewesen zu sein scheinen, nicht enthalten. Man würde sich dann zu denken haben, daß genaue Bestimmungen über Beute getroffen waren:

1. — — — — — — — — — — — —
2. Beute (Gefangene) diese — — — — — —
3. diese von den Pferden — — — — — —
4. diese von den Rindern — — — — — —
5. diese von den Schafen — — — = — —
6. zu schicken — — — — — — — — —
7. zu ? ? — — — — — — — — — —

Von den übrigen Stücken in der Landessprache ist nichts weiter mehr zu berichten, sie haben nach den später gemachten Funden, ebenso wie die früher bekannt gewordenen (S. 13), vorläufig kein besonderes Interesse. Unsere drei verdienen aber, wenn sie auch inhaltlich jetzt neben dem später bekannt gewordenen verschwinden, eine Beachtung, insofern sie für die Entwicklung des Unternehmens eine Bedeutung gewonnen haben. Mit ihrer Hilfe war es ermöglicht, jedem, der sehen wollte, den Beweis zu liefern, daß hier ein Fund dem von el-Amarna ähnlich erhofft werden konnte. Und wenn man sich auch wohl begnügt hätte, eine weitere Ausbeute an Urkunden in der fremden Sprache zu finden, so bot das Vorkommen von babylonischen Schriftstücken doch ungleich auch die Hoffnung, daß man dadurch die ersten wichtigen Anhalte für eine Enträtselung der neuen Sprache erhalten könnte.

Das waren meine Hoffnungen, wie ich sie auf Grund des Befundes gefaßt hatte und auf dem nun angetretenen Rückwege konnten bereits die Entwürfe für die zur Durchführung nötigen Maßnahmen durchgesprochen werden. Die vorgeschrittene Jahreszeit nötigte zur Eile, es war aber mit einem geringen Umwege möglich, noch das etwa fünf Stunden von Boghasköi gelegene Nefesköi zu besuchen, um auch von diesem einen persönlichen Eindruck zu gewinnen. Es gilt bekanntlich als Stätte des galatischen Tavium. Ein Feldwächter hatte uns Beschreibungen von dort gefundenen Steinen mit Keilinschriften gemacht, welche mit so großer Zuversichtlichkeit gegeben wurden, daß das archäologische Gewissen zwang, den Weg zu unternehmen, wenn auch der Erfolg der Orientreisenden in solchen Fällen wohlbekannte sein würde.

Der Weg nach Nefesköi ist heute noch in einem so merkwürdig guten Zustande, daß sich sein antiker Ursprung schon dadurch verrät. Etwa $1^1/_2$ Stunden von Boghasköi zeigten zahlreiche Steine an einer Ausbuchtung des Weges, daß hier einmal ein Bau gestanden haben muß. Eine viertel Stunde weiter liegt ein großer bearbeiteter Stein, der als Sockel für ein größeres Denkmal gedient haben muß. Im Jahre 1907 hat Macridi-bey ihn bloßgelegt und die Umgebung nach Spuren von etwaigen Baulichkeiten untersucht, es hat sich aber nichts weiter gefunden. Es kann also nur ein vereinzeltes Denkmal hier gestanden haben. Immerhin zeugt es für den Charakter der Straße als einer Hauptverkehrsader — doch wohl römischen Ursprungs, wenngleich man für das vorauszusetzende Denkmal ein höheres Altertum annehmen möchte.

Es hätte doch wohl durchaus nichts wunderliches an sich, daß nach der großen Hauptstadt auch entsprechend ausgebaute Straßen geführt hätten und daß in einer verhältnismäßig geringen Entfernung Denkmäler gestanden hätten, welche die Nähe der großen Stadt verrieten. So wäre es auch durchaus wahrscheinlich, daß schon in Nefesköi wieder eine Stadt von Bedeutung auch in älterer Zeit gelegen gewesen wäre. Der Ort (20 km ssw. von Boghasköi) liegt in einem andern der beschriebenen Talkessel, also in einer Welt für sich. Wie abgeschlossen diese Täler sein können, kam mir recht an der herrschenden Temperatur zum Bewußtsein. Während es in Boghasköi regnerisch und kalt gewesen war, und wir noch am Morgen bis zum Überwinden des trennenden Gebirgszuges bitterlich gefroren hatten — wohl am meisten während der ganzen Reise — wurde es beim Abstieg in den neuen Kessel merklich behaglicher. Ich hatte unterwegs beobachten können, wie die Seite des Berges, auf der wir ritten, von Wolken beschattet und darum kalt war, während wir den Ausblick auf sonnenbestrahlte Höhen hatten. In Nefesköi hatten wir wohl auch die erste nicht kalte Nacht (22./23. Oktober) auf der ganzen Reise. Das bemerkte ich um so angenehmer, als ich mitten in der Nacht aus dem mit dem Gemeinde-Rindvieh geteilten Ortshotel heraustrat — weniger um im Anblick meines geliebten orientalischen Sternhimmels zu schwelgen und meinen Gedanken nachzuhängen, als um den hier auch für m e i n Empfinden zu legionenhaft auftretenden kleineren Einwohnern zu entgehen, welche die Gelegenheit benutzten, um die fremden Ankömmlinge mit der ihnen eigentümlichen Lebhaftigkeit und Eindringlichkeit zu interviewen. So stand ich geraume Zeit vor der Tür und gab den Gedanken nach, für die ich auf Reisen sonst selten Stimmung und Zeit gefunden habe. Eine Aussicht auf einen schönen Erfolg war das Ergebnis der letzten Tage, wie mochte die schließliche Lösung sich gestalten?

Aber schließlich trieb mich die Nachtkühle von meinem Posten an der Tür hinter die gastliche Schranke zurück. Denn vom Hause sich zu entfernen und nächtliche Spaziergänge zu unternehmen ist ein unstatthaftes Vergnügen. Schon die starken und bissigen Dorfhunde — die im Winter als Schutz gegen die Wölfe nötig sind — würden wenig Verständnis für dergleichen Vergnügen bekunden, und moslimische Anschauung überhaupt ist der Meinung, daß die Nacht zum Schlaf da ist. Des Nachts kann man darum nur auf verbotenen Pfaden wandeln und wer es tut, wird dementsprechend

angesehen werden. Ich suchte also den Schutz des gastlichen Daches wieder auf. Ich wünschte jetzt meinen europäischen Neigungen nicht einmal so weit die Zügel gelassen zu haben, um auch nur vor der Haustür in reiner Luft, Sternengefunkel und grauer Vergangenheit geschwelgt zu haben. Denn drinnen empfing mich die krasse Gegenwart mit der Ausdünstung von Rindern, unserer Pferde und Begleitung. Indessen ich dachte an die Tabaksatmosphäre, in der man in Deutschen Bierstuben sich behaglich zu fühlen genötigt ist, und — die Wagschale sank wieder einmal zugunsten orientalischer innerer Kultur . . . . Die Spuren, die in Nefesköi feststellbar sind, weisen nicht über die griechisch-römische (galatische) Zeit hinauf. Trotzdem ist es schwer vorstellbar, daß nicht schon in älterer Zeit hier eine Ansiedlung von Bedeutung gewesen wäre. Die chattischen Städte müssen das Land ziemlich dicht bedeckt haben und jeder Talkessel hat wohl seine Hauptstadt gehabt. Die vielen Namen, welche die neuen Urkunden bieten, lassen sich sonst kaum unterbringen. Es folgt aber daraus noch nicht, daß solche Orte auch Reste der älteren Vergangenheit bewahrt haben müssen. Die Verwendung des Steines ist bei hethitischen Bauten wohl stets sehr sparsam gewesen und man stand vorwiegend unter dem Einfluß babylonischer Überlieferung mit der ausschließlichen Verwendung des Lehmziegels. Städte, die daraus gebaut waren, zerfielen in formlose Lehmhügel, deren Inhalt nur solche Stücke aufbewahrt hat, die bei einer etwaigen Plünderung und Zerstörung nicht fortgeschleppt wurden. Von den Gebäuden können Spuren nur insofern erhalten sein, als man sich bei ihnen des Steines — zum Schmuck oder zur Befestigung bedient hatte. Wo das nicht der Fall war, da ist es auch denkbar, daß keine älteren Spuren mehr zu finden sind. Man wird sich auch die vielen Gaustädte des chattischen Landes nicht alle allzu großartig vorstellen dürfen. Die Hauptstadt bildete in jeder Beziehung eine Ausnahme.

Ich konnte in Nefesköi eine hübsche zum Tragen eingerichtete und mit Ösen zum Durchziehen der Trageschnur versehene Wasserflasche aus Ton mit Bemalung erwerben. Sie befindet sich in der Sammlung des † W. v. Landau. Sonst waren nur kleine unbedeutende Gegenstände, Gemmen u. dgl. ohne besonderen Wert in den Händen der Bevölkerung.

Von Nefesköi ging der Rückweg über Eregli und Eski-Jozgad nach Angora, wo wir am 26. Oktober wieder eintrafen und die Spuren der anstrengenden Reise vor allem — abwuschen.

Die zweitägige Eisenbahnfahrt führte uns aus der Zivilisation von Angora nach Konstantinopel, wo die nötigen Besprechungen

mit den Leitern des Ottomanischen Museums erledigt wurden, und dann konnte ich mit dem Gefühle nach Hause fahren, den Plan zu einem erfolgreichen Feldzuge in der Tasche zu haben, wenn es gelänge, das zu beschaffen, was zum Ausgraben wie zum Kriegführen von grundlegender Bedeutung ist.

III.

Der Erledigung dieser Aufgabe war der Winter gewidmet. Es wurde zunächst der Versuch gemacht, die für eine erste Unternehmung in Anschlag gebrachten verhältnismäßig sehr bescheidenen Mittel von einflußreicher Stelle zu erbitten, bei welcher eine rege Anteilnahme für das Unternehmen bestand. Indessen waren zu Rate gezogene Beurteiler anderer Meinung über Boghasköi als ich und so mußte auf diesen Weg verzichtet werden. Es traf sich aber, daß die Vorderasiatische Gesellschaft und das Berliner Orient-Komitee kleinere Summen verfügbar hatten. Diese konnten für unseren Zweck flüssig gemacht werden und das fehlende in etwa gleicher Höhe stellten meine Freunde Dr. Georg Hahn und Militär-Oberpfarrer Otto Strauß (Spandau) zur Verfügung. So hatten wir im Sommer die von uns selbst veranschlagte Summe für unsern vorläufigen Zweck bereit und waren in Stand gesetzt, zu beweisen, wer richtig über die in Boghasköi eröffneten Aussichten geurteilt hatte.

Am 17. Juli ritten wir frühmorgens wieder in Zia-bey's Konak ein und wurden nun schon als alte Bekannte (mit angenehmen Bachschischerinnerungen) empfangen. Der Bey genießt als Erbe eines alten Fürstengeschlechtes noch großes Ansehen und man muß mit seinem Einfluß rechnen, wenn man ohne Schwierigkeiten in der Gegend arbeiten will. Einem unter dem Namen der Regierung selbst gehenden Unternehmen würde natürlich niemand offene Schwierigkeiten bereiten, allein es gibt auch andere, nicht weniger große. Und bei solchen ist der Europäer stets im Nachteile, weil er nicht über den unerschöpflichen Vorrat an Zeit verfügt, wie der Orientale. Und zu dieser Art Kriegführung gehört als erstes Mittel eben Zeit! Wir haben gute Freundschaft mit dem Bey gehalten — er hat viele Anliegen gehabt, von einer guten Flasche Kognak bis zur Aushilfe aus augenblicklicher Verlegenheit — er hat uns dafür auch in seiner Art Dienste erwiesen. Ein Arbeiterausstand wurde durch sein Machtwort ohne weiteres beigelegt — kleine Freundschaftsdienste lohnen sich im Orient schon!

Wir rechneten auf etwa acht Wochen Arbeit und wollten diese, da es ja Hochsommer war, unter den Zelten oder Laubhütten verbringen. Mir schwebten dabei Erinnerungen an Sommerfreuden im Libanon vor! Obgleich man aber auch hier in Kleinasien im Sommer höher auf die Berge steigt, um eine Sommerfrische unter dem Zelte zu verbringen — so tat es Zia-bey! — so wurde ich in meinem Wärmebedürfnis bitter enttäuscht. Wir konnten unser Zelt am Fuße des eigentlichen Bergkegels der Büyük-kale aufstellen, wo eine genügende Quelle entspringt. Es ist die Stelle, wo im nächsten Jahre unser Haus errichtet wurde. Das bescheidene Zelt, das uns beiden genügen mußte, bot unter der brennenden Tagessonne die Temperatur, welche man im türkischen Bade nicht unangenehm empfindet, die aber für eine Mittagsruhe nicht gerade das ist, was erquickend wirkt. Bald nach Sonnenuntergang macht sich eine starke Abkühlung der Luft bemerklich und darauf pfeift von den kahlen Bergen ein starker Abendwind, der zu einer Nacht überleitet, in der schon sehr zwingende Gründe wirken müssen, um einen zum Verlassen des wärmenden Lagers zu überreden. So saßen wir des Abends im heulenden Wind vor unserem Zelte, um unsere Mahlzeit zu verzehren, während der Mantel sich blähte. Dann war man in der Regel abgekühlt genug, um ohne allzu ausgedehnte Förmlichkeiten in das Zelt zu kriechen, das gerade für zwei Mann Raum bot, die unverdrossen an ihrer Arbeit waren, und zwischen denen bei diesem engen Zusammensein nie ein gereiztes Wort oder nur ein ungeduldiger Gedanke sich geregt hat, trotzdem beide in dieser Zeit körperlich schwer zu leiden gehabt haben.

Eine Laubhalle bot der Küche Unterkommen, in der ein Koch bulgarischer Abstammung weniger recht aber recht schlecht seines Amtes waltete. Meinem erfahrenen Freunde hatte er sich durch einige Kenntnis des Deutschen empfohlen, womit mir das Dasein etwas erleichtert werden sollte. Der Mann hatte seine Künste früher in einem deutschen Hospital an den Kranken auslassen dürfen. Ich habe seine Streiche mit Gleichmut hingenommen, denn ich bin stets auf Reisen mit dem Gedanken gegangen, daß das Vergnügen nicht allzuweit gesucht werden soll. Aber mein armer Macridi hat den Ärger für uns doppelt und dreifach geschluckt und er konnte sich nicht an Tontafeln schadlos halten! Eine zweite Laubhütte mußte mir den Schatten für meine Tontafelstudien geben und konnte bald in ausgiebige Benutzung genommen

werden. Der ganze Lagerplatz war mit einem aus Laubwerk geflochtenen hohen Zaun umgeben, der zugleich den nötigsten Windschutz abgab. Eine Strecke davon, etwas tiefer war eine größere Laubhütte eingerichtet, welche fünf Wesen beschirmte, die wohl nie bessere Tage in ihrem Dasein gesehen haben — unsere Pferde! Sie haben ihr Brot fast ausschließlich mit Nichtstun verdient, während sonst alles reichlich zu tun hatte. Ihre Nachbarschaft hatte natürlich einen gewaltigen Fliegenüberfluß zur Folge und für mich hatte das die Annehmlichkeit, daß ich mit bedecktem Kopf und Nacken und Handschuhen an den Händen meine Tontafeln abschreiben mußte, wenn ich nicht bei jedem Zeichen aufhören wollte, um dem übermäßigen Interesse zu wehren, welches die zutraulichen Tierchen an meiner Arbeit nahmen. Man ist ja in unserer Wissenschaft vielfach so ängstlich besorgt um die Wahrung geistiger Erstgeburtsrechte.

Von der Lagerstätte (wie jetzt von der Vorderseite des 1907 erbauten Hauses) aus überblickt man den Talkessel von Boghasköi und Jükbas (S. 19) bis zur Bergkette, welche ihn im Westen abschließt. Im Rücken liegt die Höhe der Büyük-kale, welche an die Osthöhen des Bergkessels anschließt

So hatten wir uns schnell eingerichtet und meine Bleistifte waren gespitzt um die erhofften Urkundenschätze zu Papiere zu bringen.

Man erinnere sich, was auf Grund der bis dahin bekannten Tatsachen über die zu erwartenden Ergebnisse geurteilt werden mußte: Die Sprache des Landes die vom Lande Arzawa der el-Amarna-Briefe und die Urkunden der el-Amarna-Zeit angehörig. Die nächste Folgerung wäre also gewesen, Aufschlüsse über Arzawa zu erhalten und seinen Mittelpunkt in Boghasköi zu finden. Aber schon die Größe des Stadtgebietes ließ auf eine außergewöhnliche Bedeutung des Ortes und damit des Landes schließen.

Die Erwartung sollte nicht allzu lange gespannt bleiben. Am 21. Juli konnten die Arbeiten an der Büyük-kale begonnen werden und vom ersten Tage an kamen Urkunden zu Tage. Zunächst nur kleine Stücke. Die früher aufgelesenen waren auf dem Abhange des Burgbergs in dem herabgerollten Schutt gefunden worden, und zwar innerhalb eines ziemlich scharf umgrenzten Streifens. Es ergab sich daher von selbst die Aufgabe, von dem sehr ausgedehnten Bergabhange zunächst diesen zu untersuchen und zwar mußte das geschehen, indem man den

Schutt von unten nach oben vorrückend wegräumte. Es war eine Arbeit von nicht zu unterschätzender Gefahr für die Arbeiter, da der unverhoffte Einsturz überhängender Erd- und Steinmassen zeitweise nur mit größter Aufmerksamkeit vermieden werden konnte. Je weiter die Arbeit bergan rückte, um so größer wurden die gefundenen Stücke. Der ergiebige Streifen verengte sich nach oben hin etwas, der Erfolg zeigte, daß Macridi von Anfang an mit glücklichem Blicke die eigentliche Fundstelle richtig umgrenzt hatte. Weder links noch rechts von dem Streifen hat sich etwas gefunden und im nächsten Jahre ergab sich, daß am Rande des Berggipfels die eigentliche Quelle der Schätze gelegen hatte.

Die Mehrzahl der zunächst gefundenen Stücke zeigte den bereits bekannten Charakter in der unbekannten Sprache. Sie waren von verschiedenartigstem Inhalte, allein vorerst noch zu klein, um die Frage zu beantworten, welche vor allem noch offen war: an welcher Stelle der alten Welt wir uns befanden. Daß es ein großer Mittelpunkt gewesen war, war jetzt ohne weiteres klar, und daß es nicht die Reste des Archivs eines unbedeutenden Königs und Staates gewesen sein konnten, die uns täglich in der Zahl von 100—200 in die Hände fielen, stand jetzt auch fest. Die aus der Sprache erschlossene Hindeutung auf Arzawa mußte schon nach den ersten Tagen aufgegeben werden.

Bald gewährten vereinzelte Stücke in babylonischer Sprache den Aufschluß. Es waren vorerst kleine Bruchstücke von Briefen, ganz nach der erwarteten el-Amarna-Art, Reste des diplomatischen Briefwechsels zwischen zwei Königen. Es waren dies der König von Ägypten und der König von Chatti. Es war also schon nach wenigen Tagen kein Zweifel mehr, daß wir uns auf dem Boden der Hauptstadt des Chattireiches befanden und daß wir das Königsarchiv der Chattiherrscher aus der Zeit von deren Beziehungen zu Ägypten gefunden hatten. Das war die Zeit von el-Amarna und die unmittelbar darauf folgende, also das 15.—13. Jahrhundert vor Chr. Die ersten Stücke enthielten die Namen der betreffenden Könige noch nicht. Auch eine ziemlich vollständig erhaltene Tafel, welche von einer Abmachung zwischen Ägypten und Chatti sprach, nannte abweichend vom sonstigen Brauch die Namen der verhandelnden Herrscher nicht, so daß die nähere Bestimmung zuerst noch nicht möglich war; daß man bei Verhandlungen und Verträgen zwischen Ägypten und Chatti an den großen Vertrag zwischen Ramses II. und „Chetasar“, wie er damals hieß, dachte,

war selbstverständlich, etwas hierauf unmittelbar bezügliches zu finden, hätte ich aber doch nicht erhofft — durchdrungen von dem pessimistischen Erfahrungssatze, daß die Entwicklung der Tatsachen sich ja doch immer anders vollzieht als man berechnet hat.

Diesmal sollte aber das nicht zu hoffen Gewagte Tatsache werden. Am 20. August, nach etwa 20tägigem Arbeiten war die in das Geröll des Bergabhanges gelegte Bresche bis zu einer ersten Abteilungsmauer vorgerückt. Unter dieser wurde eine schön erhaltene Tafel gefunden, welche schon durch ihr Äußeres einen Gutes verheißenden Eindruck erweckte. Ein Blick darauf und — alle meine Lebenserfahrungen versanken in Nichts. Hier stand es, was man sonst vielleicht im Scherz als frommen Wunsch sich ersehnt hätte: Ramses schrieb an Chattusil — ci-devant Chetasar — über den .beiderseitigen Vertrag. Wohl waren in den letzten Tagen immer mehr kleine Bruchstücke gefunden worden, in denen von dem Vertrage zwischen den beiden Staaten die Rede war, allein hier war es nun besiegelt, daß wirklich der berühmte Vertrag, den man aus der hieroglyphischen Überlieferung auf der Tempelwand von Karnak kannte, auch von der anderen vertragschließenden Seite aus seine Beleuchtung erhalten sollte. Ramses mit seinen Titeln und seiner Abstammung genau wie im Texte des Vertrags bezeichnet, schreibt an Chattusil, der ebenso angeführt wird, und der Inhalt des Schreibens deckt sich wörtlich mit Paragraphen des Vertrags. Es ist also nicht der eigentliche endgültige Text des Vertrags selbst, sondern ein Schreiben, wie es über diesen gewechselt worden ist, vielleicht der letzte von ägyptischer Seite übersandte Entwurf, welcher dem in Chatti festgestellten endgültigen Wortlaute zugrunde gelegt wurde. Übrigens wurde auch ein kleines Bruchstück (vom Anfang der betreffenden Tafel) einer zweiten Abschrift dieses Schreibens gefunden. Wie auch andere wichtige Aktenstücke ist es also mindestens doppelt im Archiv aufbewahrt worden.

Es waren eigenartige Gefühle, mit denen gerade ich eine solche Urkunde betrachten konnte. Achtzehn Jahre waren es her, daß ich im damaligen Museum von Bulaq den Arzawa-Brief von el-Amarna und in Berlin die Mitani-Sprache kennen lernte. Damals hatte ich in Verfolgung der durch den Fund von el-Amarna erschlossenen Tatsachen die Vermutung geäußert (vgl. S. 11), daß auch der Ramses-Vertrag ursprünglich in Keilschrift abgefaßt gewesen sein dürfte, und jetzt hielt ich eines der darüber gewechselten Schreiben in Händen — in schönster Keilschrift und gutem Baby-

lonisch! Es war doch ein seltenes Zusammentreffen in einem Menschenleben, wie das beim ersten Betreten orientalischen Bodens in Ägypten einst Erschlossene jetzt im Herzen Klein-Asiens seine Bestätigung fand. Wunderbar wie ein Märchenschicksal der 1001 Nächte konnte solch ein Zusammentreffen erscheinen — und doch sollte das nächste Jahr noch märchenhafteres bringen, als die Urkunden alle gefunden wurden, in denen die Gestalten wieder auftauchten, welche in diesen achtzehn Jahren mich so oft beschäftigt hatten. Als der König von Mitani, Tuschratta, in chattischer Beleuchtung erschien und als gar der Fürst von Amuri, Aziru, der Gegner Rib-Addi's von Byblos und der Hecht im phönizischen Karpfenteiche, in Urkunden auftauchte, welche wie ein Kommentar zu seinen Briefen aus el-Amarna wirken mußten! Es war doch eine seltene Verknüpfung von Umständen in einem Menschenleben......!

Mittlerweile war auch eine andere Frage gelöst worden, welche mich täglich beschäftigt hatte, seitdem täglich immer neue Urkunden bestätigen, daß wir die Hauptstadt der Chatti ausgruben. In den bisherigen Nachrichten war sie nicht genannt — war man sich ja doch über die Lage des Chattistaates selbst vielfach im unklaren gewesen (S. 7). Inzwischen waren über 2000 Stücke durch meine Hände gegangen und durchgesehen worden und die Frage nach dem Namen der Stadt, auf deren Boden wir uns befanden, hatte mich dabei stets beschäftigt. Dabei fiel ein ständiger Brauch auf: die vielen in den verschiedenartigsten Urkunden erwähnten Länder, soweit sie im Chattibereiche lagen, werden stets als „Land der Stadt X“ bezeichnet, d. h. es war die strenge Auffassung durchgeführt, wonach ein „Land“ oder eine „Landschaft“ das ist, was wir etwa einen Gau benennen würden, ein Stück Land, das nur einen festen Mittelpunkt hat, seine Stadt oder Hauptstadt, den Verteidigungspunkt, wohin man sich in Fällen der Gefahr zurückzieht, während das offene Land mit seinen Dörfern preisgegeben wird. Die „Stadt“ ist der Sitz des Gottes der Landschaft, dessen Gegenwart eben die Stärke des Ortes ausmacht, hier ist darum auch der natürliche Sitz des Herrschers, der ja der Statthalter des Gottes ist. Das führt auf die Vermutung, daß der Name der Hauptstadt der gleiche wie der des Landes gewesen wäre, also Chatti, und in der Tat fanden sich dann auch Erwähnungen der „Stadt Chatti“, so daß kein Zweifel an der Richtigkeit des Schlusses blieb. Es ist freilich kein Name wie Babylon, Ninive, Susa, Mem-

phis, der nie in der Geschichte der westlichen alten Welt ganz verloren gegangen wäre. Ganz wie die Geschichte des Volkes selbst war er völlig vergessen worden, die Kultur, welche er vertrat, kann auch an Ursprünglichkeit nicht mit der verglichen werden, welche jenen Namen ihren Glanz verliehen hat, aber ihr Volk hat trotzdem eine wichtige Rolle in der Entwicklung jener alten Welt und wenn sein Name und der seiner Wohnstätten lange ganz verschollen waren, so erhalten wir jetzt durch ihre Wiederentdeckung um so ungeahntere neue Aufschlüsse.

Die Schreibweise selbst gab sehr wertvolle Aufschlüsse. Zunächst bewies sie die Echtheit der oft angezweifelten Keilschrift-Legende der zweisprachigen Silberkapsel des gewöhnlich Tar-rik-tim-me gelesenen Königs vom mât alu me-e denn diese Schreibweise hätte früher nie gewählt werden können. Weiter erklärt sie die noch in assyrischen Königsinschriften häufige Ungenauigkeit im Gebrauche der Ideogramme für „Land" und „Stadt". Man ist sich von jeher darüber klar gewesen, daß diese Nachlässigkeit sich aus der als Regel angenommenen Übereinstimmung des Namens von Hauptstadt und Land erklärte und dann auch einmal „Stadt X" für „Land X" oder umgekehrt gesetzt wurde, wo diese Übereinstimmung nicht zutraf.

Hier bricht die Handschrift Wincklers ab. Niedergeschrieben wurde sie in der Zeit vom 29. Januar bis zum 6. April 1910.

Über den weiteren Verlauf der Expedition von 1906 vgl. OLZ. 1906 Sp. 621 ff.

Hartmann & Wolf, Leipzig.

14. Jahrgang

Preis des Jahrganges (4 Hefte) 2 M., geb. 3 M.

Der Alte Orient
Gemeinverständliche Darstellungen
herausgegeben von der
Vorderasiatischen Gesellschaft (E. V.)

Heft 4

Einzelpreis jedes Heftes 60 Pfennig

Dareios I.

Von

Justin V. Prášek



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1914

Die Vorderasiatische Gesellschaft (E. V.)

mit dem Sitz in Berlin

bezweckt die Förderung der vorderasiatischen Studien auf Grund der Denkmäler. Sie gibt wissenschaftliche Arbeiten ihrer Mitglieder in zwanglosen Heften als „Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft" und gemeinverständliche Darstellungen vierteljährlich unter dem Titel „Der Alte Orient" heraus. Ferner will die Gesellschaft die Beschaffung neuen Materials anregen und unterstützen.

Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt 10 Mark, wofür die „Mitteilungen" (sonst 15 M.) und „Der Alte Orient" (sonst 2 M.) geliefert werden. — Aufnahme als Mitglied erfolgt durch den Vorstand auf einfache Anmeldung beim Schriftführer. — Zahlung der Beiträge hat im Januar an die J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Verlag, Leipzig, Blumengasse 2, zu erfolgen.

Der Vorstand besteht z. Zt. aus: Prof. Dr. F. von Luschan, 1. Vorsitzender, Südende, Berlin; Prof. Dr. M. Hartmann, 2. Vorsitzender, Hermsdorf (Mark); Prof. Dr. M. Sobernheim, Schriftführer, Berlin-Charlottenburg, Steinplatz 2; Prof. Dr. O. Weber, Berlin-Niederschönhausen; Prof. Dr. Br. Meißner, Breslau; D. Dr. Alfr. Jeremias, Leipzig; Prof. Dr. F. E. Peiser, Königsberg; Prof. Dr. Frdr. Hommel, München. — Herausgeber der „Mitteilungen": Prof. Dr. O. Weber, Berlin-Niederschönhausen, Lindenstr. 35, des „Alten Orient": Derselbe und D. Dr. Alfr. Jeremias, Leipzig, Schreberstraße 5.

Inhalt der bisher erschienenen Hefte des „Alten Orient" (Preis 60 Pf.):

Ägypter als Krieger u. Eroberer in Asien. 7 Abb. W. M. Müller. 5_1

Schrift und Sprache der alten Ägypter. Mit 3 Abbildungen. Von W. Spiegelberg. 8_2

Tierkult der alten Ägypter. Von A. Wiedemann. 14_1

Magie und Zauberei im alten Ägypten. Von A. Wiedemann. 6_4

Unterhaltungsliteratur der alten Ägypter. 2. Auflage. Von A. Wiedemann. 3_4

Tote u. Toten-Reiche im Glauben der alten Ägypter. 3. Aufl. Von A. Wiedemann. 2_2

Amulette der alten Ägypter. Von A. Wiedemann. 12_1

Amarna-Zeit. Ägypten und Vorderasien um 1400 v. Chr. 3. Auflage. Von C. Niebuhr. 1_2

Arabien vor d. Islam. 2. Aufl. Von O. Weber. 3_1

Forschungsreisen in Süd-Arabien. 3 Kartenskizzen und 4 Abbildungen. Von O. Weber. 8_4

Glasers Forschungsreisen in Südarabien. Mit 1 Bild Glasers. Von O. Weber. 10_2

Aramäer. Von A. Sanda. 4_3

Asurbanipal u. die assyrische Kultur seiner Zeit. 17 Abb. Von F. Delitzsch. 11_1

Äthiopien. 1 Abb. W. M. Müller. 6_2

Politische Entwicklung Babyloniens und Assyriens. Von H. Winckler. 2_1

Himmels- u. Weltenbild der Babylonier. 2 Abb. 2. erweiterte Auflage. Von H. Winckler. $3_{2/3}$

Weltschöpfung, Babylonische. 1 Abb. Von H. Winckler. 8_1

Dämonenbeschwörung bei den Babyloniern und Assyrern. Von O. Weber. 7_4

(Fortsetzung auf der dritten Umschlagseite)

Unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen bestieg im Herbst des Jahres 522 v. Chr. der Sohn des Achämeniden Hystaspes, Darjavausch (wohl Darjawosch auszusprechen), von den Babyloniern Dariawusch, von den Juden Darjawesch, von den Griechen Dareios genannt, den wankenden Thron des Perserreiches.

Schon der Umstand, daß Dareios nicht unmittelbar nach seinem achämenidischen Vorgänger, sondern erst nach Beseitigung eines sehr gefährlichen Usurpators zur Herrschaft gelangt war, mußte zu Bedenken Anlaß geben. Der Versuch des Magiers Gaumata, die Herrschaft über das Perserreich den Medern in die Hände zu spielen, war doch ein Beweis, daß man der offiziellen Nachricht über den Tod des Bardija im Volke keinen Glauben schenkte, und Gaumata konnte mit Recht behaupten, als angeblicher Sohn des großen Kyros zu der Herrschaft, zumal nach dem jähen Tode des Kambyses, allein berechtigt zu sein.

Nun wurden durch eine, wenn auch nur kurze Regierung alle Grundlagen der politischen Schöpfung des Kyros im Grund erschüttert. Um die Gunst der Völker buhlend, erließ Gaumata eine dreijährige Steuerbefreiung im ganzen Reiche, verfolgte die neue im arischen Iran entstandene Lehre, erwies sich dort gnädig, wo es sein Vorteil gebot, und beließ auch die Häupter der jüngeren Achämenidenlinie, den Satrapen Hystaspes in Parthien und Hyrkanien und seinen Sohn Dareios, in ihren Stellungen. Bekanntermaßen kehrte Dareios an der Spitze der persischen Armee aus Ägypten zurück, woraus zu schließen ist, daß ihm auch von Gaumata der Oberbefehl anvertraut wurde. Es liegt auf der Hand, daß der Usurpator durch derlei Maßnahmen den Glauben der Bevölkerung an seinen angeblich achämenidischen Ursprung zu stärken und den hie und da sich bemerkbar machenden Argwohn Eingeweihter unschädlich zu machen bemüht war.

Dareios war sich wohl seiner schwierigen Lage bewußt und traf deshalb sogleich nach seiner Thronbesteigung Maßnahmen, die für die Zukunft jedem Zweifel an seiner rechtmäßigen Herrschaft ein Ziel setzen sollten. Er hatte noch zu Zeiten des Kambyses eine Tochter des einflußreichen Stammfürsten Gobryas heimgeführt, die ihm, noch bevor er König wurde, drei Söhne, Artobazanes, Ariabignes und einen dem Namen nach unbekannten, schenkte. Diese Söhne waren nach der bei den Persern üblichen Rechtsauffassung nicht thronberechtigt. Dareios entschloß sich deshalb, nachdem er zum König ausgerufen worden war, mehrere Frauen aus dem Hause der Achämeniden in seinen Harem aufzunehmen, in erster Reihe die Tochter des Kyros und Witwe des Kambyses, Atossa, die bald entscheidenden Einfluß auf ihn gewann, die jüngere Tochter des Kyros, Artystone, und die Tochter des Bardija, Parmys. Durch diese Verbindungen wurde er Erbe der ausgestorbenen älteren Linie seines Hauses. Aber auch der Tochter des Stammfürsten Otanes, Phaidyme, die sich rühmen durfte, den Gaumata entlarvt zu haben, und die gleichfalls als frühere Gemahlin des Kambyses anzusehen ist, wurde die Ehre zuteil, des Königs Gemahlin zu werden. Außer diesen vier sind noch zwei Frauen des Dareios bekannt, Phratagune, Tochter seines Bruders Artanes, und eine sechste, die ihm den Sohn Arsamenes gebar.

Den Sieg über Gaumata verdankte Dareios in erster Linie der treuen Anhänglichkeit der Stammfürsten, es lag also nahe, zunächst sie noch näher durch Auszeichnungen, Privilegien und Güterschenkungen an seine Person zu ketten. Wenn ein Jahrhundert später Platon sagt, daß Dareios sein Reich in sieben Teile, der Zahl der sieben Stammfürsten entsprechend, geteilt habe, so ist in dieser Angabe allerdings ein Produkt der späteren, von den Anschauungen des ausgehenden 5. Jahrhunderts v. Chr. beeinflußten Tradition zu erblicken, der wahre Kern ist aber trotzdem nicht zu verkennen. In richtiger Voraussicht der Schwierigkeiten, die sich aus der unsicheren Lage leicht entwickeln konnten, mußte Dareios darauf bedacht sein, der Treue der Stammfürsten auch in Zukunft sicher zu sein; er hat sie deshalb wahrhaft königlich belohnt. Sie hatten wohl freilich die Erweiterung ihrer politischen Rechte erwartet, aber ein solches Ansinnen war mit den staatsmännischen Grundsätzen des Königs nicht vereinbar. Deshalb zog er es vor, die Stammfürsten mit äußeren Ehren-

bezeichnungen und großen Güterschenkungen zu belohnen. Otanes und seinen Nachkommen wurde die Befreiung von jedweder Untertänigkeit dem Könige und den übrigen Stammfürsten gegenüber zuteil und noch im 5. Jahrh. v. Chr. waren die Otaniden, sofern sie Gesetze befolgten, das einzige von aller Untertänigkeit befreite Geschlecht unter den Persern. Außer der erblichen Auszeichnung durch das medische Ehrenkleid erhielt Otanes noch ausgedehnte Ländereien in dem Flußgebiete des kappadokischen Iris, als deren Hauptort Gaziura galt. Dies gab später den kappadokischen Ariarathiden Veranlassung, ihren Stammbaum auf Otanes zurückzuführen. Hydarnes wurde mit der erblichen Stadthalterschaft und großen Gütern in Armenien bedacht, wo seine Nachkommen noch nach 200 v. Chr. erwähnt werden. Gobryas wurde als Anführer der königlichen Bogenschützen mit der Obhut über die Person des Königs betraut.

*

Es ist aller Grund vorhanden, diese Auszeichnungen der Stammfürsten als den unmittelbaren Anlaß zu der nahezu allgemeinen Empörung gegen Dareios anzusehen, die gleich nach seiner Thronbesteigung ausbrach. Den Reigen eröffneten Elam und Babylon. In dem susischen Teil des einstigen Elam, der bei den Persern nach dem Stamme der Uxier Uwadscha oder Chwadscha hieß, pflanzte als erster ein gewisser Aschina, Sohn des Unpadaranma, noch im Winter 522—521 v. Chr. die Fahne der Empörung auf. Dieser vereinzelte Versuch wurde durch ein königliches Heer rasch unterdrückt, Aschina selbst gefangen genommen, dem Dareios vorgeführt und auf dessen Geheiß dem Henker übergeben. Weit gefährlicher war der erste Aufstand in Babylon, der gleichzeitig mit der ersten Nachricht von dem Sturze des Gaumata ausbrach. Diese den Kontrakttäfelchen entnommene Angabe zeugt von der großen Unzufriedenheit mit dem Thronwechsel, die in Babylon Platz gegriffen hatte. An die Spitze der Aufständischen stellte sich ein Babylonier namens Nidintubel, der sich für einen Sohn des großen Nebukadnezar ausgab, dessen Namen annahm und auf die herkömmliche Weise zum Könige von Babylon ausgerufen wurde. Hier war die Gefahr so groß, daß Dareios sich entschloß, persönlich einzugreifen. Aber auch Nidintubel war ein umsichtiger Gegner. Er hielt den Tigris besetzt — Dareios setzte sich also mit seinem Heere von Medien

aus in Bewegung — und machte den Persern durch eine Flotille den Übergang über den Strom streitig. Dareios setzte sein Heer in Schlauchbooten über, schlug am 13. Dezember des Jahres 522 v. Chr. noch am Tigris mit seiner teilweise kamelberittenen Reiterei den babylonischen Gegenkönig und siegte fünf Tage nachher über Nidintubel bei der Stadt Zazannu am Euphrat, wobei viele Aufständische von dem Strom fortgerissen wurden. Das offen stehende Flachland ergab sich dem Sieger, nur die auf die Festigkeit ihrer Mauern pochende Riesenhauptstadt trotzte den Persern. Die Dauer der Belagerung ist nicht genau angegeben, aber die Datierung einschlägiger Kontrakttäfelchen läßt der Vermutung Raum, daß die Stadt etwa acht Monate nach der Schlacht bei Zazannu gefallen ist. Nidintubel geriet in die Hände des Perserkönigs und mußte für seine Kühnheit mit dem Leben büßen.

Dareios schlug jetzt für längere Zeit in Babylon seinen Sitz auf. Mittlerweile aber brach ein furchtbarer Aufstand aus, der außer dem Stammlande des Königs, Persien, zum zweiten Male Susiana, Medien mit Assyrien und Armenien, Parthien, Hyrkanien, Margiana und die inneriranischen Stämme der Saken und Sattagyden ergriff. Da sich die Satrapen von Ägypten und Lydien, wie unten dargelegt werden wird, neutral verhielten, so blieben Dareios außer dem eben unterworfenen Babylon bloß Baktrien und die Länder jenseits des Euphrat treu. In all den genannten Ländern brach der Aufstand gleichzeitig aus.

Für Dareios und sein Volk war der Umstand von größter Wichtigkeit, daß die Aufständischen zwar gleichzeitig zu den Waffen griffen, es aber an einem planmäßigen gemeinsamen Vorgehen fehlen ließen. Der gefährlichste Herd der Empörung war Medien; in Persien fiel nur ein Teil der Bevölkerung von dem Könige ab, wohl die den arischen Persern stammfremden einheimischen Stämme, aber über einen ursächlichen Zusammenhang zwischen diesem Aufstand, der sich bis nach Arachosien verpflanzte, und dem der Meder, findet sich in dem inschriftlichen Bericht des Königs keine Andeutung. Die Marger, Sattagyden und Saken werden wohl auch unter den widerspenstigen Landschaften und Völkern genannt, aber ihren Aufständen war nach allem, was darüber gemeldet wird, keine Bedeutung beizumessen.

Den Charakter eines nationalen Kampfes gegen die persischen Beherrscher trug der Aufstand der Meder, an dessen Spitze sich ein Nachkomme des ersten Kyaxares, namens Frawartisch,

gestellt hatte. Merkwürdigerweise gab sich dieser Frawartisch nicht für den Nachkommen des letzten Mederkönigs Astyages aus und nahm auch dessen Namen nicht an, sondern legte sich als König den Namen Chschathrita bei. Ob vielleicht je ein uns sonst unbekannter Mederkönig den Namen Chschathrita trug, ist mit unseren gegenwärtigen Hilfsmitteln nicht festzustellen; keinesfalls ist es aber angängig, bei Chschathrita an den bekannten Anführer der Kimmerier, Mannäer und Meder Kaschtarit zur Zeit des Assyrerkönigs Assarhaddon zu denken. Außer Medien schlossen sich an Chschathrita die einst medischen Provinzen Urarti-Armenien, Assyrien und wohl auch Hyrkanien an; die Sagartier bei Arbela, ein den arischen Medern und Persern stammverwandtes Volk, haben wohl ebenfalls die Fahne des Aufruhrs aufgepflanzt. Der sagartische Aufstand verlief analog jenem der Meder, aber seine Bedeutung erlitt Einbuße durch die Planlosigkeit, die sich in der Proklamierung des angeblich auch von Kyaxares abstammenden Tschitrantachma zum Könige offenbarte.

Die Überlieferung bezüglich dieser Aufstände befriedigt uns nur in geringem Maße, so daß wir auf bloße Vermutungen angewiesen sind. Dareios selbst beurteilte richtig die aus Medien drohende Gefahr, verfügte aber für den Augenblick nur über ein verhältnismäßig kleines Heer, das er überdies zu teilen sich genötigt sah. Ein Teil unter dem Oberbefehl des Stammfürsten Vidarna oder Hydarnes wurde gegen die Meder beordert. Unweit der Grenze, bei dem Orte Marusch, stieß Vidarna am 12. Januar 520 v. Chr. auf die Aufständischen, mußte sich aber mit seinen Truppen in die westmedische Landschaft Kampada zurückziehen und dort die Ankunft von Verstärkungen abwarten. Um die Scharte auszuwetzen, wurde einem Armenier namens Dadarschisch die Aufgabe übertragen, von Westen aus Medien anzugreifen. Er zog demgemäß nach Armenien und lieferte bei Zuza am 21. Mai 521 den Medern eine Schlacht, der die Kämpfe bei der Burg Tigra (31. Mai) und bei der Burg Ujama (21. Juni 520 v. Chr.) folgten. Auch diese Kämpfe bedeuteten keinen Erfolg der Perser, da sich auch Dadarschisch gezwungen sah, den König um Hilfe anzugehen und sich mit dem Rest seiner Streitkräfte nach Armenien zurückzuziehen. Dareios setzte Dadarschisch ab und übergab den Oberbefehl einem edlen Perser namens Vaumisa. Dieser erzielte endlich am 31. Dezember

520 v. Chr. bei Izala in Assyrien einen kleinen Erfolg über die Meder und kam dadurch in die Lage, offensiv gegen die Aufständischen vorzugehen. Sein am 12. Juni 519 v. Chr. bei Autijara errungener Sieg sicherte den Persern die Herrschaft über Armenien, aber den Chschathrita in Medien anzugreifen wagte er selbst nicht. Da begab sich Dareios persönlich nach Medien, zog Vaumisa mit seinem Heere heran und lieferte dem Chschathrita im Herbst 519 v. Chr. bei Kundurusch an der Grenze von Atropatene eine entscheidende Schlacht; der medische Gegenkönig wurde aufs Haupt geschlagen und suchte Zuflucht in den östlichsten Gegenden seines rasch zusammenstürzenden Reiches. In Raga eingeholt, wurde er nach Agbatana gebracht, gräßlich verstümmelt und schließlich ans Kreuz geschlagen. Jetzt ergab sich Medien dem Sieger; bloß die Parther und Hyrkanier verblieben noch unter den Waffen.

Durch den Fall des Chschathrita wurde das Schicksal des Perserreichs entschieden. Einige Landschaften trotzten noch dem siegreichen Hystaspiden, aber sie waren nicht mehr instande, dem Könige das Übergewicht zu entreißen. Der passende Augenblick, die zersplitterten Kräfte gegen den gemeinsamen Feind zu vereinigen, war mit dem Tage der Schlacht von Kundurusch für immer versäumt.

Es ist anzunehmen, daß Chschathrita nach seiner Niederlage bei den Parthern und Hyrkaniern Zuflucht suchen wollte, denn mit ihrer Hilfe wäre es möglich gewesen, die Verbindung zwischen den Medern und den Aufständischen in Persien herzustellen. Aber er wurde hart an der Grenze von Medien gefangen genommen und der Vater des Königs, Hystaspes, der Statthalter von Parthien, wurde dadurch in den Stand gesetzt, zur Offensive überzugehen. Er hat wohl nach dem Siegesberichte seines Sohnes bei Vispauzatisch an einem 5. Februar — das Jahr steht nicht fest — die Aufständischen geschlagen, aber erst, nachdem er Verstärkungen aus Raga, wohl Truppen, die Chschathrita verfolgt hatten, erhalten, ergriff er die Offensive und trug an einem 3. April bei Patigrabana einen entscheidenden Sieg davon, worauf sich Parthien und Hyrkanien unterwarfen.

Mittlerweile zog ein aus Persern und Medern zusammengesetztes Heer unter der Führung eines medischen Generals namens Tachmaspada gegen die Sagartier und lieferte ihnen eine Schlacht. Die Sagartier wurden besiegt, ihr König Tschitran-

tachma gefangen genommen und in der damaligen Hauptstadt Assyriens, Arbela, hingerichtet.

Von dem Aufstande der Marger meldet die Inschrift von Behistun sehr wenig; es wird nur überliefert, daß ihr Anführer namens Frada von dem Satrapen von Baktrien Dadarschisch — wohl zu unterscheiden von dem Dadarschisch, der den Angriff gegen Chschathrita in Armenien eröffnet hatte — besiegt wurde.

Von all den Ländern, die sich gegen Dareios erhoben hatten, blieb bloß Ostpersien unter den Waffen; auch diese Bewegung wäre Dareios verhängnisvoll geworden, wenn ihre Teilnehmer von Anfang an Anlehnung an die Meder gesucht hätten. Der Aufstand brach in der in dem Gebiete der Utier gelegenen Stadt Tarava aus. Ein gewisser Vahjazdata trat auf, gab sich für den Sohn des Kyros, Bardija, aus und fand bei einem Teil des Perservolkes, wohl bei demjenigen, welcher noch ein Nomadenleben führte, Glauben. Dareios sandte gegen Vahjazdata, der den Königstitel angenommen hatte, den Perser Artavardija aus, der zuerst mit den Aufständischen bei Racha zusammenstieß — das Jahr steht nicht fest, die Inschrift gibt nur den 25. Mai an. Vahjazdata wurde besiegt und zur Flucht nach Pischijauvada genötigt. Am 6. Garmapada — auch hier fehlt die Jahresangabe — wurde er auf einem Berge Parga geschlagen und gefangen genommen, worauf er in der persischen Stadt Uvadaitschaja hingerichtet wurde.

Persien wurde zwar durch den Fall des Vahjazdata zum Gehorsam gebracht, aber eine Heeresabteilung, die er, wohl noch vor der Ankunft des Artavardija, gegen den Satrapen von Arachosien, Vivana, beordert hatte, blieb noch unter den Waffen. Vivana griff sie nachher zweimal, bei Kapischakanisch und, etwa zwei Monate später, in der Landschaft Gandumava, an. In der zweiten Schlacht wurden die Empörer nahezu aufgerieben. Ihr Anführer suchte Zuflucht in der Festung Arschada, fiel aber bald nachher in die Hände des Vivana und starb den Tod eines besiegten Hochverräters.

Erst jetzt durfte sich Dareios des Sieges über die Anhänger des zweiten Pseudobardes rühmen, ja die Unterdrückung der Aufstände im Iran hatte auch gewichtige Eroberungen auf dem Gebiete der Inder zur Folge. Unter seinen Untertanen führt Dareios die Hindu oder Inder an, ohne jedoch ihr Gebiet näher abzugrenzen. Nach den amtlichen Steuerlisten entrichtete die in-

dische Satrapie einen ungeheuren Jahreszins von 360 Talenten Goldstaub, was auf eine verhältnismäßig große Ausdehnung schließen läßt. Diese Satrapie ist in dem unteren Kabultal und in den anliegenden Teilen des Stromgebiets des Indos zu suchen. Da sie in den aus der unmittelbar dem Skythenzuge vorangehenden Zeit stammenden Steuerbezirksverzeichnissen angeführt wird, so muß ihre Unterwerfung in das erste Dezennium der Regierung des Dareios fallen; somit liegt es nahe, diese Eroberung mit der Bewältigung des Aufstandes in Arachosien in Verbindung zu bringen.

Die Behistun-Inschrift gibt zwar keinen Anhaltspunkt, der die einzelnen Aufstände chronologisch genau einzuordnen gestatten würde, es steht aber fest, daß im J. 518 v. Chr. die Ruhe im ganzen Reiche wiederhergestellt wurde. Dareios wurde in allen Teilen des ungeheuren Reiches als rechtmäßiger Herrscher anerkannt und es kam jetzt die Reihe an die Satrapen von Ägypten und Lydien, die im Trüben zu fischen bestrebt waren. Zuerst hieß es unter dem frischen Eindruck des Sieges mit Aryandes abzurechnen. Mit der Regelung der ägyptischen Verwaltung stand aber das Verhalten des Königs gegenüber den Juden in engem Zusammenhang. Inmitten der kaum konsolidierten jüdischen Gemeinde waren Differenzen von großer Tragweite entstanden. Eine von dem Propheten Haggai geführte Partei, die wohl auf die iranischen Aufstände ihre Hoffnungen setzte und messianische Prophezeiungen verkündete, setzte sich die Wiederherstellung des von Nebukadnezar zerstörten Reichs der Davididen als politisches Ziel und drängte zunächst auf die Fortsetzung des auf Kyros Geheiß eingestellten Tempelbaues. Zerubbabel ging auf dieses Ansinnen ein und legte, ohne die Bewilligung des mit den Aufständen voll beschäftigten Königs abzuwarten, am 24. Elul, Anfang September 520 v. Chr., den Grundstein zu einem neuen Tempel. Haggai und seine Partei forderten jetzt Zerubbabel auf, sich zum Könige von Juda proklamieren zu lassen, aber die einsichtigeren Elemente unter den Juden, der Prophet Sekarja an der Spitze, setzten kein Vertrauen in die von Dareios abgefallenen Völker und hielten Zerubbabel von dem in bezug auf etwaige Folgen bedenklichen Vorgehen ab. Zerubbabel entging trotzdem keineswegs dem Argwohn der Perser. Der Statthalter der zwischen Euphrat und dem Mittelmeer liegenden Satrapie, Vischtanna oder Uschtanni (Tatenai des jetzigen

Ezra-Textes, Sisinnes des Josephus), hegte gegen ihn Verdacht und begab sich mit einigen seiner Beamten persönlich nach Jerusalem, wo er Zerubbabel und die Gemeindeältesten wegen Nichtbefolgung des königlichen Verbots des Tempelbaues zur Verantwortung zog. Zerubbabel berief sich auf die Bewilligung des Kyros, die auch in dem Staatsarchiv von Agbatana gefunden wurde, worauf Dareios seine Einwilligung zur Fortsetzung des Tempelbaues erteilte, ja sogar einen größeren Beitrag aus den Einkünften der von Vischtanna verwalteten Satrapie „jenseits des Stromes" zur Förderung des Baues flüßig machte. Durch diese großmütige Entscheidung des Dareios wurden seine jüdischen Gegner entwaffnet und den Bestrebungen des Davididen, des Propheten Haggai und seiner Anhänger war für immer der Boden entzogen, ja die Davididen verloren auch den jüdischen Statthalterposten. Am 3. Adar (Februar-März 515) wurde der Tempelbau vollendet. Seitdem war die jüdische Priesterschaft eine der mächtigsten Stützen der Achämenidenherrschaft.

Erst jetzt stand der Weg nach Ägypten dem Könige offen. Es war bereits hoch an der Zeit, im Nillande die königliche Autorität wiederherzustellen. Der von Kambyses eingesetzte Statthalter Aryandes benahm sich im Lande wie ein selbständiger Herrscher und Dareios läßt in seiner Behistun-Inschrift durchblicken, daß ihm von dem ägyptischen Satrapen keine Hilfe gegen die Empörer gesandt wurde. Unter anderem ließ Aryandes Silbermünzen mit seinem Bild und seiner Eponymie prägen, die feiner waren als die des Königs, und in der Verwaltung des Landes bedrückte er die einheimische Bevölkerung aufs härteste und war bestrebt, den in der griechischen Pflanzstadt Barke wütenden Bürgerkrieg für seine persönlichen Bestrebungen auszunützen. Er sandte nämlich den Maraphier Amasis mit der Flotte und einer beträchtlichen Truppenmacht gegen Barke; aber erst nach einer neunmonatlichen Belagerung wurde die tapfer verteidigte Stadt bezwungen. Während der Rückkehr wollte Amasis die Stadt Kyrene überrumpeln, aber der Versuch scheiterte und die zum eiligen Rückzug genötigten Perser wurden überdies noch seitens der Libyer hartnäckig verfolgt. Die in die Gewalt der Perser geratenen Barkäer wurden später von Dareios in Baktrien angesiedelt.

Für den Mißerfolg dieser Expedition wollte Aryandes deren Führer zur Verantwortung ziehen, diese aber nahmen ihre Zu-

flucht zu dem Könige. Dareios ließ vorher die Verwaltung des Aryandes — wohl durch den aus der Zeit des Kambyses wohlbekannten Oberpriester von Sais Uzahorsutenet — einer Untersuchung unterziehen und sah sich durch das Resultat derselben veranlaßt, energisch einzugreifen. Gegen Ende des Jahres 518 oder in den ersten Tagen des nächstfolgenden Jahres erschien der König selbst in Ägypten und ließ den widerspenstigen Satrapen hinrichten. Jetzt erging sein Auftrag an Uzahorsutenet, die nach Kambyses Abzug in Unordnung geratenen Verhältnisse wiederherzustellen, eine Maßnahme, die ihren eigentlichen Zweck, die Beruhigung des Volkes, nicht verfehlte.

Bald nachher, unmittelbar nach der Beilegung der iranischen Wirren, wurde auch Oroites in Lydien von seinem Schicksal ereilt. Auch er wandelte in den Fußtapfen des Aryandes, umgab sich mit einer Leibwache von 1000 auserlesenen persischen Lanzenträgern und beseitigte seine persönlichen Gegner, den edlen Perser Mitrobates und dessen Sohn Kranasches. Nachdem Dareios der Aufstände Herr geworden, rief er Oroites ab, dieser aber wagte es, den Überbringer des königlichen Dekretes auf dem Rückwege heimlich umbringen zu lassen. Durch diese Gewalttat wurde Dareios genötigt, gegen Oroites entschieden aufzutreten. Da ihm dieser zu mächtig dünkte und die Aussicht, ihn mit offener Gewalt zu stürzen, sehr gering wahr, betraute Dareios den Perser Bagaios damit, ihn heimlich zu beseitigen.

*

Dareios war nicht nur ein gewaltiger Kriegsherr, sondern auch ein hervorragender Staatsmann, ja, seine Erfolge auf staatsmännischem Gebiete waren noch bedeutender als seine kriegerischen Taten. Nachdem er die Aufstände zu Boden geworfen, faßte er die straffere Verbindung einzelner Teile des Reiches ins Auge, und zwar in weit größerem Maße als es Kyros beabsichtigt hatte. Um die politische Illusion des Kyros war es geschehen, seitdem der größere Teil des Reichs mit den Waffen zurückerobert werden mußte. Das Reich der Länder hatte sich nicht bewährt und das Beispiel eines Phraortes oder Aryandes hatte gezeigt, daß es unter einer schwachen Herrscherhand außerstande war, dem ersten mächtigen Anprall zu widerstehen. Dareios errang den Sieg mit Hilfe eines Teils der Perser und Meder, insonderheit durch die treue Ergebenheit der Stammfürsten. Diese wurden daher jetzt zum Herrenvolke im Gegen-

satze zu den unterjochten Völkern. Einzelne von ihnen wurden mit Grundbesitz in den Satrapien beschenkt, dessen Ertrag ihnen gestattete, sich dem königlichen Dienst zu widmen und im Gefolge des Königs oder der Satrapen zu leben.

Es entstanden somit zwei scharf von einander geschiedene Bevölkerungsschichten; neben den herrschenden Persern, mit denen ein Teil der wohl arischen Meder zusammengeschmolzen war, die breite Masse der Beherrschten. Mit staatsmännischem Blicke sah Dareios die Notwendigkeit einer gleichmäßigen Behandlung aller Beherrschten ein, die sie in ihrer Eigenart schützte und der Wohltat einer geordneten Verwaltung teilhaftig machte. Dies war der Grund der großartigen Verwaltungsreform, die erst durch die römische Provinzverwaltung in Schatten gestellt werden sollte. Sie sollte einesteils zum Ausgangspunkt einer neuen Ära für die beherrschten Völker werden, denen man nach den langwierigen Wirren der Bürgerkriege den erneuerten Wohlstand als Folge einer streng kontrollierten Ausführung des klar ausgesprochenen königlichen Willens und einer geordneten Rechtspflege in Aussicht stellte, anderenteils sollte sie die durch die Katastrophe des Kambyses und deren unmittelbare Folgen erschütterte Herrscherstellung der Achämeniden und des persisch-medischen Herrenvolkes aufs neue befestigen.

Nach den Angaben der Juden läßt sich die Zeit dieser Reform annähernd bestimmen. Da es im Jahre 516 v. Chr. keinen persischen Statthalter in Juda mehr gab, Jerusalem vielmehr dem Satrapen „jenseits des Stromes" Vischtanna und dem diesem untergeordneten Unterstatthalter in Samarien unterstand, so ergibt sich daraus, daß die Verwaltungsreform des Dareios vor dem Jahre 516, also unmittelbar nach der Bewältigung der Aufstände durchgeführt wurde. Dareios teilte das Reich in zwanzig Verwaltungs- und Steuerbezirke, Satrapien genannt. Diese 20 neuen Satrapien wurden auf der Grundlage eines gleichmäßigen Steuerausmaßes gebildet, wobei aber die Linie zwischen jenem Teile von Persien, der dem Dareios während der Aufstände treu geblieben war, und den unterworfenen Ländern schärfer gezogen und geschichtlich gegebene Verhältnisse nur insoweit berücksichtigt wurden, als sie mit dem Grundgedanken einer einheitlichen Reichsteilung in Einklang zu bringen waren. Die solcherweise einzuführende einheitliche Verwaltungsreform sollte eine rasche Verbindung des Königs und der Zen-

tralstellen mit den entlegenen Satrapien ermöglichen. Die Grenzen einzelner Länder wurden infolge dieser Reform einer durchgreifenden Revision unterzogen, die Eigenart, die Gewohnheiten und kultischen Verhältnisse einzelner Völker wurden aber tunlichst geschont, wie sich dies insonderheit in der Beibehaltung einzelner Volkssprachen im offiziellen Verkehr, ja sogar in den den König verherrlichenden Prunkinschriften an den Wänden seiner Paläste, an dem Felsen von Behistun, an dem den Nil mit dem Roten Meere verbindenden Kanale, sowie in der Selbstverwaltung der Griechenstädte Kleinasiens, in der Belassung des wenn auch nur beschränkten Münzrechtes in den Händen der zinspflichtigen Landschaften und Städte und in der Hochhaltung lokaler Kulte kundgibt. In dem Bereich des einstigen chaldäischen Reiches des Nebukadnezar, das eigentliche Babylonien noch ausgenommen, und in Ägypten bediente man sich seither in dem offiziellen Verkehr der bei der Bevölkerung des Westens bereits vorherrschenden aramäischen Sprache.

In der Verwaltung wurde das Prinzip der politischen Oberaufsicht eingeführt. Neben dem mit weitgehenden Gerechtsamen ausgestatteten Satrapen wurden in einzelnen Satrapien von ihm unabhängige Militärbeamte, κάρανοι genannt, bestellt. In einzelnen Fällen, so in Westkleinasien, führte der Karanos den Oberbefehl über die Streitkräfte mehrerer Satrapien. Die Satrapen selbst als höchste Zivilbeamte wurden den edelsten Familien der Perser, ja sogar der nächsten Umgebung des Königs entnommen; die Bestellung von Einheimischen gehörte zu den Ausnahmen. Nach außen war die Stellung des Satrapen eine glänzende, ja sie glich zuweilen sogar der des Königs selbst. Sie hatten die Truppen für den König auszuheben und die Steuern in der festgesetzten Höhe an den königlichen Schatz abzuführen, aber auch für die Hebung des Wohlstandes der Bevölkerung zu sorgen; im übrigen hatten sie in den Grenzen ihrer Satrapie freie Hand, allerdings unter steter Kontrolle der königlichen Geheimschreibers sowie der fliegenden Untersuchungskommission „der Augen und Ohren des Königs", die, den Sendgrafen Karls des Großen ähnlich, das Reich fortwährend zu bereisen, unerwartet in der Satrapie zu erscheinen und Beschwerden der Bevölkerung im Namen des Königs unmittelbar entgegenzunehmen pflegten. Gewöhnlich wurde jede Satrapie von „den Augen und Ohren des Königs" in gewissen Zwischenräu-

men besucht, im Bedarfsfalle pflegten sie aber auch unerwartet zu erscheinen. Jeder Versuch der Unbotmäßigkeit seitens einzelner Satrapen wurde streng und rücksichtslos unterdrückt.

Außer der zweckmäßigen Überwachung der Satrapen und der Teilung der Verwaltungsgewalt zwischen mehreren sich wechselseitig kontrollierenden Beamten wurden durch Dareios Zentraleinrichtungen zugunsten rascher und sicherer Durchführung seiner Dekrete eingeführt, unter denen die Reichsstraßen und die Reichspost den ersten Platz einnahmen.

Dareios erhob Susa zum Range der ständigen königlichen Residenz. Zuweilen hatte schon Kyros zu Susa residiert, aber seit Dareios I. wurde diese Stadt zur ersten Residenz der Perserkönige. Es erschien deshalb eine rasche Verbindung der neuen Residenz mit den entlegenen Satrapien nötig. Nun waren große Straßenzüge schon der assyrischen Periode bekannt. Dieses bereits vorhandene Straßennetz hat Dareios in großartigem Maße ergänzt, indem er ein alle Teile des Reichs gleichmäßig berücksichtigendes System von königlichen Straßen ins Leben rief, so daß dadurch auch die entlegensten Gebiete seinen Truppen und seinen Boten rasch zugänglich gemacht wurden. Auf Grund der uns zu Gebote stehenden Quellenangaben lassen sich einige dieser Straßenzüge noch heute verfolgen. Die alte Heer- und Handelsstraße von Ninive oder Aschur durch die Engpässe des Zagros nach Agbatana wurde durch Dareios wiederhergestellt, mit einer anderen von Sardes über Charran nach Medien führenden Straße verbunden und bis nach Susa fortgesetzt. Diese letztere, kurzweg als „Königsstraße" bezeichnete, war dazu bestimmt, die Verbindung zwischen Jonien und Lydien mit Susa als Königssitz herzustellen. Der durch Herodot überlieferten, aber zweifellos einer amtlichen persischen Quelle entnommenen Beschreibung dieser Straße verdanken wir nähere Angaben über die persischen Reichsstraßen. Ihr gegen Westen am weitesten gelegener Ausgangspunkt war Ephesos und der ganze Weg führte durch bewohntes und sicheres Land, im ganzen in einer Länge von 450 Parasangen (= 2683 Kilom.) mit 111 Stationen. Überall an der Straße wurden königliche Rasten und schöne Herbergen eingerichtet. Die Straße führte durch Lydien, Phrygien, Kappadokien bis zur Grenze von Kilikien, durch Süd-Armenien, Matiene, Assyrien und Kissien nach Susa. Wichtige Flußübergänge, wie der über den Halys an der Grenzscheide zwischen

Phrygien und Kappadokien, ebenso die militärisch wichtigen Pässe, wie die Kilikischen und Syrischen Pforten, waren durch Brückentore und Wachen geschützt, die jedermann passieren mußte, der weiter reisen wollte. Auf der ganzen Strecke von Sardes nach Susa gab es 111 Rasten auf 450 Parasangen oder 13,500 griechische Stadien. Die Reise von Ephesos über Sardes nach Susa pflegte man in 93 Tagereisen zurückzulegen. Vortrefflich war der Kurierdienst auf diesen Straßen eingerichtet. Die Perser erzählten, so viele Tagereisen der ganze Weg betrage, so viele Pferde und Leute seien vorhanden und Pferd und Reiter ließen sich weder durch Schnee, noch durch Regen, noch durch Hitze, noch durch das Dunkel der Nacht von der Erfüllung ihrer Pflicht abhalten. Die reitende Post war so eingerichtet, daß ein Bote dem nächstfolgenden den Befehl oder Brief übergab, und nichts war damals geschwinder als diese Boten, deren Leistungen mit dem Fluge der Kraniche verglichen wurden. Alle privaten Briefschaften wurden von eigens dazu bestimmten Beamten gelesen, aber die durch diese Post beförderten Briefe und Befehle des Königs blieben von jedweder Überwachung frei und waren zu diesem Zwecke mit dem königlichen Siegel versehen.

In die Satrapieneinteilung des Dareios wurden alle Teile des Reiches außer dem treu gebliebenen Westpersien und einigen fernliegenden Grenzgebieten einbezogen. Derjenige Teil von Persien, welcher während der Aufstände treu zu dem angestammten Könige gehalten hatte, wurde mit großen Vorrechten, insonderheit mit der Steuerfreiheit ausgestattet. Zu den Grenzgebieten, die entweder aus politischen Rücksichten oder infolge freiwilliger Unterwerfung bloß zu Geschenken verpflichtet blieben, zählten die Kolcher in dem Tal des Phasis, die alle fünf Jahre je hundert Knaben und hundert Mädchen abzuführen gehalten wurden, die Äthiopen Nordnubiens, welche noch in der Mitte des 5. Jahrh. v. Chr. alle drei Jahre zwei Chönix ungeläuterten Goldes, zweihundert Ebenholzbäume, fünf äthiopische Knaben und zwanzig große Elephantenzähne als Geschenke zu entrichten hatten, und einige Stämme in Südarabien, denen es oblag, jährlich tausend Pfund Weihrauch zu bringen.

Die einzelnen Satrapien unterschieden sich nach Umfang und Steuerausmaß, ja es hat den Anschein, daß in bezug auf die Steuerverpflichtung die Dareios treu gebliebenen Länder schonungsvoller behandelt wurden. Auffallend ist dieser Unterschied,

wenn man die Steuerausmaße einzelner Satrapien in Vergleich zieht. Das treu gebliebene Land „jenseits des Stromes", welches das gesamte, jenseits des Euphrat bis zur Grenze Ägyptens gelegene Gebiet und die griechisch-phönizische Insel Kypros umfaßte, hatte trotzdem lediglich 350 Talente Silber zu entrichten, Baktrien und Margiana 300 Tal. Silber, Sogdiana mit den Parthern, Chorasmiern und Areiern ebenfalls 300 Tal. Silber. Unverhältnismäßig hoch wurden jene Satrapien belastet, die sich gegen den König empört hatten, Susiana mit 800 Tal. Silber, Babylon mit 1000 Tal. Silber, abgesehen von der Verpflichtung, jährlich an den königlichen Hof 500 verschnittene Knaben zu liefern, die ostpersische, seither als Karmanien bekannte, durch Gaumatas und Vahjazdatas Pronunciamento kompromittierte Satrapie mit 600 Tal. Silber, obwohl sie größtenteils nur Wüstenflächen aufzuweisen hatte.

Das uns durch Herodot überlieferte Satrapienverzeichnis ist ein wertvolles Aktenstück zur Beurteilung der einschlägigen Reform des Dareios. Wir entnehmen demselben, daß bei der Feststellung des Umfanges einzelner Satrapien politische und praktische Gesichtspunkte in gleichem Maße mitgespielt haben. Dareios schwebte dabei der Gedanke vor, den einzelnen Ländern und Völkern die Möglichkeit zu Aufständen zu nehmen.

Im ganzen hatten 19 Satrapien 7740 Tal. Silber, eine einzige 360 Talente Gold zu entrichten. Wenn man von dem in Persien gesetzlich eingeführten Wertverhältnis zwischen Silber und Gold, 1:13⅓, ausgeht und von der ganzen Summe 140 Talente Silber für die Besatzung in Kilikien abzieht, so gelangt man zu dem Ergebnis, daß alle Satrapien zusammen 14 560 Tal. Silber jährlich zu steuern hatten.

Als Schlußstein der neuen Satrapieneinteilung ist die Anlage einer neuen Reichshauptstadt anzusehen. Nahezu in der Mitte des persischen Stammlandes gründete Dareios in der Zeit zwischen der Bewältigung der iranischen Aufstände und dem Skythenzuge, etwa 518 bis 513 v. Chr., in Portipora oder Parsa, der „Perserstadt", eine neue Reichshauptstadt und königliche Schatzkammer, die bisweilen auch den König und dessen Hof beherbergen sollte. Tatsächlich behielt Susa den Rang der Lieblingsresidenz, aber die Proklamierung von feierlichen Staatsakten blieb der neuen Hauptstadt vorbehalten. Dareios selbst und später auch seine Nachfolger schmückten die neue „Perserstadt",

für welche seit den Tagen Alexanders d. Gr. der Name Persepolis üblich wurde, mit prächtigen Palästen, und in der Nähe, bei Nachsch-i-Rustem, errichtete der König für sich und seinen Stamm eine noch heutzutage in gutem Zustande erhaltene Felsengruft. Die Palastbauten von Persepolis gingen auf Geheiß des makedonischen Eroberers im Jahre 330 v. Chr. in Flammen auf, aber die imposanten Säulenreihen, die schönen Tore, die prächtigen Treppen verleihen der wüsten Gegend noch jetzt ein eigentümliches Gepräge. Es wäre aber verfehlt, in Persepolis den ständigen Mittelpunkt des Reiches zu sehen; es war vielmehr ein geheiligter Festort, eine Art Krönungsstadt, dem Kreml von Moskau gleich.

Mit der Verwaltungsreform und der Anlage einer neuen Reichshaupt- und Krönungsstadt hing auch die Einführung eines prunkvollen Hofzeremoniells zusammen. In seinen Grundzügen war dasselbe von assyrischen nachgebildet. Der König umgab sich mit einem glänzenden Gefolge, das aus mehreren Tausend edelster Perser bestand. Es galt als höchste Ehre und zugleich als Gnade, dem Hofstaat des Königs anzugehören. Der Zutritt zu dem Könige war sehr erschwert, und nur wenigen Auserlesenen wurde die Gnade zuteil, zur Audienz vorgelassen zu werden. Wer ohne Erlaubnis vor den König trat, verfiel dem Tode. Ausgenommen waren lediglich die persischen Stammfürsten, aber der Mißbrauch dieses Vorrechts durch Intaphernes war für Dareios ein erwünschter Vorwand zu Beseitigung desselben. Dem Könige standen stets zahlreiche Vertrauensmänner zu Gebote, die, in verschiedene Gruppen, je nach ihrer Würde und amtlichen Stellung, geteilt, öfters oder seltener Zutritt zu dem Könige zu erhalten pflegten. War einmal einem Perser der Zutritt zu dem Hofe des Königs bewilligt, so war der auf diese Weise Ausgezeichnete verpflichtet, fortwährend in der Nähe des Königs zu verweilen, und zählte zu den Tischgenossen des Herrschers. Nach den Berichten der Griechen waren der Ehre, mit dem Könige zu speisen, täglich 15 000 Personen teilhaftig, wozu ein täglicher Aufwand von 400 Talenten Silber erforderlich war. Unter den Nichtpersern, die in den Hofstaat des Dareios aufgenommen wurden, werden namentlich drei Griechen genannt: der einstige Tyrann von Milet, Histiaios, der tarentinische Arzt Demokedes und der vertriebene König von Sparta, Demaratos.

Mit der Reichseinteilung hing auch die neue Abschätzung des gesamten Bodens zusammen, der nach Parasangen vermessen wurde; danach wurde die jeder Satrapie auferlegte Steuerleistung verteilt. Auf diese Art flossen dem königlichen Schatze ungeheure Einkünfte zu, aber die regelmäßige Besteuerung gab Anlaß zu wiederholten Unruhen.

An die Spitze der unzufriedenen Völker trat diesmal Babylon, und zwar während des Aufenthaltes des Königs in Medien und Persien, der der Neuordnung der Verwaltung gewidmet war. Die Zeit dieses zweiten babylonischen Aufstandes ist nicht näher angegeben, aber gewisse Lücken und Unregelmäßigkeiten in der Datierung der aus den Jahren 515 und 514 v. Chr. stammenden Kontrakttäfelchen lassen der Vermutung Raum, daß die von Herodot erwähnte Belagerung von Babylon durch Dareios mit diesem zweiten Aufstande zusammenfällt. Merkwürdigerweise war der Führer des Aufstandes, den die Babylonier zum Könige ausgerufen hatten, weder ein Babylonier noch ein Chaldäer. Der König sagt in seiner Monumentalinschrift, daß Aracha, der Sohn des Haldita, also ein Mann von chaldäischer oder urartäischer Abstammung, in der Stadt Dubala die Babylonier aufgewiegelt, sich für einen Sohn des großen Nebukadnezar ausgegeben und auch dessen volkstümlichen Namen angenommen habe. Dem knapp gehaltenen Berichte des Dareios ist zu entnehmen, daß dieser Aufstand wohl vorbereitet und organisiert war. Aracha war, wie früher Nidintubel, ein umsichtiger Anführer, aber er hat in Dareios einen ebenso umsichtigen und entschlossenen Gegner gefunden, der den Stammfürsten Windafrana oder Intaphernes mit der Unterdrückung des gefährlichen Aufstandes betraute. Intaphernes schloß den Aracha in Babylon ein, aber die Stadtbewohner leisteten hinter ihren Mauern einen äußerst zähen Widerstand und wurden erst nach einer langdauernden Belagerung bezwungen. Zur Zeit des Herodot verfiel dieses Ereignis bereits der geschäftigen Sagenbildung, die das Verdienst, Babylon auf eine hinterlistige Weise eingenommen zu haben, dem Zopyros, Sohn des Megabyzos, zuzuerkennen bestrebt war. Aracha mit seinen vornehmsten Anhängern starb am Kreuz und die Riesenmauern der Stadt wurden an einigen Toreingängen geschleift. Der König führte zwar auch weiterhin den Titel eines Königs von Babel, aber tatsächlich gab es seither zwischen Babylon und den übrigen Satrapien keinen

Unterschied mehr, ja die auferlegte Steuerverpflichtung spricht sogar für die Vermutung, daß Babylon verhältnismäßig höher besteuert wurde. Auch Susiana griff wiederholt, unter Führung eines gewissen Atamita, zu den Waffen, aber Gobryas stellte in dem aufgewiegelten Lande rasch die Ruhe wieder her.

Im Jahre 512 v. Chr. brach auch in dem bisher treuen Baktrien ein Aufstand aus. Leider wissen wir nur, daß mehrere Schlachten geschlagen wurden, woraus zu folgern ist, daß dieser Aufstand größere Dimensionen angenommen hat. Da unter den geschlagenen Anführern, deren Namen in die kleinen Inschriften chronologisch eingereiht sind, kein Baktrier namhaft gemacht wird, so ist dieser Aufstand, mit welchem die Periode der inneren Wirren in Persien abschließt, auf jeden Fall erst nach dem zweiten Aufstand von Babylon und Susiana anzusetzen.

*

Als Begründer eines neuen Dynastiezweiges mußte Dareios natürlich auch auf Eroberungen bedacht sein, wollte er den Persern imponieren und bei den unterworfenen Völkern Ehrfurcht erwecken. Aber in Verfolgung dieser Eroberungsgelüste war er weit mehr einem Augustus als seinen Vorgängern ähnlich, indem er sich ein bestimmtes Ziel setzte, das zu erreichen nicht nur sein persönlicher Ehrgeiz, sondern auch praktische Erwägungen geboten.

Im großen ganzen begnügte sich Dareios mit Eroberungen, die seinem mühsam zurückeroberten Reiche natürliche Grenzen bieten sollten. In Asien sind es die am Südabhang des Kaukasus gelegenen Länder und einige Distrikte Ost- und Südarabiens, in Afrika einige an Nordäthiopien grenzende Gebiete, durch deren Besitz die Reichsgrenze einigermaßen abgerundet wurde. Die außer den bekannten Satrapien in späteren Inschriften des Königs namhaft gemachten Länder Putija, Matschija und Kutschija werden wohl auf die Gebietserweiterungen in Asien und Afrika zurückzuführen sein.

Sein Hauptaugenmerk richtete aber Dareios auf den großen nordwestlichen Kontinent, welcher, wenn man vielleicht von den Eroberungen der ägyptischen Thutmosiden im Gebiet des östlichen Mittelmeeres absehen will, bis dahin kein orientalischer Eroberer betreten hatte.

Dareios richtete daher sein Augenmerk zuvörderst auf den östlichen Teil der Balkanhalbinsel und beauftragte den Satrapen Ariaramnes mit der Erforschung der West- und Nordküste des Pontos. Diese Expedition wird Nachrichten über die reichen Kornländer Südrußlands mitgebracht haben, die für die Absicht des Dareios, Eroberungen in den Ländern jenseits des Balkans zu unternehmen, maßgebend waren. Zuerst wurden die griechische Pflanzstadt Byzanz und der athenische Philaide Miltiades als Beherrscher der chersonnesischen Dolonker zur Anerkennung der persischen Oberhoheit gezwungen. Infolge der Besitznahme von Byzanz und Chersonnes wurden die Perser zu Herren der Meerengen und Dareios stand nunmehr kein Hindernis für den geplanten Eroberungszug nach Europa im Wege.

Leider ist die Zeit dieses Zuges nicht genau angegeben und bloß auf Grund von weitgehenden Erörterungen ist derselbe in die Zeit nach der Vollendung der Prachtbauten von Persepolis und einige Jahre vor dem Ableben des mazedonischen Königs Amyntas I., etwa 511—510 v. Chr., anzusetzen.

Die außergriechischen Eroberungen des Dareios in Europa werden als der Zug gegen die Skythen schlechthin aufgefaßt. Über den Skythenzug des Dareios liegt zwar bei Herodot ein umfangreicher Bericht vor, der aber aus inneren Gründen sehr vorsichtig heranzuziehen ist, da Herodot in seiner Erörterung der Sitze und der politischen Verhältnisse der Skythen sich von einem nachweislich falschen Standpunkte leiten ließ.

Die Jonier hatten bereits über den Istros eine Brücke geschlagen, deren Stelle in einer Entfernung von zwei Tagereisen von der Einmündung des Stromes, höchstwahrscheinlich zwischen Reni und Isaktschi, zu suchen ist. Hier führte der Perserkönig sein gewaltiges Heer über den mächtigen Strom und sah das für seine Krieger ganz fremdartige Skythenland vor sich.

Erst jetzt begann also der eigentliche Skythenzug des Dareios, über dessen Veranlassung und Dimensionen die uns zu Gebote stehenden Nachrichten der Alten sehr weit von einander differieren. Wenn Herodot denselben als Vergeltung für den skythischen Einfall in Vorderasien zurzeit des Kyaxares hinstellen will, so ist darin lediglich ein schüchterner, durch die geistige Strömung seiner Zeit und Umgebung entschuldbarer Anlauf zur Pragmatisierung von zeitlich weit von einander entfernten Ereignissen zu ersehen.

Die geographischen Hindernisse, die das Skythenland bot, waren Dareios schwerlich bekannt. Nachdem Dareios die Bewachung der Istrosbrücke den ionischen Tyrannen überlassen hatte, soll er mit seinem großen Heere im Verlaufe von zwei Monaten die Skythen bis an den Don verfolgt haben, durch das Land der Budiner bis zu der halbgriechischen Stadt Gelonos, deren Stelle höchstwahrscheinlich das jetzige Kiew einnimmt, vorgedrungen sein und nach einem siebentägigen Marsch, nachdem er an einem Fluß Oaros acht Burgen angelegt hatte, die Länder der Melanchlainer, Androphagen und Neurer durchzogen hatte und von den Grenzen des Landes der Agathyrsen abgeschlagen worden war, von den Skythen so lange in ihrem Lande aufgehalten worden sein, bis er mit seinem Heere in große Not geriet.

Wenn man die dem Könige zugemutete Route auf Grund der jetzt bekannten Verhältnisse genau prüft, so ergibt sich die Unmöglichkeit der Herodoteischen Version von selbst. Der ganze Skythenzug des Dareios erstreckte sich im günstigsten Falle über die Dauer eines osteuropäischen Sommers, da die sonst unentbehrliche Überwinterung in den Berichten Herodots nicht überliefert und ansonst ausdrücklich die Dauer des Zuges von dem Übergang über den Istros bis zur Rückkehr zu der Istrosbrücke bloß mit 60 Tagen befristet wird. Auch die Erörterung der geographischen Situation, wie sie bei Herodot vorliegt, zeigt sich bei allseitiger Prüfung der Verhältnisse, insonderheit der Hindernisse, die die Überschreitung der zahlreichen großen Ströme einem großen Heere zweifellos bieten mußte, als unmöglich. Die Nachricht von acht Burgen, die Dareios am Wendepunkt seines Zuges angelegt haben soll, geht einfach auf die Tatsache zurück, daß die griechischen Kaufleute in dem Lande der Budiner oder Neurer die noch heutzutage vorhandenen altslawischen Burgstätten anzutreffen pflegten. Der geschichtliche Kern des ganzen Berichtes liegt in der Annahme, daß die Skythen tatsächlich in das Innere des ausgedehnten und unwirtlichen Landes, alles hinter sich vernichtend und verwüstend, zurückgewichen waren, und daß sich Dareios durch diese dem Charakter des Landes entsprechende Taktik in das Innere hineinlocken ließ, indem er rascher, als es sonst die Verhältnisse in diesem Lande gestatten, den Skythen nachsetzte und dabei in eine bedenkliche Lage geriet, die ihn unter Preisgabe eines großen Teiles seiner Truppen zum schleunigen

Rückzug gezwungen haben. Die von Herodot charakterisierte Taktik der Skythen befindet sich sowohl mit ihren nationalen Eigenschaften als auch mit der physiographischen Beschaffenheit des Landes in vollem Einklang, eine Taktik, die öfters in russischen Ebenen gegen die Polen, Tataren, Türken, gegen Karl XII., ja sogar gegen Napoleon I., mit Erfolg befolgt wurde. Dem Könige Skopasis wurde die Aufgabe zuteil, die vorstürmenden Perser in die Steppen am Don zu locken, um sie dort in Verbindung mit dem Oberkönig Idanthyrsos — beide Namen haben einen recht skythischen Anklang und dürfen daher als geschichtlich angesehen werden — und mit Hilfe des Mangels an Lebensmitteln zu vernichten. Dieser klug angelegten Falle ist Dareios mit knapper Not entgangen, nachdem er noch rechtzeitig — nach Ktesias nach fünfzehn Tagemärschen — die Erfolglosigkeit des weiteren Vorstoßes eingesehen hatte. Für den Rückzug wird er sich am Dnjestr entschieden haben, nachdem er bereits fühlbare Verluste zu verzeichnen hatte, aber trotzdem noch imstande war, das Heer im kampffähigen Zustande zum Istros zurückzuführen. Es wäre eine kühne Vermutung, wollte man annehmen, daß er bis zum Dnjepr vorgedrungen wäre. Die glühende Sommerhitze, die durch den erschöpfenden Marsch in unbekannten und größtenteils schwer zugänglichen Gegenden heraufbeschworenen Hindernisse, die durch die Skythen angerichtete Verwüstung, der Mangel an Lebensmitteln und gutem Trinkwasser und — last not least — die reißenden Fluten des Dnjestr werden wohl in den Reihen der Perser Kleinmut hervorgerufen haben. Es wurde schon bemerkt, daß in dem uns vorliegenden Berichte des Herodot einer Stromüberschreitung durch Dareios keine Erwähnung geschieht, und der über die geographischen Verhältnisse Bessarabiens und Neurußlands vorzüglich informierte Strabon bestätigt ausdrücklich, daß Dareios in der sogenannten Wüste der Geten, zwischen der Donau und dem Dnjestr, als er Gefahr lief, infolge Wassermangels mit seinem ganzen Heere zu verdursten, zur Umkehr gezwungen wurde. Die Verluste der Perser während dieses mißglückten Heereszuges müssen recht groß gewesen sein. Wenn der König später unter seinen Untertanen auch die „überseeischen" Saken oder Skythen anführt, so ist dies lediglich als Prahlerei anzusehen. Bescheidener klingt der einzige monumentale Bericht über diese Expedition, den Dareios in der fünften Kolumne der persischen Ver-

sion der Behistun-Inschrift hinterließ. Diesem Berichte entnehmen wir, daß Dareios über das Meer gesetzt, viele Skythen getötet und den Rest mit einem Anführer namens Skunka gefangen genommen hat. Der knappe Stil des Berichtes läßt im Vergleich mit der Ausführlichkeit, deren sich der König sonst bei Aufzählen seiner Taten befleißigte, mit Fug und Recht auf den gänzlichen Mißerfolg des Skythenzuges schließen.

Unter den Namen Skudra und Jauna takabara, d. h. der die Petasos tragenden Jonier, wurde aus Thrakien und Makedonien eine neue Satrapie errichtet und dem Satrapen auch die Oberaufsicht über den König von Makedonien übertragen, das erste bekannte Beispiel in der Weltgeschichte, daß ein Teil des europäischen Kontinents einem außereuropäischen Staatsgebilde untergeordnet wurde. Auch die die Mündung des Hellespont beherrschenden Felseninseln Lemnos und Imbros wurden persisch, ein deutlicher Fingerzeig, worauf der tatkräftige König bereits sein Augenmerk gerichtet hat.

*

Es war zu erwarten, daß Dareios nach der Annexion von Thrakien und Makedonien seine Eroberungen gegen Westen fortsetzen werde, aber in Ägypten war ihm ein großes Hindernis entstanden, das auch nach Babylon hinüberzugreifen drohte. Als Land, das während der iranischen Wirren treu zu Dareios gestanden, wurde Ägypten vielfach berücksichtigt und nach dem Falle des ehrgeizigen Aryandes sogar seine Verwaltung in die Hände eines einheimischen Großen, des Uzahorsutennet, gelegt. In der Verwendung dieses hochstehenden Ägypters an der Spitze der Landesverwaltung, dem nach dem Berichte der Vatikanischen Stele auch Beamte persischer Abkunft unterstanden, bekundete Dareios seine hohe Achtung für das Volk. Kurz vor Ankunft des Dareios im Lande verendete der Apis und wurde unter Leitung eines persischen Generals in der herkömmlichen Weise bestattet. Der König versprach 100 Talente demjenigen, welcher einen neuen Apis finden würde. Es war auch ein Beweis einer seltenen Berücksichtigung des religiösen Empfindens der Ägypter, daß Dareios, als er seine Bildsäule vor dem Ptahtempel in Memphis, und zwar vor der Ramses' II. aufstellen wollte, dem Widerspruch der Priester, welche behaupteten, dies gezieme nur einem dem großen Ramses an Taten ebenbürtigen Herrscher, sich

fügte. Ägyptische Baumeister und Ärzte wurden an den Hof des Königs berufen und Dareios suchte sich in Ägypten als königlicher Bauherr zu verewigen, wovon insonderheit der berühmte Kanalbau und der Tempel des thebäischen Amon in der Oase el Chargeh ein beredtes Zeugnis ablegen. Aber auch das Gemeinwohl des Landes erfreute sich seiner eifrigen Fürsorge und das, was darüber berichtet wird, läßt ihn als Staatsmann in günstigstem Lichte erscheinen. Hierher gehört in erster Linie die Fortsetzung des seit Necho II. vernachlässigten Kanalbaues vom Nil zum Roten Meere, die wohl mit der durch die Expedition des Skylax von Karyanda versuchten Erforschung des Erythräischen Meeres und mit den beabsichtigten persischen Eroberungen in Südarabien zusammenhängt. Es leuchtet ein, daß Dareios die Absicht hatte, auf Grund der von Skylax gesammelten Erfahrungen die Verbindung Aegyptens mit Persien auf dem Seewege durch den definitiven Ausbau des Nilkanals zu fördern. Die Richtung des von Seti I. in Angriff genommenen und erst von den Ptolemäern zum Abschluß gebrachten Kanals ist an einzelnen Stellen noch heute in einer Reihe künstlich aufgeworfener Hügel erkennbar, auf denen Inschriftsteine mit gleichlautendem Text in der persischen, susischen, babylonischen und ägyptischen Sprache aufgerichtet wurden. Einige, anscheinend durch Feuer zerstörte Fragmente sind in unserer Zeit zum Vorschein gekommen. Die bei dem Bau des Suezkanals im Jahre 1866 gefundene viersprachige Inschrift von Schaluf ist größtenteils wohlbehalten auf uns überkommen. Der Ausbau des Kanals scheiterte an der damals allgemein gehegten Befürchtung, daß das angeblich höher liegende Rote Meer mittels des Kanals Ägypten überfluten würde; infolgedessen soll Dareios die bereits zur Hälfte fertige Arbeit haben wieder zuschütten lassen.

Nach dem Skythenzuge waren in Ägypten gewisse Anzeichen von Unzufriedenheit wahrzunehmen, die wohl tief im nationalen Charakter des Ägypters begründet war, deren unmittelbare Ursache aber nicht mehr zu ermitteln ist. Dareios sah die Notwendigkeit ein, eine über die Maßen starke Besatzung von 120 000 Mann nach Ägypten zu legen und dieselben in den befestigten Lagern von Daphnä und Marea an der Stirnseite gegen Syrien, in Elephantine gegen Nubien versammelt zu halten. Eine starke Besatzung stand stets schlagfertig in der Weißen Mauer von Memphis dem Satrapen zu Gebote. Die Last der

Verpflegung dieser ungeheuren Heeresmacht fiel dem Lande zu und dies mag der Hauptgrund der alle Schichten des Volkes durchdringenden Erbitterung gegen die Perser gewesen sein. Gegen Ende der Herrschaft des Dareios gähnte bereits zwischen den Persern und den Ägyptern eine unüberbrückbare Kluft. Da die Perser in Ermangelung ihrer eigenen Flotte auf die Phönizier und Ägypter angewiesen waren, so war die antipersische Stimmung in Ägypten keinesfalls für den beabsichtigten Kampf mit den Griechen unbedenklich.

*

Abgesehen von der Unterdrückung der Aufstände im Iran und Babylon hat sich Dareios als Kriegsherr und Eroberer wenig betätigt. Die Eroberungen in Südarabien waren im großen ganzen belanglos, der Skythenzug und die wiederholten Eroberungszüge gegen die europäischen Griechen waren kläglich gescheitert. Dagegen liegt die weltgeschichtliche Bedeutung des Dareios in seiner Reichsorganisation, in der Förderung der neuen nationalen Religionslehre, in seiner Fürsorge für die wirtschaftliche Hebung des großen Reiches und in der schonungsvollen Art, die er den Eigentümlichkeiten einzelner Völker gegenüber anzuwenden für geeignet fand, in scharfem Gegensatze zu seinen kriegerischen und rücksichtslosen mesopotamischen Vorgängern, den großen Nebukadnezar nicht ausgenommen. In seinen Inschriften betont er wohl mit Stolz seinen persischen Ursprung, er war aber bei jeder Gelegenheit bestrebt, den Ägyptern als Ägypter, ja sogar den Hellenen als Hellene zu erscheinen. Genaue Nachrichten geben Zeugnis von seinem Wohlwollen gegen die Judäer und Ägypter, ja sogar gegen politisch kompromittierte Griechen. Geschichtlich gebührt Dareios I. das Verdienst, die Grenzen des persischen Nationalreiches für nahezu zwei Jahrhunderte durch den Gebirgskamm des Kaukasos sowie durch den Stromlauf des Jaxartes und der Zuflüsse des Indos festgelegt zu haben. Nur das durch die Wüste geschützte und für größere Streitkräfte unzugängliche Arabien behielt, abgesehen von der südwestlichen Wüste, seine Unabhängigkeit.

Mit der geschichtlichen Bedeutung des Dareios befinden sich auch die Angaben über seinen Charakter und sein Wirken auf dem Gebiete des Friedens in vollem Einklang. Die uns zu Gebote stehenden Berichte und Urteile verschiedener Völker, die den

Persern zu seiner Zeit untertan waren, rühmen in erster Linie seine Gerechtigkeit und Dankbarkeit. Dem Satrapen von Lydien, Oroites, nahm es Dareios übel, daß er dessen wenn auch des Verrats überwiesenen Verbündeten Polykrates von Samos umbringen ließ, weil sich dieser Verdienste um seine Person erworben hatte und unter die königlichen Euergeten aufgenommen war. Wer immer sich um Dareios verdient gemacht hat, wurde in wahrhaft königlicher Weise belohnt.

Von der staatsmännischen Begabung des Dareios zeugt auch seine Verordnung, die es auf die Beseitigung der Privatrache absah und die Verfolgung von an Einzelnen verübten Verbrechen dem Könige vorbehielt. Auch als Gesetzgeber erwarb er sich einen großen Namen, ja die Ägypter pflegten ihn neben ihre besten einheimischen Gesetzgeber zu stellen.

Nichtsdestoweniger wurde Dareios von den Persern im Gegensatz zu seinen beiden Vorgängern als „Krämer" beurteilt, wohl in Anbetracht seiner auf praktische Zwecke gerichteten Sinnesrichtung, deren Tragweite bereits den Zeitgenossen klar war. Die Forschung unserer Tage stimmt in der Erkenntnis überein, daß Dareios seinen Ehrgeiz als Herrscher weit mehr in energisch betätigter Fürsorge für die wirtschaftliche Förderung einzelner Länder als in Aufspeicherung toter Schätze suchte. Es ist besonders hervorzuheben, daß die Ägypter, wenn sie auch von Persien sich loszureißen bestrebt waren, Dareios dennoch zu den größten Gesetzgebern ihres Vaterlandes zählten. Das von dem König gegebene Beispiel fand eifrige Nachahmer. Kein Volk des alten Orients darf sich rühmen, so viel Fürsorge für das Aufblühen der Feld-, Garten- und Waldwirtschaft und für die Mehrung der Bevölkerung an den Tag gelegt zu haben wie die Perser zurzeit des Dareios. Der König pflegte selbst, besonders in seinen jungen Jahren, einzelne Satrapien zu bereisen, um ihren wirtschaftlichen Fortschritt persönlich in Augenschein zu nehmen; später beauftragte er damit seine Vertrauten. Der gehobene Volkswohlstand in einer Satrapie wurde dem betreffenden Satrapen als Verdienst angerechnet und auch belohnt. Die iranische Nationalgewohnheit, künstliche Parkanlagen anzulegen, fand im ganzen Reiche Nachahmung. Noch in späterer Zeit rühmte man die Anlagen bei dem königlichen Palaste in Sidon. In dem berühmten Dekret an den Satrapen Gadatas von Magnesia äußert Dareios seine Zufriedenheit, daß Gadatas Pflan-

zen aus Babylonien in seinem Amtsbezirk eingeführt hat, und über die Pflege des edlen Gartenbaues in Kleinasien Aufschluß gibt. Auch die gepriesenen Gärten des Kimon in Athen sind wohl als Nachbildung persischer Anlagen anzusehen. Auf diese Weise hob sich der Wohlstand Vorderasiens derart, daß er erst von der Blütezeit des Abbasidischen Chalifats übertroffen ward.

Einzig steht die großartige Einwirkung des Königs auf die geistige Entwicklung der Perser da. Er war der Erzieher seines Volkes, der Urheber seiner Schrift und seiner bedeutsamen inschriftlichen Literatur, der Schöpfer seiner nationalen Kunst, der mächtige Schirmherr und Förderer der neuen Religion, die er selbst als arisch bezeichnet und zur nationalen Lehre erhob. Kyros gebürt das Verdienst, rohe Hirtenstämme zu einem Volk der Eroberer gesammelt zu haben, Kambyses blieb dem rohen Charakter des Volkes treu, an Dareios sowie an den achämenidischen Prinzen, Feldherren und Staatsmännern seiner Zeit wird man schon den Einfluß der babylonischen Kultur auf den veredelten arischen Einschlag gewahr. Die bevorzugte Stellung der Perser in Heer und Amt brachte es mit, daß die männliche Jugend schon von Kind an für ihren künftigen Beruf im Militär- und Zivildienst erzogen werden mußte. Die Nachrichten der Alten bestätigen, daß die Söhne der Perser in der Reitkunst, in Kriegsübungen, Wahrheitsliebe und alten Gesängen, die gewiß auch religiöse Satzungen enthielten, unterrichtet wurden. Besondere Sorgfalt wurde der Erziehung der Prinzen des königlichen Hauses zuteil, von denen die Kenntnisse religiöser Vorschriften und vollkommene Gewandheit in körperlichen Übungen verlangt wurde; ja auch die geistige Bildung wurde gefördert und der Schwester und Gemahlin des Dareios, Atossa, rühmte man unter den Griechen nach, sie hätte als erste unter den persischen Frauen Briefe geschrieben.

Eine hochwichtige Einrichtung, deren Ursprung auch auf Dareios zurückzuführen sein wird, war die königliche Kanzlei, der es oblag, über alle Zweige der Reichsverwaltung eine strenge Übersicht bis ins Detail zu führen. Es wurden streng offizielle und genaue Listen über die einzelnen Satrapien, die Reichseinkünfte, die Heeresverteilung und die königlichen Straßen geführt und Abschriften von denselben an hohe Beamte und militärische Stellen verteilt. Auf diese Weise sind uns kostbare Dokumente erhalten, wie das Satrapien- und Steuerkreiseverzeichnis des

Dareios, die mit einem modernen Reisekourier vergleichbare Beschreibung der von Sardes, beziehungsweise von Ephesos nach Susa führenden Königsstraße und später auch das Heeresverzeichnis des Heeres. Seit Kyros wurden Abschriften königlicher Dekrete in dem Reichsarchiv von Agbatana aufbewahrt, welches wohl erst durch Dareios seine innere Einrichtung erhielt, insonderheit die in ihrer Beschaffenheit stark an die große Behistun-Inschrift erinnernde Anordnung, daß wichtige Ereignisse und Begebenheiten aus der Regierungszeit eines jeden Königs, eine Art Reichschronik, die βασιλικαὶ διφθέραι des Ktesias, auf Schafhäuten für die Nachkommenschaft verzeichnet werden sollten. Bei den jüngsten Ausgrabungen der deutschen Orientgesellschaft in Babylon ist ein in babylonischer Sprache verfaßtes Fragment einer Kopie der großen Behistun-Inschrift zum Vorschein gekommen, ein Beweis, daß wichtige Ereignisse des Staatslebens auch in den Hauptstädten einzelner Satrapien mittels Inschriften zur Kenntnis der Bevölkerung gebracht wurden, damit die Erinnerung an sie für die Nachkommenschaft erhalten bliebe. Auch Verzeichnisse der königlichen Wohltäter oder Euergeten wurden amtlich geführt und aufbewahrt. Die Agenda der königlichen Kanzlei war eine umfangreiche, da seit Dareios alle königlichen Befehle auf schriftlichem Wege ergingen.

Unter allen Achämeniden, ja allen Gebietern des alten Iran, hat Dareios der Hystaspide am meisten um die Verewigung seiner Taten durch monumentale Bauten Sorge getragen. Während der Vorbereitungen zum Ausmarsch gegen die Skythen ließ er an beiden Ufern der Ausmündung des Bosporos aus dem Pontos zwei Säulen von weißem Stein aufrichten und — nach Herodot — „Namen hineinhauen, assyrisch auf der einen, hellenisch auf der anderen Seite, von allen Völkern, die er mit sich führte". Es liegt hier eine dem berühmten Heeresverzeichnis des Xerxes analoge Erscheinung vor, die „assyrisch", somit in der Keilschrift, und hellenisch ausgeführt war. Eine andere Inschriftsäule des Dareios, deren Inhalt, natürlich in freier Wiedergabe, uns Herodot erhalten haben will, wurde an den Tearosquellen in Thrakien aufgestellt. Die in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch den englischen General Jochmus an Ort und Stelle angestellten Nachforschungen blieben zwar erfolglos, aber die Ortsnotabeln wußten noch von einer „im Altsyrisch" verfaßten Inschrift zu erzählen.

Die großartigste unter den uns erhaltenen Inschriften des Dareios und zugleich die bedeutendste Felseninschrift der Welt, die sogar das berühmte Ankyraner Monument des Augustus in Schatten stellt, ist die in schwindelnder Höhe am Felsen von Behistun oder Bisutun in den drei bedeutendsten Sprachen des Reichs, der altpersischen, susischen und babylonischen, sorgfältig eingemeißelte Inschrift, die Sir H. C. Rawlinson als junger, der englischen Gesandtschaft in Teheran zugeteilter Offizier, im Verlaufe der Jahre 1836 bis 1844, unter steter Lebensgefahr und bloß mit Zuhilfenahme seines Binokels kopiert hat. Diese sogenannte große Inschrift von Behistun, im Vergleich mit den kleineren, von kulturgeschichtlich sehr wichtigen Skulpturen begleiteten Inschriften, erregte bereits im Altertum die Aufmerksamkeit der gelehrten Kreise und wurde von dem von Ktesias abhängigen Schriftstellerkreis samt der ganzen Felsenanlage der Semiramis der Sage zugeschrieben. Der steile, gegen Osten sich richtende Bergabhang, an dessen Fuß die uralte Heerstraße von Babylon nach dem Innern von Medien und nach Agbatana vorbeiführte, wurde in einer Höhe von mehr als 100 Meter künstlich geglättet und die auf diese Art hergestellte, senkrecht herabfallende Fläche horizontal in zwei Hälften geteilt, in deren oberer noch heutzutage die in dem Felsen eingegrabene kolossale Gestalt des auf seinem Throne sitzenden Königs, welcher seinen Fuß auf den Hals des auf der Erde liegenden Gaumata oder Pseudobardes setzt, sichtbar ist. Vor dem Könige sieht man neun Rebellenführer in einer und derselben Reihe, alle an einen einzigen Strick gebunden, mit entblößtem Kopfe, jeder in seiner nationalen Tracht; bloß der neunte und letzte, der Skythe Skunka, trägt auf dem Kopfe eine hohe spitze Bedeckung. Die untere Hälfte enthält die große Inschrift in drei Sprachen und sieben Abteilungen, worin Dareios Rechenschaft über seinen Kampf mit den Aufständischen und über den Skythenzug ablegt. Unbilden von nahezu zwei und einem halben Jahrtausend haben insonderheit dem babylonischen Text großen Schaden zugefügt; im Mittelalter nahm sogar ein Gießbach seine Richtung über denselben, weshalb die Anfangszeichen einzelner Zeilen leider an Stellen verwischt sind, die zur Erklärung entsprechender oder teilweise unverständlicher Äquivalente in den beiden übrigen Sprachen geeignet wären. Die von Rawlinson selbst besorgte Textausgabe diente bis in die jüngste Zeit als Grundlage der

Forschung, aber die nach und nach gewonnene Überzeugung, daß sich in diese und in die ursprünglichen Kopien, der peinlichsten Fürsorge des Kopisten zum Trotz, Fehler und Lücken eingeschlichen haben mußten, mit der Feststellung gepaart, daß die Felswand den zerstörenden Einflüssen der Witterung leider nicht genügend Widerstand leistet, ließen Stimmen nach einer in jedem Detail genau und mit den technischen Mitteln der Jetztzeit durchzuführenden Revision des Textes der Inschrift laut werden. Nach dem ersten, von schönem Erfolge gekrönten Versuch des amerikanischen Orientalisten A. V. Williams Jackson sahen sich die Trustees des British Museum veranlaßt, im Jahre 1904 L. W. King und R. C. Thompson mit einer neuen Kollation zu beauftragen. Beide Gelehrte ließen sich auf einem Schwebegerüst aus Brettern und Maultiergurten mittels eines etwa 70 Meter langen Seiles, das über der Inschriftennische befestigt war, herab und brachten auf diese Weise die äußerst schwierige Kollation binnen weniger Wochen zum Abschluß. Es liegt nahe anzunehmen, daß der König noch mehrere Denkmäler dieser Art an verschiedenen Orten seines Reiches errichten ließ, in denen er über sein Wirken sowohl den Zeitgenossen als auch der Nachwelt Bericht erstattete. Die in Babylon zum Vorschein gekommene Kopie der babylonischen Version der großen Inschrift spricht beredt für diese Vermutung.

Eine besondere persische Schrift wird erst unter Dareios erwähnt und auf diese Tatsache fußt die von F. H. Weißbach vertretene Ansicht, daß Dareios sie als eine Vereinfachung der neususischen Schrift eingeführt hat. Seit Dareios I. kommt diese Schrift in zahlreichen Inschriften vor, der die meisten und unter diesen wiederum die größte, wie wir gesehen haben, ihm gleichfalls ihren Ursprung verdanken. Dareios sagt selbst, daß er Inschriften „in anderer Weise (?), nämlich auf arisch, was vormals nicht war", hat verfassen lassen. Im Vergleich mit der neubabylonischen und susischen Keilschrift bedeutet die altpersische Schrift einen großen Fortschritt, da sie den konsonantischen Charakter trägt und von Ideogrammen nahezu ganz absieht; sie scheint aber lediglich zu monumentalen Zwecken verwendet worden sein, da im westlichen Teile des Reichs die aramäische Sprache und Schrift nahe allgemein zur Verwendung kam.

Dareios ist auch der Urheber der ersten, den wirtschaftlichen Verhältnissen der Zeit Rechnung tragenden Münzwährung. Es

schwebte ihm dabei das staatsmännisch hohe Ziel vor, in der neuen Münze einen allgemeinen, für das Gesamtreich ausschließlich gültigen Wertmesser einzuführen, dem gegenüber die bisher im Umlauf befindliche Münze einzelner Reichsteile zur Bedeutung einer Lokalmünze herabgedrückt werden sollte. Zu diesem Zwecke ließ Dareios möglichst feine goldene Münzen prägen und schloß sich im allgemeinen eng an das lydische Münzsystem des Kroisos an. Der Wertunterschied zwischen Gold und Silber wurde nach F. H. Weißbachs jüngsten Erörterungen im Verhältnis von $13^1/_3:1$ festgelegt. Das Recht, Goldmünzen zu prägen, behielt sich Dareios als sein Regal vor; den Satrapen und den lokalen Herrschern wurde das beschränkte Recht der Silberprägung überlassen. Vor Dareios besaß Persien keine eigenen Münzen; diesem Umstande und dem Namen δαρεικός entnimmt man mit Fug und Recht, daß die unter diesem Namen kursierende Münze erst Dareios prägen und in Umlauf setzen ließ. In enger Anlehnung an das Münzsystem des Kroisos führte Dareios das Hauptgoldstück im Gewicht eines Doppeltalers und neben ihm den Silbersiglos als Reichsmünzen ein, so daß ein Dareikos 20 Silbersiglen gleich war; neben dem Silbersiglos blieb die lokale Silbermünze bestehen.

*

Nach Dareios' staatsmännischer Idee sollten sich die Perser von den von ihnen beherrschten Völkern außer durch ihre herrschende politische Stellung und durch den stark ausgeprägten nationalen Sinn noch durch das Bekenntnis zu der als die Religion des königlichen Hauses und des persischen Volkes geltenden Lehre unterscheiden. Des Dareios Vater Hystaspes ist jener Vistaschpa der avestischen heiligen Sage, unter dessen Schutz die Lehre aufgekommen war; jetzt, nachdem ihr Dareios den höfischen und nationalen Charakter verliehen, werden wohl einzelne ihrer Satzungen in ein System gebracht worden sein, dessen Grundzüge in den Inschriften des Dareios, speziell in deren Eingangsformeln, erhalten sind. Nach und nach bahnt sich die Erkenntnis den Weg, daß sich auch die Lehre des sogenannten Zarathuschtra aus den ursprünglichen einfachen Satzungen der Arier gebildet hat und daß ihre Entwicklung mehrere Stufen aufweist. Eine dieser Entwicklungsstufen wird durch die religiös-politischen Maßnahmen des Dareios I. charakterisiert, die sich

in äußeren Formen, insonderheit in bezug auf die Begräbnisart persischer Könige, von den Satzungen des Avesta unterscheiden.

Dareios selbst bezeichnet die Lehre, welche er von seinem Vater vererbt hat, als „arisches Gesetz". Der höchste Gott dieses „Gesetzes" heißt nicht mehr Baga mazda, sondern Auramazda, „der hehre Gott" der jüngeren Linie der Achämeniden, durch dessen Gnade Dareios die Herrschaft zugefallen war. Auramazda hat Dareios die Herrschaft verliehen, in seinem Namen übte dieser sie aus. Durch Auramazdas Gnade wurde das Land von Dareios verwaltet, Auramazda gewährte dem Dareios Hilfe, damit er die Herrschaft erlangte, durch Auramazdas Gnade hat Dareios seine Gegner zum Boden geworfen — überhaupt alles, was Dareios vollbracht hatte, geschah durch Auramazdas Gnade. Demjenigen, der den Inhalt der großen Behistun-Inschrift nicht dem Volke verbergen, sondern verkünden werde, möge nach dem Schlußgebet des Königs Auramazda ein Freund sein; den aber, der das Gegenteil tun wird, möge Auramazda schlagen und sein Geschlecht ausrotten.

Dies sind Attribute des „Gottes der Arier", den Dareios in seinen Inschriften den „übrigen Göttern" voranstellt. Mit Recht konnte Dareios seinen Gott als „arisch" bezeichnen, da der Ursprung des Auramazdakultes tief in die arische Vorzeit hinabreicht. Unter der Form Assaramazasch wird eine den Assyrern fremde Gottheit bereits unter Assurbanipal erwähnt, die wir mit Hommel dem Auramazda gleichsetzen dürfen. Die von Dareios im arischen Teil des großen Reichs mit allen ihm zu Gebote stehenden Machtmitteln geförderte Lehre war sonach in ihrer Grundlage eine polytheistische. Ihre politische Bedeutung lag in dem Gesetze, das Dareios als Richtschnur für seine Handlungen galt. Die Behistun-Inschrift bietet seinen Inhalt: „Nach dem Gesetze, sagt Dareios, herrschte (?) ich, und weder . . ., noch . . . . . . Unrecht . . . . Einem Mann, welcher meinem Hause gedient hat (?), den habe ich sehr behütet, und wer schadete (?), den habe ich sehr geschlagen. Unrecht habe ich keinem . . . . getan." Wenn auch diese Stelle in bezug auf das richtige Verständnis noch sehr viel zu wünschen übrig läßt, so ist doch der Schluß zulässig, daß hier weniger staatsbürgerliche als religiöse oder kultische Verpflichtungen gemeint sind. Aber Dareios hat aus diesen Verpflichtungen den politischen Vorteil gezogen, indem er sie mit jenen gegen sein Haus verband,

somit zu einer alle Perser bindenden Regierungsform erhob und jedes Vergehen gegen dieselbe als Staatsverbrechen, als „Lüge", betrachtete.

Alle aus Inschriften des Dareios, aus Angaben der Griechen und einzelnen aus der älteren Zeit in der Avestaliteratur geretteten Satzungen gewonnenen religiösen Tatsachen bestätigen, daß das böse Prinzip der Zeit des Dareios und der von diesem begünstigten arischen Lehre noch fremd war. In der Hauptsache war ursprünglich diese Lehre ein ethisch durchgebildeter Sonnen- und Mondkult, wobei dem Mond in der Gestalt des Halbmonds oder der Mondscheibe das Haoma-Opfer dargebracht wurde, das Feuer aber als Abbild der Sonne die göttliche, die Finsternis verscheuchende Sichel bedeutet.

Trotz seinem Eifer für die neue königliche Religion bezeugte Dareios seinen staatsmännischen Blick in der Behandlung nationaler Kulte der einzelnen Völker, die in ihrem religiösem Empfinden und allen äußeren Kultformen unbehindert blieben. Den Juden erteilte er seine Einwilligung zur Wiederherstellung des in seinem Ausbau zurzeit des Kyros ins Stocken geratenen Tempels von Jerusalem, in der Oase Chargeh stiftete er selbst den noch heutzutage erhaltenen Tempel des thebäischen Amon.

*

Auch als Bauherr hat Dareios eine umfangreiche Tätigkeit entwickelt und Werke hinterlassen, die noch jetzt in ihren Trümmern die größte Bewunderung erregen. Bereits nach seinem Siege über die iranischen Empörer berief er ägyptische Baumeister an seinen Hof und beauftragte sie mit dem Bau eines neuen Palastes in Persepolis. Damit war eine rege Bautätigkeit, zumeist in Persepolis und Susa, ins Leben gerufen und dieser Baulust des Dareios verdanken die Perser ihren ältesten nationalen Stil, der zwar von fremden, babylonischen, ägyptischen, griechischen und vielleicht auch phönizischen Mustern abhängig war, aber es vorzüglich verstand, den physischen Verhältnissen der persischen Kernländer gerecht zu werden, und daher in unseren Augen trotz merklicher Entlehnungen, soweit die auf uns überkommenen Überreste einen Schluß zulassen, als eine selbständige Kunstrichtung erscheint. Es gilt daher mit Recht Dareios I. als Schöpfer der persischen Kunst.

Auch die Grundlage der großartigen Bauten des Dareios

in Persepolis ist der nach assyrischem Muster sehr geräumige, die Umgebung überragende und geebnete Platz. In geringer Entfernung von dem Westrand ließ für sich der König einen Palast erbauen, dessen Größenverhältnisse und Grundriß noch jetzt gut zu erkennen sind. Der Palast war gegen Süden orientiert und besteht aus einer in derselben Richtung offenstehenden und von zwei Säulenreihen getragenen Vorhalle, die von zwei quadratischen, bloß aus der Vorhalle zugänglichen Räumen mit vollen Wänden geschlossen wird, aus einem weiteren quadratischen Innenraum, dessen Decke auf sechzehn in vier Reihen geordneten Säulen ruhte und beiderseits von mehreren kleineren Räumen umgeben war. Der große quadratische Raum war der wichtigste Teil des Palastes und hieß nach einem Teil des in ihm einst aufgestellt gewesenen Thrones apadana. Im Hintergrunde war noch ein großer abgeschlossener Saal mit Nebenräumen. Skulpturen und Inschriften schmücken noch jetzt die Wände des Palastes; unter den Skulpturen findet man öfters das im Stein gehauene Bild des Dareios. Berühmt ist das Bild des mit dem Löwen ringenden Königs.

Etwa in der Mitte der geebneten Fläche ist ein mächtiger Torbau, von dem drei als Torflügel zu denkende Pfeilerpaare erhalten sind; er diente als Eingangshalle der berühmten „Hundertsäulenhalle", eines riesigen, von hundert Säulen getragenen Festsaales, der an drei Seiten durch eine massive, mit zwei Türeingängen versehenen Mauer abgeschlossen ist, sich gegen Norden aber mit einer breiten Vorhalle von zweimal acht Säulen öffnet. Der ganze Bau ist aus weißem Marmor ausgeführt und, ein Wunderwerk ersten Ranges, mit seiner breiten Freitreppe und der Pracht der aufrechtstehenden Säulen und Wände noch heute großartig; er trägt seit dem späteren Mittelalter den Namen Tschihil Menare (= vierzig Säulen).

Die breite von dem Flusse Pulwar bewässerte Talmulde von Persepolis umrahmen beiderseits mächtige Berglehnen, in denen sich die von Dareios errichteten Felsengräber der Achämeniden befinden. Der König errichtete nordwestlich von Tschihil Menare für sich eine nach phrygischer Art in den Felsen gehauene Grabkammer, hoch über der Erde, die, jetzt Nachsch-i-Rustem genannt, noch heute das höchste Interesse des Fremden erregt.

Bis in sein Greisenalter blieb Dareios rüstig und noch nach der Schlacht bei Marathon wollte er in Person an den ge-

planten Zügen gegen Athen und Ägypten teilnehmen. Dies war Veranlassung, daß er, dem bei den Persern herkömmlichen Gesetze gemäß, die Regelung der Thronfolge vornahm. Die von ihm getroffene Entscheidung fiel zugunsten des ältesten Sohnes der Atossa, Xerxes, des ersten Sohnes, der Dareios als König geboren wurde. Bald darauf, 486 v. Chr., segnete er nach sechsunddreißigjähriger Herrschaft das Zeitliche.

Eine der größten Gestalten in der Geschichte des alten Orients schied mit dem Sohne des Hystaspes aus dem Leben. Als erster unter den Eroberern Vorderasiens hat Dareios seine Waffen über die Meerengen nach dem europäischen Westen hinübergetragen, aber seine Größe lag weit mehr in den Werken des Friedens: in der Befestigung seines mühevoll und in heißen Kämpfen wiedereroberten Reiches, das er aus einem losen Staatenverband in ein festgefügtes Ganze verwandelte, und in allseitiger Förderung des Wohlstandes der von ihm beherrschten Völker. Seine Herrschaft war eine stramme, im Ganzen war aber Dareios wohlwollend, gerecht, in zahlreichen Fällen auch großmütig. In all seinem Benehmen ist ein grundsätzlicher Unterschied gegen das Wüten der Assyrer und die Rücksichtslosigkeit der Babylonier nicht zu verkennen. Seine Erfolge waren auch danach beschaffen; die Bildung und Gesittung der Perser haben sich durch sein Zutun merklich gehoben, aber alles, was der große König schuf, befand sich in vollem Einklang mit der nationalen Eigenart seines Volkes, das er dem Kulturkreis der gebildeten Mittelmeervölker näher gebracht hat. Sein Andenken lebt nicht nur in der Geschichte, sondern, allen Stürmen der Zeiten zum Trotz, auch in der sasanidischen und mohammedanischen Tradition. Als Dara ist Dareios der einzige, der Tradition seines Volkes bekannte Repräsentant der einstigen Größe der Achämeniden.

Druck von Hartmann & Wolf in Leipzig.

Wissenschaftliche Neuigkeiten

aus dem Verlage der

J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung

in Leipzig

Nr. 5 **Januar 1909**

Diese Verzeichnisse stehen unberechnet und portofrei zu Diensten. — Auch zur Ansicht können die Werke von der Mehrzahl der Buchhandlungen vorgelegt werden.

Mit Band 21 kam soeben zum Abschluss:

Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche.

Begründet von J. J. Herzog.

In dritter, verbesserter und vermehrter Auflage unter Mitwirkung vieler Theologen u. anderer Gelehrten herausgegeben von

Professor D. **Albert Hauck.**

21 Bände. gr. 8°. M. 210 —; in Halbfranz geb. M. 252 —

So ist denn dieses Hauptwerk deutscher theologischer Forschung — etwa 400 Gelehrte sind daran beteiligt — dieses Zeugnis einmütiger Zusammenarbeit verschiedenster Richtungen, glücklich vollendet! — Das etwa eine halbe Bandstärke erreichende Register wird noch gegen Ostern 1909 nachfolgen und den ganzen Reichtum des Gebotenen erst voll zur Geltung bringen; der Satz hat bereits begonnen.

Ein Orientierungsheft mit Probeseite des Registers und dem genauen Inhaltsverzeichnis, geordnet nach den Herren Mitarbeitern, wozu diese auch biographische Daten zu geben die Freundlichkeit hatten, steht auf Wunsch kostenlos zur Verfügung.

Über das Werk, das auf über 17000 Seiten mehr als 4300 Artikel bietet, äussert sich ein angesehener Theologe, den wir um sein Urteil baten, u. a. folgendermassen:

„Was hier zustande gekommen ist, kann tatsächlich als ein getreues Bild protestantischer wissenschaftlicher Theologie unserer Tage gelten. Dies zu geben, ist des Werkes Zweck. Es will nicht so sehr ein bequem antwortendes Nachschlagebuch sein — auch nach dieser Seite wird es durch das sorgfältig ausgearbeitete im Druck befindliche Register hervorragende Dienste leisten —, es bietet vielmehr neben kurzen, registrierenden Artikeln über mehr nebensächliche Dinge eine Sammlung von zusammenfassenden Abhandlungen und Monographien. Diese Sonderart der Realencyklopädie unterscheidet sie wesentlich von allen anderen Werken ähnlicher Art, wie dem Sammelwerk katholischer Theologie von Wetzer und Welte, sowie dem als Nachschlagewerk geplanten Unternehmen von M. Schiele oder den von engeren Gesichtspunkten aus angelegten kleineren Werken von Zeller, Meusel, Zöpffel oder auch von den nur begrenzte Gebiete umspannenden Realwörterbüchern und Encyklopädien . . .

Die Realencyklopädie ist also ein wissenschaftliches Sammelwerk, das nicht nur für grosse Bibliotheken bestimmt ist, sondern sich so recht für die Handbibliothek jedes Theologen eignet, der nicht gänzlich auf wissenschaftliches Arbeiten verzichtet."

Harnack, D. Dr. Adolf, Professor an der Univ. Berlin:

Beiträge zur Einleitung in das Neue Testament. gr. 8°.

I. Lukas, der Arzt, der Verfasser des dritten Evangeliums und der Apostelgeschichte. (VII, 160 S.) 1906. M. 3.50; geb. M. 4.30

Prof. Lic. Dr. C. Clemen, Bonn, in der Theolog. Rundschau (1907, Nr. 4):

„Was H. über die Aufzeichnung der evang. Tradition überhaupt ausführt, ist von seiner Hauptthese ganz unabhängig und schlechthin mustergiltig. Hier feiert seine bewundernswerte Kunst, geschichtliche Erscheinungen in ihrer Eigentümlichkeit zu erfassen und verwickelte Zusammenhänge mit genialem Scharfblick aufzulösen, wieder wahre Triumphe. Wie zutreffend werden hier die einzelnen Evangelien charakterisiert, wie fein die Bedeutung, die das erste später gewann, erklärt!"

II. Sprüche und Reden Jesu. Die zweite Quelle des Matthäus und Lukas. (IV, 220 S.) 1907. M. 5 —; geb. M. 5.80

Prof. D. R. Knopf, Wien, in der Christl. Welt (1907, Nr. 46):

„H. rekonstruiert und untersucht die Quelle von Reden und Sprüchen Jesu, die im ersten und dritten Evangelium verarbeitet ist, mit einer bisher noch nicht versuchten Genauigkeit: eine ausserordentlich wertvolle Untersuchung, die unmittelbare Bedeutung für Kernfragen der historischen Theologie, der Persönlichkeit Jesu, hat."

III. Die Apostelgeschichte. (VI, 225 S.) 1908. M. 5 —; geb. M. 5.80

Prof. D. Dr. H. Holtzmann in der Deutschen Literaturzeitung (1908, Nr. 18):

„Unter allen Umständen ist durch die vorliegende Veröffentlichung dem schon im Urteil der alten Kirche etwas zu kurz gekommenen Buche vollste Wertung zuteil geworden . . . Dazu kommt im ganzen die richtig gegriffene Formulierung und Durchführung des leitenden Gedankens, im einzelnen eine Menge von überraschenden, anregenden und belehrenden Behauptungen, die das Buch ohne Zweifel zu einem Ausgangspunkt für neue Fragestellungen und Urteilsbildungen auf lange hinaus machen werden."

Eingehend hat sich u. a. auch Prof. D. W. Bousset, Göttingen, in einem 20 Seiten umfassenden Aufsatz der Theol. Rundschau (1908, Heft 6) geäussert. Die prinzipielle Bedeutung der Arbeit sieht er darin, dass H. „den sich jagenden Versuchen, die Arbeit des Verfassers der Apg. fast für jeden Vers auf seine Vorgänger aufzuteilen und ihn nur als mühsam arbeitenden Redakter zu verstehen, ein energisches Halt zugerufen, und dass er in so eindringlicher Weise den schriftstellerischen Charakter des Lukas in helles Licht zu setzen versucht hat."

Die drei Teile erschienen auch in einem Bande als:

Untersuchungen zu den Schriften des Lukas.

M. 13.50; in Leinen geb. M. 15 —

Harnack, D. Dr. Adolf, Professor an der Univ. Berlin:

Das Wesen des Christentums. Sechzehn Vorlesungen, vor Studierenden aller Fakultäten im Wintersemester 1899/1900 an der Universität Berlin gehalten. 56.—60. Tausend. **Durch Anmerkungen vermehrt.** Mit neuem Vorwort. (XII, 189 S.) gr. 8°. 1908. M. 2 —; kart. M. 2.50; in Leinen geb. M. 3 —; in Liebhaberband M. 5 —;

Anmerkungen allein (XVI S.) M. — 10

— **Irenäus'** Schrift zum Erweise der apostolischen Verkündigung s. S. 21 und 23.

Die religiöse Erfahrung in ihrer Mannigfaltigkeit. Materialien und Studien zu einer Psychologie und Pathologie des religiösen Lebens. Von Prof. Dr. William James. Ins Deutsche übertragen von Prof. D. Dr. Georg Wobbermin. (XXI, 472 S.) 8°. 1907. M. 6 —; in Leinen geb. M. 7 —

Prof. Dr. R. Grützmacher, Rostock, in der Theologie d. Gegenwart (1908, 2)

„Das ist ein Werk, für das unser Wort interessant, um seiner Abgeschliffenheit und häufigen Verwendung willen, kaum hinreicht; jeder, der nur etwas Sinn für Eigenartiges, Seltenes, ins Pathologische Streifendes hat, wird von Anfang bis zu Ende durch die Menge des aus lebendigen und geschichtlichen Beobachtungen gesammelten Stoffes gespannt werden . . . Das Buch stellt aber auch nach zwei Seiten Probleme: einmal regt es an zu einer Abgrenzung und Sicherstellung der gesund religiösen Phänomene gegenüber den pathologischen, dann aber auch zu einer Feststellung des Verhältnisses von Religionspsychologie zu Religionsmetaphysik und Dogmatik. In dieser zweiten Richtung laufen auch die Äusserungen und Forderungen, die Wobbermin einleitend darbietet."

Prof. D. Wilh. Schmidt, Breslau, urteilt auf S. 314 seines Buches „Die verschiedenen Typen religiöser Erfahrung und die Psychologie", in dem er sich eingehend mit James auseinandersetzt, über diesen:

„Der von dem verdienstvollen Forscher auf dem Gebiete der Psychologie, William James, eingeschlagene Weg hat den Wert einer erstmaligen Rekognoszierung im grossen eines so gut wie noch unbeschrittenen Versuchsfeldes und ist als solcher von nicht zu unterschätzender pädagogischer Bedeutung. Dadurch, dass er von den verschiedensten Daten aus den Zugang zu dem Phänomen nicht nur erwägt, sondern wirklich betritt, Schritt für Schritt verfolgt, tatsächlich erprobt, wird sein Unternehmen, zumal in dem Stadium von heute, wertvoll und lehrreich."

Zeitschrift für Religionspsychologie (Band II, Heft 6):

„Wir wissen dem Übersetzer Dank, dass er bei der Übersetzung, dem Geiste des Verfassers folgend, in Form und Inhalt in jeder Weise Vollendetes geboten und zweifellos damit der Religionspsychologie in Deutschland einen grossen Dienst erwiesen hat."

Eingehende Besprechungen brachten ferner u. a.: Prof. D. S. Eck, Giessen, in der Theol. Literaturzeitung (1907, Nr. 24); Priv.-Doz. Lic. Dr. M. Scheibe, Leipzig, in der Theol. Rundschau (1908, Heft 2); Dozent Lic. Th. Steinmann, Gnadenfeld, in Religion und Geisteskultur (I. Band, Heft 4).

Kleinert, Professor D. Dr. Paul, Berlin:

Musik und Religion, Gottesdienst und Volksfeier. Rückschau und Ausblick. (VII, 106 S.) 8°. 1908. M. 1.60; geb. M. 2.50

Prof. D. Otto Baumgarten, Kiel, in der Evang. Freiheit (1908, Heft 10):

„In entzückender, selbst musikalischer Sprache und mit seltner musikalischer Feinfühligkeit vermag K. Musik und Religion, Gottesdienst und Volksfeier in ihrer notwendigen Verbundenheit darzutun. Eine Fülle neuer Gesichtspunkte wird in anmutigster Weise mit der Charakteristik der führenden Musiker verbunden — eine wundervolle Einführung in die Geschichte der Kirchenmusik."

Theologisches Literaturblatt (1908, Nr. 38):

„Die für jeden Gebildeten klar und anschaulich geschriebene Schrift zu lesen, muss sonderlich einem Theologen eine Erquickung und Freude sein, zumal sie auch in hervorragender Weise dazu helfen kann, dass der weitverbreiteten gänzlichen Unkenntnis in der „altera theologia" weniger würde, wenn man sich Kl.'s Schrift namentlich in ihrem hochinteressanten historischen Teil zum Studium dienen liesse. Dann würden auch seine vielen praktischen Anregungen nicht vergeblich geschrieben sein."

Kleinert, Professor D. Dr. Paul, Berlin: **Homiletik.** (VI, 240 S.) gr. 8°. 1907. M. 3 —; in Leinen geb. M. 3.80

Prof. D. Julius Smend, Strassburg, in der Deutschen Lit.-Zeitung (1908, Nr. 10):

„Was dies Buch so lesenswert macht, ist neben der aussergewöhnlichen Weite des Gesichtskreises die seltene fachliche und allgemeine Belesenheit, über die der Verf. verfügt, der feine Geschmack, kraft dessen er die Ergebnisse seines eindringenden Nachdenkens und Beobachtens in gewähltester Form darzubieten weiss, und die überaus geistreiche Diktion . . . Dazu kommt ein auf so engem Raum nur selten anzutreffender Reichtum lehrreicher Beispiele."

In welch glücklicher Weise es dem Verf. gelungen ist, Theorie und Praxis zu fördern, erhellt aus den folgenden zwei Urteilen. In einem 20 Seiten umfassenden Aufsatz der Theolog. Rundschau sagt

Prof. D. Heinrich Bassermann, Heidelberg (1908, Heft 3 u. 4):

„Man merkt es diesem geistvollen Buche an, dass es aus einer gründlichen Beschäftigung mit den eigentlichen Problemen der Homiletik erwachsen ist; es begnügt sich nicht mit einem geistreichen Reden um diese Probleme herum und verliert sich auch nicht in unfruchtbare und kleinliche Erörterungen von untergeordneten Nebenpunkten, über die die Theorie wenig sagen kann. Mit einem Worte, diese Homiletik ist wirklich als Theorie d. h. systematisch gedacht." Und

Prof. Lic. Fr. Niebergall schreibt in der Evang. Freiheit (1908, Heft 3):

„Mir will als umfassendes Kennzeichen dieser Homiletik das erscheinen: sie ist wirklich ein ganz praktisches Buch. Denn sein Schwergewicht beruht auf der Stoff- und vor allem auf der Formenlehre. Und darin steht so überaus viel Gutes und Bewährtes, dass man auch als älterer Prediger immer wieder auf neue und wichtige Bemerkungen stossen wird."

Leipoldt, Lic. Dr. Johannes, Priv.-Doz. an der Univ. Halle: **Geschichte des neutestamentlichen Kanons.** gr. 8°. 1907/08.

I. Die Entstehung. (VIII, 288 S.) M. 3.60; geb. M. 4.50

II. Mittelalter und Neuzeit. (IV, 181 S.) M. 2.40; geb. M. 3.30

Literarisches Zentralblatt (1908, Nr. 31):

„Diese Kanonsgeschichte hat unstreitig ihre besondere Bedeutung . . . Die einzelnen Gruppen neutestamentl. Bücher werden von vornherein getrennt behandelt, und zwar in der Reihenfolge, wie sie heilige Schriften geworden sind: Apokalypsen, Evangelien, Apostelbriefe und Apostelgeschichten. Diese Methode erscheint sehr glücklich. Sie trägt wesentlich zu der Klarheit und Übersichtlichkeit bei, die einem in dem ganzen Werke in wohltuender Weise entgegentreten. Durch sie werden die Motive der Kanonisierung in ein besonders helles Licht gestellt. Sie hat es ermöglicht, dass das Werk nicht nur den Theologen von Fach, sondern allen denen zur förderlichen Lektüre empfohlen werden kann, die mit historischem Interesse an das N.T. herantreten . . . Der kleingedruckte Text enthält eine so grosse Anzahl geschickt ausgewählter Quellenstellen und weist auf die vorhandenen Probleme mit solcher Offenheit und Gründlichkeit hin, dass auch der eingeweihte Theologe bei dem Studium auf seine Rechnung kommt . . . Die Geschichte des Kanons in Mittelalter und Neuzeit ist in einer Ausführlichkeit dargestellt, die ihresgleichen noch nicht gehabt hat. — Zu der wissenschaftlichen Gründlichkeit, Unbefangenheit und Vorsicht kommt ein feines Verständnis für die Lebensinteressen der Kirche und des einzelnen Frommen an der Bibel und ihrer Geschichte und für ihre modernen Nöte, so dass die Lektüre des Buches für uns von Anfang bis zu Ende ein ungetrübter Genuss war."

Soeben erschien:

Gregory, D. Dr. Caspar René, Professor an der Univ. Leipzig: **Einleitung in das Neue Testament.** (VI, 804 S.) gr. 8°. 1909. M. 10 —; in Leinen geb. M. 11.20

Heisenberg, Dr. August, Honorarprofessor an der Univ. Würzburg: **Grabeskirche und Apostelkirche.** Zwei Basiliken Konstantins. Untersuchungen zur Kunst und Literatur des ausgehenden Altertums. 2 Bände. Lex.-8°. 1908. M. 40—; geb. M. 45—

I.: Die Grabeskirche in Jerusalem.

II.: Die Apostelkirche in Konstantinopel.

(VIII, 234 S., 14 Taf. u. 14 Fig.; VIII, 284 S., 10 Taf. u. 3 Fig.)

Dr. H. Bergner in der Theolog. Literaturzeitung (1909, Nr. 1):

„Es gehört der ganze Mut, Spürsinn und kritische Scharfblick eines zugleich nüchternen und einbildungsreichen Gelehrten dazu, um eine Aufgabe zu lösen, an der alle Vorgänger gescheitert sind. H. erörtert zunächst die schriftlichen Quellen. In einer meisterhaften Exegese bringt er den Bericht des Eusebius in Ordnung, der im allgemeinen über die Lage und Bedeutung der konstantinischen Bauten orientiert . . . (In Band II) gibt H. auf S. 172—268 eine ungemein sorgfältige Ikonographie der Bilder . . . Hier bringt fast jede Seite neue Erkenntnisse. Und vor allem gewinnt Byzanz seinen historischen Ehrenplatz zurück. Hatte man es bisher in dem Streit „Orient oder Rom" noch in weitem Bogen umgangen, so erweist es sich nun für die justinianische Zeit als Mittelpunkt der spätgriechischen Kultur und als Quellort unzähliger Kunstvorstellungen, die das ganze Abendland auf Jahrhunderte hinaus befruchteten . . . Beide Bände sind in einer wirklich meisterhaften Prosa geschrieben, breit, behaglich, ruhig u. vornehm auch irrenden Vor- u. Mitarbeitern gegenüber. Auf gleicher Höhe stehen Druck u. Ausstattung."

Kleinert, Professor D. Dr. Paul, Berlin:

Zur christlichen Kultus- und Kulturgeschichte. Neue, wohlfeile Ausgabe. (III, 330 S.) 8°. M. 2.50; geb. M. 3.50

Inhalt: Über die Anfänge der christl. Beredsamkeit. — Das erste Werden des deutschen Kirchenliedes. — Schweifende Kleriker im Mittelalter. — Luther im Verhältnis zur Wissenschaft und ihrer Lehre. — Vom Anteil der Universität an der Vorbildung fürs öffentliche Leben. — Beziehungen Friedrichs des Grossen zur Stiftung der Universität Berlin. — Grundsätze evangelischer Kirchenverfassung.

Ninck, Johannes: **Jesus als Charakter.** Eine Untersuchung. (VIII, 376 S.) 8°. 1906. M. 3.50; geb. M. 4.50

„Ninck will durch sorgfältige psychologische Analyse zu einer schärferen Erfassung der Persönlichkeit Jesu beitragen. Dass er damit ein Thema trifft, das durch die hochgespannten theologischen Debatten der Gegenwart in den Brennpunkt des allgemeinen Interesses gerückt ist, leuchtet sofort ein . . . Unbefangen wird er den Forschern von rechts und von links gerecht. Um so dankbarer wird man die wertvolle Gabe begrüssen, die Frucht einer gründlichen Gedankenarbeit, bewundernswerter Belesenheit, liebevoller Versenkung in den Gegenstand. Viele Goldkörner finden sich in den einzelnen Kapiteln, aber das Wichtigste ist die klärende Gesamtanschauung von der Person Jesu." Ludwig Schneller, Köln.

Becker, Lic. Dr. Hans: **Augustin.** Studien zu seiner geistigen Entwicklung. (IV, 156 S.) gr. 8°. 1908. M. 3—; geb. M 4—

„B.'s. Studie ist auch insofern wertvoll, als er nachweist, wie die „Bekehrung" Augustins keineswegs einen absoluten Bruch mit der Vergangenheit bedeutet und nicht so plötzlich vor sich ging, wie man gewöhnlich annimmt. Gerade in der Entwicklung des inneren Lebens dieses „Titanen in der Geisteswelt" liegt der Nerv dieser überaus fleissigen und durch sorgfältige Quellenzitate bereicherten Schrift, die einen Fortschritt in der Erfassung dieser epochemachenden Persönlichkeit gegenüber den Vorarbeiten markiert." Reformation (1908, Nr. 10).

Havekoss, August: **Gewissensfriede.** Ein Wort zur kirchlich-religiösen Not der Gegenwart. (III, 170 S.) 8°. 1907. M. 2 —; geb. 3 —

Das Buch steht über dem Gegensatz der theologischen Richtungen: Die „Allgem. Ev.-luth. Kirchenzeitung" hat es in zwei 7 Spalten umfassenden Artikeln eingehend gewürdigt, und Prof. Fr. Niebergall-Heidelberg hat es in einer längeren Besprechung warm empfohlen. Er rühmt an dem „sehr eindrucksvollen Buche" unter anderem die „mit feinem und gerechtem Verständnis" gegebene psychologische Analyse der Rechtfertigungslehre.

Hilbert, Gerhard: **Christentum und Wissenschaft.** Sechs Vorträge. (III, 176 S.) gr. 8°. 1908. M. 2 —; geb. M. 3 —

Aus der Einführung „Wir behaupten: Christentum und Wissenschaft sind nicht widereinander, sondern füreinander! Den Beweis für diese Behauptung zu erbringen, wollen die folgenden sechs Vorträge versuchen. Es soll zunächst untersucht werden, ob die moderne Kosmologie, Biologie und Psychologie mit dem christlichen Gottesglauben vereinbar sind; sodann sollen die wichtigsten Aussagen der Christenheit über Person, Werk und Auferstehung Jesu Christi in Kürze daraufhin geprüft werden, ob sie sich wissenschaftlich halten lassen."

Die Einleitung steht als achtseitiger Prospekt kostenlos zu Diensten.

„Die Lektüre dieses Buches ist unbedingt zu empfehlen. Der Aufbau ist einfach und klar, die Beweisführung von wohltuendem Fortschritt, die Art der Darstellung frisch und lebensvoll . . . Das Buch ist so voll von treffenden Bemerkungen, kritisiert die materialistischen Behauptungen so ausgezeichnet, stellt die Unabhängigkeit unsrer geistigen Persönlichkeit auf so feste Füsse und ist in der christlichen Schlussverkündigung so originell, dass die Lektüre eben so fördernd als kurzweilig ist." Evang.-protestant. Kirchenblatt (1908, Nr. 24).

Ihmels, D. Ludwig, Professor an der Univ. Leipzig: **Eins ist not.** Predigten, gehalten in der Universitätskirche zu Leipzig. Zweite Auflage. (VII, 239 S.) gr. 8°. 1907.
M. 2.20; in Leinen geb. M. 3.20; mit Goldschnitt M. 3.60

Evangelische Kirchenzeitung (1907, Nr. 29):

„Tiefe Gedankenarbeit und enge Verknüpfung des Textes mit dem persönlichen christlichen Leben zeichnen diese Predigten aus. Der Verf. führt die Gemeinde in das Verständnis des göttlichen Worts hinein und baut die Predigt stets auf eine genaue Erklärung des Textes auf. Fein versteht er es auf die Bedenken und Einwände des Menschenherzens einzugehen . . . Er verteidigt dabei nicht bloss die christliche Wahrheit, sondern er zeigt auch den Suchenden die Wege, um zur Gemeinschaft mit Gott durch Christus zu gelangen."

Hannoversche Pastoral-Korrespondenz (1907, Nr. 10):

„Was uns diese Predigten wert macht, ist die glückliche Synthese zwischen Verstandesschärfe und Herzenswärme, zwischen „Wissenschaftlichkeit" und vollem Verständnis für die Aufgaben der Zeit und die Notlage des modernen Menschen . . . Wir begrüssen sie als ein Muster, das uns die Richtung für eine gesunde Fortentwicklung der Predigt zeigen kann."

Schumann, Dr. Alexis, Pfarrer in Leipzig: **Alexander Vinet.** Sein Leben, seine Gedankenwelt, seine Bedeutung. (VI, 215 S. mit 1 Abb.) 8°. 1907. M. 2 —; in Leinen geb. M. 3 —

Die Studierstube (1908, Heft 4):

. . . . „Ein äusserst anregendes Buch . . Eine gute Analyse der Schriften V.'s ist an den betreffenden Stellen seines Lebensganges eingewoben; als Einführung in V.'s Eigenart ist zurzeit kein besseres Buch anzugeben."

„Das lichtvoll geschriebene Buch ist sehr geeignet, auf diese wichtige Frage der Zukunft der evangelischen Kirche (Freiheit der Kirche vom Staat) vorzubereiten." Pastoralblätter (1908, Januar).

Möller, Professor Dr. Ernst von, Berlin:
Die Elendenbrüderschaften. Ein Beitrag zur Geschichte der Fremdenfürsorge im Mittelalter. (IV, 176 S.) gr. 8°. 1906.
M. 3.50; in Leinen geb. M. 4.50

„von Möller hat eine Menge lokalgeschichtlicher Notizen aus der Zerstreuung fleissig zusammengelesen und umsichtig verarbeitet und ein ergebnisreiches, klares und interessantes Buch geschrieben. Über die Verbreitung der Elendenbrüderschaften, ihre Zwecke und Ziele und ihren Ursprung hat er erst rechtes Licht verbreitet." Theologischer Jahresbericht (1906).

Preuss, Lic. Dr. Hans: **Die Vorstellungen vom Antichrist** im späteren Mittelalter, bei Luther und in der konfessionellen Polemik. Ein Beitrag zur Theologie Luthers und zur Geschichte der christl. Frömmigkeit. (X, 295 S. m. 5 Tafelbildern.) gr. 8°. 1906.
M. 8—; in Leinen geb. M. 9—

Prof. D. F. Kropatscheck, Breslau, im Theolog. Lit.-Bericht (1907, Nr. 8):
„Das Verdienst von P. ist es, durch die verschlungenen Wege der sehr bunten, farbenreichen Literatur mit Einschluss der neuesten Zeit und der Sekten sichere Richtlinien gezogen zu haben ... In den Anmerkungen, den Mitteilungen aus Handschriften steckt eine Fülle neuen Materials. Besonders die zum ersten Mal verwerteten Handschriften aus Wien, München, Jena, Gotha zeigen, dass der Verf. mit einem ungewöhnlichen Mass von Gründlichkeit an die Arbeit gegangen ist, ebenso die Benutzung zahlreicher seltener Wiegendrucke. Dabei ist der Stil des Buches stets lebendig, mit vielen geschichtsphilosophischen Betrachtungen durchsetzt. Das wertvolle Buch wird sich ohne Frage in der fleissigen Benutzung erst in seinem ganzen Werte erschliessen."

Wauer, Lic. Dr. Edmund:
Entstehung und Ausbreitung des Klarissenordens, besonders in den deutschen Minoritenprovinzen. (IV, 179 S.) gr. 8°. 1906.
M. 4.80; in Leinen geb. M. 5.80

Stadtarchivar Dr. K. von Kauffungen in der Zeitschrift für Kirchengeschichte (XXVIII, 1):
„Diese überaus verdienstliche Schrift, die speziell im zweiten Teile eine wertvolle Sammlung des Materials aufweist, verschafft uns einen dankenswerten Einblick in die Geschichte der Entstehung und Ausbreitung des Klarissenordens, besonders in Hinsicht auf die deutschen Minoritenprovinzen. Durch die Untersuchung, die wir mit lebhaftem Dank begrüssen dürfen, werden die Darstellungen von Ed. Lempp und von L. Lemmens über das gleiche Thema überholt."

Wilhelm, Dr. Friedrich, Priv.-Doz. an der Univ. München:
Deutsche Legenden und Legendare. Texte und Untersuchungen zu ihrer Geschichte im Mittelalter. (XVI, 234 u. 57 S.) gr. 8°. 1907.
M. 8—; in Leinen geb. M. 9—

Prof. D. E. v. Dobschütz, Strassburg, in der Theolog. Lit.-Zeitung (1908, Nr. 18):
„Die Arbeit ist mit grossem Fleiss und gutem kritischen Urteil gemacht. Die Beschreibung der einzelnen Handschriften und die Untersuchung ihrer Geschichte zeigt eine ungewöhnliche Sorgfalt."

Literarisches Zentralblatt (1908, Nr. 14):
„Ein Buch von erstaunlichem Fleiss und emsigster Gelehrsamkeit ... eine sehr beachtenswerte Leistung, wohl geeignet, auf dem behandelten Gebiete eine führende Rolle zu übernehmen und vorbildlich zu wirken."

Dalman, Professor D. Dr. Gustaf, Vorsteher des Deutschen evangel. Instituts für Altertumswissenschaft des Heil. Landes in Jerusalem:

Petra und seine Felsheiligtümer. (VIII, 364 S.) Lex.-8°. Mit 347 Ansichten, Plänen, Grundrissen, Panoramen. 1908.
M. 28 —; in Leinen geb. M. 30 —

Das nabatäische Petra im Süden Palästinas, die heilige Stadt und Metropole eines den Edomitern verwandten Volkes, ist seit einigen Jahren in erhöhtem Masse beachtet worden. Die auf viermaligem Aufenthalt in der Felsenstadt beruhende Arbeit Dalmans widmet ihren meist erst neuerdings, zum Teil vom Autor selbst entdeckten gottesdienstlichen Altertümern eine umfassende, vielleicht erschöpfende Behandlung. Es werden darin u. a. beschrieben gegen 60 sakrale Gruppen (Heiligtümer), 180 Pfeileridole, 29 Altäre, 68 Opfermahlstätten, 144 Lustrationsbecken und mehrere hundert heilige Nischen. Der reiche Stoff wird anschaulich gemacht durch 75 Pläne, 38 Durchschnitte, 154 Originalphotographien und 131 gezeichnete Ansichten.

Auch ist die Geschichte der einzigartigen Stadt an der Grenze zweier Wüsten, ihre Lage und ihre Religion durch eine Reihe von Abhandlungen beleuchtet.

Bei der Situation Petras in einem Grenzgebiet orientalischer und okzidentaler Kultur und in unmittelbarer Nähe des Bodens der Geschichte Israels ist zu erwarten, dass die klassischen Archäologen ebenso wie die Orientalisten und Theologen sich mit seinen in den Fels gegrabenen Altertümern werden befassen müssen.

Aber auch sonst werden sie jeden, der für eine originelle Natur und Kunst Sinn hat, mit Staunen erfüllen. Die Ausstattung des Werks wird als eine dem Inhalt entsprechende reiche und gediegene bezeichnet werden dürfen.

Prof. Dr. Hugo Gressmann, Berlin, würdigt in einer 3 Spalten umfassenden Besprechung der Deutschen Literaturzeitung (1908, Nr. 44) den hohen wissenschaftlichen Wert des Werks besonders für Altertumswissenschaft, Geographie und Religionsgeschichte und schildert nach eigener Anschauung eindrucksvoll die einzigartigen Naturschönheiten Petras und seiner Umgebung. Er sagt:

„Man glaubt sich versetzt in ein verwunschenes Tal voll feenhafter Pracht und märchenhafter Schönheit." Sein Urteil über die Arbeit fasst er in folgende Sätze zusammen: „Das Buch zeichnet sich aus durch eine scharfe Beobachtungsgabe und eine nüchterne Darstellung der Fundgegenstände. Eine Fülle von Abbildungen, die fast sämtlich zum erstenmal reproduziert sind, sind dem Verständnis des Beschriebenen sehr förderlich und liefern ein vortreffliches Anschauungsmaterial. . . Das Werk ist deshalb für uns so wertvoll, weil es uns zum erstenmal ein lebendiges Bild von altsemitischen Heiligtümern vermittelt . . . Bei der grossen Ähnlichkeit, die man zwischen allen semitischen Volksreligionen konstatieren kann, dürfen wir von hier aus interessante Rückschlüsse auch auf die altisraelitische Religion ziehen."

Beiträge zur Wissenschaft vom Alten Testament. 8°
Herausgegeben von Rudolf Kittel.

Das neue Unternehmen ist gedacht als eine in selbständigen, zwanglosen Heften erscheinende Sammlung grösserer und kleinerer Monographien zur alttestamentlichen Wissenschaft, den letzteren Begriff im weitesten Sinne gefasst. Was also irgend über die Literatur, Geschichte, Geographie, Archäologie, Kultur, Religion und Moral des Volkes Israel oder des vorchristlichen Judentums in wissenschaftlicher Form Aufschluss zu geben bestimmt ist, soll hier eine Stätte finden.

Bisher erschienen:

Kittel, D. Dr. Rudolf, Professor an der Univ. Leipzig:

Studien zur hebräischen Archäologie und Religionsgeschichte. Vier Abhandlungen über: Der heilige Fels auf dem Moria, seine Geschichte und seine Altäre; Der primitive Felsaltar und seine Gottheit; Der Schlangenstein im Kidrontal bei Jerusalem;

Die Kesselwagen des salomonischen Tempels. (XII, 242 S. mit 44 Abbildungen.) 1908. M. 6.50; geb. M. 7.50

Prof. D. J. W. Rothstein, Halle, in der Deutschen Lit.-Zeitung (1908, Nr. 35):

„Die drei ersten Abhandlungen haben das nicht geringe Verdienst, einen sehr wichtigen Teil des durch die Ausgrabungen ans Licht geförderten Materials in der Hauptsache zum ersten Male in umfassender Weise unter religionsgeschichtlichen Gesichtspunkten betrachtet und zur Aufhellung biblischer Erinnerungen religiös-archäologischen Inhalts verwertet zu haben. . . Ein Studienaufenthalt im heiligen Lande selbst hat des Verfassers Auge geschärft für die Dinge und ihre Beurteilung, auf die es ihm hier ankommt. . . Sehr interessant ist die letzte Abhandlung."

Herrmann, Lic. theol. Johannes, Priv.-Doz. in Wien:

Ezechielstudien. (IV, 148 S.) 1908. M. 4 —; geb. M. 5 —

Theologie der Gegenwart (1908, Heft 2):

„Eine eindringende und gründliche Untersuchung. . . ein dankenswerter Beitrag zur Ezechielforschung; namentlich wird sich die wissenschaftliche Literarkritik mit seinen Aufstellungen auseinanderzusetzen haben."

Prof. Dr. H. Gressmann, Berlin, in der Evangel. Freiheit (1908, Heft 11):

„Das Buch ist mit dem schweren Rüstzeug der Wissenschaft geschrieben und will nicht gelesen, sondern studiert sein. Die mühselige Kleinarbeit, die uns hier von dem Wiener Privatdozenten geboten wird, lässt den Fleiss und das Urteil des Forschers in dem günstigsten Lichte erscheinen."

Rothstein, D. Dr. J. W., Professor an der Univ. Halle:

Juden und Samaritaner. Die grundlegende Scheidung von Judentum und Heidentum. Eine kritische Studie zum Buche Haggai und zur jüdischen Geschichte im ersten nachexil. Jahrhundert. (II, 82 S.) 1908. M. 2 —; geb. M. 3 —

Die für die alttestamentl. Exegese und Literarkritik wie für das geschichtliche Verständnis des Judentums gleich bedeutsame Studie behandelt: I. Die Zurückweisung des עם הארץ vom Tempelbau (Haggai 2, 10—14 und Esra 4, 1—5); II. Serubbabels Ermutigung durch ein Verheissungswort (Haggai 2, 20—23); III. Jahwes Verheissung an die Gemeinde bei der Grundsteinlegung zum Tempelbau (Haggai 2, 15—19).

Löhr, D. Dr. Max, Professor an der Univ. Breslau:

Die Stellung des Weibes zu Jahwe-Religion und -Kult. (IV, 54 S.) 1908. M. 1.80; geb. M. 2.60

Prof. Dr. Fritz Wilke, Königsberg, im Theolog. Literaturblatt (1908, Nr. 49):

„Schon die Darbietung und Verarbeitung eines so reichen Materials verdient die lebhafteste Anerkennung. . . . L.'s. Arbeit ist durchaus geeignet, einer zutreffenden Beantwortung der Frage nach dem persönlichen Leben im alten Israel den Weg zu ebnen."

Biblia Hebraica. Adjuvantibus professoribus G. Beer, F. Buhl, G. Dalman, S. R. Driver, M. Löhr, W. Nowack, J. W. Rothstein, V. Ryssel edidit R. Kittel, professor Lipsiensis. gr. 8°. 1906. In Halbleder geb. M. 10 —, in 2 Leinenbdn. M. 10.40, geh. M. 8 —

Auch in 15 Einzelheften zum Preise von M. 1 — bis M. 1.80.

Die ausserordentlichen Vorzüge dieser neuen Biblia Hebraica haben ihr sofort ungewöhnliche Verbreitung im In- und Auslande verschafft. Der Text ruht auf dem eigens für dieses Bibelwerk mit peinlichster Genauigkeit verglichenen massoretischen Mustercodex, der editio Bombergiana (1524/25). Die Anmerkungen geben in sorgfältigster Auswahl die bedeutendsten abweichenden Lesarten sowie die beachtenswertesten Verbesserungsvorschläge der namhaftesten modernen Textkritiker; sie bieten in gedrängter Kürze einen sprachlichen Kommentar von ausserordentlicher Reichhaltigkeit.

Procksch, Dr. Otto, Professor an der Univ. Greifswald:
Das nordhebräische Sagenbuch: die Elohimquelle. Übersetzt und untersucht. (VI, 394 S.) 8⁰. 1906. M. 12—; geb. M. 13—

Prof. D. W. Nowack, Strassburg, in der Theolog. Lit.-Zeitung (1907, Nr. 19):
„In jedem Falle verdient das Buch von allen, die sich mit den Problemen der ältesten Geschichte Israels beschäftigen, ernst gewürdigt zu werden: es zeigt so viel solide Arbeit, so viel Scharfsinn und Besonnenheit, gibt auch da, wo es zum Widerspruch reizt, so viel Anregung, dass dem Verfasser der aufrichtige Dank seiner Leser sicher ist."

Theologie der Gegenwart (1907, Heft 1):
„Schon die Übersetzung und Zusammenstellung der Quelle zeigt, dass der Verf. die literarkritische Methode mit grosser Sicherheit handhabt. Auch sonst zeigt er sich überall als vorurteilsfreier und selbständiger Vertreter der wissenschaftl. Betrachtungsweise des A. T. . . . Jedenfalls ist das Studium des Werkes nachdrücklich zu empfehlen."

Haupt, Dr. Paul, Professor an der Johns-Hopkins-Univ. in Baltimore:
Biblische Liebeslieder. Das sogenannte Hohelied Salomos, unter steter Berücksichtigung der Übersetzungen Goethes und Herders im Versmasse der Urschrift verdeutscht und erklärt.
(LVI, 135 S.) 8⁰. 1907. kart. M. 4.50; geb. M. 5.50

Theologischer Jahresbericht (1907):
„Die Anmerkungen enthalten fast eine die Jahrtausende überschauende Encyklopädie des Wissens, eine Fülle von Parallelen aus dem alten und heutigen Orient, aus deutschem und anderem Volksleben, einen staunenswerten Reichtum archäologischen, geographischen, ethnographischen, botanischen, folkloristischen usw. Materials. Sie durchzulesen ist ein grosser Genuss. So bedeutet dieser neue Kommentar einen mächtigen Schritt vorwärts."

Haupt, Dr. Paul, Professor an der Johns-Hopkins-Univ. in Baltimore:
Purim. (Beiträge zur Assyriol. VI, 2.) (IV, 53 S.) Lex.-8⁰. 1906. kart. M. 4—

Lic. Dr. P. Volz in der Theolog. Literaturzeitung (1908, Nr. 2):
„Die kleine Schrift ist eine ganze Fundgrube von kult-, religions- und sprachgeschichtlichem Material; zugleich ein ausgezeichnetes Muster für einen, der sich in religionsgeschichtliche Untersuchung lernend vertiefen will."

Literarisches Zentralblatt (1908, Nr. 11):
„In gedrängter Darstellung und auf umfängliches wissenschaftliches Material gestützt, unternimmt H. eine neue Untersuchung der vielbehandelten Purimfrage, in der er die richtigen Momente der bisher aufgestellten divergierenden Anschauungen zu vereinigen sucht . . . Auf die vielen Einzelfragen, die hier auf engem Raum berührt werden, kann nicht näher eingegangen werden. Jedenfalls ist H.'s Schrift ein wichtiger Beitrag zu einem der kompliziertesten Probleme der orientalischen Religionsgeschichte."

Hölscher, Lic. Dr. Gustav, Priv.-Doz. an der Univ. Halle:
Der Sadduzäismus. Eine kritische Untersuchung zur späteren jüdischen Religionsgeschichte. (IV, 116 S.) gr. 8⁰. 1906. M. 2.80

Neue Philologische Rundschau (1907, Nr. 7):
„Der Verf. hat die Quellen (Josephus, das Neue Testament und die talmudischen Schriften) aufs neue geprüft und dabei namentlich ihre Wertunterschiede betont. Er ist dabei zu Ergebnissen gelangt, die von den herrschenden Ansichten nicht unwesentlich abweichen . . . Seine Untersuchung hat er mit Scharfsinn und eindringender Sachkenntnis geführt, und seine Ergebnisse machen einen sehr überzeugenden Eindruck."

Vorderasiatische Bibliothek.

(Redaktion: Alfred Jeremias und Hugo Winckler.)

Die nach einem einheitlichen Arbeitsplan angelegte Sammlung stellt sich die Aufgabe, die für die Kunde des Alten Orients irgend massgebenden Urkunden in möglichster Vollständigkeit in Umschrift und Übersetzung zusammenzustellen und allgemein zugänglich zu machen. Die Bearbeitung der einzelnen Stücke liegt ausschliesslich in den Händen von Fachgelehrten, und jede Arbeit wird den Charakter einer selbständigen wissenschaftlichen Leistung tragen, die in Behandlung von Text und Sprache wie in der Übersetzung dem Stande der Wissenschaft Entsprechendes zu bieten sucht. Jedem Stück werden ausser einer sachlichen Einführung ein Eigennamen- und Wörterverzeichnis sowie Erläuterungen zum Inhalt — durch geographische, geschichtliche oder sonstige für das Verständnis bedeutsame Sachbemerkungen — beigegeben. Auf diese legt das Unternehmen besonderen Wert. Möglichst schnelle und bequeme Benutzbarkeit ist durch praktische äussere Einrichtung gesichert.

Als Eröffnung dieser Serie erschienen im Mai 1907:

Die sumerischen und akkadischen Königsinschriften, in Umschrift und Übersetzung herausgegeben und bearbeitet von F. Thureau-Dangin. Mit Verzeichnis der Eigennamen und wichtigsten Kultgegenstände von Prof. Dr. Stephen Langdon. (XX, 275 S.) 8°. 1907. M. 9 —; geb. M. 10 —

Prof. Dr. C. Bezold, Heidelberg, in der Deutschen Lit.-Zeitung (1908, Nr. 41)

„Th.-D. hat sich seit mehr denn 10 Jahren wie kein anderer lebender Assyriologe in die Schwierigkeiten der rein sumerisch geschriebenen Inschriften vertieft, eine Spezialisierung, die vom schönsten Erfolge gekrönt wurde. Als ein Hauptresultat dieser Studien legt der verdiente Gelehrte den Fachgenossen nun eine möglichst vollständige Sammlung der Königsinschriften vor. . . Die deutsche Ausgabe unterscheidet sich von der französischen besonders durch eine äusserst willkommene Zugabe: in knappen Anmerkungen versucht der Verfasser jeweils die Zeit der Herrscher zu bestimmen, deren Texte erklärt werden. . . Gegen 30 im Original noch unveröffentlichte Stücke (aus den reichen Schätzen des Louvre) gelangen zum ersten Male zu unserer Kenntnis. . . Das von Langdon angefertigte Glossar und Eigennamenverzeichnis wird treffliche Dienste leisten und hat bei Stichproben nur ganz selten versagt."

Seit Juli 1907 erscheinen in Lieferungen:

Die El-Armana-Tafeln, in Umschrift und Übersetzung herausgegeben und bearbeitet von Professor Dr. J. A. Knudtzon, Christiania. Lieferung 1 bis 10 (IV u. S. 1—960). 8°. je M. 3 —

Einer Einleitung, die über Fundorte, Geschichte, Inhalt, Zeit der Tafeln und im Zusammenhang damit über die Eroberungen der Ägypter in Vorderasien und das Eindringen fremder Völker in diese sachkundig orientiert, schliesst sich die Umschrift von 358 Tafeln mit möglichst wortgetreuer Übersetzung und textkritischen Noten an. Unsichere oder fragliche Zeichen sind auf 4 autographischen Tafeln in 184 Nummern zusammengestellt. Eine nach den Besitzern geordnete „Liste der Originale" nennt deren gegenwärtigen Aufbewahrungsort und die Stelle des Buches, an der sie behandelt sind. Namen- und Wörterverzeichnis werden nebst sachlichen Anmerkungen aus der Feder von Dr. Otto Weber das Schlussheft bilden.

Im Druck befinden sich:

Die Inschriften Asurbanipals und seiner Nachfolger. Von Prof. Dr. M. Streck.

Zunächst werden dann folgen:

Die Achämeniden-Inschriften. Von Prof. Dr. F. H. Weissbach.

Meissner, Dr. Bruno, Professor an der Univ. Breslau:
Kurzgefasste assyrische Grammatik. Mit Paradigmen-Tafeln und einem Verzeichnis der in diesen vorkommenden Wörter. (V, 80 S.) gr. 8⁰. 1907. M. 3 —; geb. M. 3.50
(Hilfsbücher zur Kunde des Alten Orients. 3. Band.)

Dr. Otto Weber im Literarischen Zentralblatt (1908, Nr. 35):

„Dass das Gebotene nach jeder Seite hin vortrefflich ist und alles Vertrauen verdient, ist bei einem so vorzüglichen Assyriologen wie Meissner selbstverständlich . . Die Grammatik wird sich sicherlich und mit vollem Recht viele Freunde gewinnen. Sie ist eben so trefflich zum Selbststudium wie zum Gebrauch in Vorlesungen geeignet. Besondere Hervorhebung verdient noch die fast durchweg geschickte und übersichtliche Anordnung des Drucksatzes."

C. Fossey in der Revue critique (1908, Nr. 29):

„En quelques pages précises et claires, M. M. a condensé tout ce qui est nécessaire à un débutant pour aborder l'étude des textes assyro-babyloniens. Son livre est un excellent résumé, au courant des derniers progrès de la philologie."

Meissner, Dr. Bruno, Professor an der Univ. Breslau:
Seltene assyrische Ideogramme. Lieferung 1 bis 6 (S. 1—480 u. 12 S. Zeichenübersicht). Lex.-8⁰. 1906—1908. je M. 10 —
(Assyriolog. Bibliothek, hrsg. von Fr. Delitzsch u. P. Haupt (XX, 2—6.)
Vollständig in 8 Lieferungen.

Prof. Dr. F. H. Weissbach, Leipzig, in der Deutschen Literaturzeitung (1906, No. 43) über die 1. Lieferung:

„Fossey hat sich fast ausschliesslich mit dem rein mechanischen Sammeln und Ordnen des offen zutage liegenden Gutes begnügt, während Meissner mehr in die Tiefe dringt, mit einem Worte gründlicher ist. So kann kein Zweifel bestehen, dass Meissner's Arbeit die Palme zuzuerkennen ist."

Prof. Dr. St. Langdon, Oxford, in Babyloniaca (II, 3) über die 1. bis 4. Lfrg.:

„Not only has Meissner read and understood well known texts better than many who had specialized upon them, but he has apparently exhausted all the new and important material; his book therefore must be ranked with those of Delitzsch and Brünnow as absolutely indispensable and a landmark in the history of the subject."

Revue critique (1906, Nr. 37) über die 1. Lieferung:

„Je ne ferai pas l'éloge de ce travail: il me suffira de dire qu'il répond pleinement à ce qu'on pouvait attendre d'un assyriologue aussi autorisé que Monsieur Meissner."

Weber, Dr. Otto:
Die Literatur der Babylonier und Assyrer. Ein Überblick. (XVI, 312 S. mit 1 Schrifttafel und 2 Abbildungen). gr. 8⁰. 1907. M. 4.20; in Leinen geb. M. 5 —

Prof. Dr. M. Streck, Würzburg, in der Deutschen Lit.-Zeitung (1907, Nr. 31):

„Weber hat sich seiner Aufgabe entschieden mit grossem Geschick entledigt. Das weitschichtige Material erscheint nach Kräften gebändigt und vortrefflich disponiert. Auch hat es W., dem die Gabe einer glücklichen Formgebung eigen ist, vermieden, in einen gelehrt schwülstigen Ton zu verfallen, und auf diese Weise hat er auch ein frisches, lesbares Buch geliefert. — Es steht zu erwarten, dass W.'s Darstellung ihren Zweck, dem grossen Kreise der an dem Fortschritte der orientalischen Altertumskunde Interessierten ein anschauliches Bild von dem Wesen und den einzelnen Zweigen der babylon.-assyr. Keilschriftliteratur zu vermitteln, in der Hauptsache sicher erreichen wird."

1907 begannen zu erscheinen:

Vorderasiatische Schriftdenkmäler der Königlichen Museen zu Berlin. Herausgegeben von der Vorderasiatischen Abteilung. 37×26 cm. Mit Vorwort von Friedrich Delitzsch.

Das neue Unternehmen hat den Zweck, das im Laufe der Zeit in den Königlichen Museen zu Berlin angesammelte Material an Keilschrifturkunden in authentischer Wiedergabe der Originale zu bieten. Die zuverlässige Bearbeitung durch bewährte Fachgelehrte und die Bedeutung der in Frage kommenden Stücke stellen das Werk den Cuneiform Texts des British Museum als deutsches Gegenstück würdig zur Seite.

Es liegen bisher vor:

Heft I: Sämtliche in sumerischer und semitischer (babylon.-assyr.) Sprache verfassten historischen Urkunden des Berliner Museums sowie die dort vorhandenen Kudurru-Inschriften und eine Auswahl privatrechtlicher Dokumente; insgesamt 115 Texte, autographiert und im Inhaltsverzeichnis mit erläuternden Bemerkungen versehen von Dr. L. Messerschmidt und Dr. A. Ungnad. (XI, 96 S.) 1907. M. 12—; kart. M. 12.50

Beiheft dazu: Die bildlichen Darstellungen auf vorderasiatischen Denkmälern der Königlichen Museen zu Berlin. (II S. und 8 Tafeln in Photolithographie.) 1907. M. 8—; kart. M. 8.50

In mustergültiger Weise sind die für die Religionswissenschaft und Archäologie wichtigen Bildstücke von dem Maler Alfred Bollacher gezeichnet worden, da eine entsprechende photographische oder sonst mechanische Wiedergabe unausführbar war.

Heft III: 232 neubabylonische Kontrakte, vorwiegend Naturalien betreffende Geschäftsurkunden aus der Zeit von Nabopolassar bis Darius II.; kopiert und autographiert von Dr. A. Ungnad. (IV, 68 S.) 1907. M. 8—; kart. M. 8.50

Heft IV: 212 neubabylonische Kontrakte, Geldgeschäfte verschiedener Art betreffende Geschäftsurkunden aus der Zeit von Šamaššumukîn bis Darius II. (einer aus der Zeit eines Königs Hallušu); kopiert und autographiert von Dr. A. Ungnad. (IV, 64 S.) 1907. M. 8—; kart. M. 8.50

Heft V: 161 neubabylonische Kontrakte, Kauf, Pacht, Miete, Schenkung und andere Rechtsverhältnisse behandelnd, aus der Zeit von Sanherib bis Darius II.; kopiert und autographiert von Dr. A. Ungnad. (IV, 68 S.) 1908. M. 8.50; kart. M. 9—

Heft VI: 331 neubabylonische Kontrakte und sonstige Urkunden, kopiert und autographiert von Dr. A. Ungnad. Mit einer chronologischen Übersicht aller neubabylon. Kontrakte des Berliner Museums, einer Konkordanz zwischen den Museums- und Buchnummern der einzelnen Urkunden und einem kurzen Überblick über die Herkunft der verschiedenen Sammlungen. (XII, 90 S.) 1908. M. 12—; kart. M. 12.50

Heft II (historische Urkunden in elamitischer und altarmenischer Sprache sowie eine Anzahl Texte vermischten Inhalts) folgt später.

Die Palasttore Salmanassars II. von Balawat. Erklärung ihrer Bilder und Inschriften von Oberst a. D. Adolf Billerbeck und Prof. Dr. Friedrich Delitzsch. Nebst Salmanassars Stierkoloss und Throninschrift von Fr. Delitzsch. (IV, 155 S.) Mit 4 Lichtdrucktafeln. Lex.-8⁰. 1908. M. 15 —; kart. M. 16.20

C. Fossey in der Revue critique (1908, Nr. 29):

„M. Billerbeck a décrit minitieusement les plaques de bronze provenant de Balawat; il a étudié à ce propos l'armée assyrienne à l'époque de Salmanazar II, la garde royale, les officiers, l'infanterie, les chars de combat, la cavalerie, le génie, etc.; le cérémonial dans les sacrifices et les circonstances solennelles; le type et les costumes des adversaires de Salmanazar. M. Delitzsch a transcrit et traduit avec sa maîtrise ordinaire le texte assyrien qui accompagne les reliefs, et les inscriptions des taureaux et du trône de Salmanazar."

Huber, Dr. P. Engelbert, O. F. M., München:

Die Personennamen in den Keilschrifturkunden aus der Zeit der Könige von Ur und Nisin. (VIII, 208 S.) Lex.-8⁰. 1907. (Assyriologische Bibliothek, Band XXI.) M. 36 —

Dr. A. Ungnad in der Deutschen Literaturzeitung (1907, Nr. 46):

„Den babylon. Namenbüchern von Ranke und Tallqvist tritt Hubers Buch würdig zur Seite. Die Schwierigkeiten, die sich dem Verf. bei seiner Arbeit entgegenstellten, waren erheblich grösser als die, denen die Bearbeiter von Namenlisten späterer Epochen der babylon.-assyr. Literatur ausgesetzt waren, da einerseits die Namen selbst viel weniger klar und verständlich sind, andrerseits auch das Studium der sumerisch geschriebenen Texte, denen sie entnommen werden müssen, oft noch in den ersten Anfängen steht . . . Demzufolge sind auch die Punkte, in denen man verschiedener Meinung sein kann, ungleich zahlreicher als bei den verhältnismässig leicht verständlichen Texten späterer Perioden. Daraus kann indes niemand dem Verf. einen Vorwurf machen; sein Fleiss und die Uneigennützigkeit, mit der er der Namenforschung auf dem von ihm behandelten Gebiete eine Grundlage dargeboten hat, verdienen bei der Unerquicklichkeit, die eine solche, auf unsicherem Boden geleistete Arbeit mit sich bringen muss, nur erhöhtes Lob."

Leipziger semitistische Studien. Herausgegeb. von

Dr. August Fischer und Dr. Heinrich Zimmern,
Professoren an der Universität Leipzig.

Vor kurzem wurde vollständig:

Zweiter Band. 1908. M. 16 —; in Halbfranz geb. M. 18.50

Inhalt:

Behrens, Dr. Emil: **Assyrisch-babylonische Briefe** kultischen Inhalts aus der Sargonidenzeit. (III, 124 S.) gr. 8⁰. 1906. M. 4 —

Dr. A. Ungnad in der Deutschen Literaturzeitung (1907, Nr. 3):

„Überall ist die sorgfältige philologische Genauigkeit der Zimmern'schen Schule zu verspüren. Die von B. behandelten Briefe beziehen sich sämtlich auf religiöse Angelegenheiten und geben manche wertvollen Aufschlüsse über die verschiedenen Zweige des Kultes. Auch die lexikalischen und grammatikalischen Eigentümlichkeiten der uns in den Briefen entgegentretenden „Vulgärsprache" hat B. eingehend gewürdigt und namentlich in lexikalischer Hinsicht manchen dankenswerten Beitrag geliefert."

Frank, Dr. Karl:
Bilder und Symbole babylonisch-assyrischer Götter. Nebst einem Beitrag über die Göttersymbole des Nazimaruttaš-Kudurru von H. Zimmern. (IV, 44 S. mit 8 Abb.) 1906. M. 1.80

C. Fossey in der Revue critique (1908, Nr. 29):
„Bien des détails restent encore à expliquer, mais il est certain que le travail de M. F. ouvre une voie nouvelle à l'interprétation d'une série d'intéressants monuments."

Hehn, Dr. Johannes, Professor an der Univ. Würzburg:
Siebenzahl und Sabbat bei den Babyloniern und im Alten Testament. Eine religionsgeschichtl. Studie. (IV, 132 S.) 1907. M. 4 —

Prof. D. E. Schürer, Göttingen, in der Theolog. Lit.-Zeitung (1907, Nr. 17):
„Die Hauptfrage, welche diese sorgfältige, auf umfassendster Kenntnis des assyriologischen Materials ruhende Studie behandelt, ist die: ob die Geltung der Sieben als bedeutsame Zahl und damit auch der Sabbat auf die Siebenzahl der Planeten zurückzuführen sei. Der Verf. verneint diese Frage — wie mir scheint, mit Recht."

Perry, Prof. E. Guthrie: **Hymnen und Gebete an Sin.** (VI, 50 S. mit 4 Tafeln in Autographie). 1907. M. 2 —

Revue critique (1907, Nr. 36): „Etude très consciencieuse et très soignée".

Ram, Dr. Hersch: **Qissat Mâr Elîiâ** (die Legende vom hl. Elias). Als Beitrag zur Kenntnis der arab. Vulgär-Dialekte Mesopotamiens nach Fol. 1—18a Kod. Sachau 15 Kgl. Bibliothek Berlin herausgegeben, übersetzt und mit einer Schriftlehre versehen. (VII, 40 S.) 1907. M. 2 —

Roberts, Dr. Robt.:
Das Familien-, Sklaven- und Erbrecht im Qorân. (IV, 56 S.) 1908. M. 2.20

Prof. Dr. J. Goldziher, Budapest, in der Deutschen Lit.-Zeitung (1908, Nr. 25):
„Der Verf. hat eine nützliche Arbeit getan, indem er für die im Titel genannten Verhältnisse die Gesetzgebung des Korans in sehr gründlicher und auch formell ansprechender Weise herausgehoben und mit erschöpfenderer Vollständigkeit dargestellt hat, als dies in früheren Abhandlungen geschehen ist. Er verbindet damit die Betrachtung des Verhältnisses der Reform Muhammeds zu den vorislamischen Rechtsgewohnheiten und gesellschaftlichen Zuständen der Araber und weist die Punkte auf, in denen jene in ethischer und sozialer Beziehung einen wirklichen Fortschritt zum Bessern bedeutet."

Zuletzt erschienen:

Frank, Dr. Karl: **Babylonische Beschwörungsreliefs.** Ein Beitrag zur Erklärung der sog. Hadesreliefs. (VI, 94 S. mit 5 Abb. im Text und 4 Tafeln.) 1908. [III. Band, Heft 3.] M. 3.50

Schrank, Dr. Walther: **Babylonische Sühnriten,** besonders mit Rücksicht auf Priester und Büsser untersucht. (XII, 112 S.) 1908. [III. Band, Heft 1.] M. 4 —

Dr. A. Ungnad in der Deutschen Literaturzeitung (1908, Nr. 15):
„Die beiden hier genannten Arbeiten liefern tüchtige Beiträge zur Kenntnis des Beschwörungswesens, das in der babylon. Religion eine so grosse Rolle spielt. Eine sorgfältige Behandlung hat Schrank dem babylon. Beschwörungskulte angedeihen lassen. Franks Arbeit beschäftigt sich mit der Erklärung gewisser amulettartiger Reliefs, auf denen man bisher in der Regel Szenen aus der Unterwelt dargestellt zu sehen glaubte."

1908 begannen zu erscheinen:

Die altägyptischen Pyramidentexte. Nach den Papierabdrücken und Photographien des Berliner Museums neu herausgegeben und erläutert von Dr. Kurt Sethe, Professor an der Univ. Göttingen.

Die unter dem Namen der „Pyramidentexte" bekannt gewordene älteste religiöse Literatur der alten Ägypter, die in den Inschriften von fünf Pyramiden der fünften und sechsten Dynastie bei Sakkara uns erhalten ist, hat Professor Dr. Kurt Sethe in Göttingen nach den vorzüglichen Papierabdrücken und Photographien des Berliner Museums neu herauszugeben unternommen. Die neue Ausgabe gibt einen zuverlässigen Text, in praktischer und übersichtlicher Form, mit Trennung der Sätze und Übereinanderstellung der Paralleltexte. In der Wiedergabe der Schriftzeichen ist es das Bestreben des Herausgebers gewesen, von einigen allzu gewöhnlichen Zeichen abgesehen, die Formen der Originale bis ins einzelne mit möglichster Treue zu faksimilieren, so dass die Ausgabe wohl darauf rechnen darf, die für philologische Zwecke erforderliche paläographische Genauigkeit zu besitzen. — Für die Benutzung des Textes wird ein kritischer Apparat, der alle Bemerkungen zur Lesung enthält, eine Konkordanz für Maspero's Zeilen- und des Grafen Schack Kapitelzählung, eine kurze Beschreibung der Wände, die die Inschriften tragen, sowie genaue Skizzen, die die Grösse der Lücken erkennen lassen, beigegeben werden. — Die Erläuterung der Texte wird in einem kurzen sprachlich-philologischen Kommentar und in einer fortlaufenden Übersetzung mit kurzen sachlichen Bemerkungen gegeben werden. — Ein Glossar, auf Grund der Vorarbeiten des verstorbenen Grafen Schack†, soll den Sprachschatz der Pyramidentexte kurz verzeichnen. — In einem besonderen paläographischen Teil wird endlich Professor Heinrich Schäfer die in den Pyramiden vorkommenden Zeichenformen für archäologische und spezielle paläographische Zwecke zusammenstellen. — Der Umfang des ganzen Werkes ist auf etwa 300 Bogen, 200 photolithographische Tafeln und 5 Lichtdrucktafeln im Formate der Zeitschrift für ägyptische Sprache geschätzt. — Die Ausgabe erfolgt in Lieferungen zu je 15 Bogen oder je 15 paläographischen Tafeln, die in etwa vierteljährlichen Abständen erscheinen.

Bisher liegen vor:

Erste Lieferung: Die Texte der Sprüche 1—303 (Pyr. 1—467). 240 S. in Autographie. Lex.-8°. M. 21 —

Zweite Lieferung: Die Texte der Sprüche 303—468 (Pyr. 467—905). XIII S. Einleitung und S. 241—508 in Autographie. M. 24.50

Erster Band (= Liefrg. 1 u. 2). XIII, 508 S. M. 45.50; geb. M. 47.50

Dritte Lieferung: Die Texte der Sprüche 469 bis 508 (Pyr. 906 bis 1110). 120 S. in Autographie. M. 10.50

Junker, Dr. Hermann: **Grammatik der Denderatexte.** (VIII S. u. 207 S. in Autographie.) Lex.-8°. 1906. M. 24—

Prof. Dr. Wilh. Spiegelberg, Strassburg, in den Gött. gel. Anz. (1908, Nr. 2):

„Junker hat hier für die hieroglyphisch geschriebene Literatur der Ptolemäerzeit die entscheidende Arbeit geleistet . . . Schon der Titel des Buches zeigt, dass er seine Aufgabe richtig angefasst hat, denn darin spricht sich die richtige Erkenntnis aus, dass die Texte der Ptolemäerzeit keine einheitliche Grammatik besitzen. Aus diesem Grunde will J. die einzelnen Inschriftgruppen gesondert behandeln und gibt als erste der drei Grammatiken, in welchen er die Sprache der hieroglyphisch geschriebenen Ptolemäertexte darzustellen gedenkt, die Grammatik der Denderatexte."

Lic. Dr. Joh. Leipoldt, Halle, im Literar. Zentralblatt (1907, Nr. 16):

„Der vorliegende Band ist mit peinlichster Sorgfalt gearbeitet. Lautlehre, Formenlehre und Syntax werden mit gleicher Ausführlichkeit dargestellt. Als Quellen werden nicht nur gedruckte Publikationen benutzt, sondern vor allem Berliner und Göttinger Abklatsche."

Mythologische Bibliothek

herausgegeben von der

Gesellschaft für vergleichende Mythenforschung.

Das Unternehmen will eine Sammelstelle sein für Arbeiten aus dem Gebiete der vergleichenden Mythologie, mit der Absicht, das Wesen des Mythos zu ergründen. Die Veröffentlichungen (jährlich etwa 20 Bogen gr. 8°) werden den Mitgliedern der genannten Gesellschaft gegen einen Jahresbeitrag von zehn Mark kostenfrei zugestellt. Nähere Auskunft erteilt der Verlag.

Von der Sammlung liegt bisher vor:

Erster Band. 1907/08. gr. 8°. M. 9 —; in Leinen geb. M. 10.50
Einbanddecke M. 1 —

Inhalt:

Böklen, Dr. Ernst: **Adam und Qain** im Lichte der vergleichenden Mythenforschung. (IV, 148 S.) 1907. [Heft 2/3.] M. 4 —

Lessmann, Dr. Heinrich: **Aufgaben und Ziele** der vergleichenden Mythenforschung. (VIII, 52 S.) 1908. [Heft 4.] M. 2 —

Siecke, Professor Dr. Ernst: **Drachenkämpfe.** Untersuchungen zur indogerman. Sagenkunde. (II, 123 S.) 1907. [Heft 1.] M. 3 —

Ferner erschien soeben:

Siecke, Professor Dr. Ernst: **Hermes, der Mondgott.** Studien zur Aufhellung der Gestalt dieses Gottes. (II, 98 S.) 1908. [Band II, Heft 1.] M. 3 —

Bischoff, Dr. Erich: **Babylonisch-Astrales** im Weltbilde des Thalmud und Midrasch. (VIII, 172 S. mit 12 Abb.) 8°. 1907. M. 4.50; in Leinen geb. M. 5.40

Prof. Dr. W. Bacher, Budapest, in der Deutschen Lit.-Zeitung (1907, Nr. 30):

„Der Verf. hat ein ungemein reiches Material aus der jüdischen Traditionsliteratur zusammengetragen und dieses im Sinne seiner Grundauffassung beleuchtet... Wie immer man über die Tendenz der Schrift denken möge, sicher ist, dass sie als höchst bemerkenswerter und von grosser Vertrautheit mit den Quellen zeugender Beitrag zur Erkenntnis der rabbinischen Gedankenwelt gelten darf."

Prof. D. S. Oettli, Greifswald, im Theolog. Literaturbericht (1908, Nr. 1):

„Ein wertvoller Beitrag zu dem Problem, wie die altorientalische Weltanschauung auf das jüdische Denken gewirkt hat."

Holldack, Dr. jur. et phil. Felix:

Zwei Grundsteine zu einer grusinischen Staats- und Rechtsgeschichte. (XII, 256 S.) 8°. 1907. M. 6.80; geb. M. 7.80

Zentralblatt für Rechtswissenschaft (1907, Januar):

. . . „reichliche Belehrung auf einem so gut wie unbestellten Boden" . . .

Revue critique d'histoire et de littérature (1907, Nr. 33):

„Quelque lointain que nous paraisse le sujet au premier abord, l'auteur sait le rendre intéressant par la profondeur et l'acribie qu'il y met. Le lecteur qui s'attache au passé du peuple arménien, si malheureux jusqu' à ce jour, trouvera à glaner dans ce volume. Les influences perses, islamiques, voire assyrio-babyloniennes sont aussi relevées avec soin. Bref c'est un travail de valeur . . ."

Grass, Mag. theol. Karl Konrad, Priv.-Doz. an der Univ. Dorpat: **Die russischen Sekten.** Band I: Die Gottesleute oder Chlüsten, nebst Skakunen, Maljowanzü, Panijaschkowzü u. a. (X, 716 S.) Lex.-8°. 1907. M. 15—; geb. M. 16.50

Prof. D. F. Kattenbusch, Halle, in der Theolog. Lit.-Zeitung (1908, Nr. 7):

„Ich stehe nicht an, dieses Werk als eins der interessantesten und wertvollsten in der neueren Literatur, die zur Konfessionskunde beisteuert, zu bezeichnen. Es ist gleich lehrreich für den einfachen Historiker des Christentums der Russen, als für den Religionspsychologen ... Das Werk bietet ausgezeichnetes, reiches, kritisch gesichtetes Material ... Gerade dass G. keine weitere Absicht hat als die des historischen Forschers, dass er diese Absicht aber auch im strengsten, ernstesten Sinn hat und nicht nur als Absicht, sondern mit der vollen Fähigkeit, sie nach der Eigenart seines Gegenstandes zu erfüllen, macht sein Buch so wertvoll. G. verfügt über die Sprach-, Landes- und Volkskenntnis, die in allererster Linie in Betracht kommt; er hat grosse Reisen durch Russland gemacht; selbst Deutschrusse, ist er doch voller Interesse für die Eigenart der Nationalrussen; er hat die recht grosse russische Literatur über seinen Gegenstand, sowohl die aktenmässige als die räsonierende, in weitem Umfange kennen gelernt; er kennt die technischen Methoden der Wertung von „Akten" usw. nach jeder Richtung: so darf man sich zunächst einmal ruhig seiner Führung überlassen."

Die Christliche Welt (1908, Nr. 21):

„Es ist keine Frage, dass zu einem lebensvollen Verständnis, zu einer wirklich deutlichen Vorstellung der religiösen Stimmungen, der Glaubensanschauungen und gottesdienstlichen Versammlungen in der Urchristenheit das Grass'sche Werk geradezu unschätzbare Handhaben bietet ... Man lese das Buch und kehre dann zum N. T. zurück: wie gewinnt alles an Farbe und Greifbarkeit ... Es wäre dringend zu wünschen, dass die Erforscher des N. T. sich eifrig an das Studium der „russischen Sekten" von Grass machten ... Endlich aber sei der Wunsch ausgesprochen, dass noch zwei andere Fachgelehrte sich mit G. auseinandersetzten und die von ihm gebotenen Anregungen auf ihrem Gebiete verwerteten. Erstens ein Psychiater ... Zweitens verdienten die von G. mitgeteilten Chlüstenlieder die Aufmerksamkeit der Freunde des Volksliedes."

Prof. D. N. Bonwetsch, Göttingen, in der Deutschen Lit.-Zeitung (1906, Nr. 17):

„Immer wieder muss überraschen, wie lehrreich die Geschichte der russischen Sekten für das Verständnis von Erscheinungen der alten Kirche ist. Schon dies macht die Erschliessung jenes noch so wenig bekannten Gebietes durch das vorliegende Werk von Grass verdienstlich."

Rost, Dr. Paul, Priv.-Doz. an der Univ. Königsberg: **Die Sprachreste der Draväno-Polaben im Hannöverschen,** gesammelt, herausgegeben und mit Wörterverzeichnis versehen. (VII, 451 S.) gr. 8°. 1907. M. 16—; geb. M. 17.20

Mitteilungen der Schles. Gesellschaft für Volkskunde (1907, Heft XVIII):

„Für die Volkskunde ist die Arbeit von grossem Werte, einmal, indem sie uns über die tatsächlichen Reste dieser vielumfabelten Sprache aufklärt und ein reiches Material gibt; sodann ist sie besonders für die Gebiete slavisch-deutscher Mischung von grossem Interesse dadurch, dass sie die vielen slavischen Namen sammelt und zum Teil erklärt und damit viele Parallelen zu den Namen unserer östlichen Provinzen bietet; endlich gibt R. auch wertvollen Stoff zur Kenntnis von Sitte und Brauch und Lied."

Prof. Dr. E. Mucke in den Mitteilgg. des Hist. Vereins f. Niedersachs. (1908):

„Dieses langerwartete, in jeder Beziehung mustergültige, sehr fein ausgestattete Buch, das in wissenschaftlicher Beziehung allen Ansprüchen genügt, kann man nur warm empfehlen."

In der Serie der Griechischen christlichen Schriftsteller der ersten drei Jahrhunderte, herausg. von der Kirchenväter-Commission der Königl. Preuss. Akademie der Wissenschaften, erschienen zuletzt:

Clemens Alexandrinus. Zweiter Band: Stromata Buch I—VI. Herausgegeben von Dr. Otto Stählin, Professor an der Univ. Würzburg. (XIV, 519 S.) gr. 8°. 1906.
M. 16.50; in Halbfranz geb. M. 19 —

Prof. D. H. Lietzmann, Jena, in der Deutschen Lit.-Zeitung (1907, No. 13):

„Über den Berliner Kirchenväterausgaben waltet in den letzten Jahren ein günstiger Stern: jeder neu erschienene Band hat einen vollen Gewinn für die Wissenschaft bedeutet, sei es, dass er die erstmalige Zusammenfassung und Ausnutzung des vorhandenen Materials brachte, sei es, dass an die längst bekannte Überlieferung hier zuerst im grossen die bessernde Hand gelegt wurde. Zu dieser zweiten Klasse gehört St.'s zweiter Clemensband . . . Der erste Klassiker der alexandrinischen Theologie hat in dieser Ausgabe eine seiner historischen Bedeutung in vollem Umfange gerecht werdende Behandlung erfahren, und man kann der Kirchenväter-Commission zu dieser mustergültigen Leistung nur Glück wünschen."

Prof. Dr. Paul Koetschau in der Theolog. Literaturzeitung (1907, Nr. 21):

„St.'s Ausgabe ist eine Musterleistung, die dem Herausgeber wie der deutschen Wissenschaft Ehre macht."

Ein 3. Band mit Gesamtregister wird diese Clemens-Ausgabe 1909 abschliessen.

Der erste Band: Protreptikus und Paedagogus (L XXXIII, 352 S.) erschien 1905. Preis M. 13.50; in Halbfranz geb. M. 16 —.

Eusebius. Zweiter Band: Die Kirchengeschichte. Bearbeitet von Dr. Eduard Schwartz, Professor an der Univ. Göttingen. Die lateinische Übersetzung des Rufinus. Bearbeitet von Dr. Theodor Mommsen, weil. Prof. an der Univ. Berlin. Zweiter Teil: Buch VI bis X. Über die Märtyrer in Palästina. (VII und S. 509—1040). gr. 8°. 1908. M. 17 —; in Halbfranz geb. M. 19.50

Prof. D. Ad. Jülicher, Marburg, in der Theolog. Lit.-Zeitung (1908, Nr. 20):

„Das Material zur Entscheidung der ganzen verwickelten literarischen Frage wird aus den Handschriften in musterhafter Übersichtlichkeit vorgelegt, und gelegentliche Notizen unter dem Text helfen dazu, den Tatbestand in dieser Richtung richtig zu erfassen . . . Bewundernswert erscheint mir Schwartz nach wie vor in dem sichern Takt, mit dem er bei Varianten auswählt, wie in der Zurückhaltung, mit der er seine Konjekturen verwendet . . . In dem Nachweis der Autoren, die Eusebius benutzt oder die ihn ausgeschrieben haben, kann sich Schwartz nicht genugtun. Wer den Fortschritt der Wissenschaft beobachten will, vergleiche bloss diese Vollständigkeit und Genauigkeit mit den bisherigen Ausgaben! — Im Besitz der Prolegomena und Indices . . . . wird nur noch klarer sein, dass wir das feste Fundament und alle Hilfsmittel, um im Verständnis von Eusebs KG weiterzukommen, dieser meisterhaften Ausgabe von Schwartz verdanken."

Die Prolegomena, Übersichten (Kaiserliste, Bischofslisten, Ökonomie der KG) und Register erscheinen als dritter Teil 1909. Übersichten und Register sind im Druck bereits beendet.

Der erste Teil von Schwartz-Mommsens Kirchengeschichte des Eusebius (III, 507 S.) erschien 1903. Preis M. 16 —; in Halbfranz geb. M. 18.50

Über die kleine Ausgabe (ohne Mommsens Rufintext) siehe S. 23.

In der 1907 begonnenen Dritten Reihe der Texte und Untersuchungen zur Geschichte der altchristlichen Literatur, hrsg. von Adolf Harnack u. Carl Schmidt, erschienen:

Des heiligen Irenäus Schrift zum Erweise der apostolischen Verkündigung (Εἰς ἐπίδειξιν τοῦ ἀποστολικοῦ κηρύγματος). In armenischer Version entdeckt, herausgegeben und ins Deutsche übersetzt von Lic. Dr. Karapet Ter-Mekerttschian und Lic. Dr. Erwand Ter-Minassiantz. Mit einem Nachwort und Anmerkungen von Adolf Harnack. (VIII, 69 und 68 S.) gr. 8°. 1907. (31,1.) M. 6 —

Aus den zahlreichen anerkennenden Urteilen über die bedeutsame Publikation seien des Raumes wegen nur folgende herausgegriffen:

Prof. Dr. S. Weber, Freiburg i. B., in der Deutschen Literatur-Zeitung 1907, Nr. 33 (5 Spalten):

„Als apologetischer Traktat ist das Werk ein sehr interessantes Dokument über die altchristliche Glaubensbegründung, eine Probe der Schriftauslegung jener Zeit, wie eine dankenswerte Erhärtung und Klärung der Theologie und der literarischen Arbeit des Bischofs von Lyon; und die Theologie darf den armen. Herausgebern mit dem Glückwunsche zum Funde ebenso den Dank für ihre aufmerksame und nicht selten schwere Übersetzerarbeit aufrichtig aussprechen."

Theologischer Literaturbericht 1905, Nr. 3 (1½ Spalten):

„Die Schrift dient nicht bloss zur Ergänzung und Erklärung unseres bisherigen Wissens über Irenäus, sondern sie lässt auch die Theologie, speziell die Trinitäts- und Erlösungslehre des Irenäus und damit die kirchliche Lehre des zweiten Jahrhunderts in ein helleres Licht treten; auch die geradezu reformatorischen Charakter tragenden Ausführungen über die Ethik sind von grossem Interesse."

Theologie der Gegenwart I, 3:

„Die aufsehenerregendste Publikation des letzten Jahres auf kirchl. Gebiet."

Eingehende Besprechungen brachten ferner u. a. Prof. D. N. Bonwetsch, Göttingen, in der Theolog. Literatur-Zeitung 1907, Nr. 6 (2 Spalten); Prof. Dr. J. E. Belser, Tübingen, in der Tüb. Theol. Quartalschrift 1907, IV (3 S.); Prof. Dr. F. Diekamp, Münster, in der Theol. Revue 1907, Nr. 8 (3½ Sp.); Prof. Dr. H. Koch, Braunsberg, in der wissenschaftl. Beilage der Germania 1907, Nr. 8 (3½ S.); Prof. Dr. J. Kunze, Greifswald, im Theol. Literaturblatt 1907, Nr. 3 (2 Sp.); Prof. D. Eb. Nestle, Maulbronn, in der Berliner philolog. Wochenschrift 1907, Nr. 8 (2½ Sp.); Bulletin de Litt. Ecclésiastique vom 3. III. 07 (20 S.); Revue critique 1907 Nr. 2 (1½ S.); The Expositor März 1907 (12 S.) und Juli 1907 (10 S.); La Civiltà Catt. vom 7. IX. 07 (9 S.); Riv. delle scienze teol. 1907 (7 S.); Teolog. Tidsskrift 1907, VIII (11 S.).

Bonwetsch, D. G. Nathanael, Professor an der Univ. Göttingen: Die unter Hippolyts Namen überlieferte Schrift „Über den Glauben." Nach einer Übersetzung der georgischen Version herausgegeben. —

Koch, Dr. Hugo, Professor am Kgl. Lyc. Hosian. in Braunsberg: Vincenz von Lerin und Gennadius. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des Semipelagianismus. — Derselbe: Virgines Christi. Die Gelübde der gottgeweihten Jungfrauen in den ersten drei Jahrhunderten. (36 u. 22 u. 54 S.) 1907. (31, 2.) M. 3.50

Schermann, D. Theodor, Priv.-Doz. an der Univ. München: Phropheten- und Apostellegenden nebst Jüngerkatalogen des Dorotheus u. verwandter Texte. (VII, 368 S.) 1907. (31,3.) M. 11.50

Schalkhausser, Pfarrer Dr. Georg: Zu den Schriften des Makarios von Magnesia. (V, 218 S.) 1907. (31,4.) M. 7 —

Band 31 vollständig: M. 28 —; in Halbfranz geb. M. 30.50

Schmidt, Professor D. Carl, an der Univ. Berlin: Der erste Clemensbrief in altkoptischer Überlieferung, untersucht und herausgegeben. (IV, 160 S. mit Lichtdruck-Faksimile der Handschrift.) 1908. (32,1.) M. 9 —

Dombart, Gymnasialrektor Dr. Bernhard: Zur Textgeschichte der Civitas Dei Augustins seit dem Entstehen der ersten Drucke. (IV, 56 S.) 1908. (32,2a.) M. 2 —

Revue critique (1908, Nr. 46):

„La brochure est très intéressante et a une portée générale. Elle met en pleine lumière, par l'étude d'un cas limité, l'histoire ordinaire des textes depuis la Renaissance . . . Elle est la meilleure preuve des services que M. D. a rendus au texte de saint Augustin."

Bidez, Joseph, Professeur à l'université de Gand: La tradition manuscrite de Sozomène et la tripartite de Théodore le Lecteur. (IV, 96 S.) 1908. (32,2b.) M. 4 —

Die Schrift ist eine Vorarbeit für die wissenschaftliche Textausgabe des Sozomenos, mit der die Kirchenväter-Kommission der Kgl. Preussischen Akademie der Wissenschaften den Verfasser beauftragt hat.

Weiss, D. Bernhard, Professor an der Univ. Berlin: Die Quellen der synoptischen Überlieferung. (IV, 256 S.) 1908. (32,3.) M. 8.50

Prof. D. Adolf Harnack in einer 7 Spalten umfassenden Besprechung der Theologischen Literaturzeitung (1908, Nr. 16):

„Ich habe so ausführlich referiert, wie es der Rahmen dieser Zeitschrift irgend gestattet, weil in diesen beiden Werken [das Referat bezog sich zugleich mit auf die „Quellen des Lukasevangeliums"] die gründlichste und geschlossenste Kritik der Synoptiker vorliegt, die wir überhaupt besitzen, und weil hier derjenige Grad von Fleiss und unbestochenem Eifer, von Energie der Kleinarbeit und Energie, zum Licht vorzudringen, eingesetzt ist, den so viele andere Arbeiten auf diesem Felde vermissen lassen."

Lietzmann, D. Hans, Professor an der Univ. Jena: Das Leben des heiligen Symeon Stylites. In Gemeinschaft mit den Mitgliedern des Kirchenhistorischen Seminars der Universität Jena bearbeitet. Mit einer deutschen Übersetzung der syrischen Lebensbeschreibung und der Briefe von Prof. Dr. Heinrich Hilgenfeld in Jena. (VIII, 257 S.). 1908. (32,4.) M. 9 —

Es werden auf Grund neuen handschriftlichen Materials gegeben: die Vita des Symeon bei Theodoret, hist. rel. c. 26, die von Antonius verfasste Vita, Stellen aus der Vita Danielis Stylitae, die syrische Vita und die noch unedierten Briefe in deutscher Übersetzung; dazu auf Grund dieses Materials eine Darstellung des Lebens des ersten Säulenheiligen.

Band 32 vollständig: M. 32.50; geb. in Halbfranz M. 35 —

Index patristicus sive clavis patrum apostolicorum operum. Ex ed. min. Gebhardt-Harnack-Zahn, lectionibus editionum minorum Funk et Lightfoot admissis, composuit Edgar I. Goodspeed. (VIII, 262 S.) gr. 8°. M. 3.80; in Leinen geb. M 4.80

Prof. D. G. Krüger, Giessen, im Literarischen Zentralblatt (1908, Nr. 35):

„Diese Konkordanz zu den apostolischen Vätern kann Referent auf Grund häufiger Benutzung nur dringend empfehlen."

Priv.-Doz. Lic. Dr. J. Leipoldt, Halle, im Theolog. Lit.-Blatt (1907, Nr. 50):

„Goodspeeds Arbeit wird für Forscher aller Art brauchbar sein. Ich wünsche ihm und seinen Helfern, dass ihr Werk überall recht fleissig benutzt wird . . . Schon durch den niedrigen Preis ist glücklicherweise dafür Sorge getragen, dass der Index patristicus in weiteste Kreise dringt."

Zum Gebrauche in Vorlesungen und Seminarübungen:

Antonius' Leben des heiligen Symeon Stylites. Für Unterrichtszwecke herausg. in Gemeinschaft mit den Mitgliedern des Kirchenhistorischen Seminars der Universität Jena von Professor D. Hans Lietzmann. (62 S.) gr. 8°. 1908. [Sonderdruck aus der auf S. 22 genannten grösseren Schrift.] M. —60

Das Heft will der neutestamentl. Propädeutik dienen, weil es als ein Musterbeispiel das Wachstum und die textgeschichtl. Entwicklung solcher religiösen Erzählungsstoffe klarmachen kann — eine Vorschule für das Studium der Textgeschichte der Evangelien.

Biblia Hebraica ed. R. Kittel. Band- und Heft-Ausgabe: s. S. 9.

Clemens Alexandrinus: Quis dives salvetur? Text, Bemerkungen und Register. Herausgegeben von Professor Dr. Otto Stählin. (48 S.) gr. 8°. 1908. M. 1—

Eusebius' Kirchengeschichte. Kleine Ausgabe (Text mit kritischem Apparat). Herausgegeben von Professor Dr. Eduard Schwartz. (IV, 442 S.) gr. 8°. 1908. [Griech. Text aus der auf S. 20 genannten grossen Ausgabe.] M. 4—; geb. M. 4.80

Prof. D. A. Jülicher, Marburg, in der Theolog. Lit.-Zeitung (1908, Nr. 20):

„Dieser Handausgabe, die zu einem ausserordentlich billigen Preise verkauft wird, muss jedermann die weiteste Verbreitung wünschen. Die Herstellung eines so ausgezeichneten und zugleich allgemein zugänglichen Textes des wichtigsten kirchenhistorischen Werkes aus dem Altertum darf man als eine der erfreulichsten Erscheinungen des Jahres 1908 bezeichnen."

„Die Euseb-Ausgabe der Zukunft" (Dr. Joh. Leipoldt, Halle). — „unerhört billig" (Prof. D. Eb. Nestle, Maulbronn). — „vortrefflich, ausserordentlich preiswert und vorzüglich ausgestattet" (Prof. Dr. G. Grützmacher, Heidelberg).

Das **Freer-Logion.** Herausgegeben von Professor D. Dr. C. R. Gregory. (III, 66 S. mit 7 Abb.) gr. 8°. 1908. M. 2—

Eine Beschreibung der vier alten griechischen biblischen Handschriften, die von Charles Lang Freer aus Detroit 1907 in Ägypten erworben wurden, nebst Besprechung eines bisher nur aus Hieronymus bekannten Einschubs in den Schluss des Markus-Evang., auch ein angebliches Wort Christi nach Markus 16,14 berichtend.

Für Übungszwecke an neutestamentl. oder ähnl. Universitätsseminaren werden Partien, wenn durch den Herrn Leiter bestellt, zu Mk. 1 für das Expl. abgegeben.

Des heiligen **Irenäus** Schrift **zum Erweise der apostolischen Verkündigung.** Zweite, verbesserte Auflage der deutschen Übersetzung. Mit Nachwort, Anmerkungen und Quellenliste von Professor D. Adolf Harnack. (II, 68 S.) gr. 8°. 1908. [Deutscher Text aus der auf S. 21 genannten grossen Ausgabe.] M. 1.60; geb. M. 2.50

Poetische Texte des Alten Testaments in metrischer und stroph. Gliederung. Für Vorlesungen, Seminarübungen u. Selbststudium.

I: Die Dichtungen Jesaias. Herausgegeben von Prof. Lic. Dr. W. Staerk, Jena. (IX, 34 S.) 1907. M. 1—

II: Amos, Nahum, Habakuk. Von demselben. (IX, 25 S.) 08. M. 1—

Kartellzeitung der akadem.-theolog. Vereine (1907, Nr. 11):

„Bei akadem. Vorlesungen wie bei Seminarübungen, aber auch beim Selbststudium ein fast unentbehrliches Hilfsmittel, für das dem ästhetisch so fein gebildeten Verfasser, der zugleich ein gründlicher Kenner des hebräischen Sprachidioms ist, vorzüglicher Dank gebührt."

König, D. Dr. Eduard, Professor an der Univ. Bonn:
Hebräische Grammatik für den Unterricht, mit Übungsstücken und Wörterverzeichnissen, methodisch dargestellt. (VIII, 111 u. 88 S.) 8°. 08.
M. 3 —; in dauerhaftem Leinenband M. 3 60

Professor Dr. Jos. C. Renner, Stift Tepl, schrieb dem Verlage u. a. folgendes:

„Die Grammatik bezeichnet, soweit ich es beurteilen kann, einen riesenhaften Fortschritt in der pädagogischen Methode. Jeder kann aus dem Werke sich selbst unterrichten; wer alle Übungen durchnimmt, muss eine hohe Fertigkeit erlangen . . . Ich weiss, dass manche Hörer nach einem Jahre nicht einmal lesen konnten, geschweige schreiben. Meine Clerici übersetzen die Übungen nach einem Monat ganz prächtig."

Christliche Freiheit (1908, Nr. 46):

„Wissenschaftlicher und praktischer Charakter finden sich hier aufs glücklichste vereinigt. Es ist staunenswert, was alles auf 200 Seiten geboten wird. Vielfach die Formen des Altarabischen als Orientierungspunkte für die geschichtliche Betrachtung des Hebräischen heranziehend, hat der Verfasser alles Wesentliche in seiner Grammatik dargelegt und es zugleich meisterhaft verstanden, der ganzen Darstellung eine äusserst fassliche, konkrete Form unter möglichster Vermeidung allen abstrakten Regelwesens zu geben, die geeignet erscheint, beim Anfänger die Freudigkeit zum Studium dieser Sprache zu wecken. An den grammatischen Teil, der auch die Syntax in ihren Grundzügen behandelt, schliessen sich Materialien zur Einübung der Grammatik an, die auch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Hebräische anleiten und ausser zusammenhängenden Lesestücken noch Gelegenheit zum Lesen unpunktierter Texte bieten. Den Schluss bildet ein hebräisch-deutsches und ein deutsch-hebräisches Wörterverzeichnis mit steten Hinweisen auf die Grammatik. — Danach kann diese neueste hebräische Grammatik nur aufs wärmste Lehrern und Lernenden empfohlen werden, insbesondere auch den Pfarrern, die in Gefahr stehen, bei der Fülle praktischer Berufsarbeit jegliche Fühlung mit der Sprache des A. T., und dadurch schliesslich mit der alttestamentlichen Wissenschaft überhaupt, zu verlieren. Gerade für den Selbstunterricht dürfte das Buch nicht ungeeignet sein."

Übersicht zu Hinrichs' „Wissenschaftlichen Neuigkeiten", Januar 1909.

(auch für Bestellungen verwendbar)

Wissenschaftliche Neuigkeiten

und Berichte aus dem Verlage der

J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung

in Leipzig

Januar 1910 (Nr. 6)

Diese Verzeichnisse stehen unberechnet und portofrei zu Diensten. — Auch zur Ansicht können die Werke von der Mehrzahl der Buchhandlungen vorgelegt werden.

LETZTE NEUIGKEITEN:

Biblia Hebraica. Adjuvantibus professoribus G. Beer, F. Buhl, G. Dalman, S. R. Driver, M. Löhr, W. Nowack, J. W. Rothstein, V. Ryssel edidit R. Kittel, professor Lipsiensis. **Editio altera** emendatior stereotypica. (XVI, 1320 S.) gr. 8°. 1909.
In Halbleder geb. M. 10—; in 2 Leinenbdn. M. 10.40; geh. M. 8—
Auch in 15 Einzelheften zum Preise von M. 1— bis M. 1.30

Clemens Alexandrinus. Dritter Band: Stromata Buch VII u. VIII. — Excerpta ex Theodoto. — Eclogae propheticae. — Quis dives salvetur. — Fragmente. Herausgegeben von Dr. O. Stählin, Professor an der Univ. Würzburg. Mit Einleitung und 3 Handschriftenproben in Lichtdruck. (XC, 231 S.) gr. 8°. 1909. M. 11—; geb. M. 13.50

Die große Clemens-Ausgabe der Berliner Akademie ist damit abgeschlossen bis auf einen IV. Band, der Register, Nachträge und Berichtigungen enthalten und 1911 folgen soll. Die früheren Bände enthalten:

I. Band: Protrepticus und Pädagogus. 1905. M. 13.50; geb. M. 16—
II. Band: Stromata Buch I—VI. 1906. M. 16.50; geb. M. 19—

Feine, D. Dr. Paul, Professor an der Univ. Breslau:
Theologie des Neuen Testaments. (XII, 714 S.) gr. 8°. 1910. M. 12.50; in Halbfranz geb. M. 14.50

Gregory, D. Dr. Caspar René, Professor an der Univ. Leipzig:
Textkritik des Neuen Testaments. Dritter (Schluß-)Band. (S. 995—1486.) gr. 8°. 1909. M. 12—
— Dasselbe, vollständig. M. 36—; in Halbsaffian geb. M. 40—

Harnack, D. Dr. Adolf, Professor an der Univ. Berlin:
Entstehung und Entwickelung der Kirchenverfassung und des Kirchenrechts in den zwei ersten Jahrhunderten. Nebst einer Kritik der Abhandlung R. Sohm's: „Wesen und Ursprung des Katholizismus" und Untersuchungen über „Evangelium", „Wort Gottes" und das trinitarische Bekenntnis. (XII, 252 S.) 8°. 1910. M. 6.60; in Leinen geb. M. 7.50

Hölscher, Dr. Uvo: **Das Hohe Tor von Medinet Habu.** Eine baugeschichtliche Untersuchung. Mit 65 Abbildungen im Text, 6 einfarbigen und 4 doppelfarbigen Tafeln. (IV, 68 S.) 35,5×25,5 cm. 1910. M. 25 —; in Leinen geb. M. 29 — für Mitglieder der D. O.-G. M. 20 —; in Leinen geb. M. 24 — (12. Wiss. Veröffentlichung der Deutschen Orient-Gesellschaft)

Meissner, Dr. Bruno, Professor an der Univ. Breslau: **Seltene assyrische Ideogramme.** Vollständig, mit ausführlicher Zeichenübersicht (12 S.) sowie assyrischem und sumerischem Wörterverzeichnis (132 Spalten Buchdruck). Zumeist in Autographie. (XX, 721 S.) Lex.-8°. 1910. M. 90 —; in feinem Halbsaffianbd. M. 95.50 (Assyriologische Bibliothek. XX. Band.)

Möller, Dr. Georg, Direktorialassistent am Ägypt. Museum zu Berlin: **Hieratische Paläographie.** Die ägyptische Buchschrift in ihrer Entwicklung von der 5. Dynastie bis zur römischen Kaiserzeit. I. Band: Bis zum Beginn der 18. Dynastie. Mit 9 Tafeln Schriftproben, davon 7 in Lichtdruck. (VIII S., 20 S. Einleitung und 76 Blatt in Autographie.) 35,5×27 cm. 1909. geb. M. 30 — II. Band: Von der Zeit Thutmosis' III. bis zum Ende der 21. Dynastie. Mit 8 Tafeln Schriftproben in Lichtdruck. (IV S., 15 S. Einleitung und 74 Blatt in Autographie.) 1909. geb. M. 30 —

Realencyklopädie für protestantische Theologie u. Kirche. Begründet von J. J. Herzog. Unter Mitwirkung vieler Theologen und anderer Gelehrten in dritter, verbesserter und vermehrter Auflage herausgegeben von D. Albert Hauck. Lex.-8°.
XXII. Band: **Register zum Gesamt-Werke.** Unter Mitwirkung von A. Hauck bearbeitet von H. Caselmann. (IV S. u. 963 Spalten.) 1909. M. 6 —; in Halbfranz geb. M. 8 —
— Dasselbe, vollständig (22 Bände). M. 216 —; geb. M. 260 —
Ein Ergänzungsband soll 1912 folgen.

Schürer, D. Emil, Professor an der Univ. Göttingen: **Geschichte des jüdischen Volkes** im Zeitalter Jesu Christi. Vierte Auflage. Dritter Band: Das Judentum in der Zerstreuung und die jüdische Literatur.
(VII, 719 S.) gr. 8°. 1909. M. 15 —; in Halbfranz M. 17.25
— Dasselbe, vollständig (3 Bände). 1901—1909. M. 47 —; geb. M. 53.75

Soden, Lic. Dr. Hans Freiherr von: **Das lateinische Neue Testament** in Afrika zur Zeit Cyprians. Nach Bibelhandschriften und Väterzeugnissen, mit Unterstützung des Kgl. preußischen historischen Instituts herausgegeben. Mit 3 Registern. (X, 663 S.) 8°. 1909. M. 21 —; in Halbfranz M. 24 — (Texte u. Untersuchungen z. Geschichte der altchristl. Literatur. 33. Bd.)

Ungnad, Dr. Arthur, Professor an der Univ. Jena: **Keilschrifttexte der Gesetze Hammurapis.** Autographie der Stele sowie der altbabylonischen, assyrischen und neubabylon. Fragmente. (V, 42 S.) 36,5×26 cm. 1909. kart. M. 8 —

Alt, Lic. theol. Albrecht, Privatdozent an der Univ. Greifswald: **Israel und Ägypten.** Die politischen Beziehungen der Könige von Israel und Juda zu den Pharaonen. Nach den Quellen untersucht. (104 S.) 8°. 1909. M. 2.40; in Leinen geb. M. 3.40

Unter gleichmäßiger Verwertung des ägyptischen, hebräischen und assyrischen Quellenmaterials wird hier ein bisher nicht genügend gewürdigtes Problem untersucht. Die Musri-Frage rückt durch diese Arbeit in neue Beleuchtung.

Prof. D. W. Nowack, Straßburg, in der Theolog. Lit.-Zeitung (1909, Nr. 24):

„So zahlreich auch die Monographien über den Aufenthalt Israels in Ägypten und seinen Auszug sind, so wenig hat man bisher daran gedacht, die israelitisch-ägyptischen Beziehungen in der Zeit der beiderseitigen Selbständigkeit der Völker, herausgelöst aus den größeren Zusammenhängen, in ihrem eigenen Zusammenhang darzustellen . . . Nach einer treffenden Charakteristik der ägyptischen, israelitischen und assyrischen Quellen, die für diese Untersuchung in Betracht kommen, beginnt A. mit der Erörterung der Beziehungen zwischen Scheschonk und Salomo . . . Besonders wertvoll ist die von A. geführte Untersuchung der Beziehungen Judas zu Assur und Ägypten in der Zeit des Jesaia . . . Die dritte Untersuchung beschäftigt sich mit Necho und Nebukadnezar . . . Die Arbeit zeichnet sich durch umfassende Kenntnis der gesamten hier in Betracht kommenden Quellen und der sich mit ihnen beschäftigenden Literatur, durch selbständiges und ruhig abwägendes Urteil und Klarheit der Darstellung aus . . ."

Prof. Dr. A. Wiedemann, Bonn, in der Orientalist. Lit.-Zeitung (1909, Nr. 11):

„Über den jetzigen Zustand unsers Wissens orientiert das nutzbringende und die Wissenschaft fördernde Werk in übersichtlicher Weise."

In der Sammlung der Beiträge zur Wissenschaft vom Alten Testament, der die vorgenannte Arbeit angehört, erscheinen demnächst:

Procksch, Prof. D. Otto: Zur Geschichte der Septuaginta.

Puukko, Dr. A. F.: Das Deuteronomium. Eine literarkrit. Untersuchung.

Andrae, Dr. Walter: **Der Anu-Adad-Tempel in Assur.** (Ausgrabungen der Deutschen Orient-Gesellschaft in Assur. A. Baudenkmäler aus assyrischer Zeit. I.) Mit 94 Abbildungen im Text und 34 Tafeln. (VII, 95 S.) 35,5×25,5 cm. 1909.
M. 40 —; in Leinen geb. M. 44 —
für Mitglieder der D. O.-G. M. 32 —; in Leinen geb. M. 36 —
(10. Wiss. Veröffentlichung der Deutschen Orient-Gesellschaft.)

Dieser Band bringt die erste größere Darstellung aus den Ergebnissen der deutschen Ausgrabungen in Mesopotamien. Der Hauptwert dieser Publikation beruht auf der mit peinlichster Genauigkeit durchgeführten Aufnahme des ausgegrabenen Gebäudes; dadurch tritt der Band in eine Reihe mit den berühmten Werken von Layard, Botta und Place. Jede künftige Untersuchung über babylonisch-assyrische Architektur- und Kulturgeschichte wird sich auf diese grundlegende Darstellung des ersten bis in alle Einzelheiten zuverlässig untersuchten altassyrischen Tempels stützen müssen.

Prof. Dr. A. Ungnad, Jena, in der Orientalist. Lit.-Zeitung (1909, Nr. 5):

„Der Anu-Adad-Tempel in Assur gehört zu den assyrischen Tempeln, die seit den frühesten Tagen der Assyriologie das besondere Interesse der Assyriologen in Anspruch genommen haben; verdankt doch die Wissenschaft ihm die so hochbedeutenden Prismen Tiglatpilesers I. Dieser Bau ist nunmehr mit einer Sorgfalt von Andrae ausgegraben und untersucht worden, wie man sie sich nicht größer wünschen kann . . . Dem Werke sind 34 Tafeln beigegeben, darunter einige Zeichnungen und Aufnahmen Andraes, die an peinlichster Genauigkeit schwerlich übertroffen werden können."

Bauer, Leonhard, Oberlehrer am Syrischen Waisenhaus in Jerusalem: **Das Palästinische Arabisch.** Die Dialekte des Städters und des Fellachen. Grammatik, Übungen und Chrestomathie. 2., vollständig umgearb. Aufl. (X, 256 S.) 8°. 1910. M. 6 —; geb. M. 7 —

Prof. D. Dr. G. Dalman, Jerusalem, schreibt in seinem Vorworte zu dem Buche: „Das hier vorliegende Buch enthält einen Schatz sorgsamer Beobachtungen aus einer langen Reihe von Jahren. Ich wüßte nicht, daß irgend ein lebender arabischer Dialekt für die Einzelheiten seines Sprachgebrauchs eine zutreffendere und inhaltsreichere Beschreibung gefunden hätte. Eine reiche Sammlung von Lesestücken ermöglicht jedem Benutzer ein Eindringen in das Leben der Sprache."

Bertling, Professor Dr. Oskar: **Was ist Wahrheit?** Ein Wort zum Kampfe der Weltanschauungen. Zweite, zum großen Teil umgearb. Auflage. (VIII, 247 S.) 8°. 1909. M. 3 —; geb. M. 4 —

Aus dem Vorwort: „Das Suchen nach Wahrheit ist eines der erfreulichsten Zeichen der Gegenwart. Es läßt auch für die Zukunft eine Überwindung der Irrtümer unserer Zeit erhoffen. Den Bedürfnissen gebildeter Nichttheologen sowie auch jüngerer, noch suchender Theologen zu begegnen, ist der Hauptzweck."

In 2 Teilen („Ist der Gottesglaube vernünftig?" und „Ist der christliche Glaube vernünftig?") mit insgesamt 31 Abschnitten werden behandelt: Zwei Hauptirrtümer über Gott und über die Welt. — Der atheistische Monismus. — Der Kantische Irrtum in betreff der Kausalität. — Die dreifache Kausalität. — Das geistige Leben. — Unzureichende Gottesbeweise. — Der kosmologische oder Kausalitätsbeweis. — Das Apostolikum. — Die biblische Schöpfungsgeschichte. — Moderne Schöpfungs- und Entwicklungstheorien. — Die Menscheit. Beruf und Ausrüstung. — Das Problem der Willensfreiheit. — Das Böse und die Erbsünde. — Die Weltregierung Gottes. — Gebetserhörung — Das Wunder. — Entwicklung und Offenbarung. — Der Streit um „Bibel und Babel". — Der Monotheismus als ursprüngliches Geistesgut. — Die Geschichte der Offenbarung; besonders im Alten Testament. — Zuverlässigkeit der alttestamentlichen Geschichte. Abraham. Moses. — Die Erlösung. — Die Evangelien als Geschichtsquellen. — Das Johannesevangelium. — Jesus Christus. Sehet, welch ein Mensch! — Die drei Offenbarungen Gottes: Trinität. — Die Auferstehung Jesu Christi. — Der erhöhte Christus. — Der heilige Geist. — Ewiges Leben. — Anhang: Über Autoritätsglauben. Spinoza, Schopenhauer, Ed. v. Hartmann, Haeckel, Nietzsche.

Böhl, Dr. Franz: **Die Sprache der Amarnabriefe** mit besonderer Berücksichtigung der Kanaanismen. (IV, 96 S.) 8°. 1909. M. 3 — (Leipziger semitistische Studien. V. Band, Heft 2.)

Prof. Dr. H. Grimme, Freiburg, in der Orientalist. Lit.-Zeitung (1909, Nr. 10):

„B., ein Schüler von Zimmern und Delitzsch, schenkt uns in diesem Buche die lange vermißte Einleitung in die Sprache der Armarnatexte. Unter Voraussetzung einer allgemeinen Kenntnis des Babylonischen bei seinen Lesern hebt er alles hervor, was dem Amarnadialekte — wenn man von einem solchen sprechen darf — seine eigentümliche Farbe verleiht, und gibt von dessen auffälligsten Erscheinungen eine vollständige Liste der vorkommenden Fälle. Weiter bemüht er sich, unter sorgfältiger Scheidung der Texte in lokale Gruppen. die Faktoren zu bestimmen, die das Babylonische in Kanaan beeinflußt haben ... Den Ausführungen des Verfassers wird man zurzeit Wesentliches wohl kaum hinzufügen oder abstreichen können . . . Das Buch muß als eine gediegene Leistung bewertet werden und verdient seinen Platz in der Bibliothek jedes Assyriologen und Hebraisten."

Prof. Dr. B. Meißner, Breslau, in der Deutschen Lit.-Zeitung (1909, Nr. 31):

„Da man an die Abfassung einer historischen Grammatik der babylon.-assyr. Sprache erst gehen kann, nachdem sämtliche Perioden und Literaturgattungen besonders behandelt sind, sind Untersuchungen wie die B.s äußerst wichtig, zumal wenn sie so umsichtig und in jeder Beziehung zuverlässig sind."

Borchardt, Professor Dr. Ludwig, Direktor des Kaiserl. Deutschen Archäolog. Instituts in Kairo: **Das Grabdenkmal des Königs Nefer-ir-ke-re.** (Ausgrabungen d. D.O.-G. in Abusir 1902/08. V.) Mit 96 Abb. im Text, 7 einfarb. und 3 mehrfarb. Blättern. (V, 91 S.) 35,5×25,5 cm. 1909. M. 30 —; in Leinen geb. M. 34 — für Mitglieder der D. O.-G. M. 24 —; in Leinen geb. M. 28 — (11. Wiss. Veröffentlichung der Deutschen Orient-Gesellschaft.)

Die verwickelte Baugeschichte des von Nefer-ir-ke-re begonnenen, aber erst unter seinen Nachfolgern vollendeten Tempels wird eingehend dargestellt. Unter den Einzelfunden sind besonders die prächtigen Scheingefäße, die Gold mit Malachit- und Lapislazuli-Einlagen nachahmen, ausführlich beschrieben und mehrere von ihnen (darunter zwei farbig) rekonstruiert.

G. Maspero in der Revue Critique (1909, Nr. 9):

„Il ya là toute une série de renseignements précieux, et en grande partie nouveaux, sur la disposition de la chapelle et sur l'agencement des communs, trésors, magasins, celliers, habitations des prêtres . . . Une quantité d'objets de différentes époques ont été découvertes au cours des fouilles, des fragments de sculpture qui décoraient la chapelle et qui sont d'un fort bon style, de la vaisselle en terre, et les morceaux de plusieurs vases fictifs qui simulent des vases à libations. B. a réussi à reconstruire l'un deux: l'artiste égyptien avait plaqué sur une âme en bois un merveilleux décor de verre émaillé multicolore, avec la légende de Neférkerês en bande horizontale sur le pourtour de la panse, le tout se détachant en bleu sur fond jaune."

Burchardt, Dr. Max: **Die altkanaanäischen Fremdworte und Eigennamen im Ägyptischen.** 1. Teil. Die kritische Analyse der Schreibung. (VIII S. u. 60 S. in Autographie.) 34×27 cm. 1909. M. 8.50

Aus dem Vorwort: „Seit Bondis fleißige Sammlung der Fremdworte des Ägyptischen erschienen ist, sind mehr als 20 Jahre verstrichen. In dieser Zeit ist die Menge der ägyptischen Texte um ein gewaltiges gewachsen, und wir haben überdies gelernt, die seltsame Schreibung der Fremdworte richtiger zu beurteilen. Es erschien mir daher von Bedeutung, diese wertvollen Reste verschollener Sprachen zu sammeln, um so mehr, als ein sehr großer Teil derselben sicher der Sprache des alten Kanaan angehört und somit für die alttestamentlichen und semitistischen Studien von weitgehendster Wichtigkeit ist. Ich habe diesen Fremdworten weiter die zahlreichen Namen von Orten und Personen zugefügt, die die ägyptischen Texte uns aus Palästina und anderen Ländern Vorderasiens erhalten haben . . . Der zweite (Schluß-) Teil der Gesamtarbeit soll die Liste des Materials und ein ausführliches Glossar erhalten."

Catenenstudien. Herausgegeben von Prof. Hans Lietzmann, Jena. 1. Die Catene des Vaticanus Gr. 762 zum ersten Korintherbriefe, analysiert von Lic. Otto Lang. (VII S. u. 48 S. in Autographie.) 26,5×34,5 cm. 1909. M. 7 —

Die Catenenforschung entbehrte brauchbarer Hilfsmittel bisher in so hohem Grade, daß sie bei der Bearbeitung altchristlicher Probleme nur in ganz beschränktem Maße herangezogen worden ist. — Die mit dem vorliegenden Hefte beginnende Reihe von Hilfsmitteln wird bei Studien zur altchristlichen Kirchen- und Literaturgeschichte wie auch zur biblischen Textkritik bisher kaum je berücksichtigtes Material zugänglich machen. Das 1. Heft bringt also Stoff zum 1. Korintherbrief. — Durch uns ist auch erhältlich die Vorarbeit:

Lang, Lic. theol. Otto: Die Catene zum ersten Korintherbrief, kritisch untersucht. (Dissertation.) (38 S.) 8°. 1908. M. 1 —

Ehrlich, Arnold B.: **Randglossen zur hebräischen Bibel.** Textkritisches, Sprachliches und Sachliches. gr. 8⁰.
I: Genesis und Exodus. (IV, 424 S.) 1908. M. 9.50
II: Leviticus, Numeri, Deuteronomium. (355 S.) 1909. M. 8 —

Aus Besprechungen über den ersten Band:

Prof. Dr. W. Bacher, Budapest, in der Deutschen Lit.-Zeitung (1909, Nr. 39):

„Die große Mehrzahl der Randglossen ist ein überraschender Beweis dafür, daß trotz der ungeheuren Fülle der exegetischen Literatur zum Pentateuch, durch welche die Möglichkeiten der Auslegungen für einzelne Verse oder Wörter gleichsam erschöpft zu sein schienen, tieferes Eindringen in die Eigentümlichkeiten und Schwierigkeiten des Textes, bei dem ein lebendiges Sprachgefühl sich mit Scharfsinn paart, noch immer neue Möglichkeiten zu eröffnen und die Bibelexegese in vielen Einzelheiten zu fördern vermag."

W. Frankenberg in der Theolog. Lit.-Zeitung (1909, Nr. 14):

„Mag man auch dem Verfasser in vielen Stücken nicht zustimmen, immer spürt man es bei den sprachlichen Auseinandersetzungen, daß hier ein Mann redet, der die Sprache des A. T. wirklich beherrscht, und das will gewiß viel heißen . . . wer aus dem Buche etwas über die Sprache des A. T. lernen will, kann viel daraus lernen."

Prof. Lic. Dr. P. Volz, Tübingen, im Theolog. Jahresbericht (1908, S. 116):

„E. nimmt Gen. und Ex. fast Vers für Vers durch, geht gründlich zu Werk und läßt nichts vorbei, was etwa moderne Exegeten bloß mehr erratend ohne Rücksicht auf die hebräische Grammatik oder Sprache behauptet haben."

Theologische Quartalschrift (1910, Nr. 1):

„Der Verfasser ist wie wenige nicht bloß in der Sprache des A. T., sondern auch in der des späteren Judentums und in dessen Anschauungen bewandert. Er vermag daher eine Fülle neuer sprachlicher und sachlicher Erklärungen zu bieten . . . . Man darf mit Dank den kommenden Bänden entgegensehen, und man wird nicht fehlgehen, wenn man sagt, daß nur zum eigenen Schaden der Alttestamentler dieses Werk unbeachtet läßt."

In der Sammlung der „Griechischen christlichen Schriftsteller der ersten drei Jahrhunderte" liegt abgeschlossen vor:

Eusebius. Die **Kirchengeschichte** mit der lateinischen Übersetzung des Rufinus. Herausgegeben von Dr. Eduard Schwartz, Professor an der Univ. Freiburg, und Dr. Theodor Mommsen, weil. Prof. an der Univ. Berlin. gr. 8⁰. M. 45 —; in Halbfranz geb. M. 52.50
I. Teil: Buch I—V. (III, 507 S.) 1903. M. 16 — ; geb. M. 18.50
II. Teil: Buch VI—X. Über die Märtyrer in Palästina. (VII u. S. 509—1040.) 1908. M. 17 —; in Halbfranz geb. M. 19.50
III. (Schluß-) Teil: Einleitungen (zum griech. Text von Ed. Schwartz, zu Rufin von Th. Mommsen †), Übersichten (Kaiser- und Bischofslisten, Ökonomie der KG) und Register von Ed. Schwartz. (CCLXXII, 216 S.) 1909. M. 12 —; in Halbfranz geb. M. 14.50

Von dieser „Kirchengeschichte" erschien 1908 auch eine
Kleine Ausgabe (griech. Text mit kritischem Apparat), herausgegeben von Ed. Schwartz. (IV, 442 S.) gr. 8⁰. M. 4—; geb. M. 4.80

Der Text dieser kleinen Ausgabe ist ein getreuer Abdruck der großen; nur ist die Mommsen'sche Revision des Rufintextes weggelassen. Die Zeilen- und Seitenzahlen der großen Ausgabe sind am Rande bezeichnet, so daß die Prolegomena u. Indices der großen Ausgabe (Band III) auch für die kl. brauchbar sind.

Feine, D. Dr. Paul, Professor an der Univ. Breslau:

Theologie des Neuen Testaments. (XII, 714 S.) gr. 8°. 1910. M. 12.50; in Halbfranz geb. M. 14.50

Gliederung des Inhaltes. I. Teil: Die Lehre Jesu nach den Synoptikern. (Jesu messian. Bewußtsein. — Jesus u. das A. T. — Jesu Beurteilung des gegenwärtigen Zustandes des Menschen. — Das Reich Gottes. — Die Versöhnung. — Auferstehung, Wiederkunft, Gericht. — Die Ethik Jesu. — Die bleibende Bedeutung der Person Jesu.) — II. Teil: Die Lehre des Urchristentums. 1. Die theologischen Gedanken der Urgemeinde. 2. Die Theologie des Paulus. (Die allgemein. Sündhaftigkeit und der Ursprung der Sünde. — Die Stellung zum Gesetz und zum Judentum. — Das Schriftprinzip. — Gott. — Christus. — Die Bedeutung des Todes und der Auferstehung Jesu. — Die Rechtfertigung. — Der heilige Geist. — Die Eschatologie. — Die Ethik. — Kirche u. Sakramente. — Die Theologie der Pastoralbriefe.) — 3. Die theologischen Anschauungen der nachpaulinischen Schriften. — III. Teil: Die Lehre der johanneischen Schriften. (Das johanneische und das synoptische Christusbild. — Johannes und Paulus. — Johannes und die griechische Bildung. — Die Heilslehre des Johannes im einzelnen.)

Aus dem Vorwort: „Die Bedürfnisse des akademischen Unterrichts sind es in erster Linie gewesen, welche mich veranlaßt haben, eine Theologie des Neuen Testaments zu schreiben... Die wichtigsten Probleme freilich müssen die Studenten in vollem Umfange kennen lernen. Aber namentlich bei den theologisch weniger bedeutsamen Schriften des Neuen Testaments habe ich mich bemüht, mich kurz zu fassen. Auch war ich bestrebt, das schwere wissenschaftliche Geschütz möglichst zu beschränken und in die Anmerkungen zu verweisen, um das Buch leichter lesbar zu machen. Daher habe ich fast durchgängig, selbst bei technischen Ausdrücken, die deutsche Übersetzung der Urtexte in der Darstellung angewendet und den fremdsprachlichen Text in Klammern dazugesetzt. Denn ohne daß man den Originalausdruck kennt, ist oft ein wissenschaftliches Urteil unmöglich. Immerhin aber kann dies Werk auch jeder Gebildete lesen, der des Griechischen und Hebräischen nicht kundig ist. In den Literaturangaben habe ich naturgemäß eine Auswahl des Wichtigsten treffen müssen. Ich hoffe aber, dem Vorwurf nicht zu unterliegen, daß ich mich von theologischen oder persönlichen Sympathien und Antipathien habe leiten lassen. Wenigstens bin ich mir bewußt, immer auf diejenige Literatur verwiesen zu haben, welche mir wichtig erschien. Vom wissenschaftlichen Gegner lernen wir ja oft mehr als vom Freund. Und unsere Studenten müssen die Probleme kennen lernen in der Beleuchtung, wie die theologische Rechte und wie die theologische Linke sie sieht."

Gardiner, Alan H., M. A., Oxford:

The Admonitions of an Egyptian Sage. From a hieratic papyrus in Leiden (Pap. Leiden 344 recto). With 18 plates in autography and 1 in collotype. (116 S.) 34,5×27,5 cm. 1909. M. 30—

Der Leidener Papyrus wird hier zum ersten Male vollständig in Umschrift und Übersetzung vorgelegt. Die eingehende Untersuchung bringt den Nachweis, daß es sich nicht um Prophezeiungen handelt, sondern vielmehr um eine Mahnrede, in einer Zeit politischen Unglücks an einen schwachen König gerichtet, mit einem Rückblick in ein goldenes Zeitalter, d. h. ägyptisch ausgedrückt, in jene Urzeit, in der der Sonnengott Re noch als gerechter König auf Erden herrschte.

G. Maspero in der Revue Critique (1909, Nr. 38):

„Le livre aurait mérité un compte rendu beaucoup plus long: ce que j'en ai dit montre quelle valeur il a pour les Egyptologues et même pour les savants étrangers à l'Egyptologie. Il élève M. Gardiner haut dans notre science."

Prof. Dr. W. M. Müller in der Orientalist. Lit.-Zeitung (1909, Nr. 11):

...... nicht nur eine Fundgrube für die Philologie, sondern auch inhaltlich interessant... G. hat das Verständnis durch seinen fleißigen und scharfsinnigen Kommentar weit gefördert.

Grass, Mag. theol. Karl Konrad, Professor an der Univ. Dorpat: **Die russischen Sekten.** II. Band. Die weißen Tauben oder Skopzen, nebst geistlichen Skopzen, Neuskopzen u. a.
1. Hälfte: Geschichte der Sekte bis zum Tode des Stifters.
(448 S.) gr. 8°. 1909. M. 8.50

Über Band 1: Die Gottesleute oder Chlüsten (X, 716 S. gr 8°. 1907. M. 15 —; geb. M. 16.50) liegen u. a. folgende neuere Urteile vor:

Prof. D. C. Mirbt, Marburg, in der Historischen Zeitschrift:

„Wir sind durch dieses Buch erheblich weiter gekommen, denn es teilt so viel Quellen im Wortlaut mit, daß wir einen Einblick in das Geistesleben der Chlüsten erhalten, und der über große Kenntnisse verfügende Autor verfährt besonnen und kritisch. Da die gesamte in Frage kommende Literatur in russischer Sprache abgefaßt und zudem für den Ausländer gar nicht erreichbar ist, schulden wir dem Verfasser besonderen Dank für die Zugänglichmachung dieses wichtigen Gebietes."

Prof. D. Fr. Wiegand, Greifswald, im Theolog. Lit.-Blatt (1909, Nr. 42):

„Die G.'sche Arbeit bedeutet geradezu die Erschließung eines völlig neuen Gebietes für die kirchengeschichtliche Forschung, und sie wird um so wichtiger, je mehr die geistigen Beziehungen zum europäischen Osten bei uns wachsen. Dabei ist der Verfasser zu dieser Aufgabe im besonderen Maße befähigt und ausgerüstet: ein Balte, der das Russische vollauf beherrscht, der nicht nur in den Quellen und in der Literatur zu Hause ist, sondern auch der Eigenart des russischen Charakters und Gemütslebens ein warmes Verständnis entgegenbringt; zugleich ein wissenschaftlich geschulter deutscher Gelehrter, der mit sicherer Hand die ungeordneten und wirren Urkunden zu sichten und zu benutzen versteht."

Sehr anerkennend äußerten sich schon früher u. a.: Prof. D. N. Bonwetsch (Deutsche Lit.-Zeitung 1906, Nr. 17); Prof. D. F. Kattenbusch (Theolog. Lit.-Zeitung 1908, Nr. 7); Prof. D. F. Kropatscheck (Theolog. Lit.-Bericht 1906, Nr. 11 u. 1908, Nr. 14); Lic. Dr. P. Rohrbach (Preuß. Jahrbücher, März 1908); E. von Schrenck (Christl. Welt 1908, Nr. 21).

Gregory, D. Dr. Caspar René, Professor an der Univ. Leipzig: **Einleitung in das Neue Testament.** (VI, 804 S.) gr. 8°. 1909. M. 10 —; in Leinen M. 11.20; in Halbfranz M. 12 —

Prof. D. Joh. Leipoldt, Kiel, im Theolog. Literaturblatt (1909, Nr. 9):

„Die Eigentümlichkeit von G.'s neuem Werke besteht darin, daß er die Teile am ausführlichsten gestaltet, die in den älteren Werken ähnlicher Art am kürzesten auszufallen pflegten. Fast 400 Seiten widmet er der Geschichte des neutestamentlichen Kanons ... Mit ehernem Fleiß hat er ein reiches Material beigebracht. Das gilt namentlich für die Zeit, die Th. Zahn in seiner monumentalen Kanonsgeschichte noch nicht behandelt hat: für die Zeit nach Origenes. Da bietet G. eine wahre Fundgrube von wertvollem Stoffe. — Sehr ausführlich stellt G. die neutestamentl. Textkritik dar. Er redet zuerst mit einer Anschaulichkeit, die nur einem Fachmann von Ruf eigen sein kann, von der Entstehung und ersten Verbreitung der neutestamentl. Bücher. Dann beschreibt er die wichtigsten Handschriften des N. T. und die sonstigen Hilfsmittel, die zur Textherstellung verwandt wurden, weiter die gedruckten Ausgaben und verschiedene Äußerlichkeiten ... G. ist gerade auf diesem Gebiete völlig zu Hause. So ist es gerade hier eine Lust, seinen Ausführungen zu folgen... Der dritte Teil fällt bei G. am kürzesten aus: er bietet die eigentliche literarische Einführung in die einzelnen Schriften des N. T.... Die Register [Sachen und Bibelstellen] sind vorzüglich."

Pastoralblätter (Bücherbericht, September 1909):

„Die Einleitung G.'s darf nicht nur Gelehrten zur Lektüre empfohlen werden, sondern vor allem auch Geistlichen für ihre Vorbereitung auf Bibelstunden und Religionslehrern für den bibelkundlichen Unterricht."

Biblische Zeitschrift (1909, Nr. 2):

„Das Buch gehört zweifellos zu den Werken, die man nicht bloß studiert, sondern auch gern liest ... klares historisches Denken und ein Wirklichkeitssinn, der es versteht, in die Zeiten des N. T. und seiner Geschichte sich zurückzuversetzen und in konkreten Einzelbildern auch dem Fernerstehenden die Probleme zu veranschaulichen."

Theologie der Gegenwart (1909, Heft 4):

„Hervorragend nach Aufriß, Inhalt und Form der Darstellung ist der ganze zweite Hauptteil des Buches, die Kritik des Textes. Ein gewaltiges Material wird uns hier in klarer, übersichtlicher Weise zugänglich gemacht, und man merkt es den Ausführungen auf jeder Seite an, daß der Verfasser hier aus dem vollen schöpft. Auch der Fachgelehrte nimmt aus diesem Abschnitt eine Fülle von Anregungen mit."

Bayerische Lehrerzeitung (1909, Nr. 34):

„Die Gewissenhaftigkeit des historischen Forschers, von der jede Seite Zeugnis ablegt, berührt den Leser aufs angenehmste. Weiter ist die einfache klare Darstellung zu rühmen, ein Vorzug, der das Buch ohne weiteres auch dem Laien brauchbar macht.

Revue Internationale de Théologie, Bern (1909, Band II, S. 396 f.):

„Eine Arbeit, die die erstaunlichste Fülle von Material enthält und mit Gelehrsamkeit gesättigt ist ... Die Darstellung wird auch in den schwierigsten Partien mit großer Kunst geradezu populär gehalten ... Wir empfehlen das bedeutende Werk nachdrücklich den wissenschaftlich interessierten Kreisen der altkatholischen Kirchen."

Kirchliche Zeitschrift (1909, Heft 4):

„Die Entstehung und erste Verbreitung der neutestamentlichen Bücher wird mit einer Anschaulichkeit beschrieben, als wenn der Verfasser in jener altersgrauen Zeit gelebt hätte und ein interessierter Zuschauer gewesen wäre."

Theologische Zeitblätter (November 1909):

„Ein überaus reichhaltiges, interessantes und lehrreiches Buch."

Mit Erscheinen des III. Bandes wurde soeben vollständig:

Gregory, D. Dr. Caspar René, Professor an der Univ. Leipzig: **Textkritik des Neuen Testamentes.** Drei Bände. gr. 8°. 1900—1909. M. 36 —; in ff. Halbsaffian geb. M. 40 —

I. Band: Griechische Handschriften. — Griechische liturgische Bücher. (S. I—VI und 1—478.) 1900. M. 12 —

Inhalt: Die Urkunden: Paläographie. — Majuskel- und Minuskel-Handschriften der Evangelien, Apostelgeschichte und katholischen Briefe, Paulinischen Briefe und der Apokalypse. Griechische liturgische Bücher.

II. Band: Die Übersetzungen. — Die Schriftsteller. — Geschichte der Kritik. (S. VII—X u. 479—994.) 1902. M. 12 —

Inhalt: Einleitung. Die östlichen Übersetzungen (syrische, ägyptische, äthiopische, armenische, georgische, persische, arabische). — Die westlichen Übersetzungen (altlateinische, Vulgata, gothische, slavische, sächsische, fränkische, teutsche, böhmische). — Kirchliche Schriftsteller: ihr Zeugnis und ihre Namen. Liste der Zeugen, nach Jahrhunderten geordnet. — Geschichte der Kritik: äußere Form des Textes (Reihenfolge der Bücher, Kapitel, Verse, Interpunktion, Rechtschreibung, Lesezeichen, Trennung von Partikeln). Der ganze Text (vom Anfang bis 1500; 1500 bis 1902).

III. Band: Die Klassen des Textes. — Nachträge. — Text oder Kollationen einiger Bruchstücke und Handschriften. — Register. (S. 995—1486.) 1909. M. 12 —

Inhalt: Einleitung: Klassen des Textes, Arbeitsweise. — Nachtrag: Griechische Handschriften. Übersetzungen. Schriftsteller. Kritik. — Nachschlaglisten: Abkürzungen. Personen und Sachen. Sodens Nummern. Griechische Handschriften.

Gregory's „Textkritik" bringt, nach desselben Verfassers Griechischen Handschriften des Neuen Testaments (Leipzig 1908) eine neue Umgestaltung und Vereinheitlichung der in seinen „Prolegomena" zu Tischendorfs großer Ausgabe des griechischen Neuen Testaments gegebenen Handschriften-Liste; sie zählt 168 Großschriften, 14 Papyri, 2318 Kleinschriften und 1561 (1568) Lesebücher auf, also etwa 58 Großschriften, 157 Kleinschriften und 495 (502) Lesebücher mehr als die „Prolegomena". Im Vergleiche mit diesen letzteren sagt

Prof. D. Eberhard Nestle im Literarischen Zentralblatt (1900, Nr. 45):

„Fast ganz neu ist die 60 Seiten umfassende Einleitung in die griechischen liturgischen Bücher (gegen 8 Seiten der Prolegg.), die ein bisher bei uns so gut wie unbebautes Feld in Angriff nimmt und namentlich auch den Liturgikern empfohlen sei."

The Nation, New York (25. Okt. 1900) schreibt:

„For fulness and accuracy of information respecting the sources of our Greek New Testament the present volume [Bd. 1], for the ground it covers, stands unrivalled."

H. A. A. Kennedy in The Expository Times, Edinburgh (April 1901):

This [Bd. 1] is the first part of a treatise on the textual criticism of the N. T. by the greatest living authority in that department. . . . What must specially interest the student of textual criticism is to note the advance in the science which this work records as compared with the Prolegomena and the fourth edition of Scrivener. . . . It is bound to take its place as the indispensable authority in its own department."

Theodore E. Schmauk in The Lutheran Church Review (Jan. 1903):

„This second volume . . . is a worthy successor of the magnificent introductory volume which appeared in 1900."

Beilage zur Allgemeinen Zeitung, München (19. Mai 1903):

„Als ein Repertorium aber für alle einschlägigen Hilfsmittel, als ein Sammelwerk für jede Notiz über Handschriften und Zeugnisse, die in den Dienst der Textkritik gestellt werden können, ist das Handbuch ganz einzig in seiner Art. Das reichhaltige Material ist nur hier mit solcher Vollständigkeit zusammengetragen und das Werk darum unentbehrlich . ."

Frederic G. Kenyon of the British Museum betitelt seine Anzeige von Bd. 1 und 2 in The American Journal of Theology (1904, S. 364—372):

„A great work in textual criticism", und schließt sie: „students of New Testament textual criticism owe him a debt which they can neither adequately express nor repay."

W. Fritzemeier schreibt vom ersten Band in der Deutsch-Amerikan. Zeitschrift für Theologie und Kirche (Bd. 23, Heft 2, Juli—Aug. 1902):

„Es ist eine einfach gewaltige Arbeit und die neutestamentliche Wissenschaft, die auf mühsamen Wegen versucht, den ursprünglichen neutestamentlichen Text herzustellen, ist Gregory für sein groß angelegtes und sicher durchgeführtes Werk zu größtem Dank verpflichtet."

Prof. Kirsopp Lake, Leiden, in der Theolog. Tijdschrift (Bd. 44, Hft. 1):

„The third volume of Dr. C. R. Gregory's Textkritik completes this great work, which gives, so far as is humanly possible, all the known facts about the apparatus criticus of the New Testament . . . Whatever may be the modifications introduced into Textual Criticism by von Soden, Gregory's work will remain indispensable, for it contains innumerable items of information which cannot be found elsewhere, and lie outside the scope of von Soden's book . . . Dr. Gregory's individual labours in the cataloguing and classifying of Mss. rank only second to those of Tischendorf, even though the great resources of von Soden have enabled him to do more collation by means of a large staff of assistants."

Hautsch, Dr. Ernst: **Die Evangelienzitate des Origenes.** (IV, 169 S.) 8°. 1909. (Texte u. Untersuchungen. 34, 2a.) M. 5.50

Im Verfolg der Arbeiten von Preuschen und Koetschau werden diejenigen Evangelienzitate des Origenes besprochen, deren Text durch die Exegese gesichert wird. Dabei mußte auch die wechselnde Form der Zitate untersucht werden. Das Ergebnis ist im wesentlichen folgendes: 1. Die Lemmata in den exegetischen Schriften des Origenes bieten oft eine andere Textform, als die nachfolgende Exegese voraussetzt. 2. Origenes erlaubt sich in allen Fällen, in denen es ihm nicht auf genaue Wiedergabe des biblischen Textes ankommt, Freiheiten im Zitieren, verbindet und vermischt in Zitaten wiederholt parallele Stellen miteinander, führt überhaupt sehr viel aus dem Gedächtnis an. 3 Es bleibt jedoch eine bestimmte Reihe von Stellen, bei denen die Verschiedenheit derselben Zitate an verschiedenen Orten durch die Erklärung bestätigt wird, also anzuerkennen ist, daß Origenes nach verschiedenen Exemplaren zitiert hat.

Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie (Band 52):

„Die gründliche und umsichtige Untersuchung H.s wird sowohl den Herausgebern des Origenes wie den Textkritikern des N. T. von hohem Nutzen sein."

Hellmann, Dr. Siegmund, Professor an der Univ. München: **Pseudo-Cyprianus de XII abusivis saeculi.** (II, 62 S.) 8°. 1909. M. 3.50

Die Arbeit bildet, mit der auf S. 25 genannten von Sickenberger, Heft 34,1 der „Texte u. Untersuchungen zur Geschichte der altchristl. Literatur".

Theologische Revue (1909, Nr. 16):

„Über das Vorkommen der Abusiva in den Nationalliteraturen der Angelsachsen und Deutschen, in ober- und niederdeutscher Folklore hat der Verfasser ein überreiches Material gesammelt."

Review of Theology and Philosophy (Juli 1909):

„For this work no one was better fitted than the accomplished pupil of Traube, already known favourably by his epoch-making work on Sedulius Scottus."

Theologie und Glaube (1909, Nr. 7):

„H. hat auf Grund eines viel reicheren handschriftlichen Materials, als es Hartel zu Gebote stand, eine neue Ausgabe der Schrift besorgt und zugleich eine eingehende Untersuchung über deren Alter, Ursprung und Bedeutung für die mittelalterliche lateinische Literatur, sowie für die Nationalliteratur, insbesondere die deutsche, angestellt, die diese Schrift in einem neuen Lichte erscheinen läßt."

Herrmann, Lic. Johannes, Privatdozent an der Univ. Königsberg: **Ezechielstudien.** (IV, 148 S.) 8°. 1908. M. 4 —; geb. M. 5 — (Beiträge zur Wissenschaft vom Alten Testament. 2. Heft.)

Prof. D. C. Cornill, Breslau, in der Theolog. Rundschau (1909, Heft 4):

„Als das Bedeutendste, was seit lange über Ezechiel geschrieben worden ist, und einer der ragendsten Marksteine in der Ezechiel-Forschung erscheinen mir H.'s Ezechielstudien ... Überhaupt zeichnet sich H.'s Analyse durch große Vorsicht und Besonnenheit aus ... eine Fülle von fruchtbaren und anregenden Gedanken."

Prof. D. A. Bertholet, Basel, in der Deutschen Lit.-Zeitung (1909, Nr. 46):

„... Überhaupt bedeuten H.'s Studien einen wertvollen Beitrag zu einem richtigen Verständnis der Person und des Buches Hesekiels. Wenngleich ich nicht so weit wie H. zu gehen vermag, so halte ich doch seinen Nachweis, daß Hesekiels Buch die Schicksale allmählicher Ausarbeitung und redaktioneller Weiterbildung in weit höherem Maße erfuhr, als man bisher meist Wort haben wollte, für aller Beachtung wert."

Prof. Dr. H. Gressmann, Berlin, in der Evangel. Freiheit (1908, Heft 11):

„Das Buch ist mit dem schweren Rüstzeug der Wissenschaft geschrieben und will nicht gelesen, sondern studiert sein. Die mühselige Kleinarbeit, die uns hier geboten wird, läßt den Fleiß und das Urteil des Forschers in dem günstigsten Lichte erscheinen."

Hilbert, Gerhard, Pastor an der Lutherkirche zu Leipzig:
Christentum und Wissenschaft. Sechs Vorträge. Zweite, vielfach verb. Auflage. (III, 176 S.) 8⁰. 1909. M. 2 —; geb. M. 3 —

Der Verfasser prüft in den drei ersten Vorträgen die gesicherten Ergebnisse der modernen Kosmologie, Biologie und Psychologie und vergleicht sie mit dem einschlägigen Inhalt des christlichen Gottesglaubens. In den drei weiteren entwirft er ein Charakterbild Jesu und spricht über Jesu Leben, Sterben und Auferstehen. Die Untersuchungen führen ihn zu dem Satze: Christentum und Wissenschaft sind, im Grunde erfaßt, nicht widereinander, sondern füreinander.

Theolog. Lit.-Bericht (1909, Nr. 1):
„Allen, welche mit apologetischen Fragen und dem Verhältnis von Naturwissenschaft und Christentum sich beschäftigen, allen auch, welche im eigenen Glaubensleben mit Zweifeln sich quälen, die von der modernen Naturwissenschaft wachgerufen sind, sei die Schrift wärmstens empfohlen."

Evang.-protestant. Kirchenblatt (Lit.-Beilage 1908, Nr. 24):
„Das Buch ist so voll von treffenden Bemerkungen, kritisiert die materialistischen Behauptungen so ausgezeichnet, stellt die Unabhängigkeit unserer Persönlichkeit auf so feste Füße und ist in der christlichen Schlußverkündigung so originell, daß die Lektüre eben so fördernd als kurzweilig ist."

Sächs. Kirchen- und Schulblatt (1909, Nr. 5):
„Alles beherrscht ein hoher, sittlicher Ernst, der sich nicht vergebens an Hörer und Leser als sittliche Persönlichkeiten wendet und sie einladet, zu prüfen und sich nicht von dem trügerischen, oberflächlichen Urteil der Tagesmeinung blenden zu lassen. Die drei letzten Vorträge sind wahre Kabinettstücke."

Die Reformation (1908, Nr. 12):
„Es ist von außerordentlichem Interesse, den Ausführungen H.'s, die bis tief in die schwierigsten Probleme der naturwissenschaftlichen Forschung hineinführen, zu folgen. Mitten durch die Menge der Hypothesen, die sich der über die letzten Dinge grübelnde Menschengeist geschaffen, führt uns der Verfasser an der Hand scharfsinniger Beweise zu der These: die Erkenntnisse der Wissenschaft widersprechen nicht der christlichen Weltanschauung . . ."

Deutsch-amerikanische Zeitschrift für Theologie u. Kirche (1908, 3/4):
„Jeder Vortrag ist von zwei Momenten getragen: weitgehende Orientierung auf wissenschaftlichem Gebiete und freie Anerkennung der konstatierten Tatsachen auf demselben einerseits, andererseits gebührende Würdigung der Tatsachen des inneren Lebens und freimütige Verteidigung der Grundpositionen des Christentums. Das Werk verdient die weiteste Verbreitung."

Hoffmann, D. Georg, Privatdozent an der Univ. Breslau:
Die Lehre von der fides implicita. 3. (Schluß-) Band. Vom Ende des Reformationszeitalters bis zur Gegenwart. (VII, 536 S.) 8⁰. 1909. M. 10 —; in Leinen geb. M. 11 —

Von dem jetzt vollständig vorliegenden Werke umfaßt:

Band I: Die Lehre von der fides implicita innerhalb der kathol. Kirche. (IV, 408 S.) 8⁰. 1903. M. 8 —; in Leinen geb. M. 9 —
Band II: Die Lehre von der fides implicita und die Reformatoren. (VIII, 231 S.) 8⁰. 1906. M. 4.50; in Leinen geb. M. 5.50

Aus Besprechungen über Band I u. II:

Prof. D. O. Ritschl, Bonn, in der Theolog. Lit.-Zeitung (1907, Nr. 5):
„Band II zeichnet sich ebenso wie Band I durch Gründlichkeit und Sorgfalt aus."

Prof. D. R. Seeberg, Berlin, in der Deutschen Lit.-Zeitung (1907, Nr. 45):
„Der Verfasser bespricht mit derselben Sorgfalt wie in Band I den Glaubensbegriff der vier Reformatoren, zieht bei jedem die Anschauung von der Kirche hinzu und zeigt dabei gewisse Überreste der fides implicita auf . . ."

Prof. D. G. Wobbermin, Breslau, in der Christl. Welt (1908, Nr. 24):

„Mit erstaunlichem Fleiße ist in Band I die einschlägige katholische Literatur durchforscht und die in Betracht kommenden Ausführungen kritisch bearbeitet. Eine eben so brauchbare Sammlung und sorgfältige Besprechung des Materials für die Reformatoren bietet der 2. Band . . . Jedenfalls gebührt H. das große Verdienst, für alles weitere Studium dieser religionspsychologischen Fragen eine solide historische Basis beschafft zu haben."

Evang. Kirchenblatt für Schlesien (1907, Nr. 29):

„Die Fortsetzung des grundgelehrten Werkes reiht sich dem ersten Band würdig an. Der Frage, wie sich Luther, Zwingli, Melanchthon und Calvin zu der Titelfrage gestellt haben, wird aus ihren Schriften mit gründlichster Sorgfalt und scharfsinniger Erwägung bis in die letzten Verzweigungen des Problems nachgegangen und das Material vollständig aufgerollt."

Schlesisches Pastoralblatt [kathol.] (1909, Nr. 1):

„Die Arbeit bietet eine sehr fleißige Darstellung der Lehre der hl. Schrift, der Kirchenväter und Theologen der kathol. Kirche über die fides implicita. Der Verf. hat mit anzuerkennender Objektivität eine lange Reihe von Aussprüchen vorgeführt und zum Teil nach dem dogmenhistorischen Fortschritt untersucht."

Deutscher Merkur [altkatholisch] (1904, Nr. 2):

„Kein Theologe wird an H.'s Werk vorbeigehen können, da jeder sich mit einem Gegenstande, der wie der Begriff des Glaubens so tief in alle Lebensfragen der Theologie eingreift, auseinandersetzen muß."

Jeremias, Lic. Dr. Alfred, Pfarrer u. Privatdozent a. d. Univ. Leipzig: **Das Alter der babylonischen Astronomie.** Zweite, erweit. Auflage mit 15 Abbildgn. u. astronom. Zeichnungen. Unter Berücksichtigung der Erwiderung von *P.* F. X. Kugler, S. J. (92 S.) 8°. 1909. (Im Kampfe um den Alten Orient. 3. Heft.) M. 1.60

Inhalt: Spuren der altbabylon. Kultur. — Waren die alten Babylonier Astronomen? — Alter und Einteilung des Tierkreises. — Das lunisolare Jahr und die Schaltperioden. — Präzession und Weltzeitalter. — Umlauf und Anordnung der Planeten.

Aus dem Vorwort: „Meine Streitschrift soll nicht ein Lehrbuch über Astronomie sein. Ich habe einige bekannte astronomische Erscheinungen in Erinnerung gebracht, kein Lehrbuch geschrieben, und habe gezeigt, daß sie im alten Babylonien bekannt waren und daß sie auf andere Gebiete des Geisteslebens angewendet worden sind . . . Auf das Wesen der astralen Weltanschauung kommt es bei dem sogen. Panbabylonismus an, nicht auf die astronomische Exaktheit im Sinne heutiger Wissenschaft."

Jlg, B., u. Professor Dr. Hans **Stumme: Maltesische Volkslieder,** im Urtext mit deutscher Übersetzung herausg. (77 S.) 8°. 09. M. 2.50 (Leipziger semitistische Studien. III. Band, Heft 6.)

Prof. Dr. H. Grimme, Freiburg, in der Orientalist. Lit.-Zeitung (1909, Nr. 10):

„Vierzeiler, wie sie das sangeslustige Völkchen der Malteser gern improvisiert, bietet das vorliegende Buch in reicher und bunter Auswahl . . . Einige Dutzend solcher hatte schon früher H. Stumme in seinen „Maltesischen Studien" mitgeteilt, doch wird ihre reiche Mannigfaltigkeit erst aus der vorliegenden Sammlung klar, die B. Ilg in La Notabile und La Valletta nach dem Vortrage einfacher Leute aus dem Volke aufgeschrieben, H. Stumme aber durchgesehen und mit einer gut orientierenden Einleitung und wertvollen Worterklärungen versehen hat. Dadurch ist ein Büchlein entstanden, an dem Philologen und Literarhistoriker ihre helle Freude haben müssen."

Eine treffliche Ergänzung bieten Prof. Stummes Bücher: Maltesische Märchen, Gedichte u. Rätsel in deutscher Übersetzung. (XVI, 102 S.) 8°. M. 3.50 — Maltesische Studien. Eine Sammlung prosaischer u. poetischer Texte in maltes. Sprache, mit Erläuterungen. (IV, 124 S.) 8° M. 4 —

Kittel, D. Dr. Rudolf, Professor an der Univ. Leipzig:
Studien zur hebräischen Archäologie und Religionsgeschichte. (XII, 242 S. mit 44 Abbildgn.) 8°. 1908. M. 6.50; geb. M. 7.50 (Beiträge zur Wissenschaft vom Alten Testament. 1. Heft.)

Theologie der Gegenwart (III. Jahrgang, Heft 2):

„Einen wertvollen Beitrag zu diesem Forschungsgebiete (biblische Archäologie) hat K. in seinen Studien geliefert. Diese enthalten 4 Untersuchungen: I. Der heilige Fels auf dem Moria und seine Altäre; II. Der primitive Felsaltar und seine Gottheit; III. Der Schlangenstein im Kidrontal bei Jerusalem; IV. Der Kesselwagen des salomonischen Tempels. Eigene Beobachtung, umfassende Verwendung allen durch die Ausgrabungen flüssig gemachten Materials und hervorragende philologisch-historische Schulung, die sich bei dem Verfasser verbinden, wirken dahin zusammen, daß die sämtlichen behandelten archäologischen Probleme um ein Bedeutendes gefördert werden."

Prof. D. W. Nowack in der Theolog. Rundschau (1909, Heft 7):

„K.'s Arbeit (das Referat bezog sich auf die zweite Studie) ist das Muster einer methodisch angelegten und alle in Betracht kommenden Instanzen sorgsam abwägenden Untersuchung."

Biblische Zeitschrift (1908, Nr. 3):

„Die nüchternen, scharfsinnigen Studien verdienen hohe Beachtung."

König, D. Dr. Eduard, Professor an der Univ. Bonn:
Hebräische Grammatik für den Unterricht, mit Übungsstücken und Wörterverzeichnissen, methodisch dargestellt. (VIII, 111 u. 88 S.) 8°. 1908. M. 3 —; in dauerhaftem Leinenband M. 3.60

Prof. Lic. Dr. P. Volz, Tübingen, im Theolog. Jahresbericht (1908, S. 98):

„Ein Muster von Gediegenheit, Gründlichkeit, Wissenschaftlichkeit, das Hebräische in den weiten Rahmen der orientalischen Sprachen eingestellt, auf knappem Raum viel und vielerlei Wissenswertes zusammengedrängt."

Prof. Dr. Haffner, Innsbruck, im Allgem. Lit.-Blatt (XVIII, Nr. 10):

„Wenn auch das Buch in erster Linie für den Gebrauch an deutschen Gymnasien eingerichtet erscheint, so ist es doch ebenso ein äußerst brauchbares Hilfsmittel für den ersten Unterricht im Hebräischen an den Universitäten, und wir müssen ihm für beide Zwecke eine ganz hervorragende Stelle einräumen."

Prof. Dr. F. Wilke, Wien, im Theolog. Lit.-Bericht (1909, Nr. 10):

„Wenn ein Gelehrter die Qualifikation zur Abfassung einer hebräischen Grammatik besitzt, so ist dies zweifellos der Verfasser des „historisch-kritischen Lehrgebäudes der hebräischen Sprache", und die eigenartige Methode, welcher K. bei seiner neuen, dankenswerten Arbeit gefolgt ist, sichert ihr auch die gebotene Beachtung in der Fülle der Übungsbücher, die wir bereits besitzen."

Die Studierstube (1909, Nr. 2):

„Eine überaus verdienstliche hebr. Grammatik ... In der Tat hat hier der Verf. den Unterricht im Hebräischen wunderbar erleichtert und echt methodisch gestaltet ... Durchweg erkennt man das Bemühen, die sprachlichen Erscheinungen dem inneren Verständnis nahezubringen."

Aus Urteilen von Fachlehrern des Hebräischen.

Oberlehrer E. Cl. am Gymnasium in H.:

„Ich habe das Buch mit großem Interesse durchgeschaut und konstatiert, daß an Reichhaltigkeit und doch weiser Beschränkung in der Auswahl des Stoffes der Meister zu erkennen ist. K. ist sicher in bezug auf grammatisch-methodische Darbietung eines der allerbesten Gymnasiallehrbücher."

Rabbiner Dr. M. G. am Gymnasium in G.:

„Besonders kann die Grammatik für die oberen Klassen der Gymnasien und für den hebr. Fortbildungsunterricht mit gutem Gewissen empfohlen werden."

Oberlehrer Lic. W. K. am Gymnasium in M.:

„Nachdem ich das Lehrbuch geprüft habe, nehme ich keinen Anstand zu erklären, daß ich es für die hebräische Grammatik der Zukunft halte; der Lehrer des Hebräischen wird um so mehr, wenn er unter den sich anbietenden Büchern zu wählen hat, den „kleinen König“ herausgreifen, weil er in dem „großen König“ das ausgezeichnetste Hilfsmittel, das es geben kann, besitzt, um des sprachwissenschaftlichen Stoffes des Hebräischen völlig Herr zu werden.“

Professor Dr. J. R. in T.:

„Die Grammatik bezeichnet, soweit ich es beurteilen kann, einen riesenhaften Fortschritt in der pädagogischen Methode. Jeder kann aus dem Werke sich selbst unterrichten.“

Interessenten steht, solange Abzüge vorhanden sind, Prof. Königs Abhandlung „Zur Methodik des hebr. Unterrichts“ (Sonderdruck aus der „Monatschrift für höhere Schulen“) auf Wunsch kostenfrei zur Verfügung.

Küssner, Dr. Gustav, Pastor zu Mölln in Lauenburg:

Was ist Christentum? Ein Mahnruf und Programm für alle, denen die religiöse Not unseres Volkes zu Herzen geht. (IV, 592 S.) gr. 8⁰. 1909. M. 6 —; in Leinen geb. M. 7 —

Aus dem Inhalt: Schule, Kirche, Staat und Christentum. — Kultur, Kirche und Christentum. — Politik, Kirche und Christentum. — Interkonfessionelle Beziehungen. — Internationale Probleme. — Der Zweck des Menschen. — Die Idee der Erlösung. — Das Wesen des Christentums. — Aufgaben für die Kirche (Dogmatik; Sittenlehre; Predigt; Jugend-Unterweisung; Seelsorge; Erziehung zur Arbeit). — Aufgaben des Staates bezw. der Gesellschaft (Schule; Kirche; Presse; Volkserziehung; Frauenfrage; Bevölkerungs-Politik; Kolonial-Politik; Mission; Welt-Politik).

Prof. D. O. Baumgartens Evang. Freiheit (1909, Heft 7) urteilte:

„Das Buch ist eine durchaus eigenartige Apologie des Christentums. Jede theologisierende Beurteilung wird fernzuhalten gesucht. Die gefundene Formel für das Wesen des Christentums wird glänzend entwickelt und dürfte in der Tat viele und verschiedenste vereinigen können. Mit Kühnheit wird der Zweck der Menschheit in diese Welt verlegt, in die allseitige ideal-reale Kultur dieser Erde. Das Ziel „ewiges Leben“ wird in zweite Linie gestellt. Von diesem Standpunkte aus werden mit erstaunlicher Kombinationsgabe und oft großem Scharfsinn alle Beziehungen und Fragen des irdischen Lebens hereingezogen und gelöst . . . Die Weltaufgabe des Christentums ist selten so umfassend und weltoffen dargelegt.“

D. E. Sulze in den Protestant. Monatsheften (1909, Heft 5):

„. . . ein ganz vorzügliches Werk . . . Reiche Lebenserfahrung, vortreffliche Beobachtungsgabe . . . kein Parteiinteresse . . . Ich wünsche dem Buche recht viele Leser. Jeder wird es mit Dank aus der Hand legen.“

Theolog. Lit.-Bericht (1909, Nr. 9):

„Ein inhaltreiches, warmherziges Buch, dessen umfassende Schilderungen, besonnene Kritiken, tiefgreifende Ratschläge allenthalben Beachtung und meist auch Zustimmung verdienen! Als Leser sind nicht nur Theologen, sondern religiös Gesinnte aus allen Konfessionen und aus den verschiedenen kirchlichen Parteilagern gedacht . . .“

Zeitschrift für Missionskunde (1909, Heft 10):

„Ich stehe nicht an, Tendenz und Durchführung des Buches hoch anzuerkennen und dem Werke allseitige Beachtung zu wünschen.“

Sächs. Kirchen- und Schulblatt (9. IX. 1909):

„K. hat einen offenen Blick und ein klares Urteil. Wenn er zuletzt die Aufgabe der Gegenwart als Volkskulturarbeit bezeichnet, so stimmt das mit der Idee vom Reiche Gottes auf Erden, das durchaus internationaler Art sein muß. So ist das Programm wohl begründet, ausführbar und vielversprechend.“

Die Innere Mission (1909, Heft 12):

„Es ist zu wünschen, daß das Buch einen großen Leserkreis finden möge, da die Ausführungen des Verfassers mit einer staunenswerten Aufwendung von Fleiß und Gründlichkeit durchgeführt sind.“

Löhr, D. Dr. Max, Professor an der Univ. Königsberg:
Die Stellung des Weibes zu Jahwe-Religion und -Kult.
(IV, 54 S.) 8°. 1908. M. 1.80; in Leinen geb. M. 2.60
(Beiträge zur Wissenschaft vom Alten Testament. 4. Heft.)

Prof. D. E. Sellin, Rostock, in der Theologie der Gegenwart (III, 2):
„Eine gründliche Untersuchung über die Stellung des Weibes zu Jahwe-Religion u. -Kult. L. will die These von Smend, Stade u. a. prüfen, der Jahwismus sei wesentlich eine Religion der Männer gewesen, habe die Frauen viel weniger angegangen. Nach einer Liste aller weiblichen Eigennamen im A. T., die schon an sich dankenswert ist, prüft er die soziale Stellung des Weibes, die Gelübde von Frauen, das Weib als Jahweprophetin und ihre Beteiligung am Kulte sowie ihre sonstigen kultischen Dienste. Nach allem kommt er zu dem gewiß richtigen Resultate, daß jenes Urteil wohl auf die spätere jüdische Zeit zutreffe, auf die israelitische hingegen nicht."

Prof. Dr. F. Wilke, Wien, im Theolog. Lit.-Bericht (1908, Nr. 12):
„Die Untersuchung ist eindringend und auf Grund einer umfassenden Kenntnis des alttestamentlichen Materials und der einschlägigen Literatur geführt ..."

Mechiltha. Ein tannaitischer Midrasch zu Exodus. Erstmalig ins Deutsche übersetzt und erläutert (mit Einleitung über Entstehung, Charakter und Abfassungszeit der Mechiltha) von Rabbiner Dr. J. Winter und Prof. D. Dr. A. Wünsche. Mit Beiträgen von Prof. Dr. L. Blau. (XXIV, 391 S.) gr. 8°. 1909. M. 10—; geb. M. 11.20

Dieser älteste Exodus-Kommentar, nächst der Mischna das älteste rabbinische Schriftwerk, konnte bisher infolge der teilweise ungewöhnlichen sprachlichen Schwierigkeiten des Textes nur in beschränktem Umfange wissenschaftlich verwertet werden. Die hier zum ersten Male gebotene deutsche Übersetzung macht den darin enthaltenen ältesten jüdischen Traditionsstoff allgemein zugänglich. Die biblische Altertumswissenschaft kann hier die ältesten Ansichten und Auffassungen einer Reihe für sie wichtiger Dinge kennen lernen. Dem Alttestamentler wird die eingehende Schilderung der Pesach-Feier, des Auszugs aus Ägypten, des Zusammentreffens Moses mit Jethro u. a. von besonderem Interesse sein. Für die Darstellung der neutestamentlichen Zeitgeschichte dürfte es bedeutsam sein, daß sich aus dem Werke ein ziemlich sicheres Bild von dem Stande der Bibelauslegung und Bibelbetrachtung im Zeitalter Jesu gewinnen läßt. Der Kenntnis des Judentums wird das Studium des aus der ersten Hälfte des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts stammenden Schriftwerks manch neuen Zug hinzufügen können. — Zur Erleichterung der Anschaffung auch in 5 Lieferungen (von je 5—6 Bogen) zum Preise von je M. 2.

Theologischer Jahresbericht (1908, S. 168):
„Ein sehr verdienstliches Werk ... Die Ausgabe ist außerordentlich fleißig, mit allerlei wertvollen Zugaben (Einleitung, Register der in Mech. enthaltenen Gleichnisse, der sämtlichen in Mech. zitierten Bibelstellen, der angeführten Tannaim, kurzer Abriß zur Terminologie der Mech.)"

Prof. Dr. W. Bacher, Budapest, in der Theolog. Lit.-Zeitung (1909, Nr. 16):
„Die nützlichen Beigaben vervollständigen den Wert des Werkes, das man als bedeutsame und verdienstvolle Leistung bezeichnen kann ... Ganz besonderes Lob verdient die vornehme äußere Ausstattung des Buches."

Monatschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums (1909, S. 486—497):
„Die Übersetzung sucht das Original so wortgetreu als möglich wiederzugeben, bleibt aber trotzdem verständlich, und durch die jedesmalige Hervorhebung des Stichworts, auf welches sich die Auslegung bezieht, wird dem Verständnis nachgeholfen und der innere Sinn der Schriftdeutung dem Leser enthüllt ... Das Buch ist unstreitig geeignet, den Zweck zu erfüllen, den sich die Verfasser gesetzt haben, denen den Weg zu ebnen und den Zugang zu der Midrasch-Literatur zu erleichtern, die sich ohne Führer nicht zurecht finden, und denen die Originalwerke allzu große Schwierigkeiten bieten ... Wir können es den Fachkreisen bestens empfehlen."

Möller, Dr. Georg, Direktorialassistent am Ägypt. Museum zu Berlin:
Hieratische Lesestücke, für den akademischen Gebrauch herausgegeben. 36,5×26 cm. (In 3 Heften.)
1. Heft: Alt- und mittelhieratische Texte. (IV S. u. 25 Blatt in Autographie). 1909. kart. M. 4 —
2. Heft: Literarische Texte des Neuen Reiches. (IV S. u. 42 Blatt in Autographie.) 1910. kart. M. 5.50

Zweck dieser Lesestücke ist, dem akademischen Unterricht Material aus schwer oder gar nicht zugänglichen Handschriften zu angemessenem Preise zu liefern. Das erste Heft enthält literarische und geschäftliche Texte des Mittleren Reiches; das zweite Heft bringt nur literarische Texte des Neuen Reiches; hier sind fast alle Literaturgattungen vertreten, so daß die Hefte ebensogut rein philologischen Übungen wie einer Vorlesung über ägyptische Literatur zugrunde gelegt werden könnten. Heft 3 wird juristische Texte, Original- und Musterbriefe, sowie Proben aus Rechnungen des Neuen Reiches enthalten.

G. Maspero in der Revue Critique (1909, Nr. 39) über Heft 1:
„Ce livre répond à un besoin de nos écoles. Nous n'avons eu jusqu'à présent, pour enseigner le déchiffrement de l'hiératique, que des recueils fort coûteux . . . Le choix des morceaux est fort bon, et ils sont suffisamment longs pour que l'élève ait le temps de s'habituer l'oeil à chaque type . . . L'exécution est remarquable . . . chaque morceau est un fac-similé fidèle du manuscrit auquel il a été emprunté. Le livre sera donc très utile aux débutants, et j'ai bon espoir qu'avant peu il sera adopté dans tous les cours d'Égyptologie."

Prof. D. J. Leipoldt, Kiel, im Lit. Zentralblatt (1909, Nr. 31):
„Wer einmal Studenten in das hieratische Schrifttum eingeführt hat, weiß wie schwer es hält, die nötige Zahl von Nachbildungen hieratischer Handschriften zusammenzubekommen. M.'s Lesestücke schaffen hier Wandel und bilden so eine wertvolle Ergänzung zu Steindorffs Urkunden des ägyptischen Altertums . . . Das Buch ist auch zum Selbststudium geeignet."

Dr. H. Ranke in der Orientalist. Lit.-Zeitung (1909, Nr. 7):
„Jeder, der den bisherigen Mangel an hieratischen Chrestomathien kennt, wird hierfür dem Verfasser ganz besonderen Dank wissen. Ein paläographisch zuverlässiges Buch dieser Art gehörte auch zu den dringendsten Desideraten der Ägyptologie."

Möller, Dr. Georg, Direktorialassistent am Ägypt. Museum zu Berlin:
Hieratische Paläographie. Die ägyptische Buchschrift in ihrer Entwicklung von der 5. Dynastie bis zur römischen Kaiserzeit. 35,5×27 cm.
I. Band: Bis zum Beginn der 18. Dynastie. Mit 9 Tafeln Schriftproben, davon 7 in Lichtdruck. (VIII S., 20 S. Einleitung und 76 Blatt in Autographie.) 1909. In Leinen geb. M. 30 —
II. Band: Von der Zeit Thutmosis' III. bis zum Ende der 21. Dynastie. Mit 8 Tafeln Schriftproben in Lichtdruck. (IV S., 15 S. Einleitung und 74 Blatt in Autographie.) 1909. In Leinen geb. M. 30 —

Zwei weitere Bände sollen in etwa halbjährigen Abständen folgen.

Prof. D. J. Leipoldt, Kiel, im Lit. Zentralblatt (1909, Nr. 29) über Band I:
„Der Wert der von M. geschaffenen Listen kann nicht leicht überschätzt werden. Bei schwierigen Stellen wird man nun viel leichter zu sicheren Lesungen kommen als früher . . . Lehrreich sind auch die Beziehungen zwischen der Geschichte der ägyptischen Kunst und der hieratischen Schrift . . . Wir freuen uns auf die Vollendung des Werkes, das allen Ägyptologen ein notwendiges Arbeitsgerät sein wird."

Weitere Urteile über Möller, Hieratische Paläographie, Band I:

G. Maspero in der Revue Critique (1909, Nr. 39):

„L'ouvrage est très bon, et il rendra des services non seulement aux débutants, mais aux égyptologues déjà experts qui, embarrassés par un signe ou par un groupe dans un manuscrit de bonne allure, seront bien aises d'avoir sous la main les éléments qui leur permettront de se décider, et, au besoin, de rectifier leur lecture . . . Le dessin des hiéroglyphes est d'une purté rare, et celui des graphies hiératiques qui en dérivent est d'une netteté qui ne laisse rien à désirer . . . Mr. Möller nous a donné un instrument de travail qui servira à deux ou trois générations au moins, et que l'on complètera a coup sûr, mais que nul ne songera à refaire d'ici à quelque temps."

Dr. Herm. Ranke in der Orientalist. Lit.-Zeitung (1908, Nr. 7):

„Es ist nicht zuviel gesagt, wenn wir behaupten, daß der Verfasser mit seiner Arbeit eine der schmerzlichst empfundenen Lücken in der ägyptologischen Literatur ausfüllt . . . Eine kurze, aber inhaltreiche Einleitung behandelt die Entstehung der hieratischen Schrift und ihre Entwicklung von etwa 2600—1600 v. Chr., ferner die äußere Anlage der Handschriften, die Einflüsse von Schreibmaterial und Schreibrichtung auf die Entwicklung der Schrift und endlich die Quellhandschriften, elf an der Zahl, denen die auf den folgenden Tabellen gegebenen Schriftproben entnommen sind . . . So ist eine Fülle von teilweise neuem Material angesammelt, und auf den 76 Tabellen ziehen etwa 600 ägyptische Schriftzeichen, in ihrer Entwicklung während eines vollen Jahrtausends, an unserem Auge vorüber. Die Anordnung ist praktisch und übersichtlich. Von jedem Zeichen ist zunächst die älteste monumental belegte Form gegeben, übrigens in geradezu unübertrefflicher Ausführung. Daran schließen sich in chronologischer Reihenfolge ihre „hieratischen" Äquivalente aus den elf Quellhandschriften . . . Den Band beschließen 9 Tafeln mit Schriftproben — ihre Ausführung kann vorzüglicher nicht gedacht werden. So bildet dieser Band ein unentbehrliches Hilfsmitel für alle, die sich mit alt- und mittelhieratischen Texten zu beschäftigen haben."

Mythologische Bibliothek, herausgegeben von der Gesellschaft für vergleichende Mythenforschung. gr. 8°.

Von dieser Sammlung liegen neu vor:

Hüsing, Dr. Georg: **Die iranische Überlieferung** und das arische System. (XVI, 248 S.) 1909. [Band II, Heft 2.] M. 8 —

Schultz, Dr. Wolfgang: **Rätsel aus dem hellenischen Kulturkreise,** gesammelt und bearbeitet. I. Teil: Die Rätselüberlieferung. (XX, 159 S.) 1909. [Band III, Heft 1.] M. 6 —

Siecke, Professor Dr. Ernst: **Hermes der Mondgott.** Studien zur Aufhellung der Gestalt dieses Gottes. Mit Nachträgen. (II, 118 S.) 1908. [Band II, Heft 1.] M. 4 —

Früher sind erschienen:

Böklen, Dr. Ernst: Adam und Qain im Lichte der vergleichenden Mythenforschung. (IV, 148 S.) 1907. [I, 2/3.] M. 4 —

Lessmann, Dr. Heinrich: Aufgaben und Ziele der vergleichenden Mythenforschung. (VIII, 52 S.) 1908. [I, 4.] M. 2 —

Siecke, Professor Dr. Ernst: Drachenkämpfe. Untersuchungen zur indogerman. Sagenkunde. (II, 123 S.) 1907. [I, 1.] M. 3 —

Erster Band. 1907/08. M. 9 —; geb. M. 10.50; Decke M. 1 —

Zweiter Band. 1908/09. M. 12 —; geb. M. 13.50; Decke M. 1 —

Die Veröffentlichungen der Gesellschaft für vergleichende Mythenforschung (jährlich etwa 20 Bogen gr. 8°) werden den Mitgliedern gegen einen Jahresbeitrag von zehn Mark kostenfrei zugestellt. Nähere Auskunft erteilt der Verlag.

In der von A. Jeremias und H. Winckler redigierten Sammlung

Der Alte Orient. Gemeinverständliche Darstellungen,

jährlich 4 Hefte zu je 60 Pf.; Jahrgang M. 2 —; in Leinen geb. M. 3 — sind zuletzt erschienen:

Delitzsch, Fr.: Asurbanipal u. die assyr. Kultur seiner Zeit (17 Abb.)
Ungnad, A.: Die Deutung der Zukunft bei Babyloniern u. Assyrern.
Weber, O.: Glasers Forschungsreisen in Südarabien. (Mit Gl.s Bild.)
Winckler, H.: Das Vorgebirge a. Nahr-el-Kelb u. seine Denkmäler. (4 Abb.)

Inhalt der übrigen Hefte:

Ägypter als Krieger und Eroberer in Asien. Von W. M. Müller. 5,1
Altbabylonisches Recht. (1 Abb.) Von B. Meißner. 7,1
Amarna-Zeit. Ägypten u. Vorderasien um 1400 v. Chr.: C. Niebuhr. 1,2
Arabien vor dem Islam. 2. Aufl. Von O. Weber. 3,1
Aramäer. Von A. Sanda. 4,3
Äthiopien. (1 Abb.) Von W. M. Müller. 6,2
Babylonische Hymnen und Gebete. Von H. Zimmern. 7,3
Dämonenbeschwörung b. Babyloniern u. Assyrern. Von O. Weber. 7,4
Entzifferung der Keilschrift. (3 Abb.) Von L. Messerschmidt. 5,2
Euphratländer u. das Mittelmeer. (3 Abb.) Von H. Winckler. 7,2
Festungsbau i. alt. Orient. (15 Abb.) 2. Aufl. Von A. Billerbeck. 1,4
Forschungsreisen in Süd-Arabien. (3 Karten, 4 Abb.): O. Weber. 8,4
Geschichte der Stadt Babylon. Von H. Winckler. 6,1
Hammurabi, sein Land u. seine Zeit. (3 Abb.) Von Frdr. Ulmer. 9,1
Hammurabis Gesetze. (1 Abb.) 4. erweit. Aufl. Von H. Winckler. 4,4
Hettiter. (9 Abb.) 2. erweit. Aufl. Von L. Messerschmidt. 4,1
Himmels- und Weltenbild der Babylonier. (2 Abbildungen.) 2. erweiterte Auflage. Von H. Winckler. 3,2/3
Hölle und Paradies bei den Babyloniern. 2. Aufl.: A. Jeremias. 1,3
Keilschriftmedizin in Parallelen. (1 Schriftt.) 2. Aufl.: F. v. Oefele. 4,2
Lykier. Geschichte u. Inschriften. (5 Abb., 1 Kärtchen.) Th. Kluge. 11,2
Magie u. Zauberei im alten Ägypten. Von A. Wiedemann. 6,4
Ninives Wiederentdeckung. Von R. Zehnpfund. 5,3
Phönizier. 2. Auflage. Von W. v. Landau. 2,4
Phönizische Inschriften. Von W. v. Landau. 8,3
Phrygien. (15 Abbildungen.) Von E. Brandenburg. 9,2
Polit. Entwickelung Babylon. u. Assyriens. Von H. Winckler. 2,1
Sanherib, König von Assyrien. Von O. Weber. 6,3
Schrift u. Sprache d. alt. Ägypter. (3 Abb.): W. Spiegelberg. 8,2
Stadtbild v. Babylon. (1 Abb., 2 Pläne.) Von F. H. Weißbach. 5,4
Tell Halaf u. die verschleierte Göttin. (1 Kartensk. u. 15 Abb.) Von M. v. Oppenheim. 10,1
Tote u. Totenreiche d. alt. Ägypter. 2. Aufl. Von A. Wiedemann. 2,2
Unterhaltungsliteratur d. alt. Ägypter. 2. Aufl. Von A. Wiedemann. 3,4
Urgeschichte, biblisch-babylonische. 3. Aufl. Von H. Zimmern. 2,3
Völker Vorderasiens. 2. Aufl. Von H. Winckler. 1,1
Weltschöpfung, babylonische. (1 Abb.) Von H. Winckler. 8,1
Der Zagros u. seine Völker. (3 Kart., 35 Abb.) Von G. Hüsing. 9,3/4

Papyrus, Hieratische, aus den Kgl. Museen zu Berlin. 43,5×32,5 cm.

IV. Band. Die Klagen des Bauern. Bearbeitet von Fr. Vogelsang und Alan H. Gardiner. 24 Lichtdruck-Tafeln, Umschreibung und Übersetzung. (15 S. Text und 24 Tafeln in Autographie.) 1908. M. 17 —; in Leinen geb. M. 21 —

V. Band. Die Erzählung des Sinuhe und die Hirtengeschichte. Bearbeitet von Alan H. Gardiner. 18 Lichtdruck-Tafeln, Umschreibung und Übersetzung. (15 S. Text und 18 Tafeln in Autographie.) 1909. M. 16 —; in Leinen geb. M. 20 —

(= Band I u. II der von Adolf Erman herausgegebenen Literarischen Texte des Mittleren Reiches.)

Diese für die Ägyptologie wie für die allgemeine Literaturwissenschaft ganz hervorragend wichtigen Schriftdenkmäler aus dem Beginne des zweiten Jahrtausends v. Chr. werden hier zum erstenmale in photographischem Faksimile mit hieroglyphischer Umschrift und Übersetzung dargeboten. Die Erzählung des Sinuhe ist auch für den Palästinaforscher und für den Alttestamentler von hohem Interesse.

Die früheren Bände der Hieratischen Papyrus enthalten:

I. Band: Rituale für den Kultus des Amon und für den Kultus der Mut. 67 Tafeln. 1901. M. 21 —

II. Band: Hymnen an verschiedene Götter. Zusatzkapitel zum Totenbuch. Verschiedenes. 1905. 53 Tafeln. M. 18 —

III. Bd.: Schriftstücke der VI. Dynastie aus Elephantine. 25 Taf. 8 —

Die Fortsetzung von Band III, welche in Vorbereitung ist, wird ein Faksimile des unter dem Namen „Zaubersprüche für Mutter und Kind" bekannten Papyrus sowie eine Auswahl der wichtigsten Ostraka des Berliner Museums geben.

Reichardt, Dr. Walther: **Die Briefe des Sextus Julius Africanus** an Aristides und Origenes, herausgegeben. (IV, 84 S.) 8°. 1909. (Texte u. Untersuchungen. 34,3.) M. 3 —

Diese von Heinrich Gelzer s. Z. angeregte Bearbeitung der Africanusbriefe, die auf erneuten Kollationen der Handschriften beruht, sollte ursprünglich einen Teil der für die Berliner Kirchenväter-Ausgabe geplanten Sammlung der Werke des Africanus bilden, die jedoch durch Gelzers Tod sich noch auf Jahre hinaus verzögern dürfte. Daher wird diese auch von A. Harnack geförderte Ausgabe in den beteiligten Kreisen gewiß Interesse finden.

Ritschl, D. Dr. Otto, Professor an der Univ. Bonn: **Dogmengeschichte des Protestantismus.** Grundlagen und Grundzüge der theologischen Gedanken- und Lehrbildung in den protestantischen Kirchen.

I. Band: Prolegomena. Biblicismus und Traditionalismus in der altprotestant. Theologie. (X, 410 S.) 8°. 1908. M. 9.50; geb. 10.50

Prof. D. F. Kattenbusch, Halle, in der Theolog. Lit.-Zeitung (1910, Nr. 1):

„Ganz besonders gern bringe ich dieses Werk hier zur Anzeige, denn es ist eine tüchtige Leistung, in eindringendem, selbständigem Quellenstudium gegründet und ausgezeichnet durch frische Behandlung und erwogenes Urteil .... ein bedeutendes, ein eben so fleißiges wie gedankenreiches (Werk)."

D. Dr. E. Sulze in den Protestant. Monatsheften (1909, Heft 1):

„R.'s Schrift beruht auf den umfassendsten und eingehendsten Studien. Die Darstellung ist energisch und fesselnd. Indem er jahrelangen bewundernswürdigen Fleiß seiner Aufgabe widmete, hat er der Theologie und der Kirche ein großes Opfer gebracht und einen großen Dienst beiden geleistet ... Er ist frei von jeder Tendenz, von aller Polemik. Er ist rein Historiker."

Theologie der Gegenwart (III. Jahrgang, Heft 3):

„Den weitaus bedeutendsten Beitrag zur Erforschung der geschichtlichen Entwicklung des alten Protestantismus und seiner Beziehungen zur Reformation hat O. Ritschl in dem ersten Bande seiner Dogmengeschichte des Protestantismus geliefert. Der großzügige Plan, den sich der Verfasser vorgenommen hat, besteht in einer umfassenden und grundsätzlichen Untersuchung der für die gesamte altprotestantische Theologie- und Lehrentwicklung maßgebend gewordenen Grundprinzipien oder konstitutiven Gedanken. Er macht den Versuch, nicht etwa nur deskriptiv die Entwicklung der altprotestantischen Dogmatik im einzelnen vorzuführen, sondern ihre tatsächliche Entwicklung aus dem Ringen verschiedener, dem Protestantismus bereits von seinen Anfängen her immanenter, aber zugleich auch heterogener Grundprinzipien untereinander in Wechselwirkung mit notwendigen polemischen und praktischen Aufgaben verständlich zu machen." (Es folgt ein eingehender Bericht.) „Unsere Kritik kann sich naturgemäß nur auf prinzipielle und methodische Fragen erstrecken. Und da soll zunächst unumwunden anerkannt werden, daß hier ein energischer Versuch vorliegt, die protestantische Lehrentwicklung aus ihren innersten Motiven zu verstehen und zu erklären ... Mit einem hervorragenden Geschichtswerk haben wir es zu tun. Dabei zeigt sich auf Schritt und Tritt ohne jede Aufdringlichkeit ein umfassendes Quellen- und Literaturstudium. Was aber dann zweitens rühmend hervorgehoben werden muß, ist die Objektivität und der historische Sinn, womit der Verfasser der reformator. Gedankenarbeit gegenübertritt."

Theolog. Literaturblatt (1909, Nr. 15):

„Ein gewaltiger Stoff ist mit außerordentlicher Gründlichkeit zusammengetragen und mit Umsicht in einer lichtvollen und klaren Darstellung verarbeitet. Es ist dem Rezensenten eine angenehme Pflicht, seiner höchsten Anerkennung über die formal wissenschaftliche Höhe des Werkes Ausdruck zu geben. Die Schilderung des späteren Melanchthon ist ein Kabinettstück von Charakteristik ... In einer fast zur Monographie ausgewachsenen Untersuchung über den Wittenberger theologischen Doktoreid und die Bekenntnisverpflichtung in den Statuten der Wittenberger theologischen Fakultät erweist sich R. als ein Meister der historischen Methode ... Die wissenschaftliche Tüchtigkeit von R.'s Buch ist unbestreitbar."

Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie (Bd. 52, S. 82):

„Endlich eine Untersuchung über den Gegenstand in großem Stil!"

Rothstein, D. Dr. J. W., Professor an der Univ. Halle:

Juden und Samaritaner. (II, 82 S.) 8⁰. 1908. 2 —; geb. 3 —

(Beiträge zur Wissenschaft vom Alten Testament. 3. Heft).

Die Studie behandelt: I. Die Zurückweisung des עם הארץ vom Tempelbau (Haggai 2, 10—14 und Esra 4, 1—5); II. Serubbabels Ermutigung durch ein Verheißungswort (Haggai 2, 20—23); III. Jahwes Verheißung an die Gemeinde bei der Grundsteinlegung zum Tempelbau (Haggai 2, 15—19).

Prof. D. E. Sellin, Rostock, in der Theologie der Gegenwart (III, 2):

„... Hat R. richtig gesehen, so stehe ich nicht an, seiner kleinen Schrift eine geradezu epochemachende Bedeutung für die Geschichte des Judentums zuzuschreiben ... Ich habe es mir angelegen sein lassen, R.'s Schrift aufs gründlichste nachzuprüfen, und kann nicht leugnen, daß es mir möglich scheint, er habe uns mit genialem Blick ein ganz neues Fundament für die Geschichte der Entstehung des Judentums gewonnen."

Prof. D. W. Nowack, Straßburg, in der Theolog. Rundschau (1909, Heft 11):

„R.'s Arbeit ist wesentlich exegetisch-historischer Art, sie hat aber auch für die Religionsgeschichte nicht unerhebliche Bedeutung, weil wir durch R.'s Auffassung einen neuen Blick in die nachexilische Entwicklung des Judentums tun, wie uns das mit dieser Klarheit bisher nicht möglich war ... Es ist ein beschwerlicher, mühsamer Weg, den R. seine Leser führt, und mir fraglich, ob es notwendig war, in diesem Umfang sie alle Gedankengänge nachmachen zu lassen, auf denen er zu seinem Resultat gekommen. Aber in der Hauptsache wird R. ohne Zweifel recht behalten, ich bin von seiner Auffassung von Haggai 2, 10—19, von wenigem abgesehen, überzeugt."

Rothstein, D. Dr. Joh. Wilhelm, Professor an der Univ. Halle: **Grundzüge des hebräischen Rhythmus** und seiner Formenbildung, nebst lyrischen Texten mit kritischem Kommentar. (VIII, 398 S.) gr. 8°. 1909. M. 12.40; in Leinen geb. M. 13.50

Das Werk erhebt den Anspruch, das verwickelte Problem in den wichtigsten Fragen zu einem befriedigenden Abschluß, mindestens einem solchen sehr nahe gebracht zu haben. Mit Beschränkung auf die wirkliche Lyrik hat der Verfasser eine strenge, methodisch ernst erwogene Kritik der Texte mit seinen theoretischen Untersuchungen verbunden. Ein ausführlicher Kommentar liefert zu der Exegese, zumal der Psalmen, selbständige Beiträge und stellt die Psalmenexegese wie die Psalmenkritik auf eine feste Grundlage. Die Bearbeitung des Hohen Liedes beruht auf einer besonderen Auffassung, die es in allen Teilen sachlich verständlich macht.

Prof. Dr. H. Gressmann, Berlin, in der Deutschen Lit.-Zeitung (1909, Nr. 47):

„Das vorliegende Werk besteht aus drei Teilen, von denen der erste prinzipielle Ausführungen über den hebräischen Rhythmus enthält und der zweite die gewonnenen Ergebnisse an einzelnen Texten praktisch illustriert, während der dritte in einem Kommentar die kritische Begründung liefert . . . Am wertvollsten sind die Beobachtungen des Verfassers über die Strophenbildung. Als die Grundform aller strophischen Gliederung wird mit Recht der Zweizeiler, d. h. die aus zwei Zeilen gebildete rhythmische Periode, hingestellt . . . Der Kommentar, der im wesentlichen metrisch und textkritisch ist, wenngleich erläuternde Bemerkungen allgemeiner Art nicht ganz fehlen, hat zum Teil selbständigen Wert, soweit er von der Metrik unabhängig ist. R. hat teils die Lesarten der alten Übersetzungen herangezogen, teils eine Fülle eigener Konjekturen geliefert."

Lic. Dr. W. Caspari, Erlangen, im Theolog. Lit.-Blatt (1909, Nr. 29):

„Über den trefflichen Kommentar Allgemeines zu sagen, hat keinen Wert, er sei hiermit den Psalmenfreunden zur Benutzung empfohlen . . . Unterbaut ist R.'s stattliche Publikation mit allgemeinen Ausführungen über den hebräischen Rhythmus, welche vielfach auf einer idealistischen Psychologie (nicht im Fichteschen Sinne) beruhen. Hier findet man auch das Nötige über die Methode, über Textgeschichte, über häufig wiederkehrende Fälle usw."

Literarisches Zentralblatt (1909, Nr. 50):

„Möchte es dem verdienten Verfasser vergönnt sein, daß seine Grundsätze allenthalben vorurteilsfrei, d. h. unbeeinflußt durch abweichendes Urteil über seine textliche Behandlung und metrische Beurteilung der vorgelegten Proben, geprüft werden, damit alles Wertvolle und Probehaltige, Natürliche und Gesunde seiner rhythmischen Grundsätze zu kräftiger Förderung der schwierigen Probleme voll zur Geltung komme."

Daraus als Sonderdruck zu Unterrichtzwecken:

Psalmentexte und der Text des Hohen Liedes, rhythmisch und kritisch bearbeitet. (32 S.) gr. 8°. 1909. M. 1 —

Schermann, D. Theodor, Privatdozent an der Univ. München: **Griechische Zauberpapyri** und das Gemeinde- und Dankgebet im ersten Klemensbriefe. (VI, 64 S.) 8°. 1909. M. 2 —

(Texte u. Untersuchungen zur Geschichte der altchristlichen Literatur. 34, 2 b.)

Theologisches Literaturblatt (1909, Nr. 44):

„Eine nette kleine Schrift aus der sorgsamen, genauen und zu sichten verstehenden Hand eines jüngeren Münchener Forschers, der seinen Fleiß den entlegenen Gebieten der altchristlichen Literatur zuwendet . . . . Den reichsten Gewinn wird die Lexikographie des N. T. davontragen . . . Eins wird auch noch durch diese Vergleichung der Gebetsworte und Formeln dieser Zauberpapyri recht erkennbar: der dem Christentum vorangegangene Synkretismus von Jüdischem und Altägyptischem mit einer Vermischung von Jahveh, Thor und Hermes."

Revue critique (1909, Nr. 49):

„D'excellents index rendent facile l'usage de ce travail patient qui n'est guère lui-même qu'un index."

Schneider, Dr. phil. et med. Hermann, Dozent an der Univ. Leipzig: **Kultur und Denken der alten Ägypter.** (Entwicklungsgeschichte der Menschheit. 1. Band.) Mit 9 Abbildungen und einer Kartenskizze. 2. [Titel-]Ausgabe. (XXXVI, 565 S.) gr. 8°. 1909. M. 12.50; in Leinen geb. M. 14—

Der Inhalt gliedert sich in: I. Geographischer und politischer Überblick. II. Verfassung und Ständegliederung. III. Kunst und Schrift. IV. Dichtung und Geschichtschreibung. V. Die Wissenschaft. VI. Die Religion.

Aus Besprechungen der ersten Ausgabe:

Prof. Dr. W. Spiegelberg, Straßburg, in der Histor. Zeitschrift (100. Bd., S. 130): „Unter den vielen Darstellungen ägyptischer Kulturgeschichte wird dieses Buch stets eine besondere — und ich füge gleich hinzu — auch eine hervorragende Stellung einnehmen." Die allmähliche Entwicklung ist „selten mit so feinem Verständnis für die Psyche der alten Ägypter, noch nie auf so breiter Grundlage dargestellt worden . . Besonders gelungen ist das Kapitel über die Medizin der alten Ägypter; es ist wohl das beste, was bisher darüber gesagt worden ist . . Auch in dem Abschnitt über Religion steckt eine Fülle neuer und fruchtbarer Gedanken . . Manche mehr divinatorisch hingeworfene Bemerkung wird noch ihre nachträgliche Bestätigung finden. Das gilt namentlich von dem Schlußkapitel: Die ägyptische Religion und das Christentum."

Prof. D. J. Leipoldt, Kiel, in der Zeitschrift des D. Palästinavereins: „Nur ein Werk deutscher Zunge kann Schneiders Arbeit zur Seite gestellt werden: Ermans Ägypten."

Jahresberichte über das höhere Schulwesen (1908): „Die verschiedenen Gebiete staatlich-völkischen Lebens werden nacheinander geschildert. Das gibt die Möglichkeit, den Gang ihrer Entwicklung voll zur Anschauung zu bringen. Und man muß sagen, daß dies dem Verfasser in einer wahrhaft künstlerisch abgerundeten und durchgearbeiteten, vorzüglich geschriebenen Darstellung glänzend gelungen ist . . . Allerdings muß das Buch studiert werden, aber es ist ein Buch, das studiert zu werden verdient.

Günstig beurteilten das Werk ferner u. a.: Prof. Dr. F. W. v. Bissing (Berliner philol. Wochenschr. 1908, 14): Prof. Dr. H. Gressmann (Theol. Jahresbericht XXVII); Prof. Dr. F. Schwally (Frankfurter Zeitung 15. XII. 1907); Prof. Dr. A. Wiedemann (Globus 1907, 23).

Von demselben Verfasser erschien in den „Leipziger Semitistischen Studien" (als erstes Heft des fünften Bandes):

Zwei Aufsätze zur Religionsgeschichte Vorderasiens: Die Entwicklung der Jahureligion und der Mosesagen in Israel und Juda. — Die Entwicklung des Gilgameschepos. Mit 2 Abbildungen. (III, 84 S.) 8°. 1909. M. 1.80

In dem ersten Aufsatz versucht Sch. kurz und gemeinfaßlich einen Überblick der Religionsentwicklung in Israel und Juda auf Grund der neuesten Ergebnisse historischer, philologischer und namentlich religionsphilosophischer Forschung zu bieten. — In der zweiten Arbeit wird zum erstenmale das bedeutendste epische Gedicht der vorderasiatischen Literatur auf seine stoffliche und formale Entwicklung untersucht; es ist dazu besonders geeignet, da wir Denkmäler dazu von der Zeit des alten Sargon bis herunter auf die Tage des neuassyrischen Reiches besitzen. Dabei ergibt sich, daß die Entwicklung derjenigen der großen hellenischen und germanischen Epen durchaus entspricht; nur gestattet uns die babylonische Dichtung einen Blick in Vorstufen, die bei den anderen großen Epen zwar vermutet sind, aber nicht greifbar vorliegen.

Schriftdenkmäler, Vorderasiatische, der Königl. Museen zu Berlin. Herausgegeben von der Vorderasiatischen Abteilung. 37×26 cm. Mit Vorwort von Professor Dr. Friedrich Delitzsch.

Zuletzt sind erschienen:

Heft VII: Kontrakte, Listen und Privatbriefe aus der Zeit von Sumulaēl bis Ammisaduga, kopiert und autographiert von Professor Dr. Arthur Ungnad. (IV, 82 S.) 1909. M. 10—; kart. M. 10.50

Heft VIII: Urkunden aus der Zeit von Sumu-abum bis ins 16. Regierungsjahr Hammurabis, kopiert und autographiert von Professor Dr. Arthur Ungnad. (IV, 64 S.) 1909. M. 8—; kart. M. 8.50

Heft IX: Urkunden aus der Zeit Hammurabis, nach seinem 16. Regierungsjahr; kopiert und autographiert von Professor Dr. Arthur Ungnad. (IV, 74 S.) 1909. M. 9—; kart. M. 9.50

Heft II ist noch nicht erschienen; in Aussicht genommen sind dafür: Historische Urkunden in elamitischer Sprache sowie eine Anzahl Texte vermischten Inhalts.

Sethe, Dr. Kurt, Professor an der Univ. Göttingen:

Die altägyptischen Pyramidentexte. Nach den Papierabdrücken und Photographien des Berliner Museums neu herausgegeben und erläutert. Lex.-8°.

Erster Band (=Lfg. 1 u. 2). XIII, 508 S. M. 45.50; geb. M. 47.50

3. bis 5. Lieferung: Die Texte der Sprüche 469—592 (Pyramide 906—1626). 360 S. in Autographie. je M. 10.50

Die sechste Lieferung wird den Schluß der „Texte" enthalten und im Frühjahr 1910 erscheinen; die Autographie ist bereits beendet.

Über den ersten Band (Spruch 1—468 = Pyramide 1—905) urteilten

Prof. Dr. A. Erman, Berlin, in der Internationalen Wochenschrift (1909, Nr. 18)

„Die Pyramidentexte haben für uns eine Wichtigkeit wie kaum etwas anderes in dem Schrifttum der Ägypter. Wir blicken durch sie in den Glauben des ältesten Ägypten hinein, und wir lernen in ihnen seine Sprache in uralter Gestalt und in treuer Überlieferung kennen; sie sind für uns, mutatis mutandis, was die Veden für die indische Philologie sind, die Grundlage für Grammatik und Lexikon . . . Wieviel Untersuchungen und Vorarbeiten geleistet werden mußten, bis diese dunkeln Texte so reinlich in Satz und Worttrennung hergestellt werden konnten, kann nur der ahnen, der selbst auf diesem Gebiete gearbeitet hat."

Dr. G. Roeder im Lit. Zentralblatt (1908, Nr. 51/52):

„Sethe, dessen Kopien auch sonst als ausgezeichnet bekannt sind, hat nach Papierabdrücken und Photographien die Inschriften genau gelesen und mehrfach nachgeprüft, so daß falsche Lesungen oder Versehen eigentlich nicht mehr stehen geblieben sein können. Er gibt die Texte nunmehr nach Sprüchen gegliedert und hat die Fassungen, in denen sie in den fünf Pyramiden vorliegen, untereinander gesetzt, so daß man mit einem Blick die Varianten übersieht; alles in Sätze abgeteilt, um der richtigen Auffassung in jeder Weise den Weg zu ebnen. S. hat die Inschriften selbst autographiert, Stellung und Form der Zeichen sind sorgfältig nachgeahmt."

Ed. Naville in der Sphinx (XII, 4) am Schluß einer 17seitigen Besprechung:

„Nous remercions à nouveau M. S. de ce qu'il nous fournit une édition de ces importants textes conçue sur un plan qui en facilite grandement l'étude."

Sickenberger, D. Joseph, Professor an der Univ. Breslau:

Fragmente der Homilien des Cyrill von Alexandrien zum Lukasevangelium. (46 S.) 8°. 1909. M. 3.50

Die Arbeit bildet mit der auf S. 11 genannten von Hellmann Heft 34, 1 der „Texte und Untersuchungen zur Geschichte der altchristlichen Literatur".

Theologische Revue (1909, Nr. 16):

„S., bekannt durch seine sorgfältigen Arbeiten auf dem Gebiete der Katenenliteratur in diesen TU., bietet uns hier das dritte Opus altkirchlicher Lukashermeneutik. Unter gewissenhafter Berücksichtigung seiner Vorgänger beabsichtigt S., mit seiner Edition nach eigenem Geständnis ‚möglichst reine Arbeit zu machen', also in einem kritisch gereinigten Texte alle griechisch erhaltenen Fragmente der Lukashomilien des h. Cyrillus von Alexandrien in handlichem Format und zu billigem Preise vorzulegen; näherhin die Lücken der Ausgabe Mais nach dem Wortlaut von fünf Codices der Niketaskatene in Rom und Florenz, Paris und München auszufüllen .... S. kann stolz darauf sein, daß er die mühevolle Arbeit so glücklich und so erfolgreich zum Abschluß brachte."

Review of Theology and Philosophy (Juli 1909):

„S., one of the greatest living authorities on catenae, gives a fresh edition of the fragments of Cyril of Alexandria on Luke .... It is superfluous to praise L.'s work. In addition to doing all that is expected of an editor, he has paid special attention to the text of biblical quotations, and thus provided fresh evidence for various interesting readings."

Soden, Lic. Dr. Hans Freiherr von:

Das lateinische Neue Testament in Afrika zur Zeit Cyprians. Nach Bibelhandschriften und Väterzeugnissen, mit Unterstützung des Kgl. preußischen historischen Instituts herausgegeben. Mit 3 Registern. (X, 663 S.) 8°. 1909. M. 21 —; in Halbfranz M. 24 —

(Texte u. Untersuchungen zur Geschichte der altchristlichen Literatur. 33. Band.)

Das Werk will den einen der beiden Haupttypen der ältesten lateinischen Übersetzung des N. T., den sog. afrikanischen, in seinem ganzen Umfang und im Detail seines Textes, wie er um die Mitte des 3. Jahrhunderts bestand, herausarbeiten. Dies ermöglicht die in den ersten Abschnitten gegebene Neurezension des wichtigsten Vertreters desselben, der Zitate Cyprians. Mit ihnen werden dann die textverwandten Bibelhandschriften k, e und h sowie andere patristische Zeugnisse des gleichen Zeitraums kombiniert. Die Untersuchung strebt hauptsächlich, durch systematische Vergleichung der Übersetzungssprache an der Hand der Wortkonkordanz die Eigenart und die älteste Gestalt des afrikanischen Textes zu fixieren und den Charakter seiner Entwicklung zu bestimmen. Vokabeltabellen veranschaulichen die wesentlichen Ergebnisse. In einem übersichtlich eingerichteten Druck mit auf die Untersuchungen fortlaufend verweisendem Apparat wird das ganze N. T., soweit es sich in afrikanischem Text rekonstruieren läßt, zusammengestellt (S. 364—610). Register der N. T.-Zitate, der besprochenen griechischen und lateinischen Wörter und ein Sachregister gestatten bequemes Nachschlagen.

Strack, D. Dr. Hermann L., Professor an der Univ. Berlin:

Aboda Zara. Der Mischnatraktat „Götzendienst", herausgegeben. 2., neubearb. Auflage. Mit deutscher Übersetzung. (20 u. 31 S.) 8°. 1909. (Schriften des Inst. Judaicum. Nr. 5.) M. 1.10

Literarisches Zentralblatt (1909, Nr. 36):

„Die Neubearbeitung des Textes erstreckt sich nicht nur auf Revision, sondern auch auf Vermehrung der Anmerkungen. Für die Feststellung des Textes sind neun verschiedene Hilfsmittel benutzt. Der Textdruck ist ausgezeichnet. Das zwischen Text und Übersetzung gestellte Vokabularium orientiert über die einzelnen Wortbedeutungen."

Ungnad, Dr. Arthur, Professor an der Univ. Jena:

Keilschrifttexte der Gesetze Hammurapis. Autographie der Stele sowie der altbabylonischen, assyrischen und neubabylonischen Fragmente. (V, 42 S.) 36,5×26 cm. 1909. kart. M. 8 —

Eine wohlfeile und dabei vollständige Ausgabe der Gesetze Hammurapis war bisher ein dringendes Bedürfnis. Das vorliegende Buch sucht diesem Mangel abzuhelfen. Es bringt nicht nur den Text der berühmten Stele selbst, sondern auch die unterdessen neu gefundenen altbabylonischen Duplikate sowie die verschiedenen assyrischen und neubabylonischen Fragmente des Kodex, die letzteren zum ersten Male in Autographie. Einige Vorbemerkungen orientieren über die Stellung, die die einzelnen Textstücke im Ganzen der Gesetzsammlung einnehmen, und bieten ein Verzeichnis sämtlicher vorkommenden Fehler und Irrtümer der Keilschriftoriginale, die im Text selbst zu verbessern, nicht für wünschenswert gehalten wurde.

Eine Umschrift und Übersetzung des berühmten Kodex gibt:
Winckler, Prof. Dr. Hugo: Die Gesetze Hammurabis, in Umschrift und Übersetzung herausgegeben. Dazu Einleitung, Wörter- und Eigennamen-Verzeichnis, die sog. sumerischen Familiengesetze und die Gesetztafel Brit. Mus. 82-7-14,988. (XXXII, 116 S.) 8°. 1904. M. 5.60; in Leinen geb. M. 6.20

Einer Einleitung, die dem Denkmal seine Stellung in der babylonischen Geschichte anweist, folgt eine übersichtliche Gegenüberstellung des Urtextes in lateinischen Buchstaben (links) und einer deutschen Übersetzung (rechts), mit kurzen, teils textkritischen, teils erläuternden Anmerkungen. Ein Anhang gibt in ähnlicher Behandlung die sog. sumerischen Familiengesetze und eine babylon. Gesetztafel jüngeren Ursprungs. Den Schluß bildet ein Verzeichnis babylonischer Wörter und Eigennamen.

University of California Publications. Egyptian Archaeology.

Bisher liegen folgende Teile vor:

Vol. I: The Hearst Medical Papyrus. Hieratischer Text mit Einleitung u. Vokabular. Von Dr. George A. Reisner. (VIII, 48 S. u. 17 Lichtdrucktafeln.) 34×27,5 cm. 1905. in Leinen M. 25 —

Vol. II: The Early Dynastic Cemeteries of Naga-ed-Dêr. I. Von Dr. George A. Reisner. (XII, 160 S. u. 80 Tafeln, davon 75 in Lichtdruck.) 1908. in Leinen M. 75 —

Vol. III: The Early Dynastic Cemeteries of Naga-ed-Dêr. II. Von Arthur A. Mace. (XI, 88 S. mit 123 Figuren im Text, und 60 Tafeln, davon 57 in Lichtdruck.) 1909. in Leinen M. 50 —

Prof. Dr. J. Pagel, Berlin, im Lit. Zentralblatt (1906, Nr. 4) über Vol. I:
„Vorliegende Publikation ist für die Literaturgeschichte der altägyptischen Medizin hochbedeutsam. Seit der Entdeckung resp. der Herausgabe des berühmten Papyrus Ebers haben wir bisher eine Veröffentlichung von ähnlichem Range noch nicht erhalten. Reisners kostbare Ausgabe stellt sich ihr würdig zur Seite."

Prof. Dr. W. M. Müller in der Orient. Lit.-Zeitung (1909, Nr. 9) über Vol. II:
„Die Beschreibung mehrerer alter Friedhöfe ist mit unübertrefflicher Geduld und Gründlichkeit ausgeführt. So war es R. möglich, aus Material, das dem gewöhnlichen Ausgräber kaum lohnend genug erschienen wäre, sehr wichtige Resultate zu gewinnen . . . Die vergleichenden Tabellen des Buches für diese Beobachtungen werden auf lange Zeit ein unentbehrliches Hilfsmittel der ägyptischen Archäologie bilden."

Untersuchungen zur Geschichte und Altertumskunde Ägyptens. **Herausgegeben von Professor Dr. Kurt Sethe.**

Die seit 1896 erscheinende Sammlung bringt systematische historische Arbeiten im weiteren Sinne aus dem Gebiete der ägyptologischen Wissenschaft, die für die vorhandenen Zeitschriften zu umfangreich sind oder eine schleunige Bekanntmachung erfordern. Die Herausgabe erfolgt je nach dem Eingang geeigneter Beiträge in Bänden von etwa 130 Quartseiten. Kleinere dringliche Arbeiten erscheinen in Heften, von denen dann mehrere zu einem Bande vereinigt werden. Jedes Heft wie jeder Band ist einzeln käuflich.

Zuletzt erschien:

Die Einsetzung des Veziers unter der 18. Dynastie. Inschrift auf dem Grabe des Rech-mi-re zu Schech-Abd el Gurna, neu herausgegeben und erklärt von Professor Dr. Kurt Sethe. Mit einer photolith. Tafel. 1909. [V, 2.] In der Serie M. 12 —; einzeln M. 15 —

Der von Newberry vor etwa 12 Jahren entdeckte, von Gardiner zuerst behandelte Text, der sich in dem Grabe des Rech-mi-re zu Theben erhalten hat, stellt ein ganz eigenartiges Dokument aus dem ägyptischen Altertum dar. Er enthält die Rede, die die Könige der 18. Dynastie bei der Einsetzung des Veziers an den neuernannten Minister zu richten pflegten und in der sie ihm allgemeine Anweisungen für seine Amtsführung erteilten. Der Text, dessen ungewöhnliches Interesse in philologischer, historischer und kulturhistorischer Beziehung in die Augen sprang, der aber bisher dem Verständnis noch die größten Schwierigkeiten bot, wird hier in eingehender Weise neu erklärt . . . Es zeigt sich dabei, daß sich ein klarer Gedankengang durch das Ganze hindurchzieht und daß der Text nicht nur eine Fülle von Einblicken in die Denkweise und in die ethischen Vorstellungen der alten Ägypter gewährt, sondern auch eine Reihe merkwürdiger, tatsächlicher Angaben über bisher unbekannte Einrichtungen und Bräuche des öffentlichen Lebens birgt.

Vorher sind erschienen:

Zur Baugeschichte des Amontempels von Karnak. Von Professor Dr. Ludwig Borchardt. 1905. [V, 1.] M. 12 —; einzeln M. 15 —

The Inscription of Mes. Von Alan H. Gardiner. 1905. [IV, 3.] M. 8 —; einzeln M. 9.60

Die Mysterien des Osiris in Abydus unter König Sesostris III. Von Prof. Dr. H. Schäfer. 1904. [IV, 2.] M. 8 —; einzeln M. 9.60

Die altägyptischen Prunkgefäße mit aufgesetzten Randverzierungen. Ein Beitrag zur Geschichte der Goldschmiedekunst. Von Prof. Dr. H. Schäfer. Mit 117 Abb. 1903. [IV, 1.] M. 7.60; einzeln M. 9 —

Beiträge zur ältesten Geschichte Ägyptens. Von Professor Dr. Kurt Sethe, mit einem Beitrag von Professor Dr. Eduard Meyer. 1905. [III. Band.] M. 24; einzeln M. 29 —

Imhotep, der Asklepios der Ägypter. Von Professor Dr. K. Sethe. 1902. [II, 4.] M. 7.60; einzeln M. 9 —

Dodekaschoinos, das Zwölfmeilenland an der Grenze von Ägypten und Nubien. Von Prof. Dr. K. Sethe 1901. [II, 3.] 6 —; einzeln 7.50

A new chapter in the life of Thutmose III. Von Professor Dr. James H. Breasted. 1900. [II, 2.] M. 5.40; einzeln M. 6.50

Sesostris. Von K. Sethe. 1900. [II, 1.] M. 4 —; einzeln M. 5 —

Die Thronwirren unter den Nachfolgern König Thutmosis I. — Die Prinzenliste von Medinet Habu und die Reihenfolge der ersten Könige der 20. Dynastie. Von Prof. Dr. K. Sethe. 1896. [I. Bd.] M. 24 —

Weiss, D. Dr. Bernhard, Professor an der Univ. Berlin:
Das Neue Testament in Luthers Übersetzung, nach dem Grundtexte berichtigt und verbessert. Taschenausgabe, mit Parallel- und Belegstellen. (IV, 383 S.) 8⁰. 1909.
M. 1.50; in grau Leinen geb. M. 2 —; schwarz mit Golddruck M. 2.40

Die Eigenart dieser neuen Übersetzung liegt darin, daß sie dem heutigen Stande der Bibelwissenschaft in vollem Umfange gerecht wird, ohne doch den kostbaren Schatz der Sprache der Lutherbibel preiszugeben.

Um den Text des N. T. ganz unmittelbar auf den Leser wirken zu lassen, sind sachliche Anmerkungen grundsätzlich ferngehalten worden. Dagegen sind am Fuß der Seiten Parallel- und sonstige alt- und neutestamentliche Belegstellen in sorgfältiger Auswahl angemerkt. Zur Erleichterung des Verständnisses ist der Text in Sinnabschnitte zerlegt, während Kapitel- und Versteilung durch Randziffern angedeutet sind. Stellen, die sich im ältesten Text nachweislich nicht finden, sind in eckige, erläuternde Zusätze Luthers oder des Herausgebers in runde Klammern gesetzt.

Lic. Dr. H. Windisch, Leipzig, in der Evang. Freiheit (1909, Heft 6):
„Ich möchte behaupten, daß das Luthersche N. T. damit endlich wieder in eine brauchbare Form gebracht worden ist, und wünschen, daß diese Ausgabe alle revidierten und nicht revidierten Ausgaben in Schule und Haus baldigst verdränge."

Theolog. Lit.-Bericht (1909):
„Ihr Vorzug vor den mir sonst bekannten, auch vor der Weizsäckerschen, ist, bei sorgfältigster Berücksichtigung des Grundtextes, die möglichst größte Beibehaltung des altvertrauten Luthertextes."

Pastor G. Hilbert, Leipzig (Verf. von „Christentum u. Wissenschaft"):
„Das ist das, was wir brauchen! Eine Verbindung von Luther und Weizsäcker."

Pfarrer D. Dr. A. Schumann, Leipzig:
„Das ist in der Tat die Form eines deutschen Neuen Testamentes, die wir brauchten."

Christliche Welt (1909, Nr. 21):
„Eine vortreffliche Ausgabe eines wirklich revidierten Luthertextes."

Die Reformation (Lit. Beilage 1909, Nr. 1):
„Gegenüber den verschiedenen neuen Übersetzungen, die auf den Luthertext keine Rücksicht nehmen und die Bibelleser diesem entfremden, verdient dieses pietätvolle Werk den Vorzug."

Seminardirektor Dr. G. Witzmann am Herzog-Ernst-Seminar in Gotha:
„Das Ideal (für den Religionsunterricht) muß darin gesucht werden, die Lutherische Bibelübersetzung, die nun einmal unauslöslich in unser Volksbewußtsein übergegangen ist, zwar in ihrer Eigenart beizubehalten, sie aber so weiterzubilden, daß sie allen wissenschaftlichen Anforderungen genügt. Hier haben wir eine wahrhaft wissenschaftliche Übersetzung, die uns doch vom Geist der Lutherbibel nicht wegführt. Ich halte das Buch zum Unterricht in Lehrerbildungsanstalten für sehr geeignet."

Professor Dr. Porger am Kgl. Lehrerinnenseminar in Berlin:
„Pietätvolle Schonung des uns vertrauten Luthertextes und die wissenschaftliche Akribie eines Forschers wie B. Weiß haben hier ein Unterrichtsmittel entstehen lassen, das für die Vorbereitung des Schülers auf den Unterricht und für die Unterrichtsarbeit selbst sich hervorragend eignet."

Preußische Lehrerzeitung (Beilage 1909, Nr. 8):
„Eine herrliche Übersetzung des Neuen Testaments, welche in erster Linie uns Religionslehrern überaus wertvoll ist."

Die Grenzboten (1909, S. 454):
„Es war wohl kaum ein anderer zu solchem Unternehmen so berufen wie Bernhard Weiß, der ehrwürdige, gelehrte und feinsinnige Kenner des Neuen Testaments, und sein Werk darf allen denen, die eine solche Ausgabe bisher vermißt haben, warm empfohlen werden."

Weissbach, Dr. F. H., Professor an der Univ. Leipzig:

Beiträge zur Kunde des Irak-Arabischen. Erste Häfte: Prosa-Texte. (208 S.) 8°. 1908. M. 9 —
(Leipziger semitistische Studien. Band IV, Heft 1.)

Das vorliegende Werk umfaßt die erste Hälfte (Prosa-Texte: Erzählungen, Sprichwörter und Gespräche) des reichen, auf den arabischen Dialekt des Irak bezüglichen Materials, das Professor Weißbach in den Jahren 1901—1903 als Mitglied der babylonischen Expedition der Deutschen Orient-Gesellschaft gesammelt hat. Der genannte wichtige Dialekt war bis vor wenigen Jahren fast unbekannt und ist erst durch Professor B. Meißners Arbeiten erschlossen worden, unter denen an erster Stelle zu nennen ist: Neuarabische Geschichten aus dem Iraq, gesammelt, übersetzt und herausgegeben, mit grammatischem Abriß und Glossar (1903 in unserem Verlag erschienen; LVIII, 148 S. gr. 8°, M. 10 —). Professor Weißbachs oben genanntes Werk stellt eine Fortsetzung und Ergänzung der Meißner'schen Arbeiten dar. Seine zweite Hälfte wird in etwa 12 Bogen folgende Teile umfassen: poetische Texte, darunter etwa 60 Reiter- und 200 Kriegslieder, mit mehreren Melodien, ein reichhaltiges Glossar sowie eine ausführliche Einleitung zu dem ganzen Bande und eine Anzahl von Bemerkungen zu beiden Heften aus der Feder des Leipziger Arabisten Professor A. Fischer.

Winckler, Dr. Hugo, Professor an der Univ. Berlin:

Keilinschriftliches Textbuch zum Alten Testament. Dritte, neubearbeitete Auflage. Mit einer Einführung. (XX, 118 S.) gr. 8°. 1909. M. 3 —; in Leinen geb. M. 3.50

Aus Urteilen über die zweite Auflage:

Prof. D. J. Meinhold, Bonn, in der Theolog. Rundschau (1905, Nr. 1):
„Es ist zu hoffen, daß viele Theologen, und nicht bloß Fachmänner, sich dies billige und gute Buch anschaffen und studieren."

Prof. D. S. Oettli, Greifswald, im Theolog. Lit.-Bericht (1904. Nr. 2):
„Ein vortreffliches Hilfsmittel . . . In gut lesbarer Übersetzung, mit Transkription des Textes und einigen erklärenden Fußnoten ist hier eine geschickte Auswahl von Urkunden dargeboten — man kann wohl sagen: das Wichtigste, was die Keilschriftforschung der neueren Zeit als Vergleichungs- und Ergänzungsmaterial der alttestamentlichen Wissenschaft geliefert hat . . . Es ist eine sehr verdienstliche Arbeit . . ."

H. G. in der Monatsschrift für die kirchl. Praxis (1903, 12):
„Dies billige Büchlein ist lange nicht genug bekannt und sei dem Theologen warm empfohlen."

Biblische Zeitschrift (1903, Nr. 1):
„. . . ein höchst willkommenes Hilfsmittel zum alttestamentlichen Studium."

Dr. O Weber, Orientalist. Lit.-Zeitung (1909, Nr. 12) über die 3. Aufl.:
„Den wichtigsten Vorzug der neuen Ausgabe bildet die ‚Einführung'. In dem knappen Rahmen eines Druckbogens gibt W. hier ein klares und anschauliches Bild der geschichtlichen Entwicklung der Keilschrift schreibenden Völker, mit besonderer Rücksichtnahme auf ihre Beziehungen zu dem Westland überhaupt und zu Kanaan im besonderen."

Weitere „Hilfsbücher zur Kunde des Alten Orients" sind:

Meißner, Prof. Dr. Bruno: Kurzgefaßte assyrische Grammatik. (V, 80 S.) gr. 8°. 1907. M. 3 —; geb. M. 3.50

Winckler, Prof. Dr. Hugo: Auszug aus der vorderasiatischen Geschichte. (IV, 86 S.) gr. 8°. 1905. M. 3 —; geb. M. 3.50

Windisch, Lic. Dr. Hans, Privatdozent an der Univ. Leipzig:
Die Frömmigkeit Philos und ihre Bedeutung für das Christentum. (IV, 140 S.) 8⁰. 1909. M. 2.50; geb. M. 3.50

Lic. P. Krüger im Lit. Zentralblatt (1909, Nr. 13):

„Es ist dem Verfasser trefflich gelungen, die Frömmigkeit des Mannes zu charakterisieren, der gerade nach dieser Seite hin gewürdigt sein will. Daß er Philo selbst möglichst viel zu Worte kommen läßt, ist sehr dankenswert. Die Abhandlung zeichnet sich durch Klarheit und schöne Darstellungsform aus. Der kurze Hinweis auf die für die dogmatischen Kontroversen der Gegenwart aus der Abhandlung sich ergebenden Konsequenzen ist geeignet, im Kampfe um die religionsgeschichtliche Methode klärend zu wirken."

E. P. in der Evangelischen Freiheit (1909, Heft 6):

„Eine wertvolle religionsgeschichtliche Studie ... Wer sich einmal mit den Schriften Philos beschäftigt hat, wird die vorliegende Arbeit dankbar zu würdigen wissen, welche die unter dem Wust der allegorischen Auslegung so oft verborgenen religiösen Werte zutage gefördert hat."

Die Reformation (1909, Nr. 4):

„Der Verfasser hebt die Verwandtschaft Philos mit dem N. T. liebevoll hervor, weist aber auch die Unterschiede auf. Im einzelnen würden unsere Urteile darüber abweichen ... Das hindert aber nicht, die Schrift der Beachtung der Neutestamentler und Religionshistoriker zu empfehlen."

Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie (Band 51):

„Die kleine Monographie kann sich mit Ehren neben Boussets Darstellung des religiösen Lebens Philos und Bréhiers großer zusammenfassender Arbeit sehen lassen. Verfasser zeigt sich darin als tüchtiger Philokenner."

Wreszinski, Dr. Walter, Privatdozent an der Univ. Königsberg:
Der grosse medizinische Papyrus des Berliner Museums (Pap. Berl. 3038), in Faksimile und Umschrift mit Übersetzung, Kommentar und Glossar herausgegeben. (XXI, 142 S., davon 111 in Autographie.) Mit 24 Lichtdruck-Tafeln. Lex.-8⁰. 1909. M. 40—

Der vorliegende Band ist als der erste von zweien gedacht, in denen die medizinischen Urkunden in hieratischer und koptischer Schrift zusammengefaßt werden sollen, soweit sie nicht schon in einer zureichenden Publikation veröffentlicht sind. Einen Teil des II. Bandes soll die Transkription des von Reisner veröffentlichten Pap. Hearst bilden; außerdem wird in Band II ein neu gefundener Papyrus (aus der Berliner ägyptischen Abteilung) und eine Anzahl kleinerer hieratischer und koptischer Stücke aus andern Sammlungen veröffentlicht werden. Die medizinischen Fragmente von Gardiner aus dem m. R. werden zu den Kommentaren herangezogen werden. Als Abschluß-Band ist geplant: ein Wörterbuch zur gesamten medizinischen Literatur und eine zusammenhängende Darstellung der ägyptisch-koptischen Medizin.

Prof. Dr. K. Sudhoff, Leipzig, i. d. Mitteilungen z. Gesch. d. Medizin (1909, 35):

„Wir erhalten hier den Papyrus Brugsch major, zunächst in musterhafter moderner Lichtdruckwiedergabe, die das Original fast völlig ersetzt und der früheren Reproduktion in jeder Beziehung unendlich überlegen ist ... Unter allen Umständen bedeutet die vorliegende Arbeit eine respektable Erweiterung unserer Kenntnis der Medizin der alten Ägypter."

Dr. G. Möller, Berlin, in der Deutschen Lit.-Zeitung (1909, Nr. 48):

„Die Einleitung enthält kurze Angaben über den Papyrus, seine Entstehung, die Orthographie, die Sprache, sein Verhältnis zu den übrigen Urkunden und die Disposition. Es folgt sodann die Transkription der hieratischen Texte in Hieroglyphen mit Übersetzung und Kommentar. Ein überaus sorgfältig ausgearbeitetes Glossar und ein Faksimile der Handschrift in 24 vorzüglichen Lichtdrucktafeln bilden den Schluß."

Prof. Dr. J. Pagel, Berlin, in der Berliner klin. Wochenschrift (1909, Nr. 43):

„Eine kostbare Bereicherung unserer ägyptisch-medizinischen Geschichtsliteratur."

Zickendraht, Lic. Karl, Pfarrer in Veltheim (Schweiz): **Der Streit zwischen Erasmus und Luther über die Willensfreiheit.** (XII, 205 S.) 8⁰. 1909. M. 4.50; geb. M. 5.50

Die Monographie stellt sich die Aufgabe, die Auseinandersetzung zwischen E. und L. vom Problem der Willensfreiheit aus zu verstehen. In ihrem historischen Teil geht sie den Entwicklungen nach, die zum Erscheinen der verschiedenen Streitschriften führen, und berücksichtigt besonders die Mitwirkung zeitgenössischer Briefe und Schriften. Dem Zusammenhange der entwickelten Lehren mit der Überlieferung der kirchlichen Vergangenheit wird vor allem in den Anmerkungen Beachtung geschenkt; das Hauptgewicht ist aber darauf gelegt, jene Lehren aus Tatsachen innerer Erfahrung zu begreifen. Dem entsprechend ist der dogmatischen Besprechung der Streitschriften der breiteste Raum gewährt.

Orientalistische Literaturzeitung. Monatsschrift für die Wissenschaft vom vorderen Orient und seine Beziehungen zum Kulturkreise des Mittelmeers. Herausgeber: Professor Dr. F. E. Peiser, Königsberg. Preis des Jahrgangs (= 12 Nummern) M. 12 — Umfang des Jahrgangs 1909: IV S. u. 568 Spalten Lex.-8⁰.

Jede Nummer dieser einzigen orientalistischen Monatsschrift bietet zunächst einige wissenschaftliche Abhandlungen; darauf folgen: Besprechungen einschlägiger Literatur, Altertumsberichte von Museen und Grabungsplätzen, Mitteilungen über gelehrte Gesellschaften und Kongresse, Personalien, Sprechsaal, eine Übersicht literarischer Neuigkeiten und eine sehr reichhaltige Zeitschriftenschau.

Theologische Literaturzeitung. Herausgegeben von Professor D. Dr. Adolf Harnack, Berlin, und Professor D. Dr. Emil Schürer, Göttingen. Jahrgang (= 26 Nummern) M. 18 — Umfang des Jahrgangs 1909: VIII S. u. 728 Spalten gr. 4⁰.

Der letzte Jahrgang brachte aus der Feder von etwa 100 Mitarbeitern eingehende Besprechungen über mehr als 600 Werke aus allen Gebieten der Theologie und ihrer Grenzwissenschaften. Jede Nummer bietet außerdem eine sehr reichhaltige Bibliographie, übersichtlich geordnet nach den Rubriken: Deutsche Literatur, Literatur des Auslandes, Aus Zeitschriften, Rezensionen.

Probenummern beider Zeitschriften auf Wunsch kostenfrei.

Übersicht zu Hinrichs' „Wissenschaftlichen Neuigkeiten", Januar 1910

(auch für Bestellungen verwendbar)

Druck von Hartmann & Wolf, Leipzig.

Wissenschaftliche Neuigkeiten

und Berichte aus dem Verlage der

J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung

in Leipzig

Januar 1911 (Nr. 7)

Diese Verzeichnisse stehen unberechnet und portofrei zu Diensten. — Auch zur Ansicht können die Werke von der Mehrzahl der Buchhandlungen vorgelegt werden.

LETZTE NEUIGKEITEN UND IN KÜRZE ERSCHEINENDE WERKE.

Bauer, Kuratus Dr. Hans, Bamberg: **Die Tempora im Semitischen,** ihre Entstehung und ihre Ausgestaltung in den Einzelsprachen. (53 S.) gr. 8°. 1910. M. 3.50; kart. M. 4.25 (Beitr. zur Assyriologie u. semit. Sprachwissensch. Band VIII, Heft 1.)

Ebeling, Dr. phil. Erich, Berlin: **Das Verbum der El-Amarna-Briefe.** (41 S.) gr. 8°. 1910. (Zusammen mit Steinmetzer, Schenkungsurkunde in Beiträge zur Assyriologie. Band VIII, Heft 2.) M. 5 —; geb. M. 5.75

Erbt, Oberlehrer Lic. Dr. W., Posen: **Das Markusevangelium.** Eine Untersuchung über die Form der Petruserinnerungen und die Geschichte der Urgemeinde. (ca. 64 S.) gr. 8°. 1911. (Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft. 16. Jahrg. H. 1.)

Gemoll, Martin, München: **Grundsteine zur Geschichte Israels.** Alttestamentl. Studien. Mit 2 Karten. ca. 30 Bogen. gr. 8°. 1911.

Harnack, D. Dr. Adolf, Professor an der Univ. Berlin: **Neue Untersuchungen zur Apostelgeschichte** und zur Abfassungszeit der synopt. Evangelien. (etwa 7 Bogen.) 8°. 1911.

Holl, D. Karl, Professor an der Universität Berlin: **Die handschriftliche Überlieferung des Epiphanius** (Ancoratus u. Panarion). (IV, 98 S.) 8°. 1910. M. 3 — (Texte und Untersuchungen zur altchristl. Literatur. Bd. 36, Heft 2.)

Klauber, Dr. Ernst, London: **Assyrisches Beamtentum** nach Briefen aus der Sargonidenzeit. (VI, 128 S.) gr. 8°. 1910. M. 4.20 (Leipziger Semitistische Studien. Band V, Heft 3.)

Lexa, Dr. Franz, Prag: **Das demotische Totenbuch** der Pariser Nationalbibliothek (Papyrus des Pamonthes). Unter Mitwirkung von W. Spiegelberg herausgegeben. (XV, 57 S. in Autogr. m. 6 Tafeln) 33×25,5 cm. 1910. M. 20 —

Lieblein, Dr. J. D. C., Professor a. d. Univ. Christiania: **Recherches sur l'histoire et la civilisation de l'ancienne Egypte.** 1. fasc. (III, 192 S.) gr. 8°. 1910. M. 6 —

Meißner, Dr. Bruno, Professor an der Univ. Breslau:
Assyriologische Studien. Heft V. (48 S.) gr. 8°. M. 3 —
(Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft. 15. Jahrg. H. 1.

Möller, Dr. Georg, Direktorialassistent am Ägypt. Museum zu Berlin:
Hieratische Lesestücke, für den akademischen Gebrauch herausgegeben. 36,5 × 26 cm. (In 3 Heften.)
3. Heft: Musterbriefe und geschäftliche Texte des neuen Reiches. (4 S. u. 34 Bl.) 1910. kart. M. 5.50

Sachau, Dr. Eduard, Professor an der Univ. Berlin:
Die aramäischen Papyrus, gefunden in Elephantine. (ca. 75 Lichtdrucktafeln und 30 Bogen Text.) 36 × 25 cm. 1911.

Schiffer, Dr. Sina, Paris: **Die Aramäer.** Historische und geographische Untersuchungen. (ca. 176 S.) 8°. 1911.

Scholz, Lic. Heinrich, Privatdozent an der Univ. Berlin:
Glaube und Unglaube in der Weltgeschichte. Ein Kommentar zu Augustins „De Civitate dei". Mit einem Exkurs: Fruitio dei, ein Beitrag zur Geschichte der Theologie und der Mystik. (XII, 244 S.) gr. 8°. 1911.

Sethe, Dr. Kurt, Professor an der Universität Göttingen:
Die altägyptischen Pyramidentexte, nach den Papierabdrücken und Photographien des Berliner Museums neu herausgegeben und erläutert. Lex. 8°. 1910.
5. u. 6. Lieferung (Rest des zweiten Textbandes.) M. 27.50
Der Text vollständig, 2 Bände M. 94 —; geb. 98 —

Steinmetzer, Prof. Dr. Franz, Prag: **Eine Schenkungsurkunde des Königs Milisichu.** (38 S.)
(Zusammen mit Ebeling, Verbum der El-Amarna-Briefe in: Beiträge zur Assyriologie. Band VIII, Heft 2.) M. 5 —; geb. M. 5.75

Theodoret's Kirchengeschichte. Herausgegeben im Auftrage der Kirchenväter-Kommission der Königl. preußischen Akademie der Wissenschaften von Dr. Léon Parmentier, Professor an der Universität Lüttich. (CX, 427 S.) gr. 8°. 1911.
Die griechisch-christlichen Schriftsteller. 19. Band.

Thomsen, Gymnasialoberlehrer Dr. Peter, Dresden:
Die Palästinaliteratur. Eine internationale Bibliographie in systematischer Ordnung, mit Autoren- und Sachregister. Zweiter Band. Die Literatur der Jahre 1905—1909. (ca. 20 Bogen.) 8°. 1911.

Weißbach, Dr. F. H., Professor an der Univ. Leipzig:
Die Keilinschriften der Achämeniden. (LXXXIV S., davon 8 S. Autographie und 160 S.) 8°. 1911. M. 7.50; geb. 8.50
(Vorderasiatische Bibliothek. 3. Stück.)

Abel, Dr. Hans, Assist. a. Kais. deutsch. Inst. f. ägypt. Altertumsk., Kairo:
Zur Tonverschmelzung im Altägyptischen. (94 autogr. S., mit IV S. Text.) Lex.-8°. 1910. M. 12 —

G. Maspero in der Revue Critique (1910, Nr. 43): „Sa démonstration, qui est fort méthodique, comprend huit chapitres ... Autant qu'il m'est permis d'en juger par mes propres recherches, M. Abel a raison dans la plupart des cas. Je ferai des réserves pour un certain nombre des exemples cités dans son chapitre VIII, où la longueur de la phrase me paraît exiger la présence de deux accents principaux: partout ailleurs j'accepterai volontiers l'ensemble de ses conclusions."

Bauer, Leonhard, Oberlehrer am Syrischen Waisenhaus in Jerusalem:
Das Palästinische Arabisch. Die Dialekte des Städters und des Fellachen. Grammatik, Übungen u. Chrestomathie. 2., vollständig umgearb. Aufl. (X, 256 S.) 8°. 1910. M. 6 —; geb. M. 7 —

Prof. Dr. Friedr. Schwally, Gießen, in Theol. Lit.-Zeitung (1910, Nr. 15): „Die Abfassung einer Konversationsgrammatik setzt eine praktische Beherrschung der Sprache voraus, wie sie nur durch langjährige Übung erworben werden kann. Auf Leonhard Bauer trifft diese Voraussetzung zu, wie schon seine im Jahr 1903 erschienene, ganz ausgezeichnete ‚Volkskunde im Lande der Bibel' vermuten ließ. Er hat sich jetzt durch die vorliegende Arbeit als den besten Kenner des palästinischen Arabisch erwiesen. Ja man kann noch weiter gehen und behaupten, daß wir m. W. für keinen anderen lebenden arabischen Dialekt eine so zuverlässige, vielseitige und inhaltsreiche Konversationsgrammatik besitzen ... Wer sich mit den im heutigen Palästina gesprochenen arabischen Dialekten bekannt machen will, kann nichts besseres tun, als zu dem Buche Leonhard Bauers zu greifen."

Professor Dr. B. Vandenhoff, Münster i. W., in Theol. Revue (1910, Nr. 18): „Dieses Buch wird gewiß für jeden, der das h. Land besuchen und mit seinen Bewohnern in Verkehr treten will, von großem Nutzen sein. Enthält es doch eine ausführliche Grammatik der beiden vulgärarabischen Mundarten, welche die Bevölkerung des Landes, die städtische und die ländliche sprechen. Dazu kommen Übungen zur Satz- und Formenlehre (127—159) und eine Chrestomathie von zusammenhängenden Lesestücken in beiden Mundarten (161—208). Außerdem noch einige Stücke in der Mundart der Beduinen (208 ff.) nebst Liedern aus den verschiedenen Gegenden des Landes (214 ff.), Rätseln (220 ff.), Gesprächen (239 ff.), Sprichwörtern (252 ff.)." Das Buch bedarf keiner besonderen Empfehlung.

P. Franz Dunkel, Jerusalem, in Das heilige Land (1910, Heft 2): „Der grammatische Teil bietet eine ungeahnte Menge von zutreffenden, gut gewählten Formen und Wörtern, ihm folgt eine reiche Sammlung von Lesestücken, die jedem Studierenden das Eindringen in das lebende Arabisch ermöglichen und bedeutend erleichtern. Die zusammenhängenden Texte, Lieder, Rätsel, Grüße und Wünsche usw. erschließen ein gutes Stück Volksweisheit und Landessitte ... Auch der Palästinaforscher kann sich nicht länger der sich ihm auf Schritt und Tritt geltend machenden Bauernsprache des Landes entziehen, da gerade die Kenntnis dieser Sprache, die in Aussprache und Form vieles Altertümliche bewahrt hat, ihm vom größten Nutzen ist."

Böklen, Dr. Ernst, Stadtpfarrer in Großbottwar:
Sneewittchenstudien. Erster Teil: Fünfundsiebzig Varianten im engeren Sinn, gesammelt und unter sich selbst verglichen. (VI, 182 S.) gr. 8°. 1910. M. 10 —
(Mythologische Bibliothek III. Band, Heft 2.)

Aus dem Vorwort: „Es war mir um eine Probe zu tun, die mir und andern zeigen sollte, welchen Ertrag die Kenntnis zunächst auch nur eines einzelnen wichtigeren Märchens in allen seinen überlieferten Formen für die mythologische Forschung abwerfen möchte."

Borchardt, Professor Dr. Ludwig, Kairo:
Das Grabdenkmal des Königs Sa'hu-Re. Band I: Der Bau. (V, 162 S. m. 197 Abbildgn. im Text, 12 einfarbigen und 4 mehrfarbigen Blättern.) 35,5×25,5 cm. 1910. M. 54 —; geb. M. 57 — Für Mitglieder der Deutsch. Orientgesellsch. M. 45 —; geb. M. 48 —
(14. Wissenschaftliche Veröffentlichung d. Deutschen Orientgesellschaft: Ausgrabungen in Abusir VI.)

Mit den Grabungen am Grabe des Königs Sahu-Re sind die Arbeiten der Deutschen Orientgesellschaft in Abusir abgeschlossen. Es ist das Grabmal des ersten der Könige, die sich bei Abusir ihre Ruhestätte gesucht haben. Die Anlage konnte also unbeirrt durch vorhandene Bauten sich entfalten. So kommt es, daß das „Grabdenkmal des Königs Sahure" heute das erwünschte Musterbeispiel für diese Bauten aus der fünften Dynastie ist und für Lehrzwecke wohl auch für immer das beste Demonstrationsobjekt bleiben wird. Die beiden anderen, dem Neuserre und dem Neferirkere gehörigen, werden für Detailfragen der Bau- und Kunstgeschichte daneben nach wie vor wichtig bleiben.

Außerdem ist die Anlage aber die best erhaltene von allen. Nicht nur standen die Wände zum Teil in beträchtlicher Höhe; die Säulen und Architrave lagen fast vollständig vor, sodaß man die Möglichkeit hat, eine Seite des prächtigen Säulenhofes mit seinen Palmensäulen im Berliner Museum wieder aufzubauen. Auch der Reliefschmuck ist in ganz ungewöhnlich großen Resten erhalten. So konnte der Bau fast bis in alle Einzelheiten rekonstruiert und ein großes plastisches Modell von ihm hergestellt werden.

Der Portalbau im Tal, der Aufgang zur Höhe, auf der die Pyramide des Königs und die der Königin liegen, der Totentempel selbst in seinem exoterischen und esoterischen Teil, der prächtige Säulenhof und all die Nebenräume, wie die Schatzkammern, erstehen bis ins Einzelne vor unseren Augen.

Die Veröffentlichungen, in denen Borchardt die Bauten von Abusir bis jetzt vorgelegt hat, sind die ersten in der ägyptischen Archäologie, in denen Gebäude wirklich für baugeschichtliche Zwecke befriedigend dargestellt sind.

Ein zweiter Band wird die Reliefs enthalten.

Burchardt, Dr. Max, Berlin: **Die altkanaanäischen Fremdworte und Eigennamen im Ägyptischen.**

I. Teil. Die kritische Analyse der Schreibung. (VIII S. u. 60 S. in Autographie.) 34×27 cm. 1909. M. 8.50

II. (Schluß-)Teil. Listen der syllabisch geschriebenen Worte, sowie der altkanaanäischen Fremdworte u. Eigennamen. (IV S. u. 87 S. in Autographie.) 34×27 cm. 1910. M. 11.50

Revue Sémitique: „Ce travail comble une lacune sentie depuis longtemps pour ce qui concerne la nature exacte de la transcription de mots sémitiques dans les textes hiéroglyphiques, surtout dans ceux de la 18e et de la 19e dynastie, où ils figurent en grand nombre. Les essais faits dans cette voie par Bondi et Max Müller sont, suivant M. Burchardt, aujourd'hui quelque peu arriérés, l'un par l'insuffisance des matériaux, l'autre par le poids accordé aux vues géographiques au détriment des vues linguistiques. C'est dans cette unique direction que M. Burchardt dirige tous ses efforts pour atteindre le but désiré.

Par bonheur, tout sémitisant de bonne volonté, sans être égyptologue de métier, peut se rendre compte de la nouvelle voie qui vient d'être frayée par le savant auteur."

G. F. in Rivista delle Scienze Teologiche (Mai 1910):
„L'importanza di questo studio per la lingua dell'antica Palestina e per l'egittologia, non sfugge ad alcuno. Il lavoro è condotto, lo ripetiamo, bene: il materiale abbondante . . . pubblicazione, utilissima non solo agli egittologi, ma a quanti s'interessano di filologia semitica."

Catenenstudien. Herausgegeben von Prof. Hans Lietzmann, Jena:
I. Die Catene des Vaticanus Gr. 762 zum ersten Korintherbriefe, analysiert von Lic. Otto Lang. (VII S. u. 48 S. in Autographie.) 26,5×34,5 cm. 1909. M. 7 —

Durch uns ist auch erhältlich die Vorarbeit:
Lang, Lic. theol., Otto: Die Catene zum ersten Korintherbrief, kritisch untersucht. (Dissertation.) (38 S.) 8⁰. 1908. M. 1 —

Prof. D. G. Heinrici in Theolog. Lit.-Zeitung (1910, Nr. 12): „In die Catenenforschung ist lebhaftere Bewegung gekommen, seitdem die Berliner Akademie der Wissenschaften dafür eingetreten ist und Hans Lietzmann die Leitung anvertraut hat. Sein Vorgehen ist sachgemäß. Schritt vor Schritt eröffnet er die Bahn, die dazu führen soll, die Wertstücke der patristischen Literatur, die in den Catenen erhalten sind, kritisch zu sichten und nach ihrer Bedeutung in volles Licht zu stellen . . . Die beiden Arbeiten Langs sind die ersten Früchte der also in Angriff genommenen Catenenforschung . . . Lang kommt wider seine ursprüngliche Erwartung zu einem sehr günstigen Urteile über die Zuverlässigkeit und Selbständigkeit der Cramercatene."

Ehrlich, Arnold B., New York: **Randglossen zur hebräischen Bibel,** Textkritisches, Sprachliches und Sachliches. gr. 8⁰.
I: Genesis und Exodus. (IV, 424 S.) 1908. M. 9.50
II: Leviticus, Numeri, Deuteronomium. (355 S.) 1909. M. 8 —
III: Josua, Richter, I. u. II. Samuelis. (346 S.) 1910. M. 8 —

Prof. D. J. W. Rothstein, Breslau, in der Theolog. Rundschau (XIII, H. 8): „Wenn man E.'s Arbeit mit voller, unvoreingenommener Hingebung folgt, ist es von erheblichem Wert, daß er uns zeigt, an wie vielen Stellen des hebräischen Textes für das exegetische Verständnis und auch für die Kritik noch ein Fortschritt möglich ist, und zwar lediglich aus dem üblichen Wortlaut heraus. Man gewinnt auch bei sorgfältiger nachprüfender Lektüre seiner Arbeit den Eindruck, daß er, der jüdischen Geblütes von Jugend auf hebräischen Studien ergeben gewesen ist (vgl. was er I S. 53 erzählt), in der Sprache der alttestamentlichen Schrift und in der der nachkanonischen jüdischen Literatur, zumal der Mischna, wirklich lebt, also auch manches im alttestamentlichen Texte in seiner Eigenart, je und dann auch in seiner Unart aus lebendigem Sprachgefühl heraus besser beurteilen kann als die, welche sich sonst mit der Auslegung und Kritik des hebräischen Textes befassen . . . Das Maß des Beachtenswerten und Lehrreichen ist in allen Beziehungen so groß, daß man über das minder gute Material gerne hinweggehen mag; um so leichter kann man dies, als man auch in jenem immer in der einen oder anderen Richtung förderliche Anregung findet. Eins freilich darf hier nicht ungerügt bleiben, und das ist die gelegentlich mit überstarken Ausdrücken hervorbrechende Beurteilung der bisherigen Arbeit am Alten Testament und ihrer Vertreter . . . Mich kann freilich all das nicht hindern, das Werk allen, die es angeht, Lexikographen und Grammatikern, Exegeten und Erforschern der alttestamentlichen Religionsgeschichte angelegentlichst zu empfehlen. Seine sorgfältige, natürlich kritische Verwertung bringt unzweifelhaft Gewinn."

Prof. Dr. W. Bacher, Budapest, in der Deutschen Lit.-Zeitung (1909, Nr. 39): „Die große Mehrzahl der Randglossen ist ein überraschender Beweis dafür, daß trotz der ungeheuren Fülle der exegetischen Literatur zum Pentateuch, durch welche die Möglichkeiten der Auslegungen für einzelne Verse oder Wörter gleichsam erschöpft zu sein scheinen, tieferes Eindringen in die Eigentümlichkeiten und Schwierigkeiten des Textes, bei dem ein lebendiges Sprachgefühl sich mit Scharfsinn paart, noch immer neue Möglichkeiten zu eröffnen und die Bibelexegese in vielen Einzelheiten zu fördern vermag."

Ehrenreich, Privatdozent Dr. Paul, Berlin:

Die allgemeine Mythologie und ihre ethnologischen Grundlagen. (VIII, 288 S.) 8°. 1910. M. 10—

Die Arbeit bildet das 1. Heft des IV. Bandes der „Mythologischen Bibliothek", die von der Gesellschaft für vergl. Mythenforschung (gegr. Berlin 1906) herausgegeben wird. Sie will in der „Mythologischen Bibliothek" eine Sammelstätte bieten für Arbeiten aus dem Gebiete der vergl. Mythologie. Zu diesem Zwecke läßt sie, im Umfang von jährlich etwa 20 Bogen gr. Oktav, Abhandlungen aus dem Gebiete der vergleichenden Sagenkunde ausgehen, für Mitglieder kostenlos gegen den Jahresbeitrag von M. 10—

Professor L. von Schröder in Mitt. d. Anthr. Gesellsch. in Wien (1910, S. 243ff):

„Das vorliegende Buch ist zu rechter Zeit erschienen und wird gewiß nicht unwesentlich zur Klärung der einigermaßen verworrenen Situation beitragen, in welcher die vergleichend-mythologischen Studien sich noch gegenwärtig befinden. Ein jeder, dem es ernstlich um das Gedeihen dieser Studien zu tun ist, muß es, wie ich meine, freudigst begrüßen, daß hier ein hervorragender Ethnolog sich darum bemüht, mit Hilfe der allgemeinen Völkerkunde Licht in diese Verworrenheit hineinzubringen. Die umfassende Sachkenntnis, über welche Ehrenreich verfügt, die Ruhe und Objektivität seines Urteiles kann nicht anders als wohltätig fördernd wirken.

„Der Band bildet die erste Hälfte des vierten Bandes der „Mythologischen Bibliothek", die seit 1907 die Gesellschaft für vergleichende Mythenforschung in Berlin herausgiebt. Ehrenreich steht wesentlich auf dem Boden der Mondmythologie, doch nicht im extremen Sinne. Er ist nicht durch Siecke „beeinflußt", wie er auf Seite V des Vorwortes hervorhebt, sondern hat auf Grund selbständiger Studien die Ansichten von Siecke und Andrew Lang im wesentlichen für richtig erkannt. Das Studium der Mythologien der primitiven Völker hat ihn gelehrt, daß die großen Himmelslichter, und vor allem der Mond, in denselben die überragend wichtigste Rolle spielen. Das mußte ihm Sieckes Anschauungen von vornherein plausibel erscheinen lassen und war sehr geeignet, dieselben kräftig zu stützen.

„Indessen verwirft Ehrenreich mit Recht die doktrinären Übertreibungen, er sieht in dem Drama der Mondentwicklung einen unerschöpflich reichen Born mythologischer Bildungen. Doch auch die Sonne kommt daneben stark in Betracht, ferner gewisse Sterne, Sternbilder, Auroren, Himmel und Erde; in schwächerem Grade auch meteorologische Erscheinungen, Gewitter, Winde, Wolkengebilde, Regenbogen, Nebel u. dgl.; ebenso Tiere und Pflanzen. Aber der Mond bildet den weitaus wichtigsten Mythenstoff.

„Sehr wohltuend wirkt bei Ehrenreich der stets ruhige und sachliche Ton der Untersuchung, das entschiedene Bestreben, auch den Gegnern gerecht zu werden und von ihnen zu lernen. Sehr deutlich erkennt und zeigt er den relativen Wert ganz verschiedener mythologischer Ansichten und Deutungen, von denen manche sich direkt zu widersprechen scheinen, während sie in gewisser Weise doch beide recht haben. Viel kommt darauf an, welchen Zeitpunkt man bei der Beurteilung einer Göttergestalt ins Auge faßt oder doch in den Vordergrund schiebt. Denn gerade die wichtigsten Göttergestalten haben eine lange, oft über Jahrtausende hin sich erstreckende Geschichte, in welcher sich viel zu wandeln, sehr Disparates zusammenzuwachsen vermag. Eine Göttergestalt kann sehr alte lunare Züge an sich tragen, kann dieselben mit solaren und meteorologischen Zügen verbinden, kann Vegetationsgott und Seelengott sein. Kein Grieche hat den Dionysos jemals für einen Mondgott angesehen. Er war ein großer Vegetationsgott und Seelenführer. Dem widerspricht aber nicht, wenn die Forschung in ihm deutliche Züge eines alten Mondgottes erkennt. Man mag ihn nun so oder so benennen, es ist beides richtig. Und selbst wer ihn nach der jüngsten Entwicklung als Weingott betrachtet, hat durchaus nicht unrecht. Die großen Göttergestalten, auch manche geringere, sind höchst komplizierte Gebilde, deren Wesen sich nicht mit einer Formel auflösen läßt.

„Und wir stehen erst am Anfange einer vergleichend-mythologischen Wissenschaft. Da muß jeder kenntnisreiche und ernst strebende Mitarbeiter willkommen sein. Nicht die Promulgierung von Dogmen, seien sie nun lunar, solar, meteorologisch oder sonstwie geartet, kann uns Heil bringen, sondern einzig und allein große, gemeinsame Arbeit. Ehrenreichs Buch ist trotz seines ausgesprochen lunaren Standpunktes doch ganz dazu angetan, vermittelnd und versöhnend zu wirken, eine Verständigung anzubahnen. Als Todfeinde sind nur die zu betrachten, welche der vergleichenden Mythologie überhaupt das Existenzrecht absprechen wollen.

„Die mondmythologische Richtung, die vor einigen Jahren mit so großer Vehemenz einsetzte, hat sich schon jetzt unzweifelhaft große Verdienste erworben. Eines der größten besteht meines Erachtens darin, daß sie ganz wesentlich dazu beigetragen hat, den Bann zu brechen, der so lange auf allen vergleichend-mythologischen Studien lastete. Es herrscht wieder einmal Leben und rege Arbeit auf diesem so lange verpönten Gebiete — freudige, eifrige, überzeugungsvolle Arbeit, der gegenüber die lange, so erfolgreiche Taktik der Gegner — Spott, Ignorierung, Verächtlichtun — sich als ganz unwirksam erweist. Wer gegenüber dieser ehrlichen Arbeit aufkommen will, wird selbst arbeiten müssen — und dann soll er uns willkommen sein. Es muß aber auch betont werden, daß die positiven Resultate der mondmythologischen Schule trotz vieler Extravaganzen schon jetzt als bedeutend bezeichnet werden dürfen. Daß der Mond im Mythus der Arier wie unzähliger anderer Völker eine ganz hervorragende Rolle spielt, ist nicht mehr abzuleugnen. Dies im einzelnen festzustellen und abzugrenzen, wird eine Hauptaufgabe der weiteren Arbeit sein, bei welcher der allgemeinen Völkerkunde eine gewichtige Stimme zufällt.

„Charakteristisch für die neue Richtung, und auch für das Buch Ehrenreichs, ist der Umstand, daß das Märchen mit besonderer Vorliebe berücksichtigt wird — fast mehr als der eigentliche Göttermythus. Auch das soll nicht getadelt werden. Im Gegenteil. Die mythologische Bedeutung des Märchens war schon fast vergessen, in Spott und Hohn begraben. Jetzt ist sie wieder zu Ehren gebracht. Und auch das ist ein Verdienst der neuen Schule. Und wird nur erst wieder tüchtig gearbeitet, so wird auch der eigentlich religiöse Mythus wieder zu seinem Rechte gelangen.

„Im einzelnen könnte ich natürlich manchen Widerspruch gegenüber Ehrenreichs Ausführungen erheben; z. B. wenn er von dem bei so vielen Völkern auch niederer Kulturstufen sicher nachgewiesenen obersten Himmelswesen Seite 78 sagt, daß es, „weil keiner Verehrung teilhaftig, noch nicht als Gott zu bezeichnen ist". Es handelt sich hier vielmehr um die allerwichtigste und lebenskräftigste Wurzel des Gottglaubens, die wichtigste Wurzel der Religion, den Glauben an ein höchstes gutes Wesen, bei dem freilich die Mythologie eine verschwindend geringe Rolle spielt. Der mangelnde Kult ist kein Beweis dagegen (vgl. meinen Aufsatz über „Wesen und Ursprung der Religion" in den „Beiträgen zur Weiterentwicklung der christlichen Religion", München, J. F. Lehmanns Verlag, 1905). Doch ich will auf diese und andere Differenzen nicht näher eingehen. Es kommt mir an diesem Orte nur darauf an, kräftig hervorzuheben, daß hier ein ausgezeichnetes Buch erschienen ist, welches allen Mitforschern wie auch einem weiteren Publikum aufs wärmste empfohlen werden kann."

Clemens Alexandrinus. Dritter Band: Stromata, Buch VII u. VIII: Excerpta ex Theodoto. — Eclogae propheticae. — Quis dives salvetur. — Fragmente. Herausgegeben von Dr. O. Stählin, Professor an der Univ. Würzburg. Mit Einl. und drei Handschriftenpr. in Lichtdr. (XC, 231 S.) gr. 8⁰. 1909. M. 11—; geb. M. 13.50 (Die griechisch-christlichen Schriftsteller. 17. Band.)

Die große Clemens-Ausgabe der Berliner Akademie ist damit abgeschlossen bis auf einen IV. Band, der Register, Nachträge und Berichtigungen enthalten und in diesem Jahre folgen soll.

Die früheren Bände enthalten:

I. Band: Protrepticus und Pädagogus. 1905. M. 13.50; geb. M. 16—
II. Band: Stromata. Buch I—VI. 1906. M. 16.50; geb. M. 19—

G. Kr. in Literarisches Zentralblatt (1910, Nr. 31): „Über die ersten beiden Bände dieser schönen Ausgabe ist früher in diesem Blatte berichtet worden. Der dritte Band bringt zunächst den Schluß der Stromata, dazu in der Einleitung den im ersten Band versprochenen Überblick über die Orthographie des Cod. Laur. V. 3. Es folgen die Excerpta ex Theodoto, die Eclogae propheticae und Quis dives salvetur. . . . Während des Druckes ging St. die Kollation einer von Mercati neuentdeckten Adumbrationenhandschrift zu, über die er S. XLIII noch Bericht erstatten konnte. Sie bietet seiner Meinung nach an mehreren Stellen das Richtige; auch mehrere ihm bei dieser Gelegenheit mitgeteilte Konjecturen Mercatis empfiehlt St. zur Aufnahme in den Text. Beigegeben sind 3 Reproduktionen aus dem Parisius, dem Laurentianus und dem Scorialensis.

Paul Koetschau, Weimar, in Theolog. Lit.-Zeitung (1910, Nr. 18): „. . . Alles was über Band I und II an Lob und Anerkennung gesagt worden ist, gilt in besonderem Maße auch von diesem Band. Die teilweise recht schwierigen und fehlerhaft überlieferten Texte sind mit solcher Genauigkeit, Sorgfalt und Sachkenntnis behandelt, daß der Leser und Benutzer sich überall vertrauensvoll der Führung des bewährten Herausgebers überlassen kann und nur sehr selten Anlaß zu Widerspruch findet . . . Sehr sorgfältig und eingehend sind die Bemerkungen zu den Fragmenten. Die verdienstlichen Vorarbeiten Zahns in seinem Supplementum Clementinum und sonst werden gebührend anerkannt, aber erst Stählins Arbeit kann auch hier als vorläufig abschließend bezeichnet werden . . . Der Druck dieses dritten Bandes darf als musterhaft gelten."

Prof. D. J. Leipoldt, Kiel, in Theolog. Literaturblatt (1910, Nr. 11): St.'s große Clemensausgabe ist nun fast vollendet. Die Clemenstexte sind sämtlich gedruckt. Der noch ausstehende vierte Band, der bereits im Werden ist, bringt nur die Register, dazu Nachträge und Berichtigungen. Wir sind sehr dankbar dafür, daß die Berliner Clemensausgabe so rasch gefördert wurde . . . In der Einleitung zum dritten Bande handelt Stählin zunächst von der Rechtschreibung der Handschrift Laur. V. 3. Die ausführlichen Angaben werden Sprachforschern willkommen sein. Wesentliche Verdienste erwarb sich St. um die Clemensbruchstücke. Die Bruchstücke wurden zuerst von Theodor Zahn mit gründlicher Kritik behandelt. Man hätte kaum glauben sollen, daß ein späterer Herausgeber noch etwas Arbeit vorfände. Aber St. gelang es in gewiß entsagungsreicher Kleinarbeit, auch hier Neues zu bringen . . . Dankenswert sind die Zusammenstellungen der unechten Bruchstücke und der Seiten von Heinsius."

Th. Preger, München, in Blätt. f. Bayer. Gymnasialschulw. (1910, H. 5/6): „Von St.'s Ausgabe des Clemens Alexandrinus haben die ersten zwei Bände von allen Seiten eine so günstige Aufnahme gefunden, daß es völlig genügen würde, vom dritten Band zu sagen, er schließt sich den vorhergehenden würdig an . . . Ein vierter Band wird die ausführlichen Register enthalten. Wir staunen, wenn wir hören, daß für das Wort- und Sachregister das Material auf mehr als 50000 Zetteln bereits gesammelt ist. Möge die gewaltige Arbeitskraft dem Herausgeber erhalten bleiben."

Esra-Apokalypse, die. (IV. Esra.) I. Teil: Die Überlieferung. Hrsg. im Auftrage der Kirchenväter-Kommission der königl. preuß. Akademie der Wissenschaften v. Pfr. Lic. Dr. Bruno Violet. (LXIV, 446 S.) 8°. 1910. M. 17.50; geb. in Halbfrz. M. 20 — (Die griechisch-christlichen Schriftsteller. 18. Band.)

In sechsspaltiger (stellenweise siebenspaltiger) Übersicht ist hier der lateinische Text (nach 7 HSS) mit des Herausgebers deutschen Übersetzungen des Syrers, des Aethiopen, der beiden Araber, und mit Petermanns lateinischer Übersetzung des Armeniers, endlich mit dem neu gefundenen saidischen Fragmente zusammengestellt. Die Einleitung enthält eine genaue Darstellung der Überlieferung und der Benutzung des IV. Esra.

Der zweite (Schluß-)Teil wird erheblich weniger umfangreich werden und enthalten: Eine einheitliche Textbearbeitung, die Register und anhangsweise: Die Baruchapokalypse.

Eusebius. Die **Kirchengeschichte** mit der lateinischen Übersetzung des Rufinus. Herausgegeben von Dr. Eduard Schwartz, Prof. a. d. Univ. Freiburg, und Dr. Theodor Mommsen, weil. Prof. a. d. Univ. Berlin. gr. 8°. M. 45 —; in Halbfranz geb. M. 52.50

I. Teil: Buch I—V. (III, 507 S.) 1903. M. 16 —; geb. M. 18.50

II. Teil: Buch VI—X. Über die Märtyrer in Palästina. (VII u. S. 509—1040.) 1908. M. 17 —; in Halbfranz geb. M. 19.50

III. (Schluß-)Teil: Einleitungen (zum griech. Text von Ed. Schwartz, zu Rufin von Th. Mommsen †), Übersichten (Kaiser- und Bischofslisten, Ökonomie der KG) und Register von Ed. Schwartz. (CCLXXII, 216 S.) 1909. M. 12 —; in Halbfranz geb. M. 14.50

(Die griechisch-christlichen Schriftsteller, 9. Band: Eusebius Werke. II.)

O. Stählin, Würzbg., in Blätt. f. Bayer. Gymnasialschulw. (1910, H. 7/8): „Der erste Abschnitt der Einleitung handelt von den Handschriften, Übersetzungen und modernen Ausgaben des griechischen Textes. Dieser Teil ist nicht nur für den Text der Kirchengeschichte grundlegend, sondern geradezu das beste Schulbeispiel textkritischer Methode, das ich überhaupt kenne. Schwartz hat hier ganze Arbeit getan und ein Ziel erreicht, über das man wohl überhaupt nicht mehr hinauskommen kann ... Mit Recht wendet sich Schwartz mehrfach gegen die Methode Stammbäume der HSS aufzustellen. Sie versagt in der Tat fast in allen Fällen, wo eine reiche und alte Überlieferung vorhanden ist ... Sehr lehrreich sind auch die Untersuchungen über die Excerpte Eusebs aus Justin und Josephus ... Speziell für das Verständnis der Kirchengeschichte sind die Abschnitte über Chronologie, die Kaiser- und Bischofslisten, vor allem aber die „Ökonomie der Kirchengeschichte" wichtig. Jede literarische Betrachtung des Werkes wird von diesem letzten Abschnitte ausgehen müssen ... Die Register sind fünffach: Biblischer Index, Literarischer Index, Personennamen, Orts- und Völkernamen, Wortregister ... So scheiden wir mit Dank und Bewunderung von dieser Ausgabe, in der eines der wichtigsten Werke der altchristlichen Literatur eine seiner Bedeutung entsprechende Bearbeitung gefunden hat."

Gerhard Rauschen, Bonn, in der Theolog. Revue (1910, Nr. 12): „Die Einleitung zur Kirchengeschichte Rufins wurde noch von Mommsen fertiggestellt. Er zählt 92 Hss. dieses Werkes auf, hat aber nur die vier ältesten benutzt und auch von diesen den vollständigen Apparat nur bei den beiden letzten Büchern, die von Rufin selbst herrühren, mitgeteilt. Bei der Güte der Hss. waren Konjekturen nur an wenigen Stellen angebracht. Die Berliner neue Ausgabe der Kirchengeschichte des Eusebius ist eine gewaltige Leistung. 28 Jahre, von seiner Jugend bis ins reife Mannesalter, hat Ed. Schwartz daran gearbeitet, und man begreift es, daß er in der Vorrede „nicht ohne Bewegung" von seinem Werke Abschied nimmt. Wir sind ihm zum größten Danke verpflichtet.

Weitere Urteile über Eusebius, Kirchengeschichte:

Prof. Dr. Erich Klostermann, Kiel, in Theolog. Rundschau (1910, H. 8): „... Erweckt dieser Schlußteil aufs Neue die Bewunderung für die von Schwartz in langen Jahren geleistete Arbeit, so ermöglicht er andererseits erst den vollen Gebrauch des früher erschienenen Textes. Es sei ausdrücklich darauf hingewiesen, daß diese Einleitung und die Indices ebensogut auch zu der in gleichem Verlag erschienenen kleinen Ausgabe benutzt werden können." Über diese

Kleine Ausgabe (griech. Text mit kritischem Apparat), herausgegeben von Ed. Schwartz. (IV, 442 S.) gr. 8°. 1908. M. 4—; geb. M. 4.80

urteilt Prof. D. A. Jülicher, Marburg, in der Theolog. Lit.-Zeitg. (1908, Nr. 20): „Dieser Handausgabe, die zu einem außerordentlich billigen Preise verkauft wird, muß jedermann die weiteste Verbreitung wünschen. Die Herstellung eines so ausgezeichneten und zugleich allgemein zugänglichen Textes des wichtigsten kirchenhistorischen Werkes aus dem Altertum darf man als eine der erfreulichsten Erscheinungen des Jahres bezeichnen."

„Die Euseb-Ausgabe der Zukunft (Prof. Dr. Joh. Leipoldt, Kiel). — „unerhört billig" (Prof. D. Eb. Nestle, Maulbronn). — „vortrefflich, außerordentlich preiswert und vorzüglich ausgestattet" (Prof. Dr. G. Grützmacher, Heidelberg).

Feine, D. Dr. Paul, Professor an der Universität Halle:

Theologie des Neuen Testaments. Mit Stellen- u. Sachregister. (XII, 721 S.) gr. 8°. 1910. M. 12.50; Halbfranz geb. M. 14.50

Prof. D. Kirn, Leipzig, im Theolog. Literaturblatt (1910, Nr. 17): „... Die deutsche Theologie hat Grund, für diese Gabe dankbar zu sein ... Feines Buch zeichnet sich von vornherein dadurch aus, daß es die intensive exegetische, kritische und religionshistorische Arbeit, die für unser heutiges Urteil über die Probleme des Neuen Testaments in Frage kommt, aufs gewissenhafteste verzeichnet und in eingehender Auseinandersetzung mit ihr die eigene Anschauung begründet. Und so wenig sich darum die theologische Individualität des Verfassers verbirgt, so ist der Leser doch in den Stand gesetzt, dessen Urteil jederzeit mit den heute bekannten Forschungsergebnissen und den Ansichten andrer Bearbeiter zusammenzuhalten. Darin liegt aber nicht nur eine dankenswerte Orientierung über den augenblicklichen Stand der Fragen, sondern auch die wirksamste Anregung, in die Überlegung des Sachverhalts mit einzutreten. Wenn man von einem Studentenbuche erwartet, daß es nicht sowohl zum Nachsprechen als zum Nachdenken Anlaß gibt, so darf man Feines Buch ein solches nennen ... Schon der Aufriß des Stoffes läßt erkennen, wie sorgsam Feine begründeten Erwägungen der historischen Kritik Rechnung trägt. Das Studium seiner Darstellung selbst vertieft diesen Eindruck und ergänzt ihn zugleich in wertvoller Weise. Überall tritt dem Leser das Bestreben entgegen, der Geschichte ihr Recht werden zu lassen, aber auch dem Glauben zu geben, was des Glaubens ist ... Die Unbefangenheit in geschichtlichen Fragen hindert den Verf. aber nicht, zugleich ein sehr lebendiges Verständnis für die religiösen Werte der neutestamentlichen Gedankenwelt zu bewähren ... Bei Paulus erhalten wir eine treffliche Charakteristik des Menschen und des Theologen, und als entscheidender Mittelpunkt seiner religiösen Gedankenwelt wird seine religiöse Erfahrung, die Erfahrung gegenwärtiger Erlösung, geltend gemacht. So kommt bei aller kritischer Freiheit doch der geschichtliche Grund und der religiöse Gehalt des Evangeliums zu einer kraftvollen Aussage. Der Verlag hat durch die nachträgliche Ausgabe eines Stellen- und Sachregisters (S. 715—721) icrehse dm Wunsche vieler Benutzer entsprochen."

P. Lobstein in Le Protestant (1910, Nr. 41): „Par le soin avec lequel M. Feine a dépouillé et mis à profit la plus récente „littérature" de son sujet, par l'exactitude qu'il a apportée à la tractation des problèmes discutés en ce moment, par l'impartialité dont il a fait preuve en rendant compte des questions à l'ordre du jour, il a rendu à ses lecteurs le service précieux d'une orientation générale et d'une mise à point de la science biblique du Nouveau Testament."

Ein weiteres Urteil über Feine, Theologie des Neuen Testaments:

Prof. Erich Haupt, Prof. Feines Vorgänger auf dem Halleschen Lehrstuhl, äußerte sich kurz vor seinem Tode in einem ausführlichen Briefe: „... Die ganze Art, die Probleme anzufassen, ist bei Feine und mir wesentlich dieselbe. Wir vertreten beide eine absolut positive Richtung und suchen dabei uns volle Unbefangenheit gegenüber den Wegen und Resultaten sehr andrer Richtung zu bewahren. Es ist wenigstens unser Wunsch, daß unsre Arbeit den Charakter vorsichtiger Besonnenheit nie verliert, daß aber auch dadurch die Scheuklappen, welche so viele ernste und positive Leute an sich tragen, durch unseren Dienst etwas weniger groß werden. Aber auch abgesehen von dieser allgemeinen Richtung unserer Arbeit ist mir geradezu wunderbar gewesen, wie oft unsere Auffassungen ganz parallel sind. So z. B. in dem Protest dagegen, daß Paulus Systematiker sei, in der Betonung des Damaskuserlebnisses als der Wurzel seiner ganzen Theologie und ebenso in der Betonung des Gedankens, daß seine Theologie sich nur aus der Kenntnis seiner individuellen Persönlichkeit verstehen läßt. Vor allem ist mir die saubere exegetische Grundlage des Werkes sehr sympathisch. Hier ist wirklich Ernst damit gemacht, die Gedanken der biblischen Schriftsteller so darzustellen, wie diese sie gedacht haben ... Es ist mir eine große Freude, daß wir nun endlich ein Werk haben, das wir unsern Studenten empfehlen können; eine nüchterne, klare, nicht bloß in Behauptungen sich ergehende, sondern begründete Darstellung des Lehrinhalts des N. T."

Für Inhalt und Vorwort siehe unsere „Wissenschaftlichen Neuigkeiten" Nr. 6.

Fries, Gymnasialoberlehrer Dr. Carl, Berlin:

Studien zur Odyssee. I. Band: Das Zagmukfest auf Scheria (X, 340 S.) gr. 8°. 1910. M. 9 —

(Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft. 15. Jahrg., H. 2—4.)

Inhalt: Pompe — Herakliskos — Plynteria — Mimesis — Ἄστρων Χοραγός — Ballspiel — Agon — Das Lachen — Ἀπόλογοι — Tragödie — Ergebnis — Namen- und Sachverzeichnis.

Aus dem Vorwort: „Die vorliegende Arbeit macht es sich zur Aufgabe, das Phaiakenabenteuer der Odyssee einschließlich der ἀπόλογοι als ein in sich geschlossenes Ganze darzustellen. Es soll gezeigt werden, daß die ganze Episode nicht auf freier Erfindung beruht, sondern daß ein wirklicher Vorgang zugrunde liegt, und zwar nicht ein einmaliges Ereignis, sondern ein, besonders im alten Orient, alljährlich sich wiederholender Akt des Kultlebens, der für das gesamte Denken und Empfinden jener Völker von größter Bedeutung war, da das Schicksal jedes einzelnen dann für ein ganzes Jahr bestimmt wurde und außerdem das äußerliche Schaugepränge der Phantasie reiche Nahrung gab. Aber noch ein anderes war daran geknüpft, die ersten Regungen dramatischer Spiele sind mit dem Zagmuk verbunden, und auch in unserem Abschnitt der Odyssee werden erste Spuren der Tragödie hervortreten. Die Arbeit möchte also zur Kommentierung der Phaiakenepisode und zur Vorgeschichte der attischen Tragödie ein Scherflein beitragen ... Der zweite Teil dieser Odysseestudien wird sich mit Odysseus' Aufenthalt auf Ithaka beschäftigen."

Haase, Dr. Felix, Breslau:

Zur bardesanischen Gnosis. Literarische und dogmengeschichtliche Untersuchungen. (III, 98 S.) 8°. 1910. M. 3 —

(Texte und Untersuchungen Band 34, Heft 4.)

Das literarische Verhältnis des berühmten Bardesanesdialoges „Über das Schicksal" zu Eusebius und den ps.-clem. Recognitionen wird auf Grundlage einer Quellensynopse mit einem von der bisherigen Forschung abweichenden Resultat untersucht. Die Lieder der Thomasakten, besonders das sog. Lied der Seele, und die ps.-melitonische Apologie werden in literarischer und religionsgeschichtlicher Hinsicht geprüft. Die dogmatische Stellung des B. wird auf Grund der Quellen gezeigt, und die Bedeutung des syrischen Astrologen, Philosophen und Gnostikers für die Kirchen- und Dogmengeschichte, Religions- und Kulturgeschichte beleuchtet.

Harnack, D. Dr. Adolf, Professor an der Universität Berlin: **Ein Jüdisch-Christliches Psalmbuch aus dem ersten Jahrhundert** [The Odes . . . of Solomon, now first published from the syriac version by J. Rendel Harris, 1909]. Aus dem Syrischen übersetzt von Johannes Flemming. (VII, 134 u. III S.) 8⁰. 1910. M. 4.50 in Leinen geb. M. 5.50
(Texte und Untersuchungen Band 35, Heft 4.)

Inhalt:

I. Einleitung: Die Handschrift. — Beweis, daß das von Harris entdeckte Psalmbuch die alten „Oden Salomos" sind. Die Überlieferung — Vorläufiges über das Alter, die Ursprache und die Einheit der Oden. — Über das Verhältnis des syrischen zum koptischen Texte.
II. Die Oden Salomos in deutscher Übersetzung nebst Kommentar.
III. Geschichtliche Untersuchungen: Kritik der Oden (Scheidung des Jüdischen und Christlichen). — Kritik der Oden, Fortsetzung (Das religiöse Selbstbewußtsein des jüdischen Sängers). — Die Frömmigkeit und Theologie des jüdischen Sängers. — Die Zeitspuren. Der Ort. Die Ursprache. Der Verfasser und sein Kreis. — Der christliche Interpolator, sein Werk, sein Standpunkt, Zeit und Ort. — Zur ästhetischen Würdigung der Oden. — Was lernen wir aus den Oden für die Geschichte der Entstehung. — Initia (Deutsch). — Initia (Rückübersetzung). — Sach- und Wortregister.

Aus der Vorrede: „Die Feststellung der Tatsache, daß wir in den Oden ein jüdisches Psalmbuch etwa aus dem Anfang unserer Zeitrechnung und in nicht viel späterer christlicher Bearbeitung erhalten haben, genügt, um die außerordentliche Bedeutung des neuen Fundes ans Licht zu stellen. Seit der Entdeckung der »Apostellehre« vor bald dreißig Jahren haben wir nichts gleich Wertvolles erhalten — die Bedeutung des Fundes der Fragmente des Petrus-Evangeliums und der Petrus-Apokalypse muß hier zurücktreten —, und in mancher Beziehung ist der neue Fund sogar noch wichtiger als jener urchristliche Katechismus; denn wie er in neuer Weise die Originalität und Einzigartigkeit der Verkündigung Jesu sichert, so ist er für die höhere Kritik des Johannesevangeliums epochemachend, weil diese jüdischen Oden (nicht erst die christliche Bearbeitung) bereits alle wesentlichen Stücke der johanneischen Theologie samt ihrer religiösen Klangfarbe enthalten. Die Tat des »Johannes«, sie mit Jesus Christus zu verknüpfen und sie zu noch größerer Erhabenheit und Werbekraft zu bringen, bleibt gewaltig genug; aber sie erschöpft sich auch ganz wesentlich hierin."

Prof. D. Riggenbach, Basel, in Theolog. Lit.-Bericht (1910, Heft 10): „. . . Eine sorgfältige Einzeluntersuchung der Oden wird erforderlich sein, was aber immer das Ergebnis der weiteren Forschung sein mag, es bleibt das Verdienst Harnacks, durch seine Ausgabe den deutschen Theologen die Möglichkeit und Anregung hierzu gegeben zu haben."

Prof. D. Wellhausen, Göttingen, in Gött. Gelehrte Anzeigen (1909, H. 9): „. . . Harnack hebt die bezeichnenden Züge der Oden mit Glück hervor. Er hält dieselben für älter als das vierte Evangelium. Für ihre Datierung benutzt er ebenso wie Harris die Vergleichung des Tempels mit konkurrierenden Orten in Nr. 4. »Gewiß hat Harris Recht, daß es sich um den jerusalemischen Tempel handelt und wahrscheinlich ist, daß an den Tempel von Leontopolis (auch Garizim?) als Rivalen gedacht ist, bzw. auch an andere jüdische Opferstätten, die es, wie wir jetzt wissen, in der Diaspora gab. Aber dann folgt auch, daß beide Tempel noch stehn, gegen Harris. Unsere Ode ist mithin vor 70 A. D. gedichtet. Der Verf. verwirft den Tempel von Leontopolis nicht, behauptet aber seine Inferiorität gegenüber dem von Jerusalem.« Demgegenüber bleibe ich bei meiner Meinung. Im ersten christlichen Jahrhundert gab es keine jüdischen Opferstätten mehr außerhalb Jerusalems, abgesehen vom Oniastempel, und dieser selbst war damals eine Antiquität geworden und bedeutete gegenüber dem von Jerusalem keine Gefahr; außerdem steht das Interesse für die einzig wahre Kultusstätte diesen Oden, die weit eher auf dem Standpunkte von Joh. 4, 21—24 stehn, gar nicht zu Gesichte."

Harnack, D. Dr. Adolf, Professor an der Universität Berlin:
Entstehung und Entwicklung der Kirchenverfassung und des Kirchenrechts in den zwei ersten Jahrhunderten
• Nebst einer Kritik der Abhandlung R. Sohm's: „Wesen und Ursprung des Katholizismus" und Untersuchungen über „Evangelium", „Wort Gottes" und das trinitarische Bekenntnis. (XII, 252 S.) 8°. 1910. M. 6.60; in Leinen geb. M. 7.50

v. Kirchenheim in Zeitschr. f. Rechtswissensch. (2. Reihe, Bd. IV, H. 8): „In 26 Abschnitten schildert H. das Werden der Verfassung in den juden- und in den heidenchristlichen Gemeinden. Er zeigt, wie das kirchliche Recht entstand, nicht grundsätzlich, sondern von Fall zu Fall, aber aus der Notwendigkeit, wie in der Verfassung der sittlich-rechtlichen öffentlichen Ordnungen die Kirche dem Staat voranschreitet, wie sie die Formen der Organisation, im Staate negierend, für sich nachahmt und so von der Bildung kleiner Gesinnungsgenossenschaften über freies Vereinswesen und städtische Verfassung zur Provinzial- und Reichsverfassung gelangt."

Prof. Paul Drews in Zeitschr. f. Kirchengeschichte (Bd. XXXI, H. 3). „. . . Zunächst gibt H. »die Theorie Sohms« wieder; sodann läßt er die Kritik folgen, indem er das »Wesen der Kirche und das Wesen des Kirchenrechts«, »die Kirche und ihre ursprüngliche Organisation« und endlich das »Wesen und und den Ursprung des Katholizismus« ins Auge faßt. Diese Ausführungen sind besonders fein und scharfsinnig und scheinen mir in der Tat Entscheidendes gegen Sohm ins Feld zu führen. Vor allem mache ich auf die treffenden Bemerkungen über Recht und Religion aufmerksam . . . Als Zusätze, die mit dem Hauptthema des Buches in einem, wenn auch nicht gerade engen Zusammenhang stehen, erscheinen die Untersuchungen über »das Grundbekenntnis der Kirche« [»Ursprung der trinitarischen Formel«] (S 187—198), über das »Evangelium« [»Geschichte des Begriffes in der ältesten Kirche«] (S. 199—239) und über »Wort« »Wort Gottes« und »Wort (Worte) Christi im Neuen Testament« (S. 240—252)."

Hilprecht, Dr. Hermann V., Prof. a. d. Pennsylvania-Univ. Philadelphia:
Der neue Fund zur Sintflutgeschichte aus der Tempelbibliothek v. Nippur. (Nach dem engl. Original „The earliest version of the Babylonian deluge story etc." übers. v. Dr. Rud. Zehnpfund. (64 S. m. 6 Abbildgn.) gr. 8°. 1910. M. 2—

Prof. D. R. Kittel, Leipzig, in Theolog. Literaturblatt (1910, Nr. 11): „Das von H. gefundene Objekt wird zunächst näher beschrieben. Es ist eine Tontafel von 6,9 cm Breite, 6 cm Länge und 2,2 cm Dicke, ursprünglich auf zwei Seiten beschrieben. Sie ist mehrfach beschädigt und jedenfalls nur ein Bruchstück einer ehedem größeren Tafel. Ein Datum trägt die Tafel nicht . . . . H. glaubt die Tafel zwischen 2137 und 2005, also um 2100 ansetzen zu sollen . . . H. glaubt nachweisen zu können, daß nicht allein die biblische Version an Alter der (neu gefundenen) ältesten bekannten babylonischen nahestehe, sondern daß im besonderen die Schrift P des Hexateuch die älteste, nicht die jüngste Schicht der Genesiserzählung darstelle."

[Prof. Kittel sucht die Folgerungen H.'s als zu weit gehend zu modifizieren und äußert sich dann am Schlusse seiner Besprechung]: „Alle diese Bedenken können aber die Tatsache nicht in Frage stellen, daß wir es hier mit einem Funde höchster Bedeutung zu tun haben, für den H. wärmster Dank gebührt. Wie seine Altersbestimmung und Deutung im einzelnen sich schliesslich darstellen möge: seine Bedeutung bleibt darin bestehen, daß er uns zeigt, daß immer noch neue Versionen der Flutgeschichte aus uralter Zeit zu erwarten sind. Das zeigt das Fragment klar: wir haben eine sehr alte und eine sehr eigenartige Flutgeschichte vor uns."

T. G. Pinches in Journ. of Roy. As. Soc. (1910, 4): There is no doubt that we have here an exceedingly interesting and important addition to our knowledge of the Babylonian deluge-legend.

Irenaeus' Werk gegen die Häretiker. Bücher 4 und 5, in armenischer Version entdeckt von Lic. Dr. Karapet Ter Mekerttschian, z. Zt. Bischof in Tauris (Persien). Herausgegeben von Lic. Dr. Erwand Ter Minassiantz. (VIII, 264 S.) 8°. 1910. M. 10 — (Texte und Untersuchungen Band 35, Heft 2).

Prof. Dr. H. Jordan, Erlangen, in Theolog. Literaturbericht (1910, Nr. 8): „Die Bedeutung dieser neu entdeckten armenischen Version wächst natürlich, wenn es richtig ist, was der Herausgeber freilich mit aller Reserve ausspricht, daß es sich dabei nicht um eine Tochterübersetzung aus dem Syrischen, sondern um eine direkte Uebertragung aus dem griechischen Urtexte handelt, die in einer Epoche besonderen griechischen Einflusses in Armenien rund um das Jahr 700 gefertigt sein mag. Bisher können wir nicht sagen, ob mehr als Buch IV und V in das Armenische übersetzt worden ist . . . Dem Entdecker und dem Herausgeber ist unser Dank für die schöne Gabe und die mühevolle Arbeit sicher. Möchten die armenischen Klosterbibliotheken uns noch den einen oder den anderen solcher Schätze liefern, die sich würdig den bisherigen Entdeckungen der armenischen Theologen an die Seite stellen."

Prof. Erich Klostermann, Kiel, in Theolog. Rundschau (1910, Heft 8): „ . . . Es wird Sache der in Arbeit befindlichen Berliner Irenäus-Ausgabe sein, den Wert des neuen Fundes für die Textkonstitution abzuschätzen und ihn nach Gebühr auszunützen."

Kluge, Dr phil. Theodor, Berlin:

Studien zur vergleichenden Sprachwissenschaft der kaukasischen Sprachen II: Die lykischen Inschriften. gr. 8°. (II, 135 S.) 1910. M. 5 —
(Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft, 15. Jahrgang, Heft 1.)

J. Imbert in Bulletin de la Société de Linguistique de Paris (Nr. 58): „ . . . Au reste, ce travail de longue haleine montre que l'auteur n'a rien ignoré de ce que les savants scandinaves Bugge, Torp, Thomsen (Pedersen a été oublié) ont écrit de plus pénétrant sur les inscriptions lyciennes; il a, autant qu'il l'a pu, adopté leurs leçons, mais il était hanté par l'idée de rapprocher le lycien du groupe les langues caucasiques. Son mémoire se termine par un petit abrégé de grammaire et un lexique des mots les plus fréquents, acquisitions plus ou moins précaires dues à la divination des interprètes. Kluge a enrichi ce trésor de quelques trouvailles heureuses."

Koch, Prof. Dr. Hugo, München. **Cyprian und der römische Primat.** Eine kirchen- und dogmengeschichtliche Studie. (IV, 174 S.) 8°. 1910. M. 5.50
(Texte und Untersuchungen Band 35, Heft 1).

Aus dem Vorwort: Diese Studie ist zum Bekenntnis geworden. Der Gedanke, daß ich damit manchen Enttäuschung und Schmerz bereiten werde, durfte mich von der Veröffentlichung nicht abhalten. Die, deren Wohlwollen und Freundschaft ich erfahren habe und denen ich zu Dank verpflichtet bin, dürfen mir glauben, daß ihr Schmerz nicht größer sein kann als der meine es ist, wenn ich von ihnen nicht mehr verstanden werde. „Melius est, ut scandalum oriatur, quam ut veritas relinquatur", hat der hl. Bernhard und vor ihm Gregor I. gesagt. Wer das offen ausspricht, was er im ernsten Antlitz der Vergangenheit geschaut, was sich ihm in stillen Stunden der Arbeit als Ueberzeugung aufgedrungen hat, entgeht dem furchtbarsten Anathem, das es gibt, — dem Anathem der beleidigten Wahrheit und des gequälten Gewissens."

Prof. N. Bonwetsch in Theolog. Literaturblatt (1910, Nr. 14): „. . . Kochs Untersuchung der Anschauungen Cyprian's vom römischen Primat ist hier und da etwas breit, aber mit klarem Urteil und in gründlicher Weise geführt. Ihr Ergebnis ist mir überzeugend. Daß es für seine Lebensstellung verhängnisvoll werden mußte, hat Koch voll erkannt, aber doch den Mut bekundet, es unverschleiert vorzulegen."

Prof. D. G. Krüger, Gießen, in Theolog. Lit.-Zeitung (1910, Nr. 16): „. . . [Kochs Arbeit ist] eine ausgezeichnete Klarlegung eines an sich gar nicht besonders verwickelten, aber durch die Forschung oft genug verwirrten Sachverhaltes . . . Referent, den Koch mit Recht zu der Gruppe derer zählt, die Cyprian »als Vertreter einer reinen Episkopalverfassung, allenfalls mit Anerkennung einer symbolischen Bedeutung des römischen Bischof für die Einheit der Kirche, jedenfalls mit Ausschluß eines realen und aktiven Primates irgendwelcher Art bezeichnen«, glaubt, daß Kochs überzeugende Darlegungen dieser Auffassung nun zum endgültigen Sieg verholfen haben werden."

Prof. D. Karl Holl, Berlin, in der Deutsch. Literatur-Zeitg. (1910, Nr. 19): „. . . Man begrüßt es mit besonderer Freude, daß gerade Hugo Koch sich dieser Frage angenommen hat. Von seiner Gründlichkeit, seinem Scharfblick und seinem unbestechlichen Wahrheitssinn ließ sich von vornherein das Beste erwarten . . . Der Wissenschaft allein hat K. dienen wollen, und er hat ihr einen großen Dienst geleistet, indem er die Dinge wieder richtig stellte. Sein Buch gehört nicht nur zum Besten, was über Cyprian geschrieben worden ist; es ist eine der schönsten patristischen Untersuchungen, die in den letzten Jahren erschienen sind."

C. A. Kneller, S. J., in Stimmen aus Maria Laach (1910, Heft 6): „In wissenschaftlicher Beziehung fällt an Kochs Schrift vor allem ihr Mangel an Originalität auf . . . Es sind im Wesentlichen nur überall wieder die alten Sachen, die man schon aus den Pamphleten der Altkatholiken kennt . . . Zu einem geordneten Beweis kommt es im ganzen Abschnitt nicht. Stattdessen aber wiederholt er immer wieder, öfters auch in Sperrdruck, autoritativ seine Ansicht und schlägt sich mit seinen Gegnern herum. Erschöpft wird der Gegenstand nach keiner Richtung. Was gegen die Vertreter anderer Ansichten vorgebracht wird, sind zudem vielfach kleinliche Nörgeleien."

C. W. in Historisches Jahrbuch (1910, Heft 3): „Scheidet B. als Interpolation aus der Diskussion aus und bewährt sich die von Koch vorgetragene Interpretation der einzelnen Cyprianstellen von A—Z, nun, so streichen wir Cyprian aus der Reihe der Primatszeugen und halten trotz Koch an dem Satze fest, daß weder Cyprian noch irgendein anderer Kirchenvater, mag seine Bedeutung und sein Einfluß noch so hoch einzuschätzen sein, der »Kirche« gleichgesetzt werden darf."

Kohl, Regierungsbaumeister Dr. Heinrich, Posen:
Kasr Firaun in Petra. (IV, 43 S. m. 39 Abbildgn. u. 12 Tafeln.)
35,5×25,5 cm. 1910. M. 16 —; geb. M. 19 —
für Mitgl. der deutsch. Orientgesellschaft M. 13 —; geb. M. 16 —
(13. Wissenschaftl. Veröffentlichung der deutschen Orientgesellschaft.)

E. Herzfeld, Berlin, in der Orientalist. Lit.-Zeitung (1910, Heft 9): „Die Arbeit besteht aus einer sehr sorgfältigen Aufnahme und Beschreibung der Ruine, einer umfassenden Rekonstruktion und einigen Untersuchungen über ihren eigenartigen Grundriß, ihre wichtigen Stuckdekorationen und die Systeme der peträischen Felsfassaden. Die Datierungsfrage bleibt bei diesen Untersuchungen offen."

Revue Biblique (1910, Oktober): „La découverte de M. K. — car c'en est une — est d'avoir ressaisi, grâce à des vestiges encore en place et au réseau des trous de scellement, toute la décoration stuquée sous laquelle disparaissait jadis cette massive construction appareillée . . . . Non seulement dans les compositions soi-disant »baroques«, le Khazneh, ed-Deir, etc., mais jusqu' en ces façades d'abord étranges, le Tourkmaniyeh par exemple, où des rangées de pilastres nains apparaissent au-dessus d'un premier entablement, M. K. fait voir la tentative d'un sculpteur de projeter sur une paroi de roc la perspective architecturale peinte par le décorateur pompéien. Photographies et dessins ne laissent guère de doute sur l'exactitude de cette interprétation dont on pressent aussitôt la portée pour l'histoire de l'art nabatéen."

Lieblein, Dr. J., Professor der Ägyptologie an der Univ. Christiania: **Recherches sur l'histoire et la civilisation de l'ancienne Egypte.** 1. Fascicule: Régne thinite, Règne collatéraux d'Héracléopolis, le premier empire thébain, Temps des Hyksos, l'empire national restitué. (III, 192 S.) gr. 8°. 1910. M. 6 —

Prof. A. Wiedemann, Bonn, in Sphinx (vol. XIV, 2): „In der vorliegenden Schrift wendet sich Lieblein wieder in größerem Umfange chronologischen Fragen zu. Dabei hält er in allem wesentlichen an seinen früheren Ansichten fest und sucht dieselben durch die in den letzten Jahren gewonnenen Ergebnisse der neuen Ausgrabungen und Forschungen zu ergänzen und zu stützen . . . Hoffentlich läßt der Verfasser diesem interessanten und lehrreichen Hefte bald die Fortsetzung folgen, welche die ägyptische Geschichte in ihrer jüngeren Entwicklung vorzuführen haben wird."

Meissner, Dr. Bruno, Professor an der Universität Breslau: **Seltene assyrische Ideogramme.** Vollständig, mit ausführlicher Zeichenübersicht (12 S.) sowie assyrischem und sumerischem Wörterverzeichnis (132 Spalten Buchdruck). Zumeist in Autographie (XX. 721 S.) Lex. 8°. 1910. M. 90 —; in fein. Halbsaffianbd. M. 95.50 (Assyriologische Bibliothek. XX. Band.)

Otto Weber im Literarischen Zentralblatt (1910, Nr. 42): „R. Brünnows »A classified list« ist 1889 erschienen. Sie enthält eine erschöpfende Sammlung aller einfachen und zusammengesetzten Ideogramme, die in den bis dahin veröffentlichten Keilschrifttexten vorkamen. Dieses Werk ist all die Zeit hindurch das unentbehrlichste Nachschlagebuch der Assyriologen gewesen. In den mehr als 20 Jahren, die seitdem verflossen sind, ist nun eine kaum mehr übersehbare Fülle neuer Keilschrifttexte veröffentlicht worden und es gab wohl kaum ein größeres Desideratum innerhalb der assyriologischen Literatur, als eine Ergänzung des Brünnowschen Werkes durch eine Sammlung der Ideogramme in den neuen Texten. Diese ist nun in Meissners Werk geboten und zwar, wie das bei M. gar nicht anders erwartet werden konnte, in der denkbar zuverlässigsten und praktischsten Form. Bei Brünnow waren rund 15000 Ideogramme verzeichnet, M. bringt 11521 Nummern . . . Selbstverständlich hat M. auch allenthalben die im Lauf der Zeit natürlich hier und da als notwendig erwiesenen Verbesserungen zu Brünnow mitgeteilt. Die kritische Sichtung des Materials ist überhaupt der große Vorzug der M.schen Sammlung. M. hat sich nirgends mit mechanischer Aneinanderreihung der Belegstellen begnügt, sondern auf Schritt und Tritt auch kritische Beobachtungen, Textverbesserungen, Ergänzungen und Literaturnachweisungen in die Sammlung verarbeitet ... So hat nun die Assyriologie in den Brünnow-Meißnerschen Listen ein unvergleichliches, kaum jemals versagendes Hilfsmittel, das den künftigen Jüngern unserer Wissenschaft den dornenvollen Weg nach Möglichkeit ebnet und zugleich der immer genaueren Erschließung der sumerischen Sprache, für die in den Veröffentlichungen aus der Tempelbibliothek von Nippur sich ungeahnt reichhaltige Quellen zu erschließen scheinen, in glücklichster Weise verarbeitet . . . Die Ausstattung ist des monumentalen Werkes durchaus würdig."

Ninck, Johannes: **Jesus als Charakter.** Eine Untersuchung. Zweite, teilweise geänderte Ausgabe mit Registern der Namen, Sachen u. Bibelstellen. (VIII, 396 S.) 8°. 1910. M. 4 —; geb. M. 5 —
Änderungen und Register der zweiten Ausgabe allein *50 Pf.*

Aus dem Vorwort: „Das vorliegende Buch möchte durch sorgfältige psychologische Analyse zu einer schärferen Erfassung der Persönlichkeit Jesu ein wenig beitragen. Abseits von den theologischen Schulen stehend, war der Verfasser bestrebt, sich von Parteiinteressen freizuhalten, auch die entgegengesetzten Ansichten zu verstehen und unbefangen zu lernen, wo immer wissenschaftliche Forschung sich ihm bot."

Über die erste Ausgabe urteilte Ludwig Schneller, Köln:

„Ninck will durch sorgfältige psychologische Analyse zu einer schärferen Erfassung der Persönlichkeit Jesu beitragen. Daß er damit ein Thema trifft, das durch die hochgespannten theologischen Debatten der Gegenwart in den Brennpunkt des allgemeinen Interesses gerückt ist, leuchtet sofort ein . . . Unbefangen wird er den Forschern von rechts und von links gerecht. Um so dankbarer wird man die wertvolle Gabe begrüßen, die Frucht einer gründlichen Gedankenarbeit, bewundernswerter Belesenheit, liebevoller Versenkung in den Gegenstand. Viele Goldkörner finden sich in den einzelnen Kapiteln, aber das Wichtigste ist die klärende Gesamtanschauung von der Person Jesu."

Pfarrer Dr. Richard Weitbrecht in der Deutschen Welt (1907, Nr. 27): „Es ist schwer, aus der Fülle all des Anregenden und Geistvollen einzelnes herauszuheben; man kann jedes Kapitel für sich lesen und wird fast in jedem etwas Neues und, was mehr ist, etwas Wahres finden . . . Wer die Schwie igkeit, ein richtiges Charakterbild Jesu zu entwerfen, auch nur einigermaßen erwägt, der wird dieses Buch zum Ausgezeichnetsten rechnen, was über Jesus seit langem geschrieben ist."

Der alte Glaube (Lit. Beilage 1907, Nr. 5): „Man liest das schöne Buch ohne Ermüdung mit wachsendem Interesse, schließlich mit fortgerissen von einer im Preise Jesu sich steigernden edeln Beredsamkeit. Wir verkennen keineswegs die fühlbaren Schranken des Werkes. Indem der Verfasser die späteren christologisch dogmatischen Ausdrücke mit aller Absicht meidet, greift er zu der nach unserer Überzeugung unzulässigen Analogie des religiösen Genies, kommt auch nicht ohne Hinweis auf Okkultismus aus. Doch bleibt auch nach Abzug dieser Mängel noch eine Fülle großer Erkenntnisse und feiner Auslegung übrig, so daß das Buch Predigern wie nachdenklichen Bibellesern eine Fundgrube guter Gedanken sein kann."

Procksch, D. Otto, Professor an der Universität Greifswald: **Studien zur Geschichte der Septuaginta.** Die Propheten. (136 S.) 8°. 1910. M. 4 —; geb. in Leinw. M. 5 —
(Beitr. zur Wissenschaft vom alten Testament. Hrsg. v. R. Kittel. (H. 7).

Revue biblique (1910, Juli): „Le but de ses recherches est de retrouver, parmi les minuscules, les différentes familles auxquelles appartiennent les manuscrits et d'en tirer des conclusions concernant l'histoire de la version grecque avant Origène. Les minuscules sont répartis en trois groupes: le groupe hexaplaire, le groupe pré-hexaplaire, le groupe de la recension de Lucien. Toutes les variantes sont soigneusement mises en regard, puis un chapitre est destiné à montrer les rapports de ces manuscrits entre eux et leur relation avec les grands onciaux . . . L'étude de M. Procksch, conduite avec beaucoup d'acribie et de patience, figure dignement à côté de celles de Lagarde et de son élève Rahlfs sur le même sujet."

Puukko, Mag. Dr. A. F., Helsingfors: **Das Deuteronomium.** Eine literarkritische Untersuchung (VIII, 303 S.) 8°. 1910. M. 6 —; geb. in Leinw. M. 7 —
(Beitr. zur Wissenschaft vom Alten Testament hrsg. v. R. Kittel. Heft 5.)

Prof. D. O. Procksch, Greifswald in Theol. Literaturblatt (1910, Nr. 12): „In dieser Studie sind die Arbeiten, die Staerk und besonders Steuernagel zur Entstehungsgeschichte des Deuteronomiums geleistet haben, wieder aufgenommen und mit umfassender Rücksicht auf die Literatur behandelt. Der erste Teil beschäftigt sich mit dem Verhältnis des unter Josua gefundenen Gesetzbuches zum Deuteronomium, mit dessen Grundgestalt es identisch ist (S. 1—92); der zweite mit der Zusammensetzung des Deuteronomiums (S. 93—269). Dabei wird nach einem allgemeinen Ueberblicke zuerst der geschichtliche Rahmen in seinen Bestandteilen untersucht, dann die paränetische Eingangs- und Schlußrede, endlich die Gesetzessammlung selbst. Ein Anhang bietet die vermutliche Urgestalt des Deuteronomiums in deutscher Uebersetzung."

Priv. Doz. Dr. G. Hölscher, Halle a. S. in Theol. Rundschau (1910, Heft 9): „Die Arbeit bedeutet eine entschiedene Förderung des Problems."

Rothstein, D. J. W., Professor an der Universität Breslau:
Die Nachtgesichte des Sacharja. Studien zur Sacharjaprophetie und zur jüdischen Geschichte im 1. nachexilischen Jahrhundert. (IV, 219 S.) 8⁰. 1910. M. 6 —; geb. in Leinw. M. 7 —
(Beitr. zur Wissenschaft vom Alten Testament hrsg. v. R. Kittel. Heft 8)

Lic. A. Alt, Greifswald, in Theolog. Literaturblatt (1910, Nr. 19): „Der herkömmlichen Exegese gegenüber gewinnt Rothsteins Auffassung des Buches Sacharja sogleich dadurch ihre Eigenart, daß er alle Reden und Redeteile, die nicht unmittelbar zu der Schilderung der sieben Nachtgesichte gehören, als sekundär ausscheidet, ohne ihre Herkunft von Sacharja zu bestreiten. Das ursprüngliche Buch der Visionen findet er in 1, 7—15; 2, 1—4, 5—9; 3, 1—7; 4, 1—6a α, 10a β—14; 5, 1—11; 6, 1—8, 15a; ihm allein gilt die ganze Untersuchung . . . Daß R. mit dieser Auffassung grundsätzlich im Rechte ist, kann man schon heute sagen; mindestens an einem Punkte freilich (zu 6, 15a) wird seine Abgrenzung des Visionsberichtes verändert werden müssen . . . Die Exegese des Buches Sacharja hat in dem vorliegenden Buche eine bedeutende Förderung, die Entstehungsgeschichte des Judentums eine in manchem Punkte ungewöhnliche Beleuchtung gefunden; es bleibt nur zu wünschen, daß der Verf. uns bald die versprochene Fortsetzung und Vollendung seiner Sacharjastudien schenken möge."

Sanhedrin-Makkoth, die Misnatraktate über Strafrecht und Gerichtsverfahren. Nach Handschriften und alten Drucken hrsg., übers. u. erläutert v. Prof. D. Dr. Herm. L. Strack. (56 u. 60 S.) gr. 8⁰. 1910. M. 2.40
(Schriften des Institutum judaicum in Berlin, Nr. 38.)

Biblische Zeitschrift (1910, Nr. 3): „Sachlich und auch nach einer Überlieferung gehören die beiden Traktate zusammen. S. hat die Ausgabe so eingerichtet, daß sie zum Selbststudium, als Grundlage für Vorlesungen und zur inhaltlichen Verwertung dienlich ist. Dem vollständig vokalisierten, kritisch gesicherten Text folgt eine Vokabular, als Ergänzung zu den biblischen Lexika gedacht. Die Übersetzung ist zugleich eine Erläuterung, die noch durch sachliche und exegetische Anmerkungen gefördert wird. Für die biblische Archäologie des A. und des N. T. ist mit der Ausgabe ein neuer, dankenswerter Behelf geboten."

W. Bacher in Deutsche Literaturzeitung (1910, Nr. 50): ... Strack bietet den Traktat Sanhedrin in seiner ursprünglichen Ausdehnung, indem er ihm den inhaltlich zu jenem gehörigen Traktat Makkoth beigibt. Dabei gestattet er sich die Neuerung, die drei Kapitel von Makkoth, als 12., 13. u. 14. Kapitel von Sanhedrin zu bezeichnen. Da auch die besondere Fühlung angegeben ist, wird die Kongruenz mit den bisherigen Ausgaben nicht gestört. . . . Besondere Anerkennung verdient bei dieser in erster Reihe für Lehrzwecke bestimmten Ausgabe die musterhafte Korrektheit im Abdrucke des Mischnatextes und die Akribie in dessen Punktation, sowie in der Hinzufügung von Lesezeichen.

Schermann, D. Theodor, Professor an der Universität München:
Der liturgische Papyrus von Der-Balyzeh. Eine Abendmahlsliturgie des Ostermorgens (VI, 45 S.) 8⁰. 1910. M. 1.50
(Texte u. Untersuchungen Band 36, Heft 1 b).

Der Papyrus, um den es sich hier handelt, besteht aus drei Blättern, befindet sich jetzt in Oxford und dürfte aus einem Apollokloster in Oberägypten stammen. Die bisherigen Ausgaben, welche P. de Puniet und Ed. Freih. v. d. Goltz veranstalteten, schienen gewissen paläographischen Kriterien und Anhaltspunkten, welche aus der ägyptischen Kirchenordnung zu gewinnen waren, nicht zu entsprechen, weshalb der Verfasser eine Neuordnung der Blätter und eine Bestimmung des Charakters der zugrunde liegenden Lithurgie versuchte. Auf Grund sprachlicher und inhaltlicher Parallelen mit Stellen der frühägyptischen Schriftsteller mag das Alter der Liturgie, welche der im VI. bis VII. Jahrhundert geschriebene Papyrus enthält, an den Anfang des III. Jahrhunderts gesetzt werden.

Schneider, Dr. med. u. Dr. phil. Hermann, Doz. an d. Univ. Leipzig: **Kultur und Denken der Babylonier und Juden.** (XVI, 665 S.) 8⁰. 1910. M. 13.50; in Leinen geb. M. 15 — (Schneider, Entwicklungsgeschichte der Menschheit, Zweiter Band.) Inhalt: Einleitung. I. Geographie, Politische Geschichte, Verfassung und Ständebildung. II. Die Religion. III. Kunst und Schrift, Wissenschaft, Literatur.

Prof. D. H. Zimmern in Literarisches Zentralblatt (1910, Nr. 43): „Daß Schn., seinem Fache nach nicht zünftiger Orientalist oder alter Historiker, sondern Philosoph, und zwar aus der Medizin hervorgegangener Philosoph, zu einem solchen zunächst wohl etwas sehr kühn erscheinenden Unternehmen in der Tat den vollen Beruf besitzt, zeigt dieser zweite Band womöglich noch in höherem Maße, als es schon bei dem ersten der Fall gewesen war . . . Wenn vor kurzem ein bekannter alttestamentlicher Theologe (!) bereits von den knappen, vorläufigen Äußerungen Schn.s hierüber in seiner Schrift »Zwei Aufsätze zur Religionsgeschichte Vorderasiens« in einer Besprechung sagen mußte, daß es »zu dem Besten gehöre, was er aus neuerer Zeit darüber gelesen habe«, so dürfte solches Urteil noch in erhöhtem Maße von der weit ausführlicheren Behandlung des gleichen Gegenstandes in dem vorliegenden Buche gelten. Auch die Darstellung der babylonisch-assyrischen Geschichte, Kultur, Religion, die der »Laie« Schn. hier bietet, gehört in ihrer Art zum Besten, was es darüber überhaupt gibt . . . In der Einleitung stößt Schn. den alttestamentlichen Theologen, und zwar auch denen liberalster Färbung, unnötigerweise etwas gar unsanft vor den Kopf. Jedenfalls wird diese Brüskierung der doch so wünschenswerten Wirkung seines Buches speziell auch auf diese Kreise nicht gerade förderlich sein. In der Sache freilich hat dabei Schn. in weitem Umfange nur zu sehr recht."

Von demselben Verfasser erschien früher:

Kultur und Denken **der alten Ägypter.** (Entwicklungsgeschichte der Menschheit, Band I.) Mit 9 Abb. u. e. Kartenskizze. 2. Ausgabe. (XXXVI, 565 S.) gr. 8⁰. 1909. M. 12.50; geb. M. 14 — Inhalt: I. Geographischer und politischer Überblick. II. Verfassung und Ständegliederung. III. Kunst und Schrift. IV. Dichtung und Geschichtsschreibung. V. Die Wissenschaft. VI. Die Religion.

Professor W. Baudissin in Theolog. Lit.-Ztg. (1910 Nr. 21): Bei weitem der umfangreichste Teil des Bandes ist der über die Religion (S. 129—485). Eine fortlaufende geschichtliche Entwicklung der babylonischen Religion kann aus dem uns zurzeit bekannten Material direkt noch nicht ersehen werden. Daß der Verfasser sich entschlossen hat, was nicht jeder ihm nachtun möchte, mit einer aus dem Gegebenen heraus weiterspinnenden Phantasie die Lücken unserer Urkunden zu ergänzen, ist nicht ohne Nutzen. Der eine wird dies, der andere jenes willkürlich finden, und künftige Entdeckungen und Forschungen werden gewiß manche Partien als verfehlt herausstellen. Aber mehr als von den Durchschnitten durch das geschichtliche Material, die wir schon besaßen, kann von diesem Versuch einer geschichtlichen Konstruktion weitere Untersuchung zum Nachdenken angeregt werden über den geschichtlichen Platz, der den einzelnen religiösen Erscheinungen zuzuweisen ist. Der Verf. geht mit Kühnheit und Entschiedenheit durch das Gewirr astralmythologische Anschauungen und der verschiedenen Konstruktionen des babylonischen Weltbildes (vgl. auch S. 528 ff.) . . .

Ich will zunächst, zustimmend im allgemeinen, nicht im einzelnen, notieren, daß nach dem Verfasser die uns als alttestamentliche Religion bis über das Exil hinaus niemals die des Volkes in seiner Gesamtheit gewesen ist. . . Der schon über das Gewöhnliche in Anspruch genommene Raum gestattet mir nicht, weiter auf die Behandlung des Alten Testaments einzugehen. Es kam mir darauf an, das am meisten Eigenartige an diesem jedenfalls gedankenreichen Buche hervorzuheben, die gegen die Rassentheorie gerichtete Streichung des Semitismus aus der Kulturgeschichte der Menschheit.

Schürer, D. Emil, weiland Professor an der Universität Göttingen: **Geschichte des jüdischen Volkes** im Zeitalter Jesu Christi. 4. Auflage.

Dritter Band: Das Judentum in der Zerstreuung und die jüdische Literatur. (VII, 719 S.) gr. 8°. 1909. M. 15 —, in Halbfranz M. 17,25.

Register zu Band I—III (Anfang 1911) M. 3 —; geb. M. 4 —

Die früheren Bände enthielten:

Erster Band: Politische Geschichte Palästinas von der Makkabäerzeit bis zur Umwandlung Jerusalems in eine römische Kolonie (175 v. Chr. bis 135 n. Chr.) (IX, 780 S.) 1901. gr. 8°. M. 18 —; geb. M. 20.25

Zweiter Band: Die inneren Zustände (Allgemeine Kulturverhältnisse, Verfassung, Synedrium, Hohepriester, Priesterschaft und Tempelkultus, Schriftgelehrsamkeit, Pharisäer und Saduzäer, Schule und Synagoge, das Leben unter dem Gesetz, die messian. Hoffnung, die Essener) (VII, 680 S.) gr. 8°. 1907. M. 14 —; geb. M. 16.25

Vollständig in drei Bände gebunden M. 56.75

(Das Register einzeln in Leinen gebunden) M. 57.75

Schm. in Literarisches Zentralblatt für Deutschland (1910, Nr. 1): „Mit dem vorliegenden Bande ist die Fundgrube unseres Wissens über Geschichte, Zustände und Literatur des jüdischen Volkes vor und zu Jesu Zeit, die Schürers Buch nun schon seit 35 Jahren bildet, wieder einmal vollständig. Die Forschungen der 11 Jahre, die seit der vorletzten Auflage verstrichen sind, haben allein diesem Bande eine Vermehrung um fast 160 Seiten gebracht. Auf welche interessanten und wichtigen Punkte sie sich hauptsächlich erstreckt, ist in dankenswerter Weise im Vorwort angegeben. Die Ausnutzung der Inschriften und Papyri hat an ihr einen ebenso großen Anteil wie die Literarkritik und die Geschichtsforschung im weitesten Umfange."

C. W. in Historisches Jahrbuch (1910, Heft 2): „Die zahlreichen Erweiterungen, welche die nach 11 Jahren (vgl. Hist. Jahrb. XX, 120) nötig gewordene vierte Auflage dieses Bandes aufweist, »sind fast durchweg durch neue Funde und neue Forschungen notwendig geworden.« In § 31 (das Judentum in der Zerstreuung; die Proselyten) waren es hauptsächlich die neu gefundenen Papyri aus Elephantine, die eingehende Berücksichtigung erheischten. »Was bisher niemand ahnen konnte, steht jetzt fest; daß es schon im 6. Jahrhundert v. Chr. im äußersten Süden Ägyptens eine jüdische Gemeinde gegeben hat, die sich als solche mindestens ein Jahrhundert lang, wahrscheinlich aber viel länger erhalten hat und den Grundstock der jüdischen Diaspora in Ägypten gebildet hat« . . . Gelobt und empfohlen zu werden braucht das Buch wahrlich nicht mehr, es hat sich ja längst einen Platz unter denjenigen wissenschaftlichen Werken erobert, die ein gutes Recht auf den Titel »standard work« haben!"

Prof. Dr. Hoberg, Freiburg i. Br. in Lit. Rundschau f. d. kath. Deutschland (1910, Nr. 8): „. . . Dieser Band ist besonders wichtig, weil die zahlreichen Apokryphen des Alten Testamentes dargestellt werden und die Literatur hierüber in der letzten Zeit sehr reichhaltig geworden ist . . . Für den Historiker und Exegeten ist Schürers Geschichte ein unentbehrliches Buch, zumal da der Verf. mit größtem Fleiß und lobenswerter Sorgfalt die Literatur in ihren mannigfachen Verzweigungen über die behandelten Gegenstände gesammelt und verzeichnet hat."

Prof. D. Oskar Holtzmann, Gießen, in Deutsche Lit.-Zeitg. (1910, Nr. 20): „Die schlichte Klarheit der Darstellung und die sichere, übersichtliche Ordnung des immer reicher zuströmenden Stoffes sind Vorzüge, die man längst an Schürer zu schätzen weiß . . . Gerade der Vergleich der einzelnen Auflagen seines großen Werkes zeigt, was die Wissenschaft an diesem mit strengster Konzentration rastlos immer weiterarbeitenden Manne verloren hat. Wir werden noch lange an seinem Reichtum zu zehren haben."

Prof. D. Bousset, Göttingen in Theol. Rundschau (1910, Heft 10): „. . . Selten ist es einem Gelehrten vergönnt gewesen, aus verhältnismäßig bescheidenen Anfängen sein Lebenswerk in immer wiederholter neuer Auflage zu so stolzer Höhe emporzuführen und ihm eine so erstaunliche und universale Weite zu geben. Selten ist es einem Forscher so gelungen, auch das allerentfernteste und entlegenste Material zur Beleuchtung und geistigen Durchdringung eines einzigen Gegenstandes heranzuziehen und ein so ungeheures Wissen um einen Mittelpunkt einheitlich und klar zu konzentrieren. Es ist eine freundliche Fügung des Geschickes gewesen, daß Sch. kurz vor seinem Abscheiden noch einmal gerade wieder das ganze Werk in einer neuen Auflage hat vollenden und es wie aus einem Guß der Öffentlichkeit hat vorlegen können. Wenn man die neue Auflage durchblättert, so staunt man immer von neuem über den Fleiß und die Umsicht, mit dem hier alles, aber auch alles, was auf dem ganzen Gebiet in dem letzten Jahrzehnt gearbeitet worden ist, zusammengetragen, gesichtet und mit sicherem Blick beurteilt ist . . . So erhalten wir in der jetzigen Auflage des Schürer'schen Werkes von neuem einen meisterhaften Einblick in den gegenwärtigen Stand der Arbeit auf dem ganzen weiten Gebiet. Nun ist dem Meister die Feder aus der Hand gesunken. Es wird Aufgabe einer jüngeren Generation sein, sein Werk fortzusetzen."

Spiegelberg, Dr. Wilhelm, Professor an der Universität Straßburg:
Der Sagenkreis des Königs Petubastis. Nach dem Straßburger demotischen Papyrus sowie den Wiener und Pariser Bruchstücken hrsg. (80 S. u. 102 autogr. S. m. 22 Tafeln.) 35×25,5 cm. 1910. M. 45 —
(Demotische Studien, herausgegeben von W. Spiegelberg, Heft 3.)

„Auf 22 Lichtdrucktafeln wird dieser neue Papyrus zugleich mit den derselben Handschrift angehörigen, von Herrn Seymour de Ricci erworbenen Bruchstücken veröffentlicht. Die Bearbeitung enthält außer der Umschrift und Übersetzung in Buchdruck ein erschöpfendes lexikalisches und grammatisches Glossar, sowie ein palaeographisches Kapitel in Autographie. Da der neue, aus dem Anfang der römischen Kaiserzeit stammende, sehr gut geschriebene Text vielfach erst das Verständnis der späten und schlechten Wiener Handschrift ermöglicht, so ist von dieser eine neue Übersetzung mit Umschrift beigefügt worden, so daß dieses Heft alle bisher bekannt gewordenen Stücke der Petubastissage vereinigt. Ein allgemeiner Teil setzt sich mit der geschichtlichen und literarhistorischen Bedeutung des ganzen Sagenkreises auseinander, der namentlich durch das hier zum ersten Male bekannt gegebene Stück über den Kampf des Königs Petubastis mit den „13 Asiaten der Gegend des Schilfsees" auch für den Alttestamentler von großem Interesse ist".

Strack, D. Dr. Herm. L., Professor in Berlin:
Jesus, die Häretiker und die Christen nach den ältesten jüdischen Angaben. Texte, Übersetzungen und Erläuterungen. (88 u. 40 S.) gr. 8°. 1910. M. 3 —
(Schriften des Institutum Judaicum in Berlin, Nr. 37.)

Samuel Krauß, in Zeitschr. f. hebr. Bibliographie (1910, Nr. 3): „Prof. Strack ist bekannt durch die Kunst, auf kleinem Raum eine Fülle wohldurchdachten und wohlgeordneten Stoffes meisterhaft zu geben. Auch in diesem Buche wird ein von reichem Stoffe gefüllter, geschlossener Teil in erstaunlich knapper Form vorgelegt; 40 Seiten enthalten die hebräischen Texte aus der Zeit der Tannaiten und der Amoräer, deren Übersetzung und Erläuterung auf Seite 18—90 gegeben wird, während die ersten 18 Seiten ein Vorwort, Angabe der Hilfsmittel zur Feststellung des Textes, Literatur und den wichtigen Abschnitt »Jüdische Angaben über Jesum in der Gr. Kirche« und detto »In der lat. Kirche« umfassen."

G. He. im Literarischen Zentralblatt (1910, Nr. 35): Jeder, der über das Judenchristentum arbeitet, muß zu diesem Buche greifen."

Ungnad, Dr. Arthur, Professor an der Universität Jena: **Keilschrifttexte der Gesetze Hammurapis** Autographie der Stele sowie der altbabylonischen, assyrischen und neubabylon. Fragmente. (V, 42 S.) 36,5×26 cm. 1909. kart. M. 8 —

Otto Weber in Literarisches Zentralblatt (1910, Nr. 13/14): „Mit dieser Textausgabe des berühmten Codex Hammurabi und der zugehörigen Texte hat Ungnad eine längst schmerzlich empfundene Lücke aufs glücklichste ausgefüllt ... Sie gibt in wundervoll klaren, den charakteristischen Ductus glücklich treffenden Autographien den ganzen Text der Stele, der altbabylonischen in Susa nachträglich gefundenen und der in Abschriften für Assurbanipals Bibliothek erhaltenen Fragmente. Zwei neubabylonische Fragmente aus dem Berliner Museum werden zum ersten Male im Originaltext publiziert. Die Vorbemerkungen weisen die Konkordanzen der einzelnen Stücke mit der Stele nach und geben in überaus dankenswerter Weise eine Zusammenstellung aller in den Texten sich findenden Fehler ... Mit dieser Textausgabe hat sich der Verfasser alle Mitforscher, und namentlich Lehrer und Lernende an den Universitäten, zu neuem Dank verpflichtet. Die Verlagsbuchhandlung hat durch Festsetzung eines mäßigen Preises die allgemeine Einführung der Ausgabe für den Unterricht ermöglicht."

C. Fossey in Journale Asiatique (1909, Nov./Dez.): „M. Ungnad a eu l'excellente idée de réunir ces importants matériaux dans une publication facile à consulter, d'un prix très modéré, et pourtant élégante. Son autographie est excellente. La comparaison des différentes recensions lui a permis de relever un assez grand nombre de fautes de copie ou de gravure; quatre vingts pour la stèle seule."

Vogels, D. Heinr. Jos., Religions- und Oberlehrer in Düsseldorf: **Die Harmonistik im Evangelientext des Codex Cantabrigiensis.** Ein Beitrag zur neutestamentlichen Textkritik. (IV, 119 S.) 8°. 1910. M. 4 —
(Texte und Untersuchungen. Band 36, Heft 1a).

Prof. D. Eb. Nestle, Maulbronn, in Theolog. Literaturblatt (1910, Nr. 19): „... Die erneute Untersuchung der Frage ist verdienstlich. Sie verläuft in drei Abschnitten: § 1. Harmonistik in sachlichen Differenzen, S. 8—12 (15 Beispiele); § 2. Harmonistik in Übergängen (bis S. 22); § 3. Parallele Varianten (152 Beispiele) bis S. 44. Das Ergebnis S. 45: Die Evangelienharmonie, welche den Codex D in so ausgedehntem Maße beeinflußte, war ein Diatessaron, und zwar das des Tatian, das also ursprünglich griechisch war, aber — und nun kommt das neue, was S. 46—62 bewiesen werden soll — eine lateinische Bearbeitung neben oder vielmehr über sich hatte; das lateinische sei interlinear über das griechische geschrieben gewesen. Die zweite Hälfte des Heftes füllt § 4 die »Liste der harmonistischen Lesarten« (S. 62—107) und das Register der zitierten Schriftstellen (S. 108—119)."

Völker, Dr. phil. Karl: **Der Protestantismus in Polen** auf Grund der einheimischen Geschichtsschreibung dargestellt. (VII, 240 S.) gr. 8°. 1910. M. 6 —; geb. in Leinw. M. 7 —

Prof. D. Paul Tschackert, Göttingen, in Theol. Lit.-Zeitung (1910, Nr. 13): „... Als Wegweiser in die polnische Historiographie des polnischen Protestantismus wird das Buch gute Dienste leisten und als Nachschlagewerk geradezu unentbehrlich sein ... Während wir deutschen Kirchenhistoriker meist nur einige lateinisch geschriebene Quellenwerke zur Geschichte des polnischen Protestantismus kennen und benutzen, wird uns hier eine große Fülle lateinischer und polnischer Literatur darüber vorgeführt, und zwar so sachgemäß und übersichtlich orientierend, daß man sich auf diesem, meist unbekannten Felde leicht zurechtfindet ... Das Werk sollte auf keiner größeren Bibliothek fehlen und der Kirchenhistoriker der Neuzeit wird es gern dem »Handwerkszeuge« seiner Handbibliothek einreihen."

Lic. Dr. Th. Wotschke, Santomischel, in Posener Historische Zeitschrift: „Der Wert der Arbeit ist um so größer, als der Verfasser mit seiner eingehenden Kenntnis der einschlägigen Geschichtswerke ein sicheres, wissenschaftlich geschultes Urteil verbindet und mit sicherer Hand durch die weitschichtige Literatur hindurchführt. Für jeden Anfänger, der auf dem Gebiete der polnischen Reformations- und Kirchengeschichte wissenschaftlich arbeiten will, ist die Arbeit von höchstem Werte, kein anderes Buch orientiert ihn über die einschlägigen Vorarbeiten und Quellenveröffentlichungen so gut und sicher; aber auch dem Kenner wird es noch manche Handreichung tun können."

Weiß, D. Bernhard, Exz., Professor an der Universität Berlin:
Der Hebräerbrief in zeitgeschichtlicher Beleuchtung. (110 S.) 8°. 1910. M. 3.50
(Texte und Untersuchungen, Band 35, Heft 3.)

Prof. D. Riggenbach, Basel, in Theolog. Lit.-Blatt (1910, Nr. 20): „Eine Spezialstudie des um die neutestamentliche Wissenschaft so verdienten Berliner Exegeten wird man stets mit lebhaftem Interesse zur Hand nehmen, und auch dann, wenn sie wie die vorliegende, nicht beabsichtigt, neue Bahnen zu weisen, sondern die anderwärts bereits dargelegten Anschauungen des Verfassers neu zu begründen und auszuführen, nicht ohne Gewinn und vielfache Belehrung studieren. Die Untersuchung will dartun, daß der Hebräerbrief wirklich ein Brief ist, dazu bestimmt, die palästinensischen Judenchristen um die Mitte der 60er Jahre vor dem Rückfall in gesetzliches Judentum zu warnen . . . Die exegetische Begründung ist mit jugendlicher Frische und gewohntem Scharfsinn gegeben."

Literarisches Zentralblatt (1910, Nr. 32): „Seine Ansicht über die Abfassungsverhältnisse des Hebräerbriefes hat Weiß oft genug zum Ausdruck gebracht. Es ist ihm diesmal darum zu tun, durch eine genaue Analyse jedes einzelnen Abschnittes die von Vers zu Vers vorschreitende Detailexegese der Kommentararbeit zu ergänzen. Das geschieht in fortlaufender Auseinandersetzung mit v. Soden, dessen Auffassung des Briefes zu der von Weiß in diametralem Gegensatz steht."

Zickendraht, Lic. Karl, Pfarrer in Veltheim (Schweiz):
Der Streit zwischen Erasmus und Luther über die Willensfreiheit. (XII, 205 S.) 8°. 1909. M. 4.50; geb. M. 5.50

J. N. in Literarisches Zentralblatt (1910, Nr. 38): „Sorgfältig legt er den Gedankengang der Einzelschriften dar, geht den Zusammenhängen mit der Gesamtanschauung der beiden Geisteshelden nach und den Einflüssen, die von anderwärts her auf sie eingewirkt haben . . . Zickendrahts Buch wird dem Forscher besonders auch wegen der ausführlichen Inhaltsübersicht, des genauen Namensregisters und der Anmerkungen willkommen sein.

He. in Zeitschrift für wissenschaftl. Theologie (1901, Nr. 4): „Eine sehr sorgfältige Neuuntersuchung über das vielbehandelte Thema. Interessant ist namentlich der Nachweis, daß der entscheidende Antrieb zur Abfassung der Diatribe des Erasmus von England ausgegangen ist, und daß ein Teil dieser Schrift, die Widerlegung von Luthers Assertio, von einer Schrift John Fishers, des Bischofs von Rochester, abhängig ist. Sehr inhaltreiche Anmerkungen am Schluß versuchen u. a. die Beziehungen von Luther und Erasmus zu Laurentius Valla und Augustin aufzuhellen."

Prof. D. Paul Wernle, Basel, in Kirchenbl. f. d. reform. Schweiz (1910, Nr. 25): „. . . Der Verfasser hat sich bemüht, den beiden Männern seines Themas gerecht zu werden, so gut das ein ernster Mensch fertig bringt. Er bringt jedenfalls auch für Erasmus eine Kenntnis als Vorbedingung des Verständnisses herbei, um die ich ihn beneide, er konnte eine ganze Reihe unbekannter Beziehungen des Erasmus zu Vorgängern in der Behandlung seines Themas aufdecken und vor allem, er gehört zu den ganz wenigen Menschen, die den dickleibigen Hyperaspistes des Erasmus, die Antwort auf Luthers Schrift de servo arbitrio durchgelesen haben und uns auf wenig Seiten sagen können, was darin steht.

Das letzte Werk von Professor Dr. Carl Hilty:

Bestimmungsgemäss nach Prof. H.'s Tode erschien im Herbst 1910:

Das Evangelium Christi. Mit einigen erläut. Anmerkgn.

Taschenformat. M. 3 —; in Leinen M. 4 —; in Leder M. 5.50

Dieses nachgelassene Werk, von Hilty für den eigenen Gebrauch niedergeschrieben in den wohl schwersten Jahren, als er auch mit dem Leben bald abschließen zu müssen glaubte, ist mehr noch als seine andern Schriften dazu bestimmt, jedem noch nicht ganz dem Materialismus Verfallenen die Verantwortung für sich und andere auf die Seele zu legen und den unvergleichlichen Gesundbrunnen des reinen, klaren Evangeliums Christi in seiner erquickenden Frische möglichst echt von neuem zu erschließen. Einige Textproben mögen das darin Gebotene veranschaulichen:

Zu Mtth. 10, 9: „Die Lehre Christi ist die einzige mögliche Idealität. Mit ihm kann man in dieser Welt, die „im Bösen liegt", ideell leben und ohne Schaden durchkommen; ohne ihn soll es nur niemand probieren; er kann es nicht durchführen, die Sache wird ihm zu schwer, und er wird, wenn er nicht zurückgeht, so wie ein sehr drastisches Bild des Evangeliums es beschreibt, unfehlbar zum Einsiedler oder Menschenhasser."

Zu Mtth. 14, 30: „Mut gehört vor allem zum Christentum, wie zu allem Großen; das Gebet aber war das richtige. Auf dasselbe hin streckt der Herr noch heute in allen unseren dunkeln Stunden die Hand nach uns aus. Es ist das Gebet, das wir am meisten gebrauchen, nicht das Vaterunser, das für sehr viele Christen zu hoch und vielfach zu einer bloßen Formel geworden ist, die auch gedankenlos hergesagt werden kann. Das Wort: „Herr, hilf mir", aus voller Seele gesprochen, hilft stets."

Zu Joh. 4, 14: „Das ist noch heute der stärkste Beweis für die Wahrheit des Christentums. Es gibt keine Philosophie, welche den Durst des Menschen nach Aufklärung über den Zweck seines Lebens und nach Befriedigung durch dasselbe vollkommen und dauernd stillt, so daß er niemals wiederkehrt. Das Christentum allein vermag das. Aber das Christentum Christi, wohlverstanden, keine bloße Kirchenzugehörigkeit."

Übersicht zu Hinrichs' „Wissenschaftlichen Neuigkeiten", Januar 1911

(auch für Bestellungen verwendbar)

Druck von Hartmann & Wolf in Leipzig.



Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig

DIE

PALÄSTINA-LITERATUR

EINE INTERNATIONALE BIBLIOGRAPHIE IN SYSTEMATISCHER ORDNUNG MIT AUTOREN- UND SACHREGISTER

UNTER MITWIRKUNG VON

HERM. v. CRIEGERN, RICH. HARTMANN, SAM. RAPPAPORT
CHR. O. THOMSEN, WILL. ZEITLIN

UND MIT UNTERSTÜTZUNG

DES DEUTSCHEN VEREINS ZUR ERFORSCHUNG PALÄSTINAS
DES PALESTINE EXPLORATION FUND
DER ZIONISTISCHEN KOMMISSION ZUR ERFORSCHUNG PALÄSTINAS
DER GESELLSCHAFT ZUR FÖRDERUNG DER WISSENSCHAFT DES JUDENTUMS

BEARBEITET UND HERAUSGEGEBEN

VON

PETER THOMSEN

DR. PHIL., GYMNASIALOBERLEHRER IN DRESDEN

Zweiter Band

DIE LITERATUR DER JAHRE 1905—1909

XX, 316 Seiten; Preis M. 8—, in Leinw. geb. M. 9—

Aus dem Vorwort.

In Band I konnte ich für 10 Jahre 2918 Nummern geben, jetzt für die Hälfte der Jahre und für Nachträge zum ersten Bande 3755 Nummern. Mehrere Einzelabteilungen sind neu eingefügt, einige erheblich erweitert worden. Der Umfang der Abteilungen II: Geschichte und VI: Das heutige Palästina ist ganz bedeutend gewachsen. (Vergl. z. B. den Abschnitt „Zionismus".)

Die äußere Anordnung der Titel ist auf Wunsch des neuen Verlegers anders geworden. Das Register ist auch erheblich ausgestaltet, indem es diesmal außer den Verfassernamen auch Personen, Sachen und Orte aufführt. Es empfiehlt sich, dasselbe zu allererst nach dem gewünschten Verfasser oder Stichwort zu befragen; es wird m. E. eine Auskunft kaum versagen.

P. 407

Band I des Werkes, die Literatur der Jahre 1895 bis 1904, Preis *M* 5—, in Leinw. geb. *M* 6—, ist in unseren Verlag übergegangen.

Aus den Besprechungen:

G. Hölscher in Theologisches Literatur-Blatt 14. VIII. 08:
Das Werk ist mit der bekannten Sorgfalt des Verfassers gearbeitet, und seine bibliographischen Kenntnisse dürften ihm eine nahezu vollständige Zusammenstellung aller größeren, kleineren und kleinsten Arbeiten des genannten Jahrzehntes ermöglicht haben. Jeder in der Palästinawissenschaft Arbeitende wird fortan die Bibliographie benutzen müssen.

A. Sandler in Monatsschr. f. Gesch. u. Wissensch. d. Judentums Jhrg. 53:
Ganz besonders angenehm wird die systematische Ordnung und das alphabetische Register empfunden werden. Die Ordnung des Materials ist vorzüglich. Alle, die die Palästina-Literatur verfolgen, besonders aber die, welche sich für ein Specialgebiet interessieren (denn diese bedürfen einer besonders sorgfältig ausgearbeiteten Bibliographie) werden das Werk mit Freuden begrüßen und Th. zu Dank verpflichtet sein.

E. Schürer in Theologische Literatur-Zeitung 1908, 21:
Mit lebhaftem Dank zu begrüßen — hochwillkommen — ungeheure Stoffmasse.

G. Wildeboer in Deutsche Literaturzeitung 1909, 10:
Was jeder alttestamentliche Theologe und Archäologe doch nicht entbehren kann, das wird ihm hier in der bequemsten Weise dargeboten. Denn nicht nur systematisch geordnet wird ihm die komplette Liste der Errungenschaften der Forschungen und Studien dargeboten, sondern ein alphabetisches Register der Verfasser resp. Stichwörter ist noch, um den Gebrauch des Buches zu erleichtern, hinzugefügt.

wichtigsten geographischen Begriffe, soweit deren Behandlung für die mir gestellte Aufgabe unerläßlich war, heranzutreten.

Das Resultat dieser fast vierjährigen Arbeit ist das vorliegende Buch. Die darin enthaltenen Einzelstudien habe ich im wesentlichen in der Reihenfolge aneinandergereiht, in der ich sie ausgearbeitet habe, wobei ich bemüht gewesen bin, jede Untersuchung möglichst als ein für sich stehendes Ganzes zu behandeln, um meine Forschungen nicht durch einmal gefaßte Ansichten beeinflussen zu lassen. Wenn ich trotzdem, von welcher Seite ich die mir gestellten Fragen auch zu beleuchten versuchte, immer wieder zu den gleichen Resultaten gedrängt worden bin, so glaube ich daraus entnehmen zu können, daß ich nicht allzusehr vom rechten Wege abgekommen sein kann. Ebensowenig freilich gebe ich mich dem Wahne hin, über die betreffenden Fragen das letzte Wort gesprochen zu haben, und werde die im folgenden niedergelegten Ansichten korrigieren, sobald man mich von ihrer Unhaltbarkeit überzeugt. Es ist ja heute sowieso eine ziemlich undankbare Sache, sich mit derartigen Problemen zu beschäftigen, da man immer darauf gefaßt sein muß, daß irgendein glücklicher Ausgrabungsfund die schönsten Ergebnisse rettungslos über den Haufen wirft. Nach meiner Ansicht kommt es aber auch sehr wenig darauf an, ob wir unsere Anschauungen in Einzelheiten über kurz oder lang zu modifizieren genötigt werden sollten; wichtig ist nur, die allgemeinen geographischen Voraussetzungen unserer alttestamentlichen Überlieferung möglichst klar herauszuarbeiten, damit wir allmählich dem Ziele der Aufhellung der Geschichte Israels näher kommen. Als eine diesem Zwecke gewidmete Vorarbeit möchte ich daher auch mein Werk betrachtet sehen.

Es ist wohl heute nicht mehr nötig zu versichern, daß ich mich bemüht habe, so viel als nur irgend angängig von andern zu lernen; ich glaube es hinreichend deutlich gemacht zu haben, wo immer ich mir die Ergebnisse meiner Vorgänger zunutze gemacht habe; wo das nicht geschehen ist, fühle ich mich von anderen unabhängig. Trotzdem möchte ich aber nicht verfehlen, auch an dieser Stelle noch derjenigen Erwähnung zu tun, in denen ich in allererster Linie meine Meister verehre. Nicht ohne Absicht habe ich das erste Kapitel meines Buches dem Begriffe Miṣraim-Muṣri gewidmet, denn die geniale Behandlung des Muṣri-Problems durch H. Winckler ist für meine eigenen Untersuchungen von grundlegender Bedeutung geworden. Aber auch sonst habe ich aus H. Wincklers Schriften überall entscheidende Anregungen empfangen. Des weiteren nenne ich die Arbeiten T. K. Cheynes in der Encyclopaedia Biblica, in denen ich stets ebenso gründliche wie geistvolle Belehrung gefunden habe. Wenn ich dennoch schließlich zu Ansichten gekommen bin, die von denen Cheynes in äußerlich auffallendem Maße abweichen, so möchte ich betonen, daß die prinzipielle Übereinstimmung unserer beiderseitigen Ergebnisse trotzdem sehr weitgehend ist. Letzteres gilt in gleicher Weise von dem Verhältnis meiner Arbeit zu denen E. Meyers, insbesondere dessen „Israeliten und ihre Nachbarstämme", und in vieler Hinsicht auch von den Arbeiten F. Hommels, dem insbesondere die Klärung der Bedeutung der Begriffe Šur-Gešur Ašur zu verdanken ist. Alle diese Gelehrten glauben noch immer

an der traditionellen Lokalisierung der ganzen Urgeschichte Israels im Südlande Palästinas, d. h. in der Wüste, festhalten zu müssen, während ich im folgenden den Nachweis erbracht zu haben glaube, daß diese Auffassung unbedingt aufzugeben ist. Ich kann mir aber auch aus allgemeinen Erwägungen überhaupt nicht vorstellen, daß die wilden „Südstämme" die einzigen gewesen sein sollten, die uns von ihrer Existenz in dem uralten Kulturlande Palästina Kunde hinterlassen haben sollten, daß sich gerade ihre Traditionen erhalten haben sollten, während sich die Bewohner Kanaans völlig in historischer Finsternis verflüchtigt hätten. Die Entstehung unserer alttestamentlichen Überlieferung scheint mir unter solchen Voraussetzungen geradezu unmöglich. Ich gebe mich daher der Hoffnung hin, daß schon allein aus diesen Gründen meine Verlegung des Schauplatzes der Urgeschichte Israels nach Kanaan selbst Beifall finden wird, und ich denke eine Verständigung über diese Fragen wird um so eher möglich sein, als auch ich der Ansicht bin, daß die Tendenz der israelitischen „Geschichtschreibung" im Laufe der Zeit zu immer weitergehender Verschiebung der geographischen Begriffe geführt hat.

Sonst wüßte ich nur noch die immer anregenden Arbeiten von C. Niebuhr und C. Steuernagels kleine Schrift: „Die Einwanderung der israelitischen Stämme in Kanaan" als für die Entwicklung meiner Anschauungen von wesentlicher Bedeutung zu nennen. Leider zu spät erst lernte ich H. Brunnhofers lichtvolles Werk „Arische Urzeit" kennen, so daß ich ihm nur noch auf den letzten Bogen meines Buches Rechnung tragen konnte. Es ist sehr zu bedauern, daß es diesem geistvollen Forscher, der seit langen Jahren die Ansicht vertritt, daß die arischen Stämme vor der Abwanderung der nachmaligen Sanskrit-Arier nach Indien in der Gegend des Kaspischen Meeres gesessen und sich bis nach dem westlichen Kleinasien ausgedehnt haben, bisher nicht gelungen ist, die breitere Öffentlichkeit für sich zu gewinnen. Anderseits scheint auch ihm noch 1910 unbekannt gewesen zu sein, daß seine Ansichten seit 1907 durch die Ausgrabungen H. Wincklers in Boghazkiöi glänzend bestätigt worden sind.

Ich selbst möchte daran anknüpfend bemerken, daß es fürderhin auch nicht dem geringsten Zweifel mehr unterliegen kann, daß die Arier auch in Kanaan einst eine führende Rolle gespielt haben und daß sie es gewesen sind, von denen die Israeliten ihre Religion übernommen haben. Über diesen Sachverhalt war ich mir längst im Klaren; erst kurz vor Beendigung des Druckes aber fiel mir durch Zufall der Nachweis in die Hand, daß es speziell nachmalige Zarathustrier gewesen sein müssen, die Jerusalem gebaut und die wichtigsten Heiligtümer des Landes in Pflege gehabt haben. Die Stätte des Paradieses selbst, dessen Namen man schon seit langem aus dem Iranischen erklärt hat, ist nunmehr endgültig wiedergefunden und damit ist gegeben, daß Jahwe, der Gott Israels, mit fast absoluter Sicherheit ein arischer Gott gewesen ist, den die Israeliten bei ihrer Einwanderung in Kanaan vorgefunden haben. Wäre mir diese Erkenntnis früher gekommen, so hätte ich mir beträchtliche Umwege ersparen können; vielleicht ist es aber gerade der Sache förderlicher, wenn sich jeder Leser selbst überzeugen kann, auf welchem Wege ich zu meinen Resultaten gekommen bin. Jeden-

falls bitte ich nunmehr einzelne Unebenheiten meines Buches, die dadurch entstanden sind, daß ich nur mehr die letzten Druckbogen der veränderten Sachlage entsprechend umgestalten konnte, entschuldigen zu wollen.

Dem Entgegenkommen des Verlages ist es zu verdanken, daß ich dem Werke die im Maßstabe der Karte des Palestine Exploration Fund gehaltene Karte desjenigen Gebietes, auf dem sich nach meiner Ansicht die ganze ältere Geschichte Israels abgespielt hat, beigeben konnte. Ich selbst bin auf Grund des Studiums eben dieser Karte zu meinen Ergebnissen gelangt, und ich hoffe, sie wird auch anderen gute Dienste leisten. In Zukunft wird also auch demjenigen, der nicht in der Lage ist, sich Einsicht in das große, nur auf reichen öffentlichen Bibliotheken erhältliche Werk des P. E. F. zu verschaffen, Gelegenheit geboten sein, sich über die geographischen Möglichkeiten der Urgeschichte Israels zu orientieren.

M. G.

Inhaltsübersicht.

Karten.

—

Hammurabi
sein Land und seine Zeit

Von

Dr. Friedrich Ulmer

Mit 3 Abbildungen



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1907

Der Alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

9. Jahrgang, Heft 1.

Wegen der vielfach erweiterten Neudrucke empfiehlt es sich, stets nach Jahrgang, Heft, Auflage und Seitenzahl zu zitieren, also z. B.: AO. IV, 2² S. 15.

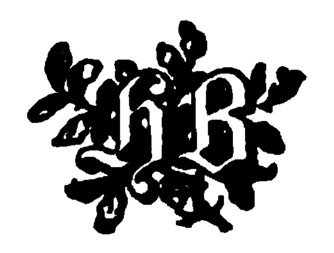
Phrygien

und seine Stellung im kleinasiatischen Kulturkreis

Von

Dr. Erich Brandenburg

Mit 15 Abbildungen



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1907

Der Alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

9. Jahrgang, Heft 2.

Wegen der vielfach erweiterten Neudrucke empfiehlt es sich, stets nach Jahrgang, Heft, Auflage und Seitenzahl zu zitieren, also z. B.: AO. IV, 2² S. 15.

Der
Zagros und seine Völker

Eine archäologisch-ethnographische Skizze

Von

Dr. Georg Hüsing

Mit 3 Kartenskizzen und 35 Abbildungen



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1908

Der Alte Orient.
Gemeinverständliche Darstellungen
herausgegeben von der
Vorderasiatischen Gesellschaft.
9. Jahrgang, Heft 3/4.

Wegen der vielfach erweiterten Neudrucke empfiehlt es sich, stets nach Jahrgang, Heft, Auflage und Seitenzahl zu zitieren, also z. B.: AO. IV, 2² S. 15.

Der Tell Halaf

und

die verschleierte Göttin

Von

Dr. Max Freiherrn von Oppenheim
Kaiserlichem Legationsrat

Mit einer Kartenskizze und 15 Abbildungen



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1908

Der Alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

10. Jahrgang, Heft 1.

Wegen der vielfach erweiterten Neudrucke empfiehlt es sich, stets nach Jahrgang, Heft, Auflage und Seitenzahl zu zitieren, also z. B.: AO. IV, 2² S. 15.

Eduard Glasers Forschungsreisen in Südarabien

Von

Dr. Otto Weber

Mit einem Bild Glasers



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1909

Der Alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

10. Jahrgang, Heft 2.

Wegen der vielfach erweiterten Neudrucke empfiehlt es sich, stets nach Jahrgang, Heft, Auflage und Seitenzahl zu zitieren, also z. B.: AO. IV, 2² S. 15.

Die Deutung der Zukunft bei den Babyloniern und Assyrern

von

Dr. Arthur Ungnad



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1909

Der Alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

10. Jahrgang, Heft 3.

Wegen der vielfach erweiterten Neudrucke empfiehlt es sich, stets nach Jahrgang, Heft, Auflage und Seitenzahl zu zitieren, also z. B.: AO. IV, 2² S. 15.

Das Vorgebirge am Nahr-el-Kelb

und

seine Denkmäler

Von

Hugo Winckler

Mit 1 Kartenskizze und 4 Abbildungen



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1909

Der Alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

Herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

10. Jahrgang, Heft 4.

Wegen der vielfach erweiterten Neudrucke empfiehlt es sich, stets nach Jahrgang, Heft, Auflage und Seitenzahl zu zitieren, also z. B.: AO. IV, 2ª S. 15.

Asurbanipal

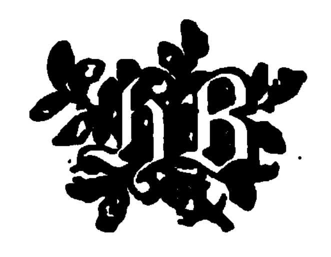
und die

assyrische Kultur seiner Zeit

Von

Friedrich Delitzsch

Mit 17 Abbildungen



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1909

Der Alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

11. Jahrgang, Heft 1.

Wegen der vielfach erweiterten Neudrucke empfiehlt es sich, stets nach Jahrgang, Heft, Auflage und Seitenzahl zu zitieren, also z. B.: AO. IV, 2² S. 15.

Die Lykier

Ihre Geschichte und ihre Inschriften

Mit 5 Abbildungen und Kärtchen der Fundorte

Von

Dr. phil. Theodor Kluge



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1910

Der Alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

11. Jahrgang, Heft 2.

Die Abbildungen 2—5 sind von der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien gütigst überlassen worden.

Babylonien

in seinen

wichtigsten Ruinenstätten

Von

Dr. Rudolf Zehnpfund

Mit 16 Plänen der Ruinenfelder und drei Abbildungen



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1910

Der Alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

11. Jahrgang, Heft 3 und 4.

Wegen der vielfach erweiterten Neudrucke empfiehlt es sich, stets nach Jahrgang, Heft, Auflage und Seitenzahl zu zitieren, also z. B.: AO. IV, 1[2] S. 15.

Die Amulette der alten Aegypter

Von

Dr. Alfred Wiedemann
Professor an der Universität Bonn



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1910

Der Alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

12. Jahrgang, Heft 1.

Wegen der vielfach erweiterten Neudrucke empfiehlt es sich, stets nach Jahrgang, Heft, Auflage und Seitenzahl zu zitieren, also z. B.: AO. IV, 2² S. 15.

Keilschriftbriefe

Staat und Gesellschaft

in der

babylonisch-assyrischen Briefliteratur

Von

Dr. Ernst Klauber

Mit einer Abbildung



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1911

Der Alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

12. Jahrgang, Heft 2.

Wegen der vielfach erweiterten Neudrucke empfiehlt es sich, stets nach Jahrgang, Heft, Auflage und Seitenzahl zu zitieren, also z. B.: AO. IV, 2² S. 15.

Der Mithrakult

Seine Anfänge, Entwicklungsgeschichte und seine Denkmäler

Von

Theodor Kluge

Mit 7 Abbildungen



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1911

Der Alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

12. Jahrgang, Heft 3.

Wegen der vielfach erweiterten Neudrucke empfiehlt es sich, stets nach Jahrgang, Heft, Auflage und Seitenzahl zu zitieren, also z. B.: AO. IV,2² S. 15.

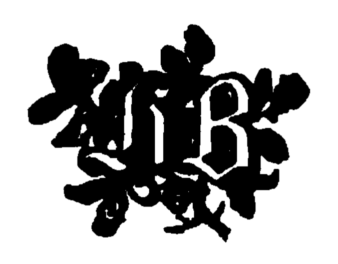
Heerwesen
und
Kriegführung der Assyrer

auf der Höhe ihrer Macht

Von

Dr. Johannes Hunger

Mit 9 Abbildungen



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1911

Der Alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

12. Jahrgang. Heft 4.

Wegen der vielfach erweiterten Neudrucke empfiehlt es sich, stets nach Jahrgang, Heft, Auflage und Seitenzahl zu zitieren, also z. B. AO. IV,2² S. 15.

Babylonische
Hymnen und Gebete

Zweite Auswahl

Von

Dr. Heinrich Zimmern
ord. Professor an der Universität Leipzig



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1911

Der Alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

13. Jahrgang. Heft 1.

Wegen der vielfach erweiterten Neudrucke empfiehlt es sich, stets nach Jahrgang, Heft, Auflage und Seitenzahl zu zitieren, also z. B.: AO. IV,2² S. 15.

Assyrische Jagden

Auf Grund alter Berichte und Darstellungen

geschildert von

Bruno Meißner

Mit 21 Abbildungen



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1911

Der Alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

13. Jahrgang, Heft 2.

Wegen der vielfach erweiterten Neudrucke empfiehlt es sich, stets nach Jahrgang, Heft, Auflage und Seitenzahl zu zitieren, also z. B. AO. IV,2² S. 15.

Kyros der Große

Von

Justin V. Prášek

Mit 7 Abbildungen im Text



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1912

Der Alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

13. Jahrgang. Heft 3.

Wegen der vielfach erweiterten Neudrucke empfiehlt es sich, stets nach Jahrgang, Heft, Auflage und Seitenzahl zu zitieren, also z. B. AO. IV,2² S. 15.

Entstehung und Herkunft der Jonischen Säule

Von

Felix von Luschan

Mit 41 Abbildungen im Text



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1912

Der Alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

13. Jahrgang, Heft 4.

Wegen der vielfach erweiterten Neudrucke empfiehlt es sich, stets nach Jahrgang, Heft, Auflage und Seitenzahl zu zitieren, also z. B. AO. IV,2² S. 15

Der Tierkult der alten Ägypter

Von

Dr. Alfred Wiedemann
Professor an der Universität Bonn



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1912

Der Alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

14. Jahrgang, Heft 1.

Wegen der vielfach erweiterten Neudrucke empfiehlt es sich, stets nach Jahrgang, Heft, Auflage und Seitenzahl zu zitieren, also z. B. AO. IV,2² S.. 15

Kambyses

Von

Justin V. Prášek



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1913

Der Alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

14. Jahrgang, Heft 2.

Wegen der vielfach erweiterten Neudrucke empfiehlt es sich, stets nach Jahrgang, Heft, Auflage und Seitenzahl zu zitieren, also z. B. AO. IV,2² S. 15.

Nach Boghasköi!

Ein nachgelassenes Fragment

von

Hugo Winckler



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1913

Der Alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

14. Jahrgang, Heft 3.

Wegen der vielfach erweiterten Neudrucke empfiehlt es sich, stets nach Jahrgang, Heft, Auflage und Seitenzahl zu zitieren, also z. B. AO. IV,2² S. 15.

Dareios I.

Von

Justin V. Prášek



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1914

Der Alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

14. Jahrgang, Heft 4.

Wegen der vielfach erweiterten Neudrucke empfiehlt es sich, stets nach Jahrgang, Heft, Auflage und Seitenzahl zu zitieren, also z. B. AO. IV,2² S. 15.

Inhalt der bisher erschienenen Hefte des „Alten Orient“ (Preis 60 Pf.)

(Fortsetzung von der zweiten Umschlagseite):

Deutung der Zukunft bei den Babyloniern und Assyrern. Von A. Ungnad. 10_3

Heerwesen und Kriegführung der Assyrer. Von F. Hunger. 12_4

Hölle und Paradies bei den Babyloniern. 2. Auflage. Von A. Jeremias. 1_3

Babylonische Hymnen und Gebete. Von H. Zimmern. 7_3

— 2. Auswahl. Von demselben. 13_1

Assyrische Jagden. Auf Grund alter Berichte und Darstellungen geschildert. Mit 21 Abb. Von Bruno Meißner. 13_2

Keilschriftbriefe. Staat und Gesellschaft in der babylonisch-assyrischen Briefliteratur. Mit 1 Abb. Von E. Klauber. 12_2

Altbabylonisches Recht. Mit 1 Abb. Von B. Meißner. 7_1

Babylonien in seinen wichtigsten Ruinenstätten. 16 Pläne, 3 Abb. Von R. Zehnpfund. $11_{3/4}$

Stadtbild von Babylon. Mit 1 Abb. und 2 Plänen. Von F. H. Weißbach. 5_4

Geschichte der Stadt Babylon. Von H. Winckler. 6_1

Nach Boghasköi! Ein Fragment. Von H. Winckler. 14_3

Dareios I. Von J. v. Prášek. 14_4

Euphratländer und das Mittelmeer. Mit 3 Abbildungen. Von H. Winckler. 7_2

Festungsbau im Alten Orient. Mit 15 Abb. 2. Auflage. Von A. Billerbeck. 1_4

Hammurabi. Sein Land und seine Zeit. Mit 3 Abb. Von F. Ulmer. 9_1

Hammurabis Gesetze. Mit 1 Abb. 4. erweiterte Auflage. Von H. Winckler. 4_4

Hettiter. 9 Abb. 2. erweiterte Aufl. Von L. Messerschmidt. 4_1

Entstehung und Herkunft der Jonischen Säule. Mit 41 Abb. Von F. von Luschan. 13_4

Kambyses. Von J. V. Prášek. 14_2

Entzifferung der Keilschrift. 3 Abb. Von L. Messerschmidt. 5_2

Keilschriftmedizin in Parallelen. 1 Schriftt. Freih. v. Oefele. 4_2

Kyros der Große. Mit 7 Abbildungen. Von J. V. Prášek. 13_3

Lykier. Geschichte u. Inschriften. 5 Abb. u. 1 Karte. Von Th. Kluge. 11_2

Der Mithrakult. Seine Anfänge, Entwicklungsgeschichte und seine Denkmäler. Mit 7 Abb. Von Th. Kluge. 12_3

Das Vorgebirge am Nahr-el-Kelb und seine Denkmäler. 1 Kartensk. und 4 Abb. Von H. Winckler. 10_4

Ninives Wiederentdeckung. Von R. Zehnpfund. 5_3

Phönizier. 2. Auflage. Von W. v. Landau. 2_4

Phönizische Inschriften. Von W. v. Landau. 8_3

Phrygien. Mit 15 Abb. Von E. Brandenburg. 9_2

Sanherib, König von Assyrien. Von O. Weber. 6_3

Tell Halaf und die verschleierte Göttin. Mit 1 Kartensk. und 15 Abb. Von M. v. Oppenheim. 10_1

Urgeschichte, Biblisch-babylon. 3. Aufl. Von H. Zimmern. 2_3

Völker Vorderasiens. 2. Aufl. Von H. Winckler. 1_1

Der Zagros u. seine Völker. Mit 3 Kartensk. und 35 Abb. Von G. Hüsing. $9_{3/4}$

Hartmann & Wolf, Leipzig.